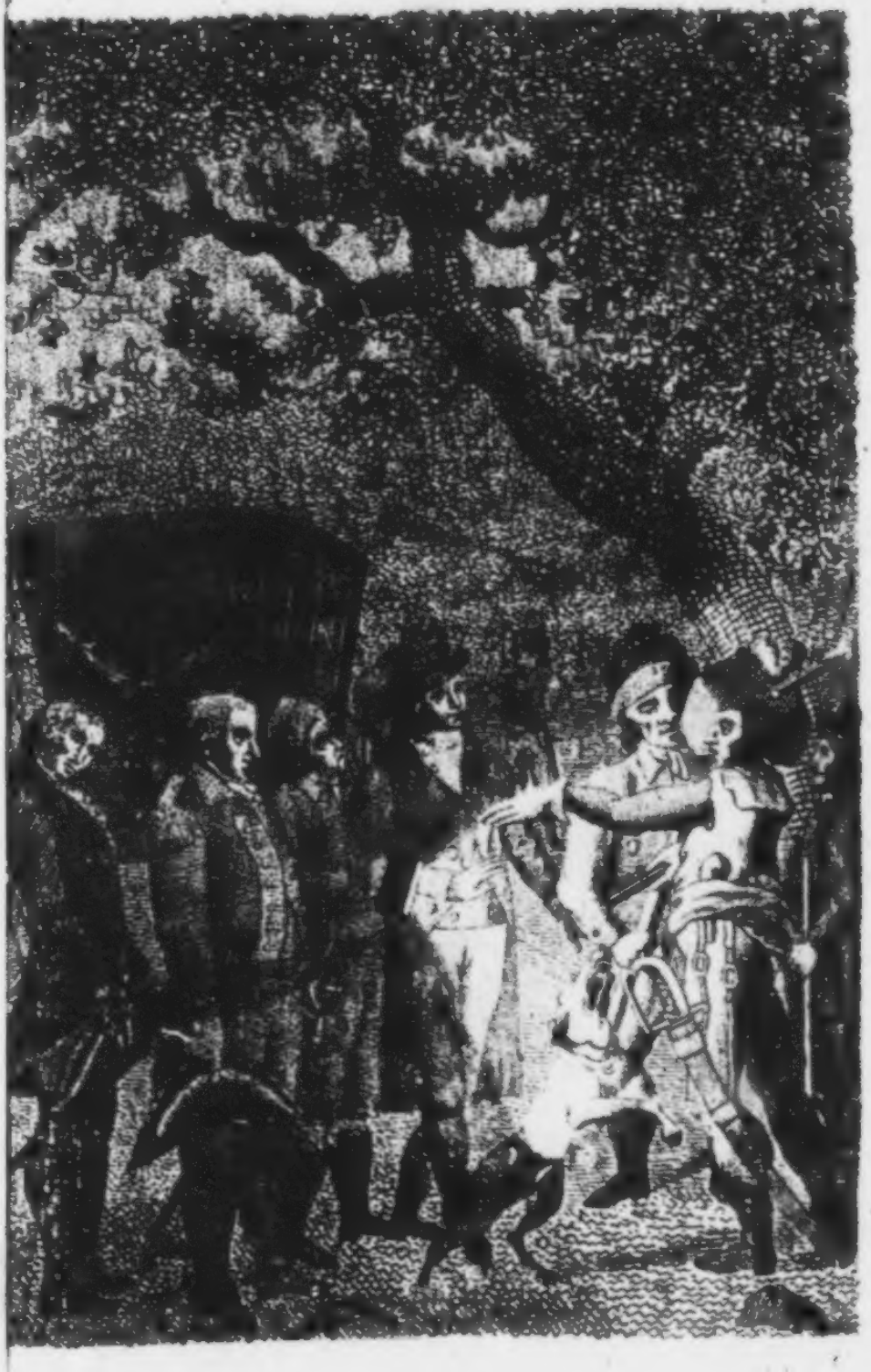

Franz Wolfstein

oder

Begebenheiten

eines

dummen Teufels.

Von

Friedrich Chriſtian Laukhard.

Erſter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern,

1799.

N

34 374.a

S

An den Leser.

Keine von allen meinen Schriften, welche ich seit 1791 herausgegeben habe, ist den schiefen Urtheilen, nicht des Publikums, sondern der Recensenten und andrer Personen, die sich von mir beleidiget hielten, entgangen: und vielleicht ist der gegenwärtige Roman das einzige von meinen Büchern, welches Gnade in den Augen der Herren Recensenten finden wird.

In meinen andern Büchern führte mich die Materie für sich schon auf Erzählungen und Anmerkungen, die nicht Jederman gefal-

len konnten. Wie war ich z. B. in meiner Lebensbeschreibung im Stande, einen Magister Weitmaul, oder einen Amtsschreiber Boger zu vergessen, oder in meinem Carl Magnus die Herren zu Wetzlar, und in den Annalen der Universität zu Schilda manchen Fürsten, Höfling und Gelehrten? —

Im gegenwärtigen Buche hoffe ich, soll Niemand die geringste Ursache finden, sich zu beklagen, er müßte denn eine Schilderung von Fehlern, die Tausenden gemein sind, für Beleidigung halten: aber dann müßte er sich auch über das neue Testament oder über den Zuschauer beschweren, und diese Schriften für Personal-Satyren halten!

Ob ich nun gleich keine Personalitäten in diesem Buche vorbringe, so muß ich doch

auch sagen, daß die hier erzählten Begebenheiten nichts weniger, als aus der Luft gegriffen sind. Ich habe viel in der Welt gelebt, Vieles gesehen, gehört und selbst erfahren; und darum war es mir eben nicht schwer, eine Menge von Begebenheiten so zusammen zu reihen, daß ein Ganzes daraus hervorging.

Alles, was man in diesem Buche antrifft, trägt sich täglich, und trug sich schon tausendmal in der wirklichen Welt zu. Ja, ich habe mich sorgfältig gehütet, Charaktere aufzustellen, die in eine andre Welt gehören, als die unsrige ist: denn welchen Nutzen, oder auch welches Vergnügen und welchen vernünftigen Zeitvertreib kann ein Buch gewähren, welches von Wesen handelt, die sich bey uns in der Welt nicht finden! Ein übertriebener

moraliſcher Charakter iſt eben nicht mehr werth, als ein Geiſt oder eine Hexe aus den Romanen des Herrn Spieß oder ein Genius aus der Tauſend und einen Nacht.

Einen Vorwurf macht man mir vielleicht, dieſen: daß mein Held und andre tugendhafte Perſonen meines Romans, durch ihre beſten Abſichten, und durch ihre beſten Handlungen lauter Schaden und Verdruß einärnten. Dieß, mögte man ſagen, kann ja den Satz untergraben, daß die Tugend, und zwar ſie allein, glücklich mache; ja, Erzählungen dieſer Art mögten gar Anlaß geben — dem Unerfahrnen nämlich und dem Leichtſinnigen — zu glauben, man brauche zum wahren Glück kein rechtſchaffener Mann zu ſeyn: der Zufall thue das Meiſte, und das Uebrige müſſe man durch Ränke und Kabalen erſetzen, indem

die Tugend, an und für sich, nie glücklich mache.

Wäre dieser Vorwurf gegründet, so könnte meine Schrift allerdings einigen Schaden anstiften. Aber zum Glück ist es ein ungegründeter Vorwurf. Es ist und bleibt eine ewige Wahrheit, daß die Tugend glücklich macht; und niemand sieht besser ein, als wer — wie ich — den Weg des Lasters und des Leichtsinnes eine Zeitlang betrat, wie sehr Juvenalis Recht hat, wenn er in seiner 10ten Satyre sagt:

— — Semita certe
Tranquillae per virtutem patet unica vitae.

Das Laster, der Leichtsinn, die Ausschweifungen, die Renommisterey und wie die Ausartungen des moralischen Gefühls, und der guten Lebensart alle heißen mögen, füh-

ren niemals zum wahren Glück: aber die Tugend für ſich allein — ohne Weltklugheit — ſtürzt auch ſehr oft in weltliches Unglück, wie die leidige Erfahrung alle Tage auch lehrt.

Quidquid agis, prudenter agas, et reſpice finem:

Dieß wichtige Notabene mögte ich jungen, unerfahrnen Leuten gern einſchärfen, damit ſie es nie vergeſſen, im Denken wie im Handeln:

Eſt modus in rebus, ſunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit conſiſtere rectum.

Wer übrigens in der heutigen Welt — und ſo war es zu allen Zeiten — glücklich werden will, der muß allerley Mittel aufbie-

then, die freylich die reine Moral nicht verſchreibt, ſelten billiget, und oft gänzlich verdammt, wie ich. Würde Herr Wurmius ſo reich ſeyn, ſolche Zulagen haben, und in ſolchem Anſehen ſtehen, wenn er nicht einem Oberbonzen geheuchelt hätte? Und demohnerachtet iſt Herr Wurmius ein großer Vertheidiger des Kantiſchen Moralprinzips! — Doch in einer Vorrede muß man keine Sätze ausführen: ſonſt wird aus der Vorrede eine Abhandlung. Meine erfahrnen Leſer, die mit dem Weltlauf bekannt ſind, verſtehen mich ſo ſchon.

Warum ich das Buch Begebenheiten eines dummen Teufels genannt habe? — Je nun, dieſer Ausdruck wird gewöhnlich gebraucht, wenn von einem Menſchen die Rede iſt, der ſo denkt und handelt, wie mein Held.

Polly ſchlägt den reichen Stax aus, weil er ein Narr iſt, und heyrathet den armen Amaranth, weil ſie ihn kennt als einen vernünftigen, fleißigen Mann. Die Leute nennen Polly einen dummen Teufel von Mädchen: denn bey Staxen hätte ſie können in der Kutſche fahren, alle Moden mitmachen, alle Bälle und Redouten beſuchen, ins Schauſpiel ziehen und Nächte durch ſpielen. Dieß fällt bey ihrem Amaranth weg: denn ſeine Einkünfte reichen dazu nicht hin. Iſidor weigert ſich, falſche Dokumente zu machen: er verliehrt die Gunſt ſeines Fürſten, und man jagt ihn weg. Gleich heißt er ein dummer Teufel! — Manche ſagen ſogar: wir hätten an ſeiner Stelle ſeyn ſollen: ganz anders wollten wir es gemacht haben! — Kurz: Wer durch ſeine Schuld unglücklich wird, iſt

oder heißt allemal dumm, gesezt auch, er wäre es durch edle Thaten geworden.

„Man lacht über die Einfalt des Gerech„ten," schreibt Papst Gregor im zehnten Buche seiner Moralium, im 16ten Kap. über das 12te Kap. Hiobs. „Der Weltlinge Weis„heit ist, das Herz unter Ränken zu verste„cken, die Gesinnung mit Worten zu um„schleiern, was falsch ist, für Wahrheit aus„zugeben, und was wahr ist, als falsch dar„zustellen. Diese Klugheit haben Jünglinge „durch den Gebrauch inne, und Kinder ler„nen sie um Geld. Wer sich auf sie versteht, „geht stolz einher und verachtet Andere: wer „sich auf sie nicht versteht, bewundert Andere „in Ergebenheit und Furcht, weil sie eben „das schändliche Doppelwesen unter verklei„sterndem Namen lieben, indem sie eine ver-

„kehrte Denkungsart Höflichkeit nennen, oder „die Kunst zu leben. Wer ihr nachlebt, wird „aufgefodert, hohen Ehrenposten nachzutrach„ten, an der erhaschten Seifenblase der Welt„Ehre sich zu ergötzen, zugefügtes Böses recht „vielfach zu vergelten; wenn die Kräfte zurei„chen, keinem Widerstrebenden auszuweichen: „und wenn sie nicht zureichen, was sie durch „Bosheit nicht ausführen können, in friedser„tiger Gutmüthigkeit zu erheucheln.“*) — Soviel über die Tendenz dieses Buches und dessen Titel!

---

*) Deridetur justi simplicitas. Hujus mundi sapientia est, cor machinationibus tegere, sensum verbis velare, quae falsa sunt, vera ostendere; quae vera sunt, falsa demonstrare. Haec nimirum prudentia usu a juvenibus scitur, haec a pueris pretio discitur: hanc qui sciunt, ceteros despiciendo superbiunt; hanc qui nesciunt, subjecti et timidi in aliis mirantur, quia ab eis haec eadem duplicitatis iniquitas nomine pal-

Meine Schreibart haben einige Recenſenten hier und da getadelt; Einer hat mir ſogar vorgeworfen: ich ſey ein Liebhaber der Zootologie, und führe die Kernſprache der Studenten. Hier will ich dieſen Vorwürfen nicht begegnen: das ſoll geſchehen zu ſeiner Zeit. — In dieſem Buche werden aber die Herren Recenſiſten in dieſer Hinſicht wenig, — in andrer vielleicht mehr, — zu tadeln finden. Wenn indeß dieß mein Buch nur meinen guten Leſern gefällt, und wenn mir mein Herr Verleger meldet, daß er bey dem Verlag deſ-

---

liata diligitur, dum mentis perverſitas urbanitas vocatur. Haec ſibi obſequentibus praecipit, honorum culmina quaerere, adepta temporalis gloriae vanitate gaudere, irrogata ab aliis mala multiplicius reddere: cum vires ſuppetunt, nullis reſiſtentibus cedere; cum virtutis poſſibilitas deeſt, quidquid explere per malitiam non valent, hoc in pacifica bonitate ſimulare. —

ſelben keinen Schaden hat, ſo warte ich künftig mit mehr dergleichen auf: ich habe noch Manches von dieſer Art in Petto.

Ich hoffe, man wird mir dieß nicht verdenken: wenigſtens wird ein Buch dieſer Art immer ſo gut ſeyn, als eine Geiſtergeſchichte von Spieß, eine verhunzte wahre Geſchichte von Meißner und Feßler, oder eine zur Eſelsbrücke für Schuljungen und ungeſchickte Lehrer dienende, elende, holprige, unrichtige und ausgeſchmierte Ueberſetzung der illuſtern Autoren Griechenlands und Roms. Halle, im Jul, 1799.

Fried. Chriſt. Laukhard.

Inhalt
des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Die Zigeunerin. . . . . S. 3

Zweytes Kapitel.

Untersuchung und Verhör, aber nicht zur nähern Auskunft. 13

Drittes Kapitel.

Der Major von Wolfstein. 20

Viertes Kapitel.

Tu, si recta facis, ne cures verba malorum, oder: Thue recht und scheue Keinen. . . 28

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte geht etwas rasch vorwärts. . 37

Sechstes Kapitel.

Franz auf dem Gymnasium. 46

Siebentes Kapitel.

Das Gymnasium. 53

Achtes Kapitel.

Heißt das studieren? 63

Neuntes Kapitel.
Wie man's treibt, ſo geht's. = = 73
Zehntes Kapitel.
Der Primaner. = = = = 80
Eilftes Kapitel.
Franz bekehrt ſich. = = = = 93
Zwölftes Kapitel.
Vexat cenſura columbas. = = = 105
Dreyzehntes Kapitel.
Franz bekömmt einen Hofmeiſter. = = 114
Vierzehntes Kapitel.
Univerſitätsſtudium unſers Helden. = = 124
Funfzehntes Kapitel.
Franz wird relegirt. = = = = 132
Sechszehntes Kapitel.
Nulla calamitas ſola! = = = = 143
Siebenzehntes Kapitel.
Rechnung ohne den Wirth. = = = 153
Achtzehntes Kapitel.
Franz tritt in die Welt. = = = 161
Neunzehntes Kapitel.
Franz macht ſein Glück. = = = 170
Zwanzigſtes Kapitel.
Liebeshiſtorien. = = = = 181
Ein und zwanzigſtes Kapitel.
Franz benimmt ſich, wie ein dummer Teufel. 194
Zwey und zwanzigſtes Kapitel.
Fortſetzung. = = = = 207

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Wetzlar. Kabale und Ehrlichkeit. = = = 215

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Kabaliſten fallen durch. = = = 227

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Alte Liebe roſtet nicht. = = = 239

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ueberlegungen. = = = = 248

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Franz fällt durch. = = = = 262

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Franz ein dummer Teufel auch als Advokat. 272

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Traurige Folgen eines ſehr dummen Streiches. = = = = 285

Dreyßigſtes Kapitel.

Der Straßenräuber beſchämt den Menſchendieb. = = = = = 300

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Wieder ein dummer Streich, und böſe Folgen deſſelben. = = = = = 312

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Wolfſtein nolens volens Soldat. = = 326

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Iſt gar ſehr kurz und kann, ohne die Geſchichte zu unterbrechen, überſchlagen werden. = 340

Erſtes Kapitel.

Die Zigeunerin.

Der Major Wolfſtein ging eines Tages in einem kleinen Wäldchen, eine halbe Stunde von dem Dorfe Lindenbach, woran er wohnte, ſpazierten. Es war ein heiterer Frühlingstag; und da der Herr Major die ländliche Natur ſehr liebte: ſo kam es, daß er länger, als er ſonſt pflegte, im Wäldchen herumging. Beym Herumgehen kam er an einen ſehr einſamen Ort, und fand eine Zigeunerin am Boden liegen, die mit dem Tode zu ringen ſchien. Haſtig ging er auf ſie zu, und fragte, was ihr fehle. Mit Mühe richtete die Erſchöpfte den Kopf etwas in die Höhe, und bat: „ach, lieber Herr, nur einen Tropfen Waſſer: ich verdurſte!“

Der Major eilte nach einer Quelle, die ihm im Wäldchen bekannt war, füllte seinen Huth mit Wasser, und brachte ihn der Zigeunerin, die ihn zitternd ansezte, und mit großen Zügen sich nach und nach erquickte.

Nachdem sie sich gelabt und erholt hatte, sah sie den Major mit einer Mitleid-fodernden Miene an, und sagte: Gottes Dank, gnädiger Herr! Ach, sollten Sie mir eine Bitte versagen können, da Sie mich schon erquickt haben?

Major: Frau, wer ist Sie? Was will Sie?

Zigeunerin: Ach, gnädiger Herr, dort am Baume liegt mein Bündel: da steckt ein Kind drinnen. Machen Sie's doch auf: das arme Würmchen mögte sonst zu Schaden kommen.

Der Major fand das Bündel einige Schritte von der Zigeunerin, öffnete es, fand aber kein Kind darin, wohl aber Bettchen, worin ein Kind schien gewesen zu seyn.

Hier ist kein Kind, sagte der Major.

Du lieber Gott, kein Kind? Ach, dann habe ich mein Kind verlohren, oder die bösen

Leute dort im Dorfe haben mir es entwendet. Ach Gott, mein Kind!

Major: Was für böſe Leute meynt ſie, Frau?

Zigeunerin: Die böſen Leute da drüben zu Krumſtädt, die mich ſo zugerichtet haben, wie der Herr hier an meinem zerſchlagenen Rücken und Armen ſehen können.

Major: Pfui, wie ſieht das aus! Was haben denn die Leute mit Ihr vorgehabt?

Zigeunerin: Lieber Gott, ich bin eine Zigeunerin, und kenne die Leute ſchon lange. Ich ſage ihnen immer die gute Wahrheit. Heute früh kommen ihrer Viele in die Scheune, worin ich die Nacht geſchlafen hatte, fallen auf mich zu, ſchreien aus einem Halſe: ſchlagt die Hexe todt, und fahren mit Schlägen ſo über mich her, wie Sie hier ſehen. In der Angſt lief ich fort, und verlohr ohne Zweifel mein Kind aus dem Bündel, oder die Leute haben mir es genommen. Ach, Erbarmen, Erbarmen!

Der Major tröſtete ſie und verſprach, nach dem Kinde zu fragen. Aber höre, ſagte er, kannſt du denn gar nicht mehr vorwärts?

Die Zigeunerin richtete sich mit Mühe in die Höhe, und der gutmüthige Major unterstüzte sie nun seinem Arm im Gehen. Sie erreichten endlich das Wohnhaus des Edeln, der die Zerschlagene in ein Bette bringen und den Dorfdoktor rufen liess, um ihre Wunden zu verbinden. Hierauf sezte er sich zu Pferde und ritt nach Krumstädt.

Zu Krumstädt stieg er an der Schenke ab, fand da viele Bauern versammelt und sich bey Schnapps und Bier über die Zigeunerin unterhalten.

Todt hätte man den Hund schlagen sollen, sagte der eine: nein, erwiederte ein andrer, verbrennen sollte man die Hexe lebendig.

Der Major stellte sich, als wüßte er von nichts, und fragte, von welcher Hexe sie denn sprächen. Da die Bauern den Major längst kannten, so wollte ein jeder ihn belehren: aber da nun entstand ein Gelärme, daß der Major kein Wort verstehen konnte.

Endlich schlug der Dorfschulze mit geballter Faust auf den Tisch, und schrie: Himmel und Erde, haltet doch die Rachen! Ihr brüllt ja wie die Esel, daß einem Hören und Sehen vergeht!

Laßt mich doch reden: bin ja der Schulz! Habt Ihr mich verstanden? — Die Bauern zogen sich ehrerbietig zurück, und Marx, der Schulz von Krumstädt, fing also an:

Gnädiger Herr Major und Obristwachtmeister, Sie sollen wissen, daß eine Zigeunerfrau immer in unser Dorf kam, und da den Leuten die gute Wahrheit zu sagen pflegte. Das hat sie recht gut gekonnt, und es ist allemal kurrekt eingetroffen, was sie prophezeihet hat. Ja, Herr Major, das ist wahrhaftig wahr, daß die Heidenfrau allemal Recht hatte! Wie meine Liesel immer kränkelte, und kein Doktor helfen wollte, sagte uns die Heidin gleich die gute Wahrheit, daß sie von unserm Hans schwanger wäre: und, Herr Major, Sie können's glauben, es war richtig.

Das war nun eben keine gute Wahrheit, fiel der Major ein: aber ich mögte nur wissen, wie die Frau so um allen ihren Credit auf einmal bey euch Leuten gekommen ist?

Sollen's gleich hören, Herr Major! Gestern kommt die verfluchte Hexe hieher mit noch vier andern Kerlen von den Zigeunern. Weil das Weibsstück bekannt war, ließ der Nachbar Tho-

mas sie ohne weiteres in seiner Scheune liegen. Da denn sind die Kerls eingebrochen in Nachbar Thomas Keller, wurden aber verjagt, bis auf das Weibesstück, das man in der Scheune schlafend fand. Aber die hat auch ihr Fell gekriegt fürs Vaterland! ich bin Mann dafür, sie wird in acht Tagen nicht herabsteigen können.

Major: Aber wißt Ihr Leute denn auch gewiß, daß die Frau an dem Diebstahl Theil gehabt hat? Sie schlief ja noch, wie Ihr selbst sagt!

Schulze: Sie war aber doch von der Gesellschaft: und da heißt es: Mitgegangen, mitgehangen!

Major: Das ist so ausgemacht noch nicht! Die Frau kann unschuldig seyn; doch das wird sich schon finden. Aber, Leute, wo ist denn das Kind, das die Frau bey sich hatte, hingekommen?

Schulze: Kind? Ich weiß von keinem!

Ein Bauer: Ja, bey meiner Seel', jezt fällt mirs ein: Gestern hatte sie ein Kind auf'm Buckel.

Ein andrer: Ich hab' ihr heute ihren Bündel nachgeworfen, aber ein Kind drin — das hab' ich nicht gesehen.

Ein andrer: Und ich hab' ihr den Bündel auf'n Buckel heben helfen: da war auch kein Kind drin.

Major: Und doch hätte sie gestern eins, wie der da sagte. Hört Leute, schafft das Kind herbey, oder Ihr kommt alle ins Zuchthaus.

Die Bauern erschracken. Als aber der Major ihnen ernstlich rieth, gleich nachzusuchen, liessen mehrere nach der Scheune, wo die Zigeunerin gelegen hatte, und fanden das Kind, welches hinter ein Bund Stroh herabgerutscht war, und jämmerlich schrie. Sie brachten es in die Schenke.

Seht Ihr Leute, was Ihr macht? Es kann Euch große Verantwortung zuziehen, daß Ihr den armen Wurm der Gefahr aussetzet, umzukommen. Nun schafft mir nur eine Frau, die das Kind nach meiner Wohnung tragen kann.

Dieß geschah, und der Major ritt in Begleitung der Frau nach Hause. Die Bauern machten in der Schenke noch weitläufige Glossen über das, was der Major gesagt hatte. Einige

glaubten wirklich, daß sie Unrecht gethan hätten, aber die Meisten waren der Meynung, daß eine Zigeunerin ohne Taufe doch weiter nichts sey, als eine Heidin, und ihr Kind ein Heidenbalg, an denen nicht viel verlohren gewesen wäre, gesezt auch, daß der Teufel alle beyde geholt hätte. Mit diesem tröstlichen Katechismus-Grund beruhigten sich die Bauern, und nachdem sie sich die Köpfe mit Schnapps warm gemacht hatten, freuten sie sich noch obendrein über ihr Verfahren mit der — Heidenfrau.

Zweytes Kapitel.

Untersuchung und Verhör, aber nicht zur nähern Auskunft.

Der Major Wolfstein beguckte das Kind, während es neben seinem Pferde hergetragen wurde, sehr genau, und hatte seine besondere Glossen dabey. Es war ein allerliebster Junge von etwa einem Jahre, der sich übrigens ganz leidend verhielt und sich tragen ließ, wie man

nur wollte. Die schneeweiße Farbe und die munteren Gesichtszüge machten, daß der Major sich wunderte, wie eine garstige, schwarzgelbe Zigeunerin so einen weißen feinen Knaben hätte zur Welt bringen können. Er theilte seine Verwunderung der Trägefrau mit; diese aber fertigte ihn mit einem schnippischen „hm, wer weiß auch, ob das Kind von der Heidenfrau ist“ ganz kurz ab.

Der Major hatte seine, ausstudierte Bosheit nie kennen gelernt: er konnte daher auch nicht begreifen, was die Frau mit ihrem „Hm!“ sagen wollte; doch um sich nicht blos zu geben, schwieg er, nachdem auch er einige Hm's in den Bart gemurmelt hatte.

Ja, bey meiner armen Seele, gnädiger Herr, fuhr die Frau nach einigen Minuten fort, das können Sie mir glauben, das hat mir meine Muhme, die Frau Oberförstern, oft selbst gesagt, daß die verfluchten Heidenbeester andrer Leute Kinder wegstehlen.

Major: Andrer Leute Kinder? Ich dächte, die wären auch da sogar, wohin sie von selbst kommen, ein sehr entbehrlicher Hausrath. Daß

also so arme Teufel Kinder stehlen sollten, glaub' ich nun und nimmermehr.

Frau: (lacht) Ja, das verstehn Sie nur nicht, gnädiger Herr! Die Spitzbuben können die Christenkinder gar gut brauchen: die verkaufen sie an die Juden.

Major: An die Juden? Das glaube ich noch weniger.

Frau: Ja, und doch ist es wahr und wahrhaftig an dem, daß die Juden Christenkinder kaufen. Sie müssen Christenblut haben: sonst können sie nicht auf den Abtritt gehen und stinken wie die Böcke. Da kaufen sie denn die Christenkinder von den Zigeunern, die sie stehlen, und machen sie todt, daß sich Gott erbarm', die armen Würmchen!

Der Major war nichts weniger, als ein Freund der Juden: denn es war auch ihm geschehen, was so manchem rechtschaffenen Mann zu geschehen pflegt, daß er viele Juden kennen gelernt hatte, die Schurken waren. Daraus schloß er nun, freylich sehr unlogisch, daß alle Juden Schurken wären. Demohnerachtet konnte er sich nicht überreden, daß die Frau mit ihrer Beschuldigung Recht hätte, und urtheilte in die-

sem Stück billiger, als manche Bischöfe, Fürsten und Gelehrte der alten Zeit, welche wegen dieser abgeschmackten Beschuldigung so viele Juden auf den Scheiterhaufen schickten, oder sie auf Rädern sterben liessen.

Wenn aber gleich der Major die Zigeuner in sofern für unschuldig hielt, daß sie, seiner Meynung nach, keine Christenkinder an Juden zum Todtmachen verhandelten: so konnte er doch dem Gedanken nicht widerstehen, daß das Kind, welches neben ihm hergetragen wurde, vielleicht gestohlen seyn mögte. Er beschloß also, die Sache nach seiner Art gleich auf der Stelle zu untersuchen.

Die Art, womit der Major untersuchte, war von der gewöhnlichen Criminalinquisition sehr verschieden. Wenn er sonst, als er noch in Kriegsdiensten stand, hörte, daß dieser oder jener von seinen Leuten einen Bubenstreich begangen hatte: so ließ er ihn vorkommen, und donnerte ihn mit den Worten an: Kerl, warum hast du gestern gestohlen? — Der Kerl leugnete freilich immer, aber der Major nahm ihn scharf in die Augen, und bestand auf seiner Behauptung. Endlich, wenn der Beklagte fort-

fuhr zu leugnen, so ging er an die Seitenthür, kam aber gleich zurück und sagte mit barscher Stimme: Kerl, jezt wird's alle! jezt gestehe, und ich schenke dir die Hälfte der Strafe; aber fährst du fort zu leugnen: so stehn hier draußen Zeugen; und muß ich die erst herein holen, so straf mich Gott, Kerl, doppelt sollst du büßen! Hast du gestern nicht gestohlen?

Gewöhnlich gelang es dem Major, das Geständniß auf diese Art heraus zu bringen: wollte aber der Kerl dennoch nicht gestehen, so schloß er, der Beschuldigte müsse wohl unschuldig seyn; und wenn dann die Beweise nicht handgreiflich wider ihn waren, so ließ er ihn gehen. Er wurde bey dieser Untersuchungsmethode allerdings manchmal betrogen: aber er tröstete sich mit der goldnen Regel der alten Kriminalisten: daß es besser sey, zehn Schuldige ungestraft zu lassen, als Einen Unschuldigen zu verdammen.

Sobald er in seine Wohnung zurück kam, begab er sich mit dem Kinde und dessen Trägerin in die Kammer, wo die Zigeunerin im Bette lag. Kaum erblickte diese das Kind, so rief sie gleich überlaut: ach, mein Aekelchen, mein blankes Aekelchen.

Major: Was? Du sprichst: mein Aeskelchen? Das Kind wäre dein?

Zigeunerin: O, du lieber Gott, mein blanker gnädiger Herr, das blanke Kind ist mein!

Major: Ist nicht wahr! das Kind hast du gestohlen.

Zigeunerin: (weint) Nein, gnädiger Herr, ich hab's nicht gestohlen: ich nicht, ich nicht! Gott weiß es!

Major: Ja doch, ja doch! Du nicht, aber sonst doch jemand von eurer verfluchten Bande! Gesteh's nur, oder ich lasse dich foltern.

Bey dem Worte foltern, schrie die Zigeunerin laut auf: Denn damals, als dieses vorging, war die Folter, zur Schande der Menschheit, in einigen Gegenden Deutschlands, besonders in den geistlichen Ländern noch üblich: und so hätte denn auch unsere Zigeunerin einst zu Mainz auf der Bamberger Bank*)

---

*) Dieses abscheuliche Instrument empfiehlt der Gießner Kanzler Koch, und hat davon eine so deutliche Beschreibung, nebst der ganzen Anwendungsmethode desselben, seinem Criminal-Recht angehängt, daß der beste Schinderknecht ihn für seinen Meister erkennen muß. In den neuern Ausgaben des genannten Buches fehlt jezt der Anhang

geſeſſen, und fürchtete ſich ſeit der Zeit bey dem bloßen Namen Folter dergeſtalt ſchon, daß ſie dem Major verſprach, die Wahrheit rein zu bekennen.

Der Major hörte ihrem Geſtändniß aufmerkſam zu, und erfuhr Folgendes:

Das Kind war in einem Garten zu Dambach geſtohlen worden, und zwar vier Monate zuvor. Den Diebſtahl hatte eine andere Zigeunerin begangen, welche aber nach einiger Zeit zu Bornheim geſtorben war, und ihr das Kind zum Erbſtück hinterlaſſen hatte. Weiter wußte die Zigeunerin dem Major keine Auskunft zu geben. Da ſie aber ſagte, das Kind ſey in Dambach vor vier Monaten geſtohlen worden: ſo beſchloß er dahin zu ſchreiben, und Erkundigung einzuziehen. Er ſchickte auch wirklich einen Expreſſen an den Herrn Gerichtshalter zu Dambach, und erhielt bald folgende Antwort:

---

von der Bamberger Folterbank. Vielleicht hat Koch ſich geſchämt, der Lehrmeiſter der Schinderknechte weiterhin zu ſeyn: denn ſonſt iſt er ein großer Patron der Folter. — Mögte doch noch etwas von D. Karl Grolmans Geiſt in ihn fahren! —

Actum Dambach, de dato 17. Sept. 17—.

Auf Requiſition Seiner Hochwohlgebohren, des Herrn Obriſtwachtmeiſters von Wolfſtein, Erb- und Gerichtsherrn auf Lindenbach, erſchien heut dato ut ſupra der Schenkwirth Kilian Gebhard, und beantwortete folgende Fragen, welche ihm vom Actuario, Hrn. Zornmichel, vorgelegt wurden.

Quaeſt. 1. Wie er heiße, und wer er ſey?

Reſp. Er heiße Kilian Gebhard, ſey evangeliſcher Religion, 43 Jahr alt, habe in loco eine Schenke, verzapfe Bier und Brantewein, gebe zu eſſen, und logire Fuhrleute auf der Streu.

Quaeſt. 2. Ob nicht vor ohngefähr vier Monaten aus ſeinem Garten ein Kind ſey geſtohlen worden?

Reſp. Ja, dem ſey alſo, wie er auch ſchon damals gehorſamſte Anzeige ad competentes gemacht habe.

Quaeſt. 3. Wie ſich denn die Sache verhalte?

Reſp. Vor vier Monaten habe eine Herrſchaft an ſeinem Hauſe angehalten, um die

Pferde füttern zu lassen: die Herrschaft habe aus einem Herrn und einer Dame bestanden, welche wenig deutsch gesprochen hätten. Die Kammerfrau sey mit dem Kinde in seinen Garten gegangen, und sey eine Stunde drauf schlafend gefunden worden, das Kind aber habe man nicht mehr angetroffen.

Quaest. 4. Ob man das Kind nicht gesucht habe?

Resp. O ja, und zwar in der ganzen Gegend herum, aber vergeblich. Sein Sohn Hans, sey selbst in Person mit ausgezogen, wie auch die Bauernbursche, Michel, Lorenz, Töffel, Friete und Hampeter.

Quaest. 5. Was man denn entdeckt habe?

Resp. Man habe von einer Bauernfrau zu Gerolzheim gehört, daß eine Zigeunerin mit einem Kinde, das dem Quaestionis ähnlich gewesen sey, sich eilends in den Steimelwald begeben habe.

Quaest. 6. Was die Herrschaft hierauf gethan?

Resp. Diese sey gleich nach dem Steimelwald abgefahren, in Absicht, ihr Kind darin aufzuwittern.

Quaeſt. 7. Wer die Herrſchaft eigentlich geweſen ſey?

Reſp. Das wiſſe er nicht, habe auch nicht danach gefragt.

Quaeſt. 8. Ob er ſonſt noch etwas zur Sache gehöriges anzugeben habe?

Reſp. Er wiſſe ſonſt nichts.

Hierauf wurde der Wirth Kilian Gebhard wieder entlaſſen, und das Protokoll für dießmal geſchloſſen und unterſchrieben. So geſchehen ut ſupra.

Freyherrlich von Spernvoluptaſiſche Gerichte dahier.

in fidem

Zornmichel, Actuar.

Da weiß ich nun viel, ſagte der Major, als er das Protocoll geleſen hatte, wer des Jungens Eltern ſind! Doch ich weiß ja, daß er von Leuten iſt, die ihn wenigſtens gut erzogen hätten, wenn er ihnen geblieben wäre. Und mit dieſen Worten gieng er aufs Feld.

Drittes Kapitel.

Der Major von Wolfstein.

Da wir unsern Lesern, samt und sonders, so viele Feinheit der Nase zutrauen, daß sie schon hier auf der Thürschwelle unsrer merkwürdigen Historie von selbst merken werden, daß wir gesonnen sind, in der Person des gestohlnen Knäbleins unsern dummen Teufel aufzustellen; und da der Major von Wolfstein auf die Bildung und die Schicksale dieses Menschenkindes so vielen Einfluß gehabt hat, wie man im Verlauf der Entwickelung finden wird: so halten wir es für Pflicht, einige Nachricht von dem Major im voraus mitzutheilen, damit in der Folge nichts unverständlich bleiben möge.

Der Major von Wolfstein war vom achten Jahre seines Alters Soldat unter den Truppen des Fürsten Kilian von Colchis gewesen, und hatte, so alt sein Adel und so angesehen seine Familie auch seyn mogte, doch nicht

weiter kommen können, als zur Kompagnie, und dieß erſt, in einem Zeitraum von vier und funfzig Jahren.

Wenn ich das unſerm Sekondeleutnant von Buchdieb ſagte, ſo würde der gewiß ausrufen: „Auf Ehre, der Major muß ſchlechte Streiche gemacht haben, und iſt gewiß oft zurück geſezt worden: ſonſt hätte er während ſo langer Zeit zum General avanciren müſſen!“ — Ich aber würde antworten, daß der Herr Sekondeleutnant ſich irre: denn Wolfſtein machte während ſeines ganzen langen Dienſtes nicht einen einzigen ſchlechten Streich. Aber einen ganz eignen Begriff von Ehre und Verdienſt hatte Herr von Wolfſtein; ſtieß darum aller Orten an, machte ſich ſeine Vorgeſezten zu Feinden, wurde oft übergangen, ſchwieg, wenn ein Ablömmling von Wileams Zubehör ihm vorgezogen wurde, und blieb nur dadurch zurück.

Er kränkte ſich natürlicher Weiſe über die geringe Achtung, welche Fürſt und Kriegskollegium gegen ſeine raſtloſe Thätigkeit zeigten; aber er hatte den hohen Grundſatz, daß das Militärweſen eine einzige Kette ausmache, worin jedes Glied wahres Verdienſt haben könne, er

möge nun auf einem hohen oder niedern Posten stehen. Ehre und Glanz seyen zwey sehr verschiedene Dinge: jene müsse jeder rechtliche Mann suchen, sich aber um diesen nicht ängstlich kümmern. — Mit diesen paradoxen Grundsätzen tröstete sich der Fähndrich, der Leutnant, der Staabskapitain und Hauptmann von Wolfstein, und — blieb immer zurück, indeß manch anderer Strohbursche durch Schmeicheln, durch Kriechen, durch Rekommendirtwerden u. s. f. vorrückte.

Bis zum Hauptmann schwieg Wolfstein immer: denn auch nach seinem Grundsatz durfte kein Subalterner räsonniren, es mögte auch noch so toll zugehen. Als er aber endlich eine Kompagnie erhalten hatte, da erst fand er es für Pflicht, dann zu reden, wenn seine Soldaten Unrecht leiden sollten.

Der Fürst Kilian fühlte einst im strengen Winter, daß es wehe thun müsse, in einer kalten Stube zu sitzen, und beschloß, seinen Soldaten eine gewisse Summe zu Holz schenken zu lassen. Eine Freygebigkeit von der Art war beym Fürsten Kilian eine eben so große Seltenheit, als bey manchen andern Fürsten. Das

Regiment, wobey Hauptmann Wolfstein stand, bekam seinen Theil auch; aber der Oberste war der maßgeblichen Meynung, daß man das Geld auf eine noblere Art verwenden könne, und veranstaltete dafür eine solenne Schlittenfahrt und einen Ball an des Fürsten Geburtstag. Darüber ergrimmte der Hauptmann Wolfstein äußerst, theilte aus dem Seinigen unter seine Kompagnie so viel Holz aus, als ihr Theil hätte werden müssen, wenn keine Spitzbüberey wäre getrieben worden, zog öffentlich jene Ungerechtigkeit durch, und nun war es natürlich, daß er sich das ganze hochlöbliche Regiment, bis auf seine eigenen Leute, zu Feinde machte.

Der Oberste ärgerte sich, daß man sein Verfahren tadelte; die Hauptleute waren böse, daß einer aus ihrer Mitte Gutes that, was sie nicht thaten, und die Soldaten der übrigen Kompagnien waren eifersüchtig über das Glück der Leute bey der Compagnie von Wolfstein. Schon gut, sagte der Oberste, ich werde daran denken! Und, siehe da, als Wolfstein einige Zeit hernach einen Soldaten, den man nicht überführen konnte, daß er auf dem Posten Ta-

bak geraucht hätte, nicht wollte durchprügeln lassen, kam er auf vier Wochen in Arrest.

Wolfstein beschwerte sich deswegen gerade bey dem Fürsten, aber die Mätresse des Schauspieldirektors war die Schwester des Obersten, und der Schauspieldirektor galt alles bey dem Fürsten: und so mußte der Hauptmann Wolfstein noch froh seyn, daß man ihn blos um sechs Jüngere zurück sezte. Er zuckte die Achseln, und schwieg.

Um diese Zeit wollte Wolfstein Ehemann werden. Ein junges Fräulein hatte ihm gefallen, und er war so glücklich gewesen, die Zusage der Liebe und der Treue von ihr zu erhalten. Schon war der Tag zur Hochzeit festgesezt, als sein Unglück mit dem Zurücksetzen bekannt wurde. Wolfstein dachte an nichts weniger, als daß dieses Eindruck auf seine Geliebte machen würde, und erschrack daher nicht wenig, als sie ihm schrieb:

Mein Herr Hauptmann,

Als ich Ihnen meine Hand versprach, war meine Absicht, mich mit einem Manne zu verbinden, der den Pfad der Ehre betreten, und mich selbst in den Stand setzen würde, mit Esklat

und Ansehn in der Welt leben zu können. Aber mehrere Ihrer Unternehmungen, und besonders Ihr letzteres unbesonnenes Benehmen überzeugen mich mehr als zu deutlich, daß Sie nimmermehr jenen Grad von Ehre erhalten werden, worin ich meinen künftigen Gemahl dereinst gern sehen mögte. Es bleibt mir also nichts übrig, als Ihnen geradezu heraus zu sagen, daß aus unsrer projektirten Verbindung nichts werden kann. Bemühen Sie sich daher nicht weiter um

Ihre

Dienerin

Caroline von Affenzahl.

An demselben Tage hörte der Major noch für ganz gewiß, Fräulein von Affenzahl würde einen jungen Hauptmann, den man ihm selbst vorgezogen hatte, heyrathen. Er lachte tückisch darüber, und schwur, niemals mehr an ein Weib zu denken. Das Weib, meynte er, sey nicht fürs Moralische eines vernünftigen Mannes, und was es ihm für sein Physisches leisten könnte, träfe er aller Orten an, und hätte nicht nöthig, sich deswegen ins Joch der Ehe zu spannen.

Endlich brach ein gefährlicher Krieg aus, worin Wolfsteins Fürst sich durch seine von einem andern Hofe bestochene Mätresse verwickeln ließ. In diesem Kriege wurde Wolfstein einst mit einem Lassen von Leutnant in eine Schanze beordert, welche der Feind in der Nacht überrumpelte. Während einer sehr blutigen Aktion dabey, versteckte sich der Leutnant, und Wolfstein mußte allein den Feind abhalten, konnte aber unmöglich verhüten, daß dieser ihm eine Kanone vernagelte, und eine andere wegnahm. Früh verklagte der Leutnant, aufgereizt von seinem Gönner, dem General, gegen den er immer im Piketspiel zu verlieren pflegte, den Hauptmann, daß er Schuld an dem erlittenen Verlust sey; und als dieser ihn wegen seiner Abwesenheit während des Gefechtes beschuldigte: so behauptete er, unter dem erkauften Zeugniß einiger Schmker von Unteroffizieren, geradehin, Er, und zwar Er allein, habe die Schanze noch gerettet. So unverschämt dieses Vorgeben war, und so sehr die Falschheit desselben jedem in die Augen fiel, so leicht wurde es dennoch dem Leutnant, sein Vorgeben durchzusetzen. Die Untersucher desselben waren Feinde des Hauptmanns,

und wollten dem Leutnant wohl, weil er auch gegen sie im Spielen immer verlohr, und darum für sie, wie die Herren selbst zu sagen pflegten, so gut, als baar Geld war.

Die falsch untersuchte Sache wurde ernstlich nach den Gesetzen entschieden, und der Hauptmann Wolfstein mußte auf drey Monate in Arrest, und der Laffe von Leutnant erhielt den Eulenorden für das Verdienst.

Dieser Schlag war für den rechtschaffnen Mann zu hart: er foderte seinen Abschied, und erhielt ihn ohne Säumniß. Denn alle Offiziere des Regiments waren herzlich froh, daß der Trotzkopf sich entfernen wollte. Wolfstein hatte um Pension nicht angehalten; daher gab man ihm noch den Titel als Major, und erlaubte ihm, die Uniform und den Degen zu tragen, so lange er selbst Lust hätte. Das that man blos darum, weil man befürchtete, er mögte sonst sich besinnen, und den Herren zum Schur, wie sie sagten, beym Regiment bleiben.

Der Krieg endigte gerade so, wie er angefangen hatte. Die fürstliche Mätresse ließ sich auch vom Feinde bestechen, und da denn brach der Herr Fürst das Wort, das er seinen Ver-

bündeten gegeben hatte, und machte einen Separatfrieden. Nun bedaurte der Major Wolfstein es noch weniger, daß er auſſer Dienſten war: denn er hielt es für unanſtändig, in Kriegen zu dienen, die durch Huren — ſo nannte er nach ſeiner Art auch fürſtliche Mätreſſen, — angefangen und geendigt würden.

Wolfſtein hatte ein artiges Gut zu Lindenbach, welches bisher ſeine Schweſter, ein altes Fräulein, verwaltet hatte. Dieſes bezog er nach ſeiner Entlaſſung, und lebte dort bis auf die Zeit, da er die Zigeunerin und ihr Kind antraf, ganz ruhig.

Viertes Kapitel.

Tu, ſi recta facis, ne cures verba malorum.

oder: Thue recht und ſcheue Keinen.

Wir verließen unſern Major zuvor auf dem Felde. Als er hier ſo herumging und hin und her überlegte, was er mit der Zigeunerin und

dem Kinde machen wolle oder könne, fiel ihm zuerst der Gedanke ein, daß er die Frau, als eine Räuberin eines Menschen, den hohen Landesgerichten zur Bestrafung würde übergeben müssen. Man muß Exempel statuiren, sagte er laut, damit so was nicht wieder geschehe. Dieser Gedanke reifte zum Entschluß, und Wolfstein wollte schon aufs nächste Dorf zu Herrn Rabula, seinem Consulenten, der ein geschickter Jurist war, und bey dieser Gelegenheit die LL. ff. de raptu würde geltend gemacht haben. Aber plötzlich blieb er stehen: Was ich doch für ein Thor bin! sagte er bey sich selbst. Was hat das Weib denn gethan? Laß ich sie auch strafen, — und das nur thun die Gerichte, ohne an die Besserung des Bestraften zu denken: — so mache ich nicht das Geringste besser. Die Eltern büßen ihr Kind einmal doch ein, und vielleicht ist das ihr Wunsch, indem sie in den Zeitungen ganz davon schweigen. Vielleicht fodert dieß ihre Lage. Diese kann sich aber mit der Zeit ändern, und dann regt sich das Elternherz vielleicht thätiger. Eine unglückliche Liebe vermag viel, viel! Kurz, ich behalte Weib und Kind. Ja, so soll es seyn! Das Kind erziehe

ich als mein eignes, und aus der Landstörgerin muß noch ein ordentlicher Dienstbothe werden: hab' ich doch sonst auch manchen kreuzliederlichen Kerl zur Räson gebracht!

Dieser Entschluß schien unserm Major so gut zu seyn, daß er sehr freudig nach Hause zurück ging, wie man zu thun pflegt, wenn man etwas Gutes gethan oder im Sinne hat zu thun.

Fräulein Agathe, die funfzigjährige Schwester unsers Majors, stand eben im Hofe, als er hereintrat. Er bat sie, mit in den Garten zu gehen, weil er etwas mit ihr zu überlegen habe. Sie gingen, und als beyde schon weit im Garten waren, fing der Major an: Hör' Schwesterchen, was meynst Du, daß ich mit dem Weibsstück da, mit der Zigeunerin, und mit dem Jungen machen soll? Ich denke, ich bringe das Mensch aufs Zuchthaus, und den Jungen schicke ich den Krumstädter Bauern zurück: er ist bey ihnen gefunden worden, mögen sie ihn auch ernähren.

Agathe: Du lieber Gott, Bruder, fürchtest Du denn dich der Sünde nicht?

Major: Was? Ich soll mich der Sünde fürchten? Hab' ich denn Böses gethan?

Agathe: Das nun wohl nicht! Aber Du haſt ja immer geſagt, man nehme Theil an fremder Sünde, wenn man das Böſe, was auch Andere geſtiftet haben, nicht ſuche nach Vermögen gut zu machen! Und daß Du ſo geſagt haſt, daran haſt Du vollkommen Recht gehabt, Herzens Bruder!

Major: (verſtellt) Kann Dich nicht recht verſtehen, Schweſterchen!

Agathe: Sieh mal an: es ſteht ja bey Dir, und iſt Dir ein Kleines, dem niedlichen, unſchuldigen Würmchen eine gute Erziehung geben zu laſſen: und doch willſt Du es den Krumſtädter Bauern wieder zuſchicken, wo das arme Kind gewiß umkommen, oder ein Taugenichts werden muß. Ich dächte, Du behieltest es. Mit der Zigeunerin, denk' ich, könnteſt Du's auch mal probiren, ob ſie von dem böſen Leben zu entwöhnen wäre; und gelänge dieß: ſo hätteſt Du ihre Seele gerettet, und ſie für Andere unſchädlich gemacht. Du ſagſt ja ſonſt immer, daß die Zuchthäuſer nicht beſſern, und neulich noch nannteſt Du ſie ſogar die Zwangsſchulen aller Bosheit.

Major: (umarmt Agathen) Liebes Schwesterchen, Du hast mir in die Seele geredet. Ich' wollte nur so hinten herum kommen. Was Du mir gerathen hast, war schon vor einer halben Stunde mein fester Vorsatz.

Fräulein Agathe, das gutmüthigste Geschöpf weit und breit, dankte ihrem Bruder herzlicher und aufrichtiger, als wenn er ihr einen vollständigen neuen Anzug verehrt hätte, und beyde begaben sich zum Zigeunerweib. Der Major machte ihr seinen Entschluß bekannt, den sie, wie es schien, mit aufrichtigen Zeichen von Dankbarkeit und Wohlbehagen annahm. Sie versprach Gehorsam, Treue, ordentliche Lebensart und alles. Nun gut, sagte der Major, wir werden ja sehen! Aber vor allen Dingen muß ich dir befehlen, keinem Menschen mehr, wie ihr Leute es nennet, die gute Wahrheit zu sagen: denn dergleichen hasse ich, wie die Pest, und kann von allem läppischen Aberglauben ganz und gar nichts leiden. Aber sag' uns doch, wie heißt denn der Kleine?

Wie er eigentlich heiße, erwiederte die Zigeunerin, weiß ich nicht: wir heißen ihn bey uns nur Ake, oder blankes Akelchen.

Major: Ake, Aekelchen? So hat ja noch keine Chriſtenſeele geheißen! So ſoll der Junge auch nicht heißen! Doch ſein Name mag ſeyn, wie er will: wir wiſſen ihn nicht; alſo will ich ihn heißen, wie ich ſelbſt heiße, und Franz ſoll ſein Name ſeyn. Einen Zunamen braucht er noch nicht: den kann man ihm mit der Zeit geben.

Fräulein Agathe hatte das ſchöne Knäbblein ſchon ſo lieb, daß ſie ihn auf ihre eigne Stube bringen ließ, und ihm eine eigne Wärterin beſtellte. Der Major, der ſonſt ſelten auf das Zimmer ſeiner Schweſter gekommen war, kam jezt täglich mehrmals dahin, um mit dem hübſchen Pflegling zu koſen, und ſich an deſſen kindiſch-naiver Freundlichkeit zu weiden.

Die Zigeunerin genas bald von ihren Schlagwunden, und lernte in kurzer Zeit ſo viel von häuslichen Verrichtungen, daß der Major ſie als ein brauchbares Hausgenoß gern beybehielt. Und da ihre Aufführung regelmäßig und treu war: ſo erwarb ſie endlich das völlige Zutrauen ihrer Herrſchaft; ja, ſogar das Geſinde, welches ſich ſonſt vor Annexe, ſo hieß die Zigeu-

uerin, fürchtete, blos weil ſie eine Zigeunerin war, fing mit der Zeit an, gern mit ihr umzugehen. Anneve war auch wirklich mit jedermann freundlich, und that jedem alles zu Gefallen.

Indeſſen ging das Gerücht in der ganzen Gegend herum, der Major von Wolfſtein habe ein fremdes Kind angenommen und behandle es als ſein eigen. — Ob man nun recht wohl wußte, auf welche Art der Major zu dem Kinde gekommen war: ſo gab es doch nur Wenige, die den rechten Geſichtspunkt trafen und die gute Aufnahme des Kindes und der Zigeunerin dem edlen menſchenfreundlichen Charakter des Majors und deſſen Schweſter zuſchrieben. Es ging in jener Gegend, wie es in mehreren zu gehen pflegt. Man machte maliziöſe Gloſſen, warum der Major das Kind wohl mögte aufgenommen haben, und trug ſich mit allerley Meynungen.

Einige vermutheten und behaupteten ihre Vermuthung bald hernach als gewiſſe Wahrheit, daß der Major das Kind mit einem Frauenzimmer von hoher Herkunft erzeugt habe, und daß der Spaß mit der Zigeunerin abſichtlich ein-

gefädelt sey, um nur das Kind mit guter Manier in des Majors Haus zu bringen. Diese Meynung war die gemeinste, und fand den meisten Beyfall.

Andere aber, als Liebhaber von Paradoxien, wollten wissen, das Kind gehöre eigentlich der Fräulein Agathe. Diese sey vor einem Jahre abwesend gewesen, zwar wie man gesagt hätte, bey einer Base in Thüringen, aber sie könnte wohl auch an einem andern Orte gewesen seyn, und das Kind da zur Welt gebracht haben. Fräulein Agathe sey zwar schon funfzig Jahre alt; aber man habe doch der Beyspiele, daß noch ältere Frauenzimmer gebohren hätten. Also könnte auch hier das wohl geschehen seyn, ja, es sey sogar wahrscheinlich, folglich gewiß u. s. w.

Die geschwätzige Zunge des Pastors Loci, der in der Klatsch-Logik selbst Meister war, brachte diese skandalöse Historien dem Major treufleißig zu Ohren, und die Frau Pastorn unterhielt Fräulein Agathe damit. Beyde verdammten zwar die Lästermäuler in den Abgrund der Hölle, freuten sich aber doch inniglich, daß ihre giftigen Pfeile nicht ganz neben dem Ziele

trafen, sondern die Galle des edlen Geschwi-
sters rege machten.

Licentiat Rabula hatte von der ärgerli-
chen Klatscherey auch gehört, und kam, den
Major zu einem Injurienproceß aufzufodern.
Er wollte ihn selbst führen, und die Schandzun-
gen mit dem L. diffamari, wie auch mit L. 8. ff.
de injuriis derb in die Enge treiben. Aber der
Major lächelte, nachdem sich das erste Aufwal-
len der Galle, das jeder brave Mann fühlt,
wenn man ihm Unrecht thut, gelegt hatte, und
erklärte, daß er glaube, recht zu handeln, und
daß er sich durch das Räsonniren der neidischen,
müßigen Leute nicht werde irre machen lassen.

Das Urtheil Andrer, sagte er, soll und darf
niemals die Regel meiner Handlungen werden.
Ich bin kein moralischer Indifferentist: ich prüfe
lange, und dann erst folge ich meiner Ueberzeu-
gung von Recht und Unrecht: Ein Andrer mag
dann davon denken, was er will und kann. In-
jurienprozesse hasse ich: dabey kömmt weiter
nichts heraus, als Schande und Schaden. Die
Leute können mir keine Ehre nehmen, folglich
noch weniger durch Widerruf geben.

Fräulein Agathe hätte es zwar gern gesehn, daß der Licentiat einige benachbarte adliche Damen, die schändlich von ihr gesprochen hatten, vor Gericht derb gezüchtigt hätte; aber sie gab den vernünftigen Vorstellungen ihres Bruders bald nach: und so wurde in dem Wolfsteinischen Hause der Hausfriede durch die Lästerzungen im geringsten nicht mehr gestöhrt. Man sah vollkommen ein, daß schlechte Menschen ein Interesse dabey finden, gute Menschen durch Verläumdung herabzusetzen, um ihnen einen Vorzug zu rauben, den sie selbst nicht verdienen.

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte geht etwas rasch vorwärts.

Der junge Franz wuchs, wie eine junge Tanne, schnell heran, zur höchsten Freude seiner Pfleger. Als er sprechen lernte, ließ sich der Major von ihm Vater nennen; aber Fräu-

lein Agathe, so gern sie den Mutternamen von diesem schönen Kinde hätte hören mögen, war aus jüngferlicher Verschämtheit, und um dem Leumund nicht selbst weiter Stoff zu geben, schon zufrieden mit dem Namen Tante.

Man hatte, wie man weiß, bey dem lieben Kleinen gar nichts vorgefunden, woraus man dessen Abkunft hätte errathen oder finden können. Da auch keine Seele in den öffentlichen Blättern sich nach ihm erkundigte: so hielt Herr von Wolfstein es nicht einmal für rathsam, seinen Fund in den Zeitungen anzubiethen. Es würde ihm auch damals, wie er sagte, unangenehm gewesen seyn, wenn sich jemand als Vater oder Mutter des Kindes gemeldet hätte: so sehr nämlich war er schon an der Liebkosung seines Fränzchens gewöhnt worden.

Der Pastor Loci, Herr Honestus, stellte dem Major vor, wie er sich in seinem Gewissen für verbunden halte, an der heiligen Taufe des lieben Kindes zu zweifeln, um so mehr, da ein Heidenbeest es gestohlen und herumgeschleppt, vielleicht also für die Taufung desselben nicht gesorgt hätte. Er hielte daher unmaßgeblich dafür, daß man das Kind auf jeden Fall noch-

mals unter Bedingung taufen müſſe, damit es, im Fall des Todes, nicht Schaden an ſeiner Seele nehmen mögte.

Der Major widerſprach zwar dem Ehrenmann, indem er ihm zeigte, daß ja das Kind damals, als die Zigeunerin es geſtohlen hätte, ſchon über ſechs Monate alt geweſen wäre, folglich wohl auch getauft geweſen ſeyn würde. Aber Herr Honeſtus fuhr fort einzuwenden, daß man ja nicht recht wiſſe, ob die Eltern Chriſten geweſen wären: daß ſie ja auch Juden hätten ſeyn können u. ſ. w.

Alle Blitz, ſagte der Major, wenn die Eltern Juden waren: ſo müßte ja das Kind beſchnitten ſeyn! Holt mir den Jungen her! — Es geſchah, und der Paſtor fand keine Spur von Beſchneidung, ſo ſehr er auch, mit der Brille auf der Naſe, die Genitalien des Jungens beobſervirte. Der Paſtor gab ſich aber noch immer nicht: denn daraus, daß Franzens Eltern wenig deutſch geſprochen hätten, ſchloß er, daß ſie gar Spanier ſeyn könnten, die ihr Judenthum verborgen halten mußten, aus Furcht aber vor der Inquiſition flüchtig wurden, und ihr Kind an einem ſichern Orte beſchneiden laſſen

wollten. — Gakel, gakel, sagte der Major: ich glaube, daß mein Franz getauft ist, und lasse ihm nicht noch einmal das heilige Wasser auf den Kopf gießen: der Junge hat so schon einen Ausschlag, und den könnte das Taufwasser ärger machen.

Der Pastor wurde nun im Ernst böse, berief sich auf die Kirchenordnung, und wußte sogar einen Canon aus dem Titel X (de consecratione) anzuführen, worin unter solchen Umständen eine bedingliche Taufe anbefohlen wird. Aber nichts konnte den Major bewegen, der Forderung des Pastors nachzugeben. Dieser wurde nun wild, und drohte mit dem Consistorium zu Colchis, als welches mit sich nicht spaßen lasse, u. s. w. — Der Major lachte des theologischen Kleingeistes und — ging seiner Wege.

Sonst war der Pastor sehr oft bey dem Major zu Gaste, aber jezt ließ ihn dieser ganzer Acht Tage nicht einladen. Das that dem Magen des geistlichen Herrn etwas wehe. Er kam also eines Morgens ganz demüthig, gab vor, über die Nothwendigkeit der heiligen Taufe nachgedacht, und nach reiflicher Ueberlegung gefunden zu haben, daß blos die Verachtung, nicht

aber die Verabsäumung des Sakraments der Seele schaden könne. Da nun das liebe Kind, wie er fortfuhr, das Sakrament nicht verachte: so könne ihm es auch nicht schaden, ob es getauft sey oder nicht.

Das ist gescheid gedacht, sagte der Major. Ich würde mich vielleicht haben bereden lassen, meinen Jungen dem Taufwasser noch einmal zu unterwerfen; denn die Tauffermel kann ja auf ihn noch nicht wirken, weil er sie noch nicht versteht. Aber da ich sah, daß der Herr Pastor mich gleichsam mit Gewalt dazu zwingen wollte: so that ich es nicht; denn ich habe den Grundsatz, und halte durchaus darauf, daß man keinem Geistlichen nachgeben muß, sobald er etwas mit Gewalt fodert. — Der Pastor lächelte, sezte sich mit dem Major wieder zu Tische, und ließ sichs schmecken.

Nachher wuchs Fränzchen heran, wie man es nur wünschen konnte, und zeigte schon in seinen kindischen Handlungen so viel Gutmüthigkeit und Verstand, daß der Major öfters zu seiner Schwester sagte: Agathchen, unser Franz da — wird ein gescheider ehrlicher Mann werden! Ja gewiß, sezte Fräulein Aga-

the dann immer dazu: er wird ein recht hübscher Junge werden: schenke ihm Gott nur Leben und Gesundheit.

Franz war kaum neun Jahre alt, als der Major mit Fräulein Agathe zu Rathe ging, was eigentlich aus dem Jungen werden sollte. Er habe zwar beschlossen, ihn an Kindes statt anzunehmen, und ihn dereinst zu seinem Universal-Erben einzusetzen. Aber, fuhr er fort, ein Strohjunker soll er mir doch nicht werden: lernen soll und muß er was, gesezt auch, es wäre blos, um seinen Verstand auszubilden. Leider hat mich mein Soldatenstand verhindert, in jenen Wissenschaften etwas zu leisten, die ich sonst immer geschätzt habe: aber mit ihm ist das anders. Ich werde ihn nach Schilda auf die Schule schicken.

Das war ein hartes Wort für Fräulein Agathe: denn Franz war ihr nöthig geworden: sie konnte sich ohne großes Herzeleid von ihm nicht trennen. Sie schlug daher ihrem Bruder vor, Franz zum Pastor Honestus in die Schule zu schicken: der habe ja doch schon einige junge Leute, die er zur Universität vorbereite. Der Major, so wenig Zutrauen er auch

zu des Paſtors Geſchicke hatte, ließ ſich doch den Rath ſeiner Schweſter gefallen: und Franz ward Schüler von Paſtor Honeſtus.

In dem Seminarium dieſes Mannes mußte alles auswendig gelernt werden, und der ganze Unterricht beſtand im Lernen und Aufſagen: an Erklärungen und an Anleitung zum Selbſtſuchen und Selbſtfinden wurde gar nicht gedacht. Da aber Franz ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, und ſeinem Vater gern Vergnügen zu machen ſuchte: ſo lernte er ſeine Grammatik, ſeinen Cellarius, und ſeinen Cornelius bald auswendig, und erhielt von ſeinem Lehrherrn tagtäglich die vortrefflichſten Lobſprüche. Der Paſtor nämlich ermangelte keineswegs, dem Major von den gewaltigen Fortſchritten ſeines Pfleglings fleißig Bericht abzuſtatten; und der Major war gegenſeitig immer ſo froh darob, daß er jedesmal eine gute Butelle alten Franzwein dem rapportirenden Herrn auftiſchte; auch das Monathsgeld richtig und reichlich hingab.

Franz hatte auf dieſe Art drey Jahre Unterricht genoſſen, als Herr Borhornius, Profeſſor zu Schilda, welcher ehedem an dem Regiment als Feldprediger geſtanden war, den

Major in Lindenbach, besuchte. *) Der Major wußte, daß Vorhornius ein sehr gelehrter Mann war, und beschloß, seinen Franz von ihm examiniren zu lassen. Franz mußte vor, und im Cornelius exponiren. Er konnte dieß gerade so gut, als es ihm von seinem Herrn Pastor vorgemacht war. Hier ist ein Pröbchen von dessen vortrefflicher Uebersetzungs-Methode.

Qui quidem, welcher zwar, cum intelligeret, als er merkte, sibi insidias fieri a Pharnabazo, daß ihm Nachstellungen würden von dem Pharnabazo, constituit, er hat beschlossen, rem omnem deferre, die Sache alle zu übertragen, ad ipsum regem, an selbst den König u. s. w.

Vorhornius lächelte bey dieser Uebersetzung. Ist alles wörtlich schon recht, sagte er, aber holprich und ohne alle Eleganz! Sollte ich rathen, Herr Major, so schickten sie den Kleinen nach Schilda aufs Gymnasium: das hat sich gewaschen! Da kann er ein rechter Mann werden! Hier unter den Bauerjungen bekommt er gar keine Welt. Und dann der Pastor — doch Sie kennen ihn!

*) Dieser Vorhornius war Oheim von seinem in den Annalen der Universität zu Schilda.

Der Major war seinem Franz zu gut, als daß er ihn in seinen Fortschritten hätte hindern sollen; und so sehr auch Fräulein Agathe dawider war: ihn so jung fortzuschicken: so mußte er mit fort nach Schilda, aufs Gymnasium.

Die Ursache, warum Herr Vorhornius das Gymnasium zu Schilda vor allen andern vorschlug, bestand darin, daß er selbst Scholarch dieses Gymnasiums war, folglich sich auch patriotisch bemühte, demselben Zöglinge zuzuweisen. Herr Pastor Honestus ärgerte sich über Franzens Abzug allerdings; da ihm aber der Major ein hübsches Präsent machen ließ, so gab er sich zufrieden, zumal, da er ohnehin lange merkte, daß der naseweise Bube, wie er ihn zuletzt nannte, oft Fragen vorbrachte, welche den Kopf des Ehrenmannes warm, und dessen Stimme unter Räuspern und Husten schwinden machten.

Sechstes Kapitel.

Franz auf dem Gymnasium.

Franz war, als er nach Schilda kam, ein junger, unverdorbener Knabe, von zwölf Jahren, der auch das Böse nicht einmal dem Namen nach kannte. Die Zeit, die er vorher nicht in den Lehrstunden des Pastors zubrachte, war er bey seinem Major oder bey Fräulein Agathen; und diese begegneten ihm so liebreich, daß er nicht einmal muthmaßte, daß es schlechte Menschen in der Welt geben könne. Die Bedienten seines Pflegevaters waren auch lauter gutgesittete, stille Leute: und so sah Franz zu Lindenbach niemals ein böses Beyspiel, das seine Sitten verdorben, oder sein Herz hätte vergiften können. Auch die Bauerjungen begegneten ihm mit einer gewissen Achtung; und dieß machte, daß sie nie zu vertraut gegen ihn wurden, und er also auch das wenige Böse nicht kennen lernte, das man auf dem Dorfe von Bauerjungen

ſonſt lernen kann. Es war alſo ſehr verzeihlich, daß der Major, welcher niemals etwas Böſes von ſeinem Pflegling geſehen hatte, glaubte, daß er deſſen unfähig ſey, und gar nicht daran dachte, daß er auf dem Gymnaſium noch immer früh genug dahin kommen könnte, wohin zu Hauſe er nicht gekommen war. Er ließ ihn daher ganz ohne Sorgen hinziehen, nachdem er ihn mit Kleidung, Wäſche und Geld hinlänglich verſorgt hatte.

Als Franz nach Schilda kam, mußte er auf Vorhornius Veranſtaltung ſeine Wohnung beym Rector des Gymnaſiums, dem Magiſter Kratz, nehmen, und für Lehrſtunden, Wohnung, Tiſch, Thee, Wäſche und andere Kleinigkeiten monatlich dreißig Thaler zahlen. Der Rector hatte zwey Söhne, die einige Jahre älter, als Franz, waren, und mit dieſem auf einem Zimmer zuſammen wohnten. Der Rector gab vor, daß Franz mit ſeinen Söhnen die Lektionen repetiren, folglich in den Nebenſtunden ſehr viel profitiren könnte, ſobald ſie auſſer der Schulzeit immer beyſammen wären. Das hätte recht gut ſeyn können; aber die jungen Kratzen waren abgefeimte Böſewichter,

welche schon sehr frühe alle schlechten Streiche gelernt hatten, die auf den meisten Gymnasien gewöhnlich im Schwange gehen. Und in dieser Gesellschaft wurde Franz gleich im ersten halben Jahre gar sehr verdorben.

Alles, was er von den jungen Burschen sah und hörte, war ihm neu. Er hatte zwar schon gesehen, daß sein Pflegevater und andere Erwachsene Brantewein und Wein tranken, aber hier sah er zum erstenmal, wie sich seine unbärtigen Kameraden mit andern Unerwachsenen so bezechten, daß sie nicht mehr stehen und sprechen konnten. Anfangs hatte er einen Abscheu vor dieser Ausschweifung; aber bald gewöhnte er sich daran, und ließ sich endlich gar bereden, einmal mitzumachen.

Es war gerade Mamsell Sibillens Geburtstag, woran ein großer Schmaus gegeben wurde. Der unerfahrne Jüngling, den man, um ihn recht anzukirren, im Hause des Rectors den Herrn von Wolfstein nannte, wurde dazu eingeladen; und jederman war außerordentlich aufgeräumt. Endlich kamen einige Butellen Champagner, wovon Franz auch ein Glas trinken mußte. Wie schmeckt dir der Wein,

Liebſter, fragte der älteſte Kratz den Neuling im Weintrinken. Excellent, antwortete dieſer. Höre, fuhr jener fort, ich würde gern noch einige Flaſchen holen laſſen; aber ich habe zum Unglück kein Geld mehr: doch ich kann pumpen! Wozu das? erwiderte Herr von Wolfſtein, dem der Wein zu ſchmecken anfing: Laß Du nur holen! Ich bezahle alles. — Nicht doch, Brüderchen! Lege Du vor der Hand nur aus: dann iſt ſchon alles gut! Morgen oder längſtens übermorgen erſetze ich Dir den Vorſchuß: verſtehſt Du mich?

Franz verſtand alles, und ließ noch nach und nach vier Butellen Champagner, nebſt Kuchen, geröſteten Mandeln, Makaronen, und anderm Zuckerwerk, herbeyſchaffen, trank auch ſelbſt ſo emſig mit, daß er endlich alle Beſinnungskraft verlohr und die Uebrigen ſich genöthigt ſahen, ihn, wie eine Leiche endlich wegzutragen — auf ſein Bette.

So muß man die Dummköpfe prellen, ſagten die jungen Kratzen, und ſpotteten des Verführten.

Früh erwachte der Geprellte, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Seine Kamera-

den hatten eben auch ihren Rausch ausgeschlafen, und traten lachend vor sein Bette.

Ach, Himmel, sagte Franz, wie ist mir geschehen!

Kratz, der ältere: Närrchen, Dir ist geschehen, wie manchem ehrlichen Kerl zu geschehen pflegt: Du warst gestern molum, das heißt, besoffen: weiter nichts!

Franz: Pfuy über mich, daß ich mich so vergessen konnte! Vergebt mir's, lieben Brüder, und sorget, daß es sonst niemand erfahre!

Kratz, der jüngere: Sey kein Narre, Franz! Was ist's dann, wenn man auch 'mal beschnurrt ist! Wir wären ja auch nicht nüchtern! Wenn sich die großen Herren benebeln dürfen wir's ja wohl auch thun! Interpone tuis interdum gaudia Curis!

Es gelang den jungen Bösewichtern nach und nach, unsern Franz zu überzeugen, daß ein Rausch, oder eine Schnurre, wie sie es nannten, nichts unanständiges sey, und daß man sich dann und wann gar wohl benebeln könne, auch, ohne sein Gewissen oder seine Ehre zu schänden.

Weil selbigen Tag eben Sonntag war, so hielt man keine Schule, und Franz, so sehr er sich vor Schaam auch streubte, mußte mit dem Herrn Rector und dessen Familie das Frühstück einnehmen.

Nun, junger Herr, sagte der Rector ganz freundlich, ich danke Ihnen, daß Sie gestern auf meines lieben Sibillchens Geburtstag so spendabel gewesen sind, und die Gesellschaft mit Champagner traktirt haben. Ich bedaure nur, daß ich nicht zugegen seyn konnte: denn ich trinke auch für mein Leben gern ein Glas Champagner. Schade nur, daß er so theuer ist.

Der jüngere Kratz: (heimlich zu Franzen:) Laß doch noch eine Butelle holen, Brüderchen!

Franz: (laut) Wenns Ihnen gefällig ist, Herr Rector, will ich die Ehre haben, Ihnen mit einem Glas aufzuwarten.

Rector: Eh bien: aber nur ein Glas!

Franz ließ abermals einige Flaschen Champagner herbey holen, die auf sein Wohlseyn verzehrt wurden, und erhielt tausend Lobsprüche wegen seiner artigen, gefälligen Lebensart.

Franz war, wie alle jungen Leute sind, die man von oben herab wichtig macht, stolz darauf, seinen Lehrer, Hausherrn und Quasi-Vormund traktiren zu können, und ließ noch einige Tage zum Mittagsbrod Champagnerwein auftischen. Allein die schlaue Sibille merkte, daß der sonst so wohl gefüllte Beutel des freygebigen Herrchens das nicht würde aushalten können, und machte ihm bekannt, daß der Herr Papa auch herzlich gern mit einem Glas Franzwein vorlieb nehmen würde; und der Unbefangene ließ in der Regel täglich zwey Flaschen Franzwein auf den Tisch des Rectors herbeyschaffen, trank mit und trank immer lieber und ärger mit.

Auch besuchte er mit seinen Kameraden, die er für seine besten Freunde hielt, endlich täglich die Schenken in und außerhalb der Stadt, gewöhnte sich dabey so stark ans Biertrinken, ans Schnapps- und Weinsaufen, daß er keinen Abend nüchtern zu Bette kam, auch wohl mit unter ganze Nächte durch schwärmte. Bey dieser Lebensart zerflog das schöne Roth seiner Wangen, und der helle Glanz seiner blauen Augen

ward matt und düster, und sein ganzer Körper nahm ab an Festigkeit und Fülle.

Die jungen Katzen waren große Meister in der Burschensprache, wie im Fluchen und Zotenreißen; und da Franz merkte, daß die flüchtigern Schildaer Studenten hierin ihre Hauptstärke suchten: so legte er sich auch darauf, und ward in kurzer Zeit als der größte burschikose Linguist und Zotenreißer angesehn. Da er dabey der Mädchen so oft erwähnen hörte, auch selbst so oft von Mädchen mitsprach: so hätte er gern auch gewußt, was denn eigentlich ein Mädchen für ein Ding seyn mögte.

Mamsell Sibillchen, die Tochter des Rectors, schien ihm ein Gegenstand zu seyn, bey welchem er seine Neugierde in der Rücksicht befriedigen könnte. Er schlich also eines Abends, als er seinen beyden Kumpanen mit Doppelkümmel in vollem Maße aufgewartet hatte, in Sibillchens Kammer, trat an ihr Bette, und ertappte ihre auf der Decke hingestreckte Hand. Sibillchen schlief zwar noch nicht, ließ aber Franzen, den sie an seinem Schnieben erkannte, machen, und erst dann, als er seine Hand unter die Decke neugieriger spazieren ließ, regte

sie sich, und fragte, wie im Schlafe: Was ist? was ist?

Franz erschrack, und wollte zurück, aber Sibillchen ward gleich sanfter, und sagte: ach, Sie sind es, Herr von Wolfstein! Kommen Sie doch her, und sagen Sie mir, was Sie hier suchen! Franz kam wieder näher. Sibillchen ergriff ihn und zog ihn an sich, und bald lag Franz im Bette, wo er mit Küssen bedeckt wurde, und Gelegenheit genug hatte, seine Kenntnisse durchs Gefühl zu vermehren.

Mamsell Sibille hätte freylich gern gesehen, der beynahe dreyzehnjährige Knabe wäre weiter gegangen: aber sie fand sich betrogen, und beschloß daher, auf eine andre Art sich schadlos zu halten. Sie nöthigte den Neugierigen, ihr gleich den folgenden Tag bey einem Kaufmann, wo sein Pflegevater Kredit hatte, ein seidenes Kleid für sie auszunehmen.

Franz, der früh vor Tages Anbruch Sibillens Bette mit dem seinigen vertauscht hatte, schämte sich den andern Morgen, als er die erblickte, bey welcher er einige Stunden so vertraut zugebracht hatte. Doch lachte ihn Sibillchen so freundlich an, und drückte ihm so

schön die Hand, daß er sich herzlich freute, Entdeckungen gemacht zu haben, die ein junger, unerfahrner Mensch nur zu gern zu seinem Schaden macht.

Siebentes Kapitel.

Das Gymnasium

Daß Franz bey seiner neuen Lebensart äusserst wenig gelernt habe, versteht sich schon von selbst: denn ein junger, unerfahrner Wüstling kann nichts lernen; sogar ein Liebhaber jugendlicher Vergnügungen lernt nichts. Das ist eine wichtige Wahrheit, und Eltern, die da haben wollen, daß ihre Kinder einst gelehrte Männer werden sollen, müssen ihnen ja keine Vergnügungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, entgegen führen. Der junge Mensch muß immer alle Vergnügungen als etwas, das mit seiner Lage nicht übereinstimmt, ansehen. Findet er dergleichen auf seinem Wege, und nimmt

er es nun und dann mit: so mag man es wohl geschehen lassen; nur hüte man sich, der Schöpfer jugendlicher Ergötzlichkeiten zu seyn! Sonst zerreißt oder öffnet man einen Damm, der nicht wieder hergestellt werden kann.

Der Verfasser ist von der Richtigkeit dieser Regel so sehr überzeugt, daß er alles Geschwätz der Pädagogen dawider, widerlegen würde, wenn hier der Ort dazu wäre. Genug, unter Tanz, Bällen, Musik, Gästereyen, Reiten, Fahren und Gesellschaften ward noch niemals ein Gelehrter. Wie viele Universitäten giebt es wohl, wo selbst gelehrte Väter gelehrte Söhne hätten ziehen können? Sind die Lehrer daran nicht gewöhnlich meist Fremde? Woher nun dieß? —

Franz also lernte unter den erwähnten Umständen beynahe nichts. Wenn er indeß auch hätte wollen lernen: so war sein Gymnasium der Ort dazu nicht. Es herrschte damals auf dem Gymnasium zu Schilda eben der Schlendrian, welcher auch jezt noch beynahe auf allen Schulen in Deutschland herrscht: die Lehrer taugten entweder nichts, oder sie lehrten nach einer untauglichen Methode.

Der Rector, Herr Magiſter Krah, war — was man ihm laſſen muß — ein Mann von einigen Kenntniſſen: aber er liebte ſein Glas Wein von ganzem Herzen, verſäumte deswegen die Lehrſtunden nicht ſelten, oder trieb, wenn er ſie auch hielte, nicht das, was er mit ſeinen Schülern hätte ſollen treiben. Er erklärte blos die alte Fabellehre, war dabey zum Ekel weitſchweifig und pedantiſch, und wurde, da er einſt über den Beelzebub oder den Phöniziſchen Fliegen-Gott, eine ganze Woche vertödelt hatte, von ſeinen Primanern mit dem Ekelnamen Beelzebub belegt.

Der Conrector Habermann war ein Orbilius, prügelte oft die ganze Schule durch, beſonders, wenn ihm das Penſum im Cicero ſelbſt zu ſchwer ward: und dieſes war ſehr oft der Fall. Außer der Schule ſpielte er mit den Schülern Solo oder Daus um Daus, nahm ihnen das Geld ab, und machte mit den groſſen Primanern Brüderſchaft.

Der Quartus, Herr Kleiner, hätte etwas leiſten können: denn er war in der That gelehrt. Aber er hatte Hoffnung, einſt Profeſſor auf der Univerſität zu werden; legte ſich alſo mit allet

Kraft und Macht auf Universitäts-Wissenschaften, las schon als Quartus Kollegia, schrieb philosophische Bücher, und ließ Schule Schule seyn.

Der Quintus, Herr Krause, war ein lustiger Bruder, der erst vor kurzem noch Student gewesen war. Er ging fleißig mit Studenten um, kommersirte mit ihnen, hatte viele Bekanntschaften mit barmherzigen Schwestern, und statt den Cornelius oder den Eutropius zu erklären, unterhielt er die Schüler mit fidelen Studentenhistörchen, machte sie bekannt mit den Regeln des Kommersirens, und war natürlich wohl gelitten. Man hieß ihn Bruder Liederlich.

Der Sextus, Herr Sporr, verstand weiter nichts als Dekliniren und Conjugiren: denn man hatte an der Schildaer Schule den noblen Grundsatz, daß ein Ignorant gut genug sey, die ersten Anfangsgründe der Sprachen beyzubringen. Aus dieser Ursache schrieb auch der Herr Rector ein Osterprogramm wider Herrn Heyne zu Göttingen, der behauptet hatte, daß in den untersten Schulen niemand gehörig unterrichten könne, als ein sehr geschickter und er-

fahrner Mann; in den obern Klassen könne man weit eher einen Stümper zulassen, als in den untern. — Aber diese paradoxe Meynung des göttingischen Philologen hat Herr Kratz hinlänglich abgewiesen, und zugleich gezeigt, daß auch, wie in den höhern Schulen, so ebenfalls in den niedern ein elender Wicht docren könne. — Und daß er hierin nicht Unrecht haben mag, beweisen fast alle Schulen und beynahe alle Privatanstalten zum Unterricht.

So wie die Lehrer elend waren, so war es auch die Lehrart. Nur um einiges anzuführen, so hatte eine bekannte Buchhandlung zu Schilda vor langer Zeit zwey Grammatiken verlegt, eine lateinische und eine griechische, die zwar zu der Zeit, als sie geschrieben wurden, mitgehen konnten, obgleich auch schon damals bessere vorhanden waren.*) Allein nachdem Scheller,

*) In einem Roman soll es zwar unschicklich seyn, ernsthafte Dinge einzumischen. Ich sehe aber nicht ein, warum? Ein Roman ist ein Sittengemälde, das veranlagen und nützen soll: also kann auch da dann und wann von den Gelehrten und deren Handwerk etwas vorkommen. — Was hier von den Grammatiken bemerkt ist, zielt hauptsächlich auf das lutherische Gymnasium zu Halle, wo man noch seit 1790, die alte lateinische Grammatik von Joachim Lange und die Weissenburger griechische beybehält, bloß

Wödder, Wenk und Andere ihre Sprachlehren herausgegeben hätten, waren die alten Grammatiken ganz überflüßig, und würden allerdings ins Makulatur gewandert seyn, wenn nicht der Verleger derselben sich an das Direktorium des Gymnasiums gewendet, und die Herren durch Geld und fette Gänse von der Vortrefflichkeit ihrer Vortrefflichkeit überzeugt hätte. Die Directoren befahlen also den Schullehrern, die alten Grammatiken beyzubehalten; und diese liessen sich dieß auch gefallen, weil sie sich in die alten Schmöcher — wie die Herren sie selbst nannten — einstudiert hatten, und es überhaupt eine gar kommode Sache ist, nach einem Buche zu lehren, worin man eine Local-Memorie erworben hat.

Alle halbe Jahre wurde richtig Komödie gespielt, wobey wenigstens dreyßig Schüler die Personen zu machen hatten. Diese wurden allemal sechs Wochen vor dem sogenannten großen Aktus von allen Schularbeiten frey gemacht, damit sie ihre Rollen lernen und üben könnten. Es ging also von der Studierzeit blos durchs

aus ökonomischen Absichten, und um den Waisenhause Verlag mit vergriffen zu helfen. —

Rollen-Lernen ein Vierteljahr jährlich verlohren; und da man die närrische Gewohnheit noch obendrein hatte, aus allen Knaben Redner bilden zu wollen: so mußte Woche für Woche einmal deklamirt werden, so daß fast keine Zeit zum eigentlichen Studieren übrig blieb.

Das Hauptverderben des Gymnasiums war, daß es an einem Orte lag, wo sich eine Universität befand. Solche Gymnasien taugen alle nichts; und Eltern aus einer solchen Stadt sollten ihre Kinder, wenn sie etwas lernen sollen, lieber weit weg schicken, als sie schon im zwölften Jahre zu Burschen, die den Kommang verstehen, verwildern lassen.

Alle Schulanstalten haben ihre unverbesserliche Fehler und Mängel, aber die in den Universitätsstädten sind ächte Pflanzschulen künftiger Taugenichtse. Renommistisches Wesen und alle Arten von Ausschweifungen lernen die unter der Ruthe stehenden Knaben von den der Ruthe entgangenen oder entlaufenen Buben, gemeinhin Studenten genannt, und übertreffen sogar oft ihre Lehrmeister, indem die Kurzsichtigen Liederträchtigkeit nicht selten mit dem Burschenkommang verwechseln und verbinden.

Franz, weich wie Wachs, ließ alle Eindrücke auf sich wirken. Verführt von seinen Freunden aus der Schule, drängte er sich, wie sie, endlich an Studenten, die ihn auch nicht abwiesen, weil er immer — wie sie sich ausdrückten — honorig aufwichste, und ganz ochsige Kondizionen gab, die gar kein Hund waren.

Der alte Major Wolfstein fand zwar die Ausgaben von seinen Pflegling etwas stark; aber da der gutmüthige Mann mit dem scholastischen Leben gar nicht bekannt war, und beynahe wöchentlich ein preiswürdiges Zeugniß über dessen vortreffliche, exemplarische Aufführung von Rector Kratz zugeschickt erhielt: so gab er das Geld ohne alle weitere Erinnerung her. Fräulein Agathe schickte ihrem Liebling auch immer reichlich zu, ohne daß der Major etwas davon wußte: und so war das junge Herrlein immer im Stande, seinem Herrn Wirth mit Wein aufzuwarten, Mamsell Sibillen Präsenter zu machen, seine Schulkameraden zechfrey zu halten, und den Studenten Kondizionen zu geben, wie die seyn müssen, die Ochsen ochsig nennen können.

Achtes Kapitel.

Heißt das Studieren?

Franz war schon fast zehn Monate auf dem Gymnasium gewesen, als Fräulein Agathe plözlich krank wurde. Die Krankheit war zwar blos eine Folge von Erhitzung, hatte darum auch wenig zu sagen, aber Fräulein Agathe glaubte dennoch, daß sie aus der Welt darüber gehen könnte, und das wurde ihr gallenbitter geworden seyn, wenn sie ihren Liebling Franz nicht vorher noch hätte sehen sollen.

Sie bath also ihren Bruder aufs dringendste, doch ja Franzen gleich kommen zu lassen; und der Major, der ihr gewöhnlich nichts abschlagen konnte, willigte ohne alles Weitere in ihre Bitte.

Es wurde eine Extrakutsche nach Schilda geschickt, um Franzen abzuholen, der aber, als die Kutsche ankam, gerade nicht zu Hause war. Der Rector Kratz fand mit seiner gan-

zen Familie nicht für gut, ihn fortzulaſſen, weil noch einige Geburtstage den nämlichen Monat in ſeinem Hauſe beyerſtanden, wobey unſer Held eine nothwendige Perſon war. Er ſchrieb alſo gleich einen Brief an den Major, worin er ihm vorſtellte, daß ſein Eleve in ſeinem Studieren den größten Schaden leiden würde, wenn er ihn jezt eine ſo derbe Pauſe machen ließe; er bäte daher, daß der Herr Major mit dem Abholen bis auf die künftigen Oſterferien warten wollten u. ſ. w. Dieſen Brief gab der Rector dem Kutſcher, und ließ ihn in Gottes Namen zurück fahren.

Einige Stunden darauf kam Franz nach Hauſe.

Es war ein Bote da von ihrem Herrn Pflegevater, ſagte der Rector, der Sie abholen ſollte.

Franz: Mich? — Wo iſt denn der Bote?

Rector: Ich habe ihn wieder fortgeſchickt, und an den alten Herrn geſchrieben, daß Sie jezt nicht kommen könnten.

Franz: Haben recht gethan! Aber warum doch mein Pflegevater mich gerade jezt hat mögen nach Hauſe haben wollen?

Rector: Einer ganz unbedeutenden Kleinigkeit wegen.

Franz: Er wird doch nichts Schlechtes von mir erfahren haben?

Rector: Wie könnte er das? Sie begehen ja nichts Schlechtes!

Franz: Wohl wahr: Aber die guten Alten können oft schief urtheilen, und auch schief hören.

Rector: Seyen Sie unbesorgt, mein Lieber! Ihr Pflegevater weiß nur lauter Gutes von Ihnen. Fräulein Agathe hat Sie blos gern sehen wollen: die soll etwas unpäßlich seyn.

Franz: Fräulein Agathe, meine liebste Tante wäre krank und wollte mich sehen? Wo ist der Bote?

Rector: Ich hab's Ihnen ja gesagt, daß ich ihn fortgeschickt habe.

Bey Franzen war das ganze Gefühl von Liebe und Dankbarkeit aufgewacht, die er dem sanften Geschöpfe schuldig war, und nun empfand er einen unwiderstehlichen Trieb, alsogleich fortzueilen, um seine kranke Tante auf seine Ankunft nicht länger warten zu lassen. Er

rennte auf sein Zimmer, nahm sein Geld, und lief, so sehr auch der Rector und dessen Angehörige sich dagegen setzen mogten, fort zu einem Pferdeverleiher, dem er auftrug, einen Wagen gleich anzuschirren.

Carl, der älteste Sohn des Rectors, wurde ihm von diesem nachgeschickt, ihn entweder gleich zurück zu bringen, oder wenn er aufs Zuhausefahren durchaus bestände, die Tour nach Lindenbach mitzumachen, damit er ja in einigen Tagen wiederkommen mögte.

Der Rector war politisch genug, einzusehen, daß Franz vielleicht den Unterschied zwischen einem ruhigen Landleben unter guten, tugendhaften Menschen, und dem wüsten Leben auf Schulen und Universitäten jezt leichter als vorher merken könnte; und geschah dieses, so blieb Franz weg, und der Herr Rector hatte einen guten Kunden weniger. Auch konnte der Herr Major, — und dieß befürchtete der Rector — Gründe finden, ihm nicht mehr zu trauen, und dadurch bewogen werden, seinen Pflegesohn dem Seminarium der Verwilderung auf der Stelle zu entziehen.

Carl kam eben zu Franzen, als dieser mit dem Pferdeverleiher wegen der Fahrt nach Lindenbach einig war. Als er merkte, daß er ihn schlechterdings nicht bereden konnte, von seiner Reise abzustehen, gab er ihm endlich selbst recht, und bedauerte nur, daß er seinen lieben Freund vielleicht sehr lange würde entbehren müssen. Franz fiel ganz natürlich darauf, daß er ihn bath, mitzufahren. Carl war auch gleich willig, aber sein Vater, wie er vorgab, würde ihm dieß gewiß nicht erlauben, wenn Franz nicht noch mitginge, ihn zu erbitten.

Der Gutmüthige war gleich bereit, zum Rector umzukehren, der ihm anfangs Gegenvorstellungen genug machte, und von Carls Mitreise nichts hören wollte, indeß doch endlich nachgab, aber mit der Bedingung, daß Franz noch eine Nacht da bleiben sollte. So ungern Franz daran wollte, so fügte er sich endlich und blieb; und die Familie des Rectors feyerte selbigen Abend noch die beyden Geburtstage, davon der eine erst in eilf, der andre in funfzehn Tagen zukünftig einfiel. — Eigentlich sollte Franz fürs baldige Zurückkommen

erſt noch gefeſſelt werden; und dieß die Nacht zu bewirken, hatte Sibillchen den Auftrag. Sie war locker und willig genug dazu, und er, nach Punſch und Champagner, nicht minder.

Früh reiſete Franz mit ſchwerem Kopfe unter Wünſchen des Rectorſchen Hauswesens, und mit dem Verſprechen, ja recht bald wieder zu kommen, in Carls Geſellſchaft nach Lindenbach. Sie hatten ohngefähr acht Meilen dahin, und konnten dieſe ganz bequem zurück legen, zumal da der Kutſcher, wegen des verſprochnen guten Trinkgelds raſch zufuhr.

Auf halbem Wege kehrten ſie in einem Städtchen ein, wo ſie zu Mittag aßen, und einen gutgekleideten Fußreiſer mit bey Tiſche antrafen. Carl Kratz war gewohnt, ſeine plumpe Satire an Unbekannten und Bekannten auszulaſſen; er griff alſo auch den Reiſenden an, und machte Anmerkungen über die ſteife Art, womit er den Löffel zu Munde führte. Aber der Fremde antwortete auf die Spötterey mit Würde: „Herr, mein Arm iſt mir in Corſika lahm geſchoſſen worden!“ Weiter ſagte er nichts.

Carl ſchwieg, aber Franz fand etwas Großes in der Miene des Fremden, und ſuchte

mit ihm ein Gespräch anzufangen. Er fragte ihn daher, wohin er wolle? und als der Fremde ihm sagte, daß seine Reise jezt nach Schwabach ginge, fiel Franz ein: Ei, das liegt ja in der Gegend von Lindenbach! — Auch geht mein Weg über Lindenbach, erwiederte der Fremde. Franz bath ihn also inständig, einen Platz in seinem Wagen anzunehmen, und die vier Meilen bis Lindenbach noch mitzufahren: er fahre eben auch dahin, sey der angewünschte Sohn des Majors von Wolfstein u. s. w. Der Fremde nach einigen Entschuldigungen versprach von Franzens Anbiethen Gebrauch zu machen: und so ging die Reise nach Tische gleich dahin.

Carl und Franz hatten bey Tische stark Wein gezogen und noch einige Flaschen auf den Weg mitgenommen. Ihre Köpfe waren heroisch, und ihre Zungen sprachen von Gegenständen, die junge Bursche von ihrem Alter auch dem Namen nach noch nicht hätten kennen sollen, oder aus Wohlstand wenigstens sie nicht berühren.

Der Fremde schwieg zu allem, rauchte seine Pfeife ganz ruhig, und schien gar nicht auf das Acht zu geben, was gesprochen wurde.

Endlich kamen sie in das Wäldchen, worin der Major die Zigeunerin ehemals angetroffen hatten. Er war noch immer gewohnt, diesen Lieblingsort zu seiner Erholung zu besuchen, und lag gerade, als Franz daselbst ankam, hinter einer Hecke, rauchte sein Pfeifchen, und beschäftigte sich mit Lesen in den Weltbegebenheiten von Büsch.

Fräulein Agathe war merklich besser geworden, und deswegen wollte der Major, der während ihrer Krankheit noch nicht von ihrem Bette gekommen war, eine kleine Bewegung in freyer Luft sich machen. Sein Fuhrwerk, das er nach Schilda geschickt hatte, war auch zurück gekommen, und er war anfangs sehr ärgerlich, daß Franz ausbliebe, ob er gleich aus Unkunde der scholastischen, und akademischen Kraftsprache die vom Rector Kratz angeführten Gründe endlich billigte.

Der Wagen, worin Franz saß, kam nun daher gerollt, aber der Major hatte auf seine Ankunft Verzicht gethan und nahm sich nicht die Mühe, hinzusehen: Büsch interessirte ihn jezt mehr. Eben an der Stelle, wo der Major auf einer Anhöhe lag, hatte der Förster einen Gras

ben nahe am Wege ziehen laſſen, um die Fuhrleute zu verhindern, auszubiegen und den jungen Holzſchlag zu beſchädigen. Franzens Kutſcher hatte unterwegs zu viel Fuſel zu ſich genommen, fuhr unvorſichtig raſch, und nicht lange, ſo lag die Kutſche umgeſtürzt im Graben.

Keiner war beſchädiget, doch machte ſie der Schreck einige Minuten ſtumm. Franz, Carl und der Fremde krochen endlich hervor aus Wagen und Graben. Der Major wollte den Gefallnen zu Hülfe eilen; allein ein ſchneller Krampf am linken Fuße nöthigte ihn, an ſeiner Stelle in einiger Entfernung ſtehen zu bleiben.

Aber tauſendſakkerment, ſchrie Franz, verdammter Philiſter, was machſt du denn? Hätteſt uns die Hälſe brechen können, und der Teufel hätte uns geholt, wie 'n Paar Sperlinge! Wenn ich nicht wüßte, daß du en canaille beſoffen wärſt: wir prügelten dich durch, daß du die Schwerenoth kriegen ſollteſt!

Hierauf nahm Carl das Wort, und fluchte noch weit ärger: Endlich langte Carl noch eine Flaſche Wein aus der einen Seitentaſche des Wagens, und nachdem er einen Zug daraus ge-

than hatte, reichte er sie Franzen, mit einem: Prost Bruder Herz, laß uns die Grillen versaufen! Nachdem auch Franz getrunken hatte, sangen beyde ein Duett:

Was helfen mir tausend Dukaten,
Wenn sie versoffen seyn: (sind)
Ich lobe mir Schweinebraten,
Und eine Kanne mit Wein:
Eine Kanne mit Wein
Und Semmel hinein,
Das mag ein rares Fressen seyn. —

Der Major bemerkte mit Erstaunen seinen sonst so wohlgezogenen Franz saufen, fluchen, zotenreißen und sich so unanständig, wie ein Troßbube, gebärden. Das war ganz wider seine Erwartung: denn er hoffte immer, daß Franz einst mit seinen polirten Sitten von der Schule kommen werde. Die Galle lief ihm über, aber er war ein Mann, der im Zorne gar nichts vornahm. Also schlich er zurück, als der Krampf sich gelegt hatte, und ging auf einem Fußsteig nach Hause, wo er seinen Franz ruhig erwarten wollte. Unterwegs brummte er einmal über's andre: Heißt das studieren?

Neuntes Kapitel.

Der Wagen war indeß in so fern hergestellt, daß er vollends nach Lindenbach herüber konnte. Die Gesellschaft kam daselbst gegen Abend auch richtig an; und sogar der Fremde ließ sich bis in den Hof des Majors mit herein fahren.

Franz und Karl stiegen zuerst aus, und ersterer lief gerade die Treppe hinan auf das Zimmer seines Pflegevaters, den er auf dem Sopha antraf. Schönen guten Abend, Väterchen, rief er, als er ihn erblickte, und küßte ihm die Hand.

Major: Wo kommst du her, Franz? Dein Rector hat mir ja gestern geschrieben, du könntest nicht abkommen?

Franz: Der Rector ist ein nasser Prinz: der weiß den Teufel! Er hat einen rechten Ochsenstreich gemacht, aber ich hab' ihn auch recht-

schaffen über'n Kochlöffel balbiert! Der Dummerjahn wollte nicht mal zugeben, daß ich hieher reisen sollte; aber ich that's doch troz seiner rothen Perrücke!

Major: Aber sage Franz, was führst du da für eine Sprache?

Franz: Nicht wahr, Väterchen: die klingt gänz schärmänt! das hab ich alle zu Schilda gelernt! Sie sollen schon noch hören, was ich dort noch mehr gelernt haben. Aber was macht meine liebe Tante?

Major: (kalt) Sie ist bald wieder ganz hergestellt: geh jezt nur gleich zu ihr, aber rede deine neue Sprache nicht! Tante Agathe versteht die so wenig, als die hebräische.

Franz eilte auf Agathens Zimmer. Agathe empfing ihn aufs zärtlichste, und drückte ihn einmal übers andere an ihr Herz. Aber, als sich die ersten Regungen kaum gelegt hatten, betrachtete sie ihren Liebling mit Entsezen und rief laut aus: Aber Franz, lieber Franz, wie siehst du so aus?

Franz: Wie denn so, Herzens-Tantchey?

Agathe: Du siehst ja recht jämmerlich aus! Bist du krank gewesen? Du hast ja eine Farbe, als wenn du das Fieber gehabt hättest!

Franz: Das machen die vielen Durchzüge, Tantchen: weiter ist es nichts!

Nun erfolgte eine weitläufige Beschreibung von den Durchzügen, worüber Fräulein Agathe den Kopf mächtig schüttelte, noch mehr aber darüber, daß Franz von Zeit zu Zeit Flüche und andere unanständige Reden mit einfließen ließ. Aber sie liebte Franzen, und wollte ihm nicht gleich beym Willkommen eine Strafpredigt halten. Sie bath ihn, sich zu ihr aufs Sopha zu setzen und ihr von seinem Befinden und andern Umständen Nachricht zu geben.

Inzwischen war auch der Reisende im Zimmer des Majors angekommen, der ihn aber, vor Aerger über Franzen, etwas kalt aufnahm, und ihn im steifen Conventionston fragte, wen er die Ehre habe, vor sich zu sehen.

Fremder: Sollten Sie mich nicht mehr kennen, Herr Major?

Major: Kann mich wirklich nicht besinnen — doch scheint mir das Gesicht in etwas —

ja gewiß — Bey Gott im Himmel, sind Sie nicht der Ingenieur-Leutnant Hammer?

Fremder: Der bin ich, mein Theuerster!

Major: Nun, so sey Gott gelobt, daß ich Sie, theuerster Freund, einmal wieder sehe! (Er umarmt ihn) Tausendmal seyen Sie mir willkommen! Aber, sagen Sie mir, wo Sie herkommen, wo Sie hin wollen und was Sie jezt sind?

Hammer: Wo ich herkomme? Heute von Remhach. Wo ich hin will? Nicht weiter als zu Ihnen, um mich auszuruhen, und dann werde ich hingehen, wohin mich meine Füße tragen werden. Wer ich jezt bin? Ein Mensch ohne Titel, ohne Geld und ohne Aussichten.

Major: Nun, wenn dem so ist, Freund, so sollen Sie mir nicht weiter! Sie finden bey mir Ihr Brod, und wenns Ihnen Titels genug ist, mein Freund zu heißen: so sollen Sie doch wenigstens Etwas seyn. Wollen Sie?

Hammer: Ich schlage Ihr Anerbiethen nicht aus, nehme es aber auch nicht ganz an: Die Zeit muß beydes näher bestimmen.

Major: Das soll sich schon finden! Aber darf ich Sie bitten, mir Ihre Geschichte, seit unserer Trennung, zu erzählen?

Hammer: Ein ander Mal, mein Lieber! Heute bin ich zu zerſtreut: Die jungen Burſche haben mir den Kopf unterwegs recht warm gemacht.

Major: Ja, bey meiner armen Seele, Freund, das glaub ich gerne. Wie weit ſind Sie mit den Wildfängen gefahren?

Hammer: Vier Meilen blos, aber die vier Meilen ſind mir recht ſauer und lang geworden.

Major: Armer Mann! Ich kann mir das denken. Der eine Junge, der mein Pflegeſohn iſt, hat kaum zehn Worte mit mir geſprochen und mir den Kopf doch ſchon recht warm gemacht.

Hammer: Ihr Pflegeſohn iſt's? Ich dachte, es wär' Ihr rechtes Kind. Er nannte Sie immer ſeinen Vater.

Der Major erzählte hierauf Hammern, was wir über Franzens Annahme ſchon wiſſen. Hammer hörte mit ſichtbarem Wohlgefallen zu, bis dahin, wo der Major ihm erklärte, warum er ihn aufs Gymnaſium nach Schilda geſchickt habe. Hier ſchüttelte Hammer den Kopf gewaltig, brummte ein Hm hm über das

andere, und als der Major fertig war, sagte er: Freund, Sie sind ein verständiger Mann, aber darin haben Sie es versehen, daß Sie den unerfahrnen Jüngling auf ein Gymnasium geschickt haben. Sie waren reich genug, Ihrem Franz einen braven Hofmeister zu halten, und an Erfahrung fehlt es Ihnen auch nicht, ihn selbst mit zu erziehen. Also mußten Sie ihn nicht auf eine Schule schicken, wo er der Aufsicht habsüchtiger Menschen anvertraut leben mußte. Alle unsere Schulen, wenige ausgenommen, sind so beschaffen, daß ein junges Blut Gefahr läuft, da mit Leib und Seele zu verderben.

Freund Hammer hielt nun eine weitläufige Dissertation über den elenden Zustand der Schulen in Deutschland, belegte alles mit Thatsachen, und überzeugte den Major bald, daß die wenigsten etwas taugen. Darauf schwur der Major hoch und theuer, daß Franz nicht mehr auf das Gymnasium zurück sollte, und versicherte, daß er ihm noch diesen Abend eine derbe Epistel lesen wolle.

Lassen Sie's für heute nur seyn mit dem Epistellesen, lieber Freund, sagte Hammer:

da würden Sie mehr verderben, als gut machen.

Major: Aber soll ich denn stille schweigen zu des Jungens vertrackten Streichen?

Hammer: Behüte! Aber jezt müssen Sie ihn nicht vernehmen, weil er noch immer glaubt, er handle klug, und was er thue, sey recht.

Major: Schön, mein Freund! Also wenn einer glaubt, er thue recht, so muß man ihm einen Eselestreich in den andern machen lassen?

Hammer: Verstehen Sie mich nur recht! Wenn Sie jemanden bessern wollen, so überzeugen Sie ihn erst, daß er schlecht oder dumm handle. — Der Boshafte läßt sich entweder gar nicht, oder blos durch Strafen bessern: denn er handelt aus Grundsätzen, und da ist beynahe Hopfen und Malz verlohren. Ihr Franz aber ist nicht boshaft: er glaubt vielmehr, wunder, was er für ein rechter Kerl sey! Ueberführen Sie ihn also, daß er dumm und einfältig sich betrage: dann wird er sich schämen, in sich gehen, und man wird ihn leicht ändern können. Lassen Sie mir dieses Geschäft nur über, Freund: ich hoffe, Sie sollen schon in einigen Tagen sehen, daß Franz noch nicht völlig verdorben ist.

Major: Bin's herzlich gern zufrieden! Ich kenne Sie ja, mein Lieber, und weiß, daß Sie ein braver Mann sind.

Jezt kam der Bedients, und meldete den Herren, daß das Abendbrod in Fräulein Agathens Zimmer auf sie warte.

Tausend Element, sagte der Major, hab' ich doch vor lauter Freude und vor lauter Aerger vergessen, Sie zu fragen, mein Bester, ob Sie hungern oder dürsten. Kommen Sie also, kommen Sie!

Zehntes Kapitel.

Der Primaner.

„Was ist denn das für ein junger Herr," fragte der Major, als er Karl Kratz im Zimmer seiner Schwester bemerkte.

Ich bin der Sohn des Herrn Rectors Kratz von Schilda, und zwar Primus in Prima.

Major: Das verstehe ich nicht, mein lieber Herr: was soll das heißen: Primus in Prima?

Carl: (lacht hämisch) Das soll heißen, damit Sie's nur wissen, daß ich in der Klasse oben an sitze, und allen andern Gymnasiasten vorgehe; auch nächstens Bursch werde!

Franz: Ja, Väterchen, es ist ein echsiggelehrter Kerl, der Carl da! Er versteht bald so viel, als sein Alter. Auf Ostern wird er gewiß Bursch.

Major: Bursch? Ist denn der Herr für jezt vielleicht ein Mädchen?

Carl: Wie Sie doch so quatsch fragen mögen, Herr Major! Bursch heißt soviel als Student. Ich gehe Ostern auf die Universität.

Franz ärgerte sich, daß Carl seinem Pflegevater so schnöde begegnete, und stieß ihn mit dem Fuße, aber dieser merkte das nicht, und lachte sich recht satt über des Majors vermeintliche Unwissenheit. Endlich sezte man sich zu Tische, und das Gespräch hatte ein Ende, weil man sich mit Essen beschäftigte.

Franz saß neben dem Fräulein Agathe, und Carl neben dem Major: beyde aßen so

ſchnell, ſo ſchnaubend und ſo Ekel-erregend, daß die Uebrigen auf dieſe Unanſtändigkeit aufmerkſam wurden. Franz, ſagte endlich Fräulein Agathe, iß doch nicht ſo jähling: das mögte Dir ſchädlich ſeyn: Du aßeſt ja ſonſt nicht ſo!

Ja, Herzens Tantchen, erwiederte Franz, ſo eſſen wir beym Herr Rector immer. Wer da nicht zufährt, kriegt hernach nichts. Da heißt's: Friß Vogel, oder ſtirb! Sehn Sie'nmal Calin an: der kann noch hurtiger ſchlucken, als ich, aber der hat's auch ſchon länger getrieben.

Alle ſchüttelten den Kopf, über unſre Gymnaſiaſten ließen ſich das nicht anfechten.

Als das Eſſen vorbey war, ließ der Major Wein bringen. Fräulein Agathe ſchenkte jedem ein, außer ſich und ihrem Liebling. Dein Getränke wird gleich kommen, Neffchen, ſagte ſie, wir haben ganz treffliches Weizenbier, aber, leider, ich darf noch keins trinken.

Ei, Tantchen, antwortete Franz, laſſen Sie doch das Weizenbier: ich trinke jezt auch Wein! Das hab' ich auf dem Gymnaſium recht honorig weggekriegt.

Hammer blickte den Major an, und dieſer gab ſeiner Schweſter, die Franzen eben replicirn wollte, einen Wink, zu ſchweigen; nahm ein Glas, ſchenkte es voll Wein, und gab es Franzen, der es auch, mir nichts dir nichts, auf Tante Agathens Geſundheit den Augenblick austrank.

Weißt Du mir denn nichts zu erzählen, Franz, frägte Fräulein Agathe: auf eurer Schule werdet ihr ja auch hübſche Hiſtorien lernen?

Franz: Ich bin noch nicht in der hiſtoriſchen Klaſſe: da komm' ich erſt auf Oſtern hin.

Carl: Aber Ich war in allen Klaſſen! Die Hiſtorie, o, die hab' ich lange an den Schuhen abgetreten: ſonſt wär ich nicht Primus in allen Wiſſenſchaften. Soll Ich Ihnen was erzählen?

Agathe: Wenn Sie ſo gütig ſeyn wollen!

Carl: Ja, ſehen Sie, gnädiges Fräulein, da will ich Ihnen eine Mordgeſchichte erzählen vom Scipio dem Afrikaner. Der Mann wär aus Afrika, wie ſein Name giebt. Das Land liegt unter der Linie, verſtehn Sie mich, oder

unterm Pol: denn Linie und Pol, das iſt alles eins. Nun der Scipio konnte in ſeiner kalten Heimath nicht bleiben; er ging alſo nach Italien, und nahm Rom ein, und zwang die Römer, ihn zu ihrem König zu machen, nachdem er den König Romulus mit einer Piſtole im Treffen erſchoſſen hatte. Dann hatten die Römer einen ſchweren Krieg mit dem König in Frankreich; aber Scipio, der noch immer der Afrikaner hieß — denn in jener alten Zeit, lange vor Chriſti Geburt, wohl vier tauſend Jahre vorher, hatten die großen Herren allerley närriſche Zunamen: da war z. E. Heinrich der Bär, Albrecht der Löwe, Friedrich der Kahle, Maximilian mit dem rothen Bart, und noch mehr ſolche närriſchen Kerls. Aber um wieder auf unſern Scipio zurück zu kommen, ſo griff der die Hauptſtadt von Frankreich an. Damals hieß ſie nicht Paris, wie jezt: damals hieß ſie Karthago, und lag an einem Fluß, ich glaube, an der Donau. Da zerſtörte er die ganze Stadt, und machte mehr als zehn Millionen Menſchen todt. Drauf zog er wieder nach Rom, und heirathete des Königs Romulus Tochter Anna, mit welcher er den

berühmten Julius Cäsar zeugte. Er selbst aber wurde bald hernach von einem alten Weibe zu Maintz mit einem Ziegelstein todt geworfen. — Wie gefällt Ihnen die Historie, gnädiges Fräulein!

Der Major: (einfallend) Agathchen, es ist Zeit, daß Du dich zur Ruhe begiebst: Komm! Mit diesen Worten stand er auf, nahm seine Schwester bey der Hand, und führte sie in ihr Gemach.

Hammer hatte die ganze Zeit über gar nicht gesprochen: als aber der Major weg war, ließ er sich mit unsern jungen Herren ins Gespräch ein, nur um zu verhindern, daß sie nicht weglaufen, schlechte Streiche vornehmen und seinen Freund, den Major, dadurch ärgern mögten. Aber das gelang ihm nicht: Carl zog Franzen mit Gewalt fort, unter dem Vorgeben, der Abendluft genießen zu wollen. Sie liefen die Treppe hinab und in den Garten. Kaum waren sie allein, als Carl Kratz eine helle Lache aufschlug, und, indem er Franzen auf die Schulter klopfte, sagte: Hast du gemerkt, Brüderchen, wie ich die adelichen Grützköpfe da oben rasirt habe?

Franz: Wie denn so?

Carl: Ei Kerl, hast du denn gar nichts gemerkt? Deine Tante Beate oder Agathe, wie sie heißt, wollte ja gern etwas erzählt haben: Da hab' ich ihr einen derben Putz aufgebunden: ha, ha, ha!

Franz: Ist denn das nicht wahr, was du da vom König Scipio erzählt hast?

Carl: Nein doch! Die Römer hatten keine Könige, die hatten nur Kaiser; und Scipio war nicht der Vater des Julius Cäsar: er war nur sein General u. s. w. — Ich hab' das Ding nur so gesagt, um deiner gnädigen Tante eine Nase zu drehen.

Franz: (verdrüßlich) Pfuy Carl, das hättest du nicht thun sollen: Tante Agathchen ist gar zu gut: und meinem lieben Väterchen hast du ins Angesicht gelacht: das war auch nicht hübsch!

Carl wollte Franzen begreiflich machen, daß nichts hübscher sey, als sich über andere Leute lustig zu machen, zumal über Philister: Aber Franz wollte durchaus nicht zugeben, daß man sich über seinen Vater, den Major, und über Tante Agathchen lustig machen

dürfe. Er bat endlich Carln, still zu schweigen, und ging ganz mißmüthig ins Haus zurück.

Das ganze Gespräch hatte Hammer, der den Wildfängen in der Seiten-Alle an der Hecke nachgeschlichen war, mit angehört, und freute sich recht sehr, daß in Franzen doch das Herz noch unvergiftet war. Er theilte seine Bemerkungen dem Major mit, der sehr vergnügt ward, da er nach Hammers Aeußerung hoffen konnte, daß sein Franz sich bessern, und einmal in der Welt ein Biedermann, wie er sagte, werden würde. Auch Fräulein Agathe war vor Freude außer sich, als Hammer sie noch an selbigem Abend versicherte, daß sie ihre Liebe gegen Franz an keinen Unwürdigen verschwende.

Der Major ließ Franz auf sein Zimmer rufen, begegnete ihm zurückhaltend, doch gütig, und befragte ihn nach diesem und jenem, um indessen dem Andern Zeit zu lassen, sich noch ungehinderter zu zeigen. Hammer hatte den Bekümmerten versichert, daß Carl Kratz der Verderber seines Pflegesohns sey, und daß er ohne diesen Verführer nicht so hätte verwildern können. Franz war gern bey seinem Pflege-

vater: denn er liebte ihn wirklich, gab ihm auch über Alles Auskunft, und verschwieg ihm nicht einmal, wie er das viele Geld, das er durchgebracht hatte, verwendet habe, bald zu Geschenken an Mamsell Sibille, bald zu Wein für seinen Hauswirth, den Rector, bald zu Gelagen für Studenten u. s. w. Diese Offenherzigkeit gefiel dem Major, und er schenkte Franzen seine ganze Liebe wieder, nebst Zutrauen.

Carl war indessen im Hause herumgelaufen, und hatte Franzen aufgesucht; endlich sagte man ihm, er sey bey dem Major, und würde wohl sobald da nicht fertig werden.

„Wenn ich nur was zu saufen hätte, sagte Carl, mich durstet's: dann mag Franz meinetwegen seyn, wo er will und kann!"

Ih, junger Herr, sagte der Kutscher des Majors, wenn Sie trinken wollen, so will ich Ihnen was holen, oder kommen Sie mit in die Schenke: ich gehe eben jezt hin!

Carl: In der Schenke kostet's Geld, lieber Freund, und das ist bey mir rar.

Kutscher: Sie sind des Majors Gast: der muß wohl bezahlen, was Sie verzehren.

Carl: Pumpt denn der Kalaber, der Wirth, auch wohl einem Fremden?

Kutscher: Versteht sich, sobald ich ihm sage, daß Sie unser Gast sind.

Carl: Brave, komm alter Schnurrbart! —

Weder der Major noch das Fräulein hatten dem Kutscher den Wink gegeben, Carln in die Schenke mitzunehmen: es war das Werk von der Kammerjungfer des Fräuleins. Der junge Bursche schien ihr sich besser zu den Bauern in die Schenke, als zu ihrer Herrschaft zu schicken.

Carl ging denn mit in die Schenke, lebte unschenirt, trank, machte, wie er es nannte, Jux und Kohl mit den Bauern, und ward endlich so geschäftig und hernach so total betrunken, daß der Kutscher es mißlich fand, ihn mit nach Hause zu führen. Er bath also den Wirth, dem Mosjeh da — ein Plätzchen hinter seinem Ofen zu gönnen, wo er den Rausch ausschlafen oder ausschwitzen mögte.

Franz hatte nach eilf Uhr dem Major gute Nacht gesagt, und suchte seinen Kameraden auf, um mit ihm schlafen zu gehen. Aber er erschrack nicht wenig, als er von dem Kutscher vernahm, in welchem Zustand Carl in der Schenke läge.

Er wollte fort, und würde ihn demohnerachtet herüber geholt haben, wenn Hammer, der dazu kam, ihn nicht zurückgehalten hätte. Der Major — sagte Hammer — muß von diesem Vorfall heute nichts erfahren, und, wenn es seyn kann, nimmermehr. Lassen Sie den Menschen in der Schenke: der Kutscher, der ihn dahin geführt hat, mag hingehn und Acht haben, daß er keinen Schaden nehme. Morgen sollen Sie Ihren Freund wieder sehen.

Franz war das zufrieden, und ging zu Bette, wenn gleich mit Besorgniß.

Giebts hier keine Miethspferde? sagte Hammer zum Kutscher, als Franz weg war.

Doch! Es sind zwar Bauerpferde, aber die sind doch auch zum Reiten, erwiederte der Kutscher.

Er hat einen dummen Streich gemacht, Kutscher, fuhr Hammer fort, daß Er den Menschen in die Schenke mitnahm. Aber wenn Er thut, was ich Ihm sage, soll der Major nichts davon erfahren. Hier sind zwey Thaler: besorge Er ein Pferd für den Sausewind, und mache Er, daß er sich Morgen früh, wie's Tag wird, fortmacht und ja nicht wieder in dieß

Haus kommt. Wenn der Wildfang nicht will: so mache Er ihm die Hölle ein wenig heiß.

Der Kutscher versprach, zu gehorchen, und war schon mit Tages Anbruch in der Schenke. Er fand Carln, den der Durst arg geplagt hatte, auch schon auf, sprach gleich derb auf ihn ein und stellte ihm das Unanständige seines Betragens so kutschermäßig vor, daß Carl wirklich anfing, nachzudenken und ganz ärgerlich ausrief: wär' ich doch nur erst wieder in Schilda!

Kutscher: Dazu kann Rath werden: Reiten Sie hin! Ein Pferd soll bald da seyn.

Carl: Par Dieu! aber wer soll's bezahlen?

Kutscher: Ich, Herr! Sehen Sie, da sind zwey Thaler.

Carl: (freudig) Gieb her die zwey Thaler, Schnurrbart: ich gehe zu Fuße.

Kutscher: Da, Herr! aber nun auch gleich abgefahren.

Carl: Die Minute: nur noch ein Glas Bier für'n Durst!

Carl trank das Glas Bier, und der Kutscher brachte ihn, um seiner mit Gewißheit los zu werden, eine halbe Stunde auf den Weg.

Carl hüpfte immer und verſicherte dem Kutſcher, daß er jezt recht fidel unterwegs leben wolle. Auch ſollte ihn der Kutſcher einmal beſuchen, wenn er Paſtor ſeyn würde; denn er habe ſich vorgenommen, — wie er es nannte — geiſtlich zu ſtudieren. Darauf ſchritt er vorwärts, und ſang:

Wer niemals einen Rauſch gehabt,
Der iſt kein braver Mann. —

Ho ho, ſagte der Kutſcher vor ſich, für ſo einen braven Mann dankt meine Herrſchaft, und kehrte zurück und ſchimpfte auf jeden Trunkenbold, der wie unſinnig das Seine durchbringe, überall ſtänkere und ſich den Schweinen gleich mache, und oft hernach noch klagen wolle, daß man ihn verachte. —

Eilftes Kapitel.

Franz bekehrt ſich.

Hammer war den nämlichen Morgen früh aufgeſtanden, und ging ſchon, als der Kutſcher zurückkam, in dem Garten. Franz war eben auch ſchon auf, lag im Fenſter, und ſah Hammern mit dem Kutſcher ſprechen. Er horchte, und als er Carls erwähnen hörte, lief er herab und fragte, wo Carl denn bleibe?

Aber wollten Sie wohl, lieber Franz, fragte ihn Hammer ſehr freundlich, daß der junge Kratz ſich, nach dem geſtrigen Vorfall, vor dem Major noch zeige?

Franz: Es thut mir in der That leid, daß er ſich ſo vergeſſen konnte. Aber Väterchen wird's ihm ſchon vergeben! Vielleicht erfährt er nicht einmal, daß Carl ſich in der Schenke gar zu arg betrunken hat.

Hammer: Hier iſt die Frage nicht von Erfahren, und von Vergeben. Ich muß Sie

nur fragen, mein Guter, ob Sie sich wohl noch getrauen würden, so einen Menschen, wie der junge Kratz ist, dem Major vorzustellen?

Franz ward roth, und konnte nicht antworten. Hammer fuhr fort:

Sie kennen den Major nicht so wie ich: denn unsre Bekanntschaft wurde in den männlichen Jahren gemacht; Sie aber sind noch ein Jüngling, können daher die vortrefflichen Seiten dieses edlen Mannes nicht recht erkennen und würdigen. Aber das fühlen Sie gewiß, daß er alle Verehrung und alle Liebe verdient.

Franz: (mit Feuer) Ja, wahrhaftig, mein Herr, ich ehre den Major, und liebe ihn mehr, als alle Männer in der Welt, so wie ich Tante Agathchen allen nur möglichen Frauenzimmern vorziehe.

Hammer: Recht! Aber bemerkten Sie gestern nicht, wie unedel sich Kratz gegen den Major betrug, wie er ihm schnöde Reden gab, wie er ihm ins Angesicht lachte?

Franz: (verdrüßlich) Carl ist ein dummer Junge: das hat er aus Dummheit gethan.

Hammer: Aber war es auch Dummheit, daß er Ihre liebe Tante mit einer abgeschmack-

len Historie vom Könige Scipio Afrikanus zum Besten hatte? — Daß er Ihnen sogar selbst mit Selbstgenügsamkeit erzählte, wie er sich über Ihre Tante habe lustig machen wollen? — Sagen Sie selbst, Lieber, war das Dummheit, oder war es wirkliche studierte Bosheit?

Franz: (erblättert) Sie haben recht, liebster Herr! Krätz ist ein schlechter Mensch, den ich von nun an hassen und verachten will.

Hammer: Den Sie vielmehr nicht mehr für Ihren Freund halten, nicht mehr sehen müssen. Heute noch war er so niederträchtig, daß er von dem Kutscher zwey Thaler annahm, ohne zu fragen, woher sie kämen, und, statt dass nach Hause zu reiten, zu Fuße lief. Wollen Sie so einen Menschen wohl für Ihren Freund halten?

Franz: (mit Thränen) Ach Gott, ich sehe es ein, daß ich mich sehr vergangen habe! Mein Väterchen kann mir nicht mehr gut seyn.

Hammer: Er ist es noch immer, und wird es doppelt werden, wenn Sie einsehen, daß Sie gefehlt haben, und ihm dieses offenherzig gestehen.

Franz! Gern, liebster Hamm, gern, wenn er mir seine Liebe auch wieder schenkt, die ich so unvernünftig aufs Spiel gesezt habe.

— Hammer: Jezt kommen Sie zu Ihrem Vater!

Beyde gingen nach dem Zimmer des Majors, der auch schon auf war, und mit nachdenkender verdrüßlicher Miene auf seinem Sopha saß.

Franz stürzte vor ihm nieder, benezte dessen Hände mit Thränen, und bath: Vergeben Sie mir, lieber Vater, ach, vergeben Sie mir! Mehr konnte er vor Schluchzen nicht herausbringen. Der Major wußte nicht, was er sagen sollte, Hammer aber nahm das Wort und sprach also:

Hier, liebster Freund, ist Ihr Franz, Ihr lieber Sohn, ganz Ihrer wieder würdig. Er erkennt seinen Fehler. Verführung und schändliche Menschen hatten ihn beynahe an den Rand des Verderbens geführt, aber er ist gerettet. Sein gutes Herz blieb unverdorben, und sein Verstand sieht nun ein, wie weit er von der sittsamen Tugend gewichen ist, und wie sehr er die schönste Zierde der Jugend, die Unschuld und

die Bescheidenheit, verletzt hat. Aber er thut mehr, als von einem Jüngling seines Alters erwartet werden kann: er erkennt seinen Fehler, er legt das reumüthige Geständniß darüber zu Ihren Füßen. Ich bitte nicht für ihn: Ihr eigenes Herz mag entscheiden.

Komm in meine Arme, rief der Major mit der höchsten Empfindung der freudigen Theilnahme aus; komm her, lieber Sohn, umarme deinen Vater, der dir vergiebt!

Fräulein Agathe, welche alles aus dem Nebenzimmer mit angehört und gesehen hatte, stürzte nun auch freudig herein, und — Franz, liebster Franz, Liebling meines Herzens, hab' ich dich wieder! — war alles, was sie herausbringen konnte. Beyde, Agathe und der Major umarmten wechselsweise ihren Pflegling.

Ich bin zu schwach, diese Scene auszumahlen. Gefühlvolle Leser mögen sich es selbst sagen, welche Wonne diese vier edle, gute Menschen in diesem Augenblick empfinden mußten.

Dieser Tag war ein Festtag im Hause des Majors. Das Gesinde, und alles war fröhlich, und des Abends ließ der Major seinen

Bauern im Dorfe einige Tonnen Bier bey Musik geben. Sogar der Pastor Honestus wurde nicht ausgeschlossen: denn er bekam zwey Hasen, einen Rehbraten und sechs Flaschen Rheinwein.

Von da an herrschte wieder die größte Einigkeit in dem Hause der Edeln. Jeder war mit dem andern zufrieden; nur machte dann und wann der Major eine finstere Miene, wenn Franz eines seiner sonst geläufigen Schulausdrücke sich bediente. Franz indeß merkte dieses bald, und bath recht sehr, ihm jedesmal einen Verweis zu geben, wenn so ein Kraftwort ihm entfahren würde. Das wird sich schon geben, sagte der Major: denke du nur nicht mehr gymnasiastisch, lieber Sohn: die Sprache der Dummheit und der Pfuscley wird sich dann von selbst verlieren. Der Major hatte Recht: denn in kurzer Zeit verlor Franz völlig die Kern- und Kraftsprache der — Kinder oder Narren auf Universitäten und Schulen.

Du hast mich ja noch nicht gefragt, liebe Schwester, wer Herr Hammer ist? sagte eines Tages der Major zu Fräulein Agathe, Bist Du denn gar nicht neugierig?

Lieber Bruder, antwortete das Fräulein, ich sehe, daß Herr Hammer Dein Freund ist, daß du ihn hochschätzest, und ich finde einen sehr rechtschaffenen Mann an ihm: Das war mir genug.

Ja, bey Gott, fuhr der Major fort, mein Freund ist er: und für seine Rechtschaffenheit bürge ich mit Leib und Leben. Aber ich muß Dir doch sagen, wer er sonst war — denn seit vierzehn Jahren habe ich ihn nicht mehr gesehen, und weiß also selbst nicht, wie es ihm die Zeit über ergangen seyn mag. Vielleicht erzählt er uns dieß dereinst noch selbst.

Hammer ist der Sohn eines Landpredigers, der ihn zum Studium der Theologie bestimmt hatte. Er studierte sie, aber nachdem er die Fratzen des Katechismus hatte einsehen lernen, so verhinderte ihn seine natürliche Ehrlichkeit, einst ein Lügner oder Heuchler auf der Kanzel, im Beichtstuhl und am Altar zu werden. Er ließ also die Theologie fahren, und legte sich auf Mathematik und andre Wissenschaften. Darüber ergrimmte der Pastor Hammer, sein Vater, und enterbte ihn, welches in

dem kreuzerthederen Lande, worin Hammer zu Hause ist, gar wohl anging, so sehr es sonst gegen die Gesetze anstößt: denn Du mußt wissen, daß die Gesetze gewöhnlich nur in sofern gelten, als sie mit eignem Interesse nicht in Kollision kommen.

Hammer nahm aus Verzweiflung Dienste unter den Kanoniern des Fürsten zu Colchis. Er diente anfänglich zwar nur als gemeiner Kanonier, aber jeder Sachverständige merkte bald, daß er zu etwas Höherm Geschicke hatte. Es zeigte sich nämlich, daß er die zu seinem Fach gehörigen Wissenschaften, besonders die Kriegsbaukunst, die Artillerie, den Festungsbau und die Optik besser verstand, als seine Vorgesezten. Er kam also nach Verdienst empor, und ward endlich Ingenieur-Leutnant.

Im Kriege, den sein Fürst damals führte, zeichnete sich Hammer zu seinem Vortheil aus, und rettete ein unwiederbringlich-verlornes Regiment durch eine Batterie, die er sogar gegen den Befehl des Generals aufführen ließ. Der Fürst würde ihm haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hätte ihn ohne Zweifel zum Hauptmann ernannt, wenn nicht einige Adliche

da gewesen wären, die, so Geschick- und Verdienstlos sie auch seyn mögten, dennoch der Convenienz wegen erst befördert werden mußten.

Hammer wurde also zurückgesezt, so sehr alle rechtschaffenen Offiziere darüber auch murrten. Sogar den Eulen-Orden fürs Verdienst erhielt er nicht. Aber er schwieg, und ward in seinem Dienste nur deste emsiger. Er lebte überhaupt immer sehr mäßig; und so reichte seine Leutnants-Besoldung für alle seine Bedürfnisse zu.

Endlich sollten die Festungswerker im Lande, besonders die Feste Kettenschloß, verbessert werden, und der Leutnant Hammer, als der geschickteste Ingenieur, bekam die Aufsicht darüber. Aber obgleich der Fürst gewaltige Summen zu diesen so nothwendigen Unternehmen angewiesen hatte: so konnte Hammer nur wenig zu Stande bringen, immer aus Mangel an Gelde. Das Ausbesserungswerk ging daher langsam von Statten, und der Fürst, welcher in Gesellschaft eines Preußischen Generals einst das Festungswesen in Augenschein nahm, und von dem Preußen über die Mängel und Fehler daran belehrt wurde, fuhr Hammern an, so

wahr dieser auch nachwies, daß es immer und überall an Gelde mangle.

Der Fürst beklagte sich über den verfehlten Bau auch noch gegen den Inspektor von der Artillerie, den Generalleutnant von Marbos. Aber dieser schändliche Mensch, der mit seiner Klicke die angewiesenen Gelder unterschlagen hatte, schob alle Schuld auf den unschuldigen Leutnant, und brachte es dahin, daß die Aufsicht über den Festungsbau einem ganz unwissenden Offizier, aber von altem Adel, übertragen wurde. Dieses unwürdige Verfahren kränkte Hammern so empfindlich, daß er seinen Abschied foderte, den er auch auf der Stelle erhielt. Alle seine Freunde — und jeder redliche Mann, der ihn kannte, war sein Freund, — bedaurten diesen Verlust, ich aber vorzüglich; denn er ist es, der mir das Leben einmal gerettet hat. Man both ihm zwar die Stelle eines Professors der Mathematik auf der Universität zu Schildau; aber er war nicht zu bewegen, auf dieser närrischen Universität ein Lehramt anzunehmen. Er packte also ein, und ging von dannen, ohne jemals von seinem Aufenthalt, so viel ich weiß, Nachricht gegeben zu haben. Das,

liebe Schweſter, iſt nun alles, was ich Dir von meinem lieben Hammer mittheilen kann.

Fräulein Agathe: Nun bin ich aber doch neugierig, wie es dem braven Mann ſeitdem wohl gegangen iſt. Ganz ſchlecht, doch wohl nicht!

Major: Woher ſchließeſt Du dieß, liebe Schweſter?

Fr. Agathe: Weil er Geld hat, und gut gekleidet iſt. Er hat, ich verſichere Dir, einen ganzen Beutel voll Gold, eine ſchöne goldne Uhr; und in ſeinem Kofferchen, das er ſich geſtern holen ließ, ſind ganz hübſche Sachen.

Major: Wie Du doch gleich ſchließen kannſt, Schweſterchen! Kann denn jemand, der jezt gut gekleidet iſt, und einige Kreuzer Geld hat, ſeit vierzehn Jahren nicht lange genug unglücklich und arm geweſen ſeyn? Sieh Schweſterchen, ich glaube vielmehr, daß Hammer recht viel Noth ausgeſtanden hat, ſeitdem er von den Soldaten weg iſt.

Agathe: Thue mir dann doch den Gefallen, lieber Bruder, und laß ihn heute ſeine Geſchichte erzählen!

Major: Heute? Nein, liebe Schwester! So lange Hammer nicht von selbst davon anfängt, erinnere ich ihn gewiß nicht daran; und Dich bitte ich recht sehr, es auch nicht zu thun. Ein redlicher Mann muß niemals genöthiget werden, etwas von sich selbst zu erzählen, als was er selbst freywillig will. Aber damit wir auf etwas Näheres kommen: sag mir doch, Schwester, wie gefällt Dir denn unser Franz jezt?

Agathe: O Bruder, vortrefflich! Der Junge ist mein ganzes Leben! Du hast lange gesagt Bruder, er solle Dein Sohn werden. Du mußt ihn anwünschen, ihm Dein Vermögen zusichern und ihn Deinen Namen führen lassen.

Major: Du sprichst zu voreilig, Schwester! Ich muß erst sehen, ob der Junge ein Biedermann werden wird. Man kann wohl ein guter Junge seyn; deswegen ist man noch lange kein Mann, geschweige ein Biedermann. Franz soll mein Sohn werden, wenn ich sehe, daß er meinen ehrlichen Namen dereinst nicht verschimpfen sondern ihm Ehre machen wird. Er muß erst so seyn, daß es ihm unmöglich fällt, schlechte Streiche und Bubenstücke auszuüben.

Agathe war längst gewohnt, alles zu genehmigen, was ihr Bruder für gut fand: und darum gab sie sich auch dießmal, küßte den Major, und ging auf ihr Zimmer, wo Franz ihr noch etwas aus der Clarissa vorlesen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Vexat censura columbas.

Dein Koffer und deine Sachen sind noch beym Rector, lieber Franz, sagte eines Tages der Major bey Tische. Es wundert mich, daß er das Zeug nicht herschickt: das kann ich eben nicht loben!

Agathe (einfallend): Aber, lieber Bruder, der Rector erwartet Franzen: er glaubt gewiß noch, er komme wieder.

Major: Nicht doch: ich hab's ihm ja schon geschrieben, daß Franz nicht wieder kommt. Bist doch dem Rector nichts mehr schuldig, Franz?

Franz: Nichts, gar nichts. Vielmehr ist der Herr Rector mir noch einen Louisd'or schuldig, den ich einst auslegen mußte, als der Herr Rector nicht zu Hause war, und die Frau Rectorn Gäste bekam.

Major: Den Louisd'or mag er behalten für die Mühe, die sich sein Sohn genommen hat, dich hieher zu begleiten. Ich werde an ihn schreiben.

Der Major schrieb, aber es vergingen an vierzehn Tage, und es kam keine Antwort: er schrieb noch einmal, aber statt einen Brief vom Rector zu erhalten, schickte ihm das Schildaer Schulkollegium einen weitläufigen Pack, worin die Relegation seines Pfleglings von dem Schildaer Gymnasium, nebst den Protokollen, nach welchen die hochweisen Herren Scholarchen gesprochen hatten.

Der Major saß gerade bey Hammern auf seiner Stube, als der freundliche Brief ankam: er las die Relegation und ward unruhig.

Was fehlt Ihnen, Lieber? fragte Hammer. Vielleicht üble Nachrichten?

Major: Schlechte Nachrichten! Denken Sie, mein Franz ist vom Schildaer

Gymnasium relegirt worden. Hier! (giebt ihm die Schrift.).

Hammer: (nachdem er sie gelesen hat.) Daß Gott erbarm', wie die Leute sich doch beschimpfen! Relegiren da einen jungen Menschen, der nicht mehr bey ihnen ist, und auch nicht mehr bey ihnen seyn mag!

Hammer ging hierauf die Protokolle durch: da fanden sich freilich allerhand hübsche Sachen, die Franz, wie die Schul-Herren vorgaben, begangen hatte, die aber größtentheils erdichtet waren, und vielmehr auf die Rechnung der Lehrer selbst zurückfielen. Das Scholarchat hatte, so hieß es in der Relegation, für gut gefunden, ein faules Mitglied von dem übrigen gesunden Körper abzuschneiden, damit die reine Heerde von ihm nicht mögte inficirt werden. Hintendrein ermahnten die Herren den Relegirten, sich zu bessern, damit ihm nicht noch etwas ärgeres widerfahren mögte, als eine — Relegation.*)

*) Unter allen akademischen Schnickschnackschnurren sind die Relegationen ohne Zweifel eine der vorzüglichsten — so nämlich, wie man sie gewöhnlich treibt: denn es ist gar kein Zweifel, daß man einen Menschen, der die Gesetze der Gesellschaft beleidigt, von der Gesellschaft entfernen

Hammer lachte sich recht satt über den Unsinn der Schildaer Gymnasiarchen, und sagte endlich zum Major:

Franz ist relegirt worden, weil er nicht wieder kam: darob ärgerte sich der Rector; und weil er befürchtete, Sie mögten die wahre Ursache, warum Sie Ihren Pflegling nicht fernerhin nach der Schule schicken wollen, bekannt machen: so klagte er ihn an, oder ließ ihn anklagen, ließ Zeugen auftreten und schwören, und trug danach auf Bestrafung an. Bestrafen konnte man ihn nicht: denn er war nicht da;

---

können. Aber wenn man die gewöhnliche Procedur so mit ansieht, wie die Akademien in Deutschland relegiren: so mögte man allemal dreymal hintereinander o Jemine ausrufen. Die Relegationsformeln, deren ich eine ziemliche Anzahl gelesen habe, sind alle über einen Leisten geschlagen, und strotzen von Phrasen dieser Art: qui non erubuit, verecundiam legibus debitam violare; flagitiis (einer Hälfte prügelten) pollutus; legibus surdis (ist verschrieben: soll heißen, mutis) illis et inexorabilibus (in Absicht dieses Relegirten nämlich) exemplum statuere (ist akademisches Latein), in perpetuum (d. h. bis er Geld giebt, und die Relegation abkauft) extorrem (!!!) esse jubemus ab hac urbo agroque (bis aufs nächste Dorf, z. B. nach Zwätzen). Doch genug von dieser akademischen Armseligkeit, welche vernünftige Regenten, oder wer es sonst seyn mag, bald, wie ich hoffe, ganz aufheben werden.

also relegirte man ihn. Sehen Sie, das ist die ganze Sache!

Major: So? Also ohne Verhör, ohne Verantwortung kann man jemanden relegiren?

Hämmer: Das ist aber so Mode auf Gymnasien und Universitäten! Da hat man eine ganz eigne Verfahrungsart, und es läßt sich keine absurdere Rechtspflege denken, als die auf Akademien. Wenn nur Zeugen, gleich viel, ob erkaufte oder untüchtige, aussagen, dieß oder jenes sey geschehen: so wird fluchs zugefahren und gestraft, der Angeschuldigte mag sich vertheidigen können, oder nicht. Man nimmt seine Vertheidigung allenfalls, wenn er darauf dringt, an, legt sie aber auf die Seite, und spricht, wie man gleich anfangs hat sprechen wollen. Es ist nur gut, daß die akademischen Gerichte gewöhnlich mit lauter Lumpereyen zu thun haben: sonst mögten sie wohl manches Unheil stiften. Aber so ist der meiste Gegenstand ihrer Inquisitionen und Sentenzen weiter nichts, als Balgereyen, Kommerse, Päpste, Schulden, Prellereyen, Hurengeschichten und andre eines akademischen Gerichtshofes würdige Objekte. Die Gymnasien haben zwar keinen eig-

nen Gerichtshof, aber sie machen sich selbst einen, und usurpiren heimlich eine Gewalt, die man noch zur Schande einer guten Polizey den Universitäten gestattet.

Major: Das ist doch in der That kuriös! Wenn aber dieß nun einmal so ist so mag ich lieber meinem Franz gar nichts davon sagen.

Hammer: Bey Leibe nicht: denn sagen Sie ihm, er sey relegirt worden mit Recht: so mögte das den jungen Menschen niederschlagen; sprechen Sie, es sey ihm Unrecht geschehen: so kann er denken, er habe in Schilda nichts Böses begangen. Also schweigen wir lieber ganz davon.

Major: Daß mir aber der Rector Franzens Sachen nicht schickt!

Hammer: Merken Sie denn nicht, daß alles für Gerichtskosten aufgegangen seyn wird? Franz kriegt nichts zurück: geben Sie Acht!

Major: Das müßte doch seltsam zugehen!

Hammer: Freund, Sie kennen die Schulen und Universitäten nicht: das sind Hyänen, die nichts aus ihren Klauen lassen, was sie einmal ergriffen haben. Schreiben Sie aber doch noch einmal darum!

Der Major that das, und erhielt bald folgende Antwort vom Rector:

Hochwohlgebohrner,

Ew. Hochwohlgebornen auf Dero geehrtestes de dato 27. Nov. a. c. zu antworten, muß gehorsamst melden, wie synodus gymnasii den jungen Franz, genannt Wolfstein, wegen grober Excesse und notorischer Verbrechen zu relegiren und von der Schule zu verweisen beschlossen; also eine Untersuchung wider ihn zu instruiren war: so beliefen sich die Kosten, welche ich einstweilen, als sein gewesener Aufseher auslegen mußte, laut Liquidation, wie folget:

	thl.	gl.	pf.
Ausserordentliche Sessiones	18	8	9
Citation	—	8	—
Protokoll	1	4	—
Stempel	—	6	—
Zeugen	4	8	—
Protokoll	1	4	—
dito	1	4	—
Stempel	—	6	—
dito	—	6	—
Latus	27	6	9

	thl.	gl.	pf.
Transp.	27	6	9
Defensor	7	9	5
Stempel	—	6	—
Dem Stubenheizer	3	—	—
Dem Pedell	4	8	6
Sentenz	2	4	6
Publikation	1	8	—
Stempel	—	6	—
Exekution des Urtheils	10	8	—
	56	9	2

Ich habe demnach zum Ersatz für diese Kosten, welche nach den Gesetzen dem Relegato zu erstatten obliegen, bey Gericht nachgesucht, ob ich die Effecten des Relegati, welche in meinem Hause waren, öffentlich dürfte subhastiren lassen; es wurde aber genehmiget, daß sie geschäzt und irgend einem Membro Scholae sollten überlassen werden. Da nun dieselbe vom hiesigen Hrn. Auktionator Schnöpe à 56 thl. 11 gl. 5 pf. sind ästimirt worden: so erfolgt hiebey der Rest à 2 gl. 3 pf. Der ich die Ehre habe, zu seyn, Ew. Hochwohlgebornen

gehorsamster

M. Michael Kratz, Gymn. Rector.

Verdammt! rief der Major, und warf den Brief hin mit Verachtung und Unwillen. Hammer hob ihn auf, las ihn lächelnd durch, kritisirte Inhalt und Styl, und fragte den Major dann ganz ruhig, was er dazu nun dächte.

Major: (hitzig) Nein, bey Gott, das ist arg! Solche Impertinenz! Aber ich werde mir Genugthuung zu verschaffen wissen.

Hammer: Auf welche Art?

Major: Klagen will ich. So — lasse ich mich nicht betriegen!

Hammer: Ums Himmels Willen, Freund, klagen Sie ja nicht: Sie richten nichts aus! Collegien kann man allenfalls verklagen; am schlimmsten aber kommt der weg, welcher Schulen und Universitäten verklagt. Mein Rath wäre: Sie verschmerzten diesen Verlust, der ohnehin noch zu ertragen ist, und hüteten sich in Zukunft, einen ähnlichen zu leidey.

Dabey bliebs denn auch. Der Major liess Franzen andre Sachen machen, kaufte ihm andre Bücher, und wenn Franz nach seinem Nachlaß in Schilda fragte, antwortete man ihm, daß er zu seiner Zeit Nachricht davon haben sollte.

Dreyzehntes Kapitel.

Franz bekömmt einen Hofmeister.

Hammer war schon ein Vierteljahr im Hause des Majors, ohne daß er ein Wort von Abreisen hatte fallen lassen, und ohne daß der Major auch nur den Gedanken gehabt hätte, was doch wohl sein Freund bey ihm machen wolle. Er war nur froh, daß er ihn bey sich hatte, und theilte sein Stück Brod mit ihm gern wie Bruder. Franz hatte auch niemanden lieber, als Herrn Hammer, auf dessen Stube er täglich viele Stunden zubrachte, dem er aus Büchern vorlas, und dessen Erklärungen über das Gelesene er mit Begierde anhörte. So verstrich der Winter. Als nun die schönen Frühlingstage wieder kamen, ging der Major und Hammer ins Wäldchen.

Lieber Freund, fing auf diesem Spaziergang Hammer an, nachdem sie über die sich verneuernde Natur lange gesprochen hatten, was

denken Sie von mir, daß ich so lange bey Ihnen zubringe?

Major: Welche Frage, mein Freund! Bleiben Sie bey mir, so lange Sie wollen! So lange ich lebe, ja, so lange Sie leben, sollen Sie Brod hier finden, und sollte ich noch heute sterben.

Hammer: Ich bin nicht gern zur Last: aber ich weiß auch, daß ich das bey Ihnen nicht bin. Jedoch ist dieses nicht die Ursache, warum ich blieb, und mein Vorhaben, in ein fremdes Land zu gehen, aufgab. Franz hat mich hier gehalten.

Major: Franz?

Hammer: Ja, Franz ist Ursache, daß ich noch hier bin, und daß ich, wenn Sie einstimmen, noch länger hier bleiben werde. Ich will mich deutlicher erklären. Franz hat ungemeine Fähigkeiten, und es wäre Schade, wenn diese nicht ausgebildet werden sollten. Sie, edler Mann, sind zwar geschickt genug, einen braven ehrlichen und vernünftigen Mann aus dem Jüngling zu ziehen. Aber es scheint doch — erlauben Sie mir, meine Meynung offenherzig

zu ſagen! — daß Sie während Ihres Soldatenſtandes es verſäumt haben, gewiſſe Kenntniſſe zu erwerben, welche man von einem Menſchen fodert, der ſeine Rolle außer dem Militärſtande mit Ehren in der Welt ſpielen will. Ich habe einige dieſer Kenntniſſe, und erbiethe mich, ſie Ihrem Franz beyzubringen.

Major: (freudig) Topp, Freund, das war ſchon längſt mein Gedanke! Ich bin unwiſſend, das erfahre ich, leider, lange: ich habe wenig oder nichts gelernt, wie die Meiſten meines Gleichen; aber meinen Franz mögt ich darum gern deſto mehr lernen laſſen. Von nun an ſind Sie alſo ſein Hofmeiſter. Aber jezt, Freund, jezt erſt eine Bitte! Sagen Sie mir, wie ich Ihnen zeigen kann, daß ich Ihre Freundſchaft zu ſchätzen wiſſe?

Hammer: Liebſter Major, wollen Sie aufhören, mein Freund zu ſeyn? Soll ich Ihr Bedienter werden, indem ich der Hofmeiſter Ihres Pflegeſohns werden ſoll?

Major: Bey Gott, das ſollen Sie nicht! Ich bin keiner von den Unſinnigen oder Stolzen, die den Unterrichter ihrer Kinder als einen ihrer Domeſtiken behandeln. Aber belohnt muß Ihr

Freundſchaftsdienſt werden, oder ich muß ihn verbitten.

Beyde Freunde diſputirten noch lange über Belohnen und umſonſt Unterricht geben. Endlich wurden ſie eins, daß Hammer jedesmal, wenn er etwas bedürfte, ſein Bedürfniß ohne Umſtände offenbaren wolle, und daß ihm alles gereicht werden ſollte, was er begehren würde. — Aber der Major dachte zu ehrlich, als daß Hammer in dieſen Fall je hätte gerathen dürfen.

Franz hatte Hammern ſehr lieb, und freute ſich eben darum ungemein, als ihm der Major denſelben als ſeinen Freund und Hofmeiſter vorſtellte. Auch Fräulein Agathe war herzlich froh, daß ihr Liebling nun in ihrem Hauſe zum Manne aufwachſen ſollte, und daß er in ſo gute Hände gerathen war.

Franz entſprach auch vollkommen jeder Erwartung ſeines Pflegevaters und ſeines Hofmeiſters. Seine Fähigkeiten entwickelten ſich täglich merklicher, und ſeine Kenntniſſe wurden bald der Gegenſtand der Bewunderung in der ganzen Gegend.

Ich würde vielleicht einem groſsen Theil meiner Leſer lange Weile machen, wenn ich ihnen die Art erklären wollte, womit Hammer bey dem Unterricht ſeines Eleven zu Werke ging. So viel merke ich nur an, daſs ſie ganz anders war, als die gewöhnliche auf Schulen, und beym Privatunterricht. Unſre Schullehrer ſind meiſtens Pedanten oder Egoiſten, und der gröſste Theil der Informatoren oder Hofmeiſter in den Privathäuſern armſelige Schächer und unwiſſende Michel, wie dieſs jene lieblichen Subjecte ausweiſen, welche ſie auf die Jahrmärkte der Litteratur wandern laſſen.

Auſser der Bildung des Kopfes ſuchte Hammer vorzüglich das Herz unſers Helden ſo zuzurichten, daſs es fähig werden muſste, allen Verführungen zum Laſter zu widerſtehen. Er gab ſich daher Mühe, ſeinem Schüler eine Sittenlehre beyzubringen, die ſeine Seele für alles Gute empfänglich machen, und wider alles Böſe ſtählen ſollte. Hiezu bediente er ſich anfangs der Geſchichte, worin er die erhabnen Muſter der Tugend aufſuchte, ihren Karakter ins helliſte, ehrwürdigſte Licht ſezte, aber auch die Beyſpiele der Laſterhaften nicht überging, und das Häſs-

liche ihrer Gestalt mit lebhaften Farben entwarf, jedoch ohne irgendwo etwas zu übertreiben.

Als hernach Franz selbst zu denken und die Beweise zu fassen im Stande war, da erst zeigte ihm Hammer den nothwendigen Zusammenhang der Tugend mit der Würde und der Glückseligkeit des Menschen. Zu diesem Ende las er alles mit ihm durch, was Schönes und Gutes über diesen Gegenstand bey den Alten und den Neuern zu finden ist. Aristoteles Bücher an den Nikomachus, Cicero von den menschlichen Pflichten, Seneka's, des Philosophen, Werke, Boëthius von den Trostgründen der Philosophie, und eine Menge neuerer ethischen Bücher machten die Lieblingslektüre Franzens und seines Lehrmeisters aus: und die schönen moralischen Sentenzen der alten und neuen Dichter dienten ihnen zur kurzen Wiederholung ihres moralischen Kursus.

Franz war mit lauter guten Leuten, mit Menschen umgeben, die ihm die vortrefflichsten Beyspiele von dem hinstellten, was er von seinem Lehrmeister hörte, und in seinen Büchern vorfand. Wenn aber Lehre und Beyspiel auf ein unverdorbenes empfindsames Herz mit ver-

einer Kraft wirken: so muß nothwendig ein gu-
ter moralischer Karakter die Folge dieser seligen
Harmonie seyn. Insbesondere hatte Hammer
seinen Eleven an eine unbegränzte Aufrichtigkeit
gewöhnt, und ihm jede Verstellung, Falschheit,
Heucheley und Lüge als ein Verbrechen vorge-
stellt, und ihn überzeugt, daß er sich jedesmal
selbst erniedrige, wenn er gegen seine wahren
Freunde verstellt handeln wollte. Franz be-
griff das, folgte in allem pünktlich und daher
konnte Hammer jede geheime Regung des
Herzens seines Zöglings, jeden seiner Wünsche
ohne Mühe entdecken, berichtigen, billigen oder
verwerfen, je nachdem er es für gut fand: und
jedesmal fand er Gehör, indem Franz schon
hell genug dachte, um die Gründe seines Leh-
rers und Freundes einzusehen, und zu billigen.

So denn erreichte Franz das zwanzigste
Jahr im Hause seines Pflegevaters, und Ham-
mer versicherte nun dem Major selbst, daß er
nicht mehr im Stande sey, ihn ferner zu unter-
richten.

Franz ist ein Mann, sagte er, reich an
Kenntnissen, die die Jugend zieren, und fest in
Grundsätzen, die ihn dereinst zum großen Mann

machen können. Zuviel aber hätte er schon gelernt, wenn er blos auf dem Lande leben, und sich mit der Oekonomie beschäftigen sollte, denn wozu könnten ihm dann seine Sprachen, seine Alterthümer nützen! Seine —

Aber, fiel der Major ein, trägt man sich denn an diesen Kenntnissen müde, und werden sie einem bey einer ruhigen Lebensart lästig?

Hammer: Das will ich eben nicht sagen, Etwas wissen, zumal das, was die Humanität fördert, ist in jedem Stande nützlich, oder doch wenigstens angenehm, aber nicht in jedem Stande gleich nöthig. Wozu nützt es z. B. einem Landjunker, die griechische und lateinische Sprache inne zu haben? — Aber ich fand an Franzen einen Menschen, der Genie genug besitzt, etwas Gründliches in den Wissenschaften zu leisten, und daher brachte ich ihm, so viel davon bey, als ich davon verstand, und ich schmeichle mir, daß er uns Ehre machen wird.

Major! Das thut er schon jezt! Jedermann lobt ihn, jederman rühmt seine Geschicklichkeit, nur er selbst scheint beynahe nicht zu wissen, daß er was weiß.

Hammer: Franz kennt schon den großen Umfang der Wissenschaften; und wer diesen nur zur Hälfte kennt, wird sich niemals einbilden, etwas vorzügliches geleistet zu haben: es bleibt immer unendlich mehr zu lernen übrig. Nur seichte Köpfe können in dieser Rücksicht großthun und es vergessen, daß es ein Sokrates war, der in aller Bescheidenheit bekannte: Er wisse nichts gewiß, als daß er nichts wisse.

Major: Nun, was meynen Sie denn, mein Lieber, was wir mit dem Burschen weiter machen?

Hammer: Sie müssen ihn auf Universitäten schicken!

Major: (erschrocken) Auf Universitäten? Daß er mir wieder verwildere, wie einst auf dem Gymnasium zu Schilda?

Hammer: Nicht doch: Das kann nicht mehr der Fall werden. Franz ist kein Knabe mehr, der jeder Verführung nachgiebt. Die Verführungen auf den Universitäten sind zu läppisch, als daß sie auf eine Seele wirken könnten, welche an Soliditäten gewöhnt ist: nur Kinder und Schwindelköpfe sind ihr Fängling.

Wenn ich also rathen soll, so schicken sie ihn ohne Besorgniß nur hin.

Der Major hatte noch vieles einzuwenden. Besonders waren ihm Studenten-Auftritte bekannt geworden, deren ähnliche wir in unsern Annalen der Universität zu Schilda beschrieben haben. Und dieß war es vorzüglich, warum er der Meynung blieb, daß es immer zweckwidrig sey, seinen Franz auf eine Universität geben zu lassen, zumal da Hammer nicht leugnen konnte, daß es auf allen Universitäten schildaisch genug zuginge, besonders von Seiten der Professoren. Hammer indeß wußte die Zweifel ziemlich alle zu heben, vorzüglich in Beziehung auf seinen Zögling: und so denn wurde endlich beschlossen, den Junker Franz auf Ostern nach Göttingen zu schicken: Hammer nämlich zog diese Universität allen andern in Deutschland vor.

Fräulein Agathe wollte durchaus nicht zugeben, daß Franz die Akademie beziehen sollte, wenn Herr Hammer nicht als Hofmeister mitgienge. Dieser versprach endlich mitzugehen, aber blos als Gesellschafter, nicht als Hofmei-

ſter: denn Franz, meynte er, habe keinen Hofmeiſter mehr nöthig.

Vierzehntes Kapitel.

Univerſitätsſtudium unſers Helden.

Franz war beſtimmt, die Rechte zu ſeinem Hauptſtudium zu machen: da aber ſowohl er als ſein Lehrer überzeugt waren, daß der wahren Gelehrſamkeit kein Vorurtheil mehr ſchadet, als wenn man einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Brodſtudien und Extra-Wiſſenſchaften macht, jene dann ſohin treibt, dieſe aber gänzlich vernachläſſigt: ſo hörte er die groſſen Männer, welche die allgemeine Gelehrſamkeit damals in Göttingen lehrten, fleißig, ob ſie gleich keine Juriſten waren.

Hammer gieng jedesmal mit in die Collegien, theils weil er ſelbſt an dem Vortrage der Profeſſoren Vergnügen fand und gern von ihnen lernte; theils aber, um mit ſeinem Freund re-

petiren zu können, und dieß aus der Ursache, damit er seinen Cursus bald vollenden, und in die Arme seines Pflegevaters desto eher zurück kehren mögte. Hammer hatte Fräulein Agathe versprochen, ihren Liebling nach drey Jahren wieder zurück zu bringen.

Da Franz Geld genug hatte, so wurde er aller Orten, wohin er kam, mit Auszeichnung aufgenommen. Er galt für den wirklichen Sohn des Majors von Wolfstein: man wußte, daß dieser sehr reich war: Franz zeigte sich immer und überall als der wohlgebildetste und gesittetste Jüngling auf der ganzen Universität: das denn waren lauter Umstände, die ihn empfahlen; und so gab es kein Vergnügen, keine Feyerlichkeit, wobey man ihn nicht gewünscht, und wozu man ihn nicht gebeten hätte.

Hammer hatte unsern Helden an die Vorschrift des Cicero: Necessaria utilibus, utilia jucundis praeferenda sunt, schon lange gewöhnt, und ihm die Regel beygebracht: daß man dem Vergnügen zwar nicht aus dem Wege gehen müsse, daß es aber nur alsdann erlaubt sey es mitzunehmen, wenn man seine Pflicht gegen das jedesmalige Nothwendige und Nütz-

liche erfüllt habe, und nun, ohne sich und Andern zu schaden, Theil daran nehmen könne: und Franz sah das Vernünftige dieser Regel lange ein, und befolgte sie aufs pünktlichste auch zu Göttingen. Daher schweifte er auch dort in keinem Stücke aus, und erhielt den Ruhm des ordentlichsten jungen Mannes auf der ganzen Akademie. Sein Karakter war nach Grundsätzen und Gewöhnung schon so gesezt, daß er sogar den Anlockungen der Göttinger Schönen entging, wenn gleich einige derselben an seiner Person, andere aber an seinem Beutel Behagen fanden, selbst in vornehmen Häusern. Je gleichgültiger aber er sie behandelte, desto mehr bestrebten sie sich, ihn anzukirren, wiewohl vergebens. Jedes Frauenzimmer war ihm eine res sacra der Natur, die man nicht profaniren oder unedelikat behandeln müsse. Welche sich anders zeigten, die verachtete er, und entging dadurch ihrem Netze.

Franz lebte übrigens nicht misanthropisch: er ging, obgleich nicht oft, in Gesellschaft, scherzte mit der munterſten Laune, hatte Umgang mit andern Studenten; und weil er keinen Studenten zu seinem Vertrauten machen wollte:

so fragte er eben nicht viel darnach, wer mit ihm sprechen, ihn besuchen, oder mit ihm spazieren gehen wollte. Er hielt mit jederman gute Freundschaft von Haus aus, wie man sonst sagt, und hätte auf diese Art ohne allen Anstoß leben können, wenn ihm der Neid nicht Feinde auf den Hals gehezt hätte.

Eines Abends kam er von einem Dorfe, wohin er mit Hammern gegangen war, des schönen Frühlingstags zu genießen. Hinter ihm schlenderten einige von jenen, die man ihres wüsten Lebens wegen Neuommisten zu nennen pflegt: sie hießen Kahler und Kerchnig. Lezterer fragte den ersten, aber in so lautem Tone, daß unsere Leute es hören konnten: ob er die Menschenkinder kenne, welche da vorauf gingen?

Kahler: Wer Teufel mag alle Firlefanze kennen!

Kerchnig: (immer lauter) Hast recht, Bruder! Es giebt der — Firlefanze auch zuviel. Wenn ich aber recht sehe, so ist der Eine davon der junge Herr von Wolfstein, ein Strohjunker vom Dorfe, ein superkluges, naseweises Bürschchen. Neulich hat er Maulschellen ge-

kriegt ob seiner Naseweisheit, daß er blutete, wie ein abgestochenes Schwein. Das Büblein kommt allen Leuten dumm, aber, Gott soll mich wichsen, kam' er mir dumm, ich kuranzte ihn mit der Hetzpeitsche, daß er den Priester begehren sollte.

Kahler: Wer ist denn der andere Kerl? Ist doch kein Student?

Kerchnig: Das ist ein abgedankter Offizier: Er soll einmal Leutnant gewesen seyn, und Händel bekommen haben. Da saß ihm das Herz in den Hosen, und er wollte sich nicht schlagen. Weil er nun ein blamirter Junge war, so wollte kein Teufel mehr mit ihm Dienste thun, und da mußte er seinen Abschied nehmen. Seitdem hat er den Informator von dem Jungen da neben ihm gemacht, und ihn in der Poltronnerie ohne Zweifel unterrichtet.

Franz, der alle Worte hörte, glühte über und über vor Zorn. Das ist nicht auszuhalten, sagte er: ich muß mich und Sie vertheidigen. Solche Lästerungen!

Kommen Sie, sagte Hammer, und nahm Franz beym Arm, und führte ihn auf einen Fußsteig, der nach einem Garten zuging. Die

beyden Andern trollten mit lautem Hohngelächter fürbas der Stadt zu.

Aber um Gotteswillen, rief endlich Franz, als er sich ein wenig erholt hatte, warum ließen Sie mich nicht mit den Menschen sprechen, und ihnen beweisen, daß sie Lügner und Lästerer sind?

Hammer: (ganz gelassen) Mit wem wollten Sie sprechen? Gegen wen wollten Sie sich vertheidigen?

Franz: Gegen die Lästerzungen. O, mein Blut ist noch in Wallung!

Hammer: Desto schlechter würden Sie sich vertheidiget haben. So etwas muß man nie unternehmen wollen, wenn man in Wallung ist.

Franz: Aber kann ich dafür, daß mich die Leute aufbrachten?

Hammer: Dafür können Sie freylich nicht, aber Sie müssen sich in soweit beherrschen können, daß Sie in der Hitze nichts unternehmen. Ihr Recht könnten sich nachher noch immer suchen: das verdenkt Ihnen kein Mensch; nur nicht zur unrechten Zeit.

Franz: Was soll ich denn thun?

Hammer: Zum Prorector gehen, und die beyden wüsten Menschen verklagen.

Franz: Ich soll zum Prorector gehen, und den Angeber machen?

Hammer: Man ist kein Angeber, wenn man sein Recht verfolgt: Der garstige Name, Angeber, gehört blos für den, der fremde Thorheiten, die ihn nichts angehen, oft gegen eine Belohnung, der Obrigkeit zuträgt.

Franz: Dem sey, wie ihm wolle: nimmermehr werde ich klagen gehen.

Hammer: Je nun, so schweigen Sie ganz still! Dieß ist wohl auch das Klügste: denn wenn die Bursche auch bestraft werden, so bessern sie sich doch nicht, und auch Sie erhalten nichts; haben vielleicht noch Unkosten obendrein.

Franz: Nein, stillschweigen kann ich durchaus nicht: die Beleidigung war zu grob.

Hammer: Was wollen Sie denn machen?

Franz (schweigt und sieht auf die Erde).

Hammmer: Ich errathe, was Sie im Schilde führen: Sie wollen Beyde oder wenigstens einen fodern, nicht so?

Franz: Bey meinen Umſtänden wäre dieß auch nicht übel zu nehmen.

Hammer: (lächelt) Schwacher Menſch, wie oft ſind wir über den Grundſatz einig geworden, daß man niemals, ohne alle Ausnahme niemals, die Geſetze übertreten dürfe, und daß uns ſelbſt die unvermeidlichſte Lebensgefahr nicht berechtige, etwas Unrechtes vorzunehmen! Iſt das nicht an dem?

Franz: Vollkommen!

Hammer: Nun, dann dürfen Sie ſich auch nicht ſchlagen: denn die Duelle ſind nicht allein läppiſch und zweckwidrig: ſie ſind grobe Verbrechen, und häßliche Beleidigung der Geſetze: das wiſſen Sie ſelbſt.

Franz: Aber meine Ehre?

Hammer: Ihre Ehre iſt nicht beleidigt worden: die kann nur beleidigt oder vernichtet werden, wenn die Welt Sie als einen ſchlechten Menſchen nach Ihren eignen ſchlechten Handlungen anerkennt. Kein roher Student, kein Thor iſt im Stande, die Ehre des Rechtſchaffenen anzugreifen.

Hammer hielt noch eine weitläuftige Rede über Ehre und Schande, über die Duelle, und über das Läppiſche des Studentenkommangs in dieſer Hinſicht. Franz hörte ihm aufmerkſam zu, und verſprach am Ende, ruhig zu bleiben. Hammer freute ſich, daß Franz auch hier gelehrig und folgſam war, und beyde gingen ruhig nach Hauſe.

Funfzehntes Kapitel.

Franz wird relegirt.

Wenn Franz ſonſt an einen öffentlichen Ort kam, fand er lauter Leute, die ihm freundlich begegneten, artig mit ihm ſprachen, und ihm allen Gefallen zu erzeigen bereit waren. Seit dem unangenehmen Vorfall aber ſchien jederman vor ihm zu fliehen. Anfänglich bemerkte er das nicht, aber endlich fiel es ihm doch auf; und da er ſich gern mittheilte, ſo ärgerte er ſich nicht wenig darüber, zumal als er merkte, daß gerade

diejenigen, welche ſich ſonſt am meiſten mit ihm abgaben, jezt gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten. In einem gewiſſen Profeſſerhauſe, wo Concerte, Bälle und dergleichen oft gegeben wurden, und wo man unſern Helden ſonſt recht gerne geſehen hatte, fing man ſeitdem auch an, kalt zu werden, und gab ihm endlich gar zu verſtehen, daß er wohl thun würde, wenn er nicht wieder käme.

Franz merkte die Urſache gleich: er ſah ein, daß man ihn, nach dem akademiſchen Sprachgebrauch, für einen blamirten Menſchen hielt, hatte aber doch nicht Kleinmuth genug, dieſe eingebildete, kindiſche Blame durch eine Schlägerey von ſich abzuwälzen. Hammer ſah ebenfalls, daß ſein Eleve ſich über dieſe unwürdige Begegnung kränkte, und ſuchte durch vernünftige Vorſtellungen deſſen Kummer zu lindern. Dieß gelang auch, und Franz ward in kurzer Zeit wieder ganz ruhig. Da er überdem nur noch einige Monate in Göttingen bleiben wollte, und ſchon keine Collegien mehr beſuchte: ſo blieb er von Geſellſchaften weg, ging blos noch mit ſolchen Männern um,

welche ihre Leute nicht nach dem Maßstabe des Universitätskommangs beurtheilten.

Eines Tages ritt Franz, — der Motion wegen — nach Eimbeck, und stieg ganz unbefangen an einem Gasthofe ab. Es waren gerade auch einige Studenten von Göttingen da, die sich mit Knöcheln und Farospielen unterhielten. Denn der damalige Göttinger Prorector wollte durchaus nicht zugeben, daß Hazardspiele betrieben würden, und da er häufige Nachforschungen danach thun ließ: so besuchten die Studenten, um dennoch ihr Wesen mit dem verbotenen Spiele ungehindert treiben zu können, die Hessischen Dörfer, die Städte Cassel, Minden und Eimbeck, und verschleuderten da Geld, Zeit und Gesundheit.

Franz hatte einen Hieber an der Seite, nach studentischer Sitte, die er mitmachte, wenigstens, wenn er ausritt. Da er nicht lange bleiben wollte, so schnallte er ihn nicht ab, und stellte sich neben den Spieltisch, wohin man ihm sein Glas Wein gestellt hatte. Der Bankhalter vom Faro, der Franzen nicht kannte, fragte ihn, ob er nicht eine Karte nehmen, und sein Glück versuchen, oder nach akademischem

Sprachgebrauch, ob er nicht zuſchauen wolle, ob er einen Treffer oder Pech hatte? Franz antwortete, daß er nie ſpiele.

Und warum ſpielen Sie nicht? fragte Mosjöh Windſack, der mitſpielte, ſonſt aber als ein Renommiſt und Eiſenfreſſer bekannt war.

Franz: Dazu habe ich meine guten Gründe.

Windſack: Verſteh's wohl: Das Moſes wird fehlen; nicht wahr?

Franz: Der Spieler findet doch noch immer Quellen, woher er Geld zu ſeinem Spiele ziehen kann. Wäre es meine Leidenſchaft, die Zeit mit Karten und Würfeln hinzubringen: ſo würde ich wohl auch Geld finden, um dieſer Neigung nachhängen zu können.

Windſack: Herr, ſoll das Satire ſeyn?

Franz gab keine Antwort, und trat einige Schritte zurück. Windſack hatte auch nicht Zeit, ſich weiter ins Geſpräch einzulaſſen, denn eben ſchlug eine Karte fehl, worauf er vieles geſezt hatte. Er fuhr fort, zu ſetzen, verlohr aber immer und immer, und behielt auch keinen Groſchen. Voll Wuth über den Verluſt ſtand er auf, und lief fluchend und ſtampfend im Zim-

mer herum. Endlich ward er gewahr, daß Franz ganz allein im Garten spazieren ging. Heilige Schwerenoth, rief er, dort geht ja der blamirte Junge noch: an dem will ich mein Mäthchen schon kühlen! Nur Geduld! Im Augenblick schnallte er seinen Hieber an, nahm seine Hetzpeitsche und lief herab in den Garten. Die übrigen Spieler, von Neugier angetrieben, ließen ihre nahe Beschäftigung auf einige Sekunden, um den Jux, wie sie sagten, mit anzusehen.

Herr, was macht er hier mit'm Hieber? rief Windsack, als er zu Franzen in den Garten kam. Will er den Hieber abschnallen?

Franz: (gesetzt) Der Hieber ist mein!

Windsack: Aber er soll ihn nicht tragen! Ein öffentlich blamirter Junge darf keinen tragen: Versteht er mich?

Franz warf einen Blick mit einem verächtlichen Lächeln auf Windsack, und wollte sich entfernen: dieser aber hob seine Hetzpeitsche in die Höhe, und schrie: „Junge, blamirter Junge, mache den Hieber ab, oder ich haue dich zusammen, daß du dich winden sollst, wie ein Wurm, der krepirt!“

Franz blieb stehen, und sahe den Eisenfresser noch verächtlicher an.

Windsack konnte sich jezt nicht mehr halten, und holte aus: Franz kam ihm zuvor, riß ihm die Hetzpeitsche aus der Hand, und schleuderte sie weit weg in einen Baum. Windsack gerieth in die fürchterlichste Wuth, und zog seinen Hieber. Franz war mit dem seinigen auch gleich bey der Hand, und da er den Hieber geschickter zu führen wußte, als Windsack: so war er bald so glücklich, seinem Gegner eine derbe Wunde über der Nase und eine in den Arm beyzubringen, so daß dieser den Degen fallen ließ.

Die Studenten, welche dem Gefechte von oben herab zugesehen hatten, kamen nach der Niederlage des Renommisten mit großem Lärmen auf den Kampfplatz, wünschten dem Sieger Glück, und untersuchten die Wunden des Besiegten. Es ist nichts, sagte einer, der etwas von der Chirurgie verstand: in vierzehn Tagen ist der Dieck geheilt, und ihme zu stecken hast du gar nicht nöthig, Bruder!

Die Wunden wurden von einem Eimbecker Feldscheer verbunden, und gleich darauf reichte

Windsack unserm Franz die Hand und umarmte ihn mit den Worten: Bey meiner armen Seele, das hätte ich in Ihnen nicht gesucht, Herr von Wolfstein, daß Sie solche Kuraſche hätten! Ich dachte, Sie wären ein Drastikum, ein Pinsel, der sich zum Waschlappen gebrauchen ließe, wenn man's nur wollte. Aber nun hab' ich's gefühlt, daß Sie ein honoriger Mann sind! Nicht wahr, neulich als Sie sich von Kahler und Kerchnig auf dem Wege von Wosten so garstig mitspielen ließen, war blos Ihr Hofmeister Schuld, daß Sie nicht Genugthuung foderten?

Franz: Kerchnig und Kahler haben mich nicht angegriffen.

Windsack: Wie ich, wollen Sie sagen. Aber Ihre Ehre hat doch garstig gelitten!

Franz: Ich sehe, daß wir beyde über Ehre und Schande verschieden denken, und merke schon, daß wir uns über diese Begriffe wohl schwerlich vereinigen werden. Aber sagen Sie mir doch: ob man im Stande sey, die beleidigte Ehre durch eine Schlägerey wieder herzustellen?

Windsack: Allerdings! Pardiz, wer sich schlägt, ist wieder so ehrlich als zuvor.

Franz: Und doch sind die Schlägereyen verboten! Haben Sie sich schon mehrmals geschlagen?

Windsack: (mit Importanz) Allerdings, und zwar schon fünfmal tüchtig!

Franz: Doch allemal ins Geheim?

Windsack: Versteht sich! Wer Teufel wird sich denn öffentlich schlagen? Wenn's herauskommt, wird man ja geschaßt!

Franz: So viel ist doch gewiß, daß die Ehre, die Sie meynen, in der öffentlichen Meynung besteht. Wenn sie also öffentlich beleidigt ist, so muß sie auch öffentlich wieder hergestellt werden: alle geheime Herstellung von Ehre ist ein Unding. Ich will mich nicht weiter über diese Sache einlassen. Aber ohne einen Widerspruch anzunehmen, kann ich unmöglich glauben, daß durch einen Duell im Geheimen eine öffentlich beleidigte Ehre ersezt werde.

Windsack: Und worin besteht der Widerspruch?

Franz: Sie sagten vorher, daß auf den Duell die Strafe der Relegation stehe, oder daß man, wie Sie sich ausdrückten, geschaßt werde.

Windsack: So ist's! Wäre mein lezter Skandal so recht ans Licht kommen: ich wäre in alle Welt geschickt worden! Unser jetziger Prorector ist ein schlimmer Kundmann, und macht in solchen Fällen nicht lange Federlesens!

Franz: Das hängt nicht vom Prorector ab! Die Gesetze befehlen es, und die wahre Ehre ist mit der Befolgung der Gesetze nothwendig verbunden. Beleidigung der Gesetze bringt Schande. Wer sich also schlägt, beschimpft sich selbst, und statt seine Ehre zu retten, verliert er sie vollends in den Augen der Rechtschaffenen.

Windsack: Und doch schlugen Sie sich heute mit mir!

Franz: Blos, um mich meiner Haut zu wehren. Doch lassen Sie uns abbrechen! Es wird Zeit, daß ich nach Göttingen zurückkehre. Leben Sie wohl, meine Herren!

Franz kam nach Göttingen, und erzählte seinem Hammer den ganzen Vorgang. Dieser schüttelte den Kopf bedenklich, und behauptete, daß Franz durchaus hätte weggehen, und alle Auftritte vermeiden müssen, sobald er hätte merken können, daß man Händel

an ihm suchen wollte. Sie haben immer gegen das Gesetz gehandelt, sagte er, daß Sie nicht eher alles anwendeten, als den Degen zogen. Doch haben Sie weder niederträchtig, noch boshaft gehandelt, und ich rathe Ihnen nur, in Zukunft vorsichtiger zu seyn.

Indessen wurde die Sache ruchbar, und nach einigen Tagen wurde Franz nebst seinem Gegner vorgefodert. Man hielt ein General-Concilium, verhörte viele Zeugen, und alle Schuld fiel auf Windsack. Franz also hätte, nach aller Billigkeit, höchstens nur mit Carcerstrafe belegt werden sollen. Aber einige Herren, welche ihm abhold geworden waren, bestanden auf der strengsten Anwendung der Gesetze: und beyde Duellisten wurden relegirt. *)

Daß Franz nicht gnädiger davon kam, hatte er einem Dilemma zuzuschreiben, das er während des Verhörs hatte verlauten lassen. „Sollen durchaus keine Duelle geduldet werden — hatte er eingewendet —: so wundert es

*) Der ehrwürdige Walch nahm sich einst auch eines Studenten an, der mit Gewalt war zum Duell gezwungen worden; und richtete auch nichts aus. Man sieht also, daß ich hier nichts erdichte.

mich, daß jezt noch irgend ein Student es wäre, dazu aufzufodern, ja, daß sogar das point d'honneur es den Studenten noch zur Pflicht machet, die Auffoderung anzunehmen. Dieß zeigt doch wohl offenbar, daß das hiesige akademische Gericht entweder es nicht versteht, den Gesetzen Achtung und Folgsamkeit auszuwirken, oder daß es dessen Interesse mit sich bringt, darauf nicht eher zu halten, bis ein gesetzwidriger Fall eintritt, der den Sportelweg zu den Beuteln öffnet. Auch muß es auswärts — dieß hatte er hinzugesezt — eine Universität nicht zum ehrenvollsten empfehlen, wenn man erfährt, daß sogar auf der höchsten Stufe der gelehrten und sittlichen Bildung, welche die Universitäten seyn sollen, die jungen Leute dennoch so ungebildet befunden werden, daß sie es nicht unter ihrer Würde finden, äußere Barbarey mit Recht und Unrecht und dessen Auseinandersetzung zu verwechseln, oder wahre Ehre von der scheinbaren oder barbarisch-vorurtheiligen nicht zu unterscheiden u. s. w."

Daß man dem offenherzigen Franz hierüber abhold wurde, und ihn als einen Räsonnör, der alle Achtung gegen seine Obrigkeit hintan-

ſezte, zu entfernen ſuchen mußte, zumal, da ein ſpecioſer Vorwand dazu da war, begreift jeder, der mit dem Geiſte der Akademien und deren Gerichte nicht ganz unbekannt ſeyn wird. Doch man leſe die Annalen der Univerſität zu Schilda! —

Sechszehntes Kapitel.

Nulla calamitas ſola!

Da haben wir's, ſagte Hammer, als Franzens Relegation entſchieden war. Doch fuhr er ſanfter fort, indem er bemerkte, daß ſein Eleve ſehr niedergeſchlagen da ſaß, laſſen Sie deswegen den Muth nicht ſinken. Sie haben nicht ſchlecht gehandelt, und ihre Strafe iſt nicht die Folge einer Niederträchtigkeit. Aber Ihr Vater, der Major, muß ja nichts von Ihrer Verweiſung erfahren. Wir wollen vor der Hand nach Hannover reiſen, und uns daſelbſt bis auf die nächſten Oſtern aufhalten.

Dann gehen wir nach Hause, und bringen zu seiner Zeit die ganze Sache mit guter Manier ihm bey. Franz war das zufrieden.

In Göttingen hatte man die Gewohnheit, die auch zu Schilda und anderwärts Mode ist, daß man die Relegationsurtheile ins Vaterland der Verwiesenen, an ihre Eltern und Vorgesezte schickte, um dem akademischen Despotismus desto mehr Ansehn und Ausdehnung auszuwirken. Das ist aber, wie ich dafür halte, gegen alle moralischen Grundsätze. Höchstens darf ich machen, daß ein Andrer mir und der Gesellschaft, mit welcher ich zunächst in Verbindung stehe, nicht mehr schaden könne. Gehe ich weiter, so beleidige ich die Rechte des Andern. Doch dieß nur nebenbey!

Indessen konnte man zu Göttingen, so wie zu Schilda und anderwärts durch Geld es bewirken, daß die Relegation nicht nach Hause geschickt wurde. In dieser Hinsicht begab sich Hammer zu dem Herrn Prorector, zahlte einige Goldstücke, und verhütete auf diese Art, daß der Major nichts von Franzens Relegation, durch die Dienstbarkeit des akademischen Senats zu Göttingen, erfuhr.

In Hannover lebten Hammer und Franz nicht lange, als die traurige Nachricht einlief, daß der Major geſtorben war. Fräulein Agathe, die um ihren Aufenthalt wußte, meldete ihnen dieſen Vorfall, und bath beyde, ja bald zurück zu kommen.

Der Biedermann war nur einige Tage krank geweſen, hatte aber bald bemerkt, daß er nicht würde aufkommen. Er hatte daher einige Adliche aus der Nachbarſchaft zu ſich bitten laſſen, ſein Teſtament in deren Beyſeyn angegeben, unſern Franz nochmals in rechtlicher Form an Kindesſtatt angenommen und ihn zum Erben aller ſeiner Güter eingeſezt. Fräulein Agathe und der Landhauptmann von Krazfus ſollten die Vollſtrecker des Teſtaments werden. So ſchwach der Major auch geweſen war, ſchrieb er doch noch einen Brief an Franz, den wir hier mittheilen.

Mein lieber Sohn,

Ich merke, daß ich ſterben muß, und danke meinem Gott, daß ich es ruhig kann. Ich hätte dich noch gern geſehen, und dir meinen Segen ertheilt; da dieß aber nicht geſchehen kann, ſo

nimm noch meine lezte Ermahnung an, und verliere niemals den Rath deines sterbenden Vaters aus deinem Sinne. Sey ein strenger Anhänger an alle dem, was recht ist; fürchte nichts mehr, als Uebertretung der Gesetze; folge deiner Vernunft in allen Stücken, und stifte so viel Gutes als du kannst. Das waren meine Regeln, und ich danke es der ewigen Vorsehung, daß ich sie nie übertrat. Jezt genieße ich die hohe Belohnung dafür, die ungetrübte Freudigkeit im Tode. Bemühe dich, mein Sohn, dereinst auch so sterben zu können, wie jezt

Dein

Pflegevater, Wolfstein.

Franz und Hammer waren tief gerührt, als die Trauerpost ankam. Beyde beweinten den rechtschaffnen Mann aufrichtig, und Franz schwur hoch und theuer, daß er sein ganzes Leben hindurch, den Rath des edlen Mannes befolgen, und kein haarbreit von der Tugend weichen wolle. Tugend allein macht glücklich, sezte er voll Enthusiasmus hinzu.

Da haben Sie recht, erwiederte Hammer: die Tugend macht glücklich, wenn das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, ein Glück ist.

In dieser Hinsicht ist der Tugendhafte immer glücklich. Cato von Utika, als er sich den Dolch in die Eingeweide stieß, Regulus in der Marter, Barneveldt auf dem Schafot, waren glücklich, und weder Cäsar, noch die Karthager, noch Moritz von Oranien konnten die Ruhe dieser Männer stöhren. Daher hatten auch die Stoiker recht, wenn sie lehrten: der Weise allein sey glücklich.

Wenn man aber das Glück in einer engern Bedeutung nimmt, und dahin auch Wohlstand, Ehre und dergleichen rechnet: so muß ich Ihnen nur sagen, daß Sie sich irren, wenn Sie den Weg zu diesen Vortheilen in der Tugend allein suchen. Der ehrliche Mann kann zwar auch äußerlichen Wohlstand genießen; aber er verdankt ihn höchst selten seiner Tugend, und der Schurke hat oft mehr Glück und Vergnügen im Aeußern, als das tadelloseste Muster der Ehrlichkeit. Doch muß uns diese traurige Wahrheit nicht abschrecken, so zu handeln, wie es das Gesetz der Vernunft erfodert. Der Schurke hat doch kein wahres Gut, und am Ende befindet er sich am Abgrunde des Verderbens, worin

er ohne Rettung verloren geht. Alſo, mein Lieber, bleiben Sie Ihrem Vorſatz treu, befolgen Sie den Willen Ihres guten Vaters, und erwarten Sie den Lohn Ihrer Tugend, es gehe Ihnen auch, wie es will. Dieſer Lohn bleibt gewiß nicht aus. Denn es bleibt gewiß ewig wahr, was Juvenalis am Ende der zehnten Satyre ſo ſtark geſagt hat:

— — — ſemita certe
Tranquillae per virtutem patet unica vitae.

Ja, wahrlich, rief Franz, ich will weder zur Rechten noch zur Linken abweichen: geradezu gehen will ich, und ſollte ich mir den Haß der Welt und die Verfolgung aller Böſen zuziehen? Mein Symbol iſt der Spruch des Horatius:

Ne credas alium juſto fortique beatum.

Dabey bleibt es: Jezt wollen wir zu der Tante eilen, um die gute Seele über den Verluſt ihres vortrefflichen Bruders zu beruhigen.

Beyde Freunde reiſeten wirklich ab, und nahmen ihren Weg über Caſſel. Aber hier fiel Franz in ein gefährliches Faulfieber, das ihn nöthigte, ganzer drey Monate in dieſer Stadt zuzubringen. Gewiß würde er zu Grunde ge-

gangen seyn, wenn nicht ein sehr geschickter Arzt alles versucht hätte, was die Kunst vermag, das Leben zu retten. Endlich gelang es, und Franz konnte wieder außer dem Bette seyn. Hammer kam ihm die ganze Zeit über nicht von der Seite, und hätte beynahe seine eigne Gesundheit zugesezt.

Nachdem Franz etwas hergestellt war, sezten unsre Freunde ihre Reise weiter fort, aber nur langsam, weil der Genesende noch nicht im Stande war, heftige Erschütterungen auszuhalten.

Hammer hatte dem Fräulein Agathe Franzens Krankheit gemeldet: und dieses edle Frauenzimmer wurde über diesen Vorfall außerordentlich beunruhigt. Sie hatte erst kürzlich einen geliebten Bruder verlohren, und stand nun in der Gefahr, ihren jungen Liebling auch zu verlieren. Dieses machte starke Wirkung auf ihre Gesundheit, und der Arzt mußte geholt werden.

In der nächsten Stadt war ein unwissender Scharlatan als Physikus angestellt. Er hatte sonst in Schilda studiert, und nachdem er alles mitgetrieben hatte, was der Student zu

treiben pflegt, ausgenommen, daß er keine Collegien besucht hatte, ward er Doctor. Der Disputationsfabrikant zu Schilda schrieb ihm eine Dissertation, und die Herren von der Facultät machten im Examen es gnädig, und liessen ihn passiren — weil er gut bezahlte. Hernach heyrathete der Mensch eine reiche Pachterstochter, und besezte sich als Doctor in der Nähe von Lindenbach.

Diesem elenden Wichte wurde Fräulein Agathe anvertraut. Er sah ihre Krankheit nicht ein, verordnete falsche Mittel, befahl eine unrechte Diät, und machte die Krankheit der ohnehin schwächlichen Agathe unheilbar. Das Fräulein fing an, dieses selbst zu fühlen, und verlangte, daß man einen andern Arzt holen sollte, der einige Meilen weiter wohnte.

Dieser Mann hieß Schäfer, war sehr gelehrt und erfahren, aber seine rauhen Sitten schadeten seiner Praxis. Er pflegte niemals die Gefahr zu verbergen, sondern sagte allemal, wie es stand — nicht zwar dem Kranken selbst, aber doch den Anverwandten. Man hörte ihn oft sagen, dieser oder jener müsse fort, müsse ins Gras beissen, und kein Heiliger im ganzen

Himmel könne ihm helfen. Dabey war er unerbittlich in Absicht der Diät. Fand er, daß man seine Vorschriften nicht streng befolgt hatte, so kam er nicht wieder. Aus diesen Ursachen wurde Doctor Schäfer selten und nur dann geholt, wenn die Gefahr groß war, aber eben deswegen gelangen seine Kuren selten.

Als nun dieser Mann zu Fräulein Agathe kam, und ihren Zustand untersucht hatte, schüttelte er den Kopf und schwieg.

Nicht wahr, Herr Doctor, sagte die gute Agathe, es steht schlecht mit mir?

Schäfer: Zum Besten steht es eben nicht: aber warum mußte auch ein Quacksalber geholt werden! Doch, wollen schon sehen!

Schäfer verschrieb zwar Arzneyen, aber er hatte jene Miene nicht, die ein Arzt hat, der sich einige gute Wirkung von seiner Kur verspricht. Dieses bemerkte Agathe, und ließ den Herrn von Krazfus, welchen ihr Bruder mit zum Testamentsvollstrecker ernannt hatte, an ihr Bette rufen. Krazfus hielt sich eben zu Lindenbach auf, um einige Dinge, nach des Verstorbenen Vorschrift, in Ordnung zu

bringen. Als er zur Kranken hereintrat, redete ihn diese also an:

„Ich fühle, daß ich bald sterben werde: dieß beweißt mir auch der Blick meines Arztes. Sie, Herr von Krazfus, sind mit mir zum Exekutor des Testaments meines Bruders ernannt worden, und Sie wissen, daß das Ganze zum Vortheil meines lieben Neffen, Franz, gemacht ist. Dort am Schreibeschrank, wozu ich Ihnen hier die Schlüssel übergebe, werden Sie nach meinem Tode alle Papiere finden, und ich hoffe, daß Sie, als ein ehrlicher Mann, den lezten Willen meines Bruders pünktlich ausführen werden. Ich für mich habe nichts! alles, was da ist, war meines Bruders Eigenthum, und ist folglich schon im Testamente mit begriffen. Es ist daher nicht nöthig, daß ich noch besonders testire. Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr von Krazfus?

Krazfus betheuerte bey allem, was heilig ist, daß er in der ganzen Sache nach der strengsten Vorschrift der Testaments-Akte des Majors verfahren würde.

„So sterbe ich denn ruhig. Gern hätte ich meinen Franz noch einmal gesehen, fuhr

Fräulein Agathe fort: aber da dieß jezt unmöglich iſt, ſo umarmen Sie ihn in meinem Namen, und ſagen Sie ihm, daß ich mit Mutterliebe gegen ihn die Welt verlaſſe. Möge er doch recht glücklich ſeyn!

Einige Stunden hernach ſtarb das edle Fräulein, und die Leute im Schloſſe weinten bey ihrem Tode eben ſo tiefbekümmert, als ſie bey dem Tode ihres Herrn, des Majors, geweint hatten.

Siebenzehntes Kapitel.

Rettung ohne den Wirth.

Krazfus hatte nicht ſo bald den Tod der Fräulein Agathe vernommen, als er ſich ſchnell der Papiere, die ſie ihm angewieſen hatte, bemeiſterte, und nach Hauſe ritt. Als er dort ankam, ſchrieb er an diejenigen Edelleute, welche Zeugen bey dem Teſtamente des Majors geweſen waren, und ſtellte ihnen vor, daß es

doch Sünde und Schande seyn würde; wenn ein Fündling, der ohne Zweifel nicht einmal von Adel sey, so hübsche Güter besitzen sollte. Der Bursche, wie man versichern wollte, habe ohnedem seine Grillen, und man sage auch für gewiß, daß er was rechts gelernt habe: und dann würde er über sie alle wegglänzen wollen. Es schiene auch nicht, daß er est Gastereyen anstellen würde; nicht einmal eine Frau würde er sich aus ihren Familien nehmen: denn der Bursche habe schon geäußert, daß ihm die Erziehung der Fräulein in der ganzen Gegend nicht gefalle, und daß er manches Bauer- oder Bürgermädchen so einer adlichen Puppe vorziehen würde. Was der Lump wohl denken mag!

Der Major, fuhr er in seinem Schreiben fort, hat hunzsöttisch gehandelt, daß er seinen Vetter, den Forstmeister von Waldmaus, übergangen hat. Waldmaus ist ein fideler Bruder, den aber der Major deswegen nicht leiden konnte, weil er in den herrschaftlichen Holzungen gefickfackert hatte — gerade, als wenn es eine große Sünde wäre, einem Fürsten ein Æ für ein U vorzumachen! Warum sind die Herren nicht vigilanter! Also — damit Sie

es nur wissen — ich werde zu Gunsten des von Waldmaus das Testament ändern lassen, und es Ihnen dann, meine gnädigen Herren, zur Unterschrift zuschicken. Das muß aber sehr hurtig geschehen, ehe der Bursche, der Franz, zurück kommt u. s. w.

Die adlichen Herren antworteten, wie es der Herr von Krazfus wünschte, und Herr Amtmann Schleicher von Schlenzhausen, der das erste Testament entworfen hatte, wurde herbeygeholt. Dieser ließ sich, vermittelst einiger Dutzend Goldstücke, bald überzeugen, daß ein ander Testament gemacht werden müßte. Also wurde ein andres gemacht, mit allen Formalitäten versehen, und das erste ins Feuer geworfen.

Der Herr von Waldmaus, welcher in dem neuen Testamente Universal-Erbe geworden war, lebte in einem Dorfe, in der Nachbarschaft, im größten Elend. Er hatte alles durchgebracht und war als Oberforstmeister in einem kleinen Fürstenthum fortgejagt worden, weil er die fürstlichen Holzungen endlich gar zu merkbar angegriffen, und zu seinem Nutzen hatte umhauen lassen. Krazfus war sein Freund,

und hätte seine Tochter auch an Waldmanns Sohn längst hingegeben, wenn Waldmann nicht ein allzugroßer Wicht von Beitler gewesen wäre. Nun aber schrieb er folgenden Brief an ihn:

Gott zum Gruß, lieber Bruder,

Victoria, Herr Bruder: wir haben gesiegt! Der Bursche ist ausgethan, der Franz: er muß sich mit einem Legate behelfen, und Du bist Universal-Erbe des verstorbenen Majors von Wolfstein! Sakkerlot, das ist ein Stückchen, Bruder, das uns Ehre macht! Aber horch! jeden von drei im Testamente unterschriebenen Zeugen mußt Du hundert Louisd'ors geben, daß sie reinen Mund halten. Ich hab's ihnen versprochen. Nun Du reich bist, so mag Dein Apfel immerhin meine Ursel nehmen.

Komm ja auf den 22. huj. hieher: denn den 23. ejusd. soll das Testament eröffnet werden. Lebe wohl! Schurkenhausen, den 12ten April 17—.

von Krazfus, Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu Schurkenhausen.

Die ehrliche Zigeunerin übernahm die Sorge für die Anstalten zur Verfolgung der Fräulein

Agathe. Herr von Krazfus hatte in dieser Zeit mit seinen Schurkereyen zu viel zu thun, als daß er dazu hätte mithelfen können, ob es gleich seine Pflicht gewesen wäre. Aber die Zigeunerin machte ihre Sachen so gut, daß das Fräulein vier Tage nach ihrem Tode anständig begraben werden konnte. Alle guten Leute aus der ganzen Gegend waren versammelt, und beweinten recht aufrichtig den Tod einer Dame, die jedem Hülfsbedürftigen Gutes that, der sich ihr in ihrem Leben näherte. Als man eben den Sarg verschließen und zur Gruft tragen wollte, stürzte Franz herein, und fiel ohne Besinnung vor den Ueberbleibseln seiner Tante zur Erde. Man mußte ihn wegtragen, und erst nach einer Viertelstunde hatte er Kräfte genug, an die Gruft zu gehen, wo man eben die gute Agathe einsenkte.

So habe ich denn nun alles verlohren, sagte er zu Hammern. — Mein Vater, die edle Agathe — ach, liebster Hammer, Sie allein sind mir nur noch übrig! „Ihr Schmerz ist gerecht, antwortete Hammer, aber Ihre Aeußerungen sind ungegründet. Sie haben nichts verlohren: denn Sie besaßen nichts. Der Ma-

ihr, und Fräulein Agathe waren Menschen, unterworfen dem Gesetz der Natur, und müßten folglich einmal von hinnen. Aber, ich wiederhole es, Ihr Schmerz ist gerecht: jedoch dadurch blos, daß Sie den Tugenden Ihrer verewigten Edlen nachahmen und so sich würdig machen, Ihren Hingang zu betrauern. Erinnern Sie sich, wie Tacitus seinen Schwiegervater, den großen Agrikola, apostrophirt, wenn er sagt: nobisque domumque tuam a muliebribus lacrymis ad contemplationem virtutum tuarum avoces, quas nec lugeri neque plangi fas est." Franz seufzte, trocknete sich die Augen, und schwieg.

Die Zigeunerin und alle Bediente nannten Franzen ihren gnädigen Herrn, und bemühten sich um die Wette, ihm ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit zu beweisen. Dieser war aber noch nicht im Stande, die geringste Einrichtung zu treffen, und that auch sehr wohl daran, wie wir bald hören werden.

Endlich kam der 23. April, und an diesem Tage erschien auch gleich früh Herr von Krazfus, mit noch mehrern benachbarten Adlichen, nebst einem Regierungskommissär von Colchis,

dem Herrn Amtmann Schleicher, und noch einigen andern überflüßigen Gerichts-Möbeln, ich meyne, mit noch einigen Aktuarien, Referendarien, Auskultatoren, Schreibern und Gerichtsdienern.

Was bedeutet das? sprach Hammer zu Franz: Da scheint etwas dahinter zu stecken: denn wenn Sie Universal-Erbe sind, wozu die vielen Herren? Und wozu vorzüglich Herr von Waldmans, den der selige Major gewiß nicht zum Miterben eingesetzt hat, ohnerachtet er von weitem noch sein Vetter war?

Werden ja sehen, erwiederte Franz ganz gleichgültig: denn noch war sein Herz zu voll vom Schmerz über den Tod seiner Lieben, als daß er auf die gegenwärtigen Vorfälle richtig hätte achten können.

Der Regierungskommissär von Colchis eröffnete endlich, nachdem die Herren sich weidlich vollgeschlungen hatten, die Session. Er nahm dem Herrn von Krazfus das Testament ab, ließ sich stipulata manu, oder durch Handschlag an Eidesstatt, versichern, daß das gegenwärtige Papier das wahre Testament sey: Dann eröffnete er dasselbe, besah die Unterschrif-

ten, und rief jeden Zeugen zur Aussage auf, ob das ihr wahrer Name und ihr wahres Petschaft sey? Sie bejahten dieß alle, und nun las er das Testament vor, mit gravitätischer Stimme unter Räuspern und Husten.

Alles war voll Erwartung. Aber wie erstaunte Hammer, Franz und alle, welche um die Spitzbüberey nichts wußten, daß Herr von Waldmaus zum Universal-Erben des ganzen Vermögens des verstorbenen Majors erklärt war! Franz sollte blos ein Legat von drey Tausend Thalern, und Hammer eins von Tausend erhalten. Das wären, so hieß es weiter, die Hauptlegate: einige geringere wären auch da, z. B. für die Bedienten, für die Zigeunerin, für den Pastor Loci, u. s. w. — Die Schurken hatten mit Fleiß die kleinern Legate nicht ganz weggestrichen, damit die bedachten Leute nicht räsonniren mögten. Der Major nämlich hatte denselben mehrmals zugesagt, daß sie einigen Vortheil von seinem Nachlaß erhalten sollten. Als das Testament verlesen war, erklärte Herr von Krazfus, als Vollzieher des Testaments, den Herrn von Waldmaus zum Universal-Erben, und trug ihm mit einer

ſteifen Amtsmiene auf, die Legata gewiſſenhaft und promt, wie es einem Edelmann gezieme, zu entrichten und die Quittungen darüber ihm einzuhändigen, damit er der Regierung Bericht erſtatten könnte, daß der Wille des Teſtators Punkt für Punkt aufs heiligſte erfüllt ſey.

Im Codicill des Teſtaments war noch gleichſam im Vorbeygehen angemerkt, daß Franz den Namen ſeines Gönners, des ſeligen Majors, fortführen mögte, wenn er wollte, zum Andenken ſeines Wohlthäters.

Achtzehntes Kapitel.

Franz tritt in die Welt.

Was nun zu machen? fragte Hammer ſeinen Freund lächelnd, nachdem die Herren — Spitzbuben ſich entfernt hatten.

„Ich habe mich geirrt, erwiederte Franz: ich dachte immer, des Majors Erbe zu werden,

weil er mich deſſen immer verſicherte; er hat ſich aber beſonnen und einen adlichen Anverwandten einem Fündelkinde vorgezogen."

Hammer: Das hat der Major nicht gethan: dazu war er zu ehrlich. Es kommen hier ſehr viele Umſtände zuſammen, woraus erhellet, daß man ein Teſtament unterſchoben hat. Wollen Sie, ſo reiſen wir nach Colchis, und fangen einen Proceß an.

Franz: Behüte der Himmel! Haben Sie mir nicht oft ſelbſt geſagt, wie es auf der Regierung zu Colchis hergeht? Soll ich mich in eine Rechtsſache einlaſſen, bey der ich nichts gewinnen kann, weil ich ſelbſt nicht weiß, ob die Vermuthung, daß mich der Major zum Erben eingeſezt habe, gegründet iſt, oder nicht?

Hammer: So höre ich Sie gern, mein Lieber! Laſſen Sie immer die Schurken die Früchte ihrer Schurkerey genießen, und bleiben Sie nur Ihren Grundſätzen getreu! Aber das Legat, dächte ich, ließen Sie ſich auszahlen!

Franz: Auch das nicht! Wüßte ich gewiß, daß der Major das vollzogene Teſtament wirklich gemacht hätte, ſo würde ich das Legat annehmen. Aber da ich ſelbſt vermuthe, daß man

seinen letzten Willen geändert, und mich betrogen hat, so will ich auch keine Wohlthat von den Betrügern annehmen, und ich lasse ihnen das Legat, oder was noch besser ist, ich vermache es den Armen und der Schule.

Hammer: Lassen Sie sich umarmen, Themistar! Sie sprechen, wie ein Weiser. Ich folge Ihrem Beyspiel, und vermache auch mein Legat den Armen und der Schule. Aber, was werden Sie jezt anfangen?

Franz: Darüber mögte ich gern Ihren Rath hören.

Hammer: (sinnt nach) Wissen Sie was? Sie haben schöne Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit: wollten Sie nicht advociren?

Franz: Warum nicht? Aber wo?

Hammer: Ich habe einige Bekanntschaft am Hofe zu Potu: da hoffe ich, Sie anzubringen.

Franz, ließ sich den Vorschlag gefallen, und beyde Freunde packten ihre Sachen zusammen, und waren nach kurzer Zeit in Potu. Hammer suchte einige alte Bekannte auf, und erfuhr, daß der Geheimschreiber des Staats-

miniſters geſtorben, und dieſer in großer Verlegenheit ſey, einen andern zu finden, der deſſen Stelle erſetze. Der Staatsminiſter, hieß es, ſey ein alter Mann, der ſeine Geſchäfte nicht mehr allein betreiben könne. Er habe deswegen einen ſehr geſchickten Mann um ſich gehabt, und der habe unter ſeinen Augen gearbeitet: nach deſſen Tode aber habe der Miniſter unter den jungen Herren Referendarien, Auskultatoren u. ſ. w. herumgeſucht, aber keinen gefunden, den er mit als Gehülfen zu ſeinen wichtigen Geſchäften ziehen könnte.

Das wäre ein Poſten für meinen Freund, dachte Hammer, und begab ſich getroſt zum Miniſter. Dieſer empfing ihn freundlich, und fragte nach ſeinem Anliegen. Hammer entdeckte ihm mit edler Freymüthigkeit, daß er komme, ſeinen Eleven zu empfehlen, und erzählte alles, was Franzens Geſchichte, Erziehung, Studien, Kenntniſſe, Karakter und Grundſätze betraf, mit einer Beredſamkeit, daß der Miniſter gerührt und freudig ausrief: den jungen Mann muß ich ſehen! finde ich ihn, wie ich wünſche: ſo werde ich mich glücklich ſchätzen,

wenn er mein Freund und Beyſtand in meinen Geſchäften werden will.

Franz war ſehr froh, als Hammer ihm dieſe Ausſicht entdeckte: doch ging er nicht ohne Furcht zum Miniſter, weil er keiner von jenen war, die ſich von vorn ein, ohne alles Weitere, zu allen Geſchäften geſchickt glauben, und erſt hintendrein ihre Schwäche kennen lernen.

Er ging allein zum Miniſter, der ſich ſchon gleich Anfangs über ſeinen guten Anſtand, und ſeine einnehmende Miene freute. Das Geſpräch war zuerſt allgemein, doch ließ Franz in allen Reden Beſcheidenheit und Einſicht blicken. Nach und nach lenkte der Miniſter ein, und ſprach von den verſchiedenen Theilen der Rechtswiſſenſchaft: Franz blieb keine einzige Antwort ſchuldig, auch da nicht, wo die Frage blos juriſtiſche Spitzfindigkeiten anging. Kurz, er machte ſeine Sache ſo gut, daß ihn der Miniſter bath, in ſein Haus zu ziehen, und gemeinſchaftlich mit ihm zu arbeiten.

„Sie ſind blos mein Geſellſchafter, ſagte der Miniſter, und nicht mein Diener. Ich hoffe, daß Sie, als redlicher Mann, alles, was ich Ihnen anvertraue, auch als ein Anvertrau-

tes ansehen werden. Dieß ist das Einzige, was ich von Ihnen verlangen muß: übrigens sind Sie frey, uns arbeiten nach Belieben. Doch verspreche ich mir auch hiebey das Beste: denn wer seine Wissenschaft so gut, als Sie, versteht, freut sich auch Gelegenheit zu haben, seine Kenntnisse praktisch anzubringen.

So denn war unser Franz der Gesellschafter oder der Mitarbeiter eines Ministers. Den wir unsern Lesern in ein Paar Worten beschreiben müssen.

Herr von Blumenbach war damals ein Mann von fünf und sechzig Jahren. Sein Vater hatte Blum geheißen, und ließ, als Oberförster, der Geld hatte, ihn studieren. Nach Vollendung seiner Studien setzte man ihn, den jungen Blum, als Justitiarius auf eine unbedeutende Stelle. Aber seine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit machten ihn bald bekannt. Gerade damals, als der Fürst einen schweren Proceß mit einem Nachbarn zu führen hatte, war den junge Blum, als Justiz-Amtmann, so glücklich, in der Registratur seines Amtes einige wichtige Dokumente aufzufinden, und eine vortreffliche Deduktion daraus aufzusetzen. Diese

und die Dokumente dazu ſchickte er an den Fürſten ſelbſt. Der Fürſt machte Gebrauch davon, und in kurzer Zeit gewann der Proceß eine andere Wendung und ging zum Vortheil des Fürſten zu Ende.

Und dieſer Zufall war der Grund zu der nachmaligen Größe des Miniſters. Der Fürſt zog ihn nach Hofe, übergab ihm die wichtigſten Verrichtungen, und unternahm nichts, ohne ihn um Rath gefragt zu haben. Regent und Unterthan zogen Vortheil aus den Geſchäften des damaligen Hofraths Klein; denn ohne ſeinem Herrn das geringſte zu vergeben, ließ er auch durchaus nicht zu, daß irgend jemanden unrecht geſchehen durfte. Da er nun beynahe in allen Geſchäften des Landes und des Landesherrn mitwirkte: ſo mußten beyde ſich dabey wohl befinden.

Der damalige Fürſt von Polen hatte nur Eine ſchwache Seite, die ſehr auffiel: er konnte den Adel ſehr gern um ſich ſehen. Freylich, verachtete er den Bürgerlichen eben nicht, aber ein Adlicher war ihm doch immer lieber. Aus dieſer Urſache pries er unſerm Blum die Vorzüge des Adels oft an, und gab ihm zu verſtehen,

daß er ihn gern selbst adeln mögte. Allein Blum that, als verstände er nicht, was der Fürst im Sinn habe, und widersprach jedesmal, wenn Seine Durchlaucht die Avantagen der Herren von durchgingen. Er bewies sogar mit verholen, daß dergleichen Avantagen blos Avantageß der Convenienz, des Vortheils und der Dinimheit wären, welche kein rechtlicher Mann, der reellere Vortheile besitze, suchen müsse: und Seine Durchlaucht schwiegen.

Endlich starb der Minister, Graf von Irland, und der Fürst entschloß sich, seinen Liebling Blum zu dessen Ystellung zu befördern. Aber dieser große Posten durfte nur von einem Edelmann oder Grafen verwaltet werden: das war so Herkommens. Blum mußte also geadelt werden, wenn er Minister seyn sollte. Der Fürst sprach deswegen selbst mit ihm, und versicherte ihn, daß er dem Grafen von Irland folgen sollte, aber, setzte er hinzu, Sie müssen sich erst adeln lassen: sonst geht es nicht. Sie verstehn mich.

Blum sah, daß der Fürst ihn gern zum Edelmann machen wollte; auch begriff er, daß, wenn er halsstarrig es ausschlüge, ihm die Mi-

niſterſtelle entgehen würde. Indeß dieſe Rückſichten würden ihn nie bewogen haben, ſich mit elenden Vorzügen auszuzieren, oder vielmehr ſein eigen Verdienſt durch einen fremden Schimmer zu verdunkeln, wenn er nicht bedacht hätte, daß alsdann ein Andrer von Adel Miniſter werden und das Land ausſaugen würde. Ueberdem liebte er ein Frauenzimmer von Adel, deſſen Eltern durchaus keinen bürgerlichen Schwiegerſohn haben wollten. Er verhielt ſich daher ganz paſſiv, ließ ſich adeln, erhielt den Namen von Blumenbach, ward Miniſter und heyrathete ſeine Geliebte.

Alles ging auch gut, bis auf ſeinen Eheſtand. Aber eben dieſer war lange ſein Unglück. Seine Frau Gemalin war von altem Adel, hatte dreißig Ahnen, und faſt alle deutſche Stiftsadeliche zu nähern oder fernern Verwandten. Dieß machte ſie unerträglich ſtolz und ſo anſpruchsdeſpotiſch, daß ſie nicht nur alle ihre Domeſtiken tyranniſirte, ſondern auch ſelbſt ihren Eheherrn. Dieſer verſuchte alles, aber fruchtlos, ſeine hohe Gebieterin vernünftig zu machen. Als er denn endlich merkte, daß alle ſeine Mühe verlohren war, ließ er ſie gehen, und warf ſich

ganz in seine Geschäfte, welche damals um so wichtiger waren, da der vorige Minister alle Anordnungen hatte einschleichen lassen.

Die Frau Gemalin, nachdem sie lange die große Dame gespielt hatte, starb endlich, und Herr von Blumenbach änderte nach ihrem Tode nichts in seiner Lebensart. Durch langes Kränkeln war ihm die Arbeit zur andern Natur geworden, aber bey herannahendem Alter wurde es ihm doch viel Geschäfte zu schwer. Er nahm daher einen jungen Mann als Gehülfen zu sich, und als dieser mit Tode abging, kam Franz, wie wir schon wissen, an dessen Stelle.

Neunzehntes Kapitel.

Unser Held hatte gar bald die völlige Gunst, und das unbegränzteste Zutrauen des alten Ministers. Alle Geschäfte gingen durch seine Hände, und wurden von ihm betrieben, so daß sie

gar jene, welche durch seine Entachten nicht begünstigt wären, doch die Billigkeit und Gerechtigkeit derselben einsahen, sobald sie kaltblütig alles prüften. Der Minister unterhielt den Fürsten öfters von der seltnen Kenntnissen und der großen Rechtschaffenheit seines Gehülfens und der Fürst bekam Lust, den jungen Mann selbst näher kennen zu lernen. Er trug daher dem Minister auf, ihn mit zur geheimen Audienz zu bringen.

Dieser Auftrag war dem redlichen Manne äußerst willkommen. Er theilte ihn gleich seinem Gehülfen mit, und gab ihm zu verstehen, daß er eben dann Gelegenheit habe, den Fürsten um eine bleibende Stelle anzugehen. Frau antwortete, daß er noch gar nicht daran gedacht habe, sich zu firiren, und daß er mit seiner Lage vollkommen zufrieden sey, zumal, da er unter der Anleitung eines erfahrnen und rechtschaffenen Mannes sich in den Geschäften immer mehr üben könnte.

„Das ist alle recht gut, erwiederte der Minister; aber gesezt auch, Sie wären mit Ihrer Lage so sehr zufrieden, daß Sie auf keine Beför-

ſerung derſelben bedacht ſeyn mögten: ſo kann das doch nicht ewig währen. Ich fühle tagtäglich mehr, daß es mit mir gewaltig bergab geht, und daß ich bald enden werde. Alsdann hört Ihr Zuſtand ohnehin auf; und wollte ich auch annehmen, daß mein Tod auf Ihre Ruhe weiter keinen Einfluß hätte, als den der Tod eines ehrlichen Freundes allemal haben muß: ſo würde ich doch nicht ganz ruhig ſterben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich Sie dem Vaterland und dem Fürſten hinterließe. Unſer Herr iſt ein redlicher Mann, aber er iſt ſchwach, und muß geſezte brave Männer zu Dienern haben, wenn alles gehen ſoll, wie es gehen muß. Ich habe ihn auf Sie aufmerkſam gemacht; er will Sie ſehen, und wenn er Sie ſieht und ſpricht, ſo bin ich überzeugt, daß er Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und Sie an einem Poſten anſtellt, wo Sie mit Ehren dem Staat und ihm dienen können. — "

Franz genehmigte dieſe Vorſtellung des Miniſters, und ließ ſich dem Fürſten vorführen.

Als er in der geheimen Audienz ſeine ganze Geſchichte von Anfang an erzählt hatte, ohne

auch nur das geringste zu verschweigen, so gerieth der Fürst auf die Vermuthung, daß er wohl der Sohn eines vornehmen Mannes, und mindestens ein gebohrner Edelmann seyn mögte: und diese Vermuthung sezte unsern Helden vollends in der Gunst Seiner Durchlaucht fest: denn seine Schwachheit war, wie schon bemerkt ist, Vorliebe gegen den Adel.

„Warum, fragte der Fürst, führen Sie jezt den Namen Wolfstein so simpel hin? Warum nennen Sie sich nicht von Wolfstein, wie Ihnen doch — wie Sie zuvor erzählten — der verstorbene Major erlaubt hat, und wie Sie es auch schon bey seinen Lebzeiten gethan haben?"

Franz: Damals wähnte ich, dereinst auch nach dem Testamente der Sohn des Majors zu heißen und als solcher ihn zu beerben: denn er versprach mir das mehrmals. Dieß ist aber nicht geschehen, und ich würde, wenigstens wie ich denke, das Andenken des guten Majors wenig ehren, wenn ich durch Annehmung seines ganzen Namens mich ihm nach seinem Tode gleichsam als Sohn, folglich auch als Erben aufdringen wollte.

Fürst: Schön gedacht! Aber so, dächte ich, müßten Sie überhaupt sich gar nicht Wolfstein nennen.

Franz: Dieser Name wurde mir selbst vom Major gegeben, und aus dankbarem Andenken an ihn führe ich denselben fort, jedoch nur schlichtweg. Die Familie der Wolfsteine ist ohnehin gänzlich ausgestorben, und so, dächte ich, kann es niemanden beleidigen, wenn ich mich Wolfstein weiter nenne. Führten ja doch die römischen Freygelaßnen die Namen ihrer ehemaligen Herren!

Alles, was Franz sagte, gefiel dem Fürsten; was ihm aber auffiel, war dieß, daß er sich ganz und gar nicht zu höchsten Gnaden empfahl, und seine Geschicklichkeit, seinen Diensteifer und seine Anhänglichkeit an das Hochfürstliche Haus gar nicht geltend zu machen suchte. Der Fürst sprach den folgenden Tag darüber mit dem Minister. Dieser antwortete ganz trocken: Wolfstein ist ein Mann von Verdienst, und ein solcher Mann empfiehlt sich durch Thaten, nicht aber durch Worte. Bedenken Sie nur, gnädigster Herr, wie oft Sie sind betrogen worden von Menschen, die ihre Vorzüge anpriesen,

und hernach elende, unbrauchbare Subjekte wären! Wie gesagt, Wolfstein wird nie ein Amt haben, wenn er drum bitten und sich selbst herausstreichen muß.

Der Fürst gab dem Minister recht, berathschlagte sich mit ihm, wo denn Franz am schicklichsten anzustellen seyn würde, und der Minister schlug vor, daß es am besten seyn möchte, wenn man ihn dem Minister der auswärtigen Geschäfte als Sekretär zufügte: denn diese Stelle wäre eben vakant. Der Fürst billigte diesen Vorschlag, und Franz erhielt noch den nämlichen Tag sein Patent.

Die Erhebung eines Fremdlings zu einem so wichtigen Posten erregte gewaltiges Aufsehn in ganz Potu: und von dem Tage an hatte Franz Wolfstein, der bisher durch seine sanften Sitten, und durch sein von allen Aussprüchen entferntes Betragen, allgemein beliebt war, tausend heimliche Neider und Feinde. Manche, mit denen er gar nicht in Kollision kam, haßten ihn blos deswegen, weil er ein Fremder war. — Er bemerkte dieses bald, aber fest entschlossen, seine Pflicht überall und immer zu thun, und jeden schlechten Streich aufs

sorgfältigste zu vermeiden, glaubte er, gegen alle heimliche und öffentliche Neckereyen hinlänglich sicher seyn zu können: daß er sich hierin aber sehr irrte, werden wir bald sehen!

Der Minister der auswärtigen Geschäfte war mit unserm Helden ganz zufrieden, und ward es täglich mehr. Er hieß Baron von Kahlenberg, und hatte viele von jenen Eigenschaften, die zu einem solchen Posten erfodert werden. Er verstand sich vollkommen auf das Interesse seines Hofes, wie auch auf das von allen andern Höfen, mit welchen der Seinige auch nur im entferntesten Verhältniß stand. Dabey besaß er die Kunst, sich und seine Absichten zu verstecken, im höchsten Grade, wußte aber allemal die Sache so einzufädeln, daß man Argus Augen haben mußte, um in seinem Betragen, in seinen Worten oder Briefen auch nur die geringste Spur von Verstellung oder von Falschheit anzutreffen. Jeder hielt ihn für den ehrlichsten Mann von der Welt; und doch waren seine Grundsätze so beschaffen, daß er sich die größten Bübereyen würde erlaubt haben, sobald das Interesse seines Fürsten dadurch gewinnen konnte. Sein Grundsatz war, daß man

auf gar nichts, nicht auf Pflicht und nicht auf Gewissen Rücksicht nehmen dürfe, wenn es der Dienst des Fürsten erfodere: und diesem Grundsatz wurde Herr von Kahlenberg niemals untreu.

Sonst aber war er gewöhnlich ein braver Mann. Für sich ohne allen Eigennutz, beleidigte er fast niemanden, und ungereizt, that er keinem Menschen unrecht, um seines eigen Vortheils willen. „Die Natur hat uns zu Menschen gemacht; — so dachte er — die Kunst — zu Bürgern, und die höchste Kunst — zu Staatsbürgern. Als Mensch gegen Mensch, muß ich ehrlich seyn, wenn ich auch mit Schwächlingen oder Dummköpfen zu thun habe. Aber als Bürger, zumal als Staatsbürger, habe ich auf die größte Staatsbürgerlichkeit zu sehen: und diese — besteht in der Kunst, die Kunst zu eludiren. Menschen sind natürliche Individuen und haben natürlichbestimmte Rechte: von Staaten gilt das Gegentheil. Hier heißt es: Vigilantibus jura! Jene können nach Gesetzen gerichtlich belangt werden; diese nur nach List und Stärke u. s.

w. —" So parador denken oft die Menſchen, zumal die bey Höfen!

Es iſt mir ſehr lieb, ſagte einſt dieſer Miniſter zu ſeinem Sekretär, daß Sie ein Ausländer ſind: denn ſo hegen Sie keine Vorurtheile, die unſerm Dienſt und unſern Geſchäften ſchaden könnten. Ich ſehe, daß Sie Einſichten, Dienſteifer und kaltes Blut haben, und hoffe, daß Sie ſich ſelbſt alle Regeln abſtrahiren und ſich ſelbſt alle Grundſätze bilden werden, welche zu unſern Verrichtungen dienen. Aus meinen Handlungen können Sie Maximen lernen: aber nie werde ich Ihnen dieſe vortragen. Der Geſchäftsmann formirt ſich in den Geſchäften ſelbſt, und nicht durch geſchriebene, gedruckte, oder vorgeſprochene Vorſchriften.

Franz glaubte, ſeinen Miniſter vollkommen zu verſtehen, gab ihm vollkommen recht, und arbeitete ſo unverdroſſen und glücklich, daß der Miniſter ihm oft verſicherte, er werde noch ein großer Mann werden.

Seinen vorigen Dienſtherrn, den Miniſter von Blumenbach, verließ Franz indeß nicht gänzlich. Dieſer hatte zwar auch einen Gehülfen wieder: aber die Beſorgung der wich-

tigsten Geschäfte bekam Franz doch noch immer. Da seine neue Stelle ihm eben nicht allzu viel Zeit wegnahm, so hätte er dem alten Blumenbach auf diese Art noch lange helfen können, wenn nicht ein Anfall von Schlagfluß den Erschöpften bewogen hätte, seinen Posten ganz aufzugeben. Gern hatte er unsern Franz zu seinem Nachfolger haben wollen: aber der Fürst war einmal von dem geheimen Rath von Schlenzer eingenommen: und der erhielt die Stelle eines ersten Ministers.

„Der alte Minister, — sagte eines Tages Herr von Kahlenberg zu Franzen — hat Sie recht dringend bey dem Fürsten empfohlen: Gern hätte er Sie zu seinem Nachfolger ernennen sehen: aber der Fürst hat den geheimen Rath Schlenzer vorgezogen. Sind Sie wohl böse darüber?

Franz: Keinesweges! Ich danke dem Himmel, daß er mir diese Last nicht aufgebürdet hat!

v. Kahlenberg: Mein Freund, hier ist nicht von Aufbürdung einer Last die Rede: Sie hätten sie tragen können, denn Sie haben Kräfte

dazu. Aber es ist doch gut, daß Sie diesen Posten nicht erhalten haben. Sie sind noch jung, und der hohe und niedrige Pöbel verachtet junge Männer, welche hohe Stellen bekleiden, gewöhnlich. Der Vernünftige weiß zwar, daß hier das Alter nichts zur Sache thut; aber der Pöbel urtheilt anders: und das Ansehn der Beamten besteht, — unter uns gesagt! — in der Meynung des Pöbels. Sie haben noch immer Zeit, dereinst zu steigen: gehen Sie nur Ihren Gang so fort, wie Sie ihn angefangen haben. Und wenn dann einmal ich etwas für Sie ausrichten kann: so werden Sie einen eben so soliden Freund an mir finden, als es der gute Blumenbach gewesen ist.

Franz dankte dem Minister herzlich und fühlte sich in seiner Sphäre vollkommen glücklich: seine Arbeiten waren nach seinem Geschmack, und seine Besoldung nährte ihn reichlich.

Zwanzigſtes Kapitel.

Liebeserklärung.

Ein Menſch, ſagt der weiſe Plato, welcher, wie Marſilius Ficinus verſichert, die Leidenſchaften der Menſchen vollkommen ſtudiert hatte, — ein Menſch, ſagt dieſer Weiſe, der ohne verliebt zu werden, Mann wird, wäre eine größere Seltenheit, als die fabelhaften Vögel der alten Dichter.

Unſer Franz Wolfſtein war keiner von den ſeltnen Vögeln: die Reize eines ſchönen Geſichtes hatten mehr als einmal auf ihn Eindruck gemacht: Aber ſo ein Eindruck war größtentheils flüchtig und verloſch an eben dem Tage, wo er fühlbar geworden war. Nur ein einziges Mädchen hatte indeſſen doch ſo auf ihn gewirket, daß er ſie nicht vergeſſen konnte. Noch als Student zu Göttingen, hatte er Bekanntſchaft mit einem Paſtor auf dem Lande. Bey dieſem ſah er deſſen Tochter, Auguſte, und konnte ſich

nicht enthalten, ihr den Vorzug vor allen Mädchen seiner Bekanntschaft einzuräumen.

Franzens Freund, Hammer, der gar wohl wußte, daß sein Zögling dereinst sich nach dem andern Geschlecht auch sehnen würde, hatte nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit über diesen Gegenstand sich mit ihm zu unterhalten, und bey dieser Gelegenheit den wahren Zweck der beyden Geschlechter, wie deren Mängel und Tugenden ins Licht zu setzen. Aus diesen Gesprächen hatte sich Franz eine Theorie über das Frauenzimmer abgezogen, und da er bey dem Pastor Gelegenheit hatte, seine Regeln anzuwenden: so fand er, daß dessen Tochter eine vollkommene Person sey.

Auguste war in der That ein naives, gutes Mädchen; aber zur Vollkommenheit fehlte ihr noch viel, eben so viel als jedem andern guten und schönen Mädchen. Doch Franz sah durch die Brille der Liebe, und wer dadurch sieht, findet alles aufs beste.

Hammer merkte bald, daß in dem Herzen seines jungen Freundes etwas Neues vorgegangen war, und die häufigen Besuche, welche Franz bey dem Pastor Hollmann ablegte,

ließen ihn bald finden, was ihn gefeſſelt hatte. Als er ſeiner Sache gewiß war, redete er ihn eines Tages, wie ſo von ohngefähr, folgendermaßen an:

„Lieber Freund, wie finden Sie Mamſell Guſtchen Hollmann?“

Franz: (erröthend) Je nun, ganz paſſabel! Es iſt ein wirthſchaftliches Mädchen, arbeitſam, munter und unverdroſſen.

Hammer: (lächelnd) Weiter nichts? O lieber Wolfſtein, Sie irren, wenn Sie glauben, ich leſe in Ihrer Seele nicht! Geſtehen Sie es nur, Guſtchen iſt der Gegenſtand Ihrer geheimſten Wünſche.

Franz: Wie Sie doch reden können! Ich habe ja mit dem Mädchen noch keine zwanzig Worte geſprochen!

Hammer: Hier thut das Sprechen zur Sache wenig und oft gar nichts! Ihre Unruhe, wenn Sie nach Paſtor Hollmann wollen, Ihre Emſigkeit, ſich dann zu putzen, was doch ſonſt Ihre Sache eben nicht iſt, Ihre Verlegenheit, wenn Guſtchen in die Stube kömmt, Ihre Zerſtreuung, Ihre verkehrten Antworten, Ihr Stillſchweigen auf dem Rückwege, und noch

hundert andre Dinge beweisen mir hinlänglich, daß Gustchen Ihnen nicht gleichgültig ist. Also gestehen Sie nur!

Franz: Und gesezt, aber nicht zugegeben, es wäre so?

Hammer: Dann, Freund, ist es Pflicht, daß Sie sich Ihrem Freunde entdecken. Ich meyne es redlich mit Ihnen, und habe Erfahrung genug, Ihre unerfahrnen Schritte in diesem Stück zu leiten. Das Mädchen, welches Sie lieben, muß fürs Erste keine Erklärung Ihrer Liebe von Ihnen hören, noch weniger schriftlich bekommen. Sie sind noch nicht im Stande, ernsthafte Absichten auf ein Mädchen zu haben, und sie auszuführen. Es wäre also ein Verbrechen, ein junges unerfahrnes Mädchen um seine Ruhe zu bringen, und eine Leidenschaft in dessen Herzen anzufachen, welche vielleicht niemals befriedigt werden könnte. Ich sage nicht, daß Gustchen Ihrer unwürdig sey, und wünsche herzlich, daß Ihre erste Liebe glücklich werden möge. Aber Freund, für jezt dürfen Sie daran noch nicht ernsthaft denken. Bekämpfen Sie Ihre Neigung, wenn sie sich nicht ganz unterdrücken läßt, und warten Sie auf günsti-

gere Umstände. Es geht in der Welt wunderlich her, der Geschmack ändert sich, wie unsere Lage; und in die Zukunft kann niemand vorher sehen; also seyen Sie auf Ihrer Hut und Mann!

Franz fand die Vorstellungen seines Freundes vernünftig, versprach seiner Neigung enge Gränzen zu setzen, und hielt Wort. Der Pastor wurde von da an seltner besucht. Nicht lange hernach verließ Franz Göttingen, der Major starb — und Gustchens Bild verlohr immer mehr von seiner Stärke und Lebhaftigkeit in Franzens Phantasie und Herzen. Der erste Eindruck von Gustchen war indeß zu kräftig gewesen, als daß er sie ganz hätte vergessen können.

Als Sekretär in Potu, war er zwar im Stande, an eine ernsthafte Verbindung mit Gustchen zu denken: aber der staatskluge Minister Kahlenberg, der, wie wir bald sehen werden, eine Liebschaft für ihn in Petto hatte, dabey aber doch vermuthete, daß Franz, wie die meisten jungen Leute, eine geheime Liebschaft vielleicht schon haben mögte, brachte diesen Artikel gleich anfangs zur Sprache, und

bewies aus unumstößlichen Gründen, wie er sie nannte, daß ein Ausländer, der in einem fremden Lande placirt wäre, ja keine Ausländerin, sondern — um an Zutrauen im Lande zu gewinnen — ein einheimisches Frauenzimmer heyrathen müsse. Das schien Franzen parader. Er schrieb daher an seinen Freund Hammer, welcher sich seit Franzens Anstellung in Pskow, auf einem Landgut bey einem Freunde aufhielt, und Hammer antwortete ihm folgender Weise:

Mein bester Freund,

Ich merke, ohne daß Sie es sagen, wo Sie mit Ihrer Frage: ob ein im fremden Lande angestellter Ausländer recht thue, eine Ausländerin zu heyrathen? hinaus wollen. Die Frage sollten Sie so eingerichtet haben: ob Sie Gustchen Höllmann als kluger Mann heyrathen dürfen? — Darauf antworte ich, daß Sie sehr unklug handeln würden, und meine Gründe sind folgende. Ihr Minister würde Ihnen, wie Sie selbst sagen, so einen Schritt niemals vergeben, und dann wären Sie ja ohne Rettung verlohren! Herr von Kahlenberg, wie es scheint, meynt es gut mit Ihnen: er will Sie

heben. Aber wenn Sie seinem Willen zuwider handeln: wird er sich Ihrer noch annehmen? Die andern Herren zu Potu sind Ihnen groſsentheils alle abgeneigt; und verlieren Sie des Ministers Gunst und Schutz: so sind sie weg, und niemand kann Sie retten. Also, Freund, handeln Sie klug!

Ihre Neigung gegen Auguste ist durch Entschluß, Zeit und Entfernung wohl jezt überwunden: suchen Sie selbige nicht wieder rege zu machen! Gesezt, Sie erhielten Augustens Hand, und könnten sie herauch nicht ernähren: Wäre das nicht ein ewiger Vorwurf für Sie? Heyrathen Sie entweder gar nicht, welches ich aber schlechterdings nicht rathen will, oder wählen Sie ein Frauenzimmer aus Ihrem jetzigen Zirkel. Sie kommen dadurch in Verbindung mit einländischen Familien, fassen Interesse für deren Recht und Boden, und gewinnen durch engeres Anschlieſsen an Ihr neues Vaterland immer mehr an Zutrauen.

Sie sehen, ich rede deutsch und aufrichtig, wie ein wahrer Freund zum andern. Hätten Sie Augusten etwas versprochen: dann würde ich Sie verachten, wenn Sie nicht Wort hiel-

ten: denn das muß ein ehrlicher Mann allemal. Aber da Sie, so viel ich weiß, dem Mädchen nichts versprochen, und ihr nicht einmal Ihre Liebe entdeckt haben: so haben Sie keine nähere Pflicht gegen sie: und da ist dann jeder sich der nächste. Dieses wollte Ihnen so kurz und in der Eile schreiben

Ihr

Hammer.

Franz fand lauter Vernunft in dem Briefe seines Freundes, ob es ihm gleich leid that, daß die Neigung seines Herzens mit seinem Vortheil nicht vereinbar seyn sollte. Aber Franz war gesezt, und als gesezter Mann wollte er nichts vornehmen, wodurch die erste Blüthe seines Glücks welken könnte. Er entschlug sich also, so gut er konnte, des Gedankens an Auguste.

Der Minister, welcher mit seinem Sekretär täglich zufriedner ward, hatte auf dem Lande etwan sechs Meilen von der Hauptstadt, eine Base, welche er von Zeit zu Zeit besuchte, und die ihn zuweilen wieder besuchte. Diese Base hatte ein junges Frauenzimmer bey sich, das sie erzogen hatte, und für die Tochter eines Forstbedienten ausgab. Die junge Schöne hieß

Jettchen und war nichts mehr und nichts weniger, als die natürliche Tochter des Herrn Ministers selbst. Er hatte ihre Mutter schon versorgt, und seiner Tochter eine gute Erziehung geben lassen. Nun, da sie herangewachsen war, wollte er auch sie versorgen; und da ihm unser Franz immer mehr gefiel: so lief ihm der Gedanke durch den Kopf, wie, wenn Jettchen des Sekretärs Frau würde! Er hing diesem Gedanken einige Zeit ernsthaft nach, und beschloß endlich, ihn zu realisiren.

Als den folgenden Tag Franz zu ihm kam, brachten sie die Geschäfte erst zu Stande, und darauf fing der Minister an, von gewissen Angelegenheiten zu sprechen, die er mit seiner Base abzumachen hätte, und die sehr nothwendig wären. Aber, fuhr er fort, ich kann für jezt nicht verreisen: ich habe noch weit wichtigere Dinge abzumachen. Wie wäre es, Herr Sekretär, wenn Sie die Sache übernehmen wollten? Franz versicherte, daß er ganz zu seinen Diensten bereit sey, erhielt seine Instruction — denn der Minister hatte wirklich Geschäfte mit seiner Base abzuthun — und machte sich reisefertig.

Der Minister hatte vorher schon an seine Base geschrieben, und ihr zu verstehn gegeben, wie er es gern sehen würde, wenn Franz an Jettchen, und Jettchen an Franzen Geschmack fänden. Es ist, so fuhr er im Briefe fort, ein junger Mann, von großer Brauchbarkeit, der sich dereinst gewiß hoch schwingen wird. Mein Jettchen würde an ihm einen geehrten, braven Mann finden: und was kann ich ihr mehr wünschen! Sie würde auf jeden Fall besser mit ihm fahren, als mit einem Schranzen von unserm Hofe, oder mit einem Tanzmeister vom Militär. Ist einmal Franz Wolfstein Jettchens Gatte, oder sind wir nur erst von seiner Neigung dazu versichert: dann soll seine Beförderung mir besonders angelegen seyn und gewiß bald vor sich gehen u. s. w.

Franz kam bey der Base des Ministers an, und wurde aufs freundlichste aufgenommen. Gleich den folgenden Tag wollte er seinen Auftrag ausführen: aber die Dame war des Nachts unpäßlich geworden, und Jettchen mußte es schon übernehmen, den Herrn Sekretär ganz allein zu unterhalten.

Jettchen war ein sehr schönes Mädchen, und ihre körperlichen Reize waren den Morgen noch erhöhet durch die Kunst. Ihre erste Erziehung hatte sie in Berlin erhalten, wo sich die Base des Ministers ehemals aufhielt; und auch dort hatte sie das ganze galante Wesen angelernt, wodurch sich die Berliner Damen von Stande auszeichnen. Tanzen, Klavierspielen, Zeichnen, Malen, Französisch sprechen, und politische Diskurse führen, waren ihre vorzüglichsten Talente. Außerdem war sie in der Geschichte, in der Erdbeschreibung und in der Statistick, ja, sogar in der Mathematik und in der Dichtkunst nicht ungeschickt. Die Hauptsache von alle dem aber war, daß sie ihre Talente und Kenntnisse auf eine angenehme Art geltend zu machen wußte, besonders dann, wenn ihr Interesse es mit sich brachte, durch ihre Vorzüge anzukirren.

Die Dame hatte Jettchen mit dem Plane ihres Vaters, des Ministers, bekannt gemacht: und dieß war genug, um alles aufzubiethen, sich unserm Helden in ihrem vollem Glanze vorzuführen. Sie that es, und mit einer Leichtigkeit und Grazie, die ihre Anlage zur Koket-

terie jedem Kenner verrathen hätte, nur ihm nicht.

Jettchen fand wirklich viel Wohlbehagen an dem Gesandten ihres Vaters; und hätte es sich für sie, als Frauenzimmer, geschickt: sie hätte ihm gleich den ersten Tag ihre Zuneigung erklärt, oder gar sich ihm gleich in die Arme geworfen.

Franz wurde von Jettchens Glanz noch mehr bezaubert. Sein Herz blieb zwar ungerührt, aber seine Sinne konnten so anziehendem Liebreiz, so glänzenden Vorzügen nicht widerstehen. Er suchte daher sehr natürlich, immer um diese Schöne zu seyn, sie zu unterhalten, und sich von ihr unterhalten zu lassen. Im Hause der Base wurde er als Freund behandelt; folglich erhielt er auch, was er suchte, und mehr noch, reichlich.

Als die alte Dame, welche die beyden jungen Leute, von ihrem Kabinet aus, nicht aus den Augen gelassen hatte, unsern Mann für gefesselt hielt: da verschwand ihre Unpäßlichkeit, und das Geschäfte war in einer Stunde zu Ende. Franz wäre gern noch länger geblieben, aber die Alte, um Sättigung zu verhüten, drang

ſelbſt auf ſeine Abreiſe, damit, wie ſie vorgab, die Geſchäfte in Potu nicht darunter leiden mögten. Dieſer Vorwand wirkte, und der Herr Sekretär zog den andern Tag ab.

„Wenn es Ihnen bey uns nicht misfallen hat, ſagte die Alte beym Abſchiede, ſo beſuchen Sie uns mehrmals, und nur bald wieder. Der Herr Miniſter werden nichts dawider haben, und uns ſind Sie immer willkommen. Ich denke, mein Jettchen wünſcht Sie gewiß bald wieder her: nicht ſo, liebes Jettchen?

Jettchen ward über und über roth: Franz kam außer Faſſung, ſtotterte einige Komplimente, verſprach bald wieder zu kommen, und ritt von dannen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Franz benimmt ſich, wie ein dummer Teufel.

Der Miniſter, von dem guten Fortgang ſeines Vorhabens durch einen Brief von ſeiner Baſe unterrichtet, empfing unſern Helden ſehr freundlich, und dankte ihm aufs verbindlichſte für ſeine geleiſteten Dienſte.

Wenn Franz weniger ehrlich und gutmeynend geweſen wäre: ſo hätte er hier eine Schlinge oder des etwas merken müſſen: denn was er dem Miniſter geleiſtet hatte, konnte leicht auch ein Brief leiſten. Aber ſo merkte er nichts.

Die Geſchäfte hatten ſich in Franzens Abweſenheit etwas angehäuft; er mußte alſo einige Tage ſtrenge arbeiten, und als er endlich fertig war, ſagte der Miniſter: es thäte ihm leid, daß er durch ſeinen Auftrag ihm einige mühſame Tage gemacht habe. Ich arbeite gern, erwiederte Franz, und verſicherte, daß er in dem Hauſe der Frau von Leers hinläng-

lichen Erſatz für alle ſeine Mühe erhalten habe. Der Miniſter fragte nach dieſem und jenem weiter, und endlich ſo ganz mir nichts, dir nichts, fing er an: Aber apropoh, wie fanden Sie meiner Baſe Pflegetochter, das niedliche Jettchen?

Franz erröthete. Der Miniſter that nicht, als merkte er das, und fuhr fort: „Nicht wahr, Herr, das iſt ein Engel, gut und geſchickt, wie unter Tauſenden Keine!“

Franz beantwortete dieſe Frage mit vieler Verlegenheit, verſicherte, daß er ſelten ein vollkommneres Frauenzimmer angetroffen habe, und geſtand ganz offenherzig, daß er Jettchen allen Schönen in ganz Potu weit vorziehe.

„Da haben Sie recht, war die Antwort des Miniſters: Jettchen iſt werth, den beſten Mann zu beſitzen; und der Mann, der ſie bekommt, fährt gewiß gut mit ihr: denn, unter uns geſagt, meine Baſe hat ſich vorgenommen, das Mädchen zu ihrem Erben einzuſetzen. Dieſe iſt zwar nicht reich, wie Cröſus, aber doch ſo vermögend, daß ein ehrlicher Mann ſich mit ihrer Erbſchaft ſehr wird helfen können. (Nach

einer Pause:) Herr, das wäre so was für Sie!

Franz ward wieder roth, und wollte eine Antwort heraus stottern: aber der Minister fing lächelnd ein ander Gespräch an, und rettete ihn dadurch aus der Verlegenheit.

Jettchen hatte wirklich starken Eindruck auf den Unbefangenen gemacht, so daß er selbst im Taumel glaubte, Gustchen sey ganz aus seinem Herzen verschwunden, und Jettchen habe deren Stelle eingenommen. Er machte sich deswegen schon selbst Vorwürfe, und nannte sich wankelmüthig. Wie aber seine Seele allmälig ruhiger ward, so fing auch Gustchens Bild allmälig wieder an, die Oberhand zu gewinnen. Sie glänzte zwar in seinen Augen nicht wie Jettchen; seinem Herzen aber war sie unendlich theurer. Dieser Kontrast beunruhigte ihn sehr, und diese Unruhe vermehrte sich noch dadurch, daß der Minister ihm täglich etwas von Jettchen sagte, und ihm von weitemher gar die Hoffnung machte, sich für ihn bey seiner Base um Jettchens Hand zu verwenden.

Der Minister, der von seines Sekretärs Verhältniß zu Augusten nichts wußte, hielt

die Unruhe, worein dieſer allemal gerieth, wenn er von Jettchen anfing, für Symptome der Liebe eines unerfahrnen jungen Mannes, und zweifelte gar nicht mehr, daß Franz mit beyden Händen zulangen würde, wenn er ihm nähere Vorſchläge thun würde. Aber erſt noch ſollte Franz höher gehoben werden, damit Jettchen, die er ſehr liebte, gleich glänzen könnte, ſobald ſie als verheyrathete Frau in Ybtu aufträte.

Der alte Nordheim, Rath beym Departement der auswärtigen Geſchäfte, hielt gerade zu der Zeit um Abſchied und Penſion an. Man kannte ihn als einen alten redlichen Mann, dem man beydes nicht verſagen konnte. Der Miniſter war ohnehin niemals ſo recht mit ihm zufrieden, weil der Biedermann gewiſſe Dinge nicht billigen wollte, die Seine Excellenz von Zeit zu Zeit angaben, und er aus purer Ehrlichkeit niemals zugab, daß man auf Rechnung des Dienſteifers die unredlichſten Streiche ausführen könnte. Der Miniſter war daher ſtäts zurückhaltend gegen ihn und jezt froh, daß der alte Starrkopf, wie er ihn nannte, ſich zur Ruhe ſetzen wollte. Um aber in ſeinem Fache

forthin ganz frey schalten und walten zu können, so beschloß er, sich Keinen aufbürden zu lassen, der nicht in Absicht seiner Grundsätze vollkommen mit ihm übereinstimme. So einen Mann hoffte er in unserm Franz anzutreffen, und fing an, ihn jezt in die Geheimnisse näher einzuweihen, welche er ihm bis dahin immer verschwiegen hatte.

Gerade den ersten Tag, als der Minister sich gegen Franz gewisser Dinge wegen hatte vernehmen lassen, welche diesem fürchterlich aufgefallen waren, kam Hammer nach Potu, und speisete mit seinem Liebling zu Abend. Sie waren beyde ganz allein, und nun entdeckte Franz alles, was er aus dem Munde des Ministers vernommen hatte.

Es wundert mich gar nicht, antwortete Hammer, daß der Minister Grundsätze hegt, die mit der Denkungsart eines ehrlichen Mannes nicht bestehen können: denn nur gar zu oft ist Politik und Redlichkeit unvereinbar. Aber das darf Sie nicht irre machen! Sie, Freund, sind blos Sekretär, und haben keine Verantwortung, wenn Sie Ihre Hände nur nicht zu Ungerechtigkeiten mit darbiethen. Ihre Lage

geſtattet Ihnen nicht, den Miniſter und die übrigen Mitglieder Ihres Kollegiums in ihrem Verfahren zu hindern. Wollten Sie dieß thun, ſo würden Sie nichts ausrichten, und nur ſich ſelbſt ſchaden, ohne etwas zu beſſern. Gegen den Strohm ſchwimmt kein Kluger, heißts es auch hier! Alſo laſſen Sie den Miniſter reden und thun, was er will, nur hüten Sie ſich, an Handlungen Theil zu nehmen, die Ihr Gewiſſen verdammt, und Ihr Herz verabſcheut.

Franz verſprach, dieſen Rath zu befolgen, und erzählte hierauf Hammern alles, was zwiſchen ihm, Jettchen und dem Miniſter vorgegangen war. Hammer wurde ſehr aufmerkſam: Freund, ſagte er, in allen Dingen gebe ich Ihnen gerne Rath, aber hier wird es mir beynahe unmöglich. Ich ſah Jettchen ſchon ſelbſt und fand ein Mädchen, welches Manchen, der ſich mehr einbildet, als Sie, das heißt, der reicher und vornehmer iſt, lüſtern machen könnte. Aber ein Mädchen, von Jettchens Art, iſt gewöhnlich unergründlich und ſelten das, was es ſcheint. Der Miniſter muß, nach Ihrer Erzählung, triftige Gründe haben,

sich für das Mädchen zu interessiren: und so könnte es wohl wahr seyn, was man spricht.

Franz: Und was spricht man denn?

Hammer: Jettchen sey des Ministers natürliche Tochter: er habe sie von einer Base, einer begüterten Wittwe, erziehen lassen, und gienge nun darauf aus, sie gut zu versorgen.

Franz: So? Jettchen wäre also gar ein unehliches Kind?

Hammer: Nun? — Ein unehliches Kind ist doch wohl gerade so ein Kind, wie ein eheliches? Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß die Vereinigung der Eltern des Erstern nicht so war, wie sie nach der Ordnung und nach dem Gesetz hätte seyn sollen. Aber was kann das Kind für seine Eltern? Hat das Vorurtheil darüber nicht schon manches Kind von der Art morden helfen? Man war ehemals sogar gewohnt, keinen zum Doctor, oder zum Magister, ja nicht einmal zum Schusterjungen aufzunehmen, der unehlich geboren war: und doch war Erasmus von Rotterdam, dieses herrliche Licht seines Jahrhunderts, ein unehliches Kind, und mancher rechtmäßig geborne Magister oder Doctor ist ein Ignorant oder ein Taugenichts! In die-

ser Hinsicht müssen Sie also keinen Tadel an Jettchen finden. Ich wünsche wirklich, daß aus Ihnen Beyden so was werden mögte: der Minister hat dann Ursache, und zwar recht starke, Ihrer zu schonen, und Sie in Ihren geraden Handlungen nicht zu hindern, wie er sonst doch könnte, wenn Sie nichts weiter sind, als der Sekretär seines Departements. Ueberlegen Sie das alles reiflich, suchen Sie den Minister näher auszuspähen, und seine Gesinnungen genauer kennen zu lernen: und dann erst entschliessen Sie sich, das zu thun, was Sie als ein ehrlicher Mann mit Ihrer Einsicht und mit Ihren Neigungen und Hoffnungen übereinstimmend finden.

Franz that, was Hammer ihm gerathen hatte. Er ward noch geschäftiger in den Aufträgen des Ministers, und bewies diesem eine sehr herzliche Anhänglichkeit. Fragte er sich selbst: warum er an seinem Herrn jezt mehr hänge, als vorher: so konnte er sich nicht leugnen, daß Jettchen daran sehr großen Antheil habe. Er glaubte mit der Zeit wirklich, daß er Jettchen liebe, und da er aus Hammers Reden beynahe gewiß war, daß der Minister

Jettchens Vater sey: so mußte ihm dieser, als Vater der Geliebten, natürlich unendlich theuer werden. Er schien endlich gar zu vergessen, daß der Minister, in Hinsicht auf Recht und Unrecht ganz andre Grundsätze hatte, als er.

Der Minister merkte dieß bald, und zweifelte kaum mehr an dem Erfolg seines Plans. Er gab sich daher Mühe, seinen Sekretär in die Geheimnisse der höhern Politik tiefer einzuweihen, erzählte ihm Vorfälle, die der Gewissenhafte mit innerm Mißbehagen anhörte, und gab ihm Aktenstücke durchzulesen, bey welchen er, ob der großen Betrügereyen, sich entsezte. Hätte Hammer den Fremdling in der Politik nicht von Zeit zu Zeit mit seinem Rath unterstüzt: er hätte Dienst und alles aufgesagt, und wäre in die weite Welt gegangen. Aber so — hielt er an sich, blieb, widersprach nicht, und fuhr fort, dem Minister seine Anhänglichkeit nach wie vor an den Tag zu legen.

Franz war inzwischen auch wieder einigemal bey der Frau von Leers gewesen, und kam allemal, entzückt von Jettchens Vollkommenheit, zurück. Der Minister zog ihn oft weidlich damit auf, und sing, sobald Franz

reden wollte, von etwas anderm an, und vermehrte dadurch die Unruhe des Geneckten. Endlich ward der Minister auf einmal nachdenkend, wenn Franz sich bey ihm einfand: seine traurliche Freundlichkeit verschwand, und er sprach nun von weiter nichts mehr, als was er wegen der Geschäfte schon wußte.

„Ich werde einige Tage verreisen, sagte er eines Morgens zu Franzen: besorgen Sie also alles, bis ich wieder zurück bin.“

Franz stutzte. Ew. Excellenz, sagte er, sind seit einiger Zeit kalt und zurückhaltend gegen mich: sollte ich irgend etwas versehen haben, ohne daß ich es wüßte?

Minister: (lächelt) Nein, mein Freund! Ueber Sie, und über Ihr Betragen habe ich nicht die geringste Klage. Es thut mir nur leid, daß —

Franz: (unruhig) Und was, gnädiger Herr, wenn ichs wissen darf?

Minister: Daß ich Ihnen nicht so, wie ich gern wollte, nützen kann.

Franz: (feurig) Und das sollte Ihnen leid thun? Glauben Sie mir, ich bin mit meiner

Lage zufrieden, wie vielleicht kein König! Mein Symbol iſt:

— — Multa petentibus
Desunt multa; bene eſt, cui deus obtulit
Parca, quod ſatis eſt manu *)

Mein Emporkommen macht mir nicht die geringſte Sorge!

Miniſter: Ich rede auch nicht von Ihrem Emporkommen: denn — ich will es Ihnen nur ſagen — die Stelle des alten Raths Nordheim iſt Ihnen wie gewiß. Dieß iſt ein ſehr honorabler Poſten, auf welchem Sie reichlich und vergnügt leben können.

Franz: (beſtürzt) Sollte es möglich ſeyn, daß Ew. Excellenz —

Miniſter: Für mich geſprochen haben? Nicht wahr, das wollen Sie ſagen? — Freilich, wenn für einen ſprechen ſo viel heißt, als die Tüchtigkeit eines Mannes würdigen, und den Regenten darauf aufmerkſam machen: ſo habe ich für Sie allerdings geſprochen. Doch

*) Wir viel begehrt, hat viel Mangel. Glücklich, wem das Schickſal ſo viel gab, als er braucht. Hor. Od. III. 16.

laſſen wir das für jezt! Genug, Sie werden Rath unſers Departements, und ich freue mich, daß ich an Ihnen dereinſt mehr als einen tüchtigen Kollegen finden werde. — Daß ich Ihnen aber ſonſt nicht auch noch dienen kann, das nur iſt mir fatal und ärgert mich.

Franz: (verlegen) Ich verſtehe Sie nicht.

Miniſter: Nicht? Ich dächte, Sie riethen es! Ich weiß, mein Freund, daß Sie Jettchen lieben.

Franz: (noch verlegner) Ich — ich — kann zwar nicht leugnen —

Miniſter: Freilich können Sie's nicht leugnen! Sehen Sie, da wollte ich Ihnen dann einen Gefallen thun, und Sie empfehlen. Jettchen hängt ganz von meiner Baſe ab, und über dieſe glaube ich einiges Anſehen zu haben. Hätte ich doch eher daran gethan! Nun ſchreibt mir die Alte, daß Jettchen Braut iſt.

Franz: (erſchrocken) Oh!

Miniſter: Und das Mädchen weiß davon noch keine Sylbe! Ein gewiſſer reicher Filz, der nur ſeinen dicken Wanſt füllen, und auf hübſche Mädchen Jagd machen kann, der hat um Jettchen angehalten, und die Alte, welche

das Geld für das höchste Gut hält, hat sie ihm auch sans façon zugesagt.

Franz: Ein unwürdiger Bräutigam eines so vollkommnen Mädchens!

Minister: Sehr wahr! Aber Sie wissen selbst: Geld geht bey alten Matronen über alles! Doch, ich besinne mich! vielleicht läßt sich die Sache noch ändern. Ich verreise morgen, und werde da bey meine Base Leers einsprechen. Was ich thun kann, thue ich gewiß. Indeß besorgen Sie alle meine Geschäfte: hier sind die Schlüssel!

Er ließ Franzen nicht so viel Zeit, sich näher zu erklären, zu danken oder sonst noch zu fragen: denn die Stunde zur Audienz bey den Fürsten schlug: und was den Dienst anging, war niemand genauer, als unser Herr Minister von Kahlenberg.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Einige Tage nach des Ministers Abreise brachte der Postbote unserm Franz folgenden Brief vom Minister:

Mein Lieber,

Herr Schaleph, Hofrath des Grafen von Kanz, oder sonst jemand, wird zu Ihnen kommen. Ich wünschte zwar, daß ich zu Hause seyn könnte: allein wichtige Geschäfte machen mir dieß unmöglich. Da ich aber Ihre Dexterität kennt, so werden Sie die Sache so gut abmachen, als wenn ich zugegen wäre. Wegen Geschäfte selbst habe ich Ihnen weiter nichts, als die Regel zu empfehlen, daß man für seinen Herrn alles thun müsse, und daß nichts in der Welt das Interesse des Fürsten balanciren dürfe. Doch Sie sind ja ein kluger Mann, dem

man ſo was zu ſagen nicht noch nöthig hat. Leben Sie wohl!

Ihr

d. Kahlenberg.

N. S. Ihre Herzensangelegenheit geht nach Wunſch: Verlaſſen Sie ſich auf mich!

Franz ſtutzte gewaltig. Was ſoll das ſeyn? Was fodert der Miniſter von mir? Er mag fodern, was er will, nur nicht, daß ich einen Schurkenſtreich begehen ſoll! Eher mein Leben, als dieß! —

Einige Tage hernach kam wirklich ein Fremder nach Potu, welcher in einem Billet den Sekretär um eine Unterredung unter vier Augen erſuchen ließ. Dieſer war ſofort bereit dazu, und der Fremde kam. Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen? fragte Franz.

Fremder: Mein Name thut zur Sache nichts. Aber mein Antrag an Sie iſt ſo beſchaffen, daß Sie ihn nicht ausſchlagen werden.

Franz: Die Einleitung, wenigſtens, empfiehlt ihn eben nicht; denn ohne frey zu geſtehen, wer man iſt —

Fremder: (einfallend) Kann man kein ehrlicher Mann ſeyn? — Seltſam! Man ver-

schweigt aus Klugheit nicht selten seinen Namen. Uebrigens kennt mich der Minister Kahlenberg, von welchem Sie meinetwegen vorgestern einen Brief werden bekommen haben.

Franz: Nun, lassen Sie dieß! Sie mögen Ihre Gründe haben, sich mir nicht zu entdecken. Aber welchen Auftrag haben Sie denn an mich?

Fremder: Keinen Auftrag, sondern einen Antrag. Es hat mir endlich geglückt, den Agenten des Fürsten von Klink in Wetzlar zu gewinnen. Sie wissen, daß Ihr Fürst einen schweren Proceß mit dem Fürsten von Klink führt. Dieser Proceß nahet sich seiner Entscheidung, und das Recht scheint auf Seiten des Gegners Ihres Fürsten zu seyn.

Franz: (einfallend) So schien es mir selbst, nachdem ich die Acten durchlesen hatte.

Fremder: Sehen Sie wohl! Ich arbeitete lange, um den Prokurator des Fürsten von Klink zu gewinnen; aber ohne Geld kann man bey einem Wetzlarer Herrn nichts ausrichten. Meine bloßen Versprechungen verschlugen nichts bey ihm: denn er fodert baare Münzen,

wenn er die Hauptbeweise seines Klienten herausgeben, und den ganzen Prozeß dadurch verlieren machen soll. Er fodert nicht weniger als zweytausend Dukaten.

Franz: Hm, hm! Ich sehe noch nicht ein, was ich bey dieser — Sache thun kann!

Fremder: Der Minister von Kahlenberg, wie ich gemerkt habe, liebt und schäzt Sie: er ist im Begriff, Ihnen Proben seiner Protektion zu geben; aber er verlangt auch, und mit Recht, daß Sie das fürstliche Interesse sich mehr als alles angelegen seyn lassen.

Franz: Nur nicht mehr als Gewissen und Pflicht!

Fremder: Freylich nicht über Pflicht. Unser Gewissen erfodert, nach Pflicht zu handeln, und unsers Fürsten Nutzen zu suchen ist unsre Pflicht: folglich fodert unser Gewissen, daß wir des Fürsten Interesse suchen. Nicht wahr?

Franz: Sie räsonniren ganz konsequent: das muß ich gestehen! Aber ich sehe noch nicht ein, was ich jezt zur Erfüllung meiner Pflicht thun soll.

Fremder: Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Prokurator des Gegners Ihres Fürsten

zweytausend Dukaten verlangt, um wichtige Dokumente auszuliefern, wodurch der Proceß von Seiten Ihres Fürsten gewonnen werden muß. Der Prokurator will aber die Papiere ohne Geld nicht herausgeben, und Ihr Herr Minister will nicht eher Geld geben, bis er die Dokumente in den Händen hat. Doch lesen Sie hier selbst!

Er gab mit diesen Worten dem Sekretär einen Brief, den der Kammer-Prokurator Zange an den Minister von Kahlenberg geschrieben hatte. In diesem Briefe bath der Prokurator den Minister, jemanden von der fürstlichen Dienerschaft mit einer Vollmacht inkognito nach Wezlar zu schicken: da wolle er ihm die Dokumente gegen einen Sicherungsschein ausliefern u. s. w.

Auf den Rand dieses Briefes hatte der Minister folgende Zeilen an Franz geschrieben:

„Gehn Sie sogleich nach Wetzlar, aber machen Sie, daß Sie niemanden als ein Beamteter unsers Hofes bekannt werden. Der einzige Prokurator Zange darf und muß Sie kennen. Untersuchen Sie, ob die Dokumente

wichtig genug sind, unsers Fürsten Proceß gegen den Klinkschen Hof zu gewinnen. Ist dieß, so stellen Sie im Namen unsers Fürsten dem Prokurator einen Wechsel auf zweytausend Dukaten aus. Eine Vollmacht müssen Sie sich selbst machen: Sie haben ja Stempel und alles in Händen! Eilen Sie aber: denn Ihre Geliebte sehnt sich nach Ihnen."

v. Kahlenberg.

Franz machte häßliche Augen, als er das alles gelesen hatte. Der Fremde nahm die Verwunderung desselben für ein Zeichen der Billigung, und fragte: ob nicht alles so recht sey?

Franz sann hin und her, was für eine Resolution er ertheilen sollte, und da fiel es ihm ein, daß sein Freund Hammer eben nach Potu gekommen war. Er beschloß, diesen zu befragen, und bestellte den Fremden auf den andern Tag, weil er noch einige Dinge aufs Reine bringen müßte, ehe er wirklich abreisen könnte.

Abends ging Franz zu Hammern, und legte ihm das ganze Geheimniß der Bosheit, wie er es nannte, wenn gleich Andere den ganzen Handel für einen kleinen politischen Versuch

ausgaben, vor. Hammer ließ sich erst erzählen, dann las er die Briefe, dann dachte er nach, und endlich ließ er folgende Worte hören:

„Sie müssen nach Wetzlar reisen, und Ihren Auftrag vollenden: das ist Ihre Schuldigkeit!“

Franz: Aber, mein Gott, liebster Freund, wie mögen Sie mir doch rathen, einen Schurkenstreich zu begehen, oder begehen zu helfen?

Hammer: Wer hat Ihnen denn das gerathen? Auf keinen Fall dürfen Sie weder das Eine noch das Andere: das ist ausgemacht; und selbst Gott zu Gefallen dürfen Sie kein Schurke werden!*) Aber da man Sie jezt zu so etwas brauchen will, so untersuchen Sie erst alles und

*) Manche Menschen sind doch dem lieben Gott zu Gefallen — wenigstens glaubten sie, es gefällte ihm ein Gefallen — zu Schurken geworden. Zur höhern Ehre Gottes verübten die Jesuiten, Päpste u. s. w. ehemals alle Gräuel; zur Ehre Gottes verbrannte Calvin den Servet; zur Ehre Gottes vertrieb Wöllner den Bielefelder Schulz; zur Ehre Gottes machte Hermes und Hillmer aus Kirchen und Schulen Folterbänke für Verstand und Vernunft; zur Ehre Gottes raubt und mordet — doch die Zeitgeschichte kommentirt mehr als irgend ein Schriftsteller es kann; und so frage ich: Sind wir nicht noch immer wahre Molochiten? Nicht noch immer erzdumme Teufel? —

sehen dann zu, was Sie thun müssen oder nicht.

Franz: Wollen Sie mich denn begleiten, Wester?

Hammer: Herzlich gern: aber Morgen reisen wir!

Franz wußte eigentlich nicht, wo Hammer hinauswollte. So halb und halb errieth er dessen Absicht, rechnete aber gewiß auf lauter Gutes. Es fielen ihm freylich oft Fragen ein: wie, wenn er das, oder jenes wollte? Aber da er Hammern kannte, und wußte, daß der Grund aller seiner Handlungen unerschütterliche Ehrlichkeit war: so ließ er ihn machen, und beschloß, seinen Rath in allen Stücken zu befolgen. Also wurde der Fremde benachrichtiget, daß Herr Sekretär Wolfstein mit Extrapost nach Wetzlar reisen würde, und befragt, ob er mit wolle? Der Fremde kam hierauf gleich selbst zu Wolfstein, und erklärte, daß das Mitreisen nicht anginge, daß er aber noch eher, als der Herr Sekretär in Wetzlar seyn und die Ehre haben würde, ihm im Adler aufzuwarten, wo er sich nur Carl Gros nennen und für einen russischen Offizier, außer Dienst,

ausgeben mögte. Franz lachte bey sich selbst über den Wetzlarer Buben, und ließ ihn gehen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Wetzlar. Kabale und Oberflächlichkeit.

Auf dem Wege von Petu nach Wetzlar fiel für unsre Reisende nichts sonderliches vor, außer daß in Gießen, wo sie über Nacht bleiben mußten, die Studenten sie mit einer Katzen-Musik regalirten. Sie hatten dieß dem überaus höflichen Gastwirth im Einhorn, bey welchem sie logirten, zuzuschreiben, dem Herrn Müller. Dieser überreichte ihnen des Abends, indem sie den andern Morgen mit dem Frühesten weiter wollten, die Rechnung, aber eine so erhöhte, daß sie es ihn etwas unsanft merken ließen. Darüber erboßte der gute Wirth ganz unerwartet, nahm seine Zuflucht zur Insolenz und Grobheit, und wiegelte endlich die in seinem Hause zechenden Studenten auf, unsern

Reisenden mit einer Katzen Musik aufzuwarten, nebst einem Pereat recht nach Noten!

Unsere Herren hörten das alles, und wußten darum recht gut die Ursache dieser kindischen und kaum von Gießer Studenten zu erwartenden Beleidigung. Aber was wollten sie machen! Ihre Zeit war kurz; sie ließen also die Sache ihr Bewenden haben und zogen früh ab, ohne sich es merken zu lassen, daß ihnen die Gießer Musensöhne bewiesen hatten, daß sie eher zu Schweinehirten, als zu litterärischen Menschen bestimmt wären.*)

In Wetzlar logirten unsre Herren im Adler, und hatten die Ehre, mit einigen Herren Praktikanten von der Kammer zu Mittag zu essen. Diese Menschen, die lächerlichste jämmerlichste Race der zweybeinigten Geschöpfe, die Praktikanten, oder vielmehr die Schreiber

*) Die Anekdote ist wirklich wahr: sie trug sich 1775 zu, nur mit dem Unterschiede, daß die damals beschimpfte Person ein Frauenzimmer, die Frau eines vornehmen Offiziers, war, welche bey dem groben Müller im Einhorn logirte, und ihm seine impertinente Rechnung reduciren wollte. Schulz war damals Rector der Universität; und nicht Einer von den Studenten wurde bestraft, obgleich alle Katzen-Musikanten und Verräther bekannt waren.

der Prokuratoren oder eigentlichen Advokaten, machten ihnen durch ihre läppischen und pedantischen Reden den Kopf, recht im eigentlichen Sinne, warm. Es kann auch nichts fürchterlichers gedacht werden, als sich auf eine Stunde in die Gesellschaft eines Hansens verdammt zu sehen, welcher von nichts als von Prozessen, und mit der kriechendsten Unterwürfigkeit von nichts als von den Herren der Kammer, dem Richter, den Präsidenten und den Assessoren reden, und die sonst ziemlich bekannte Justiz zu Wetzlar als die vortrefflichste, trotz einem Hrn. von Berg, anpreisen.*)

*) Diese Menschenkinder handeln interessirt doch politisch: denn wenn sie brav kriechen, schmeicheln, loben u. s. w. so gelangen sie zur Praxis, und werden zu seiner Zeit wohl selbst Prokuratoren: und dann sind sie in der Wolle, wie das Sprichwort sagt, d. i. sie können alle jene, die ihrer Hülfe bedurften, nach Gefallen scheeren, ohne je einen Vorwurf darüber, oder eine Revision ihrer Deserviten zu befürchten zu haben — Ich führe dieses hier nur so im Vorbeygehen an. Wer die Sache etwas genauer, nach meiner Art beschrieben, lesen will, der lese meinen Carl Magnus.

Der Verfasser des Carl Magnus hat freylich den Herren zu Wetzlar durch seine Schilderung ihrer Rechtsgelehrsamkeit einen so schlechten Dienst erwiesen, daß sie ihn strafbar verklagt haben; aber dem ohnerachtet verweiset er mehrmals auf — Carl Magnus. Schade, daß die guten Herren, auch bey dieser Klage, ein quid pro quo begingen.

Als nach dem Essen unsre Herren auf ihr Zimmer gegangen waren, trat jener ehrliche Mann ein zu ihnen, den Franz schon in Potu

---

welches Herren, wie die zu Wetzlar, nicht hätten beaeben müssen. Sie verklagten nämlich den armen Verfasser bey einem Gerichtshofe, worunter er nicht die Ehre hat zu stehen: und doch wußten die Herren den Karakter des Verfassers mehr als zu gut. Jener Gerichtshof in Preussen, an welchen ihre Klage geschickt wurde, theilte sie dem kompetenten Forum des zu belangenden Verfassers mit. Da aber bey diesem Forum Männer sind, die recht wohl es wissen, wie weit sich die Macht und die Herrschaft der Herren zu Wetzlar erstreckt, und wie weit sie in einem Lande, wie Preußen ist, anerkannt werden darf: so theilte dieses Forum dem Verfasser nichts davon mit, sondern schickte die ganze Klage an höhere Behörde, mit der Anfrage: was geschehen sollte?

Der Verfasser ist mit dem Hergang der ganzen Begebenheit nicht recht bekannt geworden, indem man ihm nichts davon mitgetheilt hat. So viel weiß er aber doch aus sichern Nachrichten, daß allerhöchsten Orts die Kommunikation der Wetzlarer Klage untersagt worden ist, weil man die Preußischen Gerichtsstellen, obere oder untere, nicht als Gerichtsstellen behandeln lassen dürfte, die der Kammer zu Wetzlar unterworfen wären. Die Herren mögten also eine ordentliche Injurienklage als Parthey anstellen, und sich alsdann von dem kompetenten Preußischen Gerichtshofe sagen lassen, was Rechtens sey.

Näher hätte zwar der Verfasser die in dieser Sache verhandelten Schriften gern wenigstens angesehen; allein man hat dieß nicht gestattet, und zwar aus dem guten Grunde: daß Akten, die nicht kommunicirt worden sind, auch weiterhin nicht dürfen bekannt gemacht werden.

Uebrigens meynt der Verfasser, daß es ihm — im Fall man die Klage wider ihn wirklich angenommen und gerichtlich untersucht hätte — nicht sollte schwer gewor-

gesprochen hatte. Er war über alle Maßen erfreut, daß der Herr Sekretär Wort gehalten hätten, nahm ihn auf die Seite, und sagte ihm

---

den seyn, sich zu vertheidigen: er hätte dazu eben die Schriften angewendet, die er gerade in seinem Carl Magnus namhaft gemacht hat, und die die Herren zu Wetzlar recht gut kennen; und dann hätte er sich ebendrein auf gewisse andere, noch ungedruckte, Thatsachen berufen, selbst solche, worüber man auch in Preußen, z. B. bey dem Baron von Dankelmann in Schlesien, u. s. w. zu seinem Vortheil gerichtliche Belege würde haben finden können.

Freylich, lebte der Verfasser zu einer andern Zeit in eines Reichsfürsten Duodez-Staaten: so hätten ihn die Herren — so via facti — gar leicht einstecken und ihn hernach als einen Staats- oder gar als einen Majestätsverbrecher behandeln können. Aber er ist nur froh, daß er in einem Lande lebt, worin man vor den Klauen der Harpyen jeder Art — sicher und geschützt ist. Der König in Preußen erlaubt sogar, seine eigenen Gerichte zu tadeln und deren Fehler bekannt zu machen, wenn nur die Klagen gegründet sind: warum sollte er denn durchaus verbieten, ein so ziemlich fremdes Gericht, dessen Visitationen die Fehler desselben leider schon allzuwell haben sehen lassen, vorzunehmen, und dessen freylich mit Prunk verkleisterte Blöße aufzudecken?

Doch schon zu viel für eine Note! Zu seiner Zeit kann ja von dieser Sache, wie überhaupt von einem Robespierrischen Terrorismus vor Robespierre, nach Thatsachen und Zeugen etwas mehr gesagt und bewiesen werden, als eine bloße Note hier fassen kann. Sollten indeß die Herren zu Wetzlar auch diese Stelle höchsteigen lesen, oder sollte jemand anders so officiös gegen sie und mich weiter seyn wollen, sie ihnen anzuzeigen: so versichert sie der Verfasser, daß er täglich um ihre Auflösung ein Stoßgebet zum Merkur hinaufschickt: denn so lange sie sind, so lange periclitatur salus Germanorum. —

ins Ohr, daß er gern unter vier Augen mit ihm reden mögte. „Nicht nöthig, lieber Freund, erwiderte Wolfstein: dieser Herr da — ist ein Vertrauter unsers Fürsten und unsrer Minister: Sie haben sich also vor ihm nicht zu scheuen.

Nun kramte der ehrliche Mann aus, und fing damit an, daß er fragte: unter welchem Namen der Herr Sekretär in Wetzlar wären? Unter dem Namen Steinwulf, war die Antwort, nebst dem Zusatz: er habe vorgegeben, daß er zunächst von Gießen komme, und wegen Proceßsachen einige Tage in Wetzlar bleiben würde. Der ehrliche Mann lächelte, lobte die Vorsicht des Herrn Sekretärs, und wünschte, seine Vollmacht zu sehen. Wolfstein wies sie auf. Bravo, rief der ehrliche Mann. Nun ist alles beynahe so gut wie aufs Reine! Jezt sollen Sie auch wissen, wer ich bin. Ich bin der Amanuensis des Prokurators, welcher die Sache des Fürsten von Klink unter Händen hat. Merken Sie jezt, daß unsre Sache gehen muß? Kommen Sie nur diesen Abend unter Ihrem angenommenen Namen in das Haus des Herrn Kammerprokurators Ree-

bärg, und alles wird gehen, beſſer, als Sie's erwarten! Sie können, wenn Sie ſonſt wollen, den Herrn da — auch mitbringen: das thut jezt zur Sache nichts! Alſo bis gegen Abend! Empfehle mich vor der Hand ganz unterthänigſt!

Er ging, und Wolfſtein brummte ihm ein „infamer Rechtsdieb" nach auf den Weg. Sehen Sie denn jezt, fragte er hierauf Hammern, daß hier ein Bubenſtück im Werke iſt? Ich habe mich beynahe wohl ſchon zu weit eingelaſſen: aber, bey Gott, Freund, ich führe es nicht aus!

Hammer: (lacht) Aber heute thun Sie doch, was Ihnen der Schreiber geſagt hat?

Wolfſtein: (mit verbiſſenem Aerger) Sollte ich Sie verkannt haben? Freund, wäre es möglich, daß auch Sie —

Hammer: (einfallend) Ein Schurke wären? Nicht wahr? — Nein, mein Lieber, der bin ich nicht, und werde es nie ſeyn, und ich will auch nicht, daß Sie jemals einer werden ſollen. Sehen Sie aber die Sache an, wie ſie iſt: und Sie werden finden, daß Sie ſchon von nun an, auch ohne Ihre Hand dazu weiter zu

bieten, bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte ohnehin nicht länger bleiben können. Hätten Sie aber Ihren Widerwillen nur von weitem dem Minister bekannt werden lassen: so wurde die Bosheit doch ausgeführt, und Sie waren für Potu ganz und gar verloren. Jezt aber können Sie noch Andern und vielleicht sich selbst nützen. Nehmen Sie die Papiere an, stellen Sie den Wechsel aus, und folgen Sie hernach meinem Rath! Ich stehe dafür, es soll alles so gehen, daß Ihre Ehre und Ihre Tugend ungekränkt bleiben werden.

Wolfstein: Ich will, ich muß Ihnen schon folgen, mein Bester: und so schurkisch das Ding auch aussieht, will ich es doch noch betreiben. Es kostet mich zwar viel Ueberwindung, auf einem Wege, den ich für böse halte, vorwärts zu gehen, aber ich wills thun, weil ich bey Ihrem Rath immer gut gefahren bin.

Abends gingen beyde zu dem Prokurator Reebärg, dem abgefeimtesten Schurken in ganz Wetzlar, ehemaligen geheimen Geschäftsträger der edlen Herren Papius und Nettelbla. Er empfing sie freundlich, erklärte ihnen die Wichtigkeit seiner Dienste kurz, ver-

ſicherte heilig, daß wenn die Dokumente, die er ihnen verhandeln wolle, bey den Akten blieben, der Proceß des Fürſten von Potu auch bey dem illegalſten Gerichtshofe ſchiedes gehen müßte. Aber nun, fügte er hinzu, wird und muß er gewonnen werden: denn der Fürſt von Klink hat weiter nichts mehr aufzuweiſen, und Ihr Fürſt iſt geborgen. Nur muß ich bitten, nach Beendigung des Prozeſſes, dieſe Dokumente zu zernichten: der Teufel könnte ſonſt dereinſt ſein Spiel haben; und die Dinger dürften in unrechte Hände fallen, und bey einer einſtigen Kammerviſitation garſtig Senſation machen.

Wolfſtein konnte nicht umhin, ſo ſehr ihm auch Hammer winkte, den Prokurator zu fragen, warum er denn an ſeinem Klienten ſo eine Untreue beginge?

Das geht ſehr natürlich zu, erwiderte der Prokurator. Der Fürſt von Klink will, daß der Proceß, den ſein Großvater ſchon angefangen, und mein Großvater ſchon betrieben hat, geendigt werden ſoll. „Habe ich Recht, ſchrieb er mir neulich, ſo will ich bald Recht geſprochen haben; und hab' ich Unrecht, ſo will ich

bald wissen, woran ich halte." Er droht sogar, wenn es nicht bald zum Spruch kommen werde, sich an den Kaiser selbst zu wenden. Also müssen wir schon vorwärts machen: sonst geht die Sache schief. Wendet er sich an den Kaiser oder an den Reichs-Hofrath, dann geht der Proceß aus, aber blos zum Vortheil meines Klienten, und ich habe nichts! Denn der Fürst von Klink ist geizig, und bezahlt sogar die Deservicen schlecht. Hätte der Handel noch lange hängen können, so hätte man an den Partheyen auch noch lange pflücken können; und dann sollte mich Gott bewahrt haben, den Handel selbst schlichten zu helfen! Aber so — muß ich doch auf meinen Vortheil auch sehen: ich habe Weib und Kinder, die wollen leben. Und unsern Vortheil auf jede Art suchen zu dürfen, rechts und links, per fas und nefas, dazu hat uns das liebe deutsche Reich dadurch autherisirt, daß es uns nur Gehalt — zum Verhungern giebt.

Nach dieser Apologie wollte Wolfstein seine Legitimation vorweisen, aber der Prokurator erklärte, das sey überflüßig: denn sein Amanuensis habe ihm schon alles berichtet. Den Wechsel indeß foderte er in optima forma.

Franz zitterte, als er diesen schrieb, nahm die Dokumente, welche Hammer indessen untersucht, und für richtig erklärt hatte, zu sich, und ging, so sehr auch der Prokurator bath, daß die Herren bey ihm zu Tische bleiben mögten.

Als sie zurück in den Adler kamen, warf sich Wolfstein in den Lehnstuhl, und rief aus: zum ersten Mal also hab' ich ein Bubenstück gewagt! Ha, Freund, was habe ich gethan?

Hammer: Was Ihnen Klugheit und Pflicht vorschrieb. Sie würden freylich ein Bubenstück begangen haben, wenn Sie dem Dinge von nun an seinen Lauf lassen wollten. Aber das müssen Sie nicht!

Wolfstein: Mein Gott, was soll ich denn nun?

Hammer: Schreiben Sie die ganze Sache an den Fürsten nach Posn, und lassen Sie mich morgen mit Extrapost dahin eilen. Ich kenne den Fürsten. Wenn er die Schurkerey einsieht, so wird er gewiß nicht zugeben, daß man sie durchsezt. Er wird nachgeben: denn, ich will es Ihnen nur sagen, einer meiner Ver-

trauken hat den Auftrag vom Fürſten von Klink, mit dem von Potu in Unterhandlung zum Vergleich zu treten. Sieht nun Ihr Fürſt, daß ſein Gegner Recht hat, aus dieſen Papieren: ſo giebt er gewiß nach; Ihre Ehre iſt gerettet, und dem Geſetz geſchieht keine Gewalt.

Wolfſtein ſchrieb an den Fürſten, berichtete ihm den ganzen Vorgang von Anfang an, und legte die erhandelten Dokumente mit bey. Am Schluſſe des Briefes erklärte er geradezu, daß er ſich ſchlechterdings mit der fernern Betreibung dieſes Geſchäftes nicht einlaſſen könnte, und daß er ſogar hoffe, daß der Fürſt gleichfalls einen Abſcheu an Kabalen haben werde, welche ſich blos durch eine verdrehte niederträchtige Politik rechtfertigen ließen.

Den folgenden Tag fuhr Hammer mit Extrapoſt nach Potu, und Wolfſtein begab ſich nach Frankfurt am Mayn, weil er von da aus nicht weit nach der Reſidenz des Fürſten von Klink hatte. Hammer hatte ihm nämlich vorgeſtellt, daß es gar leicht ſo weit kommen könnte, daß er in dieſer Sache ferner noch als ehrlicher Vergleichsſtifter dürfte gebraucht werden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Kabalisten fallen durch.

Als Hammer nach Potu kam, übergab er dem alten Forstmeister Schnurrer den Brief von Wolfstein, um ihn dem Fürsten einzuhändigen. Schnurrer, der mit dem Fürsten auf einem vertrauten Fuße stand, ließ sich den Inhalt des Schreibens an den Fürsten bekannt machen, und da er ein sehr ehrlicher Mann war: so beschloß er, das Gesuch nach allen Kräften zu unterstützen. Er trug es zum Fürsten, und überreichte es mit den Worten: „Wünsche, daß es Ihre Verdauung nicht hindern möge, gnädigster Herr!“

Der Fürst las den Brief, besah die Dokumente, las den Brief abermals, ging im Zimmer herum, wie Einer, der nicht recht weiß, was er thun soll. Endlich nahm der alte Forst-

meiſter das Wort. „Was meynen Sie, ſagte er, zu dem ſchönen Ding da?

Fürſt: Ja, lieber Schnurrer, das kann ich noch ſelbſt nicht ſagen: Darüber muß ich erſt mit andern Leuten, die mehr quid juris verſtehen, als Sie und ich, zu Rathe gehen.

Schnurrer: So? Wie ich vor vierzig Jahren noch Jägerburſche war, und es kam mir in der Hegezeit ein Haſe vors Korn, ſo wußte ich ſchon, quid juris.

Fürſt: Nicht wahr: Sie ſchoſſen ihn?

Schnurrer: Ja, prooßt die Mahlzeit! In der Hegezeit ſchießt man keine Haſen!

Fürſt: Aber, wie paßt das hieher? das paßt ja wie die Fauſt auf's Auge!

Schnurrer: Bitte, unterthänigſt: Das paßt ganz recht! So wie ich als Jägerburſche wiſſen mußte, daß man in der Hegezeit keine Haſen ſchießt, ſo müſſen Sie, als Fürſt, auch wiſſen, daß man ſeine Hand nach fremdem Gut nicht ausſtrecken darf.

Fürſt: Iſt aber doch ein ſeltſamer Vergleich: ein Jägerburſche mit einem Fürſten!

Schnurrer: Pflicht iſt Pflicht, und Schuldigkeit iſt Schuldigkeit: der Jägerburs

ſche muß, und der Fürſt muß: das iſt alles eins!

Fürſt: (lächelt) Weiter, lieber Forſtmeiſter!

Schnurrer: Danke für die Erlaubniß! Sehn Sie, gnädigſter Herr, der Herr Miniſter der auswärtigen Geſchäfte will unter dem Namen Ew. Durchl. ſo einen politiſchen Streich ausführen, den ehrliche Leute — Schurkerey nennen. Das muß aber nicht ſeyn: denn Sie müſſen Ihre Ehre nicht feil haben.

Fürſt: Ich habe aber bisher von der ganzen Sache nichts gewußt.

Schnurrer: Eben deswegen! Da liegt eben der Hund! Wenn Wolfſtein die Sache nicht entdeckt hätte: nicht wahr, ſo wäre der Handel den Weg Rechtens fortgegangen; Ihr Herr Vetter, der Fürſt von Klink, hätte ſeinen Proceß verlohren; Sie hätten geglaubt, daß Sie Recht gehabt hätten, hätten Ihrem Herrn Miniſter vielen Dank gewußt, und gern die zweytauſend Dukaten, als Proceßkoſten bezahlt, die der Schuft von Prokurator erhielt: nicht wahr?

Fürſt: (krazt hinter den Ohren) Das iſt wohl wahr: aber ich wäre unſchuldig geweſen!

Schnurrer: Ob Sie das geweſen wären, weiß ich nicht: das iſt mir zu gelehrt, ob ich gleich dafür halte, ſo in meiner Einfalt, daß der Herr allemal an den Spitzbüberеyen ſeiner Bedienten Theil nimmt, er mag drum wiſſen oder nicht. Warum ſchickten Sie denn im lezten Kriege den ehrlichen Obriſt Halzan in Arreſt, als der Leutnant Zweyuhr den dummen Streich auf der Batterie gemacht hatte? Der Obriſt wußte vom hellen Tage nichts, und mußte doch in Arreſt! Nicht wahr: er hätte ſollen drum wiſſen! Aber ſoll und muß das nicht auch jeder Fürſt, ſobald ſeine Bedienten, hoch und niedrig, in ſeinem Namen etwas vornehmen? — Doch ich will nicht diſputiren, und ſage nur ſo viel, daß Sie jezt wiſſen, was man vorhat, und folglich Ihre Hand dazu nicht bieten dürfen, ſondern es hindern müſſen, weil Sie, auch als Fürſt, ein rechtſchaffener Mann ſeyn müſſen: denn ſpitzbübert erſt der Fürſt: dann ſpitzbübert das Volk nach, und dann kriegt die Juſtiz ein Brandmark, indem man die großen Diebe laufen läßt, und die kleinen aufknüpft! —

Der Fürst drückte dem redlichen Schnurrer die Hand: denn er war einer von jenen seltnen Fürsten, welche Wahrheit hören können, auch die unangenehmste. Gleich darauf ließ er den alten Rath Zaun holen, und besprach sich mit ihm über die Sache. Der alte Mann war ganz Wolfsteins Meynung, und rieth zum Vergleich. Der Fürst gab ihm recht, und schickte, da der Minister Kahlenberg noch immer abwesend war, ein eigenhändiges Kreditiv an den Sekretär Wolfstein nach Frankfurt, um den Vergleich mit dem Fürsten von Klink abzuschließen.

Hammer übernahm es, das fürstliche Schreiben zu überbringen; und Wolfstein begab sich alsofort nach Klinkstein, der Residenz des Fürsten von Klink, und der Vergleich kam bald zu Stande, indem man lauter billige Bedingungen vorschlug. Der Vergleich wurde nach Potsa geschickt, gefiel dem Fürsten sehr, so daß er den Staatsrath zusammenrufen ließ, die Bestätigung desselben vorzunehmen.

Niemand erschrack mehr, als der Minister Kahlenberg, der Tages vorher zurück gekommen war. Ich hätte aber unmaßgeblich ge-

dacht, sagte er, daß man den Proceß via juris hätte ganz gewinnen, und so eines Vergleichs hätte überhoben seyn können. Ich glaube es auch, antwortete der Fürst: man hat vielleicht schon Mittel gehabt, so einen Weg Rechtens einzuschlagen, aber ich will keine Schleichwege! Es bleibt beym Vergleich!

Der Minister, der noch nicht wußte, was vorgegangen war, merkte, daß der Fürst etwas von seiner — Unterhandlung mogte erfahren haben, schwieg daher, und unterzeichnete, so wie die andern Herren.

In kurzer Zeit war alles abgethan, und Wolfstein kehrte nach Potu zurück.

„Jezt fodern Sie Ihren Abschied, sagte Hammer: Ihren Posten können Sie nicht behalten, sonst sind Sie ganz verlohren. Der Minister Kahlenberg stürzt Sie gewiß, wie Sie leicht selbst denken werden, entweder um sich zu rächen, oder um auf einen ähnlichen Fall sich vor Ihnen zu sichern. Also müssen Sie gleich bey der ersten Audienz bey dem Fürsten, um Ihren Abschied anhalten; doch können Sie Ihre Dienste wieder anbieten, aber zu Geschäften auf einem andern Posten. Denn Mitarbei-

ter des Ministers dürfen Sie schlechterdings nicht bleiben! Der Fürst ist gerecht: er wird Sie gewiß nicht verlassen.

Wolfstein fand Hammers Vorstellung gegründet. Als er daher den andern Tag hinging, dem Fürsten von allen seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen, und dieser nachher seinen Eifer, seine Geschicklichkeit, und besonders seine Rechtschaffenheit lobte und ihn seiner Gnade versicherte, da nahm Wolfstein der Gelegenheit wahr, und bath um seine Entlassung.

„Ich verstehe Sie, sagte der Fürst: Sie wollen nicht weiter mit einem Manne arbeiten, der Ihnen etwas zugemuthet hat, das Sie mit gutem Gewissen nicht ausführen konnten. Es soll Ihnen willfahrt werden, aber aus meinen Diensten sollen und müssen Sie nicht! Der Amtsrath zu Labach ist wegen seiner großen Schurkerey abgesezt worden; dieses Amt fodert einen ehrlichen Mann, und der sind Sie: Sie sollen Amtsrath zu Labach werden!

So denn erhielt Wolfstein die Anwartschaft auf die Amtsrathsstelle zu Labach. Jederman sah diese Erhebung als eine Belohnung

seiner Dienste bey dem wichtigen Vergleich mit dem Fürsten von Klink an, nur der Minister Kahlenberg nicht. Dieser muthmaßte ganz andere Bewegungsgründe, und betrog sich nicht: denn Wolfstein, das wußte er, wäre bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte gern geblieben, zumal da er ihm Hoffnung gemacht hatte, einen höhern Posten darin zu bekleiden. Allein bey seinen jetzigen Umständen, — so dachte Kahlenberg — muß es ihm unmöglich seyn, wie er denken wird, weiterhin zu bleiben.

Der Minister hatte reelle große Verdienste um das fürstliche Haus, und war sonst ein Mann von hohen Talenten, folglich dem Fürsten unentbehrlich, zumal, da er um die kleinsten und größten Geheimnisse des Hauses wußte, und die genaueste Kenntniß von allen fürstlichen Staaten hatte. Aus dieser Hinsicht — blieb ihm der Fürst nach wie vor gewogen, machte ihm nicht den geringsten Vorwurf über die vorgehabte Schurkerey, und ließ es sogar geschehen, daß dem verrätherischen Kammerprokurator zu Wetzlar die zweytausend Dukaten ausgezahlt wurden.

Aber obgleich der Minister durch Wolfsteins Betragen sehr gekränkt worden war, so konnte er doch die Achtung gegen den jungen Mann nicht verlieren. Diese nahm vielmehr noch zu; und da ihm seine Tochter, Jettchen, ihre Liebe zu seinem Sekretär aufrichtig gestanden hatte: so entschloß er sich, die Verbindung zu Stande zu bringen: denn Kahlenberg war ein Mann, der nicht leicht zurückging, wenn er einmal etwas angefangen hatte.

Als daher Wolfstein seine Rechnungen alle gegen den Minister berichtiget hatte, bath dieser ihn sehr freundschaftlich zum Abendessen. Wolfstein erstaunte; der Minister lächelte. Sie sind ein artiger Mann, sagte dieser: wissen Sie denn nicht, daß Cäsar, und Cicero und Pompejus, trotz ihrer einseitigen, sehr verschiednen Grundsätze und Gesinnungen und Absichten, doch sehr freundschaftlich bey Lucullus speiseten? Jene waren wirkliche Feinde — aber wir, mein Lieber, (Er nimmt ihn bey der Hand) waren Freunde, und wollen es auch bleiben. Was mennen Sie dazu?

Wolfstein: Ihre Excellenz, nach dem, was unter uns —

Kahlenberg: Unter uns? Haben denn wir uns entzweyt? —

Wolfstein: Aber — wegen —

Kahlenberg: Freund, (drückt ihm die Hand von neuem) ich habe geglaubt, Jugend könne durchaus berückt werden. Aber — doch ich bitte Sie: hierüber soll Stillschweigen seyn! Sie werden aus meiner Sphäre herauskommen: das thut mir leid; ob ich Sie gleich Ihres Entschlusses wegen nicht ganz tadeln kann. Doch dem sey, wie ihm wolle! Sie halten mich wenigstens für einen Mann, der Wort hält: nicht wahr?

Wolfstein: Zuversichtlich!

Kahlenberg: Nun, dann werden Sie auch sehen, daß ich Ihnen halte, was ich Ihnen versprochen habe. Die Stelle eines Raths in unserm Departement wäre Ihnen nicht entgangen, wenn Sie nicht zu rasch gewesen wären. Aber Sie kommen jezt auch auf einen Posten, den Sie mit Ehren bekleiden werden. Da ich nun einmal so ein Stück von Kuppler in Absicht auf Sie geworden bin: so will ich auch ausführen, was ich angefangen habe: Sie verstehen mich doch?

Wolfstein ward roth, der Minister lachte, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in den Speisesaal, wo er zu seinem höchsten Erstaunen die Base des Ministers, die Frau von Leers, vorfand. Sie empfing ihn sehr freundlich, er hatte aber das Herz nicht, sie nach ihrer Pflegetochter zu fragen, so verstohlen gierig er sie auch mit den Augen suchte, weil er vermuthete, daß sie mitgekommen seyn mögte.

Indessen sezte man sich zu Tische, aber, siehe da, die ganze Gesellschaft bestand aus den drey Personen allein. „Sie fragen ja gar nicht nach Jettchen? Herr Amtsrath, sagte die Frau von Leers. Haben Sie das gute Kind vielleicht schon vergessen?“

Wolfstein war in sichtbarer Verlegenheit, und stotterte etwas heraus, das er selbst nicht verstand. Der Minister und die Frau von Leers lachten. Endlich nahm Leztere das Wort: „Um Sie aus aller Verlegenheit zu ziehen, sagte sie, indem sie seine Hand ergriff, muß ich Ihnen nur sagen, daß Ihnen Jettchen herzlich gut ist; und daß Sie, Herr Amtsrath, dem Jettchen wieder gut sind, dafür scheint mir Ihre Unruhe zu bürgen. Ich habe schon viele Ver-

liebte gesehen, und mich niemals geirrt. Aber, mein Freund, Jettchen ist meine Pflegetochter: sie ist eine Waise, für deren Bestes ich sorgen muß: sie hat jezt recht ansehnliche Parthieen. Also muß ich Ihnen offenherzig sagen, daß wenn Sie andere, als rechtschaffene Absichten auf das Mädchen haben, Sie dieselbe niemals wieder sehen können."

Wolfstein gerieth in Hitze, und versicherte, daß er keiner andern, als rechtlicher Absichten fähig sey. Der Minister stellte Bürgschaft für seine Ehrlichkeit.

Wohl, fuhr die Dame fort, ich bin es sehr gern zufrieden, daß Sie, Herr Amtsrath, vor jedem Andern mein liebes Jettchen glücklich machen. Das Mädchen verdient, eines guten Mannes Weib zu werden. Besuchen Sie uns denn nur bald, und dann werden wir ja weiter sehen!

Wolfstein versprach, sobald es seine Geschäfte erlauben würden, sich auf dem Gute der Dame einzufinden, und der Minister prophezeihte ihm, daß er dann als Verlobter wieder zurückreisen würde. Jezt dürfen Sie, fügte er, mit einem Handschlag auf Wolfsteins

Achſel, hinzu, nicht mehr ſchüchtern ſeyn: das Weſen ſchickt ſich für einen erhörten Liebhaber ſchlecht, zumal, wenn er ein Mann iſt, ſchön wie unſer Herr Amtsrath!

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Alte Liebe roſtet nicht.

Als Wolfſtein nach Hauſe kam, fand er ſeinen Freund Hammer, der ihm meldete, daß er den folgenden Tag nach Spaa abreiſen würde. Ich habe vor einigen Stunden einen alten Bekannten angetroffen, ſagte er ihm, einen gebohrnen Dänen, der ehemals mit mir in Militärdienſten geſtanden hat. Dieſer geht nach Spaa, den Brunnen zu trinken, und ich finde es gut für meine Geſundheit, das auch zu thun. Gegen den Herbſt komme ich in dieſe Gegenden, ſo Gott will, zurück, und bleibe alsdann den Winter über bey Ihnen in Laibach.

Wolfstein war sehr gerührt, daß ihn Hammer verlassen wollte; aber er konnte doch nichts dawider haben, da es die Gesundheits-Umstände seines Freundes zu fodern schienen: also billigte er sogar seine Abreise. Aber ehe wir scheiden, fuhr er fort, muß ich Sie noch um Ihren Rath bitten, den ich, wie Sie wissen, immer befolgt habe, und eben deswegen mancher Klippe entgangen bin. Hierauf erzählte er alles, was zwischen ihm, dem Minister, und der Frau von Leers vorgegangen war.

Darin müssen Sie sich selbst rathen, sagte Hammer: denn Angelegenheiten des Herzens lassen sich nur von dem entscheiden, den sie betreffen. Lieben Sie Jettchen wirklich: je nun, Liebe pflegt sonst — wenn übrigens nichts hindert — der Grund des ehelichen Glücks zu seyn, zumal die moralische. Die physische hört zwar bald auf, aber eine sehr zärtliche Freundschaft ist doch die Frucht oder die Folge davon: und die macht uns glücklich. Jettchen ist ein Geist- und Geld-reiches Frauenzimmer, von großer Schönheit. Ihr Ruf ist, soviel ich weiß, unbescholten, und sie kann folglich einen ehrlichen Mann zu dem Glück schon verhelfen, eine

gute Ehe zu führen. Der Minister von Kabelenberg ist ihr Vater, ein Kabalist zwar im Grunde, wenn das fürstliche Interesse es erfordert, sonst aber doch meist rechtschaffen, gut und dienstfertig, wenigstens so weit ich ihn kenne. Er wird gewiß seinen Schwiegersohn dereinst unterstützen, wo er weiß und kann. Ich zweifle, ob Jettchen es wisse, daß der Minister ihr Vater ist. Sollten Sie also ihr Mann werden und finden, daß sie es nicht wisse, so lassen Sie es ihr niemals bekannt werden: es mögte ihren Stolz rege machen. Sie selbst, lieber Wolfstein, halte ich für zu vernünftig, als daß Sie eine etwas anomale Geburt noch anstößig finden sollten.

Sehen Sie, das sind Gründe, die verbunden mit eigner Herzensneigung, Sie bestimmen könnten, Jettchens Besitz zu wünschen. Ist aber Ihr Herz schon von einer andern Liebe eingenommen: dann, Freund, dann hüten Sie sich, einen Schritt zu thun, der Sie reuen könnte!

Bey diesen Worten fuhr Wolfstein zusammen: Auguste Hollmann fiel ihm ein.

Aber wo war Auguſte Hollmann? Seit langer Zeit hatte er nichts von ihr gehört. Sie konnte geſtorben, oder verheurathet ſeyn: und überhaupt wußte er ja nicht einmal, ob er ſie erhalten würde, wenn ſie auch noch leben und ledig ſeyn ſollte. Die Sache mit Jettchen war dringend: er mußte ſich bald erklären. Heimlich von Guſtchen Nachricht einzuziehen, und Jettchen indeſſen hinzuhalten, ſchien ihm niederträchtig. Dann auch war jener lebhafte Eindruck ſchon faſt erloſchen, den Guſtchen auf ihn gemacht hatte. Alſo war es ſehr wahrſcheinlich, daß Guſtchens Andenken unſern Helden nicht würde gehindert haben, nach Jettchens Beſitz zu ſtreben, wenn Freund Zufall nicht einen Queerſtrich gemacht hätte.

Da Hammer ſchon den folgenden Tag abging, ſo wollte ihn Wolfſtein wenigſtens bis auf die nächſte Stadt begleiten, welche ohngefähr acht Meilen von Potu entfernt war. Aber, ſagte Hammer, ich reiſe mit der ordinären Poſt, und mein Begleiter auch. Es ſezt hier Rippenſtöße: haben Sie Luſt, die ſich auch gefallen zu laſſen? Herzlich gern! antwor-

tete Wolfstein: Warum reisen Sie aber nicht mit Extrapost? Das ist doch bequemer!

Bequemer wohl, entgegnete Hammer, aber nicht angenehmer. Auf dem Postwagen, als der quasi privilegirten Bude der Inkonvenienz, hat man oft Gelegenheit, bey den Mitreisenden manche neue Bemerkungen über die Menschen zu machen: und dieß thue ich für mein Leben gern.

Wolfstein ließ sich die Postkutsche gefallen, begleitete seinen Freund die acht Meilen, nahm zärtlich Abschied von ihm, und schickte sich an, nach Pots zurück zu kehren. Aber da eben keine Post dahin abging, auch keine Extrapost gleich zu haben war: so mußte er schon über Nacht im Gasthofe bleiben, fest entschlossen, des andern Tages früh mit Extrapost zurück zu kehren.

Abends kamen zwey Fremden an, ein Weinhändler und ein Bilderkrämer, welche sich, wie sie sagten, auch erst auf der nächsten Station angetroffen hatten. Sie waren alte Schnikasmeraden, speiseten mit Wolfstein an der

groſſen Tafel, und erzählten ſich allerley, was ihnen ſeit ihrer Trennung begegnet war.

Wolfſtein nahm wenig Antheil an allem, was ſie ſich erzählten: denn es ging ein wenig maſſiv zu, und es waren gröſtentheils Nachrichten von den Herren Vettern, Couſinen, Heyrathen, Todesfällen, Kindtaufen, vom Verluſt durch einen Bankrott, vom Gewinnſt durch Weinhandel, von Kupferſtichen und von tauſend andern Kleinigkeiten, welche blos die Intereſſenten intereſſiren können. Endlich fragte der Bilderkrämer: was macht denn der Vetter Joſt?

Weinhändler: Dem geht's recht gut: der iſt Oberförſter, hat jährlich 600 Thaler; und da er noch ſelbſt reich iſt, ſo kann er leben wie ein Prinz. Er führt Ihnen ein Glas Wein, das ſich gewaſchen hat!

Bilderkrämer: Hat er geheyrathet?

Weinhändler: Nein, noch nicht. Er hat wollen heyrathen, hat aber den Korb gekriegt.

Bilderkrämer: Den Korb? Und von wem?

Weinhändler: Von einer Lumpengriete von Paſtorstochter!

Bilderkrämer: Das muß eine reiche Paſtorstochter ſeyn, die einem Mann, wie Vetter Joſt iſt, den Korb giebt.

Weinhändler: Reich? Eine Bettelhexe iſt ſie: weiter nichts! Es iſt die Tochter des Paſtors Hollmann, Guſtelchen, wenn Ihr ſie kennt. Vetter Joſt ſah ſie einmal von ohngefähr, verſchoß ſich in ſie, und that ihr ſeinen Antrag. Aber das Mädel, wie die Blitzhexen oft ſind, gab ihm, mir nichts dir nichts, den Korb!

Bilderkrämer: Das iſt doch wahrlich ſonderbar! Andre Mädel ſind ſchon froh, wenn nur jemand kommt, der ſie will.

Weinhändler: Freilich: Aber die hochnaſige Mamſell hat ſchon mehr Vorſchläge gehabt, und hat alle von ſich abgewieſen.

Bilderkrämer: Und die Urſache?

Weinhändler: Sie wartet auf jemand, der ehedem mag einen Roman mit ihr angezettelt haben. Aber der prooſtet ihr gewiß was.

Bilderkrämer: Und der iſt?

Weinhändler: Ein gewiſſer Wolfſtein, wie man ſagt, ein Baſtardſohn eines gewiſſen Majors von Wolfſtein. Dieſer Mann hat ehemals zu Göttingen ſtudiert, ſieht gut aus, wie man ſagt, und hat was rechts gelernt. Als Student kam er dann und wann zum Paſtor, zu des Mädchens Vater: da mag denn ſo was vorgefallen ſeyn. Vielleicht hat der Ritter der Dame gar die Ehe verſprochen! Nachher iſt er in Potu angeſtellt worden, hat aber weiter nichts von ſich hören laſſen. Das Mädchen trauert Tag und Nacht um ihn, giebt allen Freiern den Korb, und hofft noch immer, er werde kommen und ſie abholen.

Bilderkrämer: Da iſt ſie geprellt! Es muß aber doch ein ſonderbares Mädel ſeyn, die das Gewiſſe für das Ungewiſſe hingiebt. Andre Mädel verſtehn den Handel beſſer.

Beyde Herren machten nun einen weitläuftigen Kommentar über das verſchiedene Mädchenweſen. Wolfſtein ſaß wie auf Kohlen während ihres Geſpräches. Endlich ward es ihm zu enge auf der Bruſt: er ſtand vom Tiſche auf, und lief ins Freye. Lange konnte er keinen Gedanken faſſen: denn ſeine ganze ehema-

lige Leidenſchaft war wieder aufgewacht, und gewann neue Stärke. Endlich ſchwur er ſich ſelbſt, daß ſo viel Anhänglichkeit, wie Auguſte gegen ihn bewieſen habe, nicht verkannt werden müſſe, und entſchloß ſich auf der Stelle, nach Niederwieſen zu reiſen, und dem lieben Mädchen ſeine Liebe zu bekennen, und um ihr Herz und ihre Hand anzuhalten.

Feſt in dieſem Entſchluß, kehrte er den folgenden Tag nach Potu zurück, und ohne jemanden ein Wort zu ſagen, packte er einiges Reiſegeräthe zuſammen, verſahe ſich mit Geld und fuhr ab. Sein Bedienter war ſein einziger Begleiter. Den ganzen Weg über ſprach er kein Wort, außer daß er auf allen Stationen über die Langſamkeit klagte, womit die Poſtpferde, das Eſſen und dergleichen beſorgt wurde. Er hatte angenommen, die Leute hätten ſchon vorher alles bereit gehabt.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ueberlegungen.

Auf der lezten Station, die Franz Wolfſtein noch zurück zu legen hatte, ehe er zu dem Ziele ſeiner Reiſe, das iſt, zu Guſtchens Anſchauen gelangen konnte, fiel ihm endlich doch ein, was man wohl zu Potu von ſeiner ſchnellen Abreiſe denken und ſagen mögte. Was wird der Fürſt ſagen? war ſeine erſte Frage. Ich hätte, wie Hammer beym Abreiſen nach Spaa wollte, freilich um Urlaub bitten ſollen; aber wer ſieht auch alles voraus! Der gütige Fürſt wird mir ſchon vergeben, wenn ich ihm die Urſachen meiner ſchleunigen Abreiſe angebe. Mein Amt trete ich ja doch erſt im Herbſte an: alſo kann ich den Sommer noch für mich benutzen: wer will mir dieß nicht gönnen!

Aber der Miniſter? — Je nun, mit dem iſt's ja ohnehin aus: Denn nun kann es mit Jettchen vollends nichts mehr werden. Ich

bin auch hier ganz unschuldig. Ich glaubte Jettchen zu lieben, und finde das Gegentheil jetzt unwiderſprechlich. Doch, ich habe ihr bis jetzt ja noch nichts verſprochen; alſo bindet mich auch noch kein Ehrenwort. Erſt im Gaſthofe, wo die beyden Fremden ſich unterredeten, fühlte ich, daß ich Gustchen noch liebe, und erfuhr, daß ich wieder geliebt werde. Thue ich alſo Unrecht, wenn ich der Neigung meines Herzens folge? Der Miniſter muß mir es noch Dank wiſſen, daß eine Verbindung nicht zu Stande kam, welche aus Mangel der Liebe auf meiner Seite doch nicht glücklich hätte werden können.

Und endlich das ſchöne Jettchen? — Ich habe zu wenig Vorzüge, als daß dieſes vorzugsreiche Frauenzimmer mich nicht ſofort vergeſſen ſollte. Ich glaube ſogar, daß ſie es gerne ſieht, daß aus der Sache nichts werden wird: denn ich vermuthe, daß ſie mehr aus Ehrfurcht gegen den Miniſter, als aus Liebe gegen mich mir ihre Hand hätte geben wollen.

So räſonnirte Wolfſtein; und ſo falſch und einſeitig alle ſeine Gründe auch waren, ſo beruhigte er ſich doch dabey, und dachte Wun-

der, wie recht er thäte, den Eingebungen ſeines Herzens geradezu zu folgen.

In Potu wußte man auch gar nicht, was man von ſeinem plötzlichen Verſchwinden denken ſollte; vorzüglich war die Sache dem Miniſter Kahlenberg ein Räthſel. Auf der erſten Station hatte Wolfſtein beym Abſteigen ſeine Brieftaſche fallen laſſen; der Pächter des Miniſters hatte ſie gefunden, und da er ſie eröffnete, fand er, daß Briefe an den Sekretär Wolfſtein darin waren. Er ging daher, ſie zurückzubringen, wegen des Trinkgeldes, das er zu erhalten hoffte, nach Potu; aber da war kein Sekretär Wolfſtein mehr. Er würde alſo ſeinen Fund wieder mitgenommen haben, wenn er nicht den Pacht beym Miniſter zu entrichten gehabt hätte. Dieſem erzählte er ganz treuherzig, daß er des Herrn Sekretärs Brieftaſche gefunden habe, und in die Stadt gekommen ſey, ſie demſelben wieder einzuhändigen. Der Miniſter verlangte ſie zu ſehen, und kaum hatte er einen Brief halb geleſen: ſo ſagte er ganz kalt zum Pächter: Laß er die Brieftaſche nur hier: da hat er für ſeine Mühe, und ich werde das Ding dem Sekretär ſchon zuſtellen,

wenn er zurück kömmt. Der Pächter war froh, daß er sein Trinkgeld erhalten hatte, und die Brieftasche blieb in den Händen des Ministers.

Der Brief, welcher dem Minister zuerst in die Hände gefallen war, war ein Brief von Hammer an Wolfstein, worin jener den Karakter des Ministers etwas anders schilderte, als er ihn einige Zeit vorher mündlich geschildert hatte. Es waren sogar einige Ausfälle darin, und Winke zur Vorsicht; auch eine Erzählung eines eben nicht sehr redlichen Streichs, den der Minister, wie Hammer von einem Glaubwürdigen und Sachkundigen es wissen wollte, ausgeführt haben sollte.

Der Minister schüttelte den Kopf, und fuhr fort, das Uebrige durchzugehen. Er fand, daß Wolfstein ihn ziemlich kannte, und von Jettchens Ursprung wohl unterrichtet war, nebst andern Dingen, welche ihm außerordentlich auffielen. Endlich stieß er gar auf eine Karteblank, mit dem fürstlichen Insiegel. Was Teufels soll denn das? rief er aus. Wollte Wolfstein gar unter des Fürsten Siegel Spitzbüberey treiben? Doch, es kann auch die Karteblank seyn, die er mit nach Wetzlar genommen hat. Aber

dem ſey, wie ihm wolle: vielleicht kann es mir dienen! Endlich fand er noch die geheime Inſtruction, welche der Fürſt ausgefertigt hatte, als Franz an den Hof des Fürſten von Klink mußte. Aus dieſer ſah er nun deutlich, daß auch ſein Fürſt von allen ſeinen Schleichereyen in der Klinkiſchen Sache unterrichtet war. Sollte Wolfſtein bey dem Fürſten ſchon ſo viel gelten, fragte er ſich ſelbſt, daß dieſer Geheimniſſe für dich hätte, welche für jenen keine wären? Sollte dieſer Menſch wohl gar darauf ausgehen, mich mit der Zeit zu ſtürzen? Unerhört! Er hat mir ſo viel zu danken! Aber die Schwärmer von Rechtſchaffenheit und Tugend achten keinen Freund, keinen Wohlthäter! — Doch aber liebt er Jettchen, und weiß, daß ich ihr Vater bin: wie ſollte es zugehen, daß er dennoch einen Anſchlag wider mich im Kopf haben könnte! — Beleidigt hat er mich auf jeden Fall ſehr, und doch kann ich dem Menſchen noch immer nicht böſe ſeyn! Alſo laſſet uns warten: die Zeit giebt ja alles!

Der Fürſt hatte gleichfalls Wolfſteins unbeſonnene Entfernung vernommen: ſie war ihm aufgefallen, und er bezeigte das ſeinen

Schranzen. Die Schranzen, welche den Entfernten seines geraden Wesens halber längst haßten, suchten alles hervor, um ihn um seinen Credit bey dem Herrn zu bringen: und es gelang ihnen: der Fürst ward wirklich böse auf ihn und launig. Wenn aber die Fürsten einmal launig werden, so soll es, wie Höflinge versichern, gar schwer seyn, sie wieder gut zu machen, und ihre Gunst wieder zu erlangen.

Franz war indessen ganz wohlbehalten im Pfarrdorfe des Pastor Hollmanns angekommen und im Wirthshause abgestiegen. Der Wirth kannte ihn noch. „Ah Herr Jeh, rief dieser, wo kommen denn Sie her? Na, das wird Freude seyn bey Herrn Pastors! Die Mamsell Gustel freut sich gewiß halb todt!“ —

Wolfstein hörte nicht auf des Wirthes Gerede, bürstete sich ab, und eilte nach der Pfarre. Als er eben um die Ecke des Hauses herumlenkte, kam Gustchen von der andern Seite aus dem Garten, und mit einem Schrey: — „Himmel, Franz!“ — sank sie in seine Arme. Wolfstein wäre beynahe mit ihr hingesunken; aber er ermannte sich mit Gewalt, suchte das halbohnmächtige Mädchen zu sich zu

bringen, und endlich gelang es ihm. Nun ſtand ſie wieder aufrecht, konnte aber nicht reden, ſo wenig als er. Sie ſahen einander an und umarmten einander wechſelsweiſe.

Der alte Paſtor, durch Guſtchens Schrey aufgeregt, ſah dieſer Scene aus dem Fenſter zu, und rief einmal übers andre: „Ei, Guſte, was machſt du da? Schäm' dich doch! Komm doch herein! Was werden die Leute ſagen?" — Aber unſere Liebenden waren zu ſehr entzückt, als daß ſie hätten hören ſollen. Dem Alten ward der Spaß zu lange: er lief, ſo ſchnell ſeine podagriſchen Füße es zulieſſen, endlich in den Hof, um die Entzückten auseinander zu bringen: und, ſiehe da: erſt in der Nähe erkannte er ſeinen alten Wolfſtein.

„Nun" — rief er aus — „ſey dem Himmel Dank, daß ich Sie wieder ſehe! Willkommen! Willkommen!"

Mit dieſen Worten nahm er den Sprachloſen bey der Hand, und zog ihn in die Wohnſtube. Er mußte ſich neben den Paſtor ſetzen, und dieſer fing ohne weiteres folgende Rede an:

„Ja, Herr, wie Sie noch Student in Göttingen waren, und einigemal zu mir heraus-

kamen, da hätte ich mir eher des Himmels Einfall träumen laſſen, als daß Sie mir mit der Zeit noch ſo viele Raupen machen würden: und doch iſt das geſchehen, ohne daß Sie ſelbſt dafür können. Mein Mädchen da — hat ſich feſt in den Kopf geſezt, Sie wären ihr gut, und ob ſie gleich ſelbſt geſteht, daß ſie von Ihnen keine Liebeserklärung gehört, und keinen Liebesbrief geleſen habe: ſo beſteht ſie doch darauf, daß Sie ihr gut wären: das hätte ſie Ihnen an den Augen abgeſehen. Ich habe aber dieſe Grillen nicht eher ſo recht erfahren, als bis einige junge Männer, an denen, bey Gott, nichts auszuſetzen war, um ſie anhielten. Die kriegten alle den Korb; und wenn ich dann ſagte: Guſte, biſt du toll? Willſt du ewig eine Jungfer bleiben? ſo antwortete ſie mir weiter nichts, als: kriege ich meinen Franz nicht, ſo bleibe ich ledig, und nehme keinen Andern. Jezt aber muß ſichs denn doch zeigen, ob meine Tochter Recht hatte, oder nicht.“

Nein, erwiederte Wolfſtein, nein, guter Vater, Guſtchen hat ſich in ihrem Franz nicht geirrt! Es iſt wahr, daß ich ihr meine Liebe nicht erklärt habe; aber damals war ich

nicht im Stande, an eine ernſthafte Verbindung zu denken, und ich hatte einen treuen Freund, unſern Hammer, der mich belehrte, daß man unter ſolchen Umſtänden kein Mädchen hinhalten müſſe. Aber dieſe Umſtände haben ſich jezt geändert.

Wolfſtein erklärte hierauf dem Paſtor in der Kürze ſeinen ganzen Lebenslauf, und verſchwieg ſogar die Begebenheit mit Jettchen nicht, wobey aber Guſtchen hoch aufhorchte, und ordentlich zu zittern anfing, als er die Vorzüge dieſes Frauenzimmers ſchilderte. Er merkte indeß Guſtchens Unruhe, nahm daher ihre Hand, und ſagte ihr mit dem herzlichſten Ton von der Welt: „Aber, meine Theuerſte, bey allen Vorzügen, die Jettchen beſizt, hat ſie doch nicht einen von ihren Reizen, macht nicht den geringſten bleibenden Eindruck auf mein Herz. Sie berauſcht nur, ohne zu intereſſiren. Guſtchen belohnte dieſe Verſicherung mit einem herzlichen Händedruck.

Ich ſehe wohl, ſagte der ehrliche Paſtor, Ihr ſeyd einig, lieben Kinder: Gott ſegne Euch denn! Und ſo war Wolfſtein und Guſtchen Braut und Bräutigam innerhalb einer Stunde.

Die folgenden Tage verflossen unter lauter Scherz und verliebten Spielereyen so unberechnet schnell, daß endlich Wolfstein erschrack, als er ausrechnete, daß er schon länger, als einen Monat von Potu entfernt sey. Nun fiel es ihm erst ein, daß er Jettchens Pflegemutter versprochen hatte, bald dahin zu kommen; daß er eben dieß dem Minister zugesagt hatte u. s. w. Auf der Stelle entschloß er sich, an den Leztern zu schreiben, und glaubte, wenn er recht aufrichtig verführe, daß man ihm leicht verzeihen würde. Er sezte sich also fluchs hin, und schrieb folgenden Brief:

Hochwohlgebohrner u. s. w.

Ew. Excellenz wundern sich ohne Zweifel über mein Betragen, welches Ihnen freilich unerklärbar seyn muß, da Sie mit den Ursachen nicht bekannt sind, welche mich zu einer so schleunigen Abreise bestimmt haben. Ich liebte vor mehrern Jahren ein Mädchen; ich war aber mit dieser Leidenschaft unbekannt, und wußte selbst nicht, was in mir vorginge. Mein Schicksal entfernte mich von dem Gegenstande meiner Neigung. Ich kam ins Fürstenthum Potu, wars

glücklich durch Freunde und Gönner, erhielt sogar die Gewogenheit Ew. Excellenz. Ich sahe Jettchen, mußte sie bewundern, und hielt diese Bewunderung für Liebe. Ew. Excellenz unterstützten meine Wünsche, und ich sah mich am Ziele derselben, wenn ich je Wünsche dieser Art im Ernst gehegt habe, als ich auf einmal durch einen Zufall erfuhr, daß meine frühere Geliebte nicht nur noch lebe, sondern blos für mich lebe. Nun foderte meine Pflicht, alles ihrentwegen aufzuopfern. Ich reisete zu ihr, erhielt ihr Geständniß, und werde mich, so bald es meine sonstigen Geschäfte zulassen, in deren Besitz befinden. Ich danke daher Ew. Excellenz ergebenst für ihre Bemühungen und Verwendungen, von welchen ich weiter keinen Gebrauch machen kann, und verharre mit aller Hochachtung und Dank u. s. w.

Wolfstein.

Wolfstein schickte diesen Brief auf die Post, und dachte Wunder, wie gut er seine Sachen gemacht und den Minister mit sich versöhnt hätte. Freilich würde jeder andere, als der Minister, so ein Schreiben vergeben haben:

denn man weiß wohl, daß die Verliebten, wenn sie an Andere von ihren Liebschaften schreiben, gar schlechte Briefsteller sind, so gut und empfindungsreich sie sonst, ceteris paribus, an ihre Mädchen über diese Gegenstände auch schreiben können. Aber Minister Kahlenberg mußte schon aufs ärgste aufgebracht werden; und war er einmal aufgebracht: so konnte man darauf rechnen, daß er sich rächen würde.

Als er den Brief erhielt, stampfte er mit dem Fuß gegen die Erde, und rief höchstzornig aus: Also der Kerl verachtet meine Wohlthaten, und zieht, wer weiß wen, meiner Tochter vor? Ha, das soll ihm, bey Gott, so nicht hingehen: ich stehe dafür!

Den folgenden Tag kam der Minister zum Fürsten, und nach mehrern Reden wurde endlich auch Wolfsteins Name genannt. A propos, sagte der Fürst, haben Sie keine Nachricht von dem Manne?

Minister: O ja, Ihre Durchlaucht, aber erst seit Gestern. Er hält sich in der Gegend von Göttingen, in einem Dorfe beym Pastor, auf.

Fürſt: In der Gegend von Göttingen? Was Henkers, thut er denn da?

Miniſter: Es iſt einer Liebſchaft wegen, die er, ich glaube, noch als Student angefangen hat.

Fürſt: Aber, mein Gott, ich habe ja gehört, wenn mir recht iſt, von meinem Kammerdiener, früh unter dem Friſiren, daß er in unſern Gegenden ſo was haben ſoll!

Miniſter: Man hat Sie nicht hintergangen, gnädigſter Herr! Wolfſtein hat in unſrer Gegend einem ſehr ſchönen, reichen und tugendhaften Mädchen die Ehe verſprochen. Ich ſelbſt habe ihm dazu wollen behülflich ſeyn: denn ich intereſſirte mich für den jungen Mann. Geſtern ſchickte er mir dieſen Brief hier.

Fürſt: (nachdem er geleſen) Das iſt eben kein Meiſterſtück.

Miniſter: Wolfſtein war überhaupt kein Meiſter. Ich hoffte aber doch noch was aus ihm zu machen: denn er ſtellte ſich gelehrig.

Fürſt: Es iſt ſchlecht von Wolfſtein, ein gutes Mädchen anzuführen. Ich hätte das in ihm nicht geſucht.

Miniſter: Allerdings iſt das ſchlecht, gnädigſter Herr! Denn ein Menſch, der ſeinem Mädchen nicht treu bleibt, wird auch Andern untreu werden, ſogar ſeinem Fürſten.

Dieſe Beweis-Art leuchtete dem Fürſten ein. Kahlenberg ging noch weiter. Auch die übrigen Hofſchranzen merkten nicht ſobald, daß Wolfſteins Gunſt auf der Spitze ſtand, als ſie alle ihre Kräfte aufboten, ihn gänzlich zu ſtürzen.

Obgleich der Fürſt von Potu ein rechtſchaffener Mann war, und unſern Wolfſtein ſelbſt näher kannte: ſo war er doch ein Fürſt, und als ſolcher argwöhniſch, wie alle Fürſten, zumal bey Inſinuationen, wie die von Kahlenberg war. Fürſten ohne Argwohn — ſo ſagt der ehrwürdige Moſer, und er hat Recht — ſind, entweder Dummköpfe oder ganz indolente Menſchen: denn ſind ſie nicht ganz blind, und nur etwas merkſam, ſo finden ſie bald, daß ſie betrogen werden, und gerathen nun auf einen allgemeinen Argwohn gegen jeden, ſelbſt den Unſchuldigſten.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Franz Wolfſtein durch.

Franz Wolfſtein ſchwamm bey ſeiner Ankunft in einem Meer von Seeligkeit, und würde gar vergeſſen haben, nach Petu zurück zu kehren, wenn ihm ſein künftiger Schwiegervater nicht ermahnt hätte, daß es Zeit wäre, ſich zu den Anſtalten zum Antritt ſeines Amtes anzuſchicken. Er machte ſich alſo mit ſchwerem Herzen auf den Weg, nachdem er verſprochen hatte, ſo bald es möglich ſeyn würde, zurück zu kommen, und dann Auguſte mitzunehmen.

Gleich den Tag nach ſeiner Zurückkunft in Petu ging er zum Miniſter von Kahlenberg: es hieß, er habe Geſchäfte. Er kam wieder: man ſagte ihm, es ſeyen Fremde da. Er wiederholte ſeinen Beſuch zum drittenmal; aber da kam ihm der neue Sekretär des Miniſters entgegen, und ſagte ihm ganz kurz, daß, da Seine Excellenz eine Rechtsſache gegen den Herrn

Wolfstein zu betreiben hätten, es sich nicht
hicken wollte, daß sie einander jezt unter vier
ugen noch sprächen. Der Sekretär begleitete
ese Worte mit einem hämischen Achselzucken,
nd ließ Wolfstein im Vorsaal allein stehen.

Was? dachte dieser bey sich selbst: der Mi-
ster hat eine Rechtssache gegen dich? Sollte
dich wohl einer Untreue beschuldigen wollen,
e du nie begangen hast? — Ich bin unschul-
g, und trotze jedem, der meinen guten Na-
en wagt anzugreifen. Der Fürst ist gerecht:
wird die Unschuld nicht unterdrücken lassen.

So sprach Wolfstein mit sich selbst, und
gab sich nach seinem Logis, wo schon ein Ge-
chtsdiener von der fürstlichen Regierung auf
n wartete, um ihm ein Schreiben einzuhän-
gen. Er erschrack, öffnete das Schreiben, und
nd eine Klage, welche ein gewisser Advokat
abst, im Namen der Mamsell Henriette
oder Jettchen) Pfuhl und deren Pflege-
utter, der gnädigen Frau von Leers, gegen
n eingegeben hatte. In dieser Klage wurde
beschuldiget, der Mamsell Jette die Ehe
erlich, in Beyseyn der gnädigen Frau und
s Herrn Ministers, versprochen zu haben;

hernach aber habe er ein ähnliches Versprechen einem andern Mädchen gethan. Ob nun gleich — so hieß es weiter — die Mamsell Henriette weit entfernt sey, sich aufzudringen, oder gar noch Ansprüche auf die Hand eines wankelmüthigen Menschen zu machen: so verlange sie doch, daß in der Sache möge verfügt werden, was Rechtens sey.

Wolfstein stund wie aus den Wolken gefallen. Er wußte nur zu gut, daß die Beschuldigung keinen Grund hatte; aber die Unverschämtheit von Menschen konnte er sich nicht vorstellen, welche so etwas hinbehaupten könnten, ohne im Fall einer nähern Untersuchung den geringsten Beweis führen zu können. Er triumphirte also schon im voraus über seine Gegner, und erwartete den folgenden Tag sehnlich, um sich auf der Regierung öffentlich zu vertheidigen, und seine Gegner bis zur Verachtung zu beschämen.

Der gute Mann war zwar mit dem Recht sehr wohl bekannt; aber den gewöhnlichen Gang des Rechts kannte er wenig. Daher machte er auch den grundfalschen Schluß, daß, wer Recht habe, und sein Recht gründlich und hinlänglich

beweisen könne, auch vor Gericht Recht haben und behalten müsse. Die Justizpflege in allen Ländern lehrt ja alle Tage das Gegentheil.

Den folgenden Tag früh erschien Wolfstein auf der Regierung, wo sein Gegen-Advokat, Hr. Pabst, seiner schon wärtete. Die Session wurde eröffnet, beyde gaben ihr pro und ihr contra zu Protokoll; Pabst hatte viele Winkelzüge angebracht, die aber Wolfstein gründlich widerlegte, wie es ihn dünkte: und nun glaubte er, daß ihm die Gewinnung dieses Processes gar nicht entgehen könnte. In Zeit von sechs Tagen sollte die Resolution erfolgen, und er wartete die sechs Tage ganz ruhig.

Nun kam die Sentenz aus der fürstlichen Regierung, des Inhalts: daß der Beklagte erstlich der Mamsell Henriette Pfuhl Schadloshaltung zu leisten schuldig sey; zum andern, daß da doppelte Sponsalien in den fürstlichen Landen unerlaubt seyen, der Beklagte seine Verehligung mit der Mamsell Auguste Hollmann nicht dürfe vollziehen lassen, und drittens: daß er, Beklagter, in alle Proceßkosten zu verdammen sey. Alles von Rechtswegen.

Man stelle sich das Erstaunen vor, das unsern Wolfstein befiel, als er diese Sentenz zu Gesicht bekam. Das Gesetz war ihm bekannt, und so sah er sich genöthigt, die Potusschen Länder entweder zu verlassen, oder auf den Besitz seiner Auguste Verzicht zu thun. Beydes schien ihm sehr hart, und vorzüglich konnte er sich zum Leztern nicht entschließen. „Ich will zum Fürsten," rief er aus, „der Fürst ist gerecht: er wird mich hören!"

Er betrog sich aber: der Fürst hörte ihn nicht. Im Vorzimmer stellte er sich mehrere Tage hin, und mußte sich das hämische Lächeln der Höflinge gefallen lassen. Er wendete sich bald an diesen, bald an jenen, und bath, ihn einzuführen; alles vergebens! Man versprach's, wenn's nur möglich wäre; aber möglich war es nie. Endlich ward er des Laurens müde, ging nach Hause und schrieb an den Fürsten eine weitläuftige Epistel, und bewies darin hinlänglich seine Unschuld, und die Ungerechtigkeit des gegen ihn ergangenen Urtheils. Einige Laubthaler bewegen den Portier, die Bestellung des Schreibens anzunehmen.

Lange mußte der Bedrückte auf Entscheidung warten. Er glaubte, der Fürst werde alles genau untersuchen lassen, seine Unschuld erkennen, und dann ihm gewiß Recht sprechen. Aber das war der Fall nicht: der Fürst hatte das Schreiben und dessen Inhalt lange vergessen; und als es ihm einst wieder vorkam — denn niemand erinnert die Fürsten gern an Geschäfte — so befahl er seinem Geheimschreiber, zu antworten, was Rechtens sey. Wolfstein erhielt nun Bescheid, aber einen in drey Zeilen, und den: daß es bey dem Ausspruch der fürstlichen Regierung lediglich sein Bewenden haben müsse.

Eine Stunde hernach folgte ein Dekret von der Hofkammer, daß die Stelle eines Amtsraths in Labach, welche dem Sekretär Wolfstein schon zugesagt gewesen wäre, ihm nunmehr nicht ertheilt werden könne, weil und weil, und weil —

Wolfstein hatte Seelenkraft genug, auch diesen Schlag zu ertragen. „Aber fort, rief er, aus einem Lande, welches von ungerechten Menschen regiert wird!“ Und in einer Stunde hatte er eingepackt, und saß auf der Post. Seine Sachen sollte ihm sein Hauswirth, ein ganz

ehrlicher Mann, dahin nachschicken, wo er sich künftig aufhalten würde. Er wollte ihm das schon schreiben.

Man wurde in Potu Wolfsteins schnelle Entfernung bald inne, und der Minister Kahlenberg ließ flugs schnelle Visitation mit dessen hinterlaßnen Effecten vornehmen. Man fand zwar nichts, das ihm hätte nachtheilig werden können. Auch war er nicht entwichen, wegen begangner schlechter Streiche; und doch wurde alles versiegelt, bis auf weitere Order und bis zur völlig ausgemachten Sache.

Dem Fürsten spiegelte man vor, Wolfstein sey heimlich entwichen, weil er sich gewisser Dinge schuldig wüßte, die ehemals zwischen ihm und dem verstorbenen Rath wären betrieben worden, und denen der Minister jezt erst auf die Spur gekommen sey. Der Fürst sagte hiezu weiter nichts, als daß es ihn freue, daß er den Buben nicht mehr in seinen Diensten habe.

Wolfstein fuhr mit der ordinären Post, ohne zu wissen wohin; er wußte sogar nicht einmal, wohin die Post eigentlich fuhr, mit der er abgefahren war. Er war zulezt wie betäubt.

Im Fürſtenthum Poſen hat man durchaus bedeckte Poſtwagen; aber dieſe hören gleich auf der Gränze auf, und die Paſſagiere müſſen unter freyem Himmel ſitzen auf Wagen, welche eher ſcheinen gemacht zu ſeyn, Miſt auf die Felder, als Menſchen von einem Ort zum andern zu fördern.

Auf der erſten Station, wohin Wolfſtein gelangt war, fing es an zu regnen, und es regnete immer heftiger. Ein Mitreiſender erklärte, daß er nicht Luſt habe, ſich und ſeine Sachen durchnäſſen und verderben zu laſſen, und daß er lieber den andern Tag abwarten und dann mit Extrapoſt fahren wollte. Wolfſtein ging ans Fenſter, ſah nach dem Wetter, fand es erbärmlich, und entſchloß ſich, auch zu bleiben. Eben ſo machten es noch zwey Andere. Die Poſt fuhr leer weiter, doch nicht ohne Fluchen von Seiten des Schwagers.

Apropoh, Herr Pauli, ſagte der Poſtmeiſter über Tiſche zu dem einen Paſſagier: wie ſtehts denn mit Ihrem Proceß?

Pauli: Ich hätte ihn ſchon gewonnen, wenn mein Advokat kein Eſel geweſen wäre.

Jezt aber dient mir der Advokat Rees aus Potu: der soll mir ihn schon gewinnen.

Postmeister: Dürfen Sie denn einen fremden Advokaten annehmen? Ich dächte, das wäre verboten.

Pauli: Bewahre Gott! Wir Reichsstädter dürfen nehmen, wen wir wollen. Auch darf bey uns advociren, wer da will! Und doch sind unsere Advokaten meist alle unwissende Michel oder Buben, die nur von Hetzerey oder vom Rechtverdrehen leben wollen. Gott behüte jeden vor diesen heillosen Beutelfegern!

Wolfstein seufzte; und so sehr er das Advokatenwesen durch eigne Erfahrung auch hatte hassen lernen: so kam ihm doch der Gedanke auf, wie, wenn du dich in Mollhusen — so hieß Paulis Wohnort — als Advokat ansetzest? Vielleicht hättest du das Glück, den dortigen Einwohnern zu zeigen, daß es unter den Advokaten auch noch ehrliche Leute giebt. Er dachte dem Vorhaben noch etwas nach; und da Herr Pauli ein sehr redseliger Mann war: so erfuhr er alles, was er in der erwähnten Rücksicht wissen wollte, jedoch ohne daß man seine Absicht hätte merken können. Wenn einer den

uns in Mollhusen Advokat werden will, — das waren Paulis Worte — so muß er sich mit dem Herrn Burgemeister verstehen, oder vielmehr mit dessen Frau: denn diese eigentlich regiert alles. Mit Geschenken anzufangen, ist nicht rathsam: der Herr Candidat muß sich submittiren, sich dem Examen preis geben, welches Madame mit ihm vorzunehmen beliebt. Dann aber muß er auch in den Sack steigen, und einige Kleinigkeiten, z. B. einen Ring, Pelz und was sonst die Damen lieben, zum Präsent anbiethen. Thut einer dieß, fuhr Herr Pauli fort: so wird er Advokat bey uns, und sollte er so einsichtig seyn, wie ein Prinz, oder gar an einem andern Orte wegen des Crimen's falsi seine Praxis verlohren haben.

„Sie scheinen auch ein Jurist zu seyn, Herr Pauli, sagte Wolfstein: Sie sprechen ja juristisch!"

„Wollt', ich thät es nicht; erwiderte Herr Pauli. Eigentlich bin ich ein Kaufmann; aber theils aus eigner Schuld, theils aus Haß meiner Feinde habe ich mich seit zwanzig Jahren unter den Advokaten herum treiben müssen: und in zwanzig Jahren kann man doch, dächt'

ich, von einer Sprache schon lernen, sollte sie auch noch schwerer seyn, als die juristische."

Abends beym Schlafengehen entdeckte Wolfstein seinem Begleiter seinen Wunsch, sich in Mollhusen als Advokat anzusetzen, nachdem er ihm seine Geschichte ziemlich offenherzig erzählt hatte. Brave, rief Pauli, das thun Sie! Ihr Wesen gefällt mir. Es soll schon gehen: denn ich kann was dabey bewirken. Morgen kommen wir nach Mollhusen, und ich hoffe, daß Sie schon übermorgen sollen praktizieren können.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Franklin dummer Teufel aus als Advokat.

In Mollhusen wollte Wolfstein in einem Gasthofe abtreten: aber sein gutmüthiger Begleiter, der Handelsmann Pauli, nahm ihn mit Gewalt gleichsam zu sich in sein Haus, und räumte ihm eine Stube ein. „Hier,

Freund, sagte er zu ihm, können Sie bleiben, so lange Sie wollen; auch sollen Sie an meinem Tische essen, so lange es Ihnen daran schmeckt." — Der Mann meinte es herzlich gut; aber Madam war anders Sinnes. Wolfstein war nicht submiß genug gegen sie. Er hätte die Folge davon wissen können: denn Hammer hatte ihm die Regel gegeben: den Respect gegen Frauenzimmer, mit denen er je zu thun bekommen mögte, ja nicht zu vergessen, wenn er nicht Lust hätte, sich von ihnen geringschätzig oder gar feindselig behandeln zu lassen. Die Weiber, sagte er, fodern Ehrfurcht und Schonung von den Männern, und das mit Recht, als Geschöpfe von delikater, feinfühliger Natur. Nur jene, die durch Anlage oder Erziehung der männlichen Stärke näher kommen, machen hierin eine Ausnahme, wie die Verworfnen.

Wolfstein hätte also der Madam Pauli, die weder männlich, noch verworfen war, fein hübsch hofiren sollen; aber dieß vergaß unser dummer Teufel; denn er unterhielt sich mit Herrn Pauli, ohne Madam anzusehen, und

hatte sogar die Unverschämtheit, ihr zu widersprechen, wenn sie einen Aberwitz zu Markte brachte.

Es konnte nicht fehlen: Seinetwegen hatte Herr Pauli gleich den ersten Tag einen kleinen Auftritt mit seiner Donna. Du magst wohl ein rechter Pinsel seyn, sagte sie zu ihm, daß du einen fremden Menschen, den du nicht kennst, in dein Haus aufnimmst.

Pauli: Kind, es ist ein ehrlicher Mann, den das Unglück verfolgt.

Madam: Desto schlimmer! Er wird uns auch Unglück ins Haus bringen: denn Unglück steckt an, wie Pest, heißt es in der Tausend und einen Nacht.

Pauli: Habe den Henker von deiner dummen Tausend und einen Nacht! Genug, Herr Wolfstein gefällt mir, und damit basta!

Madam: Mir gefällt er aber gar nicht! Der Mensch hat ja gar keine Sitten, keinen Ton, keine Welt. Was werden unsre Bekannten sagen, daß wir so einen Mann, der nicht einmal ein ordentliches Kompliment macht, ins Haus und sogar an unsern Tisch aufgenommen haben? u. s. w.

In diesem Tone predigte Madam Pauli alle Tage. Herr Pauli ließ sich aber nicht irre machen; und da er mit der Frau Burgemeisterin zu Mollhusen sehr gut stand, ging er gleich am andern Morgen zu ihr, erkundigte sich nach Dero Wohlseyn, gab ihr gehorsamst Nachricht von seiner Reise und seinen Verrichtungen, theilte ihr Wolfsteins Geschichte mit, und zwar auf eine Art, daß Madame sehr neugierig ward, diesen Ebentheurer, wie sie ihn nannte, selbst kennen zu lernen. Jezt eröffnete er Wolfsteins Wunsch, in Mollhusen als Advokat zu praktiziren; und die Dame, welche dadurch Gelegenheit bekam, ihre Neugierde auf eine schickliche Art zu befriedigen, versicherte, daß dieses recht gut anginge, wenn anders der Herr die nöthigen Kenntnisse hätte, zu bestehen, wenn man ihn auf den Zahn fühlen würde. Glaubte er dieß: so mögte er nur des Nachmittags punkt zwey Uhr bey ihr sich einfinden.

Pauli eilte nach Hause, und unterrichtete unsern Helden, wie folgt: Sie sollen heut Nachmittag punkt zwey Uhr zur Frau Burgemeisterin kommen. Aber Sie würden vielleicht

einen Bock schießen, wenn ich Sie nicht vorher mit dem Karakter dieser Dame bekannt machte. Madame war ehemals an einen sehr reichen Privatmann verheyrathet, welcher jedoch bald starb, und ein einziges Kind hinterließ. Das Kind starb bald hernach auch, und Madam ward Besitzerin eines sehr großen Vermögens. Aber ihr Mann war in verschiedene Processe verwickelt, welche nach seinem Tode noch fortgingen. Madam fand Geschmack am Proceßführen, las juristische Bücher, schrieb selbst in ihren Geschäften, und bekam dadurch eine so starke Rutine in diesen Dingen, daß sie es leicht mit manchem Advokaten aufnehmen kann. Ihr jetziger Mann, der Herr Burgemeister, ist eine gutmüthige Seele, der sich von ihr leiten läßt, wie es ihr nur immer einfällt. Unser übriger Magistrat besteht gleichfalls aus lauter frommen Leuten: und so gubernirt die Frau Burgemeisterin die ganze des heiligen Römischen Reichs freye Stadt Mollhusen.

Was Sie nun zu thun haben, besteht darin, daß Sie sich dem Examen unterwerfen, welches Madam mit Ihnen vornehmen wird. Ich hoffe, daß Sie bestehen werden; denn es sind

sogar recht schöfele Einfaltspinsel durchgekommen. Weil aber die Dame sich etwas rechts auf ihre juristischen Kenntnisse zu Gute thut: so müssen Sie durchaus zu erkennen geben, daß auch Sie ihre Verdienste schätzen, ihre Geschicklichkeit bewundern und gegen ihre Einsicht die devoteste Achtung haben.

Nach dieser Anweisung ging Wolfstein punkt zwey Uhr nach dem Hause des Herrn Burgemeisters. Der Bediente meldete ihn an, und führte ihn hernach mit vielen Cerimonien in das Zimmer der Dame, welche sich vom Sopha erhob und ihn etwas sehr steif aufnahm. Wolfstein stuzte und machte eben auch eine Reverenz, die des Grazibsen nicht zu viel an sich hatte.

Sie sind also, fragte die Dame, der Herr Wolfstein, gewesener Sekretär zu Potu, von dem Herr Pauli mir so viel Gutes erzählt hat?

Wolfstein: Herr Pauli hat zu viele Freundschaft für mich; sonst aber bin ich der gewesene Sekretär Wolfstein.

Dame: Und wünschen hier praxin in advocatura zu erlangen?

Wolfstein: Die Stadt Mollhusen, und ihre vortreffliche Einrichtung hat so viel Reiz für mich, daß ich wohl wünschte, hier meine wenigen Kenntnisse brauchbar machen zu dürfen.

Dame: Wir haben zwar mehrere causidicos und Advokaten; indessen ist noch immer Platz für einen Mann, der brav ist, und sein Jus gelernt hat.

Wolfstein: Ich würde unverschämt seyn, wenn ich Sie versichern wollte, Madam, daß ich mich hinlänglich in der Rechtswissenschaft umgesehen hätte; aber vielleicht geben mir die, welche mich prüfen werden, dieses Zeugniß.

Dame: Ihre Bescheidenheit gefällt mir sehr. Aber, um auf unsern Vorsatz zu kommen, haben Sie schon Processe geführt?

Wolfstein: Als Advokat noch nicht; allein bey dem Departement in Potu, wobey ich angestellt war, kamen häufig Processe vor, worin ich arbeiten mußte.

Dame: Um Vergebung: waren es processus ordinarii oder processus summarii?

Wolfstein: Je nachdem es kam. Litte die Sache Verzug, und konnten alle nothwen-

digen Formalitäten beobachtet werden: ſo ließ man der Sache ihren Lauf und der Proceß ging in ſeiner Ordnung fort. War aber die Sache ſo angethan, daß ſie keinen Aufſchub litt: ſo mußte man freylich alle Formalien weglaſſen, und kurz oder ſummariſch zu Werke gehen.

Dame: Sie antworten vortrefflich! Wird dann die Urphede auch noch in Potu geſchworen?

Wolfſtein: Das Beſchwören der Urphede hat der Fürſt gänzlich aufgehoben, und ich glaube, er hatte Recht. Denn das muß doch ein elender Staat ſeyn, welcher, um ſich zu ſichern, das eidliche Verſprechen eines freygelaßnen Böſewichts oder ſonſtigen Verbrechers nöthig hat, daß ſich dieſer wegen der ihm angethanen Strafe nicht rächen wolle

Dame: Schön! Auf welche Art beſtraft man denn die Felonie in Potu?

Wolfſtein: Wie die Verletzung der Lehnspflicht im Fürſtenthum Potu beſtraft wird, kann ich nicht angeben, weil der Fall zu meiner Zeit nicht vorkam. Sollte er aber vorfallen: ſo denke ich, würde Verluſt der Lehnsvortheile und, im gröbern Grade, Ehrloſig-

keit und auch noch härtere Strafen die Folge davon seyn.

Dame: Vortrefflich! Sie beantworten alle Fragen wie ein Meister; doch erlauben Sie mir noch eine! Hat ein Wittwer, der nur eine Frau gehabt hat, nicht Vorzüge vor einem vidue bigamo?

Wolfstein: Nur in Katholischen Gegenden, nach dem Kirchenrecht der Katholiken: denn dieses verbiethet, daß ein Mann, der zwey oder mehr Weiber gehabt habe, zum Priester geweihet werde ohne Dispensation; da hingegen ein Mann, der nur eine Frau gehabt hat, ohne Umstände Priester werden kann.

Dame: Herr Wolfstein, Ihres Gleichen ist mir noch nicht vorgekommen: Sie verstehn ja ihr Jus, wie wenn Sie alles vom Blatte lösen!

Wolfstein: Sie urtheilen zu nachsichtig von mir, Madam; aber demohnerachtet bin ich stolz darauf, von einer so einsichtigen, und in den Rechten so erfahrnen Dame, so gütig behandelt zu werden.

Die Dame und Wolfstein machten sich wechselsweise Complimente, und endlich ent-

ſchied ſie, daß er ohne alle Umſtände Advokat ſeyn würde. Das Einzige, wie ſie hinzufügte, was er noch zu thun hätte, beſtände darin, daß er eine Bittſchrift bey dem Hochedlen und Hochweiſen Magiſtrat einreichte, welche dann Madame aufs Beſte unterſtützen wollte. Und ſo hatte das Examen ein Ende.

Herr Pauli war hocherfreut, als ihm Wolfſtein erzählte, was bey der Frau Burgemeiſterin vorgegangen war. Nun will ich ſelbſt noch hin und mich nach den weiteren Verhaltungsbefehlen erkundigen. Herr Pauli glaubte nämlich, daß ein Präſent für die Dame noch fallen müßte, und erſtaunte nicht wenig, als dieſe ihm erklärte: Herr Wolfſtein ſey ein Mann, der ihr gefalle, und der es verdiene, daß man ihn anſtelle, ohne daß es ihn das Geringſte noch koſte, außer der Gefälligkeit, in Zukunft ihr dann und wann Auskunft zu geben über Gegenſtände der Juriſterey: die andern Mollhuſer Advokaten wären Schächer, mit denen ſich nichts machen ließe.

Wolfſtein gab die Supplik bey einem Hochedeln und Hochweiſen Magiſtrat der Reichsfreyen Stadt Mollhuſen ein, und

wurde ohne Bedenken als Advokat immatrikulirt.

Einige Prozesse, welche beynahe verlohren gewesen wären, weil die Parthey, auf deren Seite das Recht war, kein Geld hatte, um Richter und Advokaten biegsamer zu machen, gewann Wolfstein, und dieß machte ihm in kurzer Zeit einen Namen. Alles strömte ihm zu; und wäre er so klug gewesen, wie unser Herr Justiz-Amtmann Schurkius: er hätte sich bald ein eben so schönes Haus verdienen können, als dieser.

Aber Wolfstein hatte ganz verkehrte Grundsätze. Er wollte, — mirabile dictu! — auch als Advokat, ein durchaus ehrlicher Mann bleiben, und so zu sagen, das Unmögliche möglich machen. Wirklich bey aller Einsicht und Gelehrsamkeit war er im Grunde immer ein dummer Teufel, wie wir schon gesehen haben, und noch öfters werden sehen. Ein Hauptbeweis, daß er wenig wahre Klugheit besaß — nach Art der geschliffenen Weltkinder — war gewiß, daß er sogar ein ehrlicher Advokat seyn wollte! Seine Collegen, die andern Advokaten, waren anfangs eifersüchtig auf ihn, weil sie be-

fürchteten, er mögte ihnen ihre Kunden alle entziehen: denn sie fanden bald, daß er ihnen bey weitem überlegen war. Da sie aber seine irrigen Grundsätze durch Erfahrung kennen lernten, so bemitleideten sie ihn vielmehr, und prophezeihten, daß er sein Glück schlecht machen würde.

Ich muß doch einiges von der Art sagen, wie Wolfstein sein Handwerk als Advokat betrieb. Sie ist einzig in ihrer Art: denn unsere Herren sind klüger und haben das Leben und Lebenlassen gelernt.

Kam jemand mit einer Rechtssache zu ihm, so ließ er sich erst die ganze Sache erklären, schrieb sich die Hauptpunkte auf, und las alsdann die dahin einschlagenden Papiere genau durch. Wenn dieses geschehen war: so nahm er abermals ein genaues Examen mit dem Klienten vor, und fand er, daß er Recht hatte: so diente er ihm mit dem größten Eifer. Ward er aber inne, daß die Sache sich auf Ungerechtigkeit, falsche Angaben, unrichtige Dokumente und dergleichen gründete: so wies er die Sache kurz von sich ab, und diente nicht darin.

Am allerwenigsten rieth er zur Stellung falscher Zeugen, zur Ablegung falscher Eide, zur

Beſtechung der Richter, und konnte ſich auch nicht entſchlieſſen, mit dem Advokaten der Gegenparthey zu ſprechen, und ihn in das Intereſſe ſeines Klienten durch Geld zu ziehen.

Konnte er einen Prozeß in der Güte beylegen: ſo that er es nur zu gern. Er pflegte zu ſagen: ein magerer Vergleich ſey immer beſſer, als ein fetter Proceß. Dieſes beobachtete er vorzüglich bey Injurienprozeſſen: denn da pflegte er die Leute zu belehren, daß beyde Theile nichts dadurch gewinnen könnten, ſondern blos die Richter und die Advokaten.

Führte er aber einen Proceß: ſo ließ er alles weg, was nicht dahin gehörte, und ging gerade ſeinem Beweiſe nach. Daher wurden die Sachen bald entſchieden zum Vortheil des Klienten; aber der Herr Advokat, der nicht viel geſchrieben hatte, konnte auch nicht viel Deſervi-ten fodern.

War das nicht ein erzdummer Advokat mit aller ſeiner Ehrlichkeit? — Die Folge davon war natürlich keine andere, als daß er nur wenig verdiente, um ſo mehr, da er vornehme, angeſehene Leute, Adliche und reiche Kaufleute nicht bedienen wollte, weil ſie gröſtentheils un-

gerechte Sachen zu vertheidigen ausbrachten. Eben darum hatte er auch faſt lauter arme Klienten; und da er es noch obendrein für unrecht hielt, irgend einen ſeiner Klienten zu überſetzen: ſo waren ſeine Einkünfte ſehr eingeſchränkt. Er lebte indeß ſehr mäßig und eingezogen: und ſo hatte er zum Auskommen; und zu ſeinem Glück fehlte ſonſt nichts, als der Beſitz ſeiner Auguſte.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Traurige Folgen eines ſehr dummen Streiches.

Der Hauptmann von Degenſchen war, zu Wolfſteins Zeit, Werbe-Offizier für den Fürſten von Ringmauer in Mollhuſen. Es ging hier nämlich eben ſo, wie in andern des Heil. Römiſchen Reichs freyen Städten, daß man allen und jeden Potentaten erlaubte, für die Menſchen-Schlächtereyen darin anzuwerben.

Hauptmann von Degenſcheu, ſonſt ein eingemachter Poltron, der ſeinen Namen mit Recht führte, bediente ſich aller nur möglicher Ränke, um junge, unerfahrne Burſche ins Netz zu ziehen.*) Es ſchien, als wenn er dieß Spitzbuben-Handwerk bey einem jener Buben gelernt hätte, die hie und da im Reich, unter Friedrich, dem Zweyten, den Preußiſchen Namen äuſſerſt verhaßt machten: denn Werbebetrügereyen gehen über alles; und Friedrich Wilhelm, der Zweyte, verdient ſchon viel Lob, daß er dieſem ſpitzbübiſchen Menſchenhandel ein Ende gemacht hat, der im Grunde wenig beſſer war, als der Sklavenhandel auf der Küſte Guinea.

Wolfſtein hatte mehrmals ſchon erzählen hören, wie Herr von Degenſcheu durch ſeine Helfershelfer, die eben ſo ſchurkiſchen als niederträchtigen Unteroffiziere, dieſen und jenen gefangen und unglücklich gemacht hatte. Aber da

*) Geſchichten von der Art kann ich grauſend und poſſierlich liefern. Zwar iſt vor Kurzem eine Geſchichte liſtiger und gewaltſamer Anwerbungen herausgekommen; aber ſo jämmerlich verfunkelt, daß der Verfaſſer einen dauret, auch trotz ſeiner weinerlichen Vorrede. Zu ſeiner Zeit mehr davon.

es ihn nichts anging, und er ſich außer Stande ſah, ohne nähere Veranlaſſung dem Unweſen abzuhelfen: ſo machte er ſeine Gloſſen darüber, und ließ es gut ſeyn.

Aber an einem Morgen kam ein Handwerksburſche, und rief ihn um Hülfe an. Man habe geſtern Abend, klagte er, ſeinen Kameraden durch einen verkleideten Werber, der ſich auch für einen Handwerksburſchen ausgegeben habe, ins Werbehaus gebracht, da er doch gemeynt hätte, er ginge in ein ordentliches Bierhaus. Da habe man ihm zugetrunken, ihm den Soldaten-Huth aufgeſezt, und nun wolle man ihn mit Gewalt fortſchaffen und unter die Ringmauerſchen Soldaten ſtecken. Ich weiß es, fuhr der Handwerksburſche fort, daß ſo was den Werbern hier verboten iſt; aber wer wird unſere oder vielmehr meines armen Kameraden Sache an den Magiſtrat mit Nachdruck bringen, wenn Sie es nicht thun! Ich habe von Ihnen gehört, daß Sie armen Nothleidenden ſo gern zu Hülfe kommen.

Das will ich auch jezt, ſagte Wolfſtein, ſezte ſeinen Huth auf, und ging zum Burgemeiſter. Dieſem ſtellte er ſich als den Advokaten des gefangnen Handwerksburſchen vor, und pro-

digte ihm so viel von Ungerechtigkeit und von dem Schaden, welchen die gute Stadt Mollshusen leiden müßte, wenn solche Betrügereyen nicht bestraft würden, daß Seine Wohlweisheit sogleich dem Hauptmann von Degenschen befehlen ließen, den Burschen auf der Stelle loszulassen, oder zu gewärtigen, daß man seine ganze Werbung aus der Stadt jagen würde.

Donnerwetter, sagte Degenschen, was ist das! Doch ich will sehen, wer mir was thun soll: ich diene meinem Fürsten! Und ich, erwiederte der Gerichtsdiener, bin hier im Namen unsers hochlöblichen Magistrats! Wenn Sie, Herr Hauptmann, den Burschen nicht sofort herausgeben: so kommen die Häscher, und besetzen ihn mit Gewalt, und bringen Sie alsdann zum Thor hinaus, und dann Adje Herr Hauptmann!

Degenschen fing an zu zittern, wie er allemal that, wenn jemand etwas stark auf ihn einsprach, brummte so was für sich hin, und entließ den Burschen. Seine Hochweisheit, der Herr Burgemeister, waren hocherfreut, daß Dero hoher Befehl so schnell war befolgt worden; und Franz Wolfstein genoß die Wonne,

einen jungen unerfahrnen Menſchen aus den Klauen bübiſcher Menſchendiebe herausgeriſſen zu haben.

Degenſcheu erfuhr bald, wer ihm dieſen Streich geſpielt hatte, und ward raſend, daß ein luſtiger Advokat, ein Pedantus, ein Potentus, wie er ſich ausdrückte, ihm, einem hochfürſtlichen Hauptmann und Chef einer Compagnie zu Fuße, ſo einen hunzföttiſchen Poſſen hätte machen können.

Ich will den Kerl auf die Klinge fodern, und ihm den Degen durch den Wanſt rennen, daß er ſechs Ellen weit jenſeits herausſtehen ſoll! Man verſicherte ihn aber, Wolfſtein habe Muth, und fechte meiſterhaft: und ſiehe da, der Herr Hauptmann von Degenſcheu vergaß das Fodern auf die Klinge!

Degenſcheu konnte nun weiter kein Mittel, ſich zu rächen, ausfinden, und vor lauter Aerger reiſete er zu der Frau von Leerk, der Pflegemutter von Jettchen. Er kannte dieſe Dame von langer Zeit her, hatte ſie auf ihrem Gute öfters beſucht, und war bey dieſer Gelegenheit in Jettchen, oder vielmehr in ihr

Geld, mächtig verliebt worden. Weil aber zu jener Zeit gerade Wolfstein, als Sekretär zu Potu, noch Jettchens Liebling war: so fand er bey ihr kein Gehör, ohne jedoch zu erfahren, wer sein Nebenbuhler seyn mögte. Den Muth indeß ließ er nicht sinken, und sezte seine Besuche bey der Frau von Leers von Zeit zu Zeit fort, und that dieses auch, wie gesagt ist, zu der Zeit, da ihm Wolfstein, als Advokat zu Mollhusen, den Streich gespielt hatte.

Bey Tische machte Degenschen seiner Lunge zu schaffen, und fluchte auf Wolfstein weidlich, nannte ihn einen Schurken, advokatischen Esel und Buben, dem er auf Ehre, den Degen durch den Wanst rennen, oder mit der Pistole so begrüßen wollte, daß er krepiren müßte, wie ein angeschossen Thier u. s. w.

Frau von Leers und Jettchen horchten hoch auf, als sie Wolfsteins Namen nennen hörten! Sie fingen an, zu glauben, der Hauptmann habe von seinem Verhältniß mit Jettchen etwas gehört, aber der benahm ihnen diesen Wahn bald, als er den ganzen Hergang mit dem Rekruten hererzählte. Aber rä-

chen muß ich mich, fuhr er fort, oder der Teufel soll meine arme Seele in der ganzen Hölle herumpeitschen, wie die Schuljungen ihren Kreisel. So'n Schuft will einen Kassalier prellen? Ja, da kommt er mir recht!

Jettchen und die Frau von Leers hörten sehr gern, daß der Hauptmann wider Wolfstein äußerst aufgebracht war. Jettchens Liebe war seit der Nachricht über seine Untreue in Haß verwandelt worden; und darum hörte sie jezt nichts lieber, als Anstalten zur Rache an Wolfstein.

Sie haben Recht, Herr Hauptmann, sagte Frau von Leers: der freche Mensch muß so nicht durchkommen! Es wäre ja eine Schande, für Ihren Fänsten sogar, wenn so ein Advokätchen mehr ausrichten könnte, als ein Offizier von Ihrem Range!

Hauptmann: Freylich wohl! Und so lange der Kerl in Mollhusen bleibt, kann ich fast auf nichts mehr rechnen. Ich höre gar, daß er beym Magistrat anhalten will, daß man befehlen soll, mein Werbehaus täglich durchzuschnüffeln, und den Wirth bey hoher Strafe zu

obliſchiren, jeden neuen Rekruten bey Rath anzugeben, der dann jemanden ſchicken ſoll, um den Rekruten zu befragen: ob er freywillig Soldat werden wolle oder nicht.

Fr. v. Leers: Das würde Ihrer Werbung ſehr nachtheilig ſeyn.

Hauptmann: Schock Schwerenoth, keinen Mann kriegten wir freywillig! Ja, wenn ich und meine Spürhunde, die Rackers von Unteroffiziers, nicht dann und wann ſo einen Nebenku ausheckten: wir bekämen, ſtraf' mich Gott, gar nichts! Und eben die Nebenmenſchen will uns der Grünſchnabel geradezu legen.

Fr. v. Leers: Sie müſſen dafür ſorgen, daß er nicht ferner mehr in Mollhuſen exiſtire.

Hauptmann: Ja, wenn ich das könnte: auf Ehre, ein Dutzend Louisd'ors gäb' ich drum! Aber dazu ſehe ich keine Möglichkeit.

Fr. v. Leers: Nicht? Machen Sie ihn doch ſelbſt zum Soldaten!

Hauptmann: Schwere Noth, gnädige Frau, Sie haben Recht! Das Ding geht vielleicht an! Wolfſtein wird übermorgen, wie ich ſicher weiß, verreiſen. Er nimmt den Weg

über den Ringwald: da muß er eine Schenke passiren, wovon der Wirth mein eigen ist mit Leib und Seel'. Da nun werde ich Order geben, daß man ihn dort hinein bringe; und ist er einmal drin: so ist er verlesen: dafür stehe ich mit meiner Ehre! (schlägt sich auf die Brust.)

Frau von Leers und Jettchen ermangelten nicht, den Hauptmann in seinem Vorhaben zu bestärken, und Jettchen ließ ihn sogar von weitem merken, daß er sich bey ihr in Gunst setzen würde, wenn er seine Sache glücklich zu Stande brächte. Der Böswicht habe, sagte sie, den Minister von Rahlenberg, einen Mann, dem sie viel Ehrfurcht und Liebe schuldig sey, gröblich beleidiget, und wenn er dafür nach Verdienst gezüchtigt würde: so müßte sie dieß demjenigen recht großen Dank wissen, der den pflichtvergeßnen Buben die Ruthe tüchtig fühlen ließe.

Diese Versicherung war ein neuer Antrieb für den Hauptmann: denn er hoffte, sich bey Jettchen beliebt zu machen; und um dieß zu bewirken, würde er noch sonst was gethan haben: denn er war einer von denen, die zu allem

fähig sind, wobey sie mit heiler Haut wegkommen können. Ehre und Schande schäzte er nicht, aber vor einem bloßen Degen fürchtete er sich so ängstlich, als Jakob, der Erste, König in England: und doch war er ein Kriegsmann, und trug den Degen!

Der Hauptmann eilte nach Mollhusen zurück, um seine Nach-Anstalten einzurichten. Einer von seinen Unteroffizieren liebelte an der Magd in dem Hause, worin Wolfstein logirte, und durch die wußte man, daß er bald über den Ringwald verreisen würde. Wolfstein nämlich, hatte seiner Auguste seinen Unfall in Potn gemeldet, und ihr seine gegenwärtige Lage in Mollhusen angezeigt. „Ich habe Ihnen, schrieb er, zwar kein so glänzendes Glück mehr anzubiethen, als damals, da ich noch die Anwartschaft auf die Amtsrathsstelle zu Labach hatte; aber doch habe ich jezt so viel immer, daß wir davon werden leben können, ohne Mangel und Kummer. Ist Ihnen dieß genug, meine Theure, so komme ich, und hole sie ab."

Man erräth schon von selbst, was ein liebendes Mädchen auf so einen Antrag mag erwie-

dert haben. Wolfstein schickte sich also dazu an, nach Niederwiesen zu reisen, und sein Gustchen heimzuholen. Weil ihm aber damals nicht so ganz wohl war: so wollte er sich der kalten Luft auf dem offnen Postwagen nicht aussetzen, zumal des Nachts, und miethete einen Wagen bey einem Fuhrmann in Mollhusen, der ihn hin und zurück fahren sollte. Der Knecht des Fuhrmanns war ein Dutz- und Saufbruder von den Unteroffizieren des Hauptmanns.

Dieser Bursche bekam nun die Anweisung, sein Fahren so einzurichten, daß er im Ringswalder Wirthshause übernachten mußte: dafür sollte ihm ein Trinkgeld zu Theil werden, wie selbst der Burgemeister es ihm nie reichlicher geben würde. Der Kerl schlug ein, und versprach, alles aufs pünktlichste zu befolgen.

Wolfstein sezte sich ganz unbefangen in den Wagen, und fuhr ab. Die erste Nacht blieb er in einem Städtchen, wo er einen alten Bekannten von der Universität her antraf, der nach Wien reisen wollte. Beyde Freunde verplauderten viele Stunden, auch des andern Morgens; und nun mußte Wolfstein sehen sich

selbst es zuschreiben, wenn seine vorher berechnete Tagreise nicht herauskam. Er sah dieß unterwegs ohne Erinnern ein, und fragte, als der Abend herangraute, den Fuhrknecht, wo sie denn jezt wohl über Nacht bleiben könnten? Dieser gab den angewiesenen Gasthof im Ringwalde dazu an, und versprach, so zuzufahren, daß sie ihn noch vor der dunklen Nacht erreichen würden. Wolfstein dachte an nichts arges, und ließ sich dahin fahren: und so sieht man, daß oft zufällige Umstände ein Bubenstück unterstützen helfen.

Gegen Abend erreichten sie den Gasthof. Ein hübscher Mann, Herr Schiel, empfing unsern Helden sehr artig, und auf die Frage: ob er über Nacht da bleiben könnte? antwortete der Wirth: daß er nur noch Ein Stübchen leer hätte: die beyden andern bewohnte eine kranke Dame, die auch nicht weiter hätte kommen können.

Wolfstein ging in die Gaststube, ließ sich Wein geben, und las in seinem Seneka. „Aber, trat der Wirth zu ihm, Sie verzeihen: ich muß die Namen und den Stand derjenigen aufschreiben, welche bey mir logiren, um unserm Vors-

ſchulzen Rechenſchaft davon geben zu können.“ Das iſt brav, erwiederte Wolfſtein: ich bin der Advokat Wolfſtein aus Mollhuſen, und reiſe ins Hannövriſche. Der Wirth verbeugte ſich, ſchrieb den Namen auf und ging ſeiner Wege.

Ein junges hübſches Mädchen hatte dieß mit angehört, war herauf gegangen, und kam nach einer Viertelſtunde wieder herunter. „Mein beſter Herr, war ihre Anrede an Wolfſtein, Sie ſind ein Advokat, wie ich zuvor gehört habe: das hab' ich meiner gnädigen Frau wieder geſagt, und die läßt Sie bitten, auf einen Augenblick zu ihr herauf zu kommen: ſie iſt gar ſehr krank.

Wolfſtein, der kein Bedenken trug, dem Mädchen zu folgen, fand eine junge Schöne, dem Anſcheine nach krank, in einem Bette liegen, die ſich folgendermaßen mit ſchwacher Stimme gegen ihn äußerte: „Ich höre, mein Herr, daß Sie ein Rechtsgelehrter ſind: dürfte ich Sie nicht bitten, mir eine Bittſchrift an die fürſtliche Regierung nach Poln aufzuſetzen? Ich liege hier ſchon drey Wochen krank, und fange an, Mangel zu leiden. Mein Vormund

ist der Amtmann Scharfstein, an welchen ich auch schon um Geld habe schreiben lassen; allein er antwortet mir nicht einmal. Vielleicht hoffet er gar, daß ich sterben soll, um alsdann mein Vermögen größtentheils an sich zu ziehen.

Wolfstein kannte den Amtmann, und wußte, daß er, als ein bekannter Bösewicht, wohl so was im Sinne haben könnte. Er versprach also der Dame, eine Bittschrift aufzusetzen, und foderte Papier und Schreibzeug. Aber der Wirth meldete schon, daß das Essen fertig sey, und die Dame bath, nur erst das Abendbrod verzehren zu wollen: das Schreiben könnte ja nach Tische noch gemacht werden.

Wolfstein fand noch zwey Reisende bey Tische, welche, wie sie sagten, zu Pferde gekommen waren, und noch weiter wollten. Sie sprachen von verschiednen Dingen, und schienen auf Wolfstein gar nicht Acht zu geben.

Nach dem Essen ging Wolfstein zu der Dame, ließ sich nochmals alles erzählen, und fing dann an, aufzuschreiben. Aber kaum war eine Stunde vergangen, so gegen eilf Uhr, als ein ältlicher Mann mit zwey starken jungen Kerlen ins Zimmer trat. „Aha, rief er, finde ich

dich hier? — Die Dame verbarg ihr Gesicht unter der Decke; der ältliche Mann aber riß dieselbe mit Gewalt zurück, und belegte das Frauenzimmer, welches er seine nichtswürdige ungerathene Tochter nannte, mit den ärgsten Schimpfnamen.

Endlich kehrte er sich gegen Wolfstein: und Sie, mein Herr, sind wohl der schändliche Verführer meiner Tochter? Wolfstein protestirte, aber der Alte glaubte von allem nichts. Steh auf, sagte er zu dem Frauenzimmer, du mußt sogleich mit! Zitternd gehorchte die Dame, stand auf und in einem Augenblick war sie angezogen. Keine Spur von Krankheit äußerte sich bey ihr nun weiter. Wolfstein vermuthete jezt selbst, daß der Alte recht haben mögte. Als aber dieser foderte, daß auch er sich mitbegeben müßte, fing er an zu remonstriren. Hier hilft alles nichts, antwortete der Alte: sind Sie schuldig: so müssen Sie als Räuber eines Mädchens bestraft werden; sind Sie aber unschuldig: so sind' Sie Morgen um acht Uhr frey. Der Wirth trat zum Schein auch hinzu, und behauptete: der Herr müsse, wie ihn dünke, ganz unschuldig seyn, weil er erst den Abend zu-

vor angekommen wäre. Aber der Alte ſagte weiter nichts dazu, als: „Mit ihm, Herr Wirth, wird man auch noch ſprechen!“ — Die beyden ſtarken Burſche ſchleppten unſern Wolfſtein fort in einen Wagen, der ſchon bereit ſtand, ſezten ſich zu ihm hinein; und nun ging die Reiſe ſchnell in den Wald.

Dreyßigſtes Kapitel.

Der Straßenräuber beſchämt den Menſchenfeind.

Sie waren etwan eine halbe Stunde vorwärts gefahren, als auf einmal der Wagen anhielt, die beyden ſtarken Leute herausſtiegen, und dem Hauptmann von Degenſchen und noch einem Unteroffizier Platz machten. Wolfſtein erſchrack nicht wenig, als er des Hauptmanns Stimme wahrnahm. Was iſt das? rief er aus: wie kommen Sie hieher, Herr Hauptmann?

Ja, was das iſt? Nicht wahr, Bürſchchen, das hätt' Er ſich nicht träumen laſſen! Aber ich

will's ihm nur ſagen: Er iſt mein Rekrut! Morgen kommen wir ins Land unſers Fürſten, und dann iſt es alle mit ihm. Wenn er in Zukunft exerziert und brav Schmiere kriegt, dann wird Er's bedauren, daß Er ſich's hat gelüſten laſſen, ſich einen Werb-Offizier auf den Hals zu hetzen. Verſteht Er's?

In dieſem Ton fuhr Held Degenſchen noch lange fort, und rächte ſich mit Worten nach Herzensluſt an Wolfſtein, nach Art aller Poltrons und aller Niederträchtigen, welche bey dem Unglück Anderer gern ihren Spott treiben, vorzüglich, wenn ſie ſelbſt die Urheber dieſes Unglücks geweſen ſind, und doch durch Spott ſich gern vom Gegentheil überzeugen mögten.

Wolfſtein ſah, daß er gefangen war, antwortete aber dem niederträchtigen Hauptmann aus Verachtung kein Wort, und überließ ſich ganz dem Gedanken an ſein Misgeſchick. Und ob er gleich recht gute Grundſätze über die Schickſale der Menſchen im Kopf und im Seneka in der Taſche hatte: ſo fühlte er doch jezt, daß er buchſtäblich unglücklich wäre, und daß folglich der Grundſatz der Stoiker: „der Weiſe ſey niemals unglücklich" entweder falſch ſeyn oder

doch anders erklärt werden müsse, als die Worte ihn geben.

Sie mogten ohngefähr eine Stunde gefahren seyn, als ihnen eine Stimme zurief: „Halt Kutscher, oder du bist des Todes!“ Der Kutscher hielt nicht, und eine Kugel zerschmetterte ihm das Gehirn.

Da nun stand der Wagen: denn ein Mann sprang zugleich zu den Pferden und hielt sie an. Ein Andrer, mit einer kleinen Blendlaterne, trat an den Wagenschlag: „Keine Bewegung, sprach er, oder ich schieße dem, der sich muckt, dieses Pistol vor den Kopf. Wo ist der Advokat Wolfstein?“

Wolfstein meldete sich. Steigen Sie heraus, mein Herr, sagte der Mann: Sie sind frey!

Wolfstein stieg aus. Aber ihr da drinnen, sollt auch heraus, sagte der Mann weiter.

Zitternd kam der Hauptmann und der Unteroffizier auch heraus. Jeder hatte ein geladenes Pistol. Was soll das? fragte der Mann. Den Augenblick werft die Puffer hin, oder —. Sie ließen die Pistolen fallen.

Da sieht man's, was ihr für Helden seyd! Habt Degen und Pistolen, und ergebt euch wie Memmen! Elende Schächer, die ihr seyd! — Wie viel Geld hast Du bey Dir, Degenscheu? fragte er den Hauptmann.

„Ohngefähr zehn oder zwölf Thaler."

„Zeige deinen Beutel!"

Der Hauptmann that es. Der Mann besah das Geld, und gab es zurück. Es ist zu wenig: ich mag es nicht; behalte was Du hast, und wisse, daß ein Räuber — denn der bin ich — edler handeln kann, als ein Menschendieb, wie du bist. Ich — mache diesen ehrlichen Mann frey, und Du — du hast ihn durch eine Büberey zum Sklaven machen wollen. Dich nährt Bürger und Bauer — sonst müßtest du verhungern — daß du sie und das Ihrige mit beschützen sollst: und du raubst — sie; und ich nur das Ihrige. Schäme dich, nicht einmal gegen einen Straßenräuber offnes Auges stehn zu können! Aber kommen Sie, fuhr er fort gegen Wolfstein: wir wollen uns in den Wagen setzen. Ihr beyde könnt marschiren, wohin ihr wollt! Drey Stunden von hier, am Lan-

gen Stein, bleiben Pferde und Wagen ſtehen; dort könnt ihr ſie wieder finden.

Als er dieß geſagt hatte, ſtellte der Räuber ſeine Blendlaterne in den Wagen, hob dann den ſtaunenden Wolfſtein hinein, ſtieg nebſt noch einem Gefährten ſelbſt nach, und ein Dritter, der die Pferde angehalten hatte, machte den Kutſcher: und ſo gings in vollem Sprunge vorwärts.

Kommt Ihnen das nicht ſpashaft vor, was Sie dieſe Nacht erlebt haben? fragte der Anführer den Geretteten.

Ich muß geſtehen, daß ich noch nicht einſehen kann, wie alles zuſammen hängt, erwiederte Wolfſtein.

Nichts iſt leichter einzuſehen, als dieß, fuhr der Räuber fort. Erinnern Sie ſich noch an die beyden Fremden, in Reiſe-Kleidung, die Geſtern-Abend mit Ihnen aßen? dieſe waren wir beyde, ich und der da: jener auf dem Bock iſt unſer Mitgehülfe. Wie Sie uns jezt ſehen, gehen wir gewöhnlich als Räuber. Wir kamen in die Schenke, um zu eſſen; wahrlich, in keiner andern Abſicht. Nachdem aber Sie zu der Dame hinauf waren, die man Ihnen den Tag vor-

her voraus geschickt hatte, und die die Mätresse des Hauptmanns seyn soll, kam dieser und sein Unteroffizier, und noch drey Männer in Bürger-Kleidung aus dem Nebenzimmer, und gaben dem Wirth seine Verhaltungsregeln. Sie sprachen zwar sachte; aber unser einer hat feine Ohren. Ich ging nachher von ohngefähr in den Hof, und hörte hier neuerdings, wie Ihr eigner Fuhrknecht der neugierigen Wirthsmagd den ganzen Plan mittheilte, welchen man mit Ihnen spielen wollte. Ich nahm sogleich meine Maaßregeln, rief meinen Gefährten, zahlte, und da eben der Mond aufging, ritten wir fort, und an der Stelle, wo ich Sie befreyte, gaben wir die Pferde einem von unsern Leuten, und warteten, bis der Wagen mit Ihnen und den saubern Herren herankam.

Wolfstein: Tausend Dank, mein Herr! Aber bin ich denn jezt wirklich frey?

Räuber: Wie Sie Gott erschaffen hat! Glauben Sie denn, daß ich Sie deswegen aus den Händen der Menschendiebe gerissen habe, um Sie auf eine andre Art von neuem in die Sklaverey zu stürzen? Da irren Sie sehr: ein

ehrlicher Räuber hält Wort. Sie ſehen mich an? Aber ich verſichre Sie: ein Räuber weiß manchmal auch, was edel und recht iſt, und übt es oft beſſer aus, als mancher ſeiner privilegiirten Collegen.

Wolfſtein: Ich begreife von dem allen noch nichts: doch thut es mir leid, daß meinetwegen ein Unſchuldiger ums Leben kam, der arme Kutſcher!

Räuber: Den nennen Sie unſchuldig? Das war einer von den ärgſten Buben, die es nur geben kann, und den ich nicht einmal in meiner Bande hätte haben mögen: denn ich muß Ihnen nur ſagen, ich bin der Hauptmann der Geſellſchaft, die dieſen Wald und die herumliegende Gegend etwas unſicher macht. Der Kerl iſt zu allem bereit geweſen, hat fremde Reiſende Werbern in die Hände geſpielt, und hat ſogar die, welche ſich ſeinem Fuhrwerk anvertrauten, an Leute von meiner Bande zum Plündern ausgeliefert. Jezt hat er ſeinen Lohn nach Verdienſt. Doch ich ſehe, wir ſind bald da, wohin ich Sie und uns bringen wollte. Hier geht ein Weg rechts ab; den ſchlagen Sie ein, und ſo kommen Sie in einer halben Stunde an

ein Dorf. Dort kehren Sie in den Gasthof gleich Links ein und ruhen Sie aus. Haben Sie noch Geld?

Wolfstein: Meine Börse steht Ihnen zu Diensten: das ist nur eine geringe Erkenntlichkeit für Ihre Wohlthat.

Räuber: Pfuy! Wer wird Geld von Ihnen nehmen: Gut, daß Sie noch einiges haben: sonst hätt' ich Ihnen welches geben wollen. Aber wir müssen uns trennen.

Wolfstein: Edler Mann, könnt' ich Ihnen doch beweisen, daß ich gern dankbar seyn mögte!

Räuber: Wer das will und nicht kann, ist es schon. Jezt ist die Zeit zu kurz, um weiter zu reden: der Tag rückt näher. Hüten Sie sich forthin nur vor Werbern, und reisen Sie nicht mehr so allein! Vorzüglich vertrauen Sie sich keinem Fuhrmann oder Lohnkutscher an, die Sie nicht genau kennen. Die Kerls, zumal in hiesiger Gegend, sind meistens Spitzbuben. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder: ich weiß Ihren Namen. Adjöh!

Mit diesen Worten entfernte sich der Räuber und dessen Gefährten, deren einer die Pferde auf dem bestimmten Fleck anband, schnell ins Gebüsch, und unser Wolfstein stand da, betäubt und verlassen. Was wollte er machen! Bleiben war nicht rathsam: denn er konnte vermuthen, daß der Hauptmann und dessen Unteroffizier, um Pferde und Wagen zu retten, nachkommen würden; und dann war er von neuem hin. Er folgte also dem Rath des Räuber-Hauptmanns und ging — Gott weiß, in welcher Stimmung! — rechts nach dem Dorfe zu.

Erst nach einer Stunde erreichte er den Gasthof. Es war jezt heller Tag und alles munter. Er trat hinein, und foderte Kaffee, der ihm bald gebracht wurde. Als er sich etwas erholt hatte, ging er zum Dorfrichter, dem er den ganzen Vorgang erzählte, um sich auf jeden Untersuchungs- oder Beschuldigungsfall von dem Verdacht zu reinigen, als wenn er an der Ermordung des Kutschers hätte Antheil haben mögen. Den Hauptmann Degenschen hielt er jezt zu allem fähig. Der Dorfrichter sezte die Sache auf, und bath unsern Angst-Mann, wenigstens bis Mittag zu bleiben, um dann zu hören, was

das Oberamt entscheiden würde. Wolfstein lobte die Vorsicht des Richters, versprach zu bleiben, und wartete in dem Gasthof.

Es war ihm nicht wohl, und da er dieß dem Mangel an Schlafe, und der angstvollen Erwartung zuschrieb, so foderte er ein Bette. Aber kaum hatte er sich hingelegt, als ihn ein heftiger Frost ergriff, der ihn fühlen machte, daß ein Fieber bevorstehe. Die Leute im Hause waren gut, und holten sofort ihren Dorfkalbier, oder ihren Herrn Doctor, wie sie ihn nannten. Zum Glück war dieser Herr Doctor, Namens Schreinhelm, ein Mann von Kenntnissen und Erfahrung, und nichts weniger, als Scharlatan. Er gab beynahe gar keine Arzney, schrieb blos das Verhalten vor, und versicherte, daß die Krankheit bald gehoben werden könnte, wenn der Kranke sich nur danach halten würde. Es war, wie er sagte, ein dreytägiges Fieber, und der Erfolg zeigte, daß er recht hatte.

Nach einigen Tagen befand Wolfstein sich etwas besser, und wollte schon zurück nach Mollhusen. Aber von hier bis dorthin, versezte Schreinhelm, den er deswegen zu Rathe zog, sind achtzehn Meilen, die kein Kran-

ker von ihrer Art machen kann, ohne ſich der gröſsten Gefahr auszuſetzen. So ſchwach Sie jezt noch ſind, dürfen Sie bey der kaltfeuchten Witterung nicht eine Meile fahren und nicht eine Viertelmeile zu Fuße gehen; und reiten taugt für Sie gar nichts. Alſo müſſen Sie hier bleiben. Hier haben Sie ohnehin gute Pflege, die Leute im Hauſe ſind redlich, und hier leben Sie auch weit wohlfeiler, als in Mollhuſen: alſo bleiben Sie immer!

Wolfſtein ſah, daſs Schreinheim recht hatte, und entſchloſs ſich, zu bleiben.

Nachmittags kam der Amtmann von Hohloch, mit ſeinem Schreiber und vernahm ihn aufs genauſte über alle Umſtände, die in der merkwürdigen Nacht vorgefallen waren. Alles wurde zu Protokoll genommen, und nach acht Tagen erhielt Wolfſtein ein Schreiben: „daſs er hingehen könnte, wohin er wolle, indem ſeine Unſchuld hinlänglich am Tage liege.“

Das Fieber hatte ſich durch die Aufſicht des Herrn Doctors, durch die genaue Diät des Patienten und durch die gute Pflege der Wirthsleute auch gegeben: und ſo war unſer Held im Stande, entweder nach Mollhuſen zurück

zu reiſen, oder ſeine Fahrt zu ſeiner Geliebten zu verfolgen. Zu lezterem fühlte er ſich indeß doch noch zu ſchwach: alſo entſchloß er ſich zum erſten, bezahlte ſeinen billigen Wirth und ſeinen noch billigern Arzt, und ging zurück nach Mollhuſen.

In Mollhuſen wurde er von allen ſeinen Bekannten mit offnen Armen empfangen, und die Frauenzimmer konnten gar nicht fertig werden mit allen Fragen, und bey jeder Antwort, die er ihnen gab, riefen ſie aus: „Ach, Herr Jeh! Nicht möglich! Da hätt' ich den Blaſſen!“ u. ſ. w. Man muß nämlich wiſſen, daß die Damen zu Mollhuſen, troz ihrer hohen Naſen, die Pöbelſprache doch ſehr gut inne hatten, und ſie mit unter auch ſprachen, wie die Waſch- und Höckerweiber.

Der hochlöbliche und hochweiſe Magiſtrat hatte indeſſen durch den Amtmann von Hoſloch den ganzen Vorgang erfahren, und da er ſich in der Perſon des Advocati immatriculati tit. Hrn. Wolfſtein ſehr beleidigt fand: ſo ließ er Hauptmann Degenſchen befehlen, binnen 24 Stunden die Stadt Mollhuſen ejusdemque territorium et dependentias zu räumen ſob

poena incarcerationis ulteriorisque inquisitionis, verosimiliter criminalis.

Der Hauptmann, so dumm er sonst war, verstand doch, was dieß heißen sollte, und skisirte sich, wie der Student zu sprechen pflegt, mit allen seinen Unteroffizieren nach seiner Garnison. Bisher war er blos Stabskapitän gewesen; er erhielt aber gleich bey seiner Ankunft eine Kompagnie zur Belohnung seiner treuen Dienste auf der Werbung, das ist, seiner dabey begangenen Filuſtreiche, und noch obendrein den Fledermaus-Orden fürs Verdienst ums Vaterland, das heißt, um den Fürsten.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Wieder ein dummer Streich, und böse Folgen desselben.

Wolfstein hatte schon von Kirchhausen — so hieß das Dorf, wo er krank gewesen war — an Gustchen geschrieben, und ihr seinen Unfall und dessen Erfolg gemeldet. Das gute

biedere Mädchen würde sich sonst ihres Geliebten Aufenthalten nicht haben erklären können. Ob sie aber gleich in lezterer Hinsicht sich, nach Wolfsteins Versicherung, beruhigen konnte, so konnte sie es doch weit weniger wegen dessen Krankheit: denn Verliebte sollen sich gar sehr bekümmern, wenn der geliebte Gegenstand krank liegt, und was das Aergste ist, sie quälen sich durch Vergrößerung der Krankheit noch weit ärger. Sie schrieb also fast alle Postage, und versicherte, daß sie nicht eher ruhen und rasten könnte, bis sie ihren Franz gesund und wohl umarmen würde.

Wolfstein machte auch wirklich Anstalten zur zweyten Reise, nur wollte er jezt Extrapost nehmen, um sich nicht abermals ärgerlichen Eventheuern auszusetzen. Als er mit seiner Vorbereitung beynahe fertig war, trat ein Offizier in sein Zimmer, der sich folgender Maßen vernehmen ließ:

„Mein Herr Licentiat,*) Sie sehen mich vielleicht nicht gern, da Ihnen meine Uniform

*) In den Reichsstädten heißen die Advokaten gewöhnlich Licentiaten: so heißen sie auch in der Pfalz und anderwärts. Ich denke, der Name, Licentiat, schickt

eben keine angenehme Erinnerung machen kann. Aber ob ich gleich eben dem Fürsten diene, dem der feige und niederträchtige Degenschen so unwürdig dient: so muß ich Ihnen doch sagen, daß ich ganz anders denke, und empfinde, als Degenschen.

Wolfstein: Ich weiß nicht, mein Herr, wozu Ihre Entschuldigung dienen soll. Ich war nie so einfältig, Leute von einerley Stand oder Kleidung in Absicht ihrer Grundsätze und Handlungen auch für einerley anzusehen.

Offizier: Schön! Ich darf also hoffen, daß Sie mich ruhig anhören werden?

Wolfstein: Reden Sie, was Sie wollen: ich werde mich bemühen, Ihnen eine Antwort zu geben.

Offizier: Ich bin der Hauptmann von Lachmund, in Diensten des Fürsten von Ringmauer, und stehe unter dem Regiment des General-Leutnants von Harzfeld, unter

---

sich für einen Advokaten recht gut: denn er hat la licentiam fallendi, leges detorquendi, judices corrumpendi, lites prolongandi, mentiendi, pejerandi et furandi hic et ubique terrarum.

deſſen Inſpektion auch jenes ſteht, wobey D e g e n ſ c h e n Hauptmann iſt.

W o l f ſ t e i n: Noch ſehe ich nicht, wo Sie hinaus wollen.

O f f i z i e r: Ich will mich Ihnen deutlicher machen. Alle Offiziere unſrer Inſpection wiſſen, wie ſchändlich der Hauptmann D e g e n ſ c h e n an Ihnen gehandelt hat: jeder rechtliche Mann unter denſelben ärgert ſich darüber, und wünſcht, daß der Unwürdige ſeine Strafe erhalten möge. Beſonders wünſcht dieß unſer General-Leutnant H a r z f e l d. Eben deswegen hat man auch den Hauptmann ſchon zur Unterſuchung gezogen; aber er leugnet alles, und giebt zum Beweis ſeiner Behauptung an, daß Sie ihn ja nicht verklagt hätten, welches Sie doch gewiß würden gethan haben, wenn er ſich ſo, wie man vorgäbe, an Ihnen vergangen hätte.

W o l f ſ t e i n: Ich denke an dieſen verhaßten Handel nicht mehr; und wenn ich auch dem Hauptmann ſein Bubenſtück nicht vergeben kann: ſo will ich mich doch an ihm wenigſtens nicht rächen.

Offizier: Sie denken sehr edel; aber Ihre Ehre müssen Sie doch vertheidigen, Herr Licentiat! Wird der Hauptmann nicht bestraft: so wird die Sache so verdreht, daß jeder sie zu Ihrem Nachtheil erzählen und deuten kann. Ueberdieß, was haben wir andern Offiziere gethan, daß man unsern Stand eines Buben wegen verachten soll! Wenn Sie aber klagbar einkommen, Herr Licentiat: so wird Ihre und unsere Ehre gerettet, und der Schurke bekommt seine verdiente Strafe. Auch giebt so was ein gutes Beyspiel auf die Zukunft, daß sich niemand wieder unterfängt, etwas ähnliches vorzunehmen.

Wolfstein fand endlich die Gründe des Hauptmanns Lachmund triftig, und versprach, klagbar einzukommen. Der Hauptmann beredete ihn, da der Herr Licentiat, wie er gehört habe, doch bald nach Niederwiesen ins Hannöverische reisen wollte, seinen Weg über Pilla zu nehmen, wo der General-Leutnant anzutreffen wäre. Da denn sollte er seine Klage gleich mündlich anbringen: dieser General sey ein Mann von unbestechlicher

Redlichkeit und Gerechtigkeit: er würde gewiß die ſtrengſte Juſtiz handhaben.

Weil der Hauptmann ſo gut zu ſprechen wußte, und alle Betrügereyen, vorzüglich die Schurkereyen der Werbèr, ſo ſehr zu verabſcheuen ſchien: ſo traute Wolfſtein gänzlich deſſen Worten, und reiſete auf Pilla zu. Der Hauptmann war den Tag vorher auch dahin abgegangen.

Als Wolfſtein ins Thor hereinkam, wurde er, wie gewöhnlich, nach ſeinem Namen gefragt. Kaum hatte er ihn angegeben, als der Offizier von der Wache, ein dummer, hämiſcher Fähndrich, deſſen Gleichen Legion heißt, an den Wagen trat, und mit teufliſchem Lachen ausrief: Aha, ſchon hier, Bürſchchen? Jezt ſoll das Lied ſchon anders klingen! Hier giebt es keine Räuber, die die Rekruten in Freyheit ſetzen. Nur herunter, mein ſchöner Mosjöh!

Wolfſtein ſtannte und ſaß da, wie vom Donner gerührt. Der grobe dumme Kerl von Fähndrich aber weckte ihn bald ſchrecklicher. Na, rief er, ſoll ich ihm Füße machen? Wenn er nicht raſch herunter iſt: ſo fuchtele ich ihn, daß er des Teufels wird! Marſch herunter mit ihm!

; Wolfstein machte Einwendungen, und wollte sich vertheidigen; aber der Korporal, so grob und impertinent, wie Zutzel, den der Verfasser dieser Geschichte im zweyten Bande seiner Biographie geschildert hat, riß ihn heraus, und schleppte ihn mit einem: „will der Mosjöh noch räsonniren?“ in die Wachtstube. Der Postillion erstaunte über den Vorgang, und fragte den Fähndrich: was denn das werden sollte? Fahr du zu allen Teufeln, erwiederte der Fähndrich. Ja, versezte der Postillion, der Herr spricht auch, wie er's versteht! Was soll denn mit dem Koffer werden, den der Passaschier bey sich hat? So, so, war des Fähndrichs Antwort: allons! Einige Mann von der Wache schnallen den Koffer ab, der dem Rekruten gehört!

Der Koffer wurde abgeschnallt und in die Wachtstube getragen. Der Postillion, der sich sein Trinkgeld hatte bringen lassen, drohte mit Verklagen über eine gewaltsame Mishandlung der Post, stieß dann in sein Horn, und fuhr in den Gasthof.

Wolfstein brachte die Nacht zu, wie man leicht rathen kann. Er bereute es, aber leider

zu ſpät, daß er ſich durch den niederträchtigen Hauptmann Lachmund *) ins Unglück habe ſtürzen laſſen. Nun ſahe er keine Rettung vor ſich; und die Soldaten auf der Wache machten ihm auch nicht den vortheilhafteſten Begriff von dem Dienſt im Fürſtenthum Ringmauer. Die ganze Nacht durch fluchten ſie, riſſen Zoten, und ſuchten eine Ehre in ihren begangenen Bübereyen. Einige waren ſo ſehr ohne Menſchengefühl, daß ſie ſich ſogar rühmten, ſo und ſo oft Gaſſen gelaufen zu ſeyn, und ſo und ſo viel Prügel bekommen zu haben.

Der Fähndrich, der als Strohjunker nichts gelernt hatte, und daher ein wüſter Burſche

*) Friedrich V, König von Dänemark, ein Fürſt, dem wenige gleich kommen, und der in mancher Hinſicht ſelbſt Friedrich II, übertraf, hatte, wie dieſer, die Gewohnheit, auf die Namen derer, mit denen er in Verbindung war, oder kommen ſollte, Acht zu geben, und entweder günſtig oder ungünſtig von ihnen nach dem bloſſen Namen zu urtheilen. Einſt wurde ihm ein Seemann empfohlen. Der König nahm ihn ſehr herablaſſend auf, fragte ihn aber gleich, wie er hieſſe. Lachmund, ſagte der Seemann. Der König wiederholte den Namen einigemal, und ſagte alsdann ſehr raſch: „Ich kann Ihn nicht brauchen: ein Kerl, mit ſo einem Namen, iſt entweder ein Narr oder ein Schuft.“ Man ſehe das deutſche Muſeum, ich weiß aber nicht mehr in welchem Stück. Das wäre eine Quaſi-Phyſiognomik der Namen! —

war, blieb die Nacht über in der Wachtstube, weil auch er keinen bessern Zeitvertrieb kannte, als Zoten reißen, fluchen, und von liederlichen Händeln erzählen hören. Wie gefällt Ihm das Leben hier? fragte er Wolfstein. Wolfstein sah ihn an mit verächtlichem Blick, und schwieg. „Na, fuhr er nach einem Weilchen fort, es wird ihm schon gefallen, wenn er erst mal wird hundert Stück Kommisbrode gefressen, und tausend Hiebe wird verschluckt haben.“ Die Soldaten wieherten ihrem Herrn Fähndrich lauten Beyfall zu, und ließen ihren groben Musketierwitz, den erbärmlichsten, der sich nur denken läßt, an dem armen Wolfstein aus. Wehe wirklich dem, der das Unglück hat, den Spöttereyen der Soldaten ausgesezt zu seyn, wenn ihr Offizier dumm genug ist, dieses zu billigen!

Früh erst brachte man den Gefangnen auf die Hauptwache. Hier gings ihm nicht besser, als auf der Wache am Thore. Er hatte noch nichts gegessen, fragte also, ob er nichts dazu haben könnte. Der Unteroffizier, welcher im Stockhaus das Kommando führte, zeigte eine gravitätische Korporals-Miene, und versicherte,

daß er erlauben wolle, Brod und etwas dazu bringen zu lassen; nur keinen Schnapps: denn der darf, wie er hinzusetzte, gar nicht ins Stockhaus kommen.

Wolfstein gabs Geld her, und zwar, da er keine Münze hatte, einen ganzen Thaler, und bath, daß man ihm Weißbrod und Butter bringen mögte. Der Soldat ging, kam und brachte, daß wenigstens die Wache daran genug hatte — es waren drey Mann und ein Unteroffizier im Stockhause. Er legte es vor Wolfstein hin, der davon nahm, und den Soldaten, der es geholt hatte, bath, auch davon zu essen. Sogleich griffen alle drey, nebst dem Unteroffizier zu, der denn endlich geschmeidig wurde und nun selbst rieth, Schnapps holen zu lassen, freilich seines eignen Appetits wegen.

Noch hatte der Soldat unserm Gefangnen sein Geld herausgegeben; er lief also fort, holte eine große Flasche Kümmel, und stellte sie auf den Tisch. Zugelangt, Landsmann, sagte der Unteroffizier zu Wolfstein. Dieser dankte. Desto besser, sagte jener, so betrinkt Er sich doch nicht. Die Herren ließen sichs auf Wolfs

steins Unkosten schmecken; aber von seinem ganzen Thaler bekam er auch keinen Deut.

Drey Tage saß Wolfstein auf der Hauptwache, ohne daß er wäre verhört worden. So oft die Wache aufzog, kamen Offiziere, besonders junge Fähndriche, ins Stockhaus, beschnüffelten den Arrestanten, thaten allerhand Fähndrichs-Fragen an ihn, und verließen den Gebeugten wieder mit einem gewissen hämischen Lächeln, dessen aber nur ein gefühlloser Bube fähig ist. „Das sind polirte Menschengestalten ohne polirten Menschensinn, dachte Wolfstein: Bürger und Landmann füttert sie, damit sie einen Staat im Staate machen können!“ —

Den vierten Tag früh kam der Adjutant des Guvernörs, und befahl, daß der arrestirte Rekrute zum Guvernör sollte gebracht werden. Wolfstein freute sich über diesen Befehl: er hoffte, dem Guvernör seine Unschuld hinlänglich zu beweisen, und seine Freyheit wieder zu erhalten: ein Zeichen, daß er das Soldatenleben nicht kannte.

Man brachte ihn zum General-Leutnant von Harzfeld, einem Manne von sechs und sechs-

zig Jahren, der gerade vier und funfzig gedient hatte, und blos seinem langen Dienen — denn er war ohne alles Verdienst — die General-Leutnants- und Guvernörstelle, den grünen Guckucks- und den Katzen-Orden fürs Verdienst zu verdanken hatte. Die Wichtigkeit seiner hohen Person und seiner Aemter pflegte er blos durch Grobheit, Stolz, Impertinenz und durch erbärmliches Schreyen anzuzeigen. Man hätte schwören sollen, der Mann wäre sonst Eselstreiber gewesen: denn er hatte sich gerade so eine Stimme angewöhnt, wie die Eselstreiber sie zu führen pflegen.

Als dieser Ehrenmann unsern Wolfstein erblickte, brüllte er ihm entgegen: Ha, da ist er ja, der Sackermenter, der Rekrute, der sich durch Straßenräuber losmachen läßt! Aber warte Bürschchen, das kurländische Wetter soll ihn schon treffen! (Wolfstein staunt über den ungezogenen Ton — und schweigt.) Na, kann er nicht reden? Hat er's Maul mit Pech zugestopft?

Wolfstein: (mit Anstand) Herr General, ich bin weder Ihr Rekrute, noch habe ich mich durch Räuber losmachen lassen.

General: Was? er wäre nicht mein Rekrute? Nun, mein Rekrute iſt er freilich nicht: der Hauptmann Degenſchen hat ihn angeworben!

Wolfſtein! So wenig wie Sie, Herr General! Der Hauptmann hat ſich ſehr unwürdiger Wege bedient, mich in ſeine Gewalt zu bekommen. Erlauben Sie mir, den Vorgang zu erzählen.

General: Ich brauche keine Erzählung. Genug, er iſt Rekrut, und muß dienen: er iſt ſelbſt Schuld daran.

Wolfſtein: Ich bin völlig unſchuldig; aber freilich, wenn Gewalt vor Recht geht: —

General: Was? Ich glaube gar, er räſonnirt noch! Das Donnerwetter ſoll ihm in den Magen fahren! Aber ich will mich nicht ärgern: führt ihn nur wieder auf die Hauptwache!

Wolfſtein blieb vierzehn Tage auf der Hauptwache, ohne daß ſich jemand nach ihm erkundiget hätte. Er lag die meiſte Zeit auf der Pritſche, und vor aller langer Weile las er im Seneka, und zur Abwechſelung im Cicero von den Pflichten.

Den funfzehnten Tag früh kam der Adjutant ins Stockhaus. Nun, wie ſtehts? war ſeine Anrede: Hat er ſich jezt beſonnen und will er nun freywillig und ohne alles Murren Soldat werden? Nein, durchaus nicht! erwiederte Wolfſtein.

Eh bien, fuhr der Adjutant fort, ſo muß Er nach Samerkand, der Hauptſtadt unſers Landes. Dort wird ſeine Sache vor dem Kriegskollegium unterſucht werden. Legt ihm die Schellen an!

Der Profos griff zu: dieß brachte den Gekränkten außer ſich; aber er mußte ſich fügen. Man legte ihm eine Kette an, an den rechten Fuß und an die linke Hand, ſo wie einem groben Verbrecher, den man transportiren will. Gratulire, Bürſchchen! rief der Adjutant, und legte ſich ans Gitterfenſter.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Wolfſtein nolens volens Soldat.

Der Gefeſſelte wußte nicht, was er bey dieſer barbariſchen Behandlung denken ſollte; aber er wußte noch weniger, daß er ein dummer Teufel war, der das Militärweſen gar nicht kannte. Wäre er nur ein Jahr an einem Orte geweſen, wo eine Garniſon liegt, und hätte er da auf das Verfahren der Offiziere gegen die, welche in ihre Klauen fallen, nur etwas Acht gegeben: es würde ihn das, was er jezt erfuhr, wenigſtens nicht befremdet haben, oder vielmehr ihm nicht begegnet ſeyn. Gegen den Strohm ſchwimmt kein Kluger: das nämlich war es, was er überſah.

Als der Adjutant ſeine Unterredung mit einer gemeinen Straſſendirne am Gitterfenſter vollendet hatte, befahl er dem Gefeſſelten, ihm zu folgen, und er folgte ganz betäubt und von Schaam faſt erdrückt. Man brachte ihn an ei-

nen Ort, wo noch ohngefähr dreyßig Rekruten ſtanden, welche weiter gebracht werden ſollten. Hier wurde er der beſondern Aufſicht des Offiziers, der dieſes Commando zu führen hatte, empfohlen, mit dem Zuſatz: „Es ſey eine tückiſche Seele, die zur Räſon müſſe gebracht werden.“ — Ach, dachte er, mögten doch eben die, welche alles zur Räſon bringen wollen, nur erſt ſelbſt Räſon haben!

Der Zug ging fort nach der nächſten Stadt, wo alle ins Ordonnanzhaus einquartiert wurden. Im Fürſtenthum Ringmauer hat man aller Orten, wo Rekruten durchkommen, gewiſſe Häuſer, die Ordonnanzhäuſer genannt werden. In dieſen Häuſern wird der Rekrute eingeſperrt und aufs ſchärfſte von Soldaten bewacht.

Der Ordonnanzwirth hat alles, was der Rekrute fodert, Bier, Schnapps und Eſſen. Freilich verkauft er dieſe Dinge wohl dreymal, ja, wie's kommt, wohl ſechsmal theurer, als Andere in der Stadt. Aber deswegen giebt er dennoch keine Acciſe, wie die andern Wirthe, und hätte alſo zehnfachen Profit, wenn er nicht von Zeit zu Zeit dem Herrn Adjutanten und deſſen

Bedienten aushelfen müßte. Von außen darf bey schwerer Strafe nichts ins Ordonnanzhaus gebracht werden, nicht eine Brezel, nicht ein Apfel; und wollte ein Soldat von der Ordonnanz-Wache irgend einem Rekruten nur für einen Pfennig Lebensmittel bringen; er bekäme seine Hiebe.

Das Lager der Rekruten in den Ordonnanzhäusern jenes Fürstenthums ist das ekelhafteste, welches sich denken läßt. Allemal wird frisches Stroh erst nur dann gegeben, wenn das alte gar nicht mehr zum Aufbinden oder zum Aufschütteln ist. Dieses Stroh wimmelt nicht, wie jenes ehemals in der Bastille, blos von der Frauenzimmer-Plage, sondern auch von jener der Bettler in Lumpen, so daß der reinlichste Mensch, der in einem Ordonnanzhause des genannten Fürstenthums nur einige Stunden, geschweige eine Nacht, zubringt, von dergleichen Ruhestöhrern, wie übersäet, herausgeht. Der Gestank in der Ordonnanzstube ist vollends unerträglich. Aber wie könnte das anders seyn, da keinem Rekruten erlaubt wird, ohne Wache hinaus zu gehen; und mit Wache nur dann, wenn die Natur auf Raum für die Eingeweide

dringt. Außerdem müssen sie alle immer bey einander in der Stube bleiben.

So denn waren die Ordonnanzhäuser, worein Wolfstein nun gebracht wurde. Von Pilla bis nach Samerkand fand er sechszehn solcher Mordgruben. Er würde sehr glücklich gewesen seyn, wenn er in jedem nur eine Nacht zuzubringen gehabt hätte, und nach sechszehn Tägen von diesen Höllen-Lagern frey geworden wäre. Aber so gut ward es ihm nicht: er mußte ganzer drey Monate in diesen Torturkammern herumliegen. Denn wie das nun einmal ist: einige Rekruten gingen an ihre Regimenter bald hier bald da ab, und andere waren nicht immer gleich wieder da, den Marsch fortzusetzen. Unter diesen Umständen kann es keinem wundern, zumal, wenn man seine Erziehung und seine vorige Lage mit in Erwägung zieht, daß er der Verzweiflung mehr als einmal nahe war, vorzüglich, wenn er die niedrigen Insekten auf seinen Kleidern herumkriechen sah. Er beklagte sich eines Tages gegen einen Offizier darüber, aber dieser pöbelhafte Witzling gab ihm die hämische Antwort: „der Fürst thäte erst eine Metze von den Thierchen gut: er mögte

sich also bis zu dem Maße gebilden.*) — Trotz aller und jeder Mühe, Reinlichkeit zu erhalten, war der Unglückliche doch nicht im Stande, sich dieser Plage ganz zu entschlagen: denn er befand sich Tag für Tag in Löchern, die da von lebendig waren — ich will sagen, daß es alle Tage in einem Ordonnanzhause logirte.

Eine ebenso arge Plage für seine Delikatesse war die abscheuliche Gesellschaft, in welcher er wachen, schlafen und marschieren mußte. Die Rekruten waren gewöhnlich ausländische Deserteurs, meist die Hefe der Armeen, wobey sie sonst gedient hatten, das ärgste Gesindel, das man sich nur denken kann. Diese ungezognen, unbändigen Leute vertrübten unserm Elendsmann seine Stunden am bittersten. Sie merkten bald, daß er besser, als sie war, und daß er sie verachtete. Nun mußten sie sich natürlich rächen; also thaten sie alles, was ihn kränken und martern konnte.

Auf dem Marsche mußten sie ihn wohl ungeneckt gehn lassen, weil er sich immer zu einem

*) Ein witziges bon mot des Generals K—f, worüber doch Friedrich II. soll gelacht haben. So erzählen es wenigstens Leute, die es wissen können.

der kommandirten Soldaten hielt, für den er den Schnapps bezahlte, und der ihn also vor ihren Einfällen schüzte. Aber eingesperrt in den Mordlöchern, ließen sie allen Muthwillen an dem armen, wehrlosen Manne aus. Einer von den Lotterbuben riß Zoten, daß selbst der schaamloseste Mensch hätte erröthen müssen. Dabey sezte er sich neben Wolfstein dicht an, und wendete sich mit seinen Einfällen von Zeit zu Zeit an den Gefangsteten. Hatte der Bube endlich seine Schwänke und Zoten beschlossen: so stimmte die ganze hochlöbliche Gesellschaft die schändlichsten Lieder an, und brüllte dabey so grausam-fürchterlich, daß einem Hören und Sehen verging.

Spät Abends war die ganze Bande jeden Tag besoffen, und dann fingen sie Streit unter einander an, schlugen und balgten sich, stießen sich einander auf den Müdegemarterten, und der Lärmen währte oft die ganze Nacht.

Endlich nach diesen langen und harten Quaalen, kam Wolfstein nach Samerkand, und wurde hier neuerdings auf die Hauptwache eingesperrt, und auch hier erst wurden ihm die Ketten, in welchen er gegangen war, abgenom-

men. Er wiederholte auch hier seine Bitte um Feder und Papier, um an seine Geliebte, an seinen Freund Hammer und an Herrn Paulli in Mollhusen zu schreiben, und sie um ihre Verwendung für ihn, oder um die Stellung eines Manns an seiner Stelle anzuflehen. Aber auch hier wieder schlug man ihm dieß rund ab, selbst auch, als er sich deswegen an den Obersten wendete, der gekommen war, das Stockhaus zu visitiren. Dieser sagte ihm ganz trocken: Soldat müsse er durchaus selbst werden: und da sey es gegen die Regel, daß man einem Rekruten, der noch nicht geschworen habe, erlaube, Briefe zu schreiben, zumal vergebliche: er sollte nur erst zur Fahne schwören; und dann wolle man schon sehen. —

Ohngefähr vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Samerkand wurde er ins Verhör abgeholt, das aus vier Räthen vom Kriegsdepartement und einem Auditor bestand. Der Auditor las eine abscheuliche Klagschrift, gestellt durch den Hauptmann von Degenschön und Consorten, wider den Vorgeführten vor.

In dieser Klagschrift war angegeben: „Wolfstein habe sich für ein Handgeld von funfzig

Thalern freywillig anwerben laſſen, habe aber gebeten, ihn des Nachts noch fort zu bringen, weil er in jenen Gegenden nicht gern mögte geſehen werden. Unterwegs ſey der Wagen von Räubern angefallen und der Kutſcher getödtet worden. Darauf haben die Räuber den Wolfſtein befreyet und mit ſich fortgenommen. Das alles aber ſey verabredet geweſen: denn man habe den Abend vorher in der Schenke zwey verdächtige Menſchen angetroffen, mit welchen ſich der Rekrute unterhalten habe u. ſ. w."

Dieſe Lügen waren mit Zeugniſſen des Wirthes in der Waldſchenke, und Andrer beſtätiget, ſo daß der Auditor ſagte, es bliebe gar kein Zweifel übrig, daß ſich die Sache wirklich ſo verhalte.

Als der Auditor mit dem Ableſen des Lügen-Romans und der falſchen Zeugniſſe fertig war — es währte eine gute halbe Stunde — da fragte der Präſident den Beſchuldigten: ob er zu ſeiner Vertheidigung etwas vorzubringen habe? Wolfſtein berief ſich auf ſeine Unſchuld und auf ſein gutes Gewiſſen. Man lachte! Er ſollte Zeugen ſtellen: das konnte er nicht. Alſo fällte das Kollegium das Urtheil: daß Franz Wolf-

stein allerdings mit den Räubern verabredet habe, daß sie ihn befreyen sollten; folglich als ein Mitschuldiger oder Complex der Räuber zu bestrafen sey. Wolfstein leugnete immer; die Herren wurden des müde, schickten ihn in den Arrest zurück, und gaben ihm acht Tage Bedenkzeit, um dann sich zu erklären, ob er Soldat seyn wolle: in diesem Falle würde man sein Einverständniß mit den Räubern nicht weiter in Anschlag bringen.

Wolfstein hatte alle mögliche Zeit, über sein Schicksal nachzudenken. Er fand es ohne Rettung traurig; aber doch entschloß er sich, schlechterdings nicht nachzugeben, und nicht Soldat zu werden. Er theilte diesen Entschluß einem alten Soldaten mit, der ein rechtschaffener Mann war, und im Stockhaus die Wache hatte. Dieser zuckte die Achseln, und betheuerte ihm bey Gott, daß er nichts würde ausrichten. „Sie können mir es glauben, sagte der alte Biedermann, man will einmal, daß Sie Soldat werden sollen; und da Sie in den Klauen derer sind, die dieß wollen: so kann Sie nichts retten. Man wird alle Mittel anwenden, Sie zu zwingen, auch die allerniederträchtigsten, die

man aber für erlaubt hält, weil der Vorwand, es geſchehe zum Dienſt des Fürſten, bey uns alle Arten von Schlechtigkeiten entſchuldigt und rechtfertigt. Wenn ich Ihnen rathen ſoll: ſo geben Sie nach, und ſuchen Sie, auf eine andere Art wieder los zu kommen."

Wolfſtein blieb dabey, nicht nachzugeben. Der Alte ſchüttelte den Kopf, und ſagte blos: Sie werdens ſchon ſehen!

Die acht Tage Bedenkzeit waren vergangen, und Wolfſtein wurde abermals vorgeführt. Man fragte ihn ganz kurz: ob er ſich jezt entſchloſſen habe, Soldat zu werden? Nimmermehr, war die Antwort. Gut, ſagte der Präſident: Herr Auditör, nehmen Sie das Verhör vor.

Der Auditör fragte nun vom Hundertſten ins Tauſendſte, drehte und kehrte ſeine Fragen ſo oft herum, daß er leicht jeden andern hätte irre machen können; nur nicht unſern Wolfſtein: der verſtand ſich auch aufs Fragen, und wies den Herrn Auditör mehr als einmal zurechte. Dieſer wurde endlich aufgebracht, weil er auch nicht das Geringſte herausbringen konnte. Der Kerl, ſagte er zu den Räthen, — wel-

ches alte, unwiſſende, abgediente Offiziere waren, die nun am Kriegskollegium einen Poſten bekommen hatten, weil man ſie ſonſt nicht mehr brauchen konnte, und ihnen keine Penſion geben wollte, — der Kerl iſt halsſtarrig: es iſt überführt, hinlänglich überführt; aber er bleibt bey ſeinen elf Augen, und geſteht nichts. Er läugnet gerade hin; und wenn man ihm das allerdeutlichſte Zeugniß vorlegt, ſo ſpricht er, es ſey nicht wahr!

Da ſoll Rath werden, ſagte ein alter Major, der bey dieſem Kollegium den Vorſitz führte. Unteroffiziers! rief er: (zwey Unteroffiziere traten herein) Stöcker los, und da losgewalkt! (Er zeigte auf Wolfſtein.)

Die Unteroffiziere gehorchten, und ſchon beym zehnten Hiebe fing der Erſchöpfte an zu wanken. — Das iſt Verſtellung, brüllte der alte Major, und ließ auf ihn noch immer losſchlagen, bis die fünf und zwanzig Prügel, die er ihm zuerkannt hatte, voll wurden.

Wolfſtein lag jezt vollends da ohne Beſinnung. Der eine Unteroffizier hob ihn auf, warf ihn auf einen Stuhl, und rieb ihm einige Tropfen Tabaksſaft aus ſeinem Pfeifenſtiefel

unter die Naſe. Die martialiſche Arzney brachte den Unglücklichen wieder zur Beſinnung.

Kaum war er wieder bey ſich, als ihn der alte Major auch wieder ſehr brutal anfuhr mit der Frage: ob er denn noch nicht gutwillig Soldat werden wolle? Wolfſtein verneinte es. Nun, ſo ſoll ihm der Buckel auch noch ſo ausgewirkt werden, daß die Sonne hindurch ſcheinen kann, wie durch ein altes Kirchenfenſter: darauf geb' ich ihm mein Wort! Für heute mags nun genug ſeyn, aber morgen gehts da capo, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Den andern Tag war wieder Verhör, wieder nämliche Fragen, nämliche Antwort, nämliche Behandlung. Wolfſtein blieb bey der Negative, und erhielt wieder fünf und zwanzig Hiebe.

Er wurde abgeführt; aber nun verſchlimmerte ſich auch ſein Zuſtand auf der Hauptwache. Erſtlich wurde er an die Krampe auf der Pritſche angeſchloſſen, und fürs andre durfte ihm nichts gereicht werden, als Waſſer und Brod. Um zu verhindern, daß er ſich nichts holen ließe, nahm ihm der Adjutant ſeine Börſe,

worin noch über hundert Thaler waren, und gab sie dem General zum Aufheben.

Die barbarischen Verhöre wurden täglich wiederholt, und täglich empfing Wolfstein seine fünf und zwanzig Hiebe, woran auch nicht ein einziger abging. Endlich wurden die Herren des Verhörens müde, und entschieden: daß der Delinquent alle Tage früh vor der Hauptwache auf freiem Markte, auf einem Bunde Stroh, fünf und zwanzig Hiebe auf den Hintern bekommen sollte, und das so lange, bis er freywillig würde Soldat werden wollen.

Diese Sentenz wurde ihm bekannt gemacht, und der Guvernöhr schwur selbst hoch und theuer, daß — „da keine Maus einen Faden dran abbeißen sollte." — Wolfstein wußte schon zu gut, daß die Herren vom Militär ihr Wort schon halten, wenn sie Hiebe versprechen, ob sie gleich es bey andern Versprechungen nicht so genau nehmen.

Er schauderte vor dieser öffentlichen Beschimpfung zurück, und wollte lieber sterben, als sich so öffentlich vor aller Menschen Augen mishandeln lassen. Dieß hatten die Buben, seine Verfolger, gar wohl gemerkt, und eben

deshalb waren sie auf diese öffentliche Beschimpfung endlich auch gefallen. Sie sahen nach und nach ein, daß sie ihre Privat-Tortur noch lange fortsetzen würden, ohne ihre Absicht zu erreichen.

Um neun Uhr des andern Tages kam der Adjutant, in Begleitung des Profoses. Dieser schloß den Angeklammerten los, und jener befahl ihm, mit zu kommen und seine Tracht Prügel auf den Arsch, wie er sich ausdrückte, einzuholen. Alles in der Welt, rief Wolfstein, nur das nicht!

Adjutant: Da hilft kein Grunsen! Marsch! Marsch!

Wolfstein: Einer solchen Beschimpfung kann ich mich unmöglich preisgeben!

Adjutant: So werd' er Soldat!

Wolfstein: Soldat? — Sklave? — Unmöglich!

Adjutant: Wache, greift zu und schleppt ihn hinaus; bindet ihm aber erst Hände und Füße!

Die Wache griff zu: man band ihm Hände und Füße, und machte Anstalt, ihn hinaus zu

tragen aufs Stroh. Wolfstein, der nicht ehrlos und wüst genug war, diesen Schimpf zu überleben, gab denn der ungestümen Foderung seiner Henker nach und erklärte, daß er freywillig Soldat werden wolle.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Ist gar sehr kurz und kann, ohne die Geschichte zu unterbrechen, überschlagen werden.

Man sagt allerdings, die Folter sey aufgehoben, und es giebt freilich sogar fürstliche Verordnungen gegen den Gebrauch dieser barbarischen Instrumente. Auch sind seit der berühmten Schrift des Venaria und des Herrn von Sonnefels mehrere Bücher wider die Folter herausgekommen. Das ist nun unläugbar eine Ehre für unser Jahrhundert; und wenn auch gleich einige altmodisch-gesinnte Criminalisten, worunter Herr Koch zu Gießen obenan steht, die Folter stracks vertheidigen, indem sie deren

Nothwendigkeit behaupten: ſo haben ſich doch beynahe alle einſichtigern, humanen Männer unter den Rechtsgelehrten und Philoſophen dawider erklärt. Sie glauben, und dieß mit Recht, daß ein mit Gewalt durch Qualen erzwungenes Geſtändniß den Richter unmöglich zum Spruch-fällen berechtige: und darin haben die Herren Vernunft und Erfahrung auf ihrer Seite.

Indeſſen darf man in der Welt nur nicht blind oder taub geweſen ſeyn, und auf die Pflege der Criminal-Juſtiz etwas Acht gegeben haben, um einzuſehen und zu begreifen, daß die Tortur nichts weniger als abgeſchafft ſey. Zwar haben wir keine equuleos, nervos, tormenta, ſpaniſche Stiefel, geſpickte Hoſen, Schabes-Ampeln, Bamberger Banken, und wie die barbariſchen Erfindungen der Juriſten-Hölle ſonſt noch heißen; aber hier und da bedient man ſich doch noch gewiſſer Mittel, die Inquiſiten zum Geſtändniß zu bringen, die gewiß nicht viel ſanfter ſind, als die Folter ſelbſt.

Hieher gehört das ungebührliche Prügeln der Soldaten, wenn ſie nicht bekennen wollen, was man ihnen Schuld giebt. Herr Grolmann

zu Gießen, nicht der Eudämonist von Grolmann oder jener politische Großinquisitor, welcher sich durch die Verfolgung des Doctors Greiheisen ein Denkmal in der skandalösen Chronik gestiftet hat, sondern der gelehrte, philosophische und humane Criminalist Grolmann fodert, wie Kleinschrot, daß ein Criminal-Richter ein Mann von Kenntnissen aller Art seyn müße. Er müße nicht nur die Rechte gründlich verstehen, sondern auch vorzüglich mit dem Gang der menschlichen Leidenschaften genau bekannt seyn, und überdieß die Geschichte des Criminalrechts wohl inne haben, um die häufigen Klippen zu vermeiden, woran Andere so oft und so grausam scheiterten.

Die Auditörs bey den Regimentern machen aber auch vorzüglich die Criminalrichter über Soldaten-Vergehungen, wenigstens so lange die Untersuchung währt, beynahe allein. Nun nehme man die gerechten Foderungen eines Grolmanns, und halte sie gegen einen gewöhnlichen Auditör: und man wird den Abstand bemerken.

Die Herren Auditörs sind größtentheils junge, unerfahrne und unwissende Menschenkinder; und diese sollen criminalische Untersuchungen an-

ſtellen!! Sie laſſen ſich es alſo gefallen, entweder aus Unwiſſenheit, oder aus Menſchenfurcht, oder wohl auch aus Bequemlichkeit, daß man die barbariſche Gewohnheit, durch Prügel die Geſtändniſſe herauszubringen, noch immer beybehält. Heute wird jemand angeklagt, und morgen kömmt er ins Verhör. Er geſteht nichts: gleich ruft man den Unteroffizier, der wie der Schinderskuecht ſchon bereit vor der Thüre ſteht, und befiehlt ihm, loszuſchlagen. Der Unteroffizier ſchlägt ſich müde; der Inquiſit geſteht aber noch nichts; man ruft noch einen Unteroffizier, und wohl noch einen: die ſchlagen ſich dann warm und müde. Endlich, da der Inquiſit noch immer nichts geſteht: ſo führt man ihn ab. Einige Tage hernach wiederholt man dieſelbe Procedur, bis endlich der arme Teufel, er mag es gethan haben, oder nicht, um ſich von dem barbariſchen Traktament zu retten, geſteht, was man haben will. Darauf giebt man ihm ſeine Strafe, und das Lied hat ein Ende.

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat im fünften Bande ſeiner Lebensgeſchichte einige Beyſpiele von unſchuldigen Menſchen angeführt,

welche durch barbarische Prügeleyen auf Befehl der Kriegsvorgesezten, zum Geständniß sind gebracht worden; und ärgert sich noch immer, wenn er einen Menschen mit der Offiziers-Uniform und dem Portepe herumschleichen sieht, der ehemals, als gemeiner Soldat, durch eine Beschuldigung, die er mit einem falschen Eide unterstützte und bekräftigte, einem seiner Kameraden über ein halbes Tausend Prügel zugezogen, und ihn dadurch zum Krüppel gemacht hat. Der Mensch hätte nach den Gesetzen, seines Meineides wegen, müssen geviertheilt werden; und man machte doch den Meineidigen, der, wie die Juristen sprechen, ipso jure infam ist, zum — Offizier!

Eine andre nicht weniger häßliche Art, die Inquisiten zum Geständniß zu bringen, sind die scheußlichen Kerker, worin man sie schmachten läßt. Man sollte in der That nicht glauben, daß solche Löcher für Menschen gemacht wären, wie die meisten Gefängnisse sind. Hier sizt nun der Mensch allein bey schlechter Kost und Trank, gequält von Kälte, Nässe und Ungeziefer. Er ist zwar unschuldig; aber er weiß wohl, daß keine Strafe härter ausfallen kann, als sein

Gefängniß iſt: er bekennt alſo. Die Richter nehmen das erzwungene Geſtändniß für ein freywilliges, und ſprechen darnach.

Nun frage ich, ob man wohl ſagen könne, die Folter ſey in Deutſchland abgeſchafft? Sie iſt es ſo wenig, als die Todesſtrafen in Rußland, wo man freylich niemand mehr rädert, hängt, erſäuft, ſpießt oder köpft; wo man aber doch die Maleſikanten dergeſtalt knutet, daß ſie ihren Geiſt daran aufgeben.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Wolfſteins Lage bey den Soldaten.

Kaum hatte unſer Held erklärt, daß er Soldat werden wolle, als ihm der Adjutant ſeine Loslaſſung ſogleich ankündigte. Er geht jezt mit zum General, ſagte er, und dann wird alles beſſer werden. Wolfſtein folgte, wie ein armer Sünder.

Als sie zum General kamen, meldete der Adjutant, daß Franz Wolfstein sich nun freywillig entschlossen habe, Soldat zu werden. Brav, rief der General: lassen Sie ihn nur gleich zur Fahne schwören!

Nach Vollendung dieser höchst abgeschmackten Ceremonie, ich meyne, nach dem höchst abgeschmackten Schwören zur Fahne, war der General sehr freundlich mit unserm Wolfstein. Er kommt, sagte er zu ihm, nach Pilla, in Garnison: denn er ist unter das dortige Regiment angeworben. Jezt muß er aber auch sein Handgeld haben: hier! — Der General hielt ihm eine Rolle mit funfzig Thalern hin, die er aber nicht nehmen wollte. Was, sagte der General, weigert Er sich, Sein Handgeld zu nehmen? Nun, wenn Er es nicht nimmt: so ist Er ein dummer Teufel; denn es wird dem Fürsten doch angerechnet, und das Regiment, oder vielmehr Sein Hauptmann behält es. Sey Er drum kein Narr, und nehm' Er immer!

Wolfstein fand, so bestürzt er auch noch war, daß der General Recht hatte, und nahm die funfzig Thaler.

Hier kann Er nicht eingekleidet werden, sagte der Adjutant; damit Er uns aber in seiner bürgerlichen Kleidung nicht wegläuft: so muß Er sich's gefallen lassen, bis übermorgen noch auf der Hauptwache zu bleiben: alsdann geht Er mit einem Kommando nach Pilla.

Wolfstein war alles zufrieden, und ließ sich wieder ins Steckhaus bringen. Der alte Soldat, welcher ihm gerathen hatte, sich nicht zu widersetzen, kam wieder zu ihm, und er mußte gestehen, daß es besser gewesen seyn würde, seinem Rath zu folgen. Ja, gewiß, sagte der Alte: denn, wen die einmal in ihren Klauen haben, mit dem machen sie, was sie wollen!

Drey Tage nachher wurde Franz Wolfstein nach Pilla abgeführt. Dießmal aber ging der Marsch alle Tage vorwärts, und innerhalb sechszehn Tagen war er in Pilla. Freylich lag er auch dießmal wieder alle Nächte in den Löchern, Ordonnanzhäuser genannt; da er aber ohne Rekruten war: so kaufte er sich jedesmal frisches Stroh, und kam also für dießmal weit gnädiger durch.

In Pilla wurde er wieder zum General Harzfeld gebracht. Dieser grinzte ihn an

und rupfte ihm hämisch vor, daß er sich das alles hätte ersparen können, wenn er nur sein folgsam gewesen wäre. Darauf befahl er, daß ihn ein Unteroffizier zum Hauptmann Degenschen bringen sollte: denn er käme unter dessen Compagnie.

Wolfstein, als er vernahm, daß sein ärgster, unversöhnlichster Feind sein Vorgesetzter werden sollte, erschrack zum Tode. Er wollte einige Gegenvorstellungen darüber anbringen; aber der General wies ihn mit einem: „nicht räsonnirt, Bürschchen: hübsch gethan, was man haben will," ab, hieß ihn fortgehen, und schmiß die Thüre hinter ihm zu.

Ein Unteroffizier brachte Wolfstein zum Hauptmann Degenschen. Aber nun stelle man sich Wolfsteins Erstaunen vor, als er den Hauptmann auf dem Sofa und Jettchen mit demselben Hand in Hand antraf. Kaum konnte er seinen Augen trauen: und wenn er jetzt hätte reden sollen, wär's ihm unmöglich gewesen.

Langsam erhob sich der Hauptmann, guckte bald den Unteroffizier, bald den Rekruten an, und nachdem er den Zettel gelesen hatte, den

ihm der General mitſchickte: ſo ſagte er ganz kaltblütig: ja, ja, ſchon recht: das iſt der Rekrut, der uns ſo viel Sparenzien gemacht hat. Aber es mag nun drum ſeyn. Kennſt Du, mein Schatz (zu Jettchen) nicht auch den Rekruten?

Jettchen: O ja, mein Kind: Er war ſonſt Sekretär in Petu; aber da ward es ihm zu wohl: da beleidigte er ſeine beſten Freunde: da fing er gar an, gegen den Fürſten und das Miniſterium zu kabaliren.

Hauptmann: So iſt denn es beſſer, daß er Soldat iſt: da ſind dann doch wenigſtens andre ehrliche Leute vor ihm ſicher.

Jettchen: Aber, mein Kind, Du muſt ihm ja nichts entgelten laſſen, was er Dir für Verdruß gemacht hat.

Hauptmann: Auf Ehre nicht, mein Schatz: das wäre mir zu klein! Wie könnte ich mich an einem Musketier rächen! Aber Unteroffizier, hole Er mir doch einmal meinen Feldwebel! Er, Wolfſtein, bleibt ſo lange hier.

Unterdeſſen der Feldwebel geholt wird, will ich den Leſern näher erzählen, wie Degen-

ſchen nach Pilla, und wie Jettchen zu Degenſchen gekommen war.

Der Magiſtrat zu Mellhuſen, wie man zum Theil ſchon weiß, hatte erfahren, auf welche ſchändliche Weiſe der Hauptmann Degenſchen unſerm Wolfſtein mitgeſpielt hatte. Er verbeth ihm alſo nicht allein die Stadt, ſondern verklagte ihn noch obendrein bey dem Kriegskollegium zu Samerkand, mit dem Zuſatz, daß wenn dieſer ſchändliche Menſchen-Räuber nicht beſtraft würde, man die Werbung des Fürſten von Ringmauer nicht weiter mehr leiden wollte.

Zu Samerkand erboßte man zwar ſehr über die Impertinenz der Philiſter zu Mellhuſen; aber dieſe Philiſter waren des H. R. Reichs freye Bürger, und konnten daher verfügen, was ſie wollten. Man lenkte alſo ein und rief den Hauptmann Degenſchen von der Werbung zurück, um ihn, wie man ſagte, nach Verdienſt zu ſtrafen. Die Herren zu Mellhuſen waren damit zufrieden, und ließen ſeinen Nachfolger wieder machen, was er wollte.

Degenſchen wurde indeſſen nicht allein nicht beſtraft: denn wozu wäre das geweſen, da

er des Fürſten Intereſſe geſucht, und alſo ſeine Pflicht gethan hatte! denn dem Dienſte des Fürſten — wie die gewöhnliche Soldaten-Moral das will — muß ein Kriegsmann alles aufopfern, Ehre und Leben, Gewiſſen und Redlichkeit. Alſo wurde Degenſchen nicht beſtraft, ſondern bekam Schaden-Erſatz, und erhielt eine Compagnie.

Als Hauptmann mit einer Compagnie hielt er nun um Jettchen an, und dieſe war willig, ihm ihre Hand zu geben, wie meiſt alle Frauenzimmer, welche ihren erſten Liebhaber nicht mehr haben können. Auf dieſe Art alſo war Jettchen zu Degenſchen gekommen: und nun erzählen wir weiter.

Der Feldwebel kam bald. Hier, ſagte der Hauptmann, iſt ein Rekrute einzukleiden. Nehmen Sie ihn mit, und bringen Sie ihn zu Stoffel ins Quartier. Man muß auf das Bürſchchen gut Acht haben, daß er nicht zum Teufel geht.

Glauben Sie nicht, Herr Hauptmann, fiel Wolfſtein ein, daß ich ein niederträchtiges Weglaufen wagen werde.

Ein hämiſches, Papel, Papel, war die Antwort.

Der Feldwebel nahm Wolfſtein mit, und führte ihn in ſein Quartier. Unterwegs ſagte dieſer brave Mann zu ihm: „Ich bedaure Sie, daß Sie gerade in das Quartier zu Stoffel kommen ſollen. Ich habe von Ihrer Geſchichte gehört, und Ihr Schickſal geht mir nahe. Der Hauptmann iſt, wie ich merke, Ihr Feind; aber wenn Sie Ihre Pflicht erfüllen: ſo kann er Ihnen wenig ſchaden, und muß es bey geringen Neckereyen bewenden laſſen. Das Quartier, wohin Sie kommen, hat Ohren, das heißt, alles, was Sie thun und reden, wird dem Hauptmann brühheiß hinterbracht werden. Seyen Sie alſo auf Ihrer Hut, und geben Sie keine Gelegenheit, Ihnen übel mitzuſpielen. Wenn ich aber zur Erleichterung Ihrer Lage je etwas beytragen kann, ſo werde ich es gewiß nicht unterlaſſen. Ich kenne das Weſen, und bin Menſch, wie Sie, trotz der Montur.“

Wolfſtein dankte dem Feldwebel für ſeinen guten Rath und Willen, und kam an im Quartier beym Soldaten Stoffel. Das Elendslöchchen, oder das Soldatenbekchen

hatte er bald angezogen, und war nun ein gemachter Soldat, nach dem Aeußern.

Stoffel war ein Mensch, der alle nur mögliche Untugenden seines Standes im allerhöchsten Grade an sich hatte. Betriegen, Stehlen, Saufen, Verläumden, Prellen waren seine tägliche Verrichtung. Da er aber seinen Obern stäts schmeichelte und ihnen alle neue Mähren zutrug: so drückten sie bey seinen Teufeleyen immer ein Auge zu; und wenn er es ja zu grob gemacht hatte, und deswegen öffentlich war verklagt worden: so steckte man ihn zwar in den Kasten;*) ließ ihn aber mit der leichtesten Strafe, mit Zwölf Stunden krumm liegen oder mit einigen leichten Hieben durch, und machte ihm eben dadurch Muth, neue Schurkereyen zu begehen.

Stoffels Frau war gerade eines solchen Mannes würdig. Er hatte sie aus einem berüchtigten Hause, wo sie sich einiges Geld durch den schändlichsten Erwerb zusammen gespahrt

*) Kasten oder das Gut heißt bey den Soldaten der Arrest.

hatte, geheirathet, und er konnte es noch immer sehr gut leiden, wenn sie ihr Gewerbchen, sobald es sich lohnte, dann und wann noch forttrieb: denn auch er hatte seine Nebengänge.

Außerdem handelte Madam Stoffel mit Konterbande, schleppte Kattun, Seidenzeug, Kaffee, Tabak und dergleichen heimlich in die Stadt, und verdiente mit diesem Schleichhandel manch hübsches Thälerchen. Neben dem trieb sie auch noch Trafik mit feilen Mädchen und feilen jungen Weibern, die sie an die Offiziere und an andre Lendenschwengel verkuppelte, und daraus ebenfalls ihren Vortheil zu ziehen wußte: denn beyde, der Galan und das Frauenzimmer mußten der Madam für ihre Mühwaltung erkenntlich werden.

So war das Quartier beschaffen, wohin Wolfstein gelegt wurde. Stoffel, der wohl wußte, daß sein Neuling mit Geld versehen war, begegnete ihm mit einer Art von Achtung, fragte ihn, womit er dienen könnte, und versicherte ihn seiner vollkommensten Freundschaft. Frau Stoffel machte sich mit dem hübschen Herrn auch zu schaffen, und war recht froh, wie sie heilig versichern konnte, daß sie

ſo einen ſcharmanten Herrn ins Quartier bekommen hätte. Gleich wollte ſie auch einen extradelikaten Kaffee parat machen, und Mosjöh Wolfſtein müßte ihr die Ehre nicht abſchlagen, mitzutrinken.

Der Unbefangne that es, und wollte hernach bezahlen: Bewahre Gott, ſagte Stoffel: wer wird denn von einem Kameraden, denn das ſind wir doch nun, was nehmen? Wir trinken einmal einen Schnapps dafür; und den bezahlen Sie! Wolfſtein bejahte es. Nun kommen Sie, fuhr Stoffel fort, wir wollen ein wenig ausgehen. Wolfſtein ließ ſich das gefallen: denn er wollte die Verhältniſſe gern bald kennen lernen, worin er ſich jezt befand.

Stoffel führte ihn ſchlendernd herum und endlich auf die Schneiderherberge. Hier fand er in einer über allen Glauben ſchmuzigen Stube noch ſchmuzigere Soldaten, welche Branteswein ſoffen, Tabak qualmten, Grobhaus ſpielten, fluchten und Zoten riſſen. Stoffel ſezte ſich und nöthigte Wolfſtein, ein Gleiches zu thun: dann ließ er Schnapps bringen; und obgleich Wolfſtein nicht Beſcheid thun wollte,

kehrte er sich nicht daran, sondern trank tapfer. Die andern gesellten sich auch nach und nach herbey, tranken auf des neuen Kameraden Gesundheit, und wurden endlich alle so heroisch, daß sie Händel anfingen und um sich schlugen. Wolfstein sagte zu Stoffeln, daß er fort wollte. Ah was, gab dieser zur Antwort, ich gehe noch nicht: bleib Du nur auch noch Bruder: die Schlägerey geht uns nichts an! Wolfstein mußte bleiben: denn allein konnte er nicht gehen, weil er sich nicht getraute, das Quartier aufzufinden.

Endlich machten die Bursche es recht arg, so daß der Wirth nach dem Feldwebel schickte, der ihnen Ruhe gebieten sollte: sie waren alle von des Hauptmanns Degenschen Compagnie. Der Feldwebel kam, jagte die Lärmer nach Hause, und erstaunte nicht wenig, daß er auch unsern Wolfstein in dieser lärmenden Gesellschaft antraf. Das hat Er schlecht gemacht, sagte er zu Stoffeln, daß Er den Mann hieher in dieß Loch führte. Ey, erwiederte Stoffel, er hat es ja mit Gewalt haben wollen. Schweig Er nur, antwortete der Feldwebel: man kennt Ihn schon. Sie aber

Wolfſtein, kommen Sie mit mir: wir wollen ein Glas Bier auf dem Keller trinken. Gut, gab Wolfſtein zur Antwort, aber erſt will ich die Zeche bezahlen. Herr Wirth, was bin ich ſchuldig?

Wirth: Sechszehn Groſchen, neun Pfennige.

Feldwebel: Wie? ſechszehn Groſchen, neun Pfennige? Wie iſt das möglich?

Wirth: Für ſoviel iſt geſoffen worden, und muß bezahlt ſeyn.

Feldwebel: Haben Sie denn den Brantewein beſtellt? (zu Wolfſtein.)

Wolfſtein: Ich habe weiter nichts beſtellt, als ein Glas Bier.

Stoffel: Haſt Du nicht geſagt, daß Du bezahlen wollteſt?

Wolfſtein: Ich will auch bezahlen: hier iſt das Geld.

Feldwebel: Es iſt eine ſchändliche Gewohnheit von Euch Leuten, daß Ihr allemal die Rekruten zu prellen ſuchet. Aber ich werde es dem Hauptmann ſchon ſagen. Nun kommen Sie!

Der Feldwebel nahm Wolfſtein mit auf den Keller. Hier gab er ihm eine Menge gu-

ter Regeln für sein künftiges Verhalten, und rieth ihm, so bald als möglich an seine Freunde zu schreiben, damit sie seinen Abschied bewirken mögten. Wolfstein entdeckte dem Feldwebel, daß er bey seiner Ankunft in Pilla einen Koffer gehabt habe, den man ihm abgenommen hätte: Es wäre ihm daran gelegen, diesen Koffer wieder zu bekommen.

Da müssen Sie sich gleich Morgen bey dem Hauptmann melden. Was man Ihnen genommen hat, muß man Ihnen wieder schaffen, und das von Rechtswegen.

Wolfstein ging den folgenden Morgen ganz dreiste zum Hauptmann, und fragte nach dem Koffer. Davon weiß ich nichts, erwiederte der Hauptmann: frage er den, der drum weiß.

Wolfstein: Um Vergebung, Herr Hauptmann, wen denn?

Hauptmann: (hizig) Wen er will, den Teufel oder seine Mutter! Ich habe nicht Zeit, ihn da lange anzuhören.

Wolfstein ging, und begegnete gerade vor der Thür dem Obersten des Regiments, einem alten ehrwürdigen Mann, der eben so viele Tugenden besaß, als der General und der

Hauptmann Fehler und Lasler. Der Oberste, dem Wolfstein noch nicht vorgestellt war, fragte ihn, ob Er ein Rekrute sey, und wie er heiße. Wolfstein beantwortete diese Fragen. Armer Mann, ich habe von Ihren Begebenheiten gehört: ich bedaure Sie! — Aber was machten Sie jezt bey Ihrem Hauptmann?

Wolfstein erzählte ihm die ganze Sache, auch die Antworten des Hauptmanns von Wort zu Wort.

Der Oberste schüttelte den Kopf, und versicherte, daß er davon noch kein Wort gehört habe. Aber heute, fügte er hinzu, werde ich mich darnach erkundigen. Kommen Sie nur den Nachmittag um zwey Uhr zu mir: dann wollen wir schon weiter sprechen.

Ha, wird hier mancher Herr Fähndrich ausrufen, das ist gelogen! Ein Obrist wird wohl mit einem Soldaten per Sie sprechen! Das ist nicht wahr, auf Ehre! Kein Offizier sagt Sie zum Soldaten, am wenigsten ein Obrist! — Aber hören Sie, Herr Fähndrich: ein Oberster weiß die Menschen oft besser zu taxiren, als ein unwissender, ungebildeter Fähndrich. Dieser

kann von Musketieren oft noch Mancherley lernen. —

Auf der Parade rief der Oberste den Hauptmann Degenschen zu sich, und fragte, wohin Wolfsteins Koffer gekommen wäre. Dieser gab ihm zur Antwort, daß er vom hellen Tage nichts wisse. Darauf fragte der Oberste den Adjutanten: wer denn den Wolfstein, bey seiner ersten Ankunft nach Pilla, im Thor angehalten habe? Der Adjutant nannte den Offizier, und brachte ihn auch sofort zum Obersten. Dieser bekannte denn, daß er, auf Befehl Seiner Excellenz, den Koffer in das Haus Seiner Excellenz habe müssen bringen lassen. Gut, sagte der Oberste, so hat ihn also der General!

Als dieser erschien, war des Obersten erste Frage nach dem Koffer. Ja, meiner höchsten Ehre, sagte der General, mit dem verfluchten Koffer ist mir ein lumpiger Streich passirt! Ich ließ ihn, hören Sie nur zu, zu mir in Verwahrung bringen, und unten hinsetzen. Wer hätte nun denken sollen, daß da was könnte gestohlen werden, wo die Schildwache steht! Und doch machte der Teufel sein Spiel: Der Koffer

iſt eines Morgens fort, und keine Mutterſeele weiß, wohin!

Das iſt nicht genug, Herr General, ſagte der Oberſte: Wer erſezt denn den Schaden?

Der Soldat, antwortete der General, bezahlt mit ſeiner Haut. Da aber nicht auszumitteln war, wann eigentlich der Koffer geſtohlen worden iſt, ſo hab' ich all' die drey Kerls, welche damals den Poſten vor meinem Hauſe gehabt haben, laſſen in Arreſt ſchmeißen, und jeden zwölf Stunden krumm ſchließen. Mehr konnte ich nicht thun: man kann ja den Leuten das Fell nicht über die Ohren ziehen!

Der Oberſte erklärte dem General, daß dieſes noch immer nicht zureiche und daß dem Rekruten ein Erſatz gebühre. Der General fluchte jezt und verſicherte bey ſeiner hohen Ehre, daß er auch nicht einen Heller zu erſetzen ſchuldig ſey. Doch wer was will, ſezte er hinzu, mag ſich bey'm Kriegskollegium melden und mich verklagen: dann werden wir ja ſehen!

Der Oberſte ſchwieg.

Nachmittags ging Wolfſtein zu ihm, und vernahm, was mit ſeinem Koffer vorgegangen war. Es ſchmerzte ihn ſehr, ſo manche liebe

Sachk, das Bild seiner Auguſte, den Boëthius, Phädri Fabeln und solche Lieblingsſtücke mehr jezt ganz verlohren zu haben. Seine Kleider, seine Wäsche, kurz alles, was er von Mollhusen mitgenommen hatte, war dahin. Er erklärte das alles dem Obersten. Der Oberſte rieth ihm zur Geduld. Der General, meynte er, müßte zwar Ersatz leisten: aber wer kann, sagte er mit Achselzucken, den dazu zwingen? Alle Assessoren des Kriegskollegiums sind seine Freunde; wenn Sie ihn demnach auch da belangen wollten: so würden Sie sich seine unversöhnlichste Feindschaft zuziehen, und doch nichts ausrichten. Fügen Sie sich also auch in dieses Unglück, und geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen Ihr Schicksal zu erleichtern.

Wolfstein ging betrübt nach seinem Quartier, doch klagte er gegen Keinen, weil er anfing einzusehen, daß die, gegen welche wir klagen, sich nur zu oft über unser Unglück freuen: und Schadenfreude wollte er nicht veranlassen.

Glücklich ist,
Wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist —

dachte er, und las im — „Mährchen aus der andern Welt.“ —

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Das Mährchen aus der andern Welt, oder Antoinettte gefiel ihm, und als er gerade die Stelle vorhatte, wo der Rothphiloſoph ſeine Zuflucht zu der Weisheit des Sohns des Icetas oder des Diogenes nimmt, erſchien der Feldwebel, nahm ihn auf die Seite, und verwies ihm den erzdummen Streich, den er gemacht hätte. Was zum Henker, ſagte er, hatten Sie bey dem Oberſten zu thun? Sie beſchweren ſich da über Ihren Verluſt mit dem Koffer! Der Oberſte geht deswegen den Hauptmann und den General an, und nun ſind beyde noch mehr über Sie aufgebracht, als vorher. Dachten Sie vielleicht, daß der Oberſte Ihnen helfen würde, wo der Hauptmann nicht will? Da ir-

ren Sie gar sehr! Und gesezt, der Oberste könnte und wollte Ihnen Ihren Koffer wiederschaffen, selbst gegen den Willen des Hauptmanns: so wären Sie erst recht übel dran, da der Hauptmann immer Gelegenheit hat, sich an Ihnen zu reiben. Aber jezt ist gar der General mit im Spiel! Bey wem wollen Sie nun Hülfe suchen, wenn Ihnen der Hauptmann zu viel thut? Hüten Sie sich also, ja kein Wort mehr von Ihrem Koffer hören zu lassen: sonst sind Sie ganz zuverläßig verlohren.

Wolfstein fand die Vorstellung des Feldwebels gegründet, und versprach, sich danach zu richten. Das meyne ich auch, versezte der Feldwebel, und empfahl ihm überhaupt mehr Vorsicht und Klugheit.

Den andern Tag mußte Wolfstein anfangen, exerziren zu lernen. Diese Kunst muß der Soldat allerdings lernen; so aber, wie dieß gewöhnlich geschieht, muß es dem Lehrer sowohl als dem Lernenden Ekel und Verdruß erregen. Denn für einen, der nur halbwege noch Gefühl hat, kann wohl nichts fader und abgeschmackter seyn, als das ewige Rechts-um, Links-um, Her-stellt-euch u. s. w. Wolfstein war sehr

gut gewachsen, und hatte außerordentlich lenkbare Glieder, und würde, wenn er allein gewesen wäre, das Exerziren in wenig Wochen begriffen haben, wie jezt die flinken Neufranken. Aber so stellte man ihn mit einigen Tölpeln zusammen, welche zu diesem Handwerk ganz unbrauchbar waren, und mußte alles, was er längst fertig konnte, noch immer mitmachen, bis auch diese es konnten.

Der Exerziermeister war obendrein ein brutaler, garstiger Mensch, der es für was Großes hielt, wenn er seine Untergebenen recht quälen und schikaniren konnte. Er hieß Jack, und war der unterthänige Sklave seiner Ehehälfte, die ihn unaufhörlich tyrannisirte. Freund Jack liebte nämlich den Fusel, seine Frau aber auch. Da er nun weiter nichts hatte, als sein jämmerliches Sergeanten-Traktament: so fehlte gleich den dritten Tag nach der eingenommenen Löhnung das Geld zum Fusel. Er mußte daher sich von seiner Frau alles gefallen lassen, damit diese ihm nur erlaubte, aus ihrem Fläschchen Bescheid zu thun. Sie aber hatte immer Geld: denn sie war Handfrau und Klatsch-Base

in mehrern vornehmen Häuſern, und hatte alſo ganz artigen Verdienſt.

Freund Jack fühlte indeß das Unwürdige ſeiner Lage, und behandelte daher, um doch auch zu zeigen, daß er Mann ſey, wenigſtens außer dem Hauſe, — ſeine Rekruten recht deſpotiſch. Schimpfwörter aller Art waren ihm ſehr geläufig, die er dann und wann mit einigen Jagdhieben zu begleiten gewohnt war. Auch, wenn er merkte, daß dem Rekruten gewiſſe Griffe läſtig waren, ließ er dieſelben wohl zwanzigmal hinter einander machen. Außerdem ſtand er ſich gut mit ſeinen Vorgeſezten: denn er rapportirte ihnen recht fleißig neue Mäthren, und ſtellte ſich gegen ſie als ihren gehorſamſten Diener.

Auch Wolfſtein kam in die Hände dieſes impertinenten Menſchen; machte aber in kurzer Zeit ſeine Sachen ſo gut, daß Jack an ihm nichts auszuſetzen fand, als daß er nicht ſchnappſe und ihn folglich nicht frey mittrinken ließ. Um ihn von dieſer Gewohnheit abzubringen, ſagte er öfters: „Der Soldat, Wolfſtein, muß Krambamboli trinken, und alle Tage ſeine drey bis vier Wüſe machen; ſonſt

ist er ein Hunzfott. Komm du nur mit, Wolfstein!" — Man bemerke, daß die Unteroffizierischen Exerziermeister ihre Rekruten per Du nennen, und sie ohngefähr ansehen, wie die Meister bey den Handwerkern, ihre Jungen oder sogenannten Lehrbursche. —

Maschinenmäßig, — um des lästigen Predigens einmal los zu werden — folgte Wolfstein endlich dem Unteroffizier in eine Schnappskneipe, sah, wie er vier Gläser hinunterwarf, dabey aber heftig gegen den übermäßigen Gebrauch des Quifuß — so nannte er den Brantewein — losezog, und sich als ein Muster der Mäßigung darstellte. Wolfstein sah und hörte mit Verwunderung zu, that nur ein einzigesmal Bescheid und bezahlte hernach die Zeche.

Dieß gefiel dem Ehrenmann, besonders, da er gehört hatte, daß Wolfstein noch einen hübschen Beutel voll Geld hätte. Er war also den folgenden Tag beym Exerzieren sehr gütig gegen ihn, lobte ihn wegen seiner Fähigkeit, und las den Andern, als dummen Eselu, als Seel-Säcken, die nichts begreifen könnten, das Kapitel. Wolfstein konnte leicht einsehen,

warum der Exerziermeister ihm gewogen war, und beschloß, sich seine Gunst zu erhalten: denn er stand einmal unter der Faust dieses brutalen Menschen, und hoffte, durch einige Thaler, die er etwan an ihn wenden müßte, seiner Impertinenz zu entgehen.

Der Hauptmann Degenschen hörte es sehr ungern, daß Wolfstein schöne Fortschritte in der Exerzierkunst mache und alle Andern darin übertreffe. Er hätte es weit lieber gesehen, daß ihn Freund Jack, der Exerziermeister, wegen seiner Ungeschicklichkeit tüchtig gezisset und gebloret hätte, wie er das Prügeln und das Stoßen auf die Brust nannte.

Der Hauptmann war einmal wider Wolfstein aufgebracht, und selbst der General hatte zu verstehen gegeben, daß er gern sehen würde, wenn dem naseweisen Bürschchen, welcher das Herz gehabt hätte, von seinen Angelegenheiten mit dem Obristen zu reden, der Buckel rein ausgewaschen würde. In dieser löblichen Absicht ging Degenschen eines Tages hin, wo Freund Jack exerzierte. Alle Rekruten machten es schlechter als Wolfstein; und doch erhielt dieser Nasen und einige derbe Jagdhiebe;

und die Andern weder das Eine noch das Andere.

Der Hauptmann ging fort, und Jack tröstete den Mishandelten, daß dieses üble Tractament eine Folge der üblen Laune des Hauptmanns seyn müßte; daß es aber auch in Zukunft nicht wieder geschehen würde. Der Hauptmann habe ohne Zweifel sein Geld die Nacht verspielt oder sich bey seinen Menschern erschöpft; und dann pflege er immer seine Leute zu mishandeln. Die Herren Offiziere hätten es überhaupt so in der Gewohnheit, ihren Zorn und Unmuth, woher er auch immer entstanden seyn mögte, an ihren Untergebenen auszulassen. Eben das geschähe auch dann, wenn sie, ihrer häufigen dummen Streiche wegen, von ihren Vorgesezten oder von ihrem Hauskreuz Nasen bekommen hätten. Einige wären wohl auch so bubenmäßig dumm, daß sie eine Ehre und Größe im Schinder-Handwerk suchten; und diese wären allemal die, welche um so öfterer und barbarischer dreinschlügen, je mehr fremde Zuschauer sie hätten, ohne daran nur zu denken, daß eben dadurch sie ihren Stand und sich im-

mer verhaßt und verächtlicher machen müßten.

Wolfstein glaubte dieß leicht, erwartete indeß doch, daß sich die Brutalität seines Hauptmanns wenigstens nicht oft mehr zeigen würde: er betrog sich aber. Denn schon den folgenden Tag kam der Hauptmann wieder, und bey dem geringsten Versehen, auch wohl ohne alles Versehen, prügelte er auf ihn ein, und ging hernach weg, mit dem Befehl, daß Wolfstein, der dumme Esel, den Nachmittag ganz allein nacherexzieren sollte.

Wolfsteins tägliches Tractament bestand von dieser Zeit an in Hieben, Rippenstößen und Nacherexzieren. Doch kränkte ihn dieß alles nicht so sehr, als die pöbelhaften Reden, welche Degenschen gegen ihn führte, und die Vorwürfe, welche er ihm immer zu machen suchte. Griff er, selbst durch seines Peinigers Schuld, der ihn in einemfort neckte, stieß, oder prügelte, und ihn dadurch außer Fassung brachte, nur von ohngefähr falsch: so hieß es: „Ja, er hat seine Gedanken gewiß im Wald bey den Spitzbuben!“ oder „er denkt gewiß an sein Mensch, an seine Guste! Laß er die doch aus dem Kopf,

und denk' er an sein Gewehr! Die Guste kann ihm nichts helfen: die ist für ihn so gut wie pritsch!" u. s. w.

Vorwürfe dieser Art müssen jeden braven Mann empören; und es wäre zu wünschen, daß blos die Offiziere des Fürsten von Ringmauer so impertinent gewesen wären. Aber leider, findet man bey Armeen, deren höhere und höchste Befehlshaber Muster der Humanität selbst sind, viele elende Wichte von Subalternen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, den Soldaten durch sarkastische, äußerst plumpe und grobe Anmerkungen beym Exerzieren und sonst im Dienste niederzuschlagen, und ihnen eben dadurch einen Haß gegen ihren Stand oder gegen ihr eigen Leben einzuflößen.

Wolfstein ertrug die unwürdige Behandlung seines Hauptmanns eine Zeitlang geduldig, endlich aber wurde er einst, als ihm dieser viehische Mensch vor die Lenden schlug, daß es Schwielen mit geronnenem Blut unterlaufen sezte, so sehr aufgebracht, daß er sich entschloß, den Obersten um Schutz gegen seinen Tyrannen anzugehen. Er theilte sein Vorhaben dem Feld-

webel mit, welcher es anfangs misbilligte, nachher aber, als er merkte, daß Wolfstein auf keine Weise davon abzubringen war, ihm dann selbst rieth, lieber erst zum Hauptmann zu gehen, und ihm gerade heraus zu sagen, daß er ihn verklagen müßte, wenn das Prügeln und Schimpfen beym Exerzieren forthin nicht unterbliebe. Wolfstein billigte den Vorschlag, und ging noch den nämlichen Tag in das Quartier des Hauptmanns.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Der Herr Gemal ist nicht immer der Herr Liebste: eben dies gilt auch von der Frau Gemalin.

Als Wolfstein an des Hauptmanns Thüre anpochte, um ihn zu sprechen, kam jemand heraus, und sagte ihm: der Herr Hauptmann sey über Feld geritten. Wolfstein wollte also wieder gehen, aber die Frau Hauptmannin, welche seine Stimme gehört hatte, rief ihn her-

ein. Er gehorchte, und ſie frägte ihn ganz freundlich, was er bey dem Hauptmann anzubringen habe? Wolfſtein glaubte, nicht nöthig zu haben, hinterm Berge zu halten, und erzählte der Dame alles haarklein.

Dame: Laſſen Sie mich nur ſorgen, mein lieber Wolfſtein! Ich werde ſchon machen, daß Sie nicht mehr ſollen inſultirt werden. Verlaſſen Sie ſich nur auf mich! Aber haben Sie denn keine andere Sachen bey dem Hauptmann anzubringen?

Wolfſtein: Ich wüßte jezt eben nichts, gnädige Frau!

Dame: Ich meyne ſo was von Abſchied, oder von Verbeſſerung Ihrer Lage.

Wolfſtein: Ich ſehe nur zu gut ein, daß der Herr Hauptmann einen heftigen, obgleich unverdienten Haß auf mich geworfen hat.

Dame: Vielleicht hat er ſeine Gründe: ich kann das nicht ausmachen. Indeſſen will ich ſchon ſorgen, daß er Ihnen wieder gut wird. Sie müſſen nur nicht kleinmüthig werden!

Wolfſtein: Kleinmüthig kann mich kein Menſch auf der Welt machen: Denn hätte ich nicht Muth genug, Unglück und Elend anzu-

stehen: so wäre ich mit mir selbst zu Rathe gegangen, als ich noch in Potu wär, und hätte andre Maaßregeln ergriffen.

Dame! Sie würden auch nicht Unrecht gethan haben! Doch — (Sie steht auf, blickt Wolfstein bedeutend an, und geht ins Nebenzimmer: im Gehen sagt sie: Adjeh Wolfstein!)

Unser Mann ging auch, versprach sich aber wenig von der Fürsprache der Gnädigen, die er noch immer für seine Feindin hielt.

Daß er wieder einen erzdummen Streich gemacht hatte, indem er Potu erwähnte und dadurch die Dame an ein Verhältniß erinnerte, das ihre jetzige gute Laune natürlich stöhren mußte, daran dachte er gar nicht. Indeß, Zeit und Umstände geben oft mehr, als man erwarten sollte.

Den folgenden Tag kam der Hauptmann nicht zum Exerzieren, und so ganzer acht Tage nicht. Endlich erschien er einmal wieder, sagte aber kein Wort, und sah nur zu. Als alles vorbey war, redete er unsern Wolfstein sogar ganz freundlich an, lobte ihn seiner Fertigkeit wegen, und gab ihm das schmeichelhafte

Zeugniß, daß er ihn für den beſten Soldaten von der Compagnie halte. Der Oberſte hat mir geſagt, daß er Ihn ſprechen will, fügte er endlich hinzu: gehe Er alſo nach Tiſche hin, und berichte Er mir wieder, was er gewollt hat.

Wolfſtein hätte längſt gern wieder mit dem braven Oberſten geſprochen, und war daher froh, als er auf die Weiſe Gelegenheit fand, ſeinen Wunſch zu befriedigen. Sehr freundlich empfing ihn der Oberſte, ließ ihn niederſitzen und redete ihn dann ſo an: „Der Hofmeiſter, der bisher meine Kinder unterrichtet hat, iſt befördert worden, und folglich hört deſſen Unterricht für ſie auf. Meine beyden Jungen ſind zum Soldatenſtande beſtimmt: ich werde daher die Erziehung derſelben ſelbſt übernehmen; aber den Unterricht, der ihnen noch ſehr nöthig iſt, kann ich ihnen nicht ſelbſt ertheilen: man hat mich in meiner Jugend, leider, zu ſehr verſäumt. Ich weiß, daß Sie in Unterrichts-Sachen bewandert ſind: wollten Sie wohl meinen Söhnen täglich einige Stunden Unterricht geben? Ich werde gewiß dankbar ſeyn, wie ich nur weiß und kann.

Dieſer Antrag war unſerm Verlaßnen ſehr erwünſcht. Er willigte alſo mit Freuden ein und meldete dann ſeinem Hauptmann, was der Oberſte gewollt hatte. Dieſer war auch ſo nachgiebig, daß er ihn von der Stunde an von allen Dienſtleiſtungen frey ſprach.

Die Söhne des Oberſten machten ihrem neuen Lehrer viel Vergnügen. Sie wären wohlgezogene, geiſtreiche und folgſame Knaben, welche man durch Vorſpiegelung ihres hohen Adels und ihrer Vorzüge vor den Bürgerlichen, noch nicht verhunzt hatte. Der Oberſte war mit Wolfſteins Unterricht ſo ſehr zufrieden, daß er ihm verſprach, alles anzuwenden, um ſeine Befreyung vom Soldatendienſt bald auszuwirken. Durch die Empfehlung des Oberſten kam er auch in die Bekanntſchaft mit mehreren Männern von Einſicht und Wiſſenſchaften, die ſich nicht ſchämten, ihm freundſchaftlich zu begegnen, auch im Soldaten-Anzug. Er erlangte durch dieſe Männer noch mehr Unterricht in der Stadt, und war dadurch im Stande, ohne ſein kleines Kapital ſelbſt anzugreifen, recht gut zu leben, und ſich in Wäſche und dergleichen anſtändig und rein zu halten.

Der Hauptmann Degenſchen gab ſich mit der Zeit am wenigſten mit Wolfſtein ab; da er nämlich keine Dienſte that, ſo kümmerte er ſich um ihn nicht, und überließ es den Unterofizieren, zuzuſehen, daß er nicht über den Jordan gehen, das heißt, weglaufen mögte.*) Ueberhaupt kümmerte ſich Degenſchen um ſeine Compagnie und um den ganzen Dienſt äußerſt wenig. Er liebte die Jagd und das Spiel bis zur Ausſchweifung und wendete auf dieſe noblen Beſchäftigungen alle Zeit, die ihm vom Dienſte übrig blieb.

Seine Gemalin konnte ihm die Art Zerſtreuung nicht gewähren, die er nach ſeinem Geſchmack ſuchte; und daher intereſſirte ihn ihre Geſellſchaft nach und nach gar nicht mehr. Er hatte die galante Schöne theils ihrer körperlichen Vorzüge, theils aber und hauptſächlich ihres Geldes wegen geheyrathet. Da man ſich

*) Die Soldaten haben eben ſo ihre eigne Soldatenſprache, wie die Studenten ihre Burſchenſprache. Das Verkunzen der gemeinen Sprache ſcheint allen verhunzten Menſchen ein ſeltnes Verdienſt zu ſeyn. Sie applaudiren jedem, der ſo ein neues Kraftwort, oder einen neuen Kraft-Ausdruck zu Markte bringt.

nun, wie die Erfahrung lehrt, an körperliche Reize sehr bald gewöhnt, und da die Reize dann zu reizen aufhören: so fand der Herr Hauptmann den Umgang mit seiner Frau bald fade, und vermied ihn, so gut und oft er konnte.

Als Werb-Offizier und schon vorher in der Garnison, hatte er ein erzwüstes Leben geführt; und stand mit allen Lustdirnen weit und breit in Bekanntschaft. Es war ihm daher gleichsam zum Bedürfniß geworden, auszuschweifen; und so schön auch Jettchen seyn mogte; so zog er ihr doch oft eine ganz gemeine Creatur vor, und genoß mehr Vergnügen bey einer ausgemärkelten Straßen-Nymphe, als in den schönen Armen seiner Henriette.

Diese niedrige Aufführung kam der Hintangesezten zeitig genug zu Ohren: denn nirgends finden sich geschwätzigere Zungen, als wenn eheliche Untreue bemerkt wird: dann will jeder der erste seyn, der dem beleidigten Theil die Extravaganz hinterbringt. Die Frau Hauptmannin litt bey dieser Nachricht wenig oder gar nichts, was ihr Herz anbetraf: denn sie hatte ihren Mann nie geliebt, und seitdem sie mit seiner Unwissenheit, seinen plumpen, groben Sit-

ten; seiner niedrigen Ausschweiferey, und mit seinem Umhertreiben unter der verworfensten Klasse von Mädchen bekannt geworden war, fing sie an, ihn von ganzem Herzen zu verachten. Aber daß er ihr doch elende Aufwärter-Mädchen, Kneipen-Mägde und Straßen-Nymphen vorzog, erregte ihren Stolz, und vergällte ihr jedes Vergnügen. Sie war viel zu klug, als daß sie ihrem Ungetreuen hätte Vorwürfe machen sollen: die hatte er, wie sie dachte, nicht verdient, und sie that, ihrer Meynung nach, sehr unrecht, wenn sie sich um die Liebe eines Mannes bemühen wollte, der ihrer unwürdig war. Was wär also zu thun? Rächen mußte sie sich; aber wie? — Das war die Frage!

In dieser Verlegenheit schrieb sie an ihre Pflegemutter, die Frau von Leers, erklärte ihr ihre ganze Lage, und bath sie um guten Rath. Die gnädige Frau von Leers antwortete bald: hier ist der Brief!

Liebstes Jettchen,

Ich bedaure Dich herzlich, daß Du, ein so hübsches, geschicktes und reiches Frauenzimmer, einem so unwürdigen Manne zugefallen bist, als der Deinige sich auszeichnet. Das hätten

wir wiſſen ſollen! — Aber es iſt nun einmal nicht zu ändern; doch wäre es gegen allen guten Ton, ſich in die Geduld zu werfen, und die Teufeleyen des Herrn Gemals ſo ungeſtraft hingehen zu laſſen. Eine verſtändige Frau hat immer Mittel genug, ihren Tyrannen zu züchtigen, vorzüglich, wenn ſie, wie Du, ohne ihn auf jeden Fall leben kann. Doch, liebes Jettchen, ich muß mich näher erklären. Du biſt kein Kind mehr: Du biſt eine verheyrathete Dame, die unterſcheiden kann; und daher darf ich Dir jezt ſchon ſagen, was ich Dir, als Mädchen, nimmermehr hätte ſagen mögen.

Ein Mädchen beſchimpft ſich, wenn es einen allzu vertrauten und verdächtigen Umgang mit Mannsperſonen unterhält; eine Ehefrau aber beſchimpft nicht ſich, ſondern ihren Mann allein: Dieß merke Dir, Jettchen! Doch ſey behutſam, ſey auf Deiner Hut, und mache alles ſo, daß Dein Mann ſchlechterdings keine Beweiſe gegen Dich in die Hände bekommt; um alle andere kümmere Dich nicht! Die Weiber werden Dich beneiden, und die Männer werden Dich anbeten, ſobald man vermuthet, daß Du nicht unerbittlich ſeyſt, und im Stillen

Deine Verehrer beglückeſt. Nimm Deine Maßregeln klug, liebes Jettchen, und gieb mir ohne alle Verſtellung Nachricht von Deinen Eroberungen. Ich bin Deine treue Pflegemutter

Joſephe von Leers.

Madame von Degenſchen las dieſen Brief, errieth den Sinn vollſtändig, und beſchloß, den guten Rath der Frau von Leers pünktlich zu befolgen. Sie wollte ſich an ihrem unwürdigen Ehemanne rächen, und zwar auf dieſelbe Weiſe, wie er ſich an ihr verſündiget hatte. Nur war ſie in der Wahl des Gegenſtandes, durch den ſo was auszuführen wäre, nicht einig mit ſich ſelbſt. Viele junge und ältere Offiziere des Regiments hatten der ſchönen Dame zwar längſt ſchon den Hof gemacht; ſie hatte aber noch keinen beſonders begünſtiget, weil ſie alle ſammt und ſonders elende Priſen, glänzende Dämmlinge, oder fade und oft ſehr indelikate Unterhalter waren, die einer geiſtvollen Dame durchaus nicht behagen konnten.

Wolfſtein fiel ihr freylich mehr als einmal ein, und ihr Herz ſagte ihr, das ſey der Mann, der das Leere deſſelben ausfüllen könnte.

Aber Wolfstein konnte sie nicht rächen. Er war ja nur gemeiner Soldat! Dann auch dachte sie: würde ihr Umgang mit ihm bekannt werden, so würde jedermann sagen, sie habe sich weggeworfen. — Die Untreue ihres Mannes, und die wenige Achtung, die er ihr bewies, wollte und mußte sie indeß bestrafen, und dieß eklatant!

In dieser Ungewißheit, und bis sie eine schickliche Gelegenheit finden würde, ihren Vorsatz auszuführen, überließ sie sich allen rauschenden Vergnügungen, welche sie in und um Pilla haben konnte. Sie besuchte alle Bälle, war bey allen Schlittenfahrten, besuchte alle Tage Gesellschaften, fuhr zu den benachbarten Edelleuten und andern Honoratioren, hielt oft Assamblee in ihrem Hause, und gestattete jedermann freyen Zutritt.

Die Frau von Degenschen, hieß es nun, hat sich ganz verändert. Als sie hieher kam, war sie spröde, eingezogen und zog ihr Clavier, ihre Zeichnungen und ihre Bücher allen Gesellschaften vor. Selten kam sie, wenn sie eingeladen wurde; niemals tanzte sie auf einem Ball; und niemals sah man sie an einem öffentlichen

Orte. Jezt iſt ihr ganzes Weſen anders! Sie muß abſolut was haben! Sie muß einen Galan haben, den ſie verbergen will; und, um ihn nicht errathen zu laſſen, läuft ſie aller Orten herum! Gewiß giebt ſie ihm mitten im Gedränge Rendez-Vous! — Wenn man nur dahinter kommen könnte, wer's wohl ſeyn mag, der ſie, — ſie, die Stolze, beſiegt hat!

So räſonnirten vorzüglich die Damen in Pilla; und unter den Offizieren gaben einige junge Laffen deutlich genug zu verſtehen, daß ſie — die Beglückten ſeyen. Einige zeigten ſogar Briefe, welche ſie von der Schönen wollten erhalten haben. Da gab es denn wiederum Geiſter, die alles, was vorging, der Frau von Degenſchen dienſtbefliſſenſt hinterbrachten. Dieſe war froh, daß man ſolche Muthmaßungen hegte, ärgerte ſich aber doch, daß man mit Laffen und Strohköpfen ſie im Verſtändniß vermuthete. Um dieſes zu widerlegen, proſtituirte ſie bald dieſen, bald jenen, der ſich ihrer Gunſt gerühmt hatte, öffentlich: und ſo wußten die Herren und Damen zu Pilla noch immer nicht recht, woran ſie waren, und quälten ſich mit Räthſeln im Dunkeln.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Dem gefällt ſchon recht.

Indem dieſes verging, wurde der junge Prinz von Braunram, als Obriſtleutnant, nach Pilla geſchickt. Er war vorher bey der Garde des Fürſten von Ringmauer geſtanden. Als Gardiſt hatte er aber die Unvorſichtigkeit, auf ſeinen verliebten Jagden dem Fürſten ſelbſt in den Weg zu kommen; und dieß ihm zu legen, ſchickte man ihn als Obriſtleutnant nach Pilla.

Der Prinz Eduard — ſo hieß er — war deſſen ſehr wohl zufrieden: denn, in Saimerland, der Reſidenz, gab es ſeines Gleichen Viele, und Einige ſogar vornehmer als er. Und eben dieſe kamen auch ihm in die Quere. Aber in Pilla war der vornehmſte Er: Aller Augen ſahen auf ihn; und was Er angab, war recht und nobel! Man bewunderte ſogar und lobte ihn, wenn er ausſchweifte, und ſich benahm, wie ein Bube von Kreti und Pleti.

Als Prinz mußte er eine petite maitresse und eine grande maitresse haben; sonst, meynte er, gings nicht! Das ist bey den meisten Prinzen einmal auch so Mode! Die petite maitresse war bald gefunden. Ein gewisser Leutnant, Namens Saulitz, den man, als ausgemärkelten Onanisten, den Wurmstichigen nannte, sorgte dafür; und ein hübsches Obsthökermädchen übernahm das Aemtchen, und spielte ihre Rolle so öffentlich, daß die ganze Stadt davon ruchbar wurde. Aber weder der Prinz, noch die petite maitresse kehrten sich an das Geschwätz. Sogar die Eltern des Mädchens rühmten sich der Gnade und der Ehre, welche der gnädige Herr Prinz ihrem lieben Dorchen erwiese.

Die grande maitresse war schon schwerer zu finden. Die Damen zu Pilla hatten fast alle schon Engagements: und die, zumal die glücklichern, gingen so leicht nicht ab. Manche zwar würden sichs haben gefallen lassen, dem Prinzen Platz zu machen; aber der Prinz hatte eben nicht Lust, an deren Stelle einzutreten. Der Verwöhnte nannte das verflucht, und meynte: es sey doch eine Schande, Prinz und schon

vierzehn Tage in Villa zu ſeyn, und noch keine grand: maitreſſe zu haben: Sein großer Sultan habe es darin ja beſſer als er! — Sein Pläſirmeiſter gerieth darob in Verlegenheit, ſann hin und her, und ſchlug bald dieſe bald jene vor; aber der Prinz fand immer etwas einzuwenden. Endlich ſchlägt Saulitz ſich vor die Stirn und ruft: Mord Sakkerment, daß ich nicht eher drauf gefallen bin! Die Frau von Degenſchen, das iſt die rechte, die ſich für Sie ſchickt, gnädigſter Prinz! Die iſt die Hübſchſte aller unſrer Damen, und ſpröde iſt ſie auch nicht. Zudem glaub' ich auch, daß ſie ſich noch nicht verplewpert hat. Ihr Mann iſt ein Spieler, Sauſer und Hurenjäger; alſo gerade ein Kerl, wie er uns nöthig iſt. Ich habe gehört, daß ſie heute zurückkommen wird. Sie iſt ſeit einiger Zeit auf'm Lande bey der Frau von Braſſelmann, einer Freundin von ihr. Sobald ſie wieder da iſt, wollen wir die Regezen anfangen und, wie ich hoffe, bald damit zu Stande ſeyn.

Der Prinz ward neugierig, und überließ ſeinem Pläſirmeiſter, die Sache einzuleiten.

Die Frau von Degenſchen kam wirklich denſelben Tag zurück, und erſchien ſchon den Tag darauf in einer öffentlichen Geſellſchaft. Hier ſah ſie der Prinz; und ſie ſehen und ganz von ihr bezaubert werden, nämlich nach Prinzen-Art, war eins. Er verſprach dem Pläſirmeiſter ſein beſtes Reitpferd, und einen Sitz in ſeinem Wagen, wenn er dieſe Dame dahin bringen würde, daß ſie ſeine grande maitreſſe werden wollte. Wollen's ſchon machen, erwiederte Herr von Saulitz.

Einige Tage nachher ſtellte der Prinz einen Ball an, wozu die ganze Nobleſſe von Pilla durch Handzettel eingeladen wurde. Wenige Damen hatten die Ehre, daß der prinzliche Pläſirmeiſter in eigner Perſon ſie einlud; und unter dieſen war die Frau von Degenſchen natürlich die Erſte. Dieß kützelte ihren Stolz merklich; und da Herr von Saulitz ihr ebendrein ſagte, daß der Prinz, auch ohne ſie perſönlich zu kennen, doch aus Achtung gegen ſie den Ball verſchoben hätte bis zu ihrer Zurückkunft: ſo war ſie erkenntlich genug, jede Kunſt aufzubiethen, um ſich dem Galanten eben ſo

vorzüglich zu zeigen, als es ihm vielleicht beliebt hatte, sie zu erwarten.

In vollem Glanze erschien sie, und der Prinz errieth gleich, daß eben sie die Dame seyn müßte, die ihm sein maitre des plaisirs so sehr vorgerühmt hatte. Er machte ihr ein sehr verbindliches Kompliment, und in der Unterredung, die er mit ihr anfing, wurde er von ihrem lebhaften Witz und von ihren gesunden Urtheilen gänzlich bezaubert. Er kam den ganzen Abend nicht von ihrer Seite, und tanzte blos mit ihr; ja, er schien nur für sie Augen und Ohren zu haben, und that, wie wenn außer der Frau von Degenfchen weder Mädchen noch Weib in dem Tanzsaal da wär. Dieses mißfiel den übrigen Schönen äußerst,*) und in allen Ecken und Enden steckten sich schielende Köpfe zusammen und beräsonnirten die gute Hauptmannin auf rothwelsch, — ob gleich keine einzige unter ihnen zu finden war, die sich nicht eben so mögte betragen haben, wenn der

*) Man nennt die Frauenzimmer gewöhnlich die Schönen, das schöne Geschlecht! Diese Wörter werden aber ordentlich, wie die Wörter hochwürdig, fürstlich, gnädig u. s. w. —

Prinz ihr die Kur nur hätte machen wollen. Einige nahmen ſich ſogar vor, ihren Haushund von dem Bal an — Prinz zu nennen.

Der Prinz indeß fühlte ſich glücklich an der Seite ſeiner Göttin, — denn ſie ſollte ſeine grande maitreſſe werden, es mögte auch koſten, was es wollte — und geſtand ihr gerade heraus, — ſo raſch nämlich Prinzen zu Werke zu gehen pflegen — daß er ſchon längſt von ihrer Schönheit gehört und ſich, ohne ſie zu ſehen, in ſie verliebt habe; daß der Bal blos ihr zu Ehren angeſtellt ſey, und daß es jezt ganz von ihr abhinge, ihn zum Glücklichſten aller Sterblichen zu machen, und was ſolcher Liebesblümlein mehr ſind.

Die Dame entrüſtete ſich über die freyen Reden des Prinzen nicht im mindeſten. Aus den Erzählungen guter Freundinnen, die Erfahrung hatten, und durch raffinirtes Roman-Leſen hatte ſie ſich ſchon einen Begriff gebildet, wie Prinzen ungefähr ihre Liebſchaften anfiengen, und fand darum ſelbſt an der prinzlichen Methode, ſo unfein ſie auch ſeyn mogte, nichts auszuſetzen.

Zu Ende des Balls begleitete der Prinz sie nach Hause, und nach erhaltener Erlaubniß, den andern Tag persönlich nach ihrem Befinden zu fragen, schied er von ihr mehr als zufrieden. Aber eines erregten gewissen Verdrusses wegen eilte er, so spät es auch war, noch zu — Dorchen.

Der Hauptmann von Degenschen war die Nacht nicht nach Hause gekommen. Da er die Gewohnheit hatte, sehr oft auszubleiben; so dachte seine Gemalin an kein Arges, und vermuthete, er sitze irgendwo beym Spiel oder bey der Flasche. Indeß noch früh Morgens, schickte er nach Kaffee, Taback, Pantoffeln und Schlafrock mit dem Vermelden: er sitze in Arrest, auf Befehl des Obristen, seines Feindes, wegen eines kleinen Handels mit einem Offizier aus der Freunde.

Diese Nachricht beruhigte die Gnädige gar nicht, und, um ganz aufs Reine zu kommen, schickte sie ihr Garderobe-Mädchen, nähere Kundschaft einzuziehen. Das Garderobe-Mädchen war die Geliebte des Regimentsschreibers, und der mußte doch alle Umstände näher wissen. Das Mädchen stattete folgenden Bericht ab:

„Ja, ſagte ſie, gnädige Frau, es iſt doch Sünde und Schande: der gnädige Herr iſt bey den liederlichen Näther-Mädchen geweſen, bey Adolfs, die alle Ehemänner an ſich ziehen. Da iſt er geſtern Abend in der Trunkenheit hingerathen; die Mädchen aber — es ſind der Beeſter zwey — waren ſchon beſetzt, und die Galans wollten partuh nicht weichen. Da zog der gnädige Herr von Leder, und wollte hauen und ſtechen. Aber die Galans, ich glaube, es waren zwey Müllerburſche, verſtanden das unrecht, riſſen ihm den Degen aus der Hand, und gaben ihm Ohrfeigen links und rechts. Endlich kam die Wache, und nahm ſie alle dreye mit. Die Mühlburſche ſind ſchon wieder los, weil der Müllermeiſter Kaution geſtellt hat; aber der gnädige Herr ſizt noch im Kaſten.“

Daß der Hauptmann ins Bordel gegangen war, kränkte die gnädige Frau eben nicht: denn ſie hätte ſich darüber hinausgeſezt und ſchon den Anfang gemacht, ſich nach Verdienſt dafür zu rächen. Aber das war ihr ärgerlich, daß ihr Mann nun proſtituirt war, und ſie denn mit. Auch wußte ſie, daß ein Offizier, der Ohrfeigen bekommen hat, ſogar riskirt, abgeſezt und

weggejagt zu werden. So wenig sie also ihren Gemal auch liebte, so sehr war sie doch jezt für ihn besorgt, nur weil seine öffentliche Beschimpfung die stärkste Demüthigung für sie mit werden mußte.

Während sie nun hin und her sann, dem einen wie dem andern vorzubeugen, meldete man den Prinzen, und sie ließ ihn vor. Er küßte ihr die Hand, sezte sich zu ihr aufs Sopha, unterhielt sie ein Weilchen uber seinen Sultan und Wind und Wetter, und auf einmal erklärte er ihr seine Liebe gerade heraus und bath um Gegenliebe. Die Dame, damit ichs kurz mache, war nicht unerbittlich. Sie gestand dem Prinzen, daß auch er mächtigen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, nur müßte sie ihn bitten, ja nichts von ihr zu begehren, was ihrer Tugend nachtheilig seyn könnte: denn so was könnte sie nicht gestatten; lieber würde sie das Leben einbüßen! — Der Prinz, der die bethschwesterlichen Ausdrücke eben nicht fürchtete, war für dießmal damit zufrieden: denn für seine physischen Bedürfnisse hatte er sein Dorchen, und außer dieser noch manch anderes Mädchen.

Nachdem auf die Art das gute Verſtändnis zwiſchen der Dame und dem Prinzen zu Stande war, ſo erzählte jene die Fatalität mit ihrem Manne. Der Prinz lachte und verſicherte, daß das ein recht drolliger Spaß wäre, der gerade zur rechten Zeit käme, wie gerufen.

Dame: Wie verſtehen Sie das, mein Prinz?

Prinz: Je nun: ſo bleibt er uns doch eine Zeitlang vom Halſe.

Dame: Erlauben Sie: ſo lange mein Mann in Arreſt iſt, werde ich keinen Beſuch annehmen, ſelbſt den angenehmſten nicht.

Prinz: Warum denn nicht?

Dame: Damit ich mich nicht ſelbſt beſchimpfe. Was würden die Leute ſagen, wenn ich Geſellſchaft hielte, und meinen Mann im Stockhaus vergäße? Mit einem Wort, mein Prinz: ich muß mir die Ehre Ihres Zuſpruchs ſo lange verbitten, bis mein Mann wieder frey iſt.

Prinz: Wollen Sie denn im Ernſte, daß der Hauptmann das werde?

Dame: Kann dieß aber geſchehen, mein Prinz?

Prinz: O, meine Göttin, wenn Sie nur wollen: gewiß noch heute! Wer sollt' ihn denn halten, wenn ich dawider bin!

Dame: Der Obrist, der, wie ich höre, sein abgesagter Feind ist.

Prinz: Und wenn auch! Der Obrist kennt meinen Einfluß bey Hofe; und was ich im Ernste will, das muß er darum auch wollen. Ich werde Ihnen die Probe machen! Aber was wird mir zur Belohnung.

Dame: Mein herzlichster Dank!

Prinz: Brävo: indeß ein Mäulchen ist auf Abschlag; (Er küßt sie) und noch vor Tische soll Ihr Herr Gemal sich bey Ihnen bedanken. (Er empfiehlt sich.)

Der Prinz hielt Wort. Er lief hin zum Obersten, und sagte dem gerade heraus, daß der Hauptmann Degenschen losgelassen werden müsse. Natürlich widersprach dieser, stellte dem Prinzen das Verbrechen, welches Degenschen begangen hatte, vor, und bath ihn, ruhig zu seyn, bis die Sache gehörig untersucht und bestraft seyn würde: denn, sezte er hinzu, wir würden nur ein böses Beyspiel geben, wenn

wir den Hauptmann so mir nichts, dir nichts wollten laufen lassen.

Also, Herr Obrist, sagte der Prinz, bleibt Degenschen sitzen?

Oberste: Allerdings! Wir haben unsere Vorschriften, von welchen wir nicht abgehen dürfen.

Prinz: Mir würde aber ein Gefallen geschehen.

Oberst: Aber bedenken Sie, Prinz; —

Prinz: (kalt) Ist nichts zu bedenken! Aber ich versichre Sie Herr Obrist, das werde ich immer bedenken, daß (mit Feuer) Sie mir diesen Gefallen versagt haben!

Der Prinz griff nach seinem Hute; der Oberste sah das, und besann sich in dem Augenblick, gab nach, und schrieb auf der Stelle einen Befehl an den Adjutanten, den Hauptmann von Degenschen seines Arrestes zu entlassen.

Der Prinz trug den Zettel selbst zum Adjutanten und nöthigte ihn, gleich mit auf die Wache zu gehen. Degenschen fiel wie aus den Wolken, als ihm der Prinz seine Freyheit meldete und ihn gleich darauf nach Hause führte. Als sie dort ankamen, und der Prinz die Frau

Hauptmannin erblickte, rief er: „Hier, Hauptmann, iſt Ihre Befreyerin! Dieſe liebe Dame hat für Sie gebeten; ſonſt wäre es, hol' mich der Teufel, ſchlimm gegangen! Der Obriſt — doch nehmen Sie ſich künftig beſſer in Acht!" — Der Hauptmann dankte ſeiner Frau ſehr linkiſch, und noch linkiſcher bezeugte er dem Prinzen, der ihn belächelte, in den allerkriechendſten Ausdrücken ſeinen allerunterthänigſten Reſpekt.

„Hören Sie, Hauptmann, ſezte der Prinz noch hinzu, die Offiziere des ganzen Regiments, vorzüglich die Subalternen, ſind gegen Sie in Harniſch. Man hält Sie für blamirt, und ich habe ſchon munkeln hören, daß keiner mehr mit Ihnen Dienſt thun will. Aber auch dafür weiß ich Mittel. Ich werde mit Ihnen heute auf die Parade gehen; heute eſſen Sie bey mir zu Mittage, und den Nachmittag fahren wir zuſammen aus. Morgen giebt der General ein Traktament: dahin nehme ich Sie mit; und ſo bald die Leute ſehen, daß ich mit Ihnen auf einen vertrauten Fuß umgehe, werden ſie ſchon einlenken und ihre Grillen fahren laſſen; ja, ſie werden ſogar ihre Gunſt ſuchen.

Der Prinz hatte nicht unrecht: denn als die Offiziere des Regiments sahen, wie der Prinz den Hauptmann behandelte, und wie er aufs freundschaftlichste mit ihm umging: so ließen sie nicht allein alle Fehde gegen ihn fahren, sondern sie suchten seine Gunst sogar erniedrigend. Einige verloren ihr Geld gegen ihn mit Willen, und Andre ließen ihn, ohne scheel dazu zu sehen, ihre Mädchen besuchen. Kurz, der ehemals verachtete Hauptmann Degenschen war der Gegenstand der öffentlichen Verehrung der meisten Offiziere des Regiments zu Pilla.

Ich sage absichtlich: der öffentlichen Verehrung: denn ins Geheim verachtete und verspottete man den Degenschen ohnehin. Der Prinz, der jezt ganz gewonnen hatte, machte der gnädigen Frau gar sehr öffentlich den Hof, und die Gnädige nahm es nicht einmal übel, wenn man sie in Gesellschaften so von weitem her mit der Gunst des Prinzen aufzog, und Anspielungen darauf fallen ließ. Sie schien dann zerstreut und wie wenn sie auf das, was man ihr sagte, gar nicht Acht gäbe.

In Pilla war aber die skandalöse Chronik sehr Mode, wie an allen Orten, wo viele mü-

ßige Subjekte sich aufhalten, z. B. Offiziers, Pfaffen, Damen, Professor-Weiber, süße Herrlein, Frisörs, Bartputzer, und solch Möbel mehr. Der Umgang des Prinzen mit der Frau von Degenschen war also das allgemeine Stadtgespräch; und was das Schnurrigste war: die interessirten Personen waren über die Aeußerungen der Pillaer Schänzelmäuler nicht einmal böse!

Der Prinz sah die Eroberung der schönen Frau für eine That an, die ihm mehr Ehre brächte, als hätte er dem Feind die ganze Artillerie mit samt dem Gepäcke weggenommen. Die gnädige Frau freute sich, daß die Leute sähen, daß sie sich an ihrem Manne zu rächen und seine Niederträchtigkeiten zu bestrafen wisse. Der Hauptmann vollends hatte eine zu verworfene Seele, als daß ihm der Schimpf, für einen Hörnerträger angesehn zu werden, hätte wehe thun sollen. Er fand vielmehr seinen Nutzen dabey: denn der Prinz nahm ihn aller Orten mit sich, hielt ihn frey, hatte ihn oft zu Tische, und schüzte ihn gegen den Obersten, der ihm gewiß ganz anders hätte mitspielen

mögen, wenn er vor dem Prinzen gekennt hätte.*)

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Die Fahnenjunker.

Die Hauptmannin von Degenſchen erfuhr endlich nicht ohne Verdruß, daß ihr Herr Prinz, neben ihr, noch eine petite maitreſſe unterhalte, und machte ihm darüber Vorwürfe, obgleich mit aller Schonung.

Der Prinz kam gar nicht aus ſeiner Faſſung: er lachte und geſtand der Dame mit der größten

*) Es iſt eine fatale Sache für einen rechtſchaffnen Offizier, wenn ein ſehr Vornehmer ſein untergebner iſt. Dieſer will, es ſoll vieles nach ſeinem Kopfe gehen, was jener nicht zugeben kann. Daraus entſtehen Kollisionen zwiſchen einer Pflicht und der Furcht vor dem beſternten Untergebnen. Was ſoll der höhere Offizier thun? Hat er freilich Anſehen genug, wie weiland die in Friedrichs II. Dienſten, ſo greift er durch, und thut, was er für Recht hält, der Durchlauchtige mag es übel nehmen oder nicht. Aber fehlt ihm das Anſehen, ſo muß er einlenken; und der Herr Sternträger ſpielt das Irrlicht für Bürger und Soldaten.

Selbſtgenügſamkeit, daß Er, nach ſeinem Stande, ſich durchaus nichts vorſchreiben laſſe. Es ſey wahr, er unterhalte ein gemeines Mädchen, welches ſeine petite maitreſſe ſey. Denn, fuhr er fort, man hat oft Bedürfniſſe, welche eine vornehme Dame, wie Sie ſind, nicht jedesmal befriedigen kann. An den Himmel kann man ſich nicht halten: der iſt zu hoch; man muß alſo einen Zufluchtsort haben, wo man jedesmal, bey Tag und bey Nacht, ungehindert ſeinen Zweck erreichen kann. Können Sie mir es nun übel nehmen, daß ich mir, außer Ihnen, noch etwas extra angeſchafft habe? Sie haben ja doch den Vorzug! Sie ſind meine Geliebte, Sie erſcheinen mit mir an öffentlichen Oertern, Sie gehen mit mir auf die Bälle, Sie werden von den übrigen Damen deswegen ſogar beneidet: und ſo dächte ich, Sie könnten ſich beruhigen, und mir immer die Unterhaltung eines bürgerlichen Mädchens geſtatten.

Die Dame war, wie man leicht denken kann, von dem durchlauchtigen Tölpel in ihrer ganzen Delikateſſe beleidiget, und würde ihm auf der Stelle den Abſchied gegeben haben, wenn ihre Eitelkeit nicht größer als ihr Ehrgefühl gewe-

sen wäre. Sie unterdrückte daher das, was sie dem Prinzen sagen wollte auf seine indelikate, impertinente Erklärung, und war recht froh, daß eben ihr Mann hinzu kam, und die Unterhaltung anderswohin lenkte.

Degenschen hatte einen Bruder gehabt, welcher ohne Vermögen gestorben war, und zwey Söhne hinterlassen hatte. Beyde kamen eben damals nach Pilla zum Regiment als Junker, und hatten Tisch und Wohnung in dem Hause ihres Onkels. Sie waren als wilde Bauerjungen auf dem Dorfe aufgewachsen, und noch viel schlimmer als Bauerjungen: denn diese regiert doch noch der Stock des Monarchen in der Dorfschule, und gerbt ihnen so Allerhand ein, wie da ist Lesen, Schreiben, Rechnen und dergleichen. Aber die Junker standen nicht unter dem Skepter des Orbils; lernten also gar nichts, als die Rökelewen der Bauerflegel; konnten demnach, als sie zum Regiment kamen, weder lesen, schreiben noch rechnen, kurz, sie waren verhunzt an Leib und Seele, und an ihrer Impertinenz, Grobheit und läppischem Dünkel konnte man handgreif-

lich sehen, daß sie Edelleute von Geburt wären.

Ihr Vater war ein sehr braver Mann gewesen, gerade das Gegentheil von seinem Bruder; aber er war zu früh für seine Kinder im lezten Kriege umgekommen. Aus bloßer Achtung gegen ihren Vater nahm sie daher auch der Oberste als Junker auf, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie Unterricht nehmen, und etwas lernen sollten, widrigenfalls er sie, ehe sie noch das sogenannte silberne Portepeh bekämen, fortschicken würde.

Die Junker waren arm, konnten also nicht viel an den Unterricht wenden; und die Lehrmeister zu Pilla waren sehr theuer. Dieser Umstand ging dem Hauptmann Degenschen lange im Kopf herum. Er berathschlagte darüber mit seiner Gemalin; und diese fand den Unterricht immer höchst nöthig. Sie haben Recht, mein Kind, erwiederte der Hauptmann: die Buben müssen lernen: sonst jagt sie der vertrakte Obrist wieder zum Teufel. Aber bey wem soll man sie in die Lehre geben?

Dame: Es giebt hier ja Unterrichter genug!

Hauptmann: Ganz recht! Aber die Tintenklickſer ſind theuer, wie der Teufel. Glauben Sie wohl, mein Schatz, daß ſo 'n Petanus monatlich drey Thaler für ſechszehn Stunden fodert? Da könnt' ich, meiner Seele, alle vier Wochen zwölf Thaler für die Jungens hinſchmeißen! Proßt die Mahlzeit!

Indem trat der Prinz herein. Ja, rief er, das muß ich ſagen, Hauptmann Degenſchen: Ehre haben Sie von Ihrer Compagnie! Da kam ich vorhin zum Obriſten, und finde da Ihren Wolfſtein ſitzen und eine Taſſe Thee trinken zu einer Pfeife Tabak. Ich ſtutze. „Wundern Sie ſich nicht, mein Prinz, ſagt der Obriſt, einen gemeinen Soldaten ſo vertraulich von mir behandelt zu ſehen! Dieſer Mann verdient es, und noch mehr, als dieß: er iſt ſeit einigen Monaten der Hofmeiſter oder der Informator meiner Söhne, und die nehmen unter ihm zu, daß ich meine Freude dran ſehe.“ — Nun mußten die Jungens herbey, fuhr der Prinz fort, und ich fragte ſie ſo, was ich noch wußte, aus der Erdbeſchreibung und der Geſchichte. Pardi, da hätten Sie hören ſollen, Hauptmann: das

ging alles wie geschmiert! Ich hatte selbst meine helle Freude, und komme nun gleich, um Sie zu bitten, daß Sie Ihre Vetterchen, die Junkers, dem Wolfstein zum Informiren auch geben!

Hauptmann: Was nimmt denn Wolfstein für die Stunde?

Prinz: Der Obrist giebt ihm monatlich zwey Louisdors für Stunden täglich.

Hauptmann: So viel? Nein, das kann ich nicht geben. Hab's ja auch nicht nöthig! Wolfstein ist ja von meiner Compagnie, muß also schon zufrieden seyn, wenn ich ihm halb so viel gebe! Er soll die Junkers täglich zwey Stunden infolmiren, und dafür geb' ich ihm drey Thaler.

Prinz: Pfuy Hauptmann, schämen Sie sich! Wer wird so filzig seyn! Eben, weil Wolfstein von Ihrer Compagnie ist, müssen Sie ihm sogar noch mehr geben, als der Obrist — sechs Thaler wenigstens monatlich für zwey Stunden täglich.

Hauptmann: Das geht nicht, gnädigster Prinz! Die Junkers sind arm, wie 'ne Kirchmaus: ich muß also das Meiste thun; und wie

könnt' ich so viel Geld für diese Bursche hinwerfen! Da kämen sie mir ja noch höher, als mein Hühnerhund!

Prinz: Ich sehe schon: Sie wollen sparen; aber gerade zur Unzeit. Wissen Sie was? Ich gebe die Hälfte und Sie die Hälfte; aber zusammen sechs Thaler, und damit basta!

Hauptmann: Das läßt sich hören! Dabey mags denn man bleiben!

Wolfstein wurde auf der Stelle herangeholt, erhielt seine Anweisung und fing schon den folgenden Tag seine Stunden an. Aber da war der Stall des Augias auszumisten: denn die Junker waren nicht nur über allen Glauben unwissend, sondern hatten auch einen Nagel im Kopf, daß es schwer, ja unmöglich schien, ihnen jemals etwas beyzubringen. Sie fingen gleich damit an, Wolfstein den Abstand fühlen zu lassen, der zwischen ihnen und ihm statt fände. Sie seyen Junker, meynten sie, hätten Anwartschaft auf Offizierstellen, und könnten mit der Zeit gar noch Generale werden! Er aber sey nichts als ein gemeiner Mann, könne wohl Unteroffizier, oder wenn's gar hoch käme, Feldwebel seyn, und stände dann doch immer

noch unter ihrem Stock oder unter ihrer Fuchtel.

Dieses liebreiche Gespräch führten die Buben öfters. Wolfstein hörte sie anfangs und widersprach nicht; als sie aber die nämliche Saite immer berührten, so ließ er sie fühlen, daß ein geschneider Musketier zehnmal mehr werth sey, als ein unwissender, dummer Junker oder Offizier. Dieß verdroß die Bengel; sie gaben ihm also schnippige Reden, und lachten ihn so recht junkermäßig aus, erklärten auch, daß sie einen Menschen nicht ausstehen könnten, welcher die Subordination nicht verstände.

Wolfstein nahm endlich seinen Hut, sagte den Junkern, als sie seiner mit verzerrten Gesichtern und herausgestreckter Zunge sogar spöttelten, Adjöh, und ging herunter, um dem Hauptmann zu sagen, daß der Unterricht, wenn das Ding so bliebe, vergeblich sey.

Der Hauptmann war ausgegangen, sie aber war zu Hause, und empfing den Entrüsteten mit allen Zeichen des Wohlgefallens. Dieser erklärte ihr, was wir wissen, und wollte sich dann entfernen. Bleiben Sie doch noch, lieber Wolfstein, sagte die Gnädige, ich will

das ſchon ändern. Die Jungen ſollen und müſſen lernen! Kommen Sie Morgen Nachmittag nur wieder: da ſollen Sie Ihre Eleven ſchon artiger finden.

Nach dieſer Verſicherung ſprach die Dame noch allerley mit Wolfſtein, und bath ihn endlich, da er doch ſtark in der Muſik, und beſonders auf der Violine ſey, ihr dann und wann beym Klavier zu akkompagniiren, zumal wenn ſie neue Muſikalien bekäme. Er verſprach dieß: denn wer ſchlägt einem Frauenzimmer gern etwas ab, vorzüglich wenn es ſchön und von alter näherer Bekanntſchaft iſt, und der Antrag ſelbſt gefällt! Beym Abſchiede drückte ſie ihm die Hand, und dieſer Druck fuhr ihm wie ein elektriſcher Schlag durch alle Glieder.

Noch den nämlichen Tag berichtete die Dame dem Prinzen und ihrem Gemal den Vorgang mit den Junkern. Beym Abendeſſen nahm der Hauptmann ſie vor, rökelte ſie herunter und drohte ihnen, die Hand von ihnen abzuziehen, wenn ſie keine Mores lernen wollten. Aber einen weit härtern Stand hatten die Menſchenkinder den andern Tag auf der Parade. Der Prinz nämlich fegte ſie hier vor allen Offizieren

und der ganzen Mannschaft erzbitter. Glaubt Ihr denn, Junkers, fuhr er sie an, daß Ihr beym Regiment Euch noch so aufführen dürft, wie sonst draußen auf dem Dorfe? Wenn Ihr das wolltet: so hättet ihr müssen bey euren Bauerbuben bleiben, und Ochsen, Schweine und Gänse hüten lernen: vielleicht hättet Ihr dereinst dann können Schweinehirten und Gänsejungen selbst werden! Das geht aber hier nicht an! Ich sage Euch, werdet anders, lernt was, und seyd folgsam, oder ich jage Euch vom Regiment: darauf könnt Ihr Euch verlassen! Wolfstein soll forthin alle Tage an den Hauptmann Degenschen, und alle Woche an mich melden, wie Ihr Euch betragt; und berichtet er nur einmal, daß Ihr Flegel gewesen seyd, so marschirt Ihr, so wahr ich ehrlich bin, und ich melde Euch an den Fürsten, damit Ihr nimmermehr bey der Armee Dienste kriegt. Dann könnt Ihr nur immer Schweine hüten!

Die armen Junker zitterten, gingen in sich und waren von der Stunde an sehr folgsam gegen ihren Lehrer. Der Oberste hörte der Strafpredigt mit Verwunderung zu, und dachte an den Splitterrichter im Evangelium.

Wolfstein unterrichtete die Junker von drey bis fünf Uhr Nachmittags; dann meldete er dem Hauptmann, wie sie sich benommen hatten. Der Hauptmann war um diese Zeit sehr selten zu Hause, und so nahm die Gnädige den Rapport an, regalirte den Rapportör mit einem Glas Wein, und bath ihn gewöhnlich, einige Stücke mit ihr durchzuspielen, oder ihr etwas vorzulesen.

War die Dame mit Wolfstein allein: so ging sie aufs traulichste mit ihm um, nannte ihn ihren lieben Wolfstein, sah ihn an schmachtend und liebäugelnd, lehnte sich an seine Schulter, drückte ihm die Hand, und spielte mit seinen Fingern. Kam der Prinz oder ihr Mann: gleich zeigte sie eine andere Mine, ward kalt und zurückhaltend, und nickte kaum mit dem Kopf, wenn er beym Fortgehen sich ihr empfahl.

Dieß fiel ihm endlich auf. Wozu, fragte er sich selbst, mag wohl das doppelte Betragen der Dame seyn? Warum begünstigt sie dich nur insgeheim, und läßt sichs in Beyseyn Andrer gar nicht merken, daß sie dir wohl will, ob sie dich gleich unter vier Augen versichert, daß sie

keinen beſſern Freund habe, als dich? — So fragte ſich Wolfſtein, aber die wahre Urſache dieſer Erſcheinung errieth er nicht: denn gewohnt, allemal das Beſte zu denken, fiel er nur auf ſchiefe Beweggründe, wenn ſchlechte Thatſachen ihm, wie man ſagt, den Glauben in die Hand hätten geben können.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Da hätt' ich an ſeiner Stelle ſeyn ſollen, denkt gewiß Mancher!

Wolfſtein mußte täglich um die Dame ſeyn, und wurde ihr immer unentbehrlicher. Sie fand an ihm das Gegentheil von ihrem Gemal und dem Prinzen. Er war auch nirgends lieber, als bey der Gnädigen, und fand das größte Vergnügen an ihren geiſtreichen Geſprächen, und lebhaften Einfällen. Sie ſprach auch ſo viel von Tugend und Rechtſchaffenheit und vom Vergnügen, das der Menſch in der Erfüllung ſeiner Pflichten finde, daß er das Stadtge-

ſpräch, als unterhielte ſie einen ſträflichen Umgang mit dem Prinzen, für lauter Verläumdung hielt, und ſich weiter darum nicht bekümmerte.

Dieß währte ohngefähr drey Monate. Gefeſſelt an ſie war der Unerfahrne unterdeſſen aufs höchſte, wenn gleich immer noch nur moraliſch. Damit aber war der Lüſternen eben nicht gedient. Als ſie denn merkte, daß der platoniſirende Schwärmer ſich auch nicht die geringſte Freyheit herausnahm, ſo abſichtlich ſie ihm auch die Gelegenheit gab, indem ſie ihren Buſen beym Seufzen ſichtbar heraufdrängte, oder Wange an Wange legte, ihn mit der Linken umarmte und mit der Rechten an ſeine Lenden ſanft heranfuhr, ja durch ihren ſehnenden Blick ihn merken ließ, was ſie wünſche und daß ſie ihm nichts übel nehmen würde: da nun fand ſie für nöthig, näher zu rücken und ſelbſt zu handeln.

Alſo eines Tages, als ihr Wolfſtein gerade eine ſtarke Stelle aus Werthers Leiden vorgeleſen hatte, ſtreckt ſie ihre Hand gegen ihn aus, und hält ſie dann mit einem herzlichen Ach! vor die Stirne.

„Was fehlt Ihnen, gnädige Frau? fragte Wolfstein ängstlich.

Dame: Ach, Lieber, ich denke an meine verlohrne Glückseligkeit, und fühle, wie hart es ist, ewig von dem geliebten Gegenstand getrennt zu seyn! Der arme Werther und die arme Lotte haben mich immer recht innig gedauert.

Wolfstein: Das ist gewiß, daß diese Unglücklichen Mitleid verdienen. Aber deren Fall und Ihr Fall, gnädige Frau —

Dame: — ist derselbe. Ich liebte, und verband mich mit einem Manne —

Wolfstein: Den Sie lieben, und der Ihr ganzes Glück ausmacht.

Dame: (seufzt) Ach, Franz, wenn Sie doch die Wahrheit redeten!

Wolfstein: Ich verstehe Sie immer weniger, meine Gnädige!

Dame: Lassen Sie uns aufrichtig seyn, mein Lieber! Wir waren ehemals für einander bestimmt; und wenn dieß geschehen wäre: so wären alle Wünsche meines Herzens vollkommen erfüllt worden. Allein unser Schicksal wollte es anders. Nun bin ich an einen Mann gebunden, der

mich nicht liebt, und den ich unmöglich lieben kann.

Wolfstein: Sie sprechen Räthsel, meine Gnädige!

Dame: Vielleicht wollen Sie meine deutliche Reden als Räthsel ansehen! Oder sollten Sie nicht wissen, wie mein Mann sich beträgt? Seine Aufführung, sein Umgang mit liederlichen Männern und mit weggeworfenen, häßlichen Frauenzimmern beweisen hinlänglich, daß in seinem Herzen auch kein Fünkchen Liebe zu mir ist, und eben dieß sein Betragen hat jede Neigung zu ihm auch in dem meinigen ganz ausgelöscht.

Hier schwieg die Dame; Wolfstein schwieg auch. Beyde sahen vor sich hin. Endlich unterbrach die Dame das Nachdenken, und fragte ihn: was er von Werthers Selbstmord halte?

Wolfstein: Ich kann darüber nicht urtheilen, denn ich weiß nicht, wie weit die Leidenschaft den Menschen bringen kann: dabey giebts zu viel Relatives!

Dame: Mir kömmt es vor, als wenn Werther seine Leidenschaft doch auch hätte

befriedigen können, ohne sich gerade todt zu schießen.

Wolfstein: Das kann ich nicht einsehen! Werther mußte seine Leidenschaft unterdrücken, denn er konnte nie eine Befriedigung derselben hoffen. Lotte war tugendhaft.

Dame: Aber Lotte liebte ihn!

Wolfstein: Das gebe ich gerne zu: indeß man darf nicht lieben, was man nicht lieben kann, ohne die Tugend zu beleidigen. Man ist nicht Herr seiner Leidenschaften und seiner Neigungen, aber wohl seiner Handlungen. Diese müssen allemal der Herrschaft der Vernunft unterordnet werden.

Dame: (lächelt) Lieber Franz, man sieht wohl, daß Sie die Welt wenig kennen, und die Herzen der Frauenzimmer noch weniger!

Wolfstein: Das gebe ich zu. Aber was uns die Vernunft sagt, weiß ich auch, weil ihre Stimme allgemein ist, und alle Menschen anredet.

Dame: Sehn Sie, lieber Franz: wenn Werther keine so überspannten Begriffe von der Tugend gehabt hätte: so hätte er die Klug-

heit haben können, seine Liebe nur seiner geliebten Lotte sichtbar werden zu lassen; so aber geht der Thor hin, und zeigt aller Welt, daß er die verlobte und verheyrathete Lotte zum Gegenstand seiner Anbetung gemacht habe!

Wolfstein: Das war freylich unrecht: denn er brachte dadurch das gute Weib in die Gespräche böser Leute. Aber was würde er gewonnen haben, wenn auch Lotte allein gewußt hätte, daß er sie liebte?

Dame: Sehr viel! Lotte hätte gefunden, daß ihr Liebhaber ein kluger Mann war, und da sie selbst ihn liebte: so würde sie auch ihm gestanden haben, was sie für ihn empfand.

Wolfstein: Ich sehe noch nicht ein, was ihm auch dieses hätte nützen sollen.

Dame: (halb unwillig) Nicht? So will ich es Ihnen sagen. Zwey Verliebte, die sich ihre Liebe gestehen, suchen ganz natürlich auch Befriedigung ihrer Wünsche: Ledige Leute gewöhnlich in der Ehe; Andre aber, denen die Konvenienz es verbietet, sich auf diese Art zu vereinigen, treffen andere Mittel, und befinden sich, indem sie die Kunst durch Kunst umgehen, ganz wohl dabey.

Wolfſtein: Das können blos Leute, denen die Tugend gleichgültig iſt.

Dame: Sie haben doch auch wunderliche Begriffe von Tugend und von Laſter! Verletzung ſeiner Pflicht, heißt ein Fehler, eine Sünde; aber man muß auch erſt ausmachen, ob die Pflicht wirklich verlezt iſt, oder ob das, was man verlezte Pflicht nennt, vorher Pflicht auch war.

Wolfſtein: Allerdings! Aber ich glaube, daß jede Ausſchweifung einer verehlichten Perſon eine Verletzung ihrer Pflicht iſt.

Dame: So? Ich glaube das nicht. Zum Beyſpiel, um doch recht aufrichtig zu ſeyn: Wenn ich mir einfallen ließe, jemand andern zu begünſtigen neben meinem Ehemann: ſo hätte ich gewiß keine Pflicht beleidiget, weil ich gegen meinen Mann keine Pflicht dieſer Art noch habe.

Wolfſtein: Ich erſtaune, gnädige Frau —

Dame: Und doch iſt die Sache klar! Ein Ehemann, der ſich gewiſſe Dinge erlaubt, berechtiget ſeine Frau zu gleichen Handlungen: denn er hat zuerſt den Vertrag gebrochen, den beyde Theile geſchloſſen hatten: und ſo hat der

andre Theil keine Verbindlichkeit mehr, ihm ſein Verſprechen zu halten.

Wolfſtein: Aber mir ſcheint die Ehe doch etwas mehr zu ſeyn, als ein blos bürgerlicher Vertrag.

Dame: Ja, lieber Franz, das iſt dann und wann allerdins wahr. Eine Ehe, worin Liebe, Zutrauen, Herzlichkeit und eine unumſchränkte, wechſelſeitige Gefälligkeit herrſcht, iſt freilich mehr, als ein bloßer Vertrag. Aber dieſe ſchönen Eigenſchaften machen ihrer Natur nach alle Untreue unmöglich, ſchaffen aber an ſich noch immer keine Pflicht. Wenn von dieſer die Rede iſt: ſo muß man allemal auf Vertrag Rückſicht nehmen. Mein Mann erlaubt ſich alles, was ihm einfällt. Sein Umgang mit elenden Geſchöpfen, die er mir vorzieht, würde mich berechtigen, ihm nach dem Vergeltungsrecht mitzuſpielen. —

Wolfſtein hätte nun müſſen ſtockdumm ſeyn, wenn er die Abſicht der Dame nicht errathen hätte. Aber es war gegen ſeine Grundſätze, von einer Gelegenheit Gebrauch zu machen, welche manch Andrer an ſeiner Stelle mit der gröſ-

ten Begierde würde ergriffen haben. Er glaubte ſteif und feſt, daß ein ehrlicher Mann die Hand von fremdem Eigenthum abhalten müſſe, und daß eine Ehefrau eine heilige Sache ſey und dieß immer bleibe, ſo untreu ihr Gatte ſie auch behandeln möge, bis eine höhere Gewalt ſie geſetzmäßig von der Pflicht der ehelichen Treue gegen ihn losſpreche. Nach dieſem altteutſchen Grundſatz unterdrückte er nun die in ihm neben einer ſchönen und Wolluſtathmenden Dame auf dem Sopha aufſteigende Lüſternheit, gab vor, daß er eben ſehr nöthige Geſchäfte habe, empfahl ſich, und war froh über den Sieg, den er über ſich ſelbſt davon getragen hatte. Im Nachhausegehen wiederholte er ſich einigemal den ſchönen Spruch des alten Dichters:

Fortior eſt, qui ſe, quam qui fortiſſima
vincit Moenia.

Einige Tage verſtrichen, ohne daß die Dame wieder ſo vertraut mit ihm geſprochen hätte. Er fing ſchon ſelbſt an zu glauben, — ſo gutmüthig nämlich er von allen Menſchen dachte — daß er die Gnädige nicht recht verſtanden habe, und freute ſich um ſo mehr, nichts unternommen zu

haben, wodurch er ſein übles Verſtändniß hätte zu erkennen geben können.

Kurz darauf fiel der Geburtstag der gnädigen Frau ein. Die Junker erſuchten ihn um ein Gedicht, welches ſie der Dame überreichen wollten. Er lieferte es, und es gefiel der ganzen Geſellſchaft, die an dieſem Feſttag ſehr zahlreich eingeladen war. Der Prinz wünſchte, daß man den Dichter auch Theil an der Luſtbarkeit nehmen laſſen mögte: und Wolfſtein wurde hinzu geholt. Einige geſezte Männer der Verſammlung unterhielten ſich mit demſelben lange, indeß die jungen Fähndriche ihn hämiſch anſahen, und es für ſchimpflich halten wollten, mit einem Muſketier in einem freundſchaftlichen Zirkel zugleich zu ſeyn.

Die Damen, welche eingeladen waren, verſchwanden nach und nach, ſobald die Tafel aufgehoben war; aber die Meiſten der Herren blieben noch, und zechten auf das Wohl der Gnädigen. Eine einzige Dame, die Frau eines Majors, und eine Herzensfreundin der Frau von Degenſchen, war nur auch geblieben, und wollte warten, bis ihr lieber Mann mit

nach Hause gehen würde. Diese und die Frau Hauptmannin schlenderten in den Garten, um auf die Schwüle des Tages die herrliche Abendkühle zu genießen. Wolfstein nahm seinen Hut bald auch, empfahl sich der Gesellschaft und ging.

Unten an der Treppe kam die Kammerjungfer und sagte ihm, die gnädige Frau habe ein Wort mit ihm zu sprechen, und er mögte zu ihr in den Garten kommen. Er folgte und fand die Frau von Degenschen in der Weinlaube. „Setzen Sie sich hieher zu mir, lieber Franz, redete sie ihn an: die Zeit wird mir lang: lassen Sie uns eins plaudern!“

Wolfstein: Ich glaubte, meine Gnädige, die Frau von Bärenklau bey Ihnen anzutreffen.

Dame: Sie sehen aber, daß ich allein bin. Setzen Sie sich! (Er sezt sich.) Wie kommen Sie auf die?

Wolfstein: Ich sah Sie mit ihr herunter gehen, und hörte, daß Sie das Abendkühl genießen wollten.

Dame: Und nun mögten Sie wohl wissen, wohin die Frau von Bärenklau gegangen ist.

Wolfſtein: Neugierde iſt mein Fehler eben nicht.

Dame: Gehorſamer Diener, Herr Philoſoph! Ich will's Ihnen aber doch ſagen. (Leiſe.) Kennen Sie den Bereuter Pellmann?

Wolfſtein: Dem Namen nach.

Dame: Der iſt ihr Liebhaber. Ihr Mann iſt ein alter, ſteifer Ehekrüppel, der ſich noch neben ſeiner raſchen, jungen Frau Mätreſſen hält, wie alle verwöhnte Schwächlinge. Dagegen nun hält ſie ſich in den Umarmungen des ramaſſirten Bereuters ſchadlos, und dieſen Abend haben Beyde hier im Garten, dort eben in der Jelängerjelieberlaube, ein Rendez-Vous. Sie hat mich darum gebeten; und ich thue meinen Freunden ſo einen Gefallen ſchon gerne.

Wolfſtein antwortete nichts; die Dame ſchwieg auch. Endlich fing ſie an: „Lieber Franz, wir waren einſt für einander beſtimmt" –

Wolfſtein: Hat leider nicht ſeyn ſollen, und ſo muß ich mich drein ergeben!

Dame: Ich muß mich nicht minder drein ergeben, ſo ſehr es mich auch ſchmerzt. Aber Thoren wären wir denn doch, wenn wir die

Blümchen nicht pflücken wollten, die so am Nebenwege für uns noch blühen!

Wolfstein seufzte — schielend nach dem, was die Dame gelüftet hatte, den Busen. Sie merkte das, seufzte auch, ergriff seine Hand, schlang ihren Arm um seinen Nacken, und drückte ihre Wange glühend an seine. Wolfstein, von Wein erhizt, fing an, auch zu glühen: und weg war alle Ueberlegung, weg alle Grundsätze! Wie betäubt saßen beyde, sehnten sich, regten sich, küßten sich, umschlangen sich feuriger; und wer weiß, was weiter geschehen wäre, wenn ein Geräusch sie nicht gestöhrt hätte. Sie, als die Gewandtere bemerkte es zuerst, weckte den Betäubten, und rieth ihm, sich zu fassen. Es sey, — sagte sie — was und wer es wolle: nur ruhig! Hierauf schlug sie ihr Saluppentuch um, ergriff das Buch, das noch von Wolfsteins lezter Unterrichtsstunde da lag, und fing an laut vorzulesen:

Gut zu handeln, gut zu seyn,
In dem Schatten einer Hütte,
Dieß Gefühl versüßt allein
Uns die allzusauern Schritte,
Welche wir so ängstlich scheun.

Stehn um deine That Verächter
Deines Herzens ſtolz und kalt:
In der That liegt ihr Gehalt;
Aber beſſer oder ſchlechter
Macht ſie Menſchenurtheil nicht.
Müſſens uns erſt Menſchen ſagen.
Ob wir uns mit unſrer Pflicht
Abgefunden? — Warum fragen
Wir den innern Richter nicht?
Dieſer innre Richter ſpricht
Freylich uns ſein Urtheil leiſer.
Als die ſtattliche Sentenz
Einer hohen Excellenz.
Aber wird der Thor ein Weiſer?
Wird der Schuft' ein Biedermann.
Hängen König oder Kaiſer
Ihm davon den Stempel an?
Freund, ein ſolcher Ehrenmann,
Dünkt mich, gleicht ein wenig dann
Einem Palaſt, der mit Hohne
Niedre Hütten überſtrahlt,
Deſſen ſtolzer Aushang prahlt,
Daß in ihm die Tugend wohne;
Blickſt du aber näher hin
Durch die ſchimmerreichen Fenſter:
Dann ſo ſchwärmen nur Geſpenſter
Eines Narrenkopfs darin.
Was dem flachen Pöbelſinn
Der Betrug auch immer gelte,

Der mit hoher Vollmacht lügt:
Er iſt Trug, den mit der Kälte
Seines Blicks der Weiſe rügt!

Bravo, rieſs jezt; und ſiehe da, der Prinz trat vor den Eingang der Laube, und als er den Wolfſtein erblickte, wiederholte er: Bravo! Aber, fügte er hinzu, es giebt hier wohl eine geheime Conferenz?

Dame: Eine ſehr hörbare, eine Uebung im Vorleſen.

Prinz: Im Vorleſen? Leſen, dächt' ich, könnten Sie lange!

Dame: Nach den Worten, allerdings, aber nach dem Sinne noch nicht recht.

Prinz: Und darin unterrichtet Sie Wolfſtein?

Dame: Zu dienen!

Prinz: Wie ich ſehe, ſind in dem Büchelchen viele Stellen roth vorgeſtrichen: was bedeutet das?

Wolfſtein: Um die wichtigſten, in moraliſcher Rückſicht, gleich aufzufinden.

Prinz: Nun, Herr Leſemeiſter, ſo laſſen Sie Ihre Kunſt 'mal hören! Leſen Sie uns 'mal eine von den vorgeſtrichnen Stellen vor, die

erſte die beſte! Zum Beyſpiel die hier! (Er zeigt darauf.)

Wolfſtein (lieſt):

Längſt wüß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menſchen — nein, die machen ſie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen.
Pull iſt ein Narr, und Kuhn ein Böſewicht,
Die alle drey, als Leute, viel bedeuten,
Als Menſchen — nur drey Seelen-Hullen ſind.
So ſieht man denn — iſt man nicht gar zu blind —
An Titelſtaar und andern Außenſeiten,
Daß überall auch unter hohen Leuten
Viel Hülſenwerk und wenig Körner ſind.
Der Menſch iſt Menſch: die Leute ſind verſchieden.

Prinz: Auf Ehre: Wolfſtein lieſt hübſch; das muß man ihm laſſen! aber leſe Er uns was anders vor; nicht ſolch Demokratenzeug! Laß Er 'mal ſehen! (Wolfſtein giebt ihm das Buch. Er blättert hin und her. Endlich lieſt er ſelbſt:)

Der Menſch kann eine Kerkerhöle
Zur Stille ſeines Himmels weihn,
Und iſt mit einer kleinen Seele
In Nero's Saal nur ſtolz und klein.
Er kann — Sein iſt die Kraft allein —
Ein freyer Gott im ſchlechten Kittel,
Und ein gekrönter Narr auch ſeyn.

Dame: Sie haben ſich wohl erkältet, lieber Prinz, daß der Huſten Sie ſo oft unterbricht!

Prinz: Den Teufel auch! Aber die verdammten kleinen Lettern, und obendrein lateiniſch! Doch was kümmern unſer eins die Bücher! — Still 'mal: da iſt eine Stelle gar doppelt vorgeſtrichen: wozu das?

Wolfſtein: Um auf ſie doppelt merken zu machen.

Prinz: Und die heißt? (Er überreicht Wolfſteinen das Buch.)

Wolfſtein:

Wenn mich nur kein Schwätzer plagt,
Der viel ſpricht und wenig ſagt!

Prinz: Quatziges Zeug! — Alſo, meine Liebe, Sie üben ſich im Leſen, und Wolfſtein lehrt Sie das! Weiter nichts?

Dame: Weiter nichts!

Prinz: Na, und wenns auch wäre! Wem Sie gut ſind, dem bin ich auch gut; und auf den wenigſtens — (er klopft Wolfſtein auf die Schulter) — bin ich nicht ſchaluh.

Dame: Das haben Sie auch nicht Urſache, Prinz! Wolfſtein iſt das tägliche Brod in

unſerm Hauſe, und dürfte alſo wohl mit mir allein ſich finden laſſen. Aber wir ſind nicht allein. (Die Majorin nähert ſich.) Da, ſehen Sie!

Der Prinz ſezte ſich zur Hauptmannin, und benahm ſich — prinzlich. Die Dame erinnerte ihn leiſe, daß ſie nicht allein wären, aber der Prinz meynte, daß hier niemand verrathen dürfte. Wolfſtein wäre dazu viel zu dickkret, und die Frau Majorin: je nun, die wiſſe auch — zu leben!

Wolfſtein empfahl ſich, und machte, nachdem ſeine Wallung verkühlt war, Gloſſen über das Geſehene und Gehörte. Er fand deutlich, daß die Gnädige mehr als gnädig ſey; daß alles, was ſie zu ihm geſagt habe, ihr reiner Ernſt ſeyn müſſe, und daß vorzüglich Er der Gegenſtand ihrer Wünſche ſey. Hierauf unterſuchte er ſich ſelbſt, und fand zu ſeiner eignen Beruhigung, daß er das Laſter noch immer verabſcheue. Aber er fand doch auch, daß wenn der Prinz nicht gekommen wäre, er — ohngeachtet ſeiner guten, feſten Grundſätze — ein Verbrechen würde begangen haben. Dieſe Bemerkung leitete ihn zu dem Entſchluß, alle Ge-

legenheit, mit der Dame allein zu seyn, fortshin sorgfältig zu vermeiden.

Er ging zwar den folgenden Tag wieder zu den Junkern, Stunde zu halten; aber anstatt seinen Rapport, wie sonst, mündlich abzustatten, schrieb er ihn in ein Tagebuch, und sagte dem Hauptmann, daß er ihm dasselbe alle acht Tage vorzeigen würde. Diesem gefiel das, und Wolfstein kam nicht mehr zur Gnädigen in ihr Zimmer.

Oft zwar begegnete er ihr beym Kommen und Weggehen; aber wenn sie ihn mit auf ihre Stube nehmen wollte: so hatte er allemal eine Entschuldigung. Dann wollte er ein Buch noch auszulesen haben, welches nothwendig zurückgegeben werden müßte; dann sollte er zu einem guten Freund kommen; dann wartete eine Korrektur auf ihn u. s. w. Kurz, Wolfstein wußte alles so einzufädeln, daß er ganzer vierzehn Tage über auch nicht einmal mit der gnädigen Frau allein war.

Endlich brachte ihm die Kammerjungfer einen Brief, den wir hier mittheilen wollen.

Mein lieber, einziger Franz!

Ich verſtehe es gar nicht, warum Sie mich fliehen! Sie gehen mir, wie ich merke, aus dem Wege, wo Sie können, und ich kann durchaus nicht errathen, warum!

Sie ſind ein Mann ohne Falſch; alſo glaube ich, daß jene Neigung, die Sie ehemals zu mir hatten, aufrichtig war: und daß dieſe noch nicht ganz in Ihrem Herzen erloſchen iſt, dafür bürgt mir Ihr neuliches, herziges Benehmen in der Weinlaube. Warum vermeiden Sie mich denn ſo ängſtlich?

Der Prinz, nicht wahr, iſt Urſache daran! Aber ich verſichre Sie, wenn ſchon der Prinz von mir begünſtigt ſcheint, ſo iſt er es doch nicht. Das Weib wird durch den Mann beſtimmt und erhält von ihm Namen und Charakter. Jemehr alſo der Liebhaber Mann iſt, jemehr er Kopf und Herz hat, deſto willkommner iſt er, ſelbſt bey den Feilen. Der Prinz iſt ein militäriſcher Renommiſt, ein beſternter Laffe, der wohl ſeinem Dorchen, aber nicht mir behagen kann. Ich leide blos ſeine Beſuche, damit die Stadt davon ſprechen und mich wenigſtens für eine Frau halten möge, die ihren

Mann zu ſtrafen weiß. Aber ſonſt können Sie vor dem Polterkopf ruhig ſeyn.

Niemand ſoll auch erfahren, daß wir einander genauer kennen. O Franz, wir waren ja für einander beſtimmt: wir ſind getrennt, und können uns troz der Trennung doch einander liebevoll nähern! Wären wir nicht Thoren, wenn wir dieſe Gelegenheit unbenuzt vorbey ließen? —

Sie wiſſen: die erſte Liebe, die nicht zum Genuß kömmt, iſt ein Geſpenſt, das uns verfolgt, ſelbſt in der glücklichſten Ehe, und zur Vollendung der erſten Gefühle ohne Aufhören anregt, ſelbſt die beſten Menſchen: wie vielmehr muß dieß der Fall ſeyn in einer unglücklichen Ehe — in meiner! Dieß Anregen, dieß Streben nach Vollendung — iſt Werk der Natur: und wir könnten kurzſichtig genug ſeyn, als Sklaven der Kunſt, der Natur nicht zu gehorchen, und ſo — menſchliche Verfügungen höher zu achten, als unwiderſtehliche von Gott? — Nein, Franz, Du ſo wenig als ich ſind noch Kinder! Komm alſo Morgen Abend um neun Uhr in den Garten der Majorin! Sie thut ſchon für mich, was ich für Sie thue. In un-

ſerm Hauſe mögt' es Aufſehen machen. Ich erwarte Dich gewiß, und bin

Deine

Henriette.

Wolfſtein gerieth beym Durchleſen dieſes Briefes in das äußerſte Erſtaunen. Iſt's möglich, rief er, daß eine ſo angeſehene Frau ſich ſo blosgebe? — ſich zu ſolcher Niedrigkeit herablaſſe? — ſo über alle Delikateſſe ſich hinaussetze? — Wahrlich, wenn's Weiber von ihrer Art viele gäbe: ſo müßte ich an der weiblichen Tugend verzweifeln! Aber wie froh bin ich, daß ſie mich ganz ihren ſchändlichen Charakter ſehen läßt! Vielleicht wäre ich noch ſchwach genug geweſen, meine Grundſätze zu verleugnen, und mich in die wollüſtigen Arme der Bulerin zu werfen. Aber ſchreiben will ich ihr!

Er nahm wirklich die Feder, und ohne zu überlegen bey kaltem Blute, ob oder was er der Dame ſchreiben ſollte, warf er in der Hitze folgenden Brief aufs Papier, ſiegelte ihn, ohne ihn noch einmal zu überleſen, zu, und ſchickte ihn durch die Kammerjungfer, die wieder gekommen war, Antwort zu holen, fort.

Gnädige Frau,

Was Sie mir zumuthen, iſt Ihrer und meiner gleich unwürdig. Sie aber fühlen die Schändlichkeit dieſer Handlungen nicht mehr: denn Sie ſind ſchon mit Laſtern vertraut geworden; ich aber fühle noch, was ich ſeyn würde, wenn ich mich ſo weit vergeſſen könnte, daß ich Ihren Vorſchlägen Gehör gäbe. An meiner Achtung kann Ihnen wenig liegen: ſonſt würde ich Ihnen ſagen, daß Sie den Weg der Pflicht wieder betreten müßten, wenn Sie dieſelbe erwerben wollten. Ich bin übrigens

Ihr

gehorſamſter

Wolfſtein.

War das nicht ein Brief, meine Leſer, wie ihn nur ein erzdummer Teufel ſchreiben konnte? Wolfſtein hatte freylich vor dem Richterſtuhl der Vernunft nichts zu fürchten: denn es war recht, einen pflichtvergeßnen, unredlichen Antrag nicht anzunehmen; und recht war es auch, dem, der den Antrag gethan hatte, die Schändlichkeit deſſelben vorzuſtellen. Aber die Klugheit verdammte dieſen Schritt; und noch den nämlichen Tag fiel es Wolfſteinen ein,

indeß zu spät, daß die Dame, wie sie einmal nun war, von In-sich-gehen und von Besserung keine Notiz nehmen würde; wohl aber aus gereiztem Weiberstolz sich wegen seiner Impertinenz an ihm rächen könnte: und er bereute schon seine Vorschnelligkeit. Doch tröstete er sich bald wieder auch damit, daß er nichts unrechts gethan hätte, ja, daß es Pflicht sey, der Pflicht nachzukommen, die Folgen mögten auch seyn, welche sie wollten, und kommentirte zu seiner Beruhigung ein langes und ein breites über die Stelle des Horatius:

— — — murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Endlich rief er aus:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!

Vierzigſtes Kapitel.

Nachwehen.

Die Dame las Wolfſteins Brief, und alle Arten aller niedrigen Leidenſchaften bemächtigten ſich ihrer Seele. Es war wirklich ein Glück für ſie, daß weder ihr Mann, noch der Prinz zugegen waren, oder bald nachher ſie trafen: denn ſonſt hätte ſie ſich gewiß verrathen. Verachtet zu werden, verſchmäht zu ſeyn, ſich getäuſcht zu finden, war ihr ſchrecklich. Am ärgſten aber folterte es ſie, daß der Verächter ihrer Reize der Musketier Wolfſtein war, der ſich es für die höchſte Ehre hätte ſchätzen ſollen, der Freund, geſchweige, der Geliebte einer ſolchen Dame zu ſeyn, und der dennoch ſich es unterfing, als ein verpinſelter Kunſtmenſch ihre Sitten zu tadeln, und ihr Verhaltungsregeln vorzuſchreiben. Nein, das war zu arg! Erſt in Potu hintangeſezt, und nun in Pilla wieder! Himmel und Hölle: das durfte nicht ungeſtraft hin-

gehn! Ueber das Wie davon war nur noch die Frage. Aber wenn ein Frauenzimmer nur erſt anfängt, über die Ausführung einer Rach Sache nachzudenken, dann kann man gewiß ſeyn: ſie findet Auskunft. Armer Wolfſtein, dieß war auch hier der Fall!

Unſer Queerphiloſoph ſezte ſeinen Unterricht bey den Junkern nach wie vor noch fort; und ſo unwiſſend und faul die Buben auch waren: er brachte doch allerley in ſie, und machte ſie wenigſtens doch bis dahin klug, daß ſie die Moluckiſchen Inſeln nicht im Mexikaniſchen Meerbuſen ſuchten, wie neulich ein gewiſſer Herr Lehrer eines lateiniſchen Gymnaſiums. Die Dame vermied ſehr ſorgfältig, ihn — wie ſonſt abſichtlich geſchehen war — beym Kommen oder Weggehen zu treffen; und geſchah es, daß ſie, wenn er erſchien, vor der Stubenthür von ohngefähr war: gleich drehte ſie ihm entweder den Rücken, oder ſie ging ihm ſchnell vorüber; und ihr Geſicht, ihre Gebehrden — o, man hätte ſie ſehen müſſen!

Das Geſinde bemerkte dieſe Veränderung bald, und der Bediente, beym Anziehen, hin-

terbrachte seinem Herrn, daß der Herr Hofmeister — so hieß Wolfstein in dem Hause — die gnädige Frau wo müsse beleidigt haben: sie sey ihm auch kein Bißchen mehr gnädig. — Herr von Degenschen fragte seine Gemalin näher; aber schnippisch und kalt war die Antwort: sie habe ihre Ursachen: und der Herr Gemal beruhigte sich, wie immer, wenn sie versicherte, sie hätte ihre Ursachen. Er war das nun einmal so gewohnt!

Auch der Prinz erfuhr bald von der Umänderung der Gnädigen gegen Wolfstein; der aber beruhigte sich nicht so, wie der Herr Gemal mit dem: „ich habe meine Ursachen.“ Er drang lebhaft in die Dame, und wollte durchaus wissen, warum Wolfstein, den sie doch sonst begünstigt hätte, dem sie so viel zu Gefallen that, nun in Ungnade gefallen sey. Madame ließ sich lange bitten, und sagte, um sicherer zu treffen, erst nur im Allgemeinen: daß Wolfstein vergessen habe, wer sie und wer er wären. Dieß feuerte die Neugierde des Prinzen nur noch mehr an: er drang jezt noch heftiger in sie und erhielt endlich Folgendes zur Antwort:

„Sie kennen mich, Prinz, daß ich von nichts weiter entfernt bin, als von Stolz und Eigendünkel. Ich erlaubte daher dem Wolfstein, nicht nur zu mir auf mein Zimmer dann und wann zu kommen, und mich durch Vorlesen zu unterhalten, sondern ging auch auf eine ganz leutselige Weise mit ihm um, wirklich aus Achtung gegen sein Talent. Mein freundliches Wesen gegen ihn nahm der Bube für eine Neigung, die ich zu ihm gefaßt hätte, und erklärte mir, — denken Sie sich die Vermessenheit! — seine Liebe in gar nicht zweydeutigen Ausdrücken. Ich weise ihn natürlich ab, wie es seine Impertinenz verdiente; aber er sieht meinen Widerstand für Sprödigkeit an, und schämt sich nicht, mir geradezu ins Gesicht zu sagen, ich würde wenigstens an ihm eben das finden, was ich an Ihnen fände, ja, noch weit mehr. Dabey nannte er Sie, mein Prinz, einen ausgemärkelten Greis von vier und zwanzig Jahren, der in erborgter bürgerlicher Kleidung des Abends auf den Straßen herumschleiche, und in Begleitung seiner Lieblinge, wie ein Straßenbube, Unfug treibe, jedem insultire, jedes Mädchen berieche, wie sein Sultan jede Hündin; der die

Soldaten verwöhne, sie gegen die Bürger aufhetze, und seinen Vorgesezten nichts als Schande und Verdruß verursache, und der dadurch bewirke, daß die ganze Stadt meinen Geschmack bewundere und mich einer niedrigen Lohn-Liebe gegen Sie beschuldige. Dieß, Prinz, und noch mehr sagte der Bube; und, wie Sie leicht denken können, ich wies ihn mit Verachtung ab, und habe mir fest vorgenommen, den Verwegnen niemals wieder anzublicken, und bedaure nichts mehr, als daß ich je gutmüthig genug war, den Groll meines Gemals durch Fürbitte für ihn aufzuhalten."

Der Prinz fuhr wie eine Furie auf von seinem Stuhl, und schwur hoch und theuer, daß er den Hundekerl auf der Stelle erstechen wollte, und es sollte kein Hahn darnach krähen u. s. w. Die Dame fand dieß zu rasch, und machte den Prinzen aufmerksam, daß ihre Ehre leiden könnte, wenn er sich öffentlich an dem elenden Menschen rächen wollte. Dieß leuchtete dem durchlauchtigen Buben ein, und man beschloß, die Sache dem Hauptmann heimzustellen.

Dieser konnte den Wolfstein noch immer nicht recht leiden; und als ihm der Prinz er-

klärte, daß er für den Unterricht der Junker nichts mehr hergeben würde, ſo lange Wolfſtein ihr Lehrer bliebe: dankte er ihn ſofort ab, und nahm an deſſen Stelle einen traurigen Schächer, der nicht einmal orthographiſch ſchreiben konnte, zum Informator der beyden Junker.

Wolfſtein merkte bald, daß dieß von der Gnädigen herkomme, war aber weiter nicht böſe darüber, um ſo weniger, da die Stunden mit den Junkern ihm jedesmal wahre Plage machten, indem die Herrlein dumm, ungelehrig und ſtolz zugleich waren, noch ärger als der — Prinz.

Weyhemann, — ſo hieß der neue Informator, — erhielt von der Gnädigen den Befehl, auszuſpähen, was Wolfſtein über ſeine Verabſchiedung wohl ſagte, und merkte handgreiflich, ſo erzdumm er auch war, daß der Gnädigen viel daran liegen müßte, ſo eine recht ſchlimme Relation über Wolfſtein einzuziehen.

Der Niederträchtige beſuchte alſo den Unbefangenen ſelbſt, fragte ihn wegen des Unterrichts der Junker um Rath, erhielt ihn, und erzählte, als er zu der Gnädigen zurückkam, wie Wolf-

stein auf den Hauptmann und sie geschimpft habe, so, daß er sich schäme, es wieder zu sagen. Doch, um seine Ergebenheit zu zeigen — wie der Verläumder vorgab — trug er endlich alles, was der Elende sonstwo in den Bier- und Schnappskneipen, die er tagtäglich besuchte, von der Haushaltung des Herrn und der Frau von Degenschen Schlechtes gehört hatte, vor, als wenn es aus Wolfsteins Munde käme.

Die Dame brachte dieß alles ihrem Eheherrn wieder zu Ohren; und dieser gerieth nun in Wuth, so daß er sich verschwor, dem Bürschchen den Zügel bis zum Verrecken anzuziehen.

Um das Maaß des Unglücks für Wolfstein vollends voll zu machen, erhielt der brave Oberste ein Regiment, und an dessen Stelle trat der Prinz. Nun hatte der Unglückliche keinen Einzigen mehr, der sich seiner annahm, und war der Verfolgung seiner Feinde ganz ausgesezt.*)

---

*) Aber, fragen hier vielleicht einige Leser, wie kann man glauben, daß hohe Offiziere sich an einem gemeinen Soldaten rächen sollten? Das wäre ja beschimpfend für sie! — Beschimpfend für sie ist das allerdings; aber darum doch auch wahr, und dieß wissen alle, welche den Solda-

Nach und nach war gegen den armen Wolfstein alles verschworen; und da bey dem Soldatenstand jeder vorgesezte Stockheld seinen Untergebnen zu necken Gelegenheit die Menge hat: so wird auch der Mann der Leiden seine wahre Noth gehabt haben.

Das erste, wodurch der Hauptmann ihm den Zügel recht kränkend anzog, war, daß er die Erlaubniß zurücknahm, in der Stadt Unterricht zu geben. Er habe gehört, sagte er, daß Wolfstein im Sinn habe, unter Beystand seiner Schüler durch die Lappen zu gehen. Wolfstein mußte daher, wenn er nicht Wache that, immer zu Hause sitzen, und sich von den Unteroffizieren Stunde für Stunde visitiren lassen.

Die Unteroffiziere, — nach dem II. Bande meiner Lebensgeschichte — eine ganz besondere Klasse von Menschen, merkten bald, daß Wolfs-

---

tenstand aus Erfahrung kennen. Denn beleidigt man einen von den Herren wissentlich oder unwissentlich: so hat man einen Verfolger, der nicht eher ruht, bis er sich gerächt hat. Ließ doch der Hauptmann Lange, vom Hallischen Regiment, einen Soldaten, den jetzigen Hallischen Pedell Penke, einst derb auspeitschen, blos weil er ihm eines Abends ins Gesicht geleuchtet hatte, als er sich auf der Straße in einer gar zu traulichen Attitüde betreten ließ.

ſtein dem Hauptmann und dem Prinzen zuwider war; und um nun dieſen den Hof zu machen, wußten ſie alle Tage etwas anzubringen, und plackten den armen Mann, wie ſie nur wußten und konnten. Wolfſtein war zu ſtolz, als daß er durch Brantewein und dergleichen dieſe kleinlichen Leute hätte zu verſöhnen ſuchen ſollen: und ſo wurden ſie ihm noch aufſäſſiger.

Der Wirth, bey welchem er von da an im Quartier lag, war ein krummnaſigter Schurke, Namens Angersbach, der ihm zwar anfangs gut begegnete, aus freundſchaftlicher Hoffnung auf deſſen Beutel. Sobald er aber inne ward, daß Wolfſtein keiner von denen war, die ihr bischen Geld leichtſinnig durchbringen, um nachher unmuthsvoll zu darben, oder niedrige Wege einzuſchlagen, um ſelbſt das Unentbehrliche nur zu haben: da ward er grob und impertinent, und fand an allen deſſen Handlungen etwas auszuſetzen. Las er im Bache: ſo hieß er ein ſtummer Hund und die Kinder mußten lärmen, um ihn zu ſtöhren. Sprach er: ſo nannte der grobe Menſch und deſſen noch gröbere Frau ſein Reden ein Geſchlabber, und verboten ihm das Maul. Ging er einen Tritt aus dem Hauſe:

so folgte ihm sein Wirth auf dem Fuße, und sah, wohin er ging. Ließ er sich etwas kochen: so verdarb man ihm das Essen durch eingestreute Asche und durch Zugießen aus dem Nachttopf. Kochte er sich selbst Kaffee: so rief man ihn bald hiehin, bald dahin, und warf ihm, während er hinging, Salz hinein, oder stieß den Topf um: denn seine Wirthsleute hatten alsdann allemal etwas am Feuer zu thun. Oft beklagte er sich wegen dieser Plackereyen bey dem Feldwebel, aber dieser Brave drückte ihm die Hand, ermahnte ihn zur Geduld, und versicherte ihn, daß er durchaus für ihn nichts thun könnte, weil der Hauptmann, der Obrist, und der General seine Feinde wären: er sey in der traurigsten Lage, und müsse mehr, wie jeder Andere, auf seiner Hut seyn, um sich vor thätlicher Mishandlung nach Möglichkeit zu sichern.

Diese blieb ohnehin nicht aus: denn Wolfstein mußte damals beständig Wache thun, und alle Paraden mitmachen. Kein einziges Mal kam er durch, ohne ausgehunzt, und mit den niederträchtigsten Namen belegt zu werden; und nicht selten nahm er eine Tracht Hiebe mit weg. Er exerzierte sehr gut, und vermied alle

Unordnung; demohnerachtet war des Zurufens und Zurechtweisens kein Ende. Jeder, sogar die Junker und die unwissenden Fähndriche hatten immer etwas auszusetzen. Seine Kameraden erlaubten sich jede Ausschweifung, und man sah ihnen durch die Finger; aber ließ er sich nur einmal einfallen, eine Kanne Bier auf dem Stadtkeller, oder früh für einen Dreyer Schnapps zu trinken: gleich schalt ihn der betrunkene Hauptmann oder der trunkene Fähndrich einen Trunkenbold und Saufaus.

Einige Buchdrucker schickten ihm noch immer einige Korrekturen, weil er sehr reine und correcte Arbeit lieferte. Aber diesen Nebenverdienst sollte er auch nicht mehr haben, und nun wußte es der Hauptmann schon so anzulegen, daß die Kinder im Quartier, wo er lag, das Manuscript entweder besudelten, oder die Korrektur zerrissen; oder wenn dieß nicht anging, ihn bey der Arbeit hinderten, daß er nicht konnte zu rechter Zeit fertig werden, bis er endlich des Dinges überdrüssig ward und keine mehr annahm.

Um sich aus diesem elenden Leben herauszureißen, wollte er an seinen Hammer schreiben. Er meldete dieß dem Hauptmann, der

ihm zwar die Erlaubniß dazu gab, aber zugleich befahl, ihm den Brief offen zu geben und die Bestellung desselben zu überlassen: denn es war bey der sklavischen Einrichtung im Fürstenthum nicht erlaubt, daß ein Soldat auch nur eine Zeile außerhalb Landes schreiben durfte. Wolfstein machte seinen Brief fertig, und trug ihn zum Feldwebel, und der Feldwebel zum Hauptmann. Er hatte ihn nach Potu an einen Bekannten adressirt, und diesen gebeten, ihm doch Nachricht zu geben, wenn er Hammers Aufenthalt ja nicht erfahren sollte.

Vergebens wartete er auf Antwort. Er äusserte sein Befremden gegen den Feldwebel; und dieser sagte ihm aufrichtig genug, daß der Hauptmann den Brief gewiß unterschlagen hätte: das sey so Mode, wenn man nicht wollte, daß die Umstände des Soldaten sich durch Hülfe Anderer bessern sollte.*)

*) So war es noch vor einigen zehn oder zwölf Jahren bey den Preußen; aber diese Art Despotismus ist auch da jetzt verschwunden, und jeder Soldat kann, wenn er sonst will, an den großen Mogul schreiben, oder mit dem Weisir des Kaisers von Marokko korrespondiren. Friedrich Wilhelm II. gab sogar freye Post aus dem Felde.

,Wolfstein kränkte sich nicht wenig über diese abscheuliche Tyrannei, und schrieb nun geheim. Der Postsekretär hatte aber gemessne Order, alle Briefe, die von Soldaten gebracht wurden, an den Regiments-Adjutanten einzuliefern. Als daher Wolfstein, der freylich jemand sonst auf die Post hätte schicken können, mit seinem Briefe selbst ankam, nahm ihn der Sekretär zwar an, schickte ihn aber sofort an den Adjutanten: und bald darauf hatte ihn der Hauptmann. Wolfstein wurde gleich in Arrest geworfen, verhört und aus besonderer Nachsicht, wie man es nannte, blos mit acht und vierzig Stunden Krummliegen abgestraft.

Ich würde die Theilnahme meiner Leser ermüden, wenn ich ihnen alle Neckereyen weiter beschreiben wollte, die man dem armen Teufel sonst noch anthat. Wehe aber dem Soldaten, der das Unglück hat, seinen höhern Vorgesezten zu misfallen! An so einem armen Menschen reibt sich auch alles ohne Unterschied! Die Folge ist dann meistens Verzweiflung. Selbstmord, Ermordung andrer unschuldiger Menschen, äusserst gewagte Desertionen, Komplotte, wüste Lebensart und andere grausende Wirkungen, die

man in Garnisonen vermeiden könnte, wenn man Menschen als Menschen behandelte.

Die große Schwierigkeit, Recht gegen seine Vorgesezten zu erhalten, macht es manchem Buben leicht, Menschen teuflisch zu quälen; und daher wäre es eine von den vornehmsten Pflichten der Generale und Regiments-Obersten, über die Art, wie die untern Offiziere ihre Leute behandeln, genaue Aufsicht zu führen. Aber auch dieß wird noch so lange ohne hinlängliche Wirkung seyn, als der Adelstolz, der Dünkel und die große krasse Unwissenheit des Rechtes und der Pflicht die Subalternen frey wüthen und schinden läßt.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Rettung.

Wolfstein schlich traurig und mißmuthig herum, in sich selbst gekehrt, weil er niemanden fand, der Theil an seinem Elende genommen

hätte. Von seinen Kameraden desertirten immer einige, er aber entschloß sich nie dazu, und sprach oft auf der Wache und sonstwo so stark gegen das Fortlaufen als schändlich und pflichtwidrig, daß es keiner wagte, ihn zu einem solchen Schritte einzuladen. Man wußte dieß von Seiten des Regiments, aber seine Lage besserte sich darum doch nicht im mindesten.

Eines Tages, als er eben von der Wache gekommen war, erschien ein Bedienter in seinem Quartier, wollte selbst nicht schreiben können, wollte gehört haben, daß er sich mit Briefschreiben für Andere abgebe, und bath ihn, dieß nun auch für ihn zu thun. Er gab ihm den Inhalt davon an; und da es ihm an Zeit fehlen sollte, ihn selbst abzuholen: so ersuchte er ihn um die Gefälligkeit, ihm denselben Nachmittags um zwey Uhr in den Gasthof zum rothen Löwen zuzustellen: da denn auch sollte ihm für seine Mühe der Lohn werden.

Wolfstein schrieb den Brief, und trug ihn nach Vorschrift ganz unbefangen auf den Löwen. Derselbe Bediente stand schon an der Thür, und führte ihn eine Treppe hinauf in ein Zimmer, wo er ihn allein ließ, unter dem Vor-

geben: er wolle ein Glas Bier für ihn heraufholen. Nicht lange, und es erſchien ein geſetzter Mann, der ihn freundlich willkommen hieß und fragte: ob er ihn noch kenne?

Wolfſtein: Ich kann mich nicht erinnern, jemals die Ehre gehabt zu haben —

Fremder: Nicht? — Doch ja, es war ja dunkel, als wir uns ſahen! —

Wolfſtein: Mein Gott, wäre es möglich —

Fremder: Nicht wahr, daß ich Jener wäre, der Sie ehemals aus der Gewalt von Menſchendieben gerettet hat. Eben der bin ich!

Wolfſtein: Ich erſtaune!

Fremder: Ueber meine Dreiſtigkeit, ohne Zweifel! Aber Herr, hier kennt mich keine Seele: keine Seele alſo kann mich hier verrathen als Sie.

Wolfſtein: Nimmermehr werde ich das! Indeß kann nicht Ihr Bedienter — ?

Fremder: Der iſt mein Gehülfe.

Wolfſtein: Wenn ich ſo frey ſeyn darf, mich danach zu erkundigen: was bringt Sie denn nach Pilla?

Fremder: Die Sorge für Sie. Wenn ich nicht für Sie besorgt wäre: so wäre ich schwerlich je hieher gekommen.

Wolfstein: Die Sorge für mich? Wie soll ich das nehmen?

Fremder: Weil ich Sie einmal gerettet habe, muß ich Sie jezt wieder retten: denn auch unser eins hat Gefühl für das Moralisch-Vollendete. Schon seit der Zeit, daß ich durch einen meiner Spione erfuhr, wie spitzbübisch fürstliche Menschendiebe Sie neuerdings erhascht hatten, und wie barbarisch man Sie behandle, sann ich Tag und Nacht darauf, auch neuerdings Sie zu befreyen. Alle Anstalten dazu sind jezt getroffen, und innerhalb einigen Tagen sind Sie frey.

Wolfstein: Aber doch, edler Mann, mit Bewilligung meiner Vorgesezten?

Fremder: Warum nicht gar! Wozu die Bewilligung von Buben, wie Ihre Vorgesezten sind, wenn man voraussieht, daß deren böser Wille nie zugeben wird, etwas auszuführen, was man zu Ihrem Beßten gern mögte?

Wolfſtein: (geſezt) Dann muß ich Ihnen nur ſagen, daß ich niemals die Hand dazu biethen werde.

Fremder: Das iſt Eigenſinn, mein Freund, und zwar Eigenſinn von der ſeltſamſten Art. Sie wollen nicht hintergehen, oder mit Gewalt oder Liſt das nicht wieder nehmen, was man Ihnen auf die allerungerechteſte Art von der Welt geraubt hat, Perſönlichkeit und Freyheit.

Wolfſtein: Ich ſtehe in Dienſten, ich habe zur Fahne geſchworen, habe folglich Pflichten, die ich nicht beleidigen darf.

Fremder: Pflichten von der Art müſſen freywillig übernommen ſeyn; ſonſt ſind ſie keine Pflichten, und man kann dawider handeln, wenn man will, oder vielmehr, wenn mit Erfolg es angeht.

Wolfſtein: Vielleicht nach Ihrer Philoſophie: die meinige ſagt mir, daß es auch erzwungene Pflichten giebt, die man nicht minder verehren und üben müſſe.*)

*) Wolfſtein hat zwar recht, daß es Pflichten giebt, die der Menſch nicht freywillig übernommen hat. Aber dahin

Fremder: Herr, das ſind Poſſen! Ihre Vorgeſezten befolgen keine Pflicht gegen Sie; folglich ſind Sie auch nicht ſchuldig, Pflichten gegen Ihre Vorgeſezten zu befolgen.

Wolfſtein: Mein Entſchluß iſt gefaßt! Ich ſehe, daß die Art meiner Befreyung auf eine Deſertion hinauslaufen ſoll: ich erkläre Ihnen aber, daß ich nie deſertiren werde; alſo iſt Ihre Mühe vergebens.

Fremder: (kalt) Wie Sie wollen, mein Herr! Sie finden an dem elenden Sklavenleben, wie ich merke, Vergnügen: Das kann man Ihnen gönnen! Vielleicht finden Sie, nach Ihren vortrefflichen Grundſätzen auch gar für gut, mich zu verrathen!

Wolfſtein: (ihm die Hand reichend) Mein Freund! Sie haben ehemals mich befreyt: dafür bin ich Ihnen ewig Dank ſchuldig. Meine

---

gehört die erzwungene Soldatenpflicht keinesweges. Die Praxis der Soldaten beſtätiget dieſen Satz auch, und zeigt, daß Hohe und Nieders dieß einſehen: denn täglich laufen welche fort, werden alſo meineidig; und doch nimmt man ſie mit Freuden bey andern Truppen auf, oder giebt ihnen bey ihren eignen Pardon, ohne an die Beſtrafung eines Meineides zu denken.

Pflicht fodert aber keinesweges, zu unterſuchen, ob das Geſchäft, das Sie jezt treiben, gut oder böſe iſt; und Ihre ehemaligen Beſchäftigungen gehen mich noch weniger an.

Der Fremde ließ eine Flaſche Wein heraufbringen, fing an, von gleichgültigen Dingen und zwar ſo ſchön zu ſprechen, daß Wolfſtein ganz bezaubert wurde. Der Mann zeigte Weltkenntniß, Kenntniß der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte. Was muß doch dem Manne begegnet ſeyn, daß er ein ſo garſtiges Handwerk ergriff, wie das eines Räubers? ſagte Wolfſtein zu ſich ſelbſt; getraute ſich aber nicht, danach zu fragen. Sie verplauderten noch ein Stündchen. Endlich kam der Unteroffizier, und rief Wolfſtein nach dem Quartier, mit der angehängten Drohung, daß wenn er nicht gleich ſich trollte, er ihm den Buckel ſo waſchen würde, daß das Fell rauchen ſollte.

Fremder: Laſſen Sie doch den guten Mann noch einige Zeit bey mir!

Unteroffizier: Das verſtehn Sie nicht, mein Herr: Der Kerl muß ins Quartier! Unſer eins hat nur Verantwortung darüber.

Fremder: Nun, ſo trinken Sie wenigſtens erſt ein Glas Wein!

Unteroffizier: (trinkt) Pah, der hat ſich gewaſchen!

Fremder: Noch eins denn, mein Lieber!

Der Unteroffizier ließ ſich nicht viel nöthigen, und der Fremde ſezte ihm ſo gut mit Einſchenken zu, daß er bald zu taumeln anfing, ſich an einen Tiſch in der Ecke hinſezte, ſchlummerte, und endlich ſelbſt von Wolfſtein ermuntert und nach Hauſe geführt werden mußte. Sehen Sie, ſagte der Fremde, während der Unteroffizier eingeſchlummert da lag, wie niederträchtig dieſe Halbmenſchen verfahren? Hätte ich ihm keinen Wein angeboten, ſo würde er Sie mit Gewalt von hier weggeriſſen haben: aber ein Glas Wein macht, daß er vergißt, was er ſonſt zu thun haben will. Wolfſtein zuckte die Achſel.

Zu Hauſe dachte er über alles nach, was er gehört hatte, und freute ſich innerlich, daß er ſtark genug geweſen war, die Vorſchläge des Fremden auszuſchlagen.

Der Unteroffizier fing in der Trunkenheit mit seinem Hauswirth Händel an; dieser verklagte ihn, und er bekam deswegen Fuchtel. Bey der nächsten Wachtparade kam er wüthend auf Wolfstein eingesprungen, und machte dem Unschuldigen die bittersten Vorwürfe wegen der Fuchtel. Die hab' ich ihm zu danken, Mosjöh Dummerjahn, rief er; aber schon gut, wir sprechen uns! Als er dieß gesagt hatte, wollte er einige Unordnung an Wolfsteins Richtung bemerkt haben, und gab ihm gleich einige Hiebe aus allen Kräften. Der Leutnant Steinreiz, der sich lieber Herr Baron als Herr Leutnant nennen ließ, ein aufgeblasenes Bürschchen, vor dem Feinde muthig wie eine Schildkröte, aber grob und impertinent gegen seine Untergebenen, kam hinzu und fragte, was der Page schon wieder ausgefressen habe. Der Unteroffizier zeigte an, was er an Wolfsteins Richtung zu tadeln gefunden hätte: und der Leutnant befahl, ihm noch zehn Hiebe aufzuwerfen: denn, sezte er hinzu, der verdient bey meiner hohen Ehre alle Tage viermal Prügel und einmal Commißbrod. Alle Anwesende lachten laut über den witzigen Einfall des Leutnants Steinreiz.

Wolfstein zog gleich darauf mit Unmuth auf die Wache, und konnte dem Wunsch nicht entweichen: wäre ich doch mit dem Räuber abgegangen! Aber, auf dem Posten hin und her wandelnd, kam er wieder zur Besinnung. Er suchte sich zu überzeugen, was er ohnehin schon lange war, daß man niemals Böses thun müsse, und freute sich, daß er noch kein Unrecht begangen hatte.

Gegen neun Uhr Abends kamen einige lustige Brüder zu dem Thor herein, woran Wolfstein Wache that, und nannten sich Accis-Bediente. Sie wollten Befehl haben, an dem Thore zu warten, bis die Land- und Straßen-Bereuter sie zum Visitiren heraushohlen würden. Dem Accis-Rath nämlich sollte hinterbracht worden seyn, daß drey Fuhren mit Contrebande im Begriff wären, ihre Ladung die Nacht in die Stadt zu stehlen. Nach dieser Angabe, klagten sie über Hunger und Durst, und zogen zwey Dukaten hervor, wofür der Kalsacter Wein, Braten, Brod und Käse holen mögte.

Die Wache glaubte jezt gern alles, und bath die Herren zu sich in die Wachtstube. Das

Beſtellte kam bald, und es ging fluchs aus Schmarotzen. Die Soldaten mußten mitmachen, und thaten es ſo unſcheniert, daß nach Zehne faſt keiner mehr nüchtern war, außer Wolfſtein und jenem, der nebſt ihm von Elſe bis Eins auf den Poſten mußte. Zur ſchuldigen Dankſagung, wie aus Spaß er es nannte, zog einer der Acciſer eine Flaſche mit Likör hervor und gab ſie der ſchon taumelnden Wache ganz zum Beßten. Man trank und trank, und das Laudanum darin brachte einen nach dem andern auf die Pritſche, und gleich auch in tiefen Todesſchlaf. Seibſt die Accis-Bedienten legten ſich hin und wollten ausruhen, bis Wolfſtein oder deſſen Mitmann die Landreuter merken und ſie wecken würde.

Seit Elſe ſchilderte Wolfſtein, in Gedanken hin und her wandelnd. Sein Mitmann ſang ſich zur Erholung „Wenn die Nacht in ſtiller Ruh" — und der Thorſchreiber, der gegen ein Biergeld aufgeblieben war, las im Eulenſpiegel. Man horchte immer drein, aber lange vergebens. Erſt gegen halb Eins hörte man galoppiren und einen Wagen immer näher

herauſrollen. Gleich weckte man die Acciſer, den Unteroffizier und deſſen Mannſchaft. Dieß und her waren nicht zu ermuntern, aber jene ſtanden flink auf und am Thore. Das Gefährt kam näher, und auf Anruf: „Wer da?“ war die Antwort: Extrapoſt mit dem Accis-Inſpector, und Landbereuter. Sind nicht Acciſe-Defraudanten? fragte man von Außen; und als man dieß bejahte, bath man, das Thor ja ſchnell zu öffnen und ſie zu ihnen heraus zu laſſen: es fodere dieß eine Sache von höchſter Wichtigkeit.

Man öffnete das Thor. Die Reuter drangen vorwärts an den Thorflügel, den der Thorſchreiber und die eine Schildwache anhielt. Nun gings an ein Lärmen über die verdammten Schlafmützen von Accis-Bedienten, die noch immer lauerten, da die Schleichhändler mit ihren Waaren ſchon im Hohlwege zum Andreas-Thor heranſchlichen: der Teufel ſolle ſie holen, wofern ſie nicht einſtiegen und wie 'n Blitz voran machten.

Der Wagen war indeß vor dem Gewehr-Geſtelle gewendet und im Nu flog er dahin mit Wolfſtein, den man ergriffen, geknebelt und

hineingehoben hatte. Dieß verrichteten unter Gegenlärmen auf das Lärmen der Reuter die vorgegebnen Acciser, die in und außer dem Wagen waren. Einer von den Reutern bath sich jetzt noch Feuer für seine Pfeife aus. Wolfsteins Mitmann eilte, ihm damit zu dienen; aber auch wieder hierüber polterten die andern, drangen auf Voranmachen, und dieß so lange, bis sie vermuthen konnten, daß der Wagen das äußerste Thor durch wäre. Auch dieß war geöffnet worden unter dem vorigen Vorwand, jedoch mit der Weisung, es nur auf einige Minuten noch offen zu lassen, bis man die Accis-Bedienten mit heraus hätte.

Endlich gaben die Reuter ihren Pferden die Sporen, galloppirten nach, und der Thorschreiber und Wolfsteins Mitmann machten Glossen über die schnurrigen Kerls von Landbereuter. Nun sollte Wolfstein den Thorflügel von seiner Seite anschieben; aber er hörte nicht. Man rief und fluchte; aber er hörte noch immer nicht. Man suchte ihn im Schilderhause, hinter dem Thorflügel, auf dem Abtritt, in der Wachtstube; aber nirgends war Wolfstein

zu hören oder zu sehen. Man weckte die Wache unter Rützeln, Rippenstößen und Fluchen, suchte nochmals auch unter der Pritsche, hinter dem Ofen und im Hause des Thorschreibers; aber wieder vergebens. Jezt rieth man hin und her, dehnte sich und jähnte, krazte sich hinter den Ohren und stand da mit aufgesperrten Mäulern, und konnte es nicht spizz kriegen, wo der verfluchte Grillenfänger wohl stecke.

Ende des ersten Bandes.

Franz Wolfstein

oder

Begebenheiten

eines

dummen Teufels.

Von

Friedrich Christian Laukhard.

Zweyter und lezter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern,

1799.

Inhalt

des zweyten Bandes.

Erſtes Kapitel. Wunder über Wunder, jedoch ohne Hocus Pocus 1

Zweytes Kapitel. Die Geſchichte fängt an, zurück zu gehen. 23

Drittes Kapitel. Gutmüthige Freundſchaft iſt oft auch Dummheit 32

Viertes Kapitel. Der Leſer wird gebeten, noch etwas Geduld zu haben. 42

Fünftes Kapitel. Anblick von der Natur und von dummen Streichen, oder unvermeidliches und vermeidliches. 51

Sechſtes Kapitel. Noch immer nicht klug! . 59

Siebentes Kapitel. Wolfſtein als Sprachmeiſter in Paris. 74

Achtes Kapitel. Dumme Streiche auch aus der Philoſophie. 85

Neuntes Kap. Dumme Streiche aus der Politik. 105

Zehntes Kap. Dumme Streiche aus der Theologie. 116

Eilftes Kap. Böſe Folgen der dummen Streiche von Wolfſtein. 129

Zwölftes Kap. Wolfſtein in der Baſtille. . 140

Dreyzehntes Kap. Befreyung aus der Baſtille. 150

Vierzehntes Kap. Die Geſchichte nimmt eine ſeltſame Wendung. 160

Funfzehntes Kap. Die Vögel ſind ausgeflogen. 172

Siebenzehntes Kap. Guſtchen wird vergebens geſucht. 181

Achtzehntes Kap. Wolfstein wird holländiſcher Volontär. : : : : : : 193
Neunzehntes Kap. Wolfsteins Gefangenſchaft. 204
Zwanzigſtes Kap. Die Geſellſchaft der Böcke. 217
Ein und zwanzigſtes Kap. Trau, ſchau, wem! 233
Zwey und zwanzigſtes Kap. In ſolchen Wäſſern fängt man ſolche Fiſche. : : : : 243
Drey und zwanzigſtes Kap. Ehrlichkeit iſt oftmals große Dummheit. : : : : 255
Vier und zwanzigſtes Kap. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. : : : : 267
Fünf und zwanzigſtes Kap. Es geht nicht alles, was und wie man's denkt. : : : : 280
Sechs und zwanzigſtes Kap. Das war freylich klüger! : : : : : : : 316
Sieben und zwanzigſtes Kap. Conſilium abeundi wegen ſuperklugen Streiche. : : : 328
Acht und zwanzigſtes Kap. Wichtige Entdeckungen. 349
Neun und zwanzigſtes Kap. Intereſſante Perſonen erſcheinen wieder. : : : : 360
Dreyßigſtes Kap. Je unverhoffter, je lieber. 374
Ein und dreyßigſtes Kap. Scherer erzählt ſeine Geſchichte. : : : : : : : 384
Zwey und dreyßigſtes Kap. Scherer und Hammer in Corſika. Trauriges Ende von Wolfſteins Eltern. : : : : : : : 395
Drey und dreyßigſtes Kap. Scherers Ebentheuer in einem Nonnenkloſter. : : : : 410
Vier und dreyßigſtes Kap. Scherer erzählt, wie er nolens volens ein Räuber ward. : : 423
Fünf und dreyßigſtes Kap. Scherer wird Räuberhauptmann. : : : : : : 443
Sechs und dreyßigſtes Kap. Wolfſtein noch immer nicht gewitzigt! : : : : : 453
Sieben und dreyßigſtes Kap. Wolfſteins Anſtalten auf ſeinen Gütern. : : : : 467
Acht und dreyßigſtes Kap. Auch Auguſta kömmt wieder! : : : : : : : 482
Neun und dreyßigſtes Kap. Wolfſtein bleibt doch noch, was er war, — ein dummer Teufel. 492
Vierzigſtes Kap. Wolfſteins lezter — Streich. 506

Geſchichte
eines
dummen Teufels.

Zweyter Band.

Erſtes Kapitel.

Wunder über Wunder, jedoch ohne Horns Punſ.

Der Wagen rollte unaufhörlich fort, doch nicht auf der geraden Landſtraße, ſondern auf Nebenwegen, und fuhr endlich in einen Wald, in welchem er die andere Nacht wieder an jenem Wirthshauſe anhielt, worin Degenſchen den Wolfſtein ehemals erwiſcht hatte. Die vorgegebnen Acciſer waren längſt ausgeſtiegen, aber die Reuter entfernten ſich erſt im Walde. Unſer Held, ſobald er entknebelt war, that zwar einige Fragen; aber man ließ ihn fragen. Auch ſeine Verſuche, herauszuſpringen, waren, da er zwiſchen zwey ſtarken Männern mitten inne ſtill ſitzen mußte, vergebens, ſo oft er ſie auch wiederholte.

Beym Stillhalten des Wagens stiegen die zurückgebliebenen Begleiter aus und nöthigten den Aufgehobenen, ihnen zu folgen. Er that es wie Maschiene, und ließ sich ins Wirthshaus begleiten, und in die obere Stube heraufführen.

„Wirth, sagte einer von den Begleitern, diesen Mann hier mußt Du verwahren, daß er uns nicht entwischt, und zusehen, daß ihn niemand gewahr wird. Mache also deine Kapache auf!“ Der Wirth öffnete eine Seitenthür, und ging in eine Kammer, aus welcher wieder eine versteckte Thür in ein Nebenbehältniß führte, das ganz dunkel war: und hier wurde Wolfstein eingesperrt.

Jezt fragte er etwas laut, was man mit ihm denn vorhabe?

Wenn Sie reden wollen, so reden Sie leise, antwortete einer von den Begleitern, oder wir haben Mittel, Ihnen die Sprache zu hemmen. Uebrigens können Sie versichert seyn: man meynt es gut mit Ihnen. Sie werden hier alle Bequemlichkeit finden, bis man Ihnen sagen wird, wohin Ihre Reise weiter gehen soll.

Wolfstein: Also hat man doch den Vorsatz, mir meine Freyheit zu rauben?

Begleiter: (lacht) Haben Sie denn in Pilla Freyheit gehabt? Wer waren Sie? Ein Sklave und weiter nichts! Wenn man Sie auch auf die Indiſchen Pflanzereyen bringen wollte: ſo würden Sie doch weniger Sklave ſeyn, als in den Dienſten dummer, eigenſinniger Tyrannen. Doch tröſten Sie ſich nur noch ein Weilchen, und Sie werden ſehen: Sie ſind ein freyer Mann!

Wolfſtein: Wenn ich aber frey bin, warum laſſen Sie mich nicht meiner Wege gehen?

Begleiter: Wohin wollen Sie denn?

Wolfſtein: Nach Pilla: denn in Pilla bin ich Soldat: dort muß ich ſeyn, weil meine Pflicht es fodert.

Begleiter: Herr, ſo kann nur ein dummer Teufel reden! Aber es hat guten Frieden: nach Pilla kommen Sie in Ewigkeit nicht!

Wolfſtein: Wie lange ſoll ich denn hier noch bleiben?

Begleiter: Auch das weiß ich nicht: doch es iſt Zeit, daß ich gehe. Leben Sie wohl, und wenn Sie was leſen wollen: ſo haben Sie hier dazu.

Mit dieſen Worten reichte er Wolfſteinen einen Zettel, öffnete einen kleinen Fenſterladen, drückte ihm die Hand und entfernte ſich. Wolfſtein beſah den Zettel, und las Folgendes:

„Mein Freund,

Vernünftigen Vorſtellungen über Ihren Zuſtand wollten Sie neulich kein Gehör geben, und dieß, weil Sie überſpannte und in der wirklichen Welt ganz unbrauchbare Begriffe von Tugend und Pflicht haben. Man ſah ſich daher genöthigt, Sie den Klauen der Pillaer Menſchendiebe durch Liſt zu entreißen. Man hätte dieß zwar auch ſonſt noch gekonnt; aber auch wir haben unſre Grundſätze, und davon heißt der eine: Schurken und Buben, wie Ihre Vorgeſetzten in Pilla, Ihr Hauptmann Degenſchen, Ihr General, Ihr Prinz Braunram, Ihr Leutnant Steinreiz, und Ihre andern Buckeldreſcher waren, muß man Gleiches mit Gleichem vergelten. Soviel zum Vorbericht! — Heute noch oder höchſtens Morgen erfahren Sie mehr. Uebrigens bittet man Sie, verhalten Sie ſich ganz ruhig!“

Der Zettel war ohne Unterſchrift. Walſſtein machte allerhand Gloſſen darüber, konnte aber mit allem Hin- und Herſinnen nur ſo viel herausbringen, daß der Fremde, den er in Pilla auf dem Löwen geſprochen hatte, Urheber ſeiner Entführung ſeyn mögte. Warum aber, in welcher Abſicht, und was nun weiter geſchehen würde: das waren Fragen, die er ſich zwar aufwarf, aber nicht löſen konnte.

Der Wirth brachte alles, was der Eingeſperrte zur Bequemlichkeit bedurfte, und rieth ihm, ſich nieder zu legen, um auszuſchlafen. Wolfſtein gehorchte, nachdem er ſich mit etwas Speiſe und Trank erquickt hatte.

Beym Aufwachen den andern Morgen nach Neune, erſchrack er gar ſehr, als er ſeinen Koffer, den er ehemals in Pilla verlohren hatte, vor ſeinem Bette ſtehen ſah. Der Schlüſſel ſtack daran; und vor lauter Begierde nach Guſtchens Briefen öffnete er ihn haſtig. Er fand alles, was er ehedem hinein gelegt hatte, die Briefe, einige Bücher, Kleider, Wäſche, Geld und andre Koſtbarkeiten, ohne daß das Geringſte daran gemangelt hätte. Guſtchens Briefe

verſchlang er ſchier: und weg war ſeine Philoſophie im hektiſchen Schnürleib! —

Froh, ſehr froh war er über dieſen Fund, aber über das Wie davon war er ganz im Dunkeln. Er rieth und rieth, aber immer nicht das Rechte. Endlich holte er Hembden, Hoſen, Rock und Weſte aus dem Koffer, warf ſeine Soldatenjacke von ſich, mit den Worten: da liege Marterkittel!

„Recht ſo, mein Lieber, — rief ihm eben der Fremde entgegen, den er in Pilla geſehen hatte — recht ſo! Den Kittel da wollen wir dem Hauptmann Degenſcheu zurück ſchicken: er mag ihn geſund gebrauchen, oder einen Andern damit einkleiden, der es eher verdient, Sklave zu ſeyn, als Sie.“

Aber, mein Herr, um Gottes willen, erklären Sie mir doch, was mit mir vorgeht! Ich erfahre lauter Wunder!

Fremder: Sie erfahren die natürlichſten von der Welt.

Wolfſtein: Wo bin ich denn? Warum bin ich hier? Wer ſind Sie eigentlich? Wie kam mein Koffer in dieſes Zimmer.

Fremder: (lacht) Mein Gott, wie viel Fragen auf einmal! Doch ich will Ihnen einige beantworten, und zwar die lezte zuerst. Sie wollen wissen, wie Ihr Koffer in dieß Behältniß kommt. Sehr natürlich! Ohngefähr vier Wochen nachher, als Sie wieder in die Hände der bübischen Menschenräuber gefallen waren, gingen zwey Mitglieder einer nunmehr getrennten Räuberbande nach Pilla, um da Notizen einzuziehen. Unterwegs rühmte einer dem andern sein Kunstgeschicke, und der eine, Namens Treißig, versprach, troz allen Schildwachen, aus Pilla etwas wegzustipitzen, ohne daß es jemand gewahr werde. Der andre will das nicht glauben. Das sollst du sehen, antwortete Treißig: und sie kommen als Bediente nach Pilla. Von ohngefähr gehen sie neben dem Hause des Generals vorbey und Treißig wird das Kösserchen dort unten im Hause inne. Er tritt hin zur Schildwache, und fragt, ob der Herr General zu Hause sey? Die Schildwache verneint es. Ob er bald kommen werde? Der Bursche weiß es nicht. Nun Treißig wartet, forscht nach diesem und jenem, und erfährt, daß das Kästchen da an den General ab-

geliefert sey, aber einem Rekruten zugehöre, und daß die Schildwache mit darauf achten müsse. Dieß ist ihm genug. Denn Sie müssen nur wissen, daß Leute dieses Schlages schlau genug sind, aus jeder Nachricht Vortheil zu ziehen.

Treißig erfährt, daß der General des Nachmittags nicht zu Hause ist. Er kommt also nach dessen Hause mit einem andern Soldaten, den er auf der Straße mitgenommen hat, und fragt nach dem Bedienten. Der Bediente erscheint. „Kamerad, spricht er, ich soll ein Köfferchen abholen, das hier beym Herrn General seyn soll. Der Adjutant schickt mich danach: es soll einem Rekruten seyn.“ — „Du bist wohl beym Adjutanten?“ — „Kennst Du mich denn nicht?“ — „Bekannt kömmst Du mir vor.“ — „Das sollt' ich meynen: hab' ja da drüben beym Edelmann gedient, wo der Adjutant die Fräulen karessirt.“ — „Ah so! Nun da steht das Köfferchen.“ —

Treißig läßt den Soldaten das Ding aufbuckeln. Das Ding aber ist schwer, und der Soldat, ein alter steifer Grenadier, der nicht recht voran kann, keucht, strauchelt und jede

zehn Schritte ausruhen will. „Ja, sagt Treisig, da kann ich mich hinstellen, bis Du ausgetrudelt hast! Hier sind zwey Groschen Viergeld: ich will den verfluchten Kasten selbst tragen.

Er sackt also den Koffer auf, trägt ihn zum Thore hinaus, wo er seinen Kameraden hingestellt hat, und bringt ihn des Nachts glücklich zur Bande. Hier wird er geöffnet, und ich war zum Glück dabey. Aus den Briefen sehe ich, daß der Koffer Ihre ist, nehme ihn an mich, lohne dem Waghals seine Mühe: und nun begreifen Sie doch, wie er hieher gekommen ist? Das war die Antwort auf Ihre lezte Frage.

Wolfstein: Nun sagen Sie mir, lieber Mann, — denn tausendmal dank' ich Ihnen, daß mein Koffer wieder in meinen Händen ist — warum bin ich hier?

Fremder: Weil wir nicht wollten, daß Sie als Sklave länger zu Pilla leben sollten.

Wolfstein: So muß ich Sie denn doch interessiren. Sagen Sie mir nun: warum interessire ich Sie?

Fremder: Um diese Frage zu beantworten, müßte ich eine große Historie vorausschicken. Dazu aber haben wir heute keine Zeit.

Wolfstein: So sagen Sie mir wenigstens, wer Sie denn eigentlich sind!

Fremder: Ein Freund von Ihnen: denn ich bin der Freund Ihres Freundes Hammer.

Wolfstein: Sie wären Hammers Freund? Freund des tugendhaften, rechtschaffenen Mannes?

Fremder: (lächelt) Es kömmt Ihnen wohl unbegreiflich vor, daß ein Mann, der das Räuberhandwerk treibt — denn ich gestehe, ich trieb es — Hammers Freund sey. Aber nicht lange mehr, und Sie sollen sich davon überzeugen. Nun ist es bald Zeit, daß wir von hier aufbrechen. Indeß erst noch schreiben Sie einen Brief an Ihren gewesenen Hauptmann nach Pilla, und zwar in derben Ausdrücken. Wir wollen ihm seine Uniform zurückschicken.

Wolfstein: Nimmermehr! Ich bin gezwungen worden, Pilla zu verlassen. Schriebe ich, wie Sie es wollen: so würde jedermann glauben, daß ich Theil an dem Vorfall gehabt hätte. Da ich nun das Geschehene für Unrecht halte: so muß ich auch den Schein meiden, als hätte ich die Hand dazu selbst geboten.

Fremder: Das sind schon wieder überspannte, seltsame Begriffe. Doch es mag drum seyn!

Der Fremde ließ Schreibezeug herbey bringen, und schrieb an das Kriegs-Departement nach Samerkand:

„Meine Herren,

Der gewesene Musketier Wolfstein, der zu Pilla unter des Hauptmanns Degenschen Kompagnie gestanden ist, sendet durch mich seine Uniform zurück, weil er nichts besitzen will, das dem Fürsten von Ringmauer zugehört. Er ist von guten Freunden wider seinen Willen blos darum aus Pilla entführt worden, weil man es müde war, daß ein fürstlicher Bube, wie der Prinz von Braunram, und ein elender Wicht, wie der Hauptmann Degenschen, angetrieben von einem intriganten Weibe, ihn ferner mishandeln sollten. Eben deswegen hat man auch die erlaubten Wege nicht einschlagen mögen, den Herrn Wolfstein auf freyen Fuß zu stellen, weil man geglaubt hat, daß solche Leute, wie seine Vorgesetzten zu Pilla waren, keine andre Behandlung verdienen, als die war, die man mit ihnen vornahm. Sie, meine Her-

ren, haben es zu verantworten, daß Ihr Dienst überall als abscheulich verschrieen wird; und es liegt blos an Ihnen, daß man besser von Ihrer Armee rede, und daß Sie getreuere Soldaten haben. Uebrigens ist Herr Wolfstein mit Ihnen quitt. Leben Sie wohl!"

Der Fremde packte Wolfsteins Uniform ein, machte eine Addresse drauf und gab das Päckchen dem Wirth zur Bestellung auf die Post.

Indessen ward es Abend. Nun müssen wir fort, sagte der Fremde: eine halbe Stunde von hier wartet ein Wagen auf uns. Wolfstein protestirte: er wollte von da an sich selbst ganz überlassen seyn. Der Fremde stellte ihm vor, wie leicht er entdeckt und zurück nach Pilla gebracht werden könnte: und nun wollte er wenigstens wissen, wohin man ihn führen würde. Der Fremde lachte über seine Bedenklichkeit, und gab ihm zu verstehen, wie klug er würde gethan haben, wenn er von jeher eben die Vorsicht gebraucht hätte. Hier, mein Freund, sprach er weiter, sind Sie bey einem Manne, der freylich Räuber war, aber der es doch ehrlich mit Ihnen meynt. Sie müssen mir folgen,

und in einigen Tagen liefere ich Sie in die Arme unſers Hammers. Genug, ich darf und will Sie nicht entlaſſen, nicht, als ob ich mich fürchtete, von Ihnen verrathen zu werden, ſondern weil ich, wie Sie dereinſt ſelbſt finden werden, Gründe dazu habe, die ſowohl mich als Sie betreffen, und auch noch Andre, die uns beyden gleich theuer ſind. Wir gehen einander mehr an, als Sie denken mögen; aber jezt iſt noch nicht die Zeit, Ihnen dieß Geheimniß zu entdecken.

Wolfſtein fühlte ſich beruhiget und verſprach zu folgen. Der Fremde, voll Freuden, umarmte ihn, ließ dann den Wirth heraufkommen, ſagte: „Heute, Michel, ſehen wir uns vielleicht das lezte Mal: hüte dich in Zukunft vor Leuten unſers Gleichen; denn der Hehler kömmt ſo gut an den Galgen, als der Stehler: zahlte hierauf die Zeche, und eilte mit Wolfſtein und einem jungen Menſchen, der Peter hieß und Wolfſteins Koffer tragen mußte, auf Nebenwegen nach einem Walde. Hier erwartete ſie ſchon ein Wagen. Sie ſtiegen ein und fuhren davon.

Gegen Tag zahlte der Fremde den Kutscher, hieß ihn zurück fahren, und nahm den Koffer heraus, welchen er ins dicke Gebüsch von Peitern tragen ließ, ausleerte, und aus dessen Inhalt zwey Bündel machte. Einem, sagte er, wird das zu schwer: die Hälfte trägt jeder ohne Mühe.

Nun gings weiter durch unebne Gegenden und fast immer in Waldung. Wolfstein erschrack, so oft sich nur dann und wann ein Mensch von weitem sehen ließ. Er theilte seine Besorgniß seinem Begleiter mit. Dieser hieß ihn gutes Muthes seyn. Wir haben Pässe: sagte er, ich passire als ein Goldschmid, Sie als ein Perückenmacher, und Peter als Schuster. Zudem kenne ich das Land hier genauer. Man ist darin nicht sehr strenge, wie man denn in Deutschland überhaupt nur gegen Solche strenge zu seyn pflegt, von denen man Passier-Geld schneiden will: Lumpengesindel läßt man laufen. Doch dieß ohne allen Bezug auf Uns!

Unsre Fußgänger kehrten einigemal in sehr elenden Dörfern ein; und wo sie übernachteten, fragte der Wirth blos nach ihrem Namen. Da

der Fremde überall falsche Namen angab, versteht sich von selbst.

Tag für Tag schlichen die drey Wanderer durch öde, unwegsame Gegenden, bis sie endlich gegen Abend einen Forst erreichten, der aus hohen Bergen und tiefen Thälern mit Gesträuch und Bäumen zusammengesezt war. Der Anführer ging in diesen Forst hinein, ohne irgend einen Fußsteig zu beobachten, und Wolfstein, nebst Peter, schleppte sich immer hinten drein mit bangem Herzen. Es war blos sternhell. Nach einem dreystündigen, sehr sauern Wege langten sie an einem Dickigt an, welches sie mit Gewalt durchdrängen mußten. Auf einmal standen sie vor einer Höle. Peter, sagte der Anführer, mach voran und thue deine Schuldigkeit. Peter stieg hinein.

Nach einigen Minuten ergriff der Fremde Wolfsteins Hand, und ermahnte ihn, vorsichtig sich an ihm festzuhalten. Nun gings Petern nach, und von Wolfsteins Seite nicht ohne Schaudern. Beyde waren wenigstens funfzig Schritt in dem Stollen fortgeschlichen, als der Anführer stehen blieb, und -- um Wolf-

ſtein gegen das Schauderhafte abzuhärten — bald gleich einem Hunde bellte, dann miaute, wie eine Katze, auch brummte wie ein Bär, und endlich auf einem Pfeifchen pfiff, daß die ganze Höhle davon ertönte. Auf dieſes Zeichen ließ Peter, der an einem Knoten-Seil heraufgekrochen war, und dem das Pfeifen eigentlich galt, eine Leiter von oben herunter. Der Fremde befahl Wolfſtein, hinauf zu ſteigen, und er that es. Dann ſtieg er ſelbſt nach, zog die Leiter an ſich, und machte die Oefnung, wodurch ſie hinaufgeſtiegen waren, ſorgfältig zu.

Nun wurde Licht geholt, welches der junge Menſch aus einem Seitenſchränkchen hervorlangte, und Wolfſtein ſah ſich in einer Höle, welche einen ziemlichen Raum hatte, und in den Felſen gehauen zu ſeyn ſchien. Er ſtuzte nicht wenig, als er allerley Mord-Geräthe an den Wänden hängen ſah, aber keine Mobilien.

Was Sie hier ſehen, Freund, ſagte der Fremde, kommt Ihnen gewiß ſpaniſch vor: ich kanns Ihnen nicht verargen; aber ich kann es Ihnen auch noch nicht erklären. Jezt, lieber Peter, hole Wein und etwas zu eſſen.

Peter gehorchte, und die müden Wanderer labten ſich. Gern, ſagte nachher der Fremde, ließ ich Sie ausruhen; aber hier iſt unſers Bleibens nicht. Ich würde auch durchaus nicht hieher gegangen ſeyn, wenn ich nicht Einiges gern mitnehmen mögte, welches nicht in andre Hände fallen ſoll.

Er öffnete hierauf ein kleines Schränkchen in der Wand, nahm Briefſchaften heraus, und verſicherte Wolfſtein, daß in dieſen Papieren ſich Manches befände, das auch ihn ſehr nahe anginge. Dann gab er ihm einen ſchweren Beutel mit Gold. Nehmen Sie das an ſich, ſezte er hinzu: es iſt zwar nicht auf die edelſte Art erworben worden; aber wer ändert Vergangnes! Da es nun einmal da iſt, ſo wäre es Thorheit, es hier todt liegen zu laſſen!

Wolfſtein weigerte ſich, dieſes Geld jemals als ſein Eigenthum anzuſehen. Der Fremde lachte über ſeine Bedenklichkeit: das würde ſich ſchon noch finden, meynte er, wenn der Inhalt der Briefſchaften ihm offenbar werden würde. Vor der Hand mögte er es nur tragen: und er trug es — in einer großen Katze um den Leib

unter der Weste. Endlich nahm der Fremde noch zwey große Geldrollen, gab die eine Petern, und die andere steckte er selbst zu sich. In Bündeln auf dem Rücken nahmen alle drey etwas Kleidung und Wäsche; und so ging die Reise fort, nachdem der Fremde den Eingang in die Höle sehr genau vermacht hatte. Ich werde zwar niemals wieder hieher kommen, sagte er, aber die Höle wünschte ich doch niemals entdecken zu lassen: man könnte sie zum zweyten Mal mißbrauchen, und sie wieder zu einem Aufenthalt für Leute machen, die der Menschheit nichts nützen.

Gegen Tag kamen die drey Wanderer an einen Scheideweg. Hier nahm der Fremde Petern bey der Hand, und sagte mit Rührung: Hier, Bruder, trennen wir uns. — Du hast sollen auf deine Profession wandern, und kamst zu einer Gesellschaft, die eine gefährliche Profession trieb. Sie ist nicht mehr diese Gesellschaft: die Glieder derselben haben sich, wie Du weißt, alle zerstreut, und kehren vielleicht alle — von Einigen weiß ichs gewiß, — zu einer ordentlichen Lebensart und zur Tugend zurück. Du warst blos Hüter der Höle, und hast an wirkli-

chen Frevels keinen Theil gehabt. Dein gutes Herz blieb also mitten unter — Freybeutern unverdorben, und darum wird es dir leicht werden, Deine ehemalige Lebensart wieder zu ergreifen. Kehre in dein Vaterland zurück, und sprich: du mögtest nicht länger herumlaufen, zumal da man jezt wegen der vielen Werbungen nicht mehr sicher sey. Man wird dir glauben, oder sollte man dir Schwierigkeit machen: so nimm hier diesen Paß, den ich aus einer benachbarten kleinen Stadt für dich mitgenommen habe. Geld und Kleider hast du. Nun lebe wohl, und wandle mit und vor Gott.

Der Fremde ließ den jungen Menschen nicht mehr zum Worte kommen, sondern entfernte sich mit Wolfstein aufs schnellste.

Jezt bin ich wieder frey, sagte er endlich: Die Kette ist zerrissen, welche mich an die Stöhrer der Ordnung und an die Verächter der Gesetze band. Wolfstein foderte eine nähere Erklärung dieser Worte, aber der Fremde weigerte sich, dieselbe zugeben. Er werde alles schon erfahren, und damit müsse er bis dahin zufrieden seyn: das war die Auskunft.

Nach einigen Tagen trafen unſre Reiſende in Mainz ein, und gaben ſich für Roßhändler aus, welche nach Birkenfeld auf den Pferdemarkt ziehen wollten. *) Sie zogen wirklich dahin, kauften aber nur zwey Pferde, womit ſie nach Holland ritten.

Wolfſtein wußte noch immer nicht, warum ihr Weg gerade nach Holland gehen müßte, aber das Vertrauen, welches er zu ſeinem Begleiter hatte, machte, daß er allemal that, was dieſer wollte. Sie kamen alſo bald nach Rotterdam, und ſtiegen in dem Gaſthof zum Wallfiſch ab.

Der Fremde beſtellte gleich ein Mittagsbrod für drey Perſonen auf ſein Zimmer, worüber Wolfſtein ſich wunderte. Die dritte Perſon iſt Ihnen gewiß nicht zuwider, ſagte der Fremde, und ich werde ſie gleich herholen. Er ging auch, und nicht lange, ſo kam er mit einem Herrn, der niemand anders war, als Wolfſteins Lehrmeiſter und Freund — Hammer.

---

*) Birkenfeld iſt ein Städtchen auf dem ſogenannten Hundsrück, wo ſonſt ein ſehr berühmter Pferdemarkt gehalten wurde. Seit dem Einfall der Franzoſen hat er aber aufgehört.

Zweytes Kapitel.

Die Geschichte fängt an, zurück zu gehen.

Wolfsteins Erstaunen und Freude über den unverhofften Anblick seines Freundes waren beyde gleich unbeschreiblich. Wie innig sie sich umfaßten, wie wonnevoll sie einander betrachteten, wie hastig und verworren viel einer den Andern zu fragen hatte: — das mag der Leser sich denken; und er wird das Anziehende dieses Wiedersehens gewiß auch fühlen, wenn er jemals einen wahren Freund nach langer Abwesenheit und vielen überstandenen Abentheuern wieder angetroffen hat.

Endlich ward dem Fremden die Zeit zu lange. Leutchen, sagte er, der Magen liegt mir schief und hier steht das Essen. Kommt und sättiget Euch: hernach schwazt, so lange Ihr wollt. Hainrich lächelte, drückte ihm die Hand, und man sezte sich zu Tische, aß und vergaß auf einige Minuten das Reden.

Hammer wollte erſt näher wiſſen, wie weit Wolfſtein und der Fremde mit einander gekommen wären. Er befürchtete, zur Unzeit oder voreilig zu weit zu gehen, und darum hielt er mit der Rede an. Der Fremde war wirklich hungrig, und aß zum Erſtaunen. Wolfſtein ſchwieg auch und aß beynahe gar nicht: die Freude hatte ihm den Appetit verſchoben, und der Gedanke, wie doch ein ſo braver, tugendhafter Mann, als Hammer war, der Freund eines Räthſels ſeyn könnte, verhinderte ihn am Eſſen.

Endlich hob man die Tafel auf. Der Fremde beſtellte einige Flaſchen Moſelwein, und erklärte, daß er die Herren traktiren wolle. Eine lange Pauſe folgte dieſer Erklärung. Endlich fing der Fremde an: „Ich habe immer gedacht, Hammer, du ſeyeſt ein Philoſoph?“

Hammer: Ich verſtehe Dich nicht! Was ſoll dieſe Aeußerung?

Fremder: Das will ich Dir ſagen. Ich habe geglaubt, Du hätteſt hinlängliche Menſchenkenntniß, um alle Handlungen der Menſchen nach ihrer jedesmaligen Lage zu würdigen.

Hammer: Dieſer Kenntniß habe ich mich niemals gerühmt: der Beſitz und die Anwendung derſelben wäre der höchſte Grad der Lebensweisheit. Aber ſey verſichert, mein Lieber, daß ich immer auf meiner Hut bin, mein Urtheil über Jemanden nie zu übereilen. Wo ich nicht mit Ueberzeugung entſcheiden kann, da urtheile ich lieber gar nicht. Aber wozu bemerkeſt Du dieß?

Fremder: Hammer, Frägſt Du das im Ernſte? — Du kannteſt vorzeiten mich und ich Dich. (Er nimmt ſeine Hand) Seit zehn Jahren ſahen wir uns nicht: bin ich Dir nicht mehr, was ich Dir ſonſt war? Oder hat mein Handwerk mich um Dein Herz gebracht? Sprich Hammer: ſey aufrichtig! Iſt es, wie ich vermuthe, ſo ſiehſt Du mich nie wieder.

Hammer: Gott, Freund, was ſagſt Du! (Er umarmt ihn.) Daß ich zurückhaltend gegen Dich war, geſchah wegen meines jungen Freundes hier. In ſeiner Gegenwart wollte und konnte ich meine Empfindungen nicht ſichtbar werden laſſen: ich weiß ja nicht, ob dir mein Wolfslein ſchon kennt.

Fremder: Verzeih' mir, Bruder, Du haſt Recht! Du wollteſt alſo keinen übeln Eindruck auf unſern jungen Freund machen. Ein übler Eindruck iſt auch allemal ſchwer wegzulöſchen. Ich muß Dir alſo ſagen, er kennt mich noch wenig.

Hammer: Und hat das auch nicht geſucht?

Fremder: Niemals ſo recht. Ich merkte wohl, daß er gern hätte wiſſen mögen, wer ich eigentlich ſey: aber da er mich nicht näher fragte, oder zur Unzeit: ſo glaubte ich, an mich halten zu müſſen.

Hammer: Aber, lieber Wolfſtein, warum erkundigten Sie ſich denn nicht dringender, wer Ihr Begleiter war?

Wolfſtein: Ich habe es immer für unſchicklich gehalten, Andern ihre Geheimniſſe abzufragen. Wollen ſie uns ſelbſt von ſich etwas erzählen: ſo werden ſie es ſchon ohnehin thun. Ich erwartete daher von Zeit zu Zeit, daß dieſer Herr hier — mich mit ſeiner Geſchichte bekannt machen würde, zumal, da er mir hierauf einſt Hoffnung machte, und mich von ſeiner ehemaligen Lage ſchon Manches hatte ſehen laſſen.

Fremder: Auf dieſe Art hätten wir können mit einander bis an den Ganges reiſen, und Sie hätten mich doch nicht näher kennen lernen. Indeß, lieber Hammer, jezt iſt es doch Zeit, daß ich ihm zeige, wer wir ſind: nicht wahr?

Hammer: Allerdings: denn zu dem, was Sie ausführen wollen, iſt nöthig, daß er wiſſe, wer und woran er iſt.

Fremder: Nun, lieber Wolfſtein, was glauben Sie wohl, wer wir ſind, Ihr Freund Hammer nämlich und ich?

Wolfſtein: Herr Hammer iſt der rechtſchaffenſte Mann von der Welt; Sie aber —

Fremder: Danach frage ich nicht. Ich mögte nur wiſſen, was wir beyde Ihnen ſind.

Wolfſtein: Hammer iſt mein Freund, mein Erzieher, mein zweyter Vater, und Sie — Sie haben ſehr großes Verdienſt um mich.

Fremder: (lächelt) Ich ſehe wohl, Sie faſſen meine Frage unrecht. Alſo will ich es Ihnen kurz und gut ſagen: Hammer iſt der Bruder Ihrer Mutter, und ich — ich bin der Bruder Ihres Vaters.

Wolfstein erschrack bey dieser Erklärung, aber Hammer bestätigte sie. Lange bemühete er sich Wort hervorzubringen, endlich aber fand er die Sprache. „Ich glaube Ihnen gern, rief er aus, Sie können mich nicht hintergehen; dazu nahmen Sie sich meiner zu väterlich an. Aber wenn Sie meine Oheime sind, so müssen Sie auch wissen, woher und wohin meine Eltern gekommen sind.

Fremder: Die sind beyde ein trauriges Schlachtopfer der schändlichsten Kabale geworden, und sind nicht mehr.

Bey diesen Worten fiel Wolfstein in eine Art von Betäubung, worüber Hammern sowohl, als dem Fremden die Augen überliefen. Endlich kam er wieder zu sich, und fragte: warum man ihm denn von diesem Geheimniß nie etwas gesagt habe?

Weil es niemals Zeit war, antwortete Hammer. Wozu sollte ich Sie mit einer Sache bekannt machen, die Ihnen blos Kummer und keine Freude gewähren konnte! Ihrem Pflegevater, dem redlichen Rajer habe ich alles entdeckt, aber auch dem habe ich versprechen müssen, Ihnen kein Wort davon zu sagen, bis sich

die Gelegenheit finden würde, wo Ihnen eine Nachricht dieser Art nützlich werden konnte. Hier unser Freund versichert jezt, daß diese Zeit gekommen sey, und ich hoffe selbst, daß Sie, wenn Sie sich jezt in Ihrem Vaterlande zeigen, das Vermögen, das Ihnen zukömmt, wieder erhalten werden, und daß man Ihnen nicht wehren wird, Ihren angebornen Stand wieder zu behaupten. Sie sollen alles ausführlich erfahren, aber erst morgen: denn für heute sind Sie zu sehr erschüttert.

Wolfstein bath zwar, daß ihn sein Oheim Räuber von seinem Ursprung und seiner Verwandtschaft näher unterrichten mögte; dieser aber wollte schlechterdings nicht daran, und schlug einen Spaziergang vor. Den folgenden Tag sollte die Erzählung vor sich gehen. Wolfstein fügte sich.

Die drey Freunde gingen also aus, besahen Rotterdam, und Wolfstein war besonders entzückt über die eherne Bildsäule des berühmten Erasmus, der von dieser Stadt seinen Zunamen führt. Er hielt im Enthusiasmus dem großen Mann eine Lobrede und bemühte

sich, die lateinischen und spanischen Inschriften zu lesen, womit die Statue versehen ist.

Der Fremde sagte zu Hammerik: bis der da ausgelesen hat, wollen wir hier in der Nähe ein kleines Geschäft beendigen. Hören Sie, sagte er hierauf zu Wolfstein, wir erwarten Sie in unserm Quartier. Wolfstein war froh, daß man ihn bey seinem Erasmus lassen wollte, und beschäftigte sich mit den Inschriften, die er in seine Schreibtafel eintrug. *)

Während er dieß vornahm, beobachtete ihn jemand von weitem, ohne daß Wolfstein es bemerkte. Als er aber mit dem Abschreiben fertig war, sah er den jungen Mann, der sich indessen genähert hatte, und er erstaunte nicht we-

---

*) Es giebt gewisse Gelehrte, welche große Liebhaber von Inschriften, Epitaphien, Distichen und Epigrammen auf gelehrte Männer, oder auf merkwürdige Begebenheiten sind. Der berühmte Göttinger Geßner selbst war ein so eifriger Epigrammenjäger, daß er aus allen Reisebeschreibungen diese Dinge ausschrieb, und sich fleißig erkundigte, was auf dem Grabstein dieses oder jenes Gelehrten eingehauen war. Er versprach auch in einem seiner Programme, eine Sammlung von der Art Raritäten herauszugeben. Doch ist dieß unterblieben, wahrscheinlich weil er keinen Verleger dazu finden konnte. Die Brocken vom Brocken hatte Hr. Kreuz zu Magdeburg zu Geßners Zeit noch nicht in Verlag genommen.

nig, als er, nach genauerm Anſehen, ſeinen ehemaligen Kameraden, Karl Kratz, den Sohn des Rectors Kratz zu Schilda, den wir im erſten Bande dieſes Werkchens kennen lernten, vor ſich hatte.

Wolfſtein, der Gutmüthige, vergaß in dem Augenblick, daß Karl Kratz ſonſt ein ſchlechter Menſch war, ſah nach ſeiner unbefangnen Art blos den Gefährten ſeiner Jugend in ihm, fiel ihm in die Arme, und fragte, wie es ginge, was er in Holland mache?

Kratz hatte alſofort einen Roman bey der Hand, und erzählte, daß er die Rechte ſtudiert habe, und hernach, als Sekretär, in die Dienſte eines engliſchen Lords getreten ſey. Dieſem diene er nun ſchon geraume Zeit, habe es recht gut, und halte ſich jezt hier in Rotterdam bey ſeinem Principal auf, welcher Geld-Geſchäfte in Holland habe.

Da Kratz recht artig gekleidet war, ſo glaubte Wolfſtein deſſen Ausſage. Er bath ihn ſogar um die Gefälligkeit, mit nach ſeinem Quartier zu gehen; aber Kratz verſicherte, daß er dieß eben jezt nicht könne, indem er Freund

Schreinern versprochen habe, um diese Stunde zu ihm zu kommen.

„Wie, rief Wolfstein, ist denn unser Schreiner auch hier?“

Freylich, erwiederte Kratz, und zwar hier in der Nähe. Komm, du kannst ihn jezt gleich sprechen.

Wolfstein sah nach seiner Uhr, fand, daß er noch Zeit habe, und ging mit. Kratz führte ihn in ein ziemlich hübsches Haus, aber viele Treppen hinauf, öffnete dann ein Zimmer, und siehe da: hier war — Schreiner.

Drittes Kapitel.

Gutmüthige Freundschaft ist oft auch Dummheit.

Freund Schreiner ließ nach dem Willkommen gleich Wein bringen, welches Wolfstein zwar verbat, aber endlich doch geschehen ließ, um seine alten Freunde nicht zu kränken. Sie waren kaum ein halb Stündchen am Trin-

ken, so kamen noch drey andre hübsche Leute, welche in eben dem Hause wohnen sollten, sezten sich, tranken mit, und die Gesellschaft ward ungemein heiter, zumal, da Kratz und Schreiner allerley Anekdoten von Schilda aubrachten, welche hier aber nicht wiederholt werden dürfen, da wir sie schon nach der Reihe in unsern Annalen von Schilda erzählt haben.

Endlich nahm Kratz Abschied und versprach, den folgenden Tag Wolfstein in seinem Quartier zu besuchen. Dieser wollte auch gleich mit weggehen, aber Schreiner hielt gar sehr an, daß er nur noch ein Viertelstündchen bleiben mögte: und er blieb noch. Potz Tausend, fuhr Schreiner fort: ich habe Kratzen ja noch was zu sagen; und folgte ihm zur Thür hinaus. Die andern unterhielten indessen unsern Helden.

Schreiner kam nicht wieder, worüber sich Wolfstein wunderte, aber nicht lange, indem die drey andern allerley zur Entschuldigung vorbrachten. Endlich verfloß die Zeit und Wolfstein wollte mit Gewalt gehen. Er nahm also Hut und Stock und empfahl sich. Aber die Her-

ren vertraten ihm den Weg, und sagten kurzum: Er sollte sich nur geduldig drein ergeben: denn er sey im Dienst der Ostindischen Kompagnie, müsse sechs Jahre dienen, und werde nächstens mit nach Batavia absegeln.

Wolfstein wollte des Todes werden vor Aerger und Erstaunen. Er konnte sich nicht überreden, daß seine Freunde und ehemaligen Schulkameraden ihm so einen Streich sollten gespielt haben. Aber es war wirklich nicht anders.

Kratz und Schreiner, ehemals Schüler in Schilda, studierten hernach auf verschiedenen Universitäten, machten alles mit, was auf Universitäten mitzumachen ist, kommersirten, soffen, prellten jedermann, der mit ihnen in Collision kam, spielten Schenie, traten in verschiedne Landsmannschaften und Orden, duellirten sich, und wurden ob dieser Tugenden an allen Orten nach und nach relegirt. Mit der Zeit war ihr Geld alle. Ins Hirn war nichts gekommen; sie zogen also in die weite Welt, nahmen bey den Preußen, Oestreichern und Dänen Kriegsdienste, liefen überall davon, kamen endlich nach Holland, fielen in einem Hurenhaus

in die Hände der Seelenverkäufer, ſchwammen nach Oſt- und Weſt-Indien, kehrten mit einigem Gelde zurück und bedienten nun die hochpreisliche Indiſche Kompagnie als — Seelenverkäufer. . . .

Eigentlich iſt Amſterdam der Aufenthalt dieſer Galgenſtricke: aber viele derſelben ſtreifen auch aus in die übrigen Holländiſchen Städte, als Rotterdam, Leyden, Utrecht, Harlem u. ſ. w. Und bey einer ſolchen Expedition geſchah es, daß Kratz unſern Wolfſtein antraf. Gleich fuhr jenem der Gedanke durch den Kopf, daß dieſer auch nicht zu gut wäre, mit nach Indien zu fahren, und brachte ihn in ein Haus, wo Infamien dieſer Art durften getrieben werden.

Wolfſtein wendete ſich, nachdem er von der Verrätherey ſeines angeblichen Freundes überzeugt war, an die drey Herren, die ihm zur Geſellſchaft, oder vielmehr, jedoch ohne daß er es wußte, zur Wache geblieben waren, und bath ſie, ihn gehen zu laſſen. Allein da predigte er tauben Ohren: die Kerls lachten ihn nur aus und ſchwiegen zulezt zu all ſeinem Bitten und

Flehen gar still. Als er vollends Miene machte, das Fenster zu öffnen, und nach Hülfe zu rufen, rissen sie ihn zurück, mit dem Bedeuten, daß sie ihm Hände und Füße binden, und den Mund knebeln würden, wenn er nur noch das geringste Lärmchen dieser Art würde merken lassen. Er mußte also nolens volens schweigen, und sich, so gut er konnte, in eine Sache schicken, deren Ausgang er durchaus nicht absehen konnte.

Als es völlig dunkel geworden war, brachte man ihn in eine Kutsche zwischen zwey Baumstarke Kerle, führte ihn so nach Amsterdam, und sperrte ihn dort ein in ein Gewölbe. In diesem Aufenthalt des Elendes, des Schmutzes und des Ungeziefers brachte er volle acht Tage zu, ehe der Kommissär ankam, der die angeworbene Mannschaft mustern sollte.

Der Kommissär fragte einen jeden der Eingesperrten nach seinem Namen und Vaterland, und schrieb die Antworten auf. Dann fragte er, ob der Mann sich freywillig habe anwerben lassen, oder ob ihn ein Seelenverkäufer hieher gebracht habe mit List oder durch Gewalt? Hier-

auf mogte die Antwort ausfallen, wie ſie wollte: ſie wurde nicht eingetragen.

Der Kommiſſär kam mit ſeinem Fragen auch an Wolfſtein. Wolfſtein nannte ſich, und der Kommiſſär ſtuzte. „Sind Sie nicht von Adel? fragte er.

Wolfſtein: Nein: aber der, deſſen Namen ich führe, war von Adel und mein Pflegevater.

Kommiſſär: (haſtig) Wo hat der gewohnt?

Wolfſtein: Zu Lindenbach, nicht gar weit von Schilda?

Kommiſſär: Und dieſſ war Ihr Pflegevater? Haben Sie auch ſeine Schweſter gekannt?

Wolfſtein: (bewegt) O Gott, die herrliche Agathe!

Kommiſſär: Leben die guten Leute noch?

Wolfſtein: Ach, ſchon lange nicht mehr!

Kommiſſär: So iſt es denn doch wahr, was man mir in Indien erzählt hat, daß der Major und ſeine Schweſter Agathe todt ſind, und daß jezt der elende Waldmaus durch den Vorſchub des noch elendern Krazfus im Beſiz

des Gutes ist, welches eigentlich einem jungen Menschen, wie man mir auch erzählt hat, vermacht war.

Wolfstein: Dieser junge Mensch bin ich.

Kommissär: Sie? (Er betrachtet ihn genauer.) Ja hol' mich der Geier: Sie haben noch so was von einem gewissen Franz, dem Fräulein Agathe immer so lieb hatte. Kennen Sie mich denn auch noch?

Wolfstein: Herr Kommissär, es ist heute das erste Mal —

Kommissär: Sagen Sie doch keine Unwahrheit, Mosjöh Franz! Ich bin ja Michel, der Jägerbursche!

Wolfstein: (erstaunt) Michel?

Kommissär: Ja wohl, Michel, der Jägerbursche, der mit Ihnen Vogelnester suchen ging, den der Major von der Straße ins Haus nahm und die Jägerey lernen ließ. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß das gute Mütterchen, die Zigeunerin, die Sie herumschleppte, mich einmal heranbrachte, und dem Major als einen armen, von Gott und von der Welt verlaßnen Jungen vorstellte. Der Major hat an mir gehandelt als Vater, aber ich — o i

mögte mir noch vor den Kopf ſchlagen! — (ſchweigt mürriſch.)

Wolfſtein: Sie liefen davon.

Kommiſſär: Freylich! Ich lernte die Jägerey, und dem Teufel ſelbſt hätt' ich tauſend Schritt auf dem flachen Feld vorgegeben, und ihn doch noch eingeholt: So flink war ich! Da kam der Hunzfott, der Herr von Krazfus und ſchwazte mir ein Langes und ein Breites vor, ich ſollte den Major verlaſſen, und zu ihm ziehen: er wollte recht für mich ſorgen. —

Wolfſtein: Ich erinnere mich: Sie nahmen Ihren Abſchied beym Major, und gingen in des Herrn von Krazfus Dienſte.

Kommiſſär: Mußt' ich nicht? Krazfus hatte eine Nichte bey ſich, die mir in die Augen ſtach, und die mir auch nicht gram war: denn ich war ein Kerl, wie er ſeyn muß, hatte ein volles Geſicht, volle Waden, war flink und auf dem Zeuge. Kurz, Fräulein Linchen fand Geſchmack an mir: wir wurden ſehr vertraut, aber kein Satan merkte was. Es ging bey uns ja immer her, wie zu Sodom und zu Gomorrha: alle Tage Saus und Braus, und die ganze Herrſchaft und die ganze Dienerſchaft

nimmer nüchtern! Das Ding währte aber nicht lange, so entdeckte mir Fräulein Linchen, daß der Teufel sein Spiel gehabt hätte, und daß sie schlimmer Hoffnung wäre.

Wolfstein: Und Sie nahmen nun auch vom Herrn von Krazfus Ihren Abschied.

Kommissär: Natürlich, aber nicht allein: Linchen ging mit. Ich traf in Wetzlar holländische Werber, ließ mich anwerben, ging mit nach Amerika, machte mein Glück, erwarb mir einiges Vermögen, und habe jezt die Ehre, der Indischen Kompagnie als Kommissär zu dienen. Doch fühle ich erst heute recht, daß ich glücklich bin. (Er umarmt Wolfstein.)

Wolfstein: Ich verstehe Sie nicht.

Kommissär: Ja, bey meiner armen Seele, glücklich bin ich, daß ich Ihnen Ihre Freyheit wieder verschaffen kann. Noch heute sollen Sie frey seyn. Ich spreche jezt gleich mit den Vorstehern der Kompagnie: und da müßte der Guckkuck drin sitzen, wenn ich Sie nicht ohne Geld retten sollte.

Mit diesen Worten verließ der Kommissär den Schwankenden, und begab sich zum Herrn

Kulb, der Zeit Vorsteher der Indischen Kompagnie. Es kostete ihn viel Mühe, den holländischen Arithmetiker zu bewegen, daß er unsern Helden ohne Geld wieder frey geben sollte. Herr Kulb nämlich meynte, daß man doch immer Etwas nehmen müsse, da der Rekrute noch einiges Geld und eine goldne Uhr in Besitz habe. Aber der Kommissär schwur hoch und theuer, ehe er dieß zugäbe, wolle er lieber seinen Abschied nehmen, und öffentlich als Ankläger gegen eine Kompagnie auftreten, welche sich der allerschändlichsten Mittel bediene, um Leute für ihr Seewesen anzuwerben: und da denn gab der Herr Kulb zu, daß Wolfstein in Freyheit gesezt wurde, und dieß unentgeldlich.

Mit Jubel führte der Kommissär, Herr Michel Vogt, den Befreyten aus dem abscheulichen Behältniß, und nahm ihn mit in sein Haus, wo weiland Fräulein Linchen von Krazfuß, jezt Frau Kommissär Vogten, den ehemaligen jungen Herrn von Wolfstein, mit allen Beweisen von Freundschaft aufnahm.

Viertes Kapitel.

Der Leſer wird gebeten, noch etwas Geduld zu haben.

Wolfſtein blieb nur noch eine Nacht in Amſterdam, und eilte gleich den folgenden Tag nach Rotterdam, um ſeine beyden Oheime aufzuſuchen. Aber man denke ſeine Verlegenheit, als der Wirth ihm die Nachricht gab, daß beyde ſchon vor vier Tagen nach Amſterdam abgegangen wären, um ihn dort auszuforſchen.

In Rotterdam nämlich hatten ſie ihn lange vergebens erwartet, und als ſie ſahen, daß er auch des Nachts nicht zurück kam, gaben ſie ſich alle nur erſinnliche Mühe um ihn, und erfuhren endlich durch ein Freudenmädchen, daß er in das Jndiſche Werbhaus mit einem Seelenverkäufer gegangen ſey. Nun wußten ſie genug: denn Herr Scherer — ſo hieß der Fremde, den wir bisher als Räuber aufgeführt haben — kannte die Spitzbubenkniffe der Seelen-

verkäufer zu gut, als daß er im geringsten an Wolfsteins Schicksal hätte zweifeln können.

Vergebens wendeten sie sich an den Magistrat zu Rotterdam: denn die Herren waren zu sehr im Interesse der Indischen Kompagnie, als daß sie etwas gegen deren Vortheil hätten unternehmen sollen.

Als daher in Rotterdam für Wolfstein nichts zu machen war, und die Herren vom Magistrat sich sogar weigerten, die beyden Schurken, Kratz und Schreiner, zur Rechenschaft zu ziehen: so reiseten sie nach Amsterdam, wo Herr Scherer einige Herren von der Indischen Kompagnie kannte. Aber auch hier erhielten sie schlechten Trost. Es hieß: vor zwey Tagen sey ein Schiff nach Java abgegangen, und alle Rekruten seyen dorthin abgefahren.

Die Herren wußten das wirklich nicht anders: denn Herr Kulb hatte den übrigen Herren von der Kompagnie nicht gemeldet, daß er Einen davon entlassen hatte; und Wolfsteins Oheime vergaßen, auch noch den Kommissär der Indischen Kompagnie zu befragen.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Wolfsteins Oheime. Sie berathschlagten lange, was zu thun sey. Endlich sagte Scherer: Bey Gott, laßt uns ihm nach Indien nachfolgen! Sollen wir hier stecken, und den jungen, unerfahrnen Mann in fremden Landen verderben lassen? Das geht nicht! Geld hat er wenig, und kann sich also nicht durchhelfen. Wir wollen ihm nach, und ich denke, daß wir ihn neuerdings retten werden. Vielleicht dient es zu seinem Glück, daß er sich auch zur See noch etwas versucht. An Witzigung fehlt es ihm ohnehin noch.

Hammer liebte Wolfstein zu sehr, als daß er Scherern hätte widersprechen sollen: er willigte also gern ein, und die Freunde fanden bald ein Schiff, worauf sie sich einschifften, und so an eben dem Tage nach Batavia abgingen, da Wolfstein nach Amsterdam zurück kam.

Michel Vogt, der Kommissär, war sehr ärgerlich, daß Wolfstein seine Oheime, besonders den Herrn Hammer, nicht getroffen hatte: denn diesen Mann ehrte und liebte er selbst, und hatte ihm, wie er versicherte, noch

von Lindenbach her vieles zu verdanken. Doch hofften beyde, die Herren würden noch zu finden seyn, wenn man nur in den öffentlichen Blättern bekannt machen ließe, daß man sie suchte.

Dieß geschah gleich den folgenden Tag, und schon gegen Abend erhielt Wolfstein einen Zettel vom Registrator der Kompagnie, des Inhalts: daß Carl Friedrich Hammer, und Ludwig August Scherer, als Passagiers für ihr Geld mit dem Schiff, Castor und Pollux, nach Java abgegangen seyen: nähere Nachricht davon gäbe der Direktor der Kompagnie. Wolfstein lief dahin, und fand die Wahrheit dieser für ihn so niederschlagenden Nachricht vollkommen bestätiget.

Der Verlassene war außer sich vor Unwillen, besonders, da er einsah, daß er und seine Abwesenheit Schuld an dem Entschluß seiner Oheime gewesen sey. Er wußte nicht, welchen Rath er fassen sollte, und stand lange wie betäubt, bis Vogt, der Kommissär, ihn aus diesem Zustand weckte.

Herr, sagte er zu ihm, nach allem, was Sie mir von Ihren Schicksalen erzählt haben,

hätte ich gedacht, müßten Sie mehr geſeztes Weſen, und mehr Entſchloſſenheit haben. Es iſt freylich ein vertrackter Zufall, daß Ihre Herren Oheime nach Java abgegangen ſind: aber ſind ſie darum aus der Welt? Ich bin auch da geweſen, und bin doch glücklich und bald zurück gekommen, und ſo kommen viele Tauſende von daher zurück. Alſo wäre mein Rath, Sie führen ihnen nach. Uebermorgen geht wieder ein Schiff dahin: da ſetzen Sie ſich drauf und ziehen hin, wo Sie Ihre Oheime gewiß finden werden. Sie wiſſen ja den Namen des Schifes, womit ſie abgegangen ſind; alſo kann es Ihnen nicht ſchwer werden, ſie aufzufinden. Ich rathe Ihnen, folgen Sie! — Aber wie ſieht es mit der Kaſſe aus? Von hier bis nach Batavia iſt ein weiter Weg, und ohne Geld können Sie ihn nicht abmachen.

Wolfſtein: Noch habe ich 250 Gulden.

Vogt: Das iſt für ſo eine Reiſe zu wenig. Sie können doch unterwegs nicht leben, wie ein Bettler!

Wolfſtein: Dann habe ich noch einige Pretioſen, z. B. eine goldne Uhr. Aber die beyden Ringe hier darf ich nicht verkaufen: denn ſie

ſind von gar zu werthen Perſonen; aber verſetzen könnte ich ſie.

Vogt: Pfuy doch! Behalten Sie Ihre Pretioſen, und nehmen Sie von mir eine Summe von tauſend Gulden an. Ihr Oheim wird Ihnen ſchon weiter helfen, ſobald er Sie nur wieder hat. Tauſend Gulden reichen indeß hin, die Reiſe bequem zurück zu legen.

Wolfſtein: Aber, mein Gott, wie ſollte ich es wagen dürfen —

Vogt: Still, lieber Freund! Ich borge Ihnen das Geld nur. Kommen Sie über Kurz oder Lang zurück, ſo geben Sie mir es wieder; wenn nicht, was ich doch nicht erwarten will: je nun, ſo habe ich gethan, was ich dem Sohne meines Wohlthäters zu thun ſchuldig war. Alſo machen Sie nur weiter kein Einreden.

Wolfſtein mußte des edelmüthigen Kommiſſärs Erbiethen annehmen; empfing alſo die Summe, und ging acht Tage nach dieſem Vorfall ab — nach Indien.

Die Fahrt war anfangs ganz gut, der Wind günſtig, und die Geſellſchaft ſehr artig. Jeder erzählte von ſeinen Begebenheiten, ſo viel er glaubte, ohne Nachtheil zu dürfen. Wolf-

stein war der Einzige, der seine Geschichte ohne alle Schminke hin erzählte, und blos das verschwieg, daß sein einer Onkel ein Räuber gewesen war. Jederman nahm Antheil an seinen Schicksalen: und da ward er treuherzig, und gab sogar genau an, was er bey sich führe.

Der Schiffs-Domine oder Schiffs-Prediger*) war ein Mensch, der bey aller seiner Unwissenheit gern über theologische Gegenstände räsonnirte und disputirte; und als er daher merkte, daß Wolfstein lutherisch war, so band er bald mit ihm an, und dieß über die Gnadenwahl. Wolfstein aber erklärte ihm: daß er es sehr abgeschmackt finde, bestimmen zu wollen, was Gott in Rücksicht des Menschen beschlossen habe: und noch abgeschmackter, das gütigste Wesen zum partheyischen Despoten herabzuwürdigen.

---

*) Die Holländischen Geistlichen heißen gewöhnlich Domine, und sind größtentheils so orthodox, daß man Thüren mit ihnen aufrennen könnte. Die von ihnen, welche auf den Schiffen sich befinden, sind meistens Leute von krasser Unwissenheit und den gröbsten Sitten. Sie saufen und fluchen, trotz den Matrosen, und machen gewöhnlich den Hanswurst der Schiffshauptleute und der vornehmern Reisenden.

Der Domine begnügte ſich damit nicht, und Wolfſtein, — er mogte wollen oder nicht — mußte diſputiren. Das that er denn auch, aber mit ſo ſcharfen Beweiſen, daß der Kapitän und die übrigen den Domine tüchtig auslachten. Der Domine ärgerte ſich gewaltig, trank ein Glas Rum über das andere, und fiel endlich ohne Beſinnung vom Stuhl.

Wolfſtein wunderte ſich, daß ein Geiſtlicher ſolche Exceſſe machen könnte: aber der Kapitän verſicherte, dieß ſey bey den Domine's, beſonders bey denen auf den Schiffen, gar nichts neues: es ſey noch erträglich, wenn's beym bloßen Beſaufen bliebe. Ich habe einſt einen gehabt, fuhr er fort, der ſich nicht nur alle Tage beſoff, ſondern auch mit den Matroſen beym Kartenſpiel herum fluchte und ſich herumprügelte, daß es eine Schande war. Als wir aufs Kap kamen, ließ er ſich mit den liederlichſten Menſchern ein, und auf Java und Borneo galt es ihm gleich viel, war's eine Schwarze oder eine Weiße, genug, wenns nur ein Menſch war. Endlich ſtarb er an den Franzoſen.

Aber, fiel Wolfstein dem Kapitän ins Wort, warum macht man denn solche Menschen zu Schiffspredigern?

Weil man keine andre haben kann, erwiederte der Kapitän. Welcher brave Mann würde sich entschließen, auf ein Schiff zu gehen, und da den Matrosen zu predigen? Wenn sich ja dann und wann ein gesitteter und geschickter Mann dazu finden läßt, so muß ihn gewiß das Unglück in seinem Vaterlande sehr verfolgen. Es ist aber übrigens auch nichts daran gelegen: denn den wilden, rohen Matrosen giebt er ohnehin kein Aergerniß, wenn er es auch noch so grob macht; und die Schiffsgenossen, welche gebildeter sind, kümmern sich um den Domine beynahe gar nicht. Mancher Kapitän sieht es noch gern, wenn der Domine ein wüster, ausschweifender Bursche ist: denn wäre er ein Mann von Einsichten und Sitten, so könnte er Manchem bey seiner Zuhausekunft den Kopf warm machen.

Als der Domine des andern Tages seinen Rausch ausgeschlafen hatte, machte er sich abermals an Wolfstein, und wollte wieder mit ihm disputiren. Aber dieser wies ihn kurz damit ab: daß er mit einem Menschen, der seinen

Stand so sehr beschimpfe, sich über hyperphysische Sachen gar nicht einlasse.

Der Domine empfand dieß sehr übel, zumal von einem Ketzer, und schwur bey sich, Rache zu nehmen, und sollt' es erst in Indien seyn. Aber er durfte nicht bis nach Indien warten: die Gelegenheit dazu zeigte sich weit eher.

Fünftes Kapitel.

Unglück von der Natur und von dummen Streichen, oder unvermeidliches und vermeidliches.

Die Ueberschrift dieses Kapitels bringt mich auf einen Gedanken, den ich erst kurz sagen will, ehe ich weiter erzähle. Voltaire macht der Lehre von der Fürsehung hin und wieder in seinen Schriften, besonders in dem Gedicht über das Erdbeben zu Lissabon, Vorwürfe aus der Betrachtung des großen Elends, worein die Natur selbst die Menschen stürzt. Man hat ihm

unter andern geantwortet, daß z. B. die Fürsehung nichts dafür könne, daß Lissabon untergangen sey: man hätte ja nur keine Stadt dahin bauen dürfen! — Wäre der Mensch, sagt man, den der Donner erschlug, nur da weggeblieben, wohin der Donner traf, so lebte er noch u. s. w. — Ich weiß nicht, ob Antworten dieser Art im Stande sind, die Gemüther zu beruhigen, und die Fürsehung zu retten. Kant antwortet vernünftiger. *)

Zwischen Frankreich und England, im Canal, wurde das Schiff, worauf Wolfstein fuhr, von einem fürchterlichen Sturm so herumgeworfen, daß endlich der Kapitän für nöthig fand, in Orient, einem Seehafen, einzulaufen, um sein leck gewordenes Schiff ausbessern zu lassen. Das Ding war, wie die meisten Schiffe der Indischen Kompagnie sind, ein altes baufälliges Wesen, welches ohnehin die weite Reise nach Indien kaum würde ausgehalten haben, auch ohne allen Sturm.

Dieser Zufall war der ganzen Mannschaft sehr unangenehm; aber was ließ sich machen!

*) Im 1. B. seiner vermischten Schriften, nach der ächten und vollständigen Ausgabe, S. 571 — 574.

Sechs Wochen würden gewiß hingehen, verſicherte der Hauptmann, bis das Schiff wieder ſo weit ſeyn würde, um in die See zu ſtechen. Die Mannſchaft ſtieg alſo an Bord, und brachte ſich unter, wo und wie es ging.

Wolfſtein logirte in einem Gaſthofe, wo auch zwey junge Deutſche, welche aus England kamen, einige Tage ausruhen und dann nach Paris wollten. Mit dieſen jungen Männern, von denen er den einen ſchon in Deutſchland hatte kennen lernen, ging er fleißig um, und äußerte endlich den Wunſch, ſie nach Paris zu begleiten, um ſich dort umzuſehen, wenn die Zeit es nur leiden würde. Da man ihm nun verſicherte, daß die Hin- und Her-Reiſe in wenig Tagen geſchehen könnte, ſo entſchloß er ſich, mit dahin zu fahren. Er theilte ſein Vorhaben dem Kapitän mit, und da er von dieſem hörte, daß er unter ſechs Wochen nicht abſegeln würde, ſo bliebs bey der Abreiſe.

„Ich will Ihnen nach Paris ſchreiben, welchen Tag das Schiff abgeht, ſagte der Domine zu Wolfſtein: denn die Poſt geht von hier alle Tage dahin. Acht Tage vorher ſollen Sie es ganz gewiß wiſſen.“

„Ja, ja, fiel der Kapitän ein: Der Domine soll Ihnen schreiben, lieber Wolfstein, und zwar acht Tage vor unsrer Abreise: darauf verlassen Sie sich. Fragen Sie nur von Zeit zu Zeit bey Larrey im chevalier sans reproche nach: denn dahin soll der Domine den Brief addressiren. Sagen Sie nur meinen Namen: die Leute kennen mich und werden Ihnen den Brief ohnfehlbar zustellen.

Wolfstein versicherte dem Domine, daß er diesen Freundschaftsdienst dankbar erkennen würde.

„Das wird nicht schwer halten, sezte der Kapitän lächelnd hinzu: mit einigen Flaschen Rheinwein sind Sie bey dem quitt. Nicht wahr, Domine?

Sie haben recht, erwiederte der Domine;

Wer nicht liebt Wein, Mädchen und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang."

Wolfstein fuhr mit seiner Gesellschaft ab nach Paris, und kehrten ein in den Gasthof, den der Kapitän genannt hatte.

Larrey, der Wirth freute sich der Nachricht über seinen alten Freund, den Kapitän Wagner. Der brave Mann, sagte er, hat

vor zehn Jahren sechs Monate in meinem Hause logirt, und war mein Herzensfreund. Wenn er schon ein deutscher Edelmann ist, so hat er sich hier doch nicht betragen, wie's sonst die deutschen Edelleute pflegen. Die scheinen blos nach Frankreich zu kommen, ihr Geld zu verzehren, und unsre französischen Thorheiten und Alfanzereyen anzulernen. Was wir Gutes haben, darnach fragen sie nicht. Ihre kostspielige Reisen haben großentheils keinen andern Zweck, als daß die Herren hernach die Gecken auf französisch in Deutschland spielen, nachdem man sie in Frankreich wegen ihrer großen Haserey weidlich gehänselt hat.

Wolfstein hatte in Deutschland Geschöpfe dieser Art genug gesehen; und so sagte ihm sein Wirth nichts neues.*) Er besahe Paris,

*) Indeß muß doch das leichtsinnige, kärrische Wesen nicht allein aus Frankreich gekommen seyn: denn seit vielen Jahren reisen deutsche Edelleute nur sehr wenig dahin; und dennoch scheint die Faseley und das leichtsinnige, närrische Wesen unter ihnen nicht nur nicht abzunehmen, sondern sich sogar noch zu vermehren. Noch erst heute, da ich dieses schreibe, erzählt mir ein Freund, wie ein gewisser Herr von, der noch dazu einen honorabeln Posten als Soldat und Offizier bekleidet, aus einer öffentlichen Bibliothek sich habe Bücher geben lassen, welche er, um seine Bedürfnisse den feilen Dirnen zu befriedigen, se-

wie ein vernünftiger Mann einen fremden, berühmten Ort besehen muß. Er ging freylich auch ins Schauspielhaus, und besuchte Gesellschaften und die öffentlichen Plätze und Denkmäler: aber sein Hauptzweck ging dahin, die Menschen, nebst den Werken der Kunst, und den Anstalten zur Erweiterung der Wissenschaften, durch deren Anlage Ludwig XIV. wirklich groß hätte werden können, wenn er sich nicht sonst selbst durch seinen kindischen Stolz klein gemacht hätte, kennen zu lernen. Auch besuchte er die Akademien, die Bibliotheken, kurz alles, was den Geist unterhalten, belehren und veredeln kann, und gab sich Mühe, aus seinem Beschauen, Unterreden und Vergleichen so viel Nutzen einzusammeln, als es ihm für seine Zeit möglich war.

---

fort verkaufte. Das Lesegeld trug er auch nicht ab, und doch war der hochwohlgeborne Bube noch so unverschämt, eben den Mann, den er um mehr, als zehn Thaler, schändlich betrogen hatte, von neuem um Lesebücher bitten zu lassen, weil ihm im Arrest die Zeit — zum Kreppiren — lang würde. Mit ähnlichen Beyspielen dieser Art kann ich zur andern Zeit in Menge dienen. Weiter kann doch wohl kein Bauernbengel die Unverschämtheit treiben! —

Er lernte bald mehrere achtungswürdige Franzoſen kennen — wie denn überhaupt der Franzmann die Hand dazu herzlich gern anbiethet, indem er unter allen Nationen von jenem lächerlichen Nationalſtolz faſt nichts an ſich hat, der den Britten antreibt, Fremde über die Achſel anzuſehen. Unter andern lernte er auch den gelehrten und berühmten D'Alembert kennen, dem er um ſo angenehmer war, da D'Alembert in der deutſchen Litteratur, welche dieſer in Wahrheit große Mann ſehr ſchäzte und liebte, ſehr bewandert war.*)

D'Alembert fand viel Geſchmack an unſerm Helden, und durch ihn kam er noch in Bekanntſchaft mit mehrern großen Männern, mit Greſſet, Marmontel, Ferret, Diderot, Helvetius und andern. Ihre frugalen Tafeln waren jederzeit auch für ihn gedeckt, und nie fand er größeres Vergnügen, als in der Ge-

*) D'Alembert ſagt in der Encyclopédie, art. Hiſtoire, daß erſt alsdann es möglich ſeyn werde, eine allgemeine Weltgeſchichte zu ſchreiben, wenn die Geſchichte in allen ihren Theilen von Deutſchen Gelehrten bearbeitet ſeyn würde. Wahrlich ein groſſes Wort, das unſrer Nation aus dem Munde eines ſo gelehrten und ſachkundigen Mannes wahre Ehre macht.

ſellſchaft dieſer Ehrwürdigen. Endlich ſchlug ihm D'Alembert vor, in Paris zu bleiben, als deutſcher Sprachlehrer. Wir haben zwar hier, ſagte er, den Herrn Junker und den Herrn Huber; allein beyde reichen nicht hin, alle die zu Schülern anzunehmen, welche gern Deutſch lernen mögten. Zudem ſind auch beyde zu reich und zu ſtolz, als daß ſie ſich erniedrigen ſollten, einem Kaufmannsdiener oder einem Künſtler ihre Sprache mitzutheilen. Daher kömmt es auch, daß ſolche Leute ſich an Pfuſcher, an deutſche Haarkräusler, Schneider und Soldaten halten, und die Schönheit Ihrer Sprache nie kennen lernen. Sie aber verſtehen Ihre und unſre Sprache gründlich, und würden darum viel Nutzen ſtiften können. Ich verſpreche Ihnen obendrein, mich bey dem König für Sie zu verwenden, und Ihnen einen kleinen Gehalt auszuwirken.

Wolfſtein dankte ſeinem Gönner für ſeine Fürſorge, belehrte ihn aber, daß dieß nicht geſchehen könnte, aus Gründen, die wir ſchon wiſſen.

Sechstes Kapitel.

Noch immer nicht klug!

Der Domine ſchrieb faſt alle Wochen an Wolfſtein; eben das that der Kapitän zu Anfange, und der Domine ſchloß deſſen Briefe allemal in ſeine. Nach zwey Monaten ſchrieb der Pfaffe: der Herr Kapitän habe ein hitziges Fieber, und das Schiff könne überhaupt unter zwey Monaten nicht in See ſtechen. Wolfſtein bedaurte den Kapitän; aber der Verzug der Reiſe war ihm lieb: auf dieſe Art konnte er noch bleiben, wo er ſo viel Vergnügen genoß, in Paris. Ja, wenn er nicht ſo ſehr nach ſeinen Onkeln und noch mehr nach ſeinem Vaterland verlangt hätte: er hätte D'Alemberts Vorſchlag gleich angenommen: denn zu Paris unter den genannten Männern zu leben, hielt er für das größte Glück auf Erden.

Aber er überlegte, daß ſeine Onkel blos aus Liebe zu ihm, und um ihn von der Sklaverey

zu retten, nach Indien gegangen waren, und nun meynte er, sey es auch seine Schuldigkeit, ihnen zu folgen, wie ihm sogar der ehrliche Kommissär Vogt selbst gerathen hatte. Dieß bestimmte ihn, seine Reise nach Indien nicht aufzugeben.

Daß er indeß auch hier nicht sehr klug handelte, sieht man leicht. Er schlug D'Alemberts Anerbieten, welches ihm ein gutes Brod und einen honorabeln Posten hätte verschaffen können, aus, und wollte zu seinen Onkeln nach Indien, ohne ihnen dort etwas nützen zu können. Diese Herren hatten einen Zweck für ihre Reise nach Indien, den nämlich, ihn zu befreyen; aber was für einen hatte er? — Dankbar zu seyn? — Aus bloßer Begierde, sein dankbares Herz sichtbar zu machen, muß man sich in keine Gefahr begeben und noch weniger sein Glück verscherzen. Wer dieß fodert, ist ein moralischer Extravagant, und wer es thut, ein dummer Teufel. Ja, wenn Wolfstein seinen Onkeln in Indien reel hätte nützen können, à la bonne heure! Aber so, blos, um sagen zu können: seht, meine Lieben, ich habe ein Herz, welches fühlen kann, was Ihr an

mir gethan habt, will der dumme Teufel nach Indien!

Nachdem er sechszehn Wochen in Paris verlebt hatte, fiel es ihm endlich auf, daß er schon seit vier Wochen keine Zeile von seinem Domine erhalten hätte. Sollte der arme Mann denn auch krank seyn? — Halt, ich will an ihn schreiben, und den Brief an meinen Wirth zu Orient schicken. — Das that er und er erstaunte nicht wenig, als er folgenden Brief vom Wirth aus Orient zurück erhielt:

„Mein Herr,

Der Herr Schiffshauptmann Wagner ist schon vor vier Wochen von hier nach Indien abgesegelt. Er hat sich recht betrübt, daß Sie ihn nicht begleiteten; doch war er zufrieden, da ihm der Domine versicherte, Sie hätten ihm geschrieben, daß Sie Ihre Onkel in Paris gefunden hätten, und nun von da nach Deutschland zurück wollten. Jezt aber sehe ich aus Ihrem Briefe das Gegentheil. Wie dieß nun zusammenhänge, kann ich nicht recht begreifen. Vielleicht ist 's so ein Stückchen vom Domine selbst: denn unter uns gesagt, Herr: den Pfaffen traue der Teufel! Die habens hinter den Oh-

ren Faustdick. Leben Sie recht wohl und glücklich! Ihr

ergebenster Diener
Du Veau, Gastwirth zum fröhlichen Mann.

Wolfstein stampfte, als er diesen Brief gelesen hatte, und verwünschte den Domine tausendmal. Endlich kam er zur Besinnung. Ich habe Unrecht, sagte er, daß ich über den Buben zürne, der sich so schändlich an mir gerächt hat. Warum mußte ich den Pfaffen beleidigen! Hatte mir Hammer nicht tausendmal gesagt, daß kein Tyger so rachsüchtig sey, als ein gekränkter Pfaffe? Warum folgte ich nicht? Hatte ich ihn mir aber einmal zum Feinde gemacht: warum traute ich ihm hernach? Warum bath ich nicht lieber den ehrlichen Du Veau, daß er mir die Abreise des Kapitäns kund machen mögte? Doch nun ists zu spät!

Glücklich ist,
Wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist!

Aber in Zukunft wollen wir klüger handeln!

Discanius cautius mercari!
Asinus ad lapidem non bis offendit eundem.

So räsonnirte Wolfstein, und — tröstete sich mit Weidsprüchen.

Aber was war jezt zu machen? Es versteht sich, daß er gleich zu D'Alembert ging und ihm erzählte, was vorgefallen war.

„Betrüben Sie sich nicht, mein Lieber, sagte der brave Akademiker: Der Domine hat geglaubt, Sie zu Grunde zu richten; und hat Ihnen auf die Bahn des Glücks geholfen — sobald Sie meinem Rath folgen wollen. Was ich Ihnen versprach, das halte ich, und ich hoffe, binnen acht Tagen sollen Sie die deutsche Sprache öffentlich lehren dürfen, und dieß noch gegen einen Gehalt vom König. Aber meinen Rath müssen Sie hübsch befolgen.

Wolfstein: Lassen Sie ihn hören!

Alembert: Klug, — klug müssen Sie seyn! Sie sind ein rechtschaffener Mann; aber das hilft in Frankreich wenig, besonders hier in Paris, sobald Sie nicht auch klug sind. Rechtschaffenheit ist für uns selbst; Klugheit für die Welt: Verstehn Sie mich?

Wolfstein: Leider, sehe ich ein, daß es so ist.

Alembert: Weil es aber so ist, so muß man sich auch fügen. Sehn Sie, mein Lieber,

Sie reden zu frey. Das können Sie allerdings, wenn Sie mit mir, mit Helvetius, Diderot, Marmontel, ja, sogar mit dem Pater Houbigant zusammen sind: Da mögen Sie reden, was Sie wollen: denn wir wissen, quid distent aera lupinis. Aber wenn Sie mit vornehmen Herren, mit Finanzbedienten, mit Pfaffen, überhaupt mit den Neunaugen des Despotismus und des Aberglaubens, oder auch mit Frauenzimmern in Gesellschaft sind, da nehmen Sie sich in Acht, und sagen Sie ja Ihre Meynung nicht über religiöse, politische Gegenstände, und noch weniger über Familien. Sonst thun Sie sich Schaden; wenigstens machen Sie sich Feinde, und hindern Ihr Fortkommen.“ *)

Wolfstein: Aber, Herr von Alembert, Sie selbst haben ja in Ihren Schriften Ihre Meynung über Gegenstände dieser Art frey ge-

*) Aber warum beleidigt der Verfasser dieser Gespräche nicht selbst durch Worte? Seine Lebensgeschichte, seine Annalen von Schilda, von Karl Magnus gegen das Gegentheil.

Anmerkung des Setzers.

Das macht, weil der Verfasser nicht zu genommen und nicht zu verlieren hat.

Anmerkung des Correctors.

nug gesagt; eben so die andern Herren, z. B. Helvetius, Voltaire —

Alembert: Freund, wissen Sie das Sprichwort nicht: duo cum faciunt idem, non est idem? Wir sagen unsre Meynung frey heraus, aber in Büchern, die selten jemand von denen liest, die uns schaden können. Und kömmt ja einer drüber, so fürchtet er sich vor unsrer Feder und schweigt. Doch hat uns unser Freyheitssinn schon manchen Verdruß zugezogen. Einem Fremden aber, der in Gesellschaft räsonnirt, vergiebt man so leicht nichts, wenn sein Räsonnement unsre Meynungen beleidiget. Sie müssen also immer bedenken, daß Sie hier fremd sind.

Wolfstein: Ein Fremder ist also hier verdächtig, und macht sein Glück darum wohl niemals?

Alembert: Nichts ist weniger wahr, als dieses. Der Fremde muß nur immer sich erinnern, daß er fremd ist: und unsre Leute vergessen es. Sie können noch zu hohen Würden gelangen: denn Ausländer haben in Frankreich oft, sehr oft eine glänzende Laufbahn gemacht. Nur Klugheit, Freund, Klugheit!

Alembert gab Wolfstein die besten Regeln, wie er sich zu betragen habe: dieser versprach, ihm in Allem zu folgen, und ward nun Alemberts öffentlicher Schützling. Er wurde in viele vornehmen Gesellschaften eingeführt, und als ein junger Deutscher von seltnem Verdienst vorgestellt, den aber das Schicksal verfolge, und der nach Frankreich gekommen sey, einen Zufluchtsort, und ein mäßiges Auskommen für sich zu suchen. Er wünscht nur, setzte Alembert hinzu, in seiner Sprache, die er auf den höchsten Grad der Vollkommenheit versteht, hier Unterricht zu geben, um sich etwas zu erwerben.

Die Herren und Damen von hohem Range hatten dieß kaum gehört, so boten sich viele zu Schülern und Schülerinnen an, so viele, daß Wolfstein sich mehrere verbitten mußte.

Das geht recht gut, sagte Alembert. Jezt will ich Anstalt machen, daß Sie einen Gehalt bekommen.

Alembert begab sich in dieser Hinsicht zur Madam von Flavigny, der Vertrauten des Ministers, einer Dame von viel Geschmack und bekannter Gutherzigkeit. Dieser erklärte er

Wolfsteins Verlangen, und erzählte ihr einen Theil seiner Schicksale, worüber die Dame so aufmerksam ward, daß sie ihn bath, doch Wolfstein selbst zu ihr zu schicken. Morgen, sagte sie, soll mich niemand an der Toilette besuchen dürfen, als Ihr Freund.

Ihre Sache geht vortrefflich, sagte Alembert bey seiner Zuhausekunft zu Wolfstein. Morgen früh gehen Sie zur Frau von Flavigny, aber benehmen Sie sich nur glimpflich! Ich habe ihr und vielen Andern gesagt, daß Sie von gutem deutschen Adel wären, daß Sie aber Ihre Ursachen hätten, das Von bey Ihrem Namen wegzulassen. Wenn nun die Dame Sie fragt, ob Sie ein Edelmann seyen, so müssen Sie es nicht leugnen.

Wolfstein: Und doch bin ich keiner! Ich weiß ja selbst noch nicht, wer meine Eltern waren.

Alembert: Hier wird aber der Adel, besonders der unglückliche, geschüzt und empfohlen. Warum wollten Sie also, als würdiger Mann, einen Weg nicht einschlagen, den so mancher Taugenichts einschlägt?

Wolfstein: Ich sehe, daß ich Ihnen folgen muß, so hart es mir auch ankommt.

Den andern Morgen begab sich Wolfstein zur Frau von Flavigny, wo er sofort vorgelassen und aufs artigste empfangen wurde.

Die Dame, eine große Kennerin männlicher Schönheit und Kraft, fand ihr inniges Wohlgefallen an dem kernhaften, schönen jungen Mann, und versicherte ihm nach einer Viertelstunde Unterredung, daß sie es dem Herrn von Alembert vielen Dank wisse, ihr einen so verdienstvollen Deutschen empfohlen zu haben. Er könne ihrer Protection gewiß seyn; und sogleich wolle sie hinfahren, ihm Beweise ihrer Aufrichtigkeit geben zu können. — Sie klingelte und befahl anzuspannen.

„Adieu, sagte sie nach einiger Zeit: um ein Uhr kommen Sie wieder: dann werde ich Ihnen sagen, was ich ausgerichtet habe."

Sie fuhr zum Minister, und fand ihn in sehr übler Laune: denn eben hatte die Königin einen Zettel geschickt, und ihn um 100,000 Livres gebeten, welche sie den vorigen Abend verspielt hatte.

Sie ſind mürriſch, Turgot, ſagte die Dame: was fehlt Ihnen? Haben Sie geſtern ſchlechten Wein getrunken?*)

Turgot: Ich wollte, daß der Teufel das Kartenſpiel holte! Da ſoll ich der Königin wieder eine Summe von 100,000 Livres ſchicken. Es iſt nicht auszuhalten!

Dame: Und warum nicht?

Turgot: Mein Himmel, wie Sie fragen können! Das Land iſt verſchuldet, die Einkünfte ſchon auf viele Jahre im Voraus verzehrt, die Finanzen erſchöpft, der Credit zum Teufel, die Armeen in den ſchlechteſten Umſtänden, die Flotte ruinirt, die Magazine leer: kurz, wir ſind ſamt und ſonders dem Bankrot nahe; und doch ſoll ich von den jämmerlichen Ueberbleibſeln täglich ſtarke Summen hergeben. Ich halt' es nicht mehr aus! Bey Gott, ich gehe zum König! Noch dieſen Vormittag gehe ich zu ihm, und ſage ihm gerade heraus, was die Königin und ſeine Brüder für eine Wirthſchaft führen. Ja, das thue ich!

---

*) Der Miniſter Turgot trank gern ein gut Glas Wein. Man ſehe die Annales de Linguet.

Dame: (hochauflachend) Ja, Turgot, das thuen Sie nur! Sie werden viel ausrichten! ha ha ha. Armer Minister, kennen Sie denn den König nicht? Er giebt Ihnen diesen Morgen Recht, betrinkt sich den Nachmittag, und unterschreibt auf den Abend Anweisungen auf noch stärkere Summen: — und Morgen zahlt Herr Turgot auf Befehl Seiner Majestät — unterthänigst. Herr Turgot brummt zwar; aber Herr Turgot zahlt, und das ist genug!

Turgot: Sie haben, bey Gott, recht. In Frankreich ist eine Polnische Wirthschaft, und diese wird so lange währen, bis alles drunter und drüber geht. — Aber Madam, was macht es, daß ich die Ehre Ihres Besuches so zeitlich habe?

Dame: Was Sie doch fragen! Ein artiger Mann muß froh seyn, wenn ihn eine Dame besucht, es sey früh oder spät oder zur rechten Zeit: verstehn Sie mich, Turgot? Es war einmal so meine Caprice, Sie vor der rechten Zeit zu besuchen: Ist das Ihnen nicht recht, so gehe ich — Adieu!

Turgot: Bleiben Sie doch, liebſte Madame, bleiben Sie! (Er führt ſie zurück.) Womit kann ich dienen? Befehlen Sie Thee, Schokolade, Kaffee — ?

Dame: Danke für Ihre Morgengetränke! Sie wiſſen, daß ich nichts davon brauchen kann. Aber einen Gefallen müſſen Sie mir ſchon thun.

Turgot: Herzlich gern: Befehlen Sie nur!

Dame: Hier iſt ein junger Deutſcher von Adel, ein Mann von großem Verdienſt, aber unglücklich, das heißt, arm. Die Akademie*) hat ihm die Erlaubniß gegeben, den deutſchen Sprachmeiſter hier zu machen; und ich ſage Ihnen, daß es ein ganz herrlicher Menſch iſt. Glauben Sie das?

Turgot: O Madame, was Sie loben, muß ja wohl vortrefflich ſeyn! Eine Dame von Ihrem Geſchmack kann an nichts Mittelmäßigem Gefallen finden.

---

*) Die Sprachmeiſter zu Paris mußten erſt von der Academie Françoiſe approbirt ſeyn; auch durften ſie ſich nicht öffentlich in den Zeitungen als Sprachmeiſter melden; auch keine Zettel zum Unterricht austragen.

Dame: Schmeichler! Doch Spaß bey Seite! Diesem jungen Mann müssen Sie einen jährlichen Gehalt von 1600 Livres auswirken.

Turgot: (verdrüßlich) Wie, Madame, bey unsern Ausgaben, bey unsern zerrütteten Finanzen verlangen Sie, daß man noch neuen Gehalt gebe?

Dame: Ja, das verlange ich.

Turgot: So bedaure ich sehr, daß ich dieses Verlangen nicht befriedigen kann. Sonst stehe ich ganz zu Ihrem Befehl.

Dame: Danke für Ihre übrigen Dienste. Mein Deutscher muß seinen Zweck erreichen. Der Graf von Estrades hat mir oft schon seine Dienste angeboten —

Turgot: (erschrocken) Sie werden sich doch nicht an den Grafen von Estrades wenden wollen? Der Wollüstling ist bekannt —

Dame: (hingeworfen) Thut nichts zur Sache! Sie müssen nur wissen, daß eine Dame sich schon etwas gefallen läßt, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Adieu, Monseigneur! (Sie will gehen.)

Turgot: Ums Himmels willen, Madame, bleiben Sie und bedenken Sie doch —

Dame: (kalt) Habe nichts zu bedenken! Sie entweder erfüllen meine Bitte, oder Estrades erfüllt sie; und da gehe ich gewiß sicher. —

Turgot liebte die Madame, la Marquise von Klavigny, viel zu sehr, als daß er ihr nicht hätte versprechen sollen, daß ihr Protégé, nach ihrem Verlangen, einen Jahrgehalt von 1600 Livres erhalten würde. Ja, er schrieb ihr gleich auf der Stelle eine Anweisung an den General-Einnehmer, ohne noch deswegen referirt zu haben. Turgot mogte wohl wissen, daß man in manchen Fällen, auch ohne Wirth die Rechnung zu machen pflegt.

Um ein Uhr erhielt Wolfstein aus der schönen Hand der Markise seine Anweisung, ließ sich noch am nämlichen Tag 400 Livres auf drey Monate auszahlen, und schickte sich nun an, seine Stunden in der deutschen Sprache anzufangen.

Siebentes Kapitel.

Wolfstein als Sprachmeister zu Paris.

Den ersten Tag des nächsten Monats stand Wolfstein früh auf, ließ sich frisiren, zog ein gutes Kleid an, und putzte sich stutzermäßig heraus. Sein erster Gang war zu einem Herrn von der Französischen Akademie, der Deutsch lernen wollte. Er klopfte an: Ah, bon jour, rief ihm der gelehrte Herr entgegen: wollen wir anfangen?

Wolfstein: Wenns Ihnen gefällig ist.

Akademiker: Sehen Sie, da ist Wielands Don Silvio: den wollen wir ins Französische übersetzen.

Wolfstein: Herzlich gern. Allein dann müssen Sie schon eine große Kenntniß unsrer Sprache inne haben. Wieland ist schwer.

Akademiker: Ich weiß kein Wort Deutsch.

Wolfstein: So kann uns auch der Don Silvio nichts helfen.

Akademiker: Warum nicht? Sie überſetzen ihn aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche: ich ſchreibe Ihre Ueberſetzung nach, und werde ſie ſchon ausbeſſern. Glauben Sie mir, ich verſtehe die franzöſiſche Sprache meiſterhaft.

Wolfſtein: Daran zweifle ich nicht: aber es kommt hier aufs Deutſchlernen an.

Akademiker: (lacht) Sie verſtehen mich nicht. Ich habe ja keine Luſt, Ihre Sprache ſelbſt zu lernen; aber es gehört heut zu Tage hier mit zur Gelehrſamkeit, daß man auch Deutſch wiſſe. Florian, und Alembert, und Diderot und mehrere Akademiker wiſſen ſich viel damit. Ich habe mir daher vorgenommen, ein deutſches Buch eines berühmten deutſchen Autors ins Franzöſiſche zu überſetzen, und fiel darum auf Wielands Den Silvio. Nun müſſen Sie mir helfen.

Wolfſtein ſah ſich genöthiget, dem Herrn Akademiker eine Stunde lang eine Ueberſetzung von Wielands Den Silvio in die Feder zu diktiren. Als es ſchlug, ging er zum Andern.

Er ging zu einem Mann, traf ihn aber nicht zu Hauſe. Der Hausbefmeiſter zahlte ihm, ohne daß er es foderte, einen Monat voraus,

und nielbete zugleich, daß sein Herr ihm schon würde sagen lassen, wenn er wieder kommen sollte. Zugleich gab er ihm Marken für die ganze Woche: denn, sagte er, diese Woche wird ohnehin aus der Stunde nichts.

Um zehn Uhr kam Wolfstein zu einer Dame von hohem Stande, welche auch la langue brusque des Allemands, oder die barsche Sprache der Deutschen lernen wollte. Sie reichte ihm Kleistens Frühling, und bath, daß er ihr vorlesen mögte. Er fragte, ob sie schon so weit sey, daß sie einen deutschen Dichter verstehen könnte. Warum nicht gar! antwortete sie: wer sollte mich denn Deutsch gelehrt haben? Ich höre nur gern in einer fremden Sprache vorlesen: so was rührt mich.

Wolfstein las; die Dame spielte mit ihrem Schooßhündchen, und versicherte um elf Uhr, daß sie sich sehr erbaut hätte. Der Printems de Monsieur Klês sey ein schönes poëme, fort sublime point du tout inférieur aux saisons de Thomson. Wolfstein erhielt Befehl, den folgenden Tag wieder zu kommen.

Um elf Uhr hatte er Stunde bey einem jungen Herrn von Adel, welcher sich vorgenommen

hätte, dem Könige in Preußen zu dienen. Der König verdient es, sagte er, daß ihm ein Französischer Chevalier diene: es fehlt ihm nichts, um ein größer König zu seyn, als daß er de la race Bourbonne wär:. Pardieu, rief er voll Enthusiasmus aus, Frédéric de Prusse de la race Bourbonne arriere petit-fils de Henri le grand seroit du moins un grand roi! Hören Sie, sagte er weiter, hier habe ich ein Buch gemacht, worein ich die deutsche Sprache, die ich lernen will, schreiben werde. Ich will nur das Soldaten-Deutsch lernen: also sagen Sie mir, was heißt: le diable m'emporte?

Wolfstein: (betroffen) Sie werden doch den Wust der deutschen Sprache nicht lernen wollen?

Der Chevalier: Wust? Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich das Soldaten-Deutsch lernen will? Also — was heißt: le diable m'emporte?

Wolfstein: Nun das heißt: hole mich der Teufel.

Chevalier: Ja, recht so! (schreibt) Ole mit der Töfel. Ja, ja.

Nun mußte Wolfstein noch mehr als zwanzig dieser Art Redensarten vordiktiren, und dem Herrn die Wörter boidek, putain, garce, maquereau, cabaret, und solche auf Deutsch erklären; denn alle die Sauberkeiten gehörten, seiner Meynung nach, zur militärischen Sprachkunde. Umsonst stellte ihm sein Lehrmeister vor, daß die pöbelhafte Sprache nicht einmal den Namen einer Sprache verdiene; daß man die edlere Art, sich auszudrücken, lernen müsse u. s. w. Der Herr Chevalier blieb bey seinem Sinne, und behauptete: die militärische Sprache sey einmal nicht anders. Er würde sich zu Berlin schämen müssen, wenn er nicht fluchen und Zotenreißen könnte: denn er habe gehört, daß daselbst große Meister in dieser Kunst sich unter den Offizieren befänden. Das, was Wolfstein edle Sprache nennte, gehöre für die Pedanten und Poeten; und er wolle schlechterdings nichts schulfüchsiges an sich haben.

Nachmittags hatte Wolfstein wieder einige Stunden, aber die waren von andrer Art, als die des Vormittags. Um drey Uhr ging er zu einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften. Herr Tissort, so hieß der Akademis

ker, war ein Mann von beynahe funfzig Jahren, und hatte ſich ſchon viel Anſehen in der litterariſchen Welt erworben. „Sie wundern ſich gewiß, ſagte er zu Wolfſtein, daß ich alter Knabe noch willens bin, Deutſch zu lernen. Das gemeine Vorurtheil, welches unſre franzöſiſchen Gelehrte beherrſcht, hielt auch mich zurück, mich mit Ihrer Sprache bekannt zu machen. Auch ich glaubte, es ſey bey Ihnen wenig zu holen, zumal da ſelbſt ein großer deutſcher König dieß Vorurtheil beſtätigt.*) Aber ich wurde aus meinem Irrthum gezogen, da ich die franzöſiſche Ueberſetzung von Geßners Tod Abels las.**) Ich erſtaunte, als ich mich nachher noch mehr überzeugte, daß die Deutſchen eine

*) Friedrich II. ſchrieb 1772 ein Büchlein: sur la littérature Allemande. Wer den großen König kennt, bewundert gewiß viel an ihm, nur nicht ſeine Kenntniß der vaterländiſchen Litteratur. Der Poſtzug ſoll, nach dieſer Schrift, die beſte deutſche Komödie ſeyn!! Jeruſalem hat etwas dagegen geſchrieben. Leſſing und Ramler haben darüber die Achſeln gezuckt. Selbſt der große Friedrich beweiſt die Richtigkeit des Sprichworts: ne sutor ultra crepidam.

**) Sie iſt von Herrn Huber. Paris, 1765, von Friedrich Nicolai. Nachgedruckt iſt ſie zu Wien bey — Stattnern.

Litteratur haben, welche der unſrigen vorzuziehen, wenigſtens an die Seite zu ſtellen iſt. Alembert hat mir geſagt, Sie, Herr, wären der Mann, durch deſſen Beyhülfe ich bald ſo weit kommen würde, daß ich ein deutſches Buch verſtehen könnte. Und erlange ich dieß erſt, ſo werde ich ſchon weiter kommen."

Wolfſtein verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und fand an dem Akademiker einen ſehr gelehrigen, aufmerkſamen Schüler.

Die übrigen Lectionen hatte er bey einigen Buchhändler-Factoren, welche gleichfalls den Sprachmeiſter nicht zum Spaß hielten.

Als der erſte Tag herum war, ging er zu Alembert, und dieſer fragte: wie es ginge? Ob er ſeine Lectionen angefangen habe?

Wolfſtein: Angefangen hab' ich wohl, aber es geht nicht, wie ich wünſchte.

Alembert: Wie ſo? Haben Sie zu wenig Scholaren? Die werden ſich ſchon finden: Paris iſt groß.

Wolfſtein: Ich bitte um Vergebung: Scholaren habe ich genug, aber wenig ſolche, wie ich ſie wünſchte.

Alembert: Die Herren und Damen haben wohl nicht pränumerirt? Eh bien, ſo zahlen ſie am Ende des Monats!

Wolfſtein: Verzeihen Sie, pränumerirt haben alle. *)

Alembert: Nun, ſo wüßt' ich nicht, was Sie noch zu wünſchen hätten! —

Wolfſtein erzählte erſt von dem Marki, den er nicht zu Hauſe fand und auch die ganze Woche nicht zu Hauſe finden ſollte.

Mein Gott, rief Alembert, da ſieht man, daß Sie mit unſerm Ton noch nicht bekannt ſind! Der Marki hält Sie zum Sprachmeiſter, weil fremde Sprachen zu lernen jezt Mode iſt.

Wolfſtein: Aber er lernt ja nichts!

Alembert: Und doch nach ſechs Monaten wird's jedermann glauben.

Wolfſtein: Man wird es glauben, ſagen Sie? Die Erfahrung wird aber dawider zeugen, ſobald jemand die Probe machen wollte.

---

*) In Frankreich werden alle Lectionen pränumerirt; und auch noch jezt: Dieß iſt ſo Mode.

Alembert: Niemand wird die Probe machen wollen. Der Marki wird ſich einige Dutzend deutſche Bücher ankaufen, und für einen Kenner der deutſchen Litteratur gelten. —

Nun erzählte Wolfſtein von dem Akademiker mit Wielands Don Silvio. Alembert hörte unbefangen zu, und verſicherte, daß dieß auch in Deutſchland Mode ſey. Manche Gelehrte, fügte er hinzu, überſetzen ja Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Autoren: machen die es beſſer, oder haben die mehr Verdienſt?

Die Dame gefiel Alemberten ſehr. Lernen, ſagte er, wird ſie freylich nichts; aber zu thun werden Sie mit ihr haben. Heute mußten Sie ihr vorleſen; Morgen wird ſie etwas anders fodern; Uebermorgen hat ſie Vapörs und endlich tödtende Langeweile. Aber das laſſen Sie gut ſeyn: Sie verdienen ihr Geld; und ſie übt Ihre Geduld. — Ihre übrigen Scholaren ſind alle gut. Der junge Herr von Adel will freylich Soldaten-Deutſch lernen: lehren Sie's ihn doch in Gottes Namen! volenti non fit injuria.

Wolfstein: Aber es ist unter der Würde eines rechtlichen Mannes, Zoten und Flüche zu lehren.

Alembert: Der Sprachmeister thut das mündlich, was der Grammatikenschreiber und der Lexikograph schriftlich thun. Nicht wahr?

Wolfstein: Allerdings.

Alembert: Müssen Sie als Lexikograph z. B. im Lateinischen, nicht die Wörter: podex, vulva, cunnus u. s. w. hinsetzen und die Bedeutung derselben, so zotologisch und ungesittet sie auch herauskommen, angeben? Müssen Sie nicht in der Grammatik erklären, wie Di te Deaeque omnes perdunt — zu erklären sey, ob's gleich ein Fluch ist? Für wen stehen aber die Wörter cunnus u. dgl. im Lexiko? Für den, der entweder selbst Zotologie auf lateinisch treiben, oder die Zotologieen der Alten, z. B. eines Petronius will verstehen lernen. Sie sehen nun: will der ungezogene, junge Herr militärisches Deutsch lernen, so lehren Sie es ihn.

Wolfstein folgte und stand sich in Paris recht gut; nur der Gedanke an seine Guste, der ihn jezt reizender, als je verfolgte, machte

ihm seine Lage oft beschwerlich. Alembert merkte, daß ihm etwas fehlen müßte, und suchte dahinter zu kommen, welches auch gar nicht schwer war, da Wolfstein seinem ehrlichen Gönner alles anvertraute, selbst das Geheimste. Er erklärte ihm also auch sein Verhältniß mit einem lieben deutschen Mädchen, ohne welches es ihm unmöglich sey, froh zu leben.

Eh bien, sagte Alembert, dazu kann Rath werden! Heurathen Sie Ihre Guste. Schreiben Sie ihr, daß sie herkomme: Sie werden hier nicht verderben.

Das Ding leuchtete unserm Helden ein; denn wie sollte einem Liebhaber der Vorschlag, sein Mädchen zu besitzen, nicht einleuchten! Er schrieb also noch den nämlichen Tag an seinen künftigen Schwiegervater, und an seine Braut. Ich könnte die Briefe hier einrücken: aber da ihr Inhalt leicht zu errathen steht, so lasse ich es, und fahre fort in der Geschichte.

Achtes Kapitel.

Dumme Streiche auch aus der Philoſophie.

Wolfſtein kam einigemal zum Herrn Beaumarchais. Bey dieſem verſammelten ſich viele ſchöne Geiſter, um an deſſen Tafel Theil zu nehmen. Dafür aber mußten ſie ſich, ohne böſe zu werden, derb herumnecken und anshmnzen laſſen.*)

*) Beaumarchais, ſagt Linabet, ſchenkt kein Glas Wein umſonſt weg. Jeder, der zu ihm kömmt, wird froh empfangen, prächtig bewirthet, erhält ſogar baar Geld, wenn er's nöthig hat, und wird am Ende raillirt und dem Gelächter der übrigen preisgegeben. Aber auch an die kömmt die Reihe. Beaumarchais glaubt, der witzigſte Kopf in Frankreich zu ſeyn; doch iſt ſein Witz ſchal, ſeine Satyre retulant und fade zugleich, ſeine Verſe ſteif und ohne Regeln, ſeine Proſe eben ſo erbärmlich. Aber er hat Geld, und iſt nicht geizig damit. Dieß zieht alle ſchönen Geiſter in ſein Haus, und an ſeinen Tiſch. Aber bey Beaumarchais eſſen heißt, ſich dem ſchalſten Witze zum Ziele hinſtellen, und alle Pfeile einer übel angebrachten Laune auf ſich fliegen laſſen. Männer von ächtem Verdienſt ſpeiſen nicht bey ihm. Lucullus ſpeiſete auch Männer von Geſchmack, aber er neckte ſie nicht: daher kamen auch die Ciceronе, die Hortenſier, ein Ser-

Anfänglich ließ Beaumarchais seine Satyre an ihm nicht aus, und behandelte ihn sehr freundlich; endlich aber kam auch die Reihe an ihn. Der Mann mit der halben Million wollte den deutschen Sprachmeister auch zum Besten haben; dieser aber vergalt ihm Gleiches mit Gleichem und kam hernach nicht wieder. Darüber ärgerte sich Beaumarchais, und beschloß, ihn wieder an seine Tafel zu ziehen, es mögte kosten, was es wollte: denn er war nicht gewohnt, daß man wegkliebe, weil man geneckt war.

Unter denen, welche Beaumarchais Tafel besuchten, war auch der bekannte Advokat Pitaval, den Voltaire den avocat sans cause nennt, ob er gleich eine Menge Bände von Causes célebres*) hatte drucken lassen, und der Hauskaplan des Erzbischofs Beaumont, Herr

---

vius und ein Varre zu ihm mit Cäsar, Pompejus und Curio. Aber zu Beaumarchais finden sich nur hungrige Magen, ohne Verdienst und ohne wahren Geschmack. Man sehe Mélange de littérature par Duclos, T. I. p. 273.

*) Berühmte Rechtshändel, meist kriminalistischen Inhalts. Sie sind schon einigemal übersetzt, und enthalten lesenswürdige Aufsätze, zumal die Uebersetzung unter Schillers Aufsicht.

Treſſier. Beyde übernahmen es, den deutſchen Grammärien wieder zu Beaumarchais zu bringen. Sie beſuchten ihn daher, und fragten ſans façon: warum er den großen Mecänas der Gelehrten, in deſſen Haus gleichſam der Mittelpunkt des guten Geſchmacks ſey, nicht mehr beſuche?

„Weil ich, antwortete Wolfſtein, es unter meiner Würde halte, mich wegen einer Mahlzeit und um ein Glas Wein, zum Beſten haben zu laſſen.“

Treſſier: Eh, mein Gott, Herr von Wolfſtein: Beaumarchais iſt ein witziger Mann, der alles Lächerliche leicht ſieht, und es auf eine ſcherzhafte aber ſcharmante Weiſe bemerkt.

Wolfſtein: Ich will aber nicht, daß er an mir Lächerlichkeiten bemerke.

Treſſier: Viele haben das gern. Bey dieſem Manne geht es dem Einen, wie dem Andern.

Wolfſtein: Wenn Andre klein genug denken, ſich die ſchale Satyre des reichen Mannes gefallen zu laſſen, ſo habe ich freylich nichts dawider. Doch muß ich ſagen, daß Herr Pita-

val und Sie, Herr Hauskaplan, gar nicht in der Nothwendigkeit sind, sich von dem Verfasser einiger unwitzigen Schriftchen herumhudeln zu lassen. Es daurt mich in der That, daß Sie Ihre Ehre geringer halten, als ein Glas Burgunder und eine Aal-Pastete.

Treffier: Ich mache fait von der Philosophie, verachte die Kleinigkeiten, und sehe auf Realitäten.

Pitaval: Und ich, Herr Grammärien, habe keinen Hofmeister nöthig: denn ich weiß selbst, was Recht und Unrecht ist.

Wolfstein: Schön, meine Herren! Sie setzen sich über Beaumarchais Satyre hinweg: Daran thun Sie wohl, und ich mache es eben so! Aber auch über seine Mahlzeiten sollten Sie sich wegsetzen, und lieber Landwein trinken, als Burgunder bey einem Manne, der Sie alle für Schmarotzer erklärt, dadurch, daß er Sie in seinem Hause und an seiner Tafel aufzieht. Ich denke, wie es in Petronius Satyricon *) heißt:

---

*) Nach Brüningers Uebersetzung, S. 7. (Berlin, gedruckt bey Unger, 1796.)

„Wenn jemand angelt nach der Wirkung hoher
„Kunst,
„Und strengt den Geist zum Großen: Mäßigkeit
„vorher
„Erwerb' er sich und feste Ordnung überall.
„Er schaue nicht erhöhtes Blicks nach stolzer Königs-
„burg;
„Erschleiche nicht demüthig sich der Großen Mahl;
„Verpraß' im Wein mit Schwelgern nicht, ein
„Trunkenbold,
„Des Geistes Kraft; noch schall sein Beyfall auf
„der Bühn'
„Erkaufenden, er selbst zu sehr des Schauspiels
„Freund.

Treffier und Pitaval gingen, und ärgerten sich gar sehr, über den unbefugten Deutschen, der französischen gens d'esprit Verhaltungsregeln vorschreiben wollte. Sie begaben sich zu Beaumarchais, und berichteten ihm alles, was Wolfstein gesagt hatte. Dieser gerieth in Wuth, daß ein deutscher Grammärien ihn für einen seichten Kopf hielt, und seinen Witz nicht für ächt finden wollte.

Wolfstein blieb indessen ganz ruhig, und verrichtete seine Arbeit, so gut es bey seinen Scholaren anging.

Eines Tages war er bey der Markise von Flavigny, seiner Gönnerin, wo viele Philosophen, schöne Geister, Witzlinge und Dichterlinge versammelt waren, und über den Selbstmord disputirten pro und contra.

Es hatte sich nämlich ein junger Mensch von guter Familie und den besten Anlagen und Aussichten, wegen einer fehlgeschlagenen Liebschaft, auf der neuen Brücke an der Bildsäule Heinrich des Großen durch einen Pistolenschuß in die andre Welt gefördert: und diese That war nun das allgemeine Stadtgespräch.

Was hält man in Deutschland vom Selbstmord, rief Madam von Flavigny Wolfstein entgegen, als er eben hereintrat.

Wolfstein: Gnädige Frau, in Deutschland denkt man vom Selbstmord, was man auch in Frankreich davon denkt, nämlich, daß sich niemand ohne hohe Noth und überwältigenden Drang ermorden wird; daß es daher thörigt seyn würde, jemanden durch Gründe zum Selbstmord bewegen oder davon abhalten zu wollen. Der überspannte Zustand des Empfindens hebt den Zustand des Denkens; und der Un-

glückliche handelt nur noch mechaniſch, da er es nicht mehr moraliſch vermag.

Mad. von Flaviguy: (zu Treſſier) Nun Herr Philoſoph, was ſagen Sie? Sie behaupteten doch eben, daß es Gründe gebe, die jeden abhalten würden, ſich ſelbſt zu tödten, der noch nicht ganz ruchlos ſey.

Treſſier: Das ſage und behaupte ich noch: denn der Selbſtmord iſt gegen alle Vernunft, gegen die natürlichen Geſetze und gegen den Staat. Jeder Menſch, der nur noch einiges Gefühl von Recht und Unrecht, nur noch einige Vernunft beſizt, muß auch das Leben lieben und erhalten, und kann ſich nicht ſelbſt ermorden. Ich will von den Geſetzen der Religion nicht einmal reden.

Wolfſtein: Daran thun Sie auch recht: denn es ſollte Ihnen gewiß ſchwer fallen, zu beweiſen, daß die Religion den Selbſtmord verbiethe.

Treſſier: Schwer ſollte dieß fallen? Herr, der Selbſtmord iſt unvereinbar mit der Religion.

Wolfſtein: Woher ſchöpfen Sie denn die Lehren der Religion?

Treſſier: Als Katholik aus der heiligen Schrift und aus der Tradition.

Wolfſtein: Wohlan, zeigen Sie mir eine einzige Stelle in der ganzen Bibel, die den Selbſtmord verbiethe. Der Mord Andrer iſt zwar unterſagt, aber nicht der Mord Seiner ſelbſt. Saul brachte ſich ſelbſt ums Leben, und David, der Mann nach Gottes Herzen, lobt ihn deswegen noch nach ſeinem Tode. Auguſtinus und Lactantius geſtehen ein, daß man den Selbſtmord aus der Schrift nicht widerlegen könne, und holen daher ihre Gründe gegen die Rechtmäßigkeit deſſelben aus heidniſchen Büchern.*) Der Selbſtmord war aber in der alten Zeit und bey den alten Völkern ſehr im Gange. Sollte er alſo gegen die Religion ſeyn, ſo würde doch Chriſtus und ſeine Apoſtel auch ein Wort dawider gelehrt haben. Da ſie dieß nun nicht thun, ſo iſt zu ſchließen, daß ſie ihn

*) Auguſtinus Lib. V. contra Fauſtium, und de civit. Dei, Lib. XIX. und Lactant. Div. Inſt. Lib. I. C. XII, berufen ſich auf den Plato und andre heidniſche Weltweiſen, geſtehen aber ein, daß man aus der Bibel nicht beweiſen könne, der Selbſtmord ſey unerlaubt. Unſre heutigen Moraliſten verſtehen dieß beſſer. Man ſehe Moſheim, Leß, Ammon, Schmidt und Andere.

weder für unerlaubt, noch anſtößig gegen ihre Grundſätze gefunden haben.

Treſſier: Geſezt auch, die Bibel verbiethe den Selbſtmord nicht, ſo iſt er gewiß gegen alle Vernunft. Was aber gegen die Vernunft iſt, iſt auch gegen die Religion.*) Nicht wahr, mein Herr?

Wolfſtein: Ganz recht!

Treſſier: Ich werde Ihnen nun deutlich beweiſen, daß Selbſtmord höchſt unvernünftig iſt.

Wolfſtein: Laſſen Sie hören!

Treſſier: Seyn iſt beſſer, als Nicht-ſeyn. Leben iſt alſo beſſer als todt ſeyn. Wer ſich daher ſelbſt ermordet, zieht das Schlechtere dem Beſſern vor.

Wolfſtein: Leben iſt freylich ein Gut, aber nur in ſofern es die Möglichkeit, andre Güter zu genießen, noch enthält. Sobald es aber ſo beſchaffen iſt, daß ich ohne dieſe Möglichkeit le-

*) Ein Theolog; zumal ein katholiſcher, ſollte billig nicht ſo ſchließen: denn in der Theologie giebt es viele Dinge, welche gegen die Vernunft ſind; und dieß lehrt wieder Manches, das mit den Grundſätzen der Theologie oder der künſtlichen Religionslehre nicht beſtehen kann. Wozu ſonſt Glauben im theologiſchen Sinne?

ben muß, so hört es auf, ein Gut zu seyn, und ich bin befugt, darauf Verzicht zu thun.

Tressier: Ich habe das Leben ja nicht von mir selbst: es ist mir gegeben worden.

Wolfstein: Es sey. Jedes Geschenk muß ein Gut seyn, und sobald es aufhört, ein Gut zu seyn, so hört es auch auf, ein Geschenk zu seyn. Uebrigens habe ich ja auch das Recht, auf ein Geschenk Verzicht zu thun. Wenn mir jemand eine Tracht Prügel, eine Krankheit u. dergl. schenken wollte, so würde ich ja sehr Unrecht thun, so ein Geschenk anzunehmen.

Tressier: Das Leben ist mir gegeben worden, um einen gewissen bestimmten Gebrauch davon zu machen, das heißt, Gutes zu bewirken.

Wolfstein: Recht: aber auch, um Gutes zu genießen. Wenn ich einen schlechten Gebrauch von oder mit meinem Leben mache, so hat Gott, der es mir gegeben hat, das Recht, es mir wieder zu nehmen. Wenn ich aber nichts Gutes mehr für mich darin finde, so habe auch ich das Recht, das Leben fahren zu lassen. Ich habe ja auch meine Glieder, zum Beyspiel, meine rechte Hand, erhalten, um Gutes damit zu

thun. Kommt mir aber der Brand daran, so lasse ich sie ablösen, und niemand tadelt mich.

Tressier: Wer sich selbst tödtet, entzieht sich der göttlichen Macht: denn er verläßt die Erde ohne Gottes Willen. So wie der Fürst das Recht hat, mich in seinem Lande zu halten, so hat auch Gott das Recht, mir zu befehlen, daß ich auf der Erde bleibe.

Wolfstein: Wenn Gott dieß ernstlich wollte, so würden alle meine Bemühungen, mich zu tödten, vergebens seyn. Aber der Vergleich ist hier sehr unrecht angebracht. Denn wenn ich mein Land verlasse, so entziehe ich mich wirklich und auf immer der Macht meines Fürsten: wenn ich aber die Erde verlasse, so bleibe ich, da meine Seele unsterblich ist, noch immer unter Gottes Macht. Sollte ich aber die Erde blos deswegen nicht verlassen dürfen, weil ich darauf bin gesezt worden, so darf ich auch nicht aus meiner Stadt oder aus meinem Dorfe gehen, weil ich darin bin gebohren worden.

Tressier: Aber das Leben, als ein Uebel, ist blos ein Uebel in unsrer Meynung und nicht in der Wirklichkeit. Der Philosoph sieht das Uebel mit andern Augen an, als der gemeine Pöbel.

Wolfstein: Freylich, so lange der Philosoph nicht selbst leidet! Sobald dieß der Fall ist, so vergehn ihm alle die schönen Gedanken, und er fühlt nun auch, daß er Mensch und unglücklich ist. Sobald ich glaube, unglücklich zu seyn, so bin ich es auch, und wenn dieser Glaube oder dieser Wahn mich gar verleitet, mir selbst das Leben zu nehmen, so muß mein Uebel sehr reel seyn, wenigstens die Vorstellung davon, indem ich in de. Hoffnung dieses Uebel abzulegen, die natürlichen Schrecken des Todes, und die fürchterliche Ungewißheit der Zukunft überwinde.

Treffier: Der Selbstmord ist eben dadurch des Menschen unwürdig, weil es eine Feigheit ist, daß man den Schmerz und andre Uebel nicht ertragen mag.

Wolfstein: Dieß ist ein Trugschluß. Uebel nicht ertragen wollen, kann in gewissen Fällen Feigherzigkeit seyn, aber nicht in allen! Denn worin besteht der Muth? Nicht wahr, darin, daß man nichts fürchtet, und alles erträgt, um zu seinem Zweck zu kommen. Daher besteht der Muth in einer Geisteskraft, das gegenwärtige Uebel zu ertragen, und bey demselben blos auf das Gute zu sehen, welches daraus erwachsen

wird. Alſo fodert der wahre Muth keinesweges, daß man das Uebel ertrage, weil es ein Uebel iſt, denn dieß wäre eine Thorheit; ſondern der rechtartige Muth iſt ein vernünftiges Urtheil über unſer eigenes Intereſſe, welches uns verhindert, das Zukünftige dem Gegenwärtigen maſchienenmäßig aufzuopfern, und welches macht, daß wir auf ein geringeres gegenwärtiges Uebel es wagen, ein größeres künftiges Gut zu gewinnen. So ſucht z. B. der Held den Ruhm mit Gefahr ſeines Lebens, weil die Gefahr zweifelhaft und kurz; der Ruhm aber gewiß und beſtändig iſt. Aber, ſagen Sie mir, welchen Zweck kann der Menſch haben, der ein verzweifeltes, ein ihm und Andern läſtiges Leben erträgt? Er hat keine Hoffnung, weder für ſich noch für Andere: er begeht alſo eine Thorheit, und zeigt keinen Muth.

Treſſier: Gott aber gebietet mir dennoch zu leben. Wenn daher das Leben eine Laſt für mich iſt, ſo muß ich warten, bis er mir ſie abnimmt. Die Anhänger falſcher Religionen mögen ſich gegen Gottes Macht auflehnen, weil

sie dieselbe nicht recht kennen: wir aber müssen gehorchen und ohne Murren ausdulden.

Wolfstein: Ey, ey, welches Argument, Herr Kaplan! Bedenken Sie doch, wenn einer so schließen wollte: Die Krankheiten kommen von derselben Hand, welche uns das Daseyn gab. Mögen daher immer die Heyden und die Ungläubigen die Kunst zu kuriren besitzen: wir wollen blos von dem Herrn unsrer Schicksale die Genesung erwarten. Wenn mich also eine Schlange sticht, so will ich dem Gift freyen Lauf lassen: denn ich mag nicht die Feigherzigkeit haben, mir einen Arm abnehmen zu lassen. — Sehen Sie, Herr Kaplan, so müssen Sie räsonniren! Aber das thun Sie nicht. Sobald Sie krank sind, lassen Sie Aerzte kommen, und erwarten von ihnen die Herstellung für die Gesundheit Ihres Körpers. Ich aber bin unglücklich: Ein Pistol liegt neben mir: soll ich mich dessen nicht bedienen, um mein Unglück zu endigen? — Wahrlich, mein Herr, Ihre Argumente beweisen bald zu viel, bald zu wenig, und entscheiden darum nichts.

Tressier: O, ich habe bündigere! Sie geben doch zu, daß jedes Ding in der Welt mit

den andern Dingen in unendlich vielen Verhältnissen steht? Also kann ja auch das Daseyn manches Menschen zum Wesentlichen der allgemeinen Ordnung der Dinge gehören.

Wolfstein: Warum nicht? Aber was folgern Sie daraus? Daß man die allgemeine Ordnung der Dinge nicht stören müsse? Gut: so beweisen Sie erst, daß gerade mein Leben zu dieser allgemeinen Ordnung gehört. Dieß werden Sie nicht können, folglich hinkt Ihr Beweis. — Auch noch geringere Dinge, als das Leben des Menschen ist, haben oft großen Einfluß auf die allgemeine Ordnung der Dinge gehabt: und doch scheuet sich niemand, z. B. eine Fliege zu tödten, wenn sie gleich das Schicksal eines Reiches ändern kann. Warum tödte ich aber die Fliege? Weil ihre Existenz mir beschwerlich ist: Wenn also die meinige mir das auch wird? soll ich sie etwan fortsetzen oder zu endigen suchen?

Tressier, der Philosoph, sah sich durch Wolfsteins Repliken, so unbestimmt sie hier und da auch seyn mogten, so sehr in die Enge getrieben, daß er schwieg, und die Disputation aus philosophischen Gründen nicht fortsezte.

Aber nun trat Herr Pitaval, der Advokat auf *) und wollte aus dem Civilrecht darthun, daß der Selbstmord ein Verbrechen sey. Sie geben doch zu, sagte er, daß ein rechtlicher Mann verbunden ist, die Gesetze seines Vaterlandes zu halten?

Wolfstein: Allerdings, und zwar, so lange er ein Bürger des Staates ist, ohne Ausnahme.

Pitaval: Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß die Gesetze von Frankreich den Selbstmord verbieten; daß also in Frankreich sich niemand selbst tödten darf.

Wolfstein: Das folgt gar nicht. Der Mensch ist so lange an die Gesetze gebunden, als er ein Mitglied der Gesellschaft ist: denn er erhält Vortheile von der Gesellschaft; er muß ihr daher auch Dienste erweisen, folglich muß er auch existiren. Aber sobald er aufhört, Vor-

---

*) Es mag niemanden befremden, daß im Zimmer einer Dame Disputationen über solche Gegenstände vorfallen. Es war in Frankreich sonst wirklich Mode und es gehörte zum guten Ton, daß Damen, sogar an ihrer Toilette, über Physik, Moral, Metaphysik, Politik u. dergl. disputiren ließen. Man sehe Tableau de Paris von Mercier.

theile von der Gesellschaft zu ziehen, hört auch seine Verbindlichkeit auf, in derselben weiter zu existiren. Wenn das Vaterland, z. B. Frankreich, mich zwingen wollte, immer darin zu bleiben: so wären die Gesetze, welche dieses befehlen wollten, tyrannische und despotische Gesetze, welchen sich kein vernünftiger Mensch unterwerfen darf. Es ist dem Franzosen erlaubt, nach Deutschland zu gehen. Steht er nun in Deutschland noch unter den Gesetzen der Franzosen? Nein! Wird er aber noch unter den Gesetzen stehen, wenn er auf das Leben Verzicht thut? Der Staat hat blos Rechte auf mein Leben, nicht aber auf meinen Tod: denn sterbe ich, so hören die Verhältnisse mit dem Vaterlande auf: es ist mir und ich bin ihm nichts mehr schuldig. Und da diese Verhältnisse, wie Sie nicht leugnen werden, auf Uebereinkunft gegründet sind: so habe ich das Recht, sie zu brechen, sobald ich will. Warum kann der Staat mich denn fortjagen, ja, sogar tödten, wenn ich nicht auch das Recht haben soll, aus dem Lande, ja, sogar aus dem Leben wegzugehen?

Pitaval: Verzeihen Sie: es ist zwar an dem, daß die bürgerlichen Verhältnisse auf Ue-

bereinkunft gegründet sind. Aber diese Uebereinkunft war schon gemacht, ehe Sie gebohren waren, von Ihren Voreltern.

Wolfstein: So? Dann ist der Vertrag eben dadurch null und nichtig. Wie konnten meine Voreltern mich verbindlich machen! Ich bin frey geboren, und kein Sklave; folglich muß ich in alles willigen, wozu ich verbindlich seyn soll. Ueberhaupt ist es eine wunderliche Sache, wenn man Civilgesetze gegen den Selbstmord machen will.

Pitaval: Und doch hatten und haben alle policirten Nationen dawider Gesetze.

Wolfstein: Dieß ist nicht wahr. Die Römer und mehrere Griechische Republiken hatten dergleichen Gesetze nicht allein nicht, sondern sahen den Selbstmord als etwas sehr erlaubtes an. Seneka empfiehlt ihn als das nächste Mittel, uns von anhaltenden Leiden zu befreyen. Man muß überhaupt auch nur das verbieten, wovon man Andre mit Gewalt abhalten, und wofür man die Uebertreter bestrafen kann.

Pitaval: Man straft ja auch den Selbstmörder, indem man ihm das ehrliche Begräbniß versagt, und den Körper an unehrliche Ort-

ter, z. B. unter den Galgen, von dem Schinder begraben läßt.

Wolfstein: Dergleichen Gesetze sind so abgeschmackt, daß ich mich damit gar nicht abgeben mag. Sie haben ihren Ursprung aus den kirchlichen Verordnungen; und aus dieser unreinen Quelle sind tausend Alfanzereyen und ärgerliche Anstalten hervorgegangen.

Treffier: (einfallend) Aber Herr von Wolfstein, wie gefährlich ist nicht Ihr System! Sie wollen, daß es erlaubt sey, sich selbst zu tödten; folglich wird jeder sich auch tödten wollen, dem es nur in etwas übel geht, und der Staat wird bald keine Mitglieder mehr haben, weil doch beynahe alle Menschen unglücklich sind.

Wolfstein: Das ist gar nicht zu befürchten. Es ist wahr, die meisten Menschen sind zu gewissen Zeiten unglücklich, aber sie haben zugleich noch einige Hoffnung, und diese macht, daß sie das Leben ertragen, und die Linderung ihrer Leiden von der Zeit erwarten. Andre halten sich für glücklich, ob sie's gleich nicht sind. Diese lieben das Leben, und sehen den Tod als das höchste Uebel an. Noch andere fürchten den

Tod, die künftigen Strafen in der Gemeinschaft der Teufel; sie werden sich also gewiß nicht ermorden. Die Anzahl derer, die sich selbst das Leben nehmen, wird folglich immer sehr gering seyn.

Treffier: Aber gesezt auch, Sie hätten recht, daß es kein Verbrechen sey, sich zu tödten: so ist es doch ein Beweis gröſseres Muthes, wenn der Mensch sein Elend standhaft erträgt. Denn der Dichter sagt:

Rebus in adversis facile est, contemnere vitam:
Fortius ille facit, qui miser esse potest.

Wolfstein: Diese Stelle beweiset, daß man eine groſse Abgeschmacktheit mit Geschmack und in sehr schönen Ausdrücken sagen kann. Der wahrhaft tapfere Mann erträgt das Elend, aber er erliegt ihm nicht, sondern endiget es, sobald ihm die Last desselben zu schwer wird.

Neuntes Kapitel.

Dumme Streiche auf der Politik.

Ach, schrie die Markise von Flavigny, da sind ja die Herren auf den Sand gesezt, und zwar von einem Deutschen! Herr Tressier, der Philosoph, und Herr Pitaval, der Rechtsgelehrte! Wahrlich, das Ding macht mir Spaß! Aber ich werde Sie nun widerlegen, mein lieber Monsieur! (Zum Kammermädchen) Marion, hole mir doch den dritten Theil von Rousseau's neuer Heloise.

Marion lief, holte das Buch, und Frau von Flavigny las die schöne Stelle aus dem 22sten Briefe vor, worin Lord Bonston an Saint-Preux zu Ende dieses schreibt:

„Höre mich, junger Unverstand! Du bist „mir theuer: ich habe Mitleid mit deinen Verir„rungen. Wenn in deinem Herzen noch die ge„ringste Empfindung von Tugend lebt: so komm, „daß ich dich das Leben liebgewinnen lehre. Je-

„desmal, wenn du in Versuchung kommen wirst,
„es zu verlassen, so sage bey dir selbst: Noch
„Eine gute Handlung will ich thun, ehe ich
„sterbe. Dann geh, suche irgend einen Dürfti-
„gen auf, ihm beyzustehen, irgend einen Un-
„glücklichen, ihn zu trösten, irgend einen Un-
„terdrückten, ihn zu vertheidigen. — Wenn
„dieß dich heute zurückhält, so wird es dich auch
„morgen zurückhalten; übermorgen, dein gan-
„zes Lebelang. Hält es dich nicht zurück:
„Stirb! Du bist nur ein Böswicht!" —

Nun, Herr von Wolfstein, sagte die Dame, als sie mit dem Lesen fertig war, was sagen Sie zu Rousseau's Vorschlag?

Wolfstein: Ich sage, daß Rousseau recht hat. Aber ein Mensch, der noch Gutes thun kann, — und der noch fühlt oder einsieht, daß er dieß könne, ist ja noch nicht ganz unglücklich. Er hat noch Empfänglichkeit für das Vergnügen, das die Ausübung der Tugend gewährt, und wird sich also durch einen freywilligen Tod dieses Vergnügens gewiß nicht berauben. Uebrigens aber glaube ich, daß selbst der philosophische Rousseau seinem Leben ein Ende machen würde, wenn es ihm lästig werden sollte.

Ja, pardieu, rief ein junger Vicomte, Monsieur de Wolfstein hat recht! So lange das Leben Vergnügen gewährt, fesselt uns der Selbsterhaltungstrieb, troz der spitzfindigsten kalten Vernünfteley, und wir tödten uns nicht. Ich wenigstens, so lange ich noch so schöne Augen, wie die der Madame la Marquise sind, sehen kann, bin vor dem Selbstmord mehr als sicher!

Der Einfall des Vicomte wurde mit Beyfall aufgenommen, und die Gesellschaft ging aus einander.

Tressier und Pitaval ärgerten sich gar mächtig, daß ein Deutscher, der nicht einmal ein Philosoph war, sie beyde so sehr in die Enge getrieben und zum Stillschweigen gebracht hatte. Dieser Verdruß wurde bey dem Ersten noch vermehrt, als er einige Tage hernach in einer Gesellschaft über einen Gegenstand der Philosophie nach seiner Art diktatorisch sprach, und ein Frauenzimmer den Wunsch äußerte, daß doch der junge Deutsche da seyn mögte, um den Großsprecher zu Paaren zu treiben, wie bey der Frau von Flavigny.

Tressier hätte sich gern gerächet; so auch Herr Pitaval: aber Wolfstein hatte noch

keine einzige Blöße in seinem Wandel gegeben; und ob er gleich den Selbstmord vertheidigt hatte, so fanden die Herren noch nicht Grund genug, ihm deswegen Händel anzuzetteln, denn er konnte sich ja leicht aus der Schlinge ziehen, und sagen: er habe nur problematisch gesprochen — wie dieß auch wirklich der Fall war, blos, um die Großsprecher, die mit Saint-Prenx's Kalbe gepflügt hatten, bis zur Beschämung herumzuhänseln.

Die Disputation über den Selbstmord schadete also Wolfstein nichts. Aber wohl hatte er den dummen Streich gemacht, daß er durch diese Disputation sich einen Pfaffen, der zugleich Philosoph seyn wollte; — also das giftigste Insekt von der Welt war, und einen Rechtsgelehrten zu Feinden gemacht hatte.

Alembert war um diese Zeit nach Neapel gegangen, wohin ihn der König gerufen hatte, um einige Inschriften zu entziffern, und einige Bücher aufrollen zu helfen, welche man im Herkulanum gefunden hatte. Bey seinem Abschiede hatte er Wolfstein die Klugheit im Reden allerdings vorzüglich empfohlen, damit er niemand beleidigen, und sich nicht un-

nöthige Feinde machen mögte. Allein Wolfstein erklärte Alemberts Rath dahin, daß er seine Urtheile über einzelne Personen und Familien zurückhalten müßte; und dieß wollte er auch herzlich gern thun: aber über allgemeine Gegenstände, über Philosophie u. s. w. glaubte er an einem Orte, wie Paris war, wo sich so viele helle Köpfe befanden, seine Meynung um so freyer sagen zu dürfen, da es ihm selbst um Unterricht und Zurechtweisung zu thun war, sogar dann, wenn er noch so ernsthaft zu disputiren oder von der Wahrheit des bestrittenen Satzes auf diese oder jene Art überzeugt zu seyn scheinen mogte.

Wolfstein war mit einem deutschen Edelmann in Paris bekannt geworden, welcher aus Italien die venerische Krankheit mitgebracht und in Frankreich so vermehrt hatte, daß Herr Perrin, Leibarzt des Königes, an dessen Aufkommen verzweifelte. Wolfstein entdeckte es dem ausgemärkelten Wollüstling, und dieser litt an seinem ganzen Körper so verzweifelt-arg, daß er den Tod nicht mehr fürchtete, sondern ihn sogar herbey wünschte. Seinen ehrlichen Bedienten, der aber auch gerade

krank war, und in einem entfernten Hause darnieder lag, wollte er zum Erben seiner Effecten, Uhren, seines Geldes und dergleichen, einsetzen, wozu auch Wolfstein selbst rieth. Es wurde daher eine Justizperson herbey geholt, welche das Testament des deutschen Edelmanns aufnahm, und unter der Klausel: „Mit Vorbehalt der Königl. Ratification" certificirte, dabey aber ein ganz hämisches Gesicht machte und sich seine Mühe Advokaten-mäßig bezahlen ließ.

Nicht lange hernach starb der Edelmann, und Wolfstein ließ dessen Sachen alle versiegeln, um sie dem Bedienten, laut des Testaments, aushändigen zu lassen, sobald er hergestellt seyn würde. Die Schlüssel zu den Koffern nahm er indeß selbst zu sich.

Einige Tage nach dem Begräbniß des Edelmanns, den man als einen Lutheraner auf einem Kirchhof in einen Winkel gelegt hatte, erschien eine Gerichtsperson, und citirte Wolfstein vor den Sachwalter des Königs. Er kam, und der Sachwalter fragte: ob er die Rechte des Königes und die Gesetze des Reichs nicht wisse?

Wolfstein erwiederte, daß er die Gesetze für Frankreich in ihrer Ausdehnung freilich nicht

kenne, wohl aber in so ferne, als es erfodert würde, um als ein rechtschaffener Mann zu leben.

Sachwalter: Rechtschaffener Mann? Pardieu! Kann der wohl ein rechtschaffner Mann seyn, der den König zu betrügen sucht?

Wolfstein: In keinem Falle: denn ein Betrüger ist das nie.

Sachwalter: Nun, so sind Sie es auch nicht, mein Herr: denn Sie haben den König betrügen wollen.

Wolfstein: Ich verstehe Sie nicht.

Sachwalter: Haben Sie nicht den Kommissär des Königs, den Trihaud, vermogt, ein Testament für den verstorbenen deutschen Herrn Baron von Taubenheim aufzusetzen?

Wolfstein: Allerdings; aber ich sehe nicht ab —

Sachwalter: Warten Sie nur! In diesem Testament vermacht der Baron alle Effekten, welche er hier in Paris hatte, seinem Bedienten: und das war unrecht.

Wolfstein: Wie denn so? Waren die Effekten nicht des Barons?

Sachwalter: So lange er lebte, ja; aber so bald er starb, fielen sie dem König zu, und er durfte kein Testament machen.

Wolfstein: Also darf man in Frankreich kein Testament machen?

Sachwalter: Das darf man allerdings, wenn man ein gebohrner, oder ein ansässiger Franzose ist. Sie z. B. dürfen, als jezt Ansässiger, eins machen, aber ein Fremder muß das bleiben lassen. Wissen Sie nichts von Droit d' Aubaine?

Wolfstein: Droit d' Aubaine?

Sachwalter: (Mit dem Finger auf der Nase, im Demonstrir-Ton) Droit d' Aubaine oder Jus de peregrino, ist ein Recht unserer Könige von ganz besonderer Natur, ein Jus specialissimum, vermöge dessen unsere Könige das Recht haben, die Güter, welche ein im Königreich sterbender Fremder, — die Gesandten und deren Gefolge, wie auch die illüstern Personen ausgenommen, —, im Königreich hinterläßt, an sich zu ziehen, und den Anverwandten auch nicht einen Heller herauszugeben. Haben Sie mich verstanden?

Wolfstein: Sehr wohl. Aber worauf gründet sich dieses Recht?

Sachwalter: Der Richter fragt nicht nach dem Grund, sondern nach der Existenz und der Erklärung des Gesetzes. Hier steht es. (Er zeigt es vor.) Da sich nun niemand, der in einem Lande lebt, mit der Unwissenheit der Gesetze entschuldigen kann —

Wolfstein: (einfallend) So habe ich den König betrügen wollen?

Sachwalter: (Im didaktischen Professorton) Nicht explicite, mein bester Herr von Wolfstein, aber doch implicite. Ich will Ihnen gern glauben, daß Sie das Gesetz nicht gewußt haben; aber dieß entschuldigt Sie nicht: ignorantia legis neminem excusat. Also müssen Sie Strafe geben, nämlich 200 Livres: und da kann ich Ihnen auch nichts erlassen!

Wolfstein remonstrirte viel; aber am Ende mußte er doch 100 Livres zahlen, welche der Königliche Sachwalter gleich zu seiner Mätresse, einem Opernmädchen, schickte, um Bänder und Spitzen dafür einzukaufen.

Dieß schändliche Verfahren und noch mehr das schändliche Droit d'Aubaine brachten den Bestraften außerordentlich auf, so daß er sogar selbigen Tag keine Stunden gab, und sich in Gesellschaften zu zerstreuen suchte.

In einer derselben wollte Tressier, der theologische Philosoph, beweisen, daß die Monarchie immer und überall besser sey, als die republikanische Verfassung. Wolfstein war von jeher andrer Meynung gewesen, ob er gleich die damaligen Republiken, von dem armseligen Lucca an bis auf das reiche Holland, für Anomalien hielt. Gerade den Tag hatte er obendrein eine Beleidigung von der monarchischen Form erlitten; und daher war es kein Wunder, daß er auch gerade den Tag auf die Monarchien unversöhnlich erbittert war. Er nahm also, sobald es nur anging, das Wort, und widersprach dem Philosophen bis zur Wuth.

Ich habe die Disputation über den Selbstmord oben so hingeschrieben, wie sie gehalten wurde; aber mit dem politischen Räsonnement über Monarchie und Demokratie will ich meine Leser verschonen. Die Sache ist von unsern

Schriftstellern, besonders seit dem Anfange der französischen Revolution, so hin und her gezerrt worden, daß es einen beynahe ekelt, auch noch ein Wort dafür oder dawider zu lesen, zu hören oder anzubringen.

Im Feuer des Disputirens ging Wolfstein so weit, daß er frey heraus sagte: dann erst würde es in der Welt gut werden, wenn alle Monarchien aufhören, und blos die Gesetze herrschen würden. Könige und Fürsten, fügte er jedoch hinzu, mögen immer bleiben; aber sie müssen dem Gesetz selbst unterthänig seyn, und dürfen niemals Gesetze eigenmächtig machen oder aufheben. Friedrich z. B., der Gesetzgeber aus eigner Willkühr, heißt — als solcher — eben so viel als Friedrich der Tyrann oder der Despot.

Man bewies ihm das Recht der Könige in Frankreich, unumschränkt zu regieren, aber er war in der Geschichte besser bewandert, als seine Gegner, und bewies ihnen, daß die Souveränität der Könige in Frankreich ein usurpirtes Recht, und folglich eine wahre Tyranney wä-

re. *) Nun fiel alles über ihn her, und er hatte vollauf zu thun, um sich nur aus dem Handel zu ziehen. Zu spät sah er indeß ein, daß er dießmal in ein Hornissennest gestochen hatte. Er lenkte zwar ein, so gut er konnte, aber er merkte doch, daß die Herren ihm schaden könnten, wenn sie nur wollten.

Zehntes Kapitel.

Dumme Streiche aus der Theologie.

Der Unvorsichtige war froh, daß er innerhalb mehreren Tagen von seiner politischen Disputation nichts mehr hörte, und glaubte schon, daß sie ganz vergessen wäre. Aber seine Feinde, der Philosoph Tressier und der Advokat Pitaval, suchten sie zu benutzen, um ihm wenig-

---

*) Und hierin hatte er recht. Man sehe Mably's Observations sur l' histoire de France, 4 Bände in 8. ein unsterbliches Meisterwerk!

ſtens das Maul zu ſtopfen, daß er ſie nicht mehr ſollte überdiſputiren können.

Sie erzählten alſo dem Herrn Caron von Beaumarchais, was Wolfſtein für ketzeriſche Grundſätze in Abſicht der Politik geäußert habe. Beaumarchais, welcher ſie ſelbſt nicht minder hegte, fand doch Wolfſteins Ketzereyen ſehr ſträflich, und beſchloß, ihn darüber anzugeben, weil er glaubte, von ihm verachtet zu ſeyn. Er theilte dieſen edlen Vorſatz den Herren Treſſier und Pitaval mit; und beyden war er willkommen: Nur meynte Treſſier, das Ding könne am beſten durch den Herrn Erzbiſchof betrieben werden, indem dieſer bey dem Herzog von Lamballe alles gelte. Die Sache wurde genehmigt, und Treſſier erhielt den Auftrag, durch den Erzbiſchof den Wolfſtein bey dem Herzog als einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe und als einen gefährlichen Menſchen anzubringen, gegen welchen man mit einer lettre de cachet verfahren müſſe.

Beaumont, weiland Erzbiſchof zu Paris, ein Menſch, ſelbſt ohne Religion, ohne Sitten, ohne Tugend, ohne Gelehrſamkeit und

ohne öffentliche Achtung, hatte ein Steckenpferd, das er stark ritte, nämlich die Bekehrungssucht. Nicht froher war er, als wenn er einen Ketzer, einen Lutheraner oder Reformirten — zur allein seligmachenden Kirche hammeln konnte. Oft auch kam er damit zu seinem Zwecke, weil er bey Hofe angesehen war, und unermüdet für seine Bekehrten dort angelte. So war der Erzbischof, der Voltairen und Rousseaun das Begräbniß versagte, ja, sogar den Alembert nicht wollte in die heilige Erde senken lassen, im Jahr 1783.

Und diesem Erzbischof entdeckte Tressier das Begehren seines Freundes, des Herrn von Beaumarchais, und bath ihn, dessen edle Absicht bey Monseigneur von Lamballe oder vielmehr bey dessen Gemalin, der Prinzessin von Savoyen Carignan, zu unterstützen. Aber Seine Eminenz, nachdem Sie eine Zeitlang nachgedacht hatten, erklärten, daß sie die Gelegenheit, der heiligen Kirche zu nützen, nicht vorbey lassen würden: vielleicht könnte der deutsche Ketzer bekehrt werden, und dann würde der Lohn dafür im Himmel dereinst weit gröser seyn. Diesemnach erhielt Tressier den Auftrag, den

Deutschen auszuforschen, wie er in Absicht seines Glaubens beschaffen sey; und fände er ihn nicht fest darin, oder nur lenkbar: so sollte er ihn zu seiner Eminenz selbst bringen, welche alsdann das Werk der Bekehrung schon vollenden würden.

Tressier war mit diesem Auftrag im Stillen unzufrieden: denn — dachte er — thut der Deutsche, was der Erzbischof verlanget: so thut er's um seines Vortheils willen, und dann hält er sich gewiß an dem Prälaten, und steigt durch dessen Gunst zu hohen Ehrenstellen, und wir übrigen sind geprellt.

Indessen mußte er doch Beaumonts Auftrag ins Werk richten. Er besuchte daher Wolfstein, und that außerordentlich freundschaftlich mit ihm. Wolfstein war betroffen darüber: denn er hielt wenigstens den Philosophen für nichts weniger als für seinen Freund.

Nicht wahr, mein Bester, sagte Tressier, Sie halten mich für Ihren Antagonisten, weil ich neulich mit Ihnen über den Selbstmord stritt, und durchaus Ihrer Meynung nicht seyn wollte?

Wolfstein: Jeder hat seine eigne Meynung, und jeder hat das Recht zu fodern, daß

ihm jeder andre seiner Meynungen wegen nicht böse werde.

Treffier: Glauben Sie mir, ich denke völlig, wie Sie?

Wolfstein: Und widersprachen mir doch so heftig?

Treffier: Allerdings! Sehen Sie: seit einiger Zeit ist meine Orthodoxie, wegen gewisser freyer Reden, sehr verdächtig geworden; daher nehme ich absichtlich, zumal in Beyseyn Anderer, jede Gelegenheit in Acht, wo ich irgend eine von unsrer Kirche verworfne Lehre bestreiten kann, damit ich die Leute glauben mache, ich sey recht eifrig katholisch.

Treffier hatte den Tag vor seinem Besuch bey Wolfstein die Briefe des Grafen von Passerani durchgelesen, und kramte jezt alles aus, was der durch Verfolgung aufgebrachte, grämliche Italiener, zur Beschönigung des Selbstmords, und zur Herabsetzung des römischen Glaubens gesagt hatte. Wolfstein glaubte, einen Mann von hellen Grundsätzen vor sich zu haben, und ging nun auch bey einem Glas Wein mit der Sprache unverhaltener heraus.

Treſſier merkte wohl, daß Wolfſtein kein eifriger Lutheraner ſey, und lenkte das Geſpräch auf die Veränderung der Religion, aber nur im Allgemeinen, indem er die Frage aufwarf: was von einem Menſchen zu halten ſey, der ſeine Religion verändere?

Wer es aus Ueberzeugung thut, kann entſchuldigt werden, ſagte Wolfſtein: denn er iſt ein Schwachkopf; ſo auch der, welcher dadurch ſehr großen Nutzen ſtiften kann, wie Ihr König. Heinrich der Vierte. Wer aber aus Furcht oder aus Gewinnſucht es thut, und Fratzen um Fratzen vertauſcht, iſt ein ſchlechter Kerl. Alle chriſtliche Sekten-Religionen ſtecken voll Hirngeſpinſte; und ich weiß wahrlich nicht, welche ein vernünftiger Mann vorziehen ſoll.

Treſſier lobte Wolfſteins hellen Kopf, war ganz ſeiner Meynung, und räſonnirte ſo deiſtiſch, ſo frey, daß ſelbſt Wolfſtein ihm einigemal widerſprach, wenn er z. B. behauptete, alles ſey Nothwendigkeit oder Ohngefähr in der Welt; die Fürſehung ſey eine Erdichtung; die Unſterblichkeit ein Hirngeſpinſt u. ſ. w.

Wolfſtein ward endlich gar noch offenherziger gegen Treſſier, und geſtand ihm, daß

er über alle heilige Fratzen der sogenannten göttlichen, unmittelbaren Offenbarung längst hinweg sey, und seine Ueberzeugung, wie jeder vernünftige Mann, in sich selbst, in seiner Vernunft, und seine Beruhigung in seinem Herzen suche und finde, und weiter weder Bibel, noch Pfaffen, nöthig habe. Er zeigte ihm auch noch einige Aufsätze theologischen Inhalts, welche er in müßigen Stunden aufgesezt hatte, der Erholung wegen, wie er sagte.*)

Unter diesen Aufsätzen fand Herr Tressier einen, der ihm ganz besonders gefiel. Der Aufsatz führte die Aufschrift: „Kurzer Inbegriff der biblischen Geschichte;" und da er nur kurz ist, so wollen wir ihn hier mittheilen.

„Da man nicht weiß, wie lange die Welt schon da ist, und man doch alles dieses wissen muß, indem man sonst Alles weiß: so hat man

*) Manche Leser mögten nicht glauben, daß man sich an theologischen Dingen Erholung von Geschäften verschaffen könnte; doch aber las noch neulich ein Mann, der sich immer mit nüzlichen Dingen beschäftigt, den Brief an die Demetrias von Pelagius, mit D. Semlers steifen, schwerfälligen Anmerkungen, zur Erholung von seiner Arbeit.

festgesezt,*) daß sie vor beynahe sechstausend Jahren von Gott sey erschaffen worden. Gott, der nach der Lehre der Bibel Alles, was möglich ist, auf Einmal thun kann, hatte doch sechs Tage nöthig, um die Welt zu Stande zu bringen. Endlich ward er müde, und ruhte den siebenten Tag aus von seiner schweren Arbeit: denn es mag keine Kleinigkeit seyn, eine Welt zu fabriciren! Die Ruhe schmeckte ihm so gut, daß er sich entschloß, ferner nichts mehr zu thun; und so gab er sich auch nicht die geringste Mühe mehr, seine Welt noch nachzubessern: und dieß ist der Grund des vielen Uebels in der Welt. Doch wollte er noch zum Ueberfluß ein Weib schaffen. Er verwandelte also eine Rippe aus des ersten Mannes Leib in ein Frauenzimmer. Das erste Paar Menschen lebte glücklich; da sie aber einem Befehl, den ihnen Gott, man weiß nicht, warum? gegeben hatte, nicht gehorch-

*) Statuit sancta Ecclesia. Dieß ist die Formel, womit ein Haufen stolzer, unwissender und herrschsüchtiger Pfaffen, genannt Concilium, zu allen Zeiten die dunkelsten widersprechendsten Lehren beschlossen. Willkühr und Obermacht war also von jeher die Quelle und die Logik des Pfaffensystems.

ten: so verwandelte er sie in unvollkommene und unglückliche Geschöpfe.“

„Die Menschen nährten sich auf der Erde, wurden böse, und Gott, welcher dieß alles nicht voraus gesehen hatte, ob er gleich allwissend ist, ärgerte sich, daß er sich mit Schaffen abgegeben hatte. Aber es war einmal geschehen! Er dachte also über Verbesserungsmittel nach, und fand endlich folgendes: er bedeckte die Erde mit Wasser, damit alles, was gesündigt hatte, umkäme. Freylich kamen auch die Thiere um, die nicht gesündigt hatten: Gott aber wollte doch die Erde nicht leer von lebendigen Wesen lassen. Er beredete also den Noah, einen großen Kasten zu bauen. Gott machte den Riß dazu und beyde arbeiteten stark daran. Nach Verlauf von hundert Jahren war der Kasten schon fertig: und so rettete Gott den Noah. Als aber dessen Nachfolger wider Gottes Willen einen hohen Thurm bauen wollten, so bediente er sich einer List, um sie daran zu verhindern: er machte nämlich, — so schwer das Erlernen fremder Sprachen sonst ist — daß die Leute auf einmal fremde Sprachen redeten, und sich einander nicht mehr ver-

ſtanden: Und daher kömmt das Lateiniſche, Griechiſche, Deutſche, Arabiſche u. ſ. w.“

„Endlich nach vielen Jahrhunderten kam ein Haufen Spizbuben aus dem tiefen Arabien, welche erſt Afrika ausplünderten, hernach ſich über Paläſtina hermachten, und die rechtmäßigen Einwohner auf Gottes Befehl alle todtſchlugen: dieſe Ungerechtigkeit hat Gott befohlen, ſeiner unendlichen Gerechtigkeit unbeſchadet.“

„Bey dieſem Volk, welches das ſchlechteſte und verächtlichſte Volk auf der Welt war, begab es ſich, daß ein junges Frauenzimmer, welches verlobt war, ohne Theilnahme ihres Bräutigams Joſeph durch ein Wunder ſchwanger ward.*) Maria, ſo hieß das ſchwangere Mädchen, war geſchickt genug, ſich durch einen blauen Dunſt zu entſchuldigen, wie denn auch heidniſche Damen ihre Liebhaber für Götter ausgaben. Ihr Kind hatte große Fähigkeiten, aber ſein Stand war gering und verachtet. Er ward müde, Joſephs Zimmergeſelle zu bleiben, und ſuchte Mittel, ſich einen Namen zu machen.“

*) Bey andern Frauenzimmern geſchieht dergleichen ſehr oft ohne Wunderwerk.

„Er hatte die Träumereyen einiger alten Juden gelesen, und entschloß sich, der Held ihres Romans zu werden. Bey dem dümmsten Volke auf dem Erdboden gelang ihm dieses; aber der aufgeklärtere Theil der Nation sah nichts an ihm, als einen Betrüger. Der fanatische Pöbel wollte ihn zum König machen, aber er endigte seine Rolle damit, daß er aufgehangen wurde: Er hatte, um sich Anhang zu verschaffen, versprochen, das jüdische Volk von dem Römischen Druck zu befreyen, aber er fand dieß unmöglich, und sagte nun: sein Reich sey nicht von dieser Welt. Man machte ihm Vorwürfe, daß er, der mit hohen Dingen öfters geprahlt hatte, nicht einmal dem Tode entgehen könnte; aber da hieß es: seine Stunde sey gekommen. Das Volk sah sich betrogen und entsagte seinem Irrthum; und nur noch einige leichtgläubige Weiber blieben standhaft seine Anhängerinnen."

„Nach seinem Tode fanden sich seine eilf Jünger, welche ihn vorher im Stiche gelassen hatten, wieder zusammen. Diesen Fanatikern hätte die Aufnahme und die Ehre gefallen, die sie ihres Meisters wegen hier und da genossen, und sie zogen lieber im Lande herum, als daß sie hät-

ten durch Arbeit ihr Brod verdienen sollen. Sie fingen daher an, die Lehre ihres Meisters Jesus herum zu predigen, und wegen der Strenge ihrer Moral, die stolz und stoisch machte, gelang es ihnen, wie es sechs hundert Jahre nachher auch dem Mahomet gelang."

„Die Anhänger dieser Prediger nannten sich Christen, und mehrten sich im ganzen Römischen Reiche sehr wunderbar. Anfänglich litten sie Verfolgung von den Juden, ihren Glaubensbrüdern, aber diese wurden von den Römern bald selbst unterdrückt. Die toleranten Römer nahmen keine Notiz von den Christen, bis diese endlich allerley Unordnungen anfingen, die Obrigkeiten, und selbst den Kaiser lästerten, die Religion des Staats stöhrten, und rebellische Zusammenkünfte hielten. Da aber fingen auch die Römer an, sie zu verfolgen. Allein nach einigen Jahrhunderten nahm Constantin, ein Mann, der alle Laster und keine Tugend besaß, der sich mit den abscheulichsten Schandthaten besudelt hatte, selbst die Religion der Christen in Schutz: und nun überwältigten diese das Heydenthum und beherrschten nach und nach ganz Europa."

„Seit dieser Zeit war die Religion der Christen die Quelle unendlicher Zänkereyen, Kriege und Abscheulichkeiten. Die Christen waren jederzeit die grausamste intoleranteste Sekte der Erde, aber auch zugleich die lasterhafteste und ausschweifendste. Wäre nun die Religion der Christen von Gott: wie könnten ihre Anhänger noch so kurzsichtig, so gottlos und so lasterhaft seyn? Ich dächte doch, daß man in achtzehn Jahrhunderten den wohlthätigen Einfluß einer göttlichen Lehre wohl hätte sehen müssen! Aber sonderbar: je humaner die Menschen sind, desto weniger sind sie Christen; und umgekehrt." —

Dieser Aufsatz, den Wolfstein aus einer Handschrift von Freret übersezt hatte, um das Einseitige darin zu seiner Zeit zu berichtigen, gefiel Tressier sehr, und er bath ihn um die Gefälligkeit, ihm denselben mitzutheilen. Wolfstein that es ohne den mindesten Anstand.

Tressier, hiedurch kühner gemacht, stöhrte weiter in Wolfsteins Papieren, und fand noch einen Aufsatz, der den Titel führte: „Noten zu dem Hirtenbrief Seiner Eminenz des Herrn Erzbischofs Beaumont gegen Rousseau," und als Wolfstein eben an die Thüre

ging, um zuzusehen, warum sein Hund auf dem Vorsaal bellen mögte, steckte er diesen Aufsatz geschwinde zu sich, und nach mehrern Versicherungen seiner Freundschaft und Ergebenheit empfahl er sich zum Schönsten, froh, nun Mittel in der Hand zu haben, seinen Feind ganz sicher zu stürzen.

Eilftes Kapitel.

Üble Folgen der dummen Streiche von Wolfstein.

Das erste, was Tressier bey seiner Zuhausekunft vornahm, war, die Noten zu Beaumonts Hirtenbrief durchzulesen. Da fand er allerliebste Sachen, den hochwürdigsten Herrn Erzbischof betreffend. Dieser nämlich erschien darin als ein intoleranter, unwissender, lasterhafter Pfaffe; und dabey waren sehr bittere Anmerkungen über die sämmtliche Gallikanische Geistlichkeit angebracht. Wolfstein hatte den Stoff dazu in der Gesellschaft Alemberts,

Diderots und Andrer eingesammelt und ihn niedergeschrieben, weil er das Ganze an einen Vertrauten in Deutschland schicken wollte, der den Druck davon veranstalten und nachher Exemplare unter der Hand nach Frankreich schicken sollte.

Tressier war sehr erfreut, daß Wolfstein dem Erzbischof so arg zu Halse gegangen war: er wollte diesen gegen jenen aufhetzen, und außerdem haßte er den Erzbischof, an dessen Aerger er sich nun weiden wollte.

Er ging ins Palais Seiner Eminenz, ließ sich melden, wurde vorgelassen und gefragt: was er gut's Neues brächte: denn der geistliche Herr ließ sich gern was erzählen, sollte es auch die elendeste Gassen-Neuigkeit gewesen seyn. Tressier versicherte, daß er für jezt nichts Neues wisse, weil er keine Zeit gehabt hätte, sich nach den Begebenheiten des Tags zu erkundigen, indem ihm das aufgetragene Geschäft, den deutschen Sprachmeister auszuhorchen, alle Zeit geraubt habe.

Ah bon, rief der Prälat: wie weit sind Sie gekommen? Haben Sie die Gesinnungen des Mannes untersucht?

Treſſier: Vollkommen, Ihre Eminenz!

Beaumont: Nun, glauben Sie denn, daß er ſich geben und die Wahrheit erkennen und bekennen wird?

Treſſier: Das glaube ich nicht, Hochwürdigſter Herr.

Beaumont: Die Ketzer pflegen freylich zu Anfange verſtockt und halsſtarrig zu ſeyn: aber mit der Zeit wirkt die göttliche Gnade dennoch, und die Fackel des Evangeliums leuchtet ihnen in die Augen und ins Herz.

Treſſier: Kann ſeyn, Hochwürdigſter; aber belieben Ihre Eminenz dieß zu leſen. (Er giebt ihm Wolfſteins theologiſchen Aufſatz.)

Beaumont: (nach dem Leſen, lachend) Ah, das iſt noch gar nichts! ich hab' wohl Andre bekehrt, die viel heftiger loßzogen. Dieß da beweiſet blos, daß der Teufel mit den Kindern des Unglaubens ſein Spiel hat; aber was kann die Gnade nicht! Ich will den Mann ſprechen, und hoffe, daß mein Anſehen ihn bewegen wird, wenigſtens zuzuhören; und hört er nur zu, ſo muß er ſich geben. Ich will mich zwar nicht

rühmen; aber im Ueberzeugen kenne ich meine Stärke.

Treſſier: Das Anſehn Ihrer Eminenz ſcheint bey dem Manne nicht recht zu gelten.

Beaumont: Wie? das Anſehn eines Erzbiſchofs, eines Cardinals nicht? — Nein Herr, da irren Sie ſich.

Treſſier: Ich war ſo glücklich, auch dieſen Aufſatz von dem Deutſchen zu erhaſchen! (Er überreicht ihm die Noten zum Hirtenbrief.)

Beaumont: (aufgebracht) Ha, der Böſewicht! (wirft ſich in den Lehnſtuhl.) Nein, das ſoll ſo nicht hingehen! Krepiren ſoll der Bube!

Treſſier wollte noch Einiges hinzufügen, um den Zorn Seiner Eminenz noch ärger anzuſachen; aber der Erzbiſchof raffte ſich auf und verſchloß ſich in ſein Cabinet. — Der Verräther hatte, was er wollte; und eilte mit doppelter Schadenfreude zu Beaumarchais. Dieſem erzählte er alles, und beyde feyerten in Geſellſchaft ihrer Klicke, ein Feſt zum Jubel.

Der Erzbiſchof beſuchte am folgenden Tag den Hof zu Verſailles, und ſtieß gleich auf

die Madam von Lamballe.*) Diese Verſchmizte merkte bald aus des Erzbiſchofs geheimnißvollen, abgebrochnen Reden, daß Seine Eminenz etwas auf dem Herzen haben müßten. Sie nahm ſich alſo die Freyheit, danach zu fragen, und ihm ihren Beyſtand im Voraus zuzuſagen.

Der Pfaffe rückte heraus, und Madam gab ihm ihr Wort, daß Wolfſtein innerhalb acht Tagen in der Baſtille büßen ſollte. Es ſey zwar nur eine Kleinigkeit, jemanden dahin zu fördern, ſagte ſie; aber der Deutſche werde von der Markiſe von Flavigny beſchüzt; und dieſe — vermöge alles beym Finanzminiſter Turgot; Turgot aber ſey allmächtig bey Hofe, könne die ganze Baſtille von Grund aus zerſtören, ſobald er wolle; man müſſe folglich behutſam zu

*) Eine äußerſt ſtolze, bigotte, rachgierige Dame, welche mehr Lettres de cachet oder geheime Verhaftsbefehle hat ausbitten laſſen, als vielleicht Tage im Jahre ſind. Aber ſie hat auch vieler Leute Glück gemacht: jeder Taugenichts durfte ſie nur zur Beſchüzerin annehmen, und er erhielt durch ſie Aemter, Penſionen und andre Vortheile. Als ſie daher ſo abſcheulich geſchlachtet wurde im Jahr 1792, ſo bedauerten ſie alle Taugenichtſe, aber alle redlichen Leute verdammten nur die ungerechte und grauſame Art, womit man ihr, die freylich den Tod zehnmal verdient hatte, das Leben nahm.

Werke gehen, und den Deutschen nicht eher einstecken, als bis Frau von Flavigny nach ihrem Landgut in der Normandie gereiset sey, welches innerhalb acht Tagen geschehen würde.

Der Erzbischof, so ungern er seine Rache aufschob, fand diese Gründe doch hinlänglich, und gab nach.

Indessen lebte Wolfstein ganz ruhig, wartete sehnlich auf die Ankunft seiner Geliebten, die er sich, auf Alemberts Zureden, von Pastor Hollmann erbeten hatte, und bedaurte, daß er die lehrreichen Gespräche und den Umgang seines Gönners Alemberts entbehren mußte, der sich in Neapel mit Lesung alter herkulanischer Inschriften noch immer beschäftigte.

An einem Sonntage früh saß er auf seiner Stube, und las in einem Briefe, den er von seinem Freund aus Italien erhalten hatte, als es an der Thür anklopfte, und auf das Herein, Auguste in seine Arme flog. Zwey junge Leute waren ihre Begleiter: der eine ihr Bruder, und der andre ein deutscher Edelmann, der unter dessen Aufsicht Paris besehen wollte.

Die Scene dieſes Wiederſehens, nach einer ſo langen, ſo Schickſals- und Ahnungsvollen Trennung — auszumalen, überlaſſe ich der Kunſt und dem Gefühl meiner Leſer. Staunen, wiederholtes inniges Umarmen, neues Herzählen der ſchon ſchriftlich mitgetheilten gegenſeitigen Schickſale und Begebenheiten, abwechſelndes Erſchüttern der Herzen durch abwechſelnde Empfindung von Mitleid und Freude — hatten unſre Liebenden allmählig zu mehr Faſſung gebracht: und nun erſt übergab Guſtchens Bruder Wolfſteinen einen Brief von ihrem Vater, worin dieſer ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung bezeugte; aber ſich auch bald den Tranſchein ausbath: denn er könnte, ſchrieb er, ſich nicht eher zufrieden geben, bis er wüßte, daß ſein liebes Kind auf geſetzliche Weiſe mit ihrem Geliebten vereiniget ſey; außerdem gäbe es weder Glück noch Segen.

Der ganze übrige Tag verfloß unſern Liebenden unter lauter wonnigen Geſprächen, und nicht eher, als die Nacht herannahte, merkten ſie, daß für Guſtchens Quartier noch keine Anſtalt getroffen war. Sie war gleich von der Poſt, wo ſie ihren Koffer gelaſſen hatte, zu ih-

rem Geliebten geeilt, und beyde hatten es nicht bedacht, daß es unanständig seyn würde, wenn man ein junges, schönes Frauenzimmer noch in der Nacht in einem Gasthofe unterbringen wollte. Wolfstein aber fand Mittel. Ich, sagte er, gehe mit den Herren zu einem meiner Freunde, und Sie, meine Beste, bedienen sich hier dieses Zimmers. Morgen besorge ich Ihnen ein anderes. Und damit Ihr Hierbleiben nicht auffalle, sage ich meinem Hauswirth, Sie wären meine Schwester, kämen aus Deutschland und hätten hier Geschäfte für Galanterie-Handlungen in Berlin und Leipzig.

Der Vorschlag wurde angenommen, und Wolfstein empfahl sich aufs zärtlichste und führte die beyden Herren zu seinem Freunde. Kaum waren sie eine Gasse durch, so trafen sie einen Menschen an, welchen zwey Andre eben plündern wollten. Einer von ihnen hielt ihm den Dolch auf der Brust, und drohte, ihn zu durchbohren, wenn er um Hülfe schreyen würde; der andre machte sich bereit, ihm Uhren, Schnallen, Börse und seine übrige Habseligkeit abzunehmen.

Wolfstein sah dieß, und nach dem Degen greifen, ihn ziehen, und auf die Spizbuben eindringen, war eins. Eben so machten es seine Begleiter. Die Banditen ergriffen die Flucht, ohne dem Angefallenen das Geringste entwendet zu haben. Als dieser sich ganz frey sah, dankte er Wolfstein und dessen Gefährten für die geleistete Hülfe, und fragte, wem er diesen großen Dienst zu danken habe. Wolfstein sagte ihm seinen Namen und sein Logis: und so schieden sie unter den größten Versicherungen aller Freundschaft, Ergebenheit und Dankbegier.

Früh begab sich Wolfstein zu seiner Geliebten, und ließ für den Tag alle seine Stunden absagen, unter dem Zusatz: daß seine Schwester aus Deutschland da sey, für deren Quartier und andre Bedürfnisse er noch sorgen müsse.

Kaum saßen sie beym Kaffee, als der Ritter Meran erschien, und unserm Wolfstein aufs verbindlichste nochmals dankte, daß er ihn aus den Händen der Banditen gerettet hätte.

Der Ritter war aus einer sehr alten Familie: seine Vorfahren hatten dem Staate wichtige Dienste geleistet, dabey aber vergessen, sich zu

bereichern: und so war Meran nicht in der besten Lage. Doch hatte er das Glück gehabt, dem Herzog von Chartres*) einige Dienste zu leisten, und dieser nahm ihn hernach dafür in Schutz, und unterstützte ihn auf alle Weise.

Meran mußte freylich viel sehen und hören, und sich manches Unanständige gefallen lassen, welches er nicht würde gethan haben, wenn es besser um seine Oekonomie gestanden hätte. Aber jezt — was wollte er machen!

Wolfstein freute sich, daß sein Erretteter ein Mann von artigen Sitten, schönen Kenntnissen, und guten Grundsätzen war, und der Ritter versprach ihm, alles zu thun, was er von ihm verlangen würde. Er machte ihm nicht einmal ein Geheimniß aus seinem Verhältniß mit dem Herzog von Chartres, und bewies ihm, daß er durch diesen Manches bewirken könnte. Wolfstein merkte sich das, und ward froh darüber: denn er wünschte nichts sehnlicher, als seinem Gustchen ein ruhiges Leben und hinlängliches Auskommen zu verschaffen.

---

*) Hernach Herzog von Orleans; dann Egalité. Die Erde trägt selten einen schändlichern Menschen, als diesen gefürsteten Juden.

Der Wirth des Hauses, welches unser Held bewohnte, erfuhr, daß die Mamsell Schwester des deutschen Gelehrten angekommen sey, und schickte Frau und Tochter hinauf, sie zu unterhalten und ihr ihre Dienste anzubieten. Der Tochter gefiel das unbefangene, naive Wesen an Gustchen; und da sie ein so artiges Frauenzimmer gern immer um sich zu haben wünschte, so schlug sie ihr vor, ein Zimmer in ihrem Hause einzunehmen, um so mehr, da sie dann ihren cher frère immer nahe haben würde. Wolfstein sowohl als seine Geliebte oder sogenannte Schwester hatten nichts einzuwenden, und Mamsell Gustchen bezog ein artiges Zimmer neben dem der Mamsell des Hauses. Ihr Koffer wurde auch gleich von der Post geholt, ihre Kleider ausgepackt, durchmusiert, und sofort mußte Schneider und Nätherin drüber her, um sie nach der Pariser Mode umzuformen: sie sollten nämlich noch gar zu sehr nach Deutschland schmecken. Den folgenden Tag war Gustchen in Absicht Ihres Putzes schon eine Pariserin, ob ihr gleich jenes Air noch fehlte, welches die Pariser Schönen so vortheilhaft auszeichnet, daß kein Mensch in der Welt sie liebenswürdig fin-

den mag, ob man ihnen gleich Schönheit und Reize nicht absprechen kann.

In der französischen Sprache hatte Gustchen sehr wenig Fertigkeit; aber Mamsell Relieut — so hieß die Wirthstochter — behauptete, dieß sey nur eine Kleinigkeit: die französische Sprache habe so viele Reize, daß jeder, der sie nur anfinge, auch bald lernte: Ihre Sorge sollte es wenigstens seyn, die Mamsell de Wolken darin bald zu perfektioniren.

Zwölftes Kapitel.

Wolfstein in der Bastille.

Der Ritter Meran besuchte seinen Retter oft, und vermogte ihn auch bald, ihn mit Gustchen nach Versailles zu begleiten, um da die Schönheiten der Natur und der Kunst in Augenschein zu nehmen. Er zeigte ihnen an diesem damals so glänzenden Orte, wo aber jezt Eulen und Uhu's residiren, alle Merkwürdigkeiten, die

Züge und Verſtand ergötzen konnten. Als ſie die prächtigen Gärten beſahen, hörte der Ritter ſich beym Namen rufen, wendete ſich um und erblickte den Herzog von Chartres, der ihn zu ſich winkte.

Wer iſt der junge Mann, den Sie da herumführen? fragte er, als Meran zu ihm heran war.

Meran: Das iſt der junge Deutſche, welcher mir neulich gegen die Räuber geholfen hat, wie ich Ihnen ſchon erzählt habe, Monſeigneur.

Herzog: So? und das Frauenzimmer, mit dem er ſo vertraut thut?

Meran: Iſt ſeine Schweſter.

Herzog: Wahrlich ein hübſches Mädchen! Der Deutſche ſcheint ein braver Mann zu ſeyn.

Meran: Das iſt er gewiß: er wäre der Gnade und der Protection Ihrer Hoheit allerdings würdig.

Herzog: Die ſoll ihm werden, ſobald er ſie nöthig hat; Verſichern Sie ihn deſſen.

Der Herzog ging weg, näherte ſich aber immer wieder, und betrachtete Guſtchen ſehr bedeutend. Endlich verſchwand er. Aber ſchon den andern Tag entdeckte er ſeinem Günſtling,

daß ihm die deutsche Schöne gefalle, und daß er sich wohl entschließen könnte, ihr eine Ehre anzuthun und sie in die Zahl seiner Bekanntschaften aufzunehmen: es würde wohl leicht angehen, meynte er.

Das glaube ich nicht, gnädigster Herr, erwiederte Moran: die deutschen Mädchen haben wunderliche Begriffe und seltsame Vorurtheile von Ehre und Schande; und bey der Mamsell Wolfstein würde jezt noch der König selbst übel ankommen. Aber lassen Sie das Mädchen nur noch einige Zeit in Paris seyn, so wird sie ihre deutschen Vorurtheile wohl ablegen, und sich ergeben.

Der Herzog war damit zufrieden, und gab sich für dasmal leichter, als er sonst würde gethan haben, wenn nicht Herr Le Blanc, sein Leib-Chirurgus, ihm eine strenge Diät in Absicht des Frauenzimmers vorgeschrieben hätte. Seine Hoheit hatten sich bey einem Italiänischen Opern-Mädchen so verdorben, daß Hochdenselben die Umarmung eines andern Mädchens auf lange Zeit unmöglich war. Entweder also sollte Mamsell Wolfstein erst die Pariser Sitten anlernen: und dann wollten

Hochdieſelben eine Bewerbung anfangen, an deren glücklichen Erfolg Sie ganz und gar nicht zweifelten.

Wolfſtein fand täglich mehr Geſchmack an dem Ritter; und offenbarte ihm ſogar, daß Gnſtchen nicht ſeine Schweiſter, ſondern ſeine Geliebte ſey, und daß er ſich mit ihr verbinden werde, ſobald Alembert zurück ſeyn würde.

Meran ſtuzte, doch erſchrack er nicht: denn er war gleich Anfangs feſt entſchloſſen, das gute Mädchen, da er ſie noch für Wolfſteins Schweſter hielt, nie in des Herzogs Arme zu ſpielen; und jezt, da er wußte, daß ſie die Geliebte ſeines Retters war, änderte er ſeine Geſinnungen noch weniger.

Vergebens hatte man drey ganze Wochen auf die Reiſe der Madam von Flavigny nach der Normandie gewartet, als dieſe endlich erfolgte. Gleich darauf drang der Erzbiſchof in die Frau von Lamballe, den Verhaftsbefehl gegen Wolfſtein auszuwirken, und Madam war auch ſo geſchickt, durch einen ihrer Creaturen die königliche Unterſchrift wirklich zu erhalten. Wer war froher als der Erzbiſchof, ſein geheimer Rath, Mosjöh Treſſier, und deſſen

Protektor Beaumarchais, nebst dem gewissenhaften Advokaten Pitaval. Aber Pfaffen, Philosophen und Advokaten gehen immer mit Tugend, Recht und Gerechtigkeit um, und schätzen diese Waare daher selten — nach dem Sprichwort: Quotidiana vilescunt.

Eines Abends saß Wolfstein, Meran und Gustchen ganz traulich beysammen, als die Thüre auf einmal auffuhr, und ein Häscher nach Wolfstein fragte, ihm dann die lettre de cachet vorwies, und ihn nun bath, ihm zu folgen. Vor der Thüre warteten noch einige Polizeydiener, um, im Weigerungsfall gleich Hand anzulegen.

Gustchen sank in Ohnmacht, Wolfstein stand wie versteinert, und würde noch lange so gestanden seyn, wenn Ritter Meran ihm nicht gezeigt hätte, daß hier gegen die Nothwendigkeit keine Rettung sey, und daß er sich fügen müsse. Aber, sezte er hinzu, ich rette Sie gewiß, und morgen oder höchstens übermorgen sind Sie wieder frey.

Wolfstein wollte seine Geliebte nicht in ihrem trostlosen Zustande verlassen, und selbst der Häscher schien so gerührt, daß er ihm er-

laubte, zu bleiben, bis sie sich würde erholt haben. Dieß geschah auch endlich durch die Bemühungen der Frau vom Hause und deren Tochter.

Ich beschreibe den Abschied nicht, den Wolfstein von seinem Mädchen nahm: sie sprachen zwar deutsch, und doch zerflossen die französischen Zuschauer in Thränen. Endlich stieg Wolfstein mit seinen Begleitern in den Wagen, und rollte mit ihnen der Bastille zu. Man wies ihm hier gleich ein Gefängniß an, und sperrte ihn ein.

Der edle Meran begab sich eine halbe Stunde später, nämlich noch um eilf Uhr des Nachts, in die Bastille, und foderte mit dem Kommendanten zu sprechen. Als dieser den Namen des Ritters hörte, ließ er ihn gleich vor sich kommen: denn er kannte ihn, und wußte, daß er alles bey dem Herzog von Chartres galt. Da er nun selbst eine Creatur dieses Prinzen war, und durch ihn die Stelle, welche er bekleidete, erhalten hatte, so war er außerordentlich artig mit allen denen, welchen der Herzog hold war.

Herr Kommendant, sagte Meran, man hat einen Gefangnen diese Nacht hieher gebracht, aber der Mann ist kein Verbrecher: man will ihn nur gegen eine Faction schützen, die ihm auflauert. Es ist der Herzog von Chartres selbst, der die lettre de cachet gegen ihn bewirkt hat. Der Herzog läßt Sie also bitten, dem Gefangenen gut zu begegnen, ihm gutes Zimmer und gute Pflege zu geben, und zu erlauben, daß man ihn besuche.

Herzlich gern, lieber Chevalier, antwortete der Kommendant: aber daß nur ich nicht in die Dinte komme!

Sorgen Sie für nichts! Der Herzog steht Ihnen für alles. Jezt aber lassen Sie mich zu dem Gefangenen.

Das geschah. Wolfstein erschrack über Merans Ankunft, und fiel ihm mit Thränen um den Hals.

Freund, sagte Meran, sagen Sie mir, was Sie verbrochen haben. Ohne Ursache hat man Sie nicht hieher gesezt. Sie müssen große Leute beleidiget haben.

Wolfstein wußte vom hellen Tag nichts; erzählte aber doch, was er von Beaumar-

chais gegen Pitaval und Treſſier geſpro-chen hatte, und was er zu dieſem über den Erz-biſchof habe fallen laſſen. Er verſchwieg auch nicht, daß er dieſem einen theologiſchen Aufſatz zum Durchleſen mitgegeben habe.

Das iſt genug, mein Freund, um ihnen Feinde zu machen. Sie haben ſehr unklug ge-handelt: denn Sie kennen die Herren hier noch nicht. Aber es iſt ſchon gut, daß ich nur weiß, mit wem Sie zu thun haben. Es ſoll bald an-ders werden. Morgen früh ſpreche ich Ihrent-wegen mit dem Herzog.

Wolfſtein dankte ſeinem Freund und Me-ran entfernte ſich, nachdem er ihm die mög-lichſte Gleichgültigkeit empfohlen hatte. Der Kommendant ſchickte dem Eingeſperrten noch um Mitternacht kalten Braten und Wein, und gute Betten: aber er hatte keinen Appetit, und ſchlief auf den guten Betten doch nur äußerſt ſchlecht.

Meran begab ſich zu Guſtchen zurück, und verſicherte ſie, daß ſie ihren Geliebten bald wieder frey ſehen ſollte. Aber das gute Mädchen weinte immer fort, und blieb untröſtlich.

Den andern Tag ging Meran zu dem Herzog von Chartres, und erzählte ihm das Unglück, welches Wolfstein begegnet war, und zwar, wie sich vermuthen ließe, durch Betrieb des Erzbischofs und der Frau von Lamballe.

Der Herzog haßte den Erzbischof: denn als er die reiche Prinzessin von Penthievre heirathen wollte, widerrieth Beaumont deren Vater, dem Herzog von Penthievre, diese Verbindung zuzulassen, und sezte hinzu, der junge Herr sey ein wüster, ausschweifender Mensch, welcher die schöne, tugendhafte Prinzessin unglücklich machen würde. *) Dieß hatte Chartres wieder erfahren, und war von da an ein Erzfeind des Prälaten. Und schon aus diesem Grunde würde er sich des Gefangenen angenommen haben. Es kam aber noch, wie man weiß, auch das hinzu, daß Wolfstein, der in der Bastille saß, der Bruder eines Mädchens war, welches dem Wollüstling gefallen hatte. Wie konnte er sich besser bey ihr in Gunst setzen, als wenn er ihren Bruder befreyte! Er entschloß sich also kurz und gut, sich Wolfsteins an-

*) Ist auch geschehen.

zunehmen, aber die Sache doch einzufädeln, daß er Vortheile daraus ziehen könnte.

Will aber auch die Schweſter, fragte er Meran, daß ihr Bruder frey werde?

Meran: O Gott, gnädigſter Herr, die weint ohne Unterlaß um ihn.

Herzog: Das iſt vielleicht Verſtellung. Ich werde ſie heute Nachmittag ſelbſt ſprechen: kommen Sie gegen fünf Uhr zu mir: ich will mit Ihnen zu ihr fahren.

Meran eilte vom Herzog zu Guſtchen, und ſagte ihr, was für einen vornehmen Beſuch ſie zu erwarten hätte. Das gute Kind erſchrack darüber: denn außer dem Edelmann ihres Dorfes hatte ſie noch mit keinem hohen Herren geſprochen. Alſo war ſie in ſehr großer Verlegenheit, da ein Prinz vom königlichen Stamm zu ihr kommen wollte. Meran indeß machte ihr Herz, und verſicherte ſie, dieſer Prinz beſitze keinen Stolz, und behandle jederman freundlich. Außerdem ſtellte er ihr vor, daß Chartres allein im Stande ſey, ihren Geliebten frey zu machen; ſie mögte ihn alſo ja recht freundlich aufnehmen; aber um alles in der Welt ihm nicht entdecken, daß ſie Wolf-

ſeins Geliebte ſey: ſie ſollte ihn immer in dem Wahn laſſen, ſie ſey ſeine Schweſter.

Wenn Guſtchen dieſen Rath näher bedacht hätte, ſo hätte ihr der lezte Umſtand Verdacht erregen müſſen. Aber die Schuldloſe ſteckte zu tief im Kummer, und argwohnte nichts.

Dreyzehntes Kapitel.

Befreyung aus der Baſtille.

Nachmittags gegen ſechs Uhr erſchien der Herzog in Guſtchens Zimmer, war ſehr artig, und verſprach ihr, ihren Bruder den folgenden Tag aus der Baſtille wieder frey zu machen.

Aber warum denn heute nicht? gnädigſter Herr, fragte Guſtchen. Gott, wenn er doch noch heute frey werden könnte.

Herzog: Das geht nicht, ſchönes Kind: ich muß deswegen mit dem König ſelbſt reden, alſo erſt nach Verſailles fahren. Ich fahre zwar auch noch heute dahin; aber wenn ich hin-

komme, ist der König schon betrunken, und erst Morgen Vormittag ordentlich sprechbar.

Gustchen: Gott, Sie wollten meines Wolfsteins wegen mit dem König sprechen?

Herzog: Allerdings, meine Schöne! Der König hat ihn setzen lassen, er allein kann ihn nun auch befreyen. Es wird zwar Mühe hoben, den Monarchen dahin zu bereden; aber ich werde ja sehen! —

Gustchen: O Monseigneur, ich bitte Sie auf den Knieen, helfen Sie meinem armen Bruder, und des Himmels Segen begleite Sie.

Der Herzog versprach alles, und ging weg in Gesellschaft des Ritters: die Frau aber vom Hause und die Mamsell stürzten zu Gustchen herein, umarmten sie, und wünschten ihr Glück, eine solche Bekanntschaft gemacht zu haben. O, nun vermögen Sie alles, rief die Mamsell: wer so einen Herrn zum Freunde hat, der ist in Frankreich wie König. — Gustchen verstand den Sinn dieser Worte nicht; konnte also auch die schnippige Mine nicht deuten, womit Madam und Mamsell ihr Compliment begleiteten.

Meran fragte den Herzog unterwegs, ob er wirklich mit dem König reden würde. Nein,

sagte der Mächtige ganz kalt: Morgen Abend soll der Kommendant den Gefangenen doch so herauslassen. Ich habe nur gesagt, daß ich mit dem König reden würde, um meinem Dienst, den ich dem Deutschen leiste, mehr Wichtigkeit zu geben.

Meran verstand den Herzog; war aber doch zu ehrlich, als daß er ihm auch nur den geringsten Beystand hätte leisten sollen. Der Herzog reisete wirklich den folgenden Morgen nach Versailles, aber nur, um einem Hof-Feste beyzuwohnen, vorher aber schrieb er doch noch folgenden Zettel an den Kommendanten der Bastille:

Sie, mein Herr Kommendant, werden den gefangenen Deutschen noch heute freylassen; aber so, daß seine Loslassung in der Bastille kein Aufsehn mache. Für alles Andre stehe ich, und bin wieder einmal zu Diensten,

Herzog von Chartres.

Meran trug den Brief zum Kommendanten: und dieser ließ sofort Wolfstein auf sein Zimmer kommen, und kündigte ihm an, daß er wieder frey sey, und nach einigen Stunden die Wohnung des Despotismus verlassen dürfe.

Wolfstein war außer sich vor Entzücken, und dankte dem Kommendanten, noch mehr aber dem Ritter, welchen er als den Hauptuheber seiner so baldigen Befreyung ansah.

Keine Komplimente, sagte Meran; aber, damit Sie's wissen, heute bleiben Sie nicht in Paris: wir fahren noch einige Meilen auf ein Lustschloß des Herzogs, wo Sie in Sicherheit leben können, bis es Ihnen vielleicht gefällt, wieder aufzutreten, doch ohne Gefahr vor Ihren Feinden. Zudem muß ich Ihnen noch sagen, daß Alembert zurück ist und Sie noch diesen Abend sprechen will. Ich werde Sie um zehn Uhr in einem Wagen dahin führen.

Wolfstein war sehr froh, seinen Alembert wieder in der Nähe zu haben; aber noch mehr begehrte er nach seiner Buste. Sehr begreiflich, erwiederte Meran; aber die können Sie heute durchaus nicht sprechen: denn so eine Zusammenkunft würde Aufsehn erregen; Morgen aber kann Rath dazu werden: darauf verlassen Sie sich!

Also mußte unser Held blos damit zufrieden seyn, für den Tag nur seinen Alembert zu sprechen. Alembert umarmte ihn als Freund,

verwies ihm aber seine Unklugheit mit Nachdruck, und ermahnte ihn, Frankreich zu räumen, und dieß je eher je lieber.

Ich höre zwar, fuhr er fort, daß der Herzog von Chartres sich Ihrer annimmt und Ihnen seinen Schutz zusagt. Er ist auch mächtig genug, Wort zu halten; aber glauben Sie denn, daß der es ohne Lohn thun mögte? — Und werden Sie dem wohl den Gefallen erweisen könnnen und wollen, den er fodern wird?

Wolfstein: Welchen Gefallen könnt' Ich einem Prinzen erzeigen, wie der Herzog von Chartres ist!

Alembert: Freylich wird er kein Geld fodern, aber er fodert vielleicht Aufopferungen, welche höher kommen, als alles Geld und Gut.

Wolfstein: Wie so?

Alembert: Wenn z. B. der Herzog die Gunst Ihrer Geliebten suchte, die er für Ihre Schwester hält?

Wolfstein: (erschrocken) Unmöglich!

Alembert: Ungewiß, wollen Sie sagen, aber nicht unmöglich: denn der Wollüstling hat der Art Kunstgriffe schon mehr gebraucht. Ich will indeß zwar nichts behaupten, aber genug,

Ihre Ruhe fodert es, daß Sie Frankreich verlaſſen. Morgen wird es bekannt, daß der Düc Sie befreyt hat. Jederman wird ſchweigen, ſelbſt der Erzbiſchof und die Lamballe: denn alles fürchtet ſich vor dem Herzog, indem er nichts ſchont, um ſeine Leidenſchaften zu befriedigen. So lange der Düc Ihnen gut iſt, ſind Sie gedeckt; aber verlieren Sie dieſe Stütze, ſo ſind Sie verlohren, und niemand rettet Sie. Alſo iſt mein Rath, Sie räumen Frankreich, ſo bald Sie können.

Wolfſtein: Ich ſoll alſo heimlich ein Land verlaſſen, wo ich als ein Verbrecher eingeſteckt wurde, ohne meine Unſchuld vertheidigt zu haben?

Alembert: Freund, Sie ſind nicht unſchuldig: ſchon Ihre Anmerkungen zu Beaumonts Hirtenbrief ſind nicht ohne alle Schuld. Aber geſezt auch, Sie wären völlig unſchuldig, ſo iſt es Ihre Pflicht, Ihrer und Ihrer Geliebten Ehre, Ruhe und Sicherheit eine chimäriſche Vertheidigung aufzuopfern.

Der Ritter hatte bisher geſchwiegen, nun aber fing auch er an zu reden, und beſtätigte den Rath des Akademiſten. Wolfſtein ver-

sprach denn zu folgen, und fuhr mit dem Ritter nach Fontainebleau, auf ein Landhaus des Herzogs.

Den andern Tag, früh Morgens, begab sich der Ritter nach Paris zurück, und besuchte Gustchen. Sie war heiter, und wollte gleich zu ihrem Wolfstein gebracht seyn.

Wer hat Ihnen denn schon gesagt, daß er wieder frey ist? fragte der Ritter.

Gustchen: Ih, mein Gott, der Herzog selbst hat mir das melden lassen! Es war ein sehr artiger Herr heute früh hier, und sagte mir, daß Sie meinen Wolfstein nach Fontnine-bleau gebracht hätten, und mich bald auch dahin bringen würden.

Der Ritter merkte, wer ihm zuvorgekommen war, nämlich eine Creatur des Herzogs, welche sich Mühe gab, allen dessen Neigungen zu fröhnen. Aber für jezt durfte Gustchen noch nicht fürchten, von dem Wollüstling thätig angegriffen zu werden. Die erwähnte Curzeit war noch nicht zu Ende; und die erschöpfte und beschädigte Hoheit wußten, wie sehr viel auf die ge-

naue Befolgung der Vorschriften ihres Aeskulaps ankam: Es mußte also noch Pause gemacht werden, und dieß bis zur völligen Herstellung des Gewitzigten.

Der Ritter fand also kein Bedenken, Guschen nach Fontainebleau zu bringen. Er that es und freute sich recht innig an der Zusammenkunft zweyer Liebenden, die man vorher gewaltsam getrennt hatte. Einige Tage lebte Wolfstein in seines Guschens Gesellschaft ganz heiter und ruhig: aber er erhielt abermals einen Brief von Alembert durch den Ritter, worin er ihn aufs inständigste nochmals bath, seinen Abzug aus Frankreich zu beschleunigen. Jezt war seine Ruhe von neuem hin. Weil ihm aber der Ritter vorstellte, daß der Herzog ja noch nicht das Mindeste vorgenommen hätte, worüber er mit Recht zürnen könnte, und er noch immer bleiben könnte: so blieb er, und Alemberts Brief wurde hingelegt

Eines Morgens indeß kam Guschen mit thränenden Augen auf Wolfsteins Zimmer, und zeigte einen Brief, welchen ihr ein Unbekannter gebracht hatte. Er war von ihrem Bruder und lautete also:

Meine liebe Schweſter,

Wüßte ich, daß Du an einer ſchändlichen Kabale Theil hätteſt, die man gegen Deine Ehre ſchmiedet: ſo würde ich Dich Deinem Schickſal überlaſſen, und nicht mehr denken, daß eine Schweſter für mich noch lebe. Aber noch hoffe ich, daß Du unſchuldig biſt, und glaube noch immer an Deine Tugend. Du weißt vielleicht noch nichts von der abſcheulichen Sache, die man mit Dir vorhat: ich will ſie Dir alſo erzählen.

Geſtern war ich mit meinem Baron in einer vornehmen Geſellſchaft, wo unter anderm von Deinem Wolfſtein — mögte er doch dieſes Beywortes noch würdig ſeyn! — geſprochen wurde. Ich ward natürlich ſehr aufmerkſam, und verlohr von dem, was geſagt wurde, auch kein Wort. Da hörte ich denn, daß der Herzog von Chartres Deinen Wolfſtein aus der Baſtille gerettet habe, aber blos, weil Du ihm gefallen hätteſt. Man nannte Dich die Geliebte des deutſchen Sprachmeiſters, und machte allerley Anmerkungen über ein junges Mädchen, welches einer Mannsperſon ſo weit nachliefe. Gern hätte ich mich Deiner angenommen; aber

ich durfte nicht, ohne mich dem Gelächter und dem Spotte der Gesellschaft auszusetzen. Endlich hieß es gar: Du seyest schon auf einem Landhause des Herzogs, und so gut schon als seine Mätresse, oder er würde Dich dazu erheben, sobald die häßliche Krankheit, womit jezt noch seine Ausschweifungen bestraft würden, völlig geheilt wäre. Ich bin nicht im Stande, den Gedanken an diese Unwürdigkeit zu ertragen, und mögte vergehen, wenn ich mir die Möglichkeit dieser Schande und Erniedrigung vorstelle. Nein, liebe Schwester, es ist unmöglich, daß Du selbst —: Doch Wolfstein — sollte der sich haben blenden lassen? Kaum kann ich es glauben! Aber der Mensch ist ein schwaches Ding, welches sich von Elend und von Hoffnungen mürbe machen läßt! Also —. Doch es muß Rath geschaffet werden! Sey Du nur auf Deiner Hut, und sage Deinem Wolfstein noch heute, daß Du Frankreich verlassen würdest, entweder mit mir allein, oder in seiner Gesellschaft, doch auch dann so, daß ich dabey bin. Mein Baron will zwar nach Italien, und gern begleitete ich ihn; aber ohne Dich in Sicherheit zu wissen, kann ich nicht ruhig in fremden

Leuten herumziehen. Entschließe Dich noch heute: denn Morgen früh komme ich selbst zu Dir, und fodre Deine Antwort. Ich bin Dein

Bruder

Carl Hollmann.

Wolfstein griff nach dem Briefe, um ihn zu lesen, als auf einmal der Herzog ins Zimmer trat, ein kurzes Kompliment machte, Gustchen bedeutend ansah, und Wolfstein bath, mit ihm zu kommen, indem er ihm etwas zu sagen habe. Sie gingen herab in den Garten; und was da verhandelt wurde, erzählt das folgende Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Die Geschichte nimmt eine seltsame Wendung.

Aber, mein Freund, sagte der Herzog, und nahm Wolfstein bey der Hand: ich dächte doch, daß Sie mehr Zutrauen zu mir gehabt hätten!

Wolfstein: Die Verdienste, die Ihre Hoheit um mich und meine Freyheit haben, sind so groß, daß ich strafbar seyn würde, wenn ich mich Ihnen nicht völlig überlassen wollte, und nicht das allervollkommenste Vertrauen auf Sie setzte.

Herzog: Das sollte ich selbst hoffen. Aber warum verschweigen Sie mir denn, daß das junge Frauenzimmer, welches bey Ihnen ist, nicht Ihre Schwester, sondern Ihre Geliebte ist, mit welcher Sie sich in Paris haben verbinden wollen, wie Ihnen Alembert gerathen hatte.

Wolfstein: (seufzt) Ich — Monseigneur — wußte —

Herzog: (schlägt ihm auf die Schulter) Ja, ja, mein Freund, ich verstehe alles! Sie fürchteten sich, Ihr Mädchen, als Ihre Geliebte, aufzuführen; sie sollte für Ihre Schwester gehalten werden: Sie glaubten, man würde ihr nachstellen. Als Bruder, meynten Sie, könnten Sie sich ihrer besser annehmen, denn als Liebhaber, der sich, wie Sie wissen werden, in Paris lächerlich macht, wenn er Eifersucht merken läßt. Und eben dieß macht, daß ich Ihr

nen Ihr wenig Zutrauen zu mir zu Gute halte. Nun aber bitte ich Sie, mir mehr zu trauen. Was gedenken Sie, jezt anzufangen?

Wolfstein: Ich gedenke, Frankreich zu verlassen, und in der Entfernung, in einem Winkel von Deutschland, Ihrer Hoheit Großmuth ganz im Stillen zu verehren.

Herzog: Ich habe schon vieles von Ihren ehemaligen Schicksalen in Deutschland gehört: Ihre künftigen mögten vielleicht auch nicht die allerbesten seyn.

Wolfstein: Aber was will ich machen? In Frankreich ist nach dem, was geschehen ist, nichts mehr für mich zu thun.

Herzog: In Paris selbst jezt freylich nichts. Aber hören Sie an! Ich besitze einige schöne Güter in der Provinz Orleans: in der Stadt Orleans selbst habe ich ein artiges Hotel, welches bisher der Aufseher über meine Güter bewohnt hat. Dieser Mann ist gestorben, und ich muß mich nach einem braven Mann umsehen, der geschickt und ehrlich genug ist, die Aufsicht über meine Güter wieder zu führen. Wollen Sie diesen Posten annehmen? Ich gebe Ihnen jährlich 3000 Livres; und einige Acci-

denzen fallen Ihnen auch noch zu, die Sie, als ehrlicher Mann, ohne mir zu schaden, nebenher nehmen können. Sie können zwar keine glänzende Rolle spielen, aber doch werden Sie ruhig und vergnügt mit Ihrer Geliebten leben können. Wollen Sie?

Wolfstein stand da, wie betäubt; der Herzog aber fuhr fort, ihm Muth zu machen, und zeigte sich durchaus so uneigennützig, daß sein Vorschlag bey unserm Helden Eingang fand.

Ich habe Sie aus der Bastille errettet: das ist eine Kleinigkeit! Wenn Sie aber nun in meine Dienste treten, und sich da, wie ich gewiß weiß, als ein braver Mann betragen, so schwindet aller Verdacht, den man etwan aus Ihrer Einsperrung geschöpft hat. Sie können wieder öffentlich als mein Beamter, auch selbst in Paris, auftreten, und vielleicht noch eine weit ansehnlichere Rolle spielen.

Diese Gründe bestimmten endlich den Unbefangenen. Er dankte dem Herzog für seine Fürsorge aufs verbindlichste, und bath um Erlaubniß, seiner Geliebten davon Nachricht zu geben.

Noch nicht, mein Freund, sagte der Herzog: lassen Sie uns doch das Vergnügen der Ueberraschung genießen! Morgen früh reise ich nach Orleans, und Sie mit. In einigen Tagen sind wir wieder hier. Alles ist fertig: Sie sind angestellt, geben Ihrem Mädchen die Hand, und treten in Gottes Namen Ihren Posten an.

Auch dieses gefiel dem Angekitten, nur hatte er noch Bedenklichkeiten wegen Güstchens Aufenthalt ohne ihn auf dem Lustschloß.

O, sagte der Herzog, lassen Sie sich darüber kein graues Haar wachsen! Ich weiß ja auch, daß der wirkliche Bruder Ihrer Geliebten in Paris ist: den bitten Sie in einem Billet, hieher zu kommen, und bey seiner Schwester bis zu unsrer Rückkunft hier zu bleiben.

Auch dieses wurde genehmiget, und so genehmiget, daß Wolfstein nun nicht den geringsten Zweifel mehr in des Herzogs Rechtschaffenheit sezte, und völlig überzeugt war, er sey der Uneigennützigste und Edelste unter allen Prinzen auf der Welt.

Güstchen hatte inzwischen von dem Altan herab den Herzog und ihren Geliebten im Gar-

ten sprechen sehen; sie hatte das trauliche Drücken der Hände und das noch traulichere Achselklopfen bemerkt, und nun gemuthmaßet, daß etwas Wichtiges vorgefallen seyn müßte. Sie beschloß also, von ihres Bruders Briefe zu schweigen, und erst die Gesinnungen ihres Geliebten näher auszuspähen.

Beyde Herren gingen ins Haus zurück. Wolfstein suchte seine Auguste auf, und als er sie gefunden hatte, umarmte er sie, und sagte ihr, daß er auf dem Wege sey, sich und sie glücklich zu machen*) und zwar durch den Herzog. Gustchen fragte, wie denn der Herzog sie beyde zum Glück befördern wolle? Aber Wolfstein, der sie mit der angenehmen Nachricht erst nach einigen Tagen überraschen wollte, machte Ausflüchte, und Gustchen schwieg, da sie merkte, daß er nicht mit der Sprache heraus wollte.

Hierauf fragte er nach dem Briefe, den sie ihm vorher hätte geben wollen. Aber Gust-

*) In der gewöhnlichen Sprache heißt: ein Mädchen glücklich machen, soviel als das Mädchen heirathen. Daß aber hier von einem sehr uneigentlichen Glück nur die Rede seyn könne, verstehen meine schönen Leserinnen ohne mein Erinnern.

chen war nun einmal pikirt, daß ihr Geliebter Geheimnisse vor ihr haben wollte, und fand daher für gut, auch welche vor ihm zu haben. Er ist von meinem Bruder, sagte sie, der mir meldet, daß mein Vater etwas unpäßlich ist. Wolfstein wollte den Brief jezt um so eher sehen. Gustchen erwiederte: sie habe ihn verlegt: wenn sie ihn finden würde, sollte er ihn haben.

Dieß verdroß unsern Mann, und er schwieg. Er sah wohl, daß blos seine Zurückhaltung Schuld an ihrer Weigerung war. Aber dieser Umstand bestätigte ihn noch mehr in seinem Vorsatz, dem Herzog Wort zu halten, und ihr nichts zu entdecken, als bis er von Orleans zurück seyn würde.

Der Tag ging sonst ziemlich hin. Der Herzog bekam Gesellschaft aus Paris. Die Gäste nahmen allerhand vor, tändelten, spielten, gingen spatzieren, und aßen und tranken. Aber so viel vornehme Herren unter diesen Gästen auch waren, so begegnete der Prinz Wolfsteinen mit vorzüglicher Achtung, und über Tisch hatte er das Vergnügen, hundert skandalöse Historien vom Erzbischof und dessen Creaturen mit anzu-

hören. Freylich ließ Keiner auch nur ein Wort über Wolfsteins Gefangennehmung fallen; aber es wußten doch die Meisten, daß der geistliche Herr ihn dahin befördert hatte.

Gustchen hatte es sich ausgebeten, nicht zur Gesellschaft zu kommen, und blieb auf ihrem Zimmer. Ihr Geliebter besuchte sie hier von Zeit zu Zeit. Beyde thaten kalt, besonders Gustchen. Wolfstein tröstete sich über diese Kälte mit einer Stelle des Terenzius, die er zu seinem Vortheil auszulegen suchte. *)

Die Gesellschaft blieb bis nach Mitternacht. Als sie fort war, kündigte der Herzog Wolfsteinen an, daß er sich nicht entkleiden, sondern gleich jezt nach Orleans reisen würde. Vielleicht, — fügte er hinzu — sind wir dann schon übermorgen wieder hier. Also machen Sie sich auch zur Abreise parat: ich werde Befehl zum Anspannen geben. Schreiben Sie nur noch geschwind an Gustchens Bruder, und bitten

*) Amantium ira amoris redintegratio est. Das Schmollen der Liebenden stellt die sinkende Liebe wieder her. Oder nach Gottsched:

Durch der Verliebten Zänkerey
Wird die Liebe wieder neu.

And. Act. I. Sc. 1.

Sie ihn, dem lieben Kinde bis zu unsrer Zurückkunft Gesellschaft zu leisten. Mein Reitknecht soll gleich nach Paris, und ihn zu Pferde herholen.

Wolfstein machte einige Einwendungen gegen die allzunächtliche Abreise, gab sich aber bald, und schrieb an Carl Hollmann, wie folget:

Theuerster Freund,

Ich sehe mich genöthiget, eine kleine Reise mit Seiner Hoheit, dem Herzog von Chartres, zu machen. Dieser edle Fürst hat die besten Absichten mit mir, und ich würde undankbar seyn, wenn ich mich nicht ganz seiner Leitung überlassen wollte. Indessen würde meine Geliebte, Ihre vortreffliche Schwester, hier auf dem Landhause Langeweile haben, wenn Sie es nicht für gut finden sollten, hieher zu kommen, und ihr Gesellschaft zu leisten. Ich bitte Sie also, eilen Sie her und bleiben Sie bey ihr, bis wir zurück sind. Alsdann sollen Sie mehr erfahren, und gewiß etwas, das Ihnen gefallen wird. Soviel vorläufig und in Eile von

Ihrem

Franz.

Der Herzog gab nicht zu, daß Wolfstein seine Geliebte wecken durfte, um von ihr Abschied zu nehmen; also mußte er ihr blos ein Billet schreiben, und sie über seine Abreise trösten. Ungern that er es zwar, aber er gehorchte doch: denn nach zwey Tagen sollte er ja wieder zurück seyn.

Sie fuhren also ab, und da sie die Pferde unterwegs mehrmals wechselten, so waren sie schon gegen Mittag zu Orleans im Hotel des Dücs von Chartres. Wolfstein bezog, auf Anweisung des Herzogs, die Zimmer, worin der vorige Intendant gewohnt hatte; und freute sich recht von Herzen über das schöne Geräthe und die noch schönere Aussicht in den Zimmern, welche er und seine Guste in Zukunft bewohnen sollten.

Die Noblesse von Orleans erfuhr nicht so bald, daß der Herzog ihre Stadt mit seiner Gegenwart beglückt hatte, als sie haufenweise herbey liefen, und demselben ihren Respekt bezeugten. Wolfstein ärgerte sich sehr über das kriechende Wesen des Provinzial-Adels, welches das in der Hauptstadt weit überstieg. Der Herzog ging aber auch viel stolzer mit diesen Landjunkern um, als er mit den Pariser Bürgern umzugehen pflegte.

Die Leute in der Provinz, sagte er, müssen impertinent behandelt werden: sonst vergessen sie, wer wir sind.

Den andern Tag untersuchte der Herzog seine Registratur, und ließ Wolfstein darin arbeiten. Fehler und Unordnungen fanden sich mehr als zuviel darin. Sie werden die schon verbessern, und für die Zukunft zu verhüten wissen, sagte der Herzog: ich sehe, Sie haben Geschik dazu. Jezt sollen Sie Ihre Instruction haben.

Er ließ wirklich durch einen geschickten Notar eine Instruction aufsetzen, welche für Wolfstein äußerst vortheilhaft war, und worin sogar festgesezt wurde, daß der Herzog die Kosten der bald zu vollziehenden Hochzeit des neuen Sieur Intendant mit der Demoiselle Allemande Auguste Hollmann bezahlen wolle, und daß er ihm das sämmtliche Geräthe in dessen Zimmern zum Beweis seiner Zufriedenheit mit ihm verehre.

Wolfstein dankte dem Herzog, wie es diese Auszeichnung würde verdient haben, wenn sie aus reinen, uneigennüzigen Absichten entstanden wäre. Der Herzog aber verbath alle Danksagung, und versicherte seinen Protegé seiner künftigen immerwährenden Gewogenheit.

Das Hofgesinde drängte sich von dieser Zeit an um Wolfstein herum, und sagte ihm alle nur mögliche Süßigkeiten; vorzüglich that dieß die Ausgeberin, das Garderobe-Mädchen der Herzogin, welche dann und wann nach Orleans geschickt wurde, zumal wenn ihre Gegenwart am Hofe dem Herrn Gemal beschwerlich zu werden anfing; — der Kellermeister und der Stallmeister; auch der Koch und der Küchenschreiber. Wolfstein merkte wohl, warum diese Menschen um seine Gunst warben, und behandelte jeden freundlich, versicherte auch jeden, daß er den gewiß ehren und schützen würde, der sich in des Herzogs Diensten redlich und fleißig würde finden lassen. Auf diese Erklärung folgte von Seiten eines jeden ein weitläufiger Kommentar über seine Treue und seinen geleisteten und noch zu leistenden Diensteifer. Wolfstein lachte innerlich, und ließ sie gehen.

Zwey Tage nur blieb der Herzog zu Orleans; und Wolfstein war froh, daß die Reise so bald wieder zurück ging: noch froher aber war er, als er von weitem das Schloß zu Fontainebleau erblickte, wo er seine Geliebte in seine Arme auf ewig zu schließen hoffte.

Funfzehntes Kapitel.

Die Vögel sind ausgeflogen.

Hastig stieg der Herzog aus dem Wagen, Wolfstein noch hastiger: sie eilten beyde dem Schlosse zu, und wunderten sich, daß weder Carl Höllmann noch Mamsell Gustchen kam, sie zu empfangen.

Wo sind denn unsre fremde Gäste? fragte der Herzog.

Sie sind schon vor drey Tagen von hier abgereißt, antwortete der Hausvogt.

Abgereißt, rief Wolfstein, und wohin?

Das weiß Niemand, war die Antwort: wir haben erfahren, daß sie den Weg nach Rheims genommen haben. Der eine fremde Herr, welcher der Mamsell Bruder war, hat einen Brief an Sie zurück gelassen, den Sie hier lesen können. Er gab ihm den Brief, und Wolfstein erbrach ihn hastig und las mit Erstaunen Folgendes:

Mein Herr,

Verdanken Sie es dem Prinzen, in dessen Dienste Sie stehen, und dem Lande, worin Sie sich jezt aufhalten, daß ich Ihre Niederträchtigkeit nicht bestrafe, wie Sie es verdient haben. Mußte meine arme, aber tugendhafte Schwester deswegen nach Frankreich kommen, um sich von Ihnen an einen Großen verkuppeln zu lassen, von welchem Sie Ihr Glück, das heißt, den Lohn Ihrer schlechten Handlungen erwarten? Ich werde meine Schwester retten, und sie lehren, im Schooße ihrer Familie einen schlechten Menschen vergessen, den sie nur zu sehr geliebt hat. Sie aber bitte ich, weder mir noch meiner Familie jemals unter die Augen zu kommen, wenn Sie sich nicht einer Behandlung aussetzen wollen, die Ihrer würdig ist.

Carl Hollmann.

Wolfstein ließ den Brief fallen, und stand wie versteinert. Der Herzog fragte, was ihm fehle, erhielt aber keine Antwort. Endlich nahm er den Brief von der Erde auf, las ihn und fand, daß der Bruder heller gesehen hatte, als der Liebhaber. Ganz gleichgültig warf er den Brief wieder hin, ging nach seinem Zimmer, warf sich

aufs Bette, um auszuruhen, wie er vorgab, im Grunde aber, um den Aerger zu verbergen, welchen er über Gustchens Flucht empfand.

Unterdessen der Herzog auf dem Bette liegt, und Wolfstein trostlos im Garten herumläuft, will ich meinen Lesern den Vorgang von vorher kund thun.

Wolfsteins Brief war an Gustchens Bruder richtig überbracht worden. Dieser las ihn einigemal, und je öfter er ihn durchlas, desto weniger gefiel ihm der Inhalt. Beynahe wurde es ihm gewiß, daß Wolfstein einer von jenen Niederträchtigen sey, welche ihre Geliebten und sogar ihre Weiber an reiche und große Wollüstlinge verkuppeln. Doch wollte er erst die Sache genauer kennen lernen, und ritt deswegen auf der Stelle nach Fontainebleau, wo er seine Schwester in Thränen fand.

Was fehlt Dir, Schwester, fragte er: warum weinst Du?

Gustchen: Ach lieber Carl, wie unglücklich bin ich! Mein Wolfstein ist nicht mehr, der er sonst war.

Carl: Hast Du ihm den Brief gewiesen, den ich Dir geschrieben habe?

Gustchen: Nein, der Herzog hinderte ihn, denselben zu lesen. Er schien sich auch nicht viel daraus zu machen.

Carl: Wußte er denn, daß ich an Dich geschrieben hatte?

Gustchen: Das wußte er: ich sagte ihm aber, daß ich den Brief verlegt hätte, und er fragte nicht weiter danach.

Carl: Da haben wirs! Was sagte er denn, als er mit dem Herzog verreißte?

Gustchen: Kein Wort. Er ist heute früh um zwey Uhr ohne Abschied fortgereißt.

Carl: Noch schöner! Weiß man, wo er hin ist?

Gustchen: Nein.

Carl: Nun ist's gewiß: Schwester, rette Dich, oder Du fällst in die Klauen des Böswichts, des Herzogs von Chartres, dessen schwarzer Charakter der ganzen Welt bekannt ist, ohne daß sich der Schändliche etwas daraus macht. Der Abscheuliche besizt die tugendhafteste und schönste Gemalin am ganzen Hofe, die Tochter des rechtschaffenen Ducs von Penthievre, behandelt sie aber aufs schändlichste: seine größte Kunst ist, Mädchen ihre Unschuld zu rau-

ben, falsch zu spielen, zu kabaliren und ehrliche Männer ins Unglück zu bringen. Schwester, rette Dich.

Gustchen: (schluchzend) O Gott! hilf, Bruder: rette mich! Ich sehe, daß ich am Rande des Verderbens bin.

Carl: Retten will ich Dich, und zwar noch heute, oder Morgen früh aufs längste. Sey nur indessen ruhig, und verlasse Dich auf Gott, und Deinen Bruder, und vergiß den unwürdigen, schändlichen Wolfstein.

Gustchen: O Himmel! — Bruder!

Carl: Ich glaube Dir's gern, liebe Schwester, daß es dir hart eingeht, einen Mann zu vergessen, den Du so lange und so zärtlich geliebt hast, und der Deiner Liebe bisher auch so würdig schien. Aber jezt mußt Du ihn vergessen! Jezt noch an ihn denken wollen, wäre ein Verbrechen. Doch wir sprechen darüber weiter. Lebe indessen wohl!

Carl Hollmann ritt fort, und ließ das trostlose Mädchen allein auf ihrem Zimmer. Zu Paris erzählte er seinem Baron die Lage der Dinge, und erklärte ihm, daß er durchaus seine Schwester nach Deutschland zu ihren Eltern

bringen müßte; daß er also nicht länger bey ihm bleiben könnte. Der Baron sah es freylich ungern, daß Hollmann ihn verlassen wollte; aber als ein vernünftiger Mann sah er auch die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, und widersezte sich nicht.

Womit aber, sagte er, wollen Sie die Reisekosten bestreiten? Ich will Ihnen einiges Geld vorschießen.

Dieß ist nicht nöthig, erwiederte Hollmann: mein Vater hat mir seine ganze Baarschaft mitgegeben, um sie dem jezt schändlichen Wolfstein am Tage seiner Verbindung einzuhändigen. Es ist zwar nicht viel, doch mehr als hinreichend, die Reise von hier bis nach dem Hannöverischen zu beendigen.

Hollmann nahm Abschied von seinem Baron, packte seinen Koffer, miethete einen Wagen, und fuhr nach Fontainebleau. Hier nahm er seine Schwester und deren Gepäcke auf, und bediente sich des Miethwagens bis Meaux. Zu Meaux nahmen sie Extrapost, und schon den vierten Tag rasteten sie in Luxemburg, um hernach ihren Weg nach Deutschland fortzu-

setzen. Und so kam die gute Guste aus Frankreich!

Jezt wollen wir sehen, was unser Wolfstein gemacht hat.

Lange lief er im Garten herum; endlich sezte er sich auf eine Rasenbank, und versank in eine tiefe Betäubung, aus welcher ihn endlich der Ritter Meran zog. Er rüttelte ihn hastig; Wolfstein blickte auf, erkannte Meran, und fragte, was er mit ihm wolle.

Meran: Ich erfahre heute von Ihrem Landsmann, dem deutschen Baron, daß der Bruder Ihrer Geliebten mit ihr nach Deutschland zurückgekehrt ist, während Sie mit dem Herzog nach Orleans waren. Zugleich hört' ich, Sie wären wieder hier, und ich eilte, Ihnen dieß zu hinterbringen, im Fall Sie es noch nicht wissen sollten.

Wolfstein: Ach Gott, ich weiß alles! Lesen Sie! (Er giebt ihm Hollmanns Brief.)

Meran: Sehen Sie, was Sie gemacht haben? — Daß ich doch mit Herrn Hollmann nicht reden, und Sie rechtfertigen konnte! Aber das Schicksal wollt' es einmal so!

Wolfstein: Freund, ich bin ohne Schuld.

Meran: Freylich, wenn man auf Ihr Herz, und auf Ihre Absicht sieht: aber, wenn man das, was Sie thaten, nach den Regeln der Klugheit abmißt — so sind Sie nicht ganz ohne Schuld.

Wolfstein: Sollte denn wirklich der Herzog —

Meran: (sieht sich um) Der Herzog ist mir und Ihrem Freund Alembert als ein Wüstling bekannt, der nichts thut, weder Gutes noch Böses, ohne von irgend einer Leidenschaft dazu bestimmt zu werden. Also konnten Sie wohl schließen, da er Ihnen so viel versprach, und schon zum Theil hielt, daß Sie endlich bezahlen würden. Ich wär nicht hier: sonst hätte ich Sie vor seinen Anträgen gewarnt.

Wolfstein: Ach Freund, wären Sie doch hier gewesen!

Meran: Ich konnte nicht. Ich bekam vor einigen Tagen auf dem Hotel Bourgogne eine Ehrensache, welche erst durch einen Duell ausgemacht werden mußte.

Wolfstein: Wie? der vernünftige Ritter Meran könnte sich noch im Duell schlagen,

oder schlaz sich vielleicht gar, troz den verbietenden Vorschriften der Vernunft und des Staats.

Meran: Es ist doch sonderbar, daß wir Andrer Fehler so leicht sehen, und unsre nicht! Ja Freund, ich ehre die Gesetze der Vernunft und des Staats, und habe mich dennoch geschlagen, weil das leidige Vorurtheil bey meinem Gegner mehr vermögte, als bey mir die Schlüsse der Vernunft. Aber, lassen Sie uns jezt davon abstrahiren! Sagen Sie mir, was wollen Sie jezt thun?

Wolfstein: Frankreich verlassen, und nach Deutschland eilen, mich meinem Mädchen zu Füßen werfen, ihr Auskunft geben, und mir Vergebung erflehen.

Meran: Das thuen Sie! Noch heute beurlauben Sie sich bey dem Herzog, aber lassen Sie ihn ja nichts merken! Er ist rachsüchtig, aber auch stolz: noch sind Sie sein Protégé: er wird Ihnen Pässe geben lassen, mit denen Sie, troz aller Kabale, glücklich über die Gränze kommen können. Wir wollen ihn gleich aufsuchen.

Der Herzog war eben vom Bette aufgestanden, und ging auf dem Saal herum trällernd und singend vor Aerger.

Wolfstein näherte sich ihm sehr demüthig und gebeugt, und erzählte ihm alles, was er schon wußte, doch ohne das geringste einfließen zu lassen, woraus der Fürst hätte schließen können, als schriebe er ihm Gustchens Flucht zu. Dann bath er um Erlaubniß, nach Deutschland zurück zu kehren, und seine Geliebte aufzusuchen.

Thun Sie das, erwiederte der Herzog, aber mit einer Mine, die genug zeigte, daß er kein Interesse an ihm mehr fand. Ich werde Ihnen zu Ihrer Sicherheit Pässe geben lassen, die Sie morgen haben können.

Meran und Wolfstein reiseten noch denselben Tag nach Paris, und Lezterer verkaufte dort alle seine Habseligkeiten, schrieb ein Billet an Alembert, den er zu besuchen sich scheute, packte seinen Koffer, und eilte den andern Tag zurück nach Fontainebleau, die Pässe selbst abzuholen: Der Herzog empfing ihn ganz artig, wie der feinste Hofmann, ließ ihn mit sich speisen, und bath ihn, noch eine Nacht da zu

bleiben. Aber Wolfstein schützte die Nothwendigkeit seiner Abreise vor, und ersuchte den Durchlauchtigen Buben, ihn ziehen zu lassen.

Eh bien, sagte der Herzog: So ziehen Sie in Gottes Namen! Seyen Sie stets Gott getreu und der Tugend, und Sie werden dereinst noch glücklich werden. Hier sind Pässe, welche jeder ehren wird, und hier ist noch eine Rolle zur Reise. Denken Sie immer an mich, als an einen Prinzen, der Ihr Glück hat machen wollen, aber, leider, nicht konnte. Adieu!

Wolfstein empfahl sich mit stummen Bücklingen, und hätte das Reisegeld dem Prinzen gern vor die Füße geworfen, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, den Tyrannen wider sich aufzubringen, und abermals in der Bastille einquartiert zu werden.

Meray, der brave Ritter, begleitete ihn bis nach Rheims, und in vier Tagen war auch Wolfstein in Luxemburg.

Siebenzehntes Kapitel.

Gustchen wird vergebens gesucht.

Bis nach Luxemburg hatte der Verlaßne immer Nachricht über die Entflohene und deren Begleiter: aber in dieser Stadt konnte er nicht einmal erfahren, wo sie logirt hatten, geschweige, wo sie hernach hingekommen waren. Er schloß aber ganz natürlich, daß Gustchen mit ihrem Bruder zu ihrem Vater ins Hannöverische würde gereiset seyn, und nahm sich vor, ihnen aufs schnellste nachzueilen.

Er machte sehr eilig vorwärts, und kam glücklich bis nach Coblenz, wo ihn aber eine Unpäßlichkeit nöthigte, einige Wochen still zu liegen. Diese wenigen Wochen dünkten ihn Jahre zu seyn. Als er daher nur einigermaßen im Stande war, seine Reise fortzusetzen, so ging es wacker vorwärts, und nicht lange, so überlegte er schon zu Göttingen im Hirsch, was nun weiter zu thun sey.

Geradezu dem alten Pastor Hollmann, dessen Tochter und deren Bruder unter das Gesicht zu gehen, fand er etwas bedenklich, und er entschloß sich daher, an sie zu schreiben, ihnen seine Geschichte vorzulegen, und des Ritters Meran Brief beyzufügen, worin er vollkommen gerechtfertiget war. Er hatte noch immer viel Zutrauen zu seiner Geliebten, und hoffte, daß sie ihn bald für unschuldig erkennen würde. *) Er schrieb also einen großen Brief an Gustchens Vater, einen an sie selbst, und noch einen an ihren Bruder. Nun ersuchte er den Wirth um die Güte, die Briefe auf der Post bestellen zu lassen. Der Wirth schaute auf die Adresse, las: „An des Herrn Pastors Hollmann Hochehrwürden, zu Niederwiesen," lachte auf und rief: ja, bey meiner armen Seele, den Brief kann ich nicht bestellen lassen: den müssen Sie mit Extrapost gen Himmel oder nach der

*) Les femmes pardonnent facilement à ceux qui les aiment, lorsqu'elles sont sans autre engagement. Mais une femme, qui a pris un nouvel engagement, ne pardonnera jamais la moindre faute à son ancien amateur. Moeurs par Mr. Duclos.

Hölle schicken; denn es ist noch gar ungewiß, wohin der selige Herr gefahren ist, ob in Abrahams Schooß oder dem Teufel in den Hintern, ha ha ha!

Der pöbelhafte Witz des Wirthes ärgerte Wolfstein; aber die darin enthaltene Nachricht fiel ihm noch ärger auf. Er fragte fluchs näher nach, und der Wirth blieb dabey: der Pastor Hollmann sey todt, und wenn Er's nicht glauben wolle: so mögte er nur hingehen zum Professor Vogel: der habe ihn in der Kur gehabt.

Wolfstein ging wirklich zu dem großen Arzt, dessen Asche noch jezt jeder ehrt, der ihn kannte, und erfuhr die traurige Bestätigung dessen, was der grobe Hirschwirth zu Göttingen ihm vorgewitzelt hatte. *)

Er fragte: ob denn des Pastors Tochter nicht zurück gekommen sey? Vogel versicherte, daß dieß nicht geschehen sey: denn er habe gehört,

*) Im Vorbeygehen bemerke ich, daß die Gastwirthe, Kneipen- und Schenkprinzen, Justizmajors u. dergl. nirgends gröber und ungeschliffener sind, als an Oertern, wo sich Universitäten befinden. Woher das komme, frage ich nicht der neckende Renommist, der prellende Füchsling, und noch weniger der nie bezahlende Mädchenjäger! —

daß sie damals, als der Vater gestorben wäre, sich in Paris aufgehalten hätte, wo sie eine Heirath hätte thun wollen. Er wolle ihm aber rathen, den Pastor Brauer zu Neunkirchen zu besuchen: der sey Vormund der Hollmannschen Kinder, und müsse doch wissen, wo sie sich aufhielten.

Wolfstein war froh, nur so viel erfahren zu haben, und ritt den folgenden Tag zum Pastor Brauer, und fand einen artigen Mann an ihm. Dieser sagte ihm, daß er zwar Curator über die Verlassenschaft der Hollmannschen Kinder sey, daß er aber nicht wisse, wo sie sich jezt aufhielten. Der Sohn habe geschrieben, wie es unterwegs erfahren hätte, daß der Vater gestorben sey: er habe also seine Schwester, um sie vor allem unzeitigen und unnöthigen Nachfragen sicher zu stellen, zu einer Dame gebracht, bey welcher sie ungestöhrt und im Frieden leben könnte. Er selbst sey wieder zurück nach Frankreich gegangen, und werde von da aus mit einem Baron nach Italien reisen.

Nun sah Wolfstein, daß alles fernere Herumsuchen vergebens seyn würde: der Brief des jungen Hollmanns war von Metz aus

unterschrieben und wo war nun Augustel Er kannte den jungen Mann, und konnte nicht zweifeln, daß er seine Schwester gewiß so würde verborgen haben, daß sie nicht leicht zu finden seyn mögte. Er kehrte also traurig nach Göttingen zurück, fest entschlossen, nach Holland zu gehen, um sich dort nach seinen Oheimen zu erkundigen.

Er reißte wirklich nach Amsterdam, und besuchte seinen braven Kommissär Vogt; und dieser war sehr froh, ihn wieder zu sehen.

Nun, rief er ihm entgegen, wie stehts in Indien? Sie sind eben nicht sehr lange weg gewesen. Nicht wahr, man ertrinkt nicht gleich, auch verbrennt einem die Linie nicht gleich das Gehirn?*)

Wolfstein erzählte alle Schicksale, welche ihm, seit seiner Abreise von Amsterdam, begegnet waren. Vogt schüttelte mehr als einmal den Kopf. Endlich, als Wolfstein seine Geschichte geendigt hatte, fragte er: ob er denn nach Indien geschrieben, oder von Paris aus,

*) Die Passage durch den Aequator oder die Linie soll die Leute um ihr Hirn bringen. Wer aber sonst Hirn hat, trägt es nach Indien, und bringt es auch wieder zurück.

seinen Aufenthalt angezeigt hätte in der Londoner oder Amsterdammer oder Kopenhagner Zeitung, welche alle auch in Indien gelesen würden, da alle Indienfahrer oft ganze Jahrgänge mit dahin nähmen?

Wolfstein: Dieß habe ich vergessen: Freylich hätte ich es thun können; aber wer denkt auch an alles!

Vogt: Ey Sakkerment, aber doch an so was! Wo sollen Ihre Oheime Sie nun suchen? Sagen Sie's doch selbst!

Wolfstein: Wie, wenn ich noch nach Indien führe?

Vogt: So? noch jezt? Meynen Sie denn, da fährt's sich jezt hin, wie vor zwey Jahren? Wissen Sie denn nicht, daß wir und die Franzosen mit den Engländern Krieg haben, und daß diese der Teufel in allen Indischen Meeren herum hat? Ja wenn Sie dienen wollten: à la bonne heure! Dann können Sie mit unsern Kriegsschiffen vielleicht noch durch- und hinkommen.

Wolfstein konnte sich noch nicht entschliessen, Kriegsdienste zu nehmen: denn das liebe Leben zu Pilla hatte ihm allen Soldatendienst verhaßt und verächtlich gemacht, so daß er kei-

den Soldaten sich denken konnte, ohne einen Sklaven unter der allerärgsten Tyranney und Bedrückung sich vorzustellen.

Abends ging der Kommissär in eine Tabagie, wo er einige Freunde zu treffen hoffte. Er nahm unsern Wolfstein mit, und der konnte sich nicht genug wundern, Leute von so kontrastirendem Karakter in dieser Gesellschaft anzutreffen. Es waren viele Holländer da, welche Tabak schmauchten und elenden Kaffee, oder Thee dazu tranken, aber kein Wörtchen fallen ließen, und allen Fragenden mit Ja oder Nein oder gar nicht zur Antwort dienten. Daneben saßen Deutsche, führten ein politisches Gespräch, zechten brav in Genevre, und wurden nicht selten heftig und grob. In der Ecke sah er einige Franzosen, welche unaufhörlich schrieen, den Tisch betrommelten, sangen, pfiffen und bey jedem Schluck Bier oder Franzlikör ein vive le Roi ausriefen, und den Hut dazu herumschwenkten.

Wolfstein fand Geschmack an dieser Verschiedenheit, und ging von einem Tisch zum andern.

Die Holländer sahen ihn kaum an; und geschah es ja, so guckten sie gleich wieder auf ih-

ren dicken Bauch, und zogen vom Frischen aus ihren Tassen und Tabakspfeifen. Die Deutschen foderten ihn auf, als Schiedsrichter, über die Europäischen Angelegenheiten den Ausspruch zu thun; und that er ihn: so schimpfte der Theil, dessen Urtheil er verworfen hatte, ihn als einen Unwissenden, indeß der Gegentheil seine tiefe Einsicht herausstrich. Die Franzosen schrieen ihn an; und als er ihre Sprache fertig daherſprach, so fragten sie ihn, aus welcher Provinz er sey. Aus Deutschland, erwiederte er vergebens: sie schwuren: so fertig spreche kein Ausländer französisch. Indessen thue er wohl, daß er sich für einen Ausländer ausgebe: ohne Zweifel habe eine Ehrensache ihn bewogen, sein Vaterland zu verlassen. Das sey nun freylich schlimm u. s. w.

Endlich kam er an einen Tisch, der ganz abgesondert von den übrigen stand, und woran einige wohlgekleidete Männer saßen, welche englisch sprachen. Einer von ihnen behauptete: die Amerikaner hätten Unrecht, ihre Freyheit auf Unkosten der Engländer zu suchen: denn England sey doch ihr Mutterland, und habe ihnen, so zu sagen, ihre Existenz gegeben. Über der Mutter,

gleichfalls ein Engländer, widerlegte alle Scheingründe des Ersten, bis dieser nachgab. Endlich kam die Frage auf: ob die Holländer Recht hätten, für die Amerikaner zu fechten wider England, welches ihnen doch ehemals so wichtige Dienste geleistet hätte? Der Verfechter der Amerikaner nahm auch hier die Parthey der Holländer und brachte seinen Gegner abermals zum Schweigen.

Der Vortrag dieses Mannes war lichtvoll, gründlich und hinreißend, und gefiel unserm Mann. Als daher der Anti-Amerikaner vor Aerger aufgestanden und weggegangen war: so suchte er mit dem Politiker sich in ein Gespräch einzulassen: und es gelang ihm. Er suchte Belehrung, und der Engländer ertheilte sie ihm gern, und setzte ihn so in den Enthusiasmus, für die Freyheit einer Nation, welche bedrückt würde, sein Möglichstes zu thun, daß er sich beynahe entschloß, in holländische Dienste zu treten und die Freyheit der Westindier verfechten zu helfen.

Achtzehntes Kapitel.

Wolfstein wird holländischer Soldat.

Als unser Held mit seinem Freunde zu Hause gekommen war, so fing er an, reiflich zu überlegen, was ein vernünftiger Mann in seiner Lage thun würde. Er pflegte dieses sehr oft zu thun, und schoß doch sehr oft dem Ziele vorbey. So machte er es auch jezt. Er haßte zwar das Soldatenleben von Herzen; aber — so dachte er — wird es denn aller Orten so schlimm und schändlich hergehen, wie im Fürstenthum Ringmauer? Die Holländer schienen ihm einen ehrwürdigen Stand aus dem Soldatenstand zu machen, indem sie — wie er meynte — edelmüthig genug wären, für die Freyheit einer wildfremden Nation aufzutreten. Da müsse — so dachte er weiter — allgemeine Philanthropie zum Grunde liegen: denn welchen Vortheil sollten die Holländer sonst wohl haben, die Engländer, denen sie doch ihre Existenz gewissermaßen ver-

danken, zu bekriegen für eine Nation in Nordamerika?

So räsonnirte Wolfstein in den Tag hinein, gerade wie Viele unserer Politiker heut zu Tage; aber alle, wie unser dumme Teufel.*) Sein Wirth, der Kommissär, liebte die Holländer, weil er sich in ihren Diensten bereichert hatte. Als dann Wolfstein den andern Tag, beym Frühstück, ihm geradezu entdeckte, daß er Willens sey, bey der Republik in Dienst zu treten, so lobte er diesen Vorsatz sehr: denn, sezte er hinzu, da können Sie ein reicher Mann werden.

Nun überlegten beyde Freunde, wie es am besten anzufangen sey, daß unser Held auf eine ehrenvolle Art zu seinem Zweck gelangen könnte: denn, daß er nicht als gemeiner Soldat dienen sollte, wurde gleich anfangs ausgemacht.

Für's allererste, fragte Vogt, wie viel Geld haben Sie noch?

Wolfstein: Ohngefähr noch 2000 Gulden holländisch.

---

*) Den Verfasser dieses Buchs selbst nicht ausgenommen der auch einigemal theoretisch-politisch raisonnirt hat.
Anmerk. des Setzers.

Wogt: (krazt hinter den Ohren) Hm, hm, 2000 Gulden holländisch: kaum Prémierleutnant! — Aber halt —

Wolfstein: Was wollen Sie mit Ihrem: aber halt?

Wogt: Sehn Sie Freund, Sie müssen sich eine Charge kaufen.

Wolfstein: Eine Charge kaufen?

Wogt: Natürlich! Was wollen Sie denn sonst werden? Gemeiner Soldat, oder höchstens Unteroffizier, weil Sie gut lesen, schreiben und rechnen können? Oder Volontär?

Wolfstein: Ich halte es für niederträchtig, keine Charge zu kaufen: denn der Mann, der seine Kraft fühlt, kauft kein Amt, keine Charge.

Wogt: Sie sprechen, als verständen Sie's nicht, und so wird es auch seyn. Wenn Sie unter unsern Truppen sich nicht eine Charge kaufen, so bleiben Sie immer auf der niedern Stufe, und rücken nur langsam durch Verdienst oder Gunst in die Höhe.

Wolfstein: Auf der niedern Stufe kann der brave Mann mit eben so viel Ehre stehen, wie auf der allerhöchsten.

Vogt: Das ist wohl wahr; nur Schade, daß eine solche Ehre den Beutel leer läßt.

Wolfstein: Ich will ja nicht dienen, mich zu bereichern, sondern blos, um nützlich zu werden. Ich verlohr viel, gar viel, als ich meine Geliebte verlohr: das Geräusch der Waffen soll mich betäuben, und das Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben, soll mir meine Ruhe wieder geben.

Vogt: Nun, so mag's denn seyn! Soll ich etwan mit Ihnen zum General gehen? Ich kenne ihn genau.

Wolfstein: Ich habe Sie um diese Freundschaft bitten wollen.

Wolfstein gefiel dem General, so daß er ihn sofort als Volontär annahm, und ihm den Gehalt eines Sergeanten festsezte. Als ehemaliger Soldat zu Pilla, lernte er in wenig Tagen mehr vom Exerziren, als man in Holland, vorzüglich zu Kriegszeiten, fodert,*) und wurde bey einer Kompagnie angestellt, welche nächstens eingeschifft werden sollte.

*) Es ist wunderlich, daß man zu Kriegszeiten beynahe keine Geschicklichkeit in den Waffen, keine Reinlichkeit, keine

Das Schiff ging unter Segel, passirte den Kanal, und kam wohlbehalten zu der französischen Flotte, welche sich gut postirt hatte. Auf den französischen Schiffen herrschte mehr Ordnung als auf den Holländischen, worauf die unwissendsten Leute das Kommando führten, und wo die Subordination völlig mangelte. Die Seeleute der Holländer waren erfahrne, geschickte Männer, aber ihre Seesoldaten taugten beynahe gar nichts, vom Admiral an bis auf den Schiffsprofosen.

Der Leutnant der Kompagnie, wobey Wolfstein stand, ein Deutscher von Geburt, war der einzige, für welchen unser Mann noch Ehrfurcht haben konnte: denn der Hauptmann war ein gewesener Handelsdiener, der sich die Compagnie gekauft hatte, ein ungeschliffener Ladenbursche, welcher sich alles erlaubte, um das Geld wieder zusammen zu scharren, das er für seine

---

strenge Ordnung von den Soldaten fodert, und doch über diese Dinge so strenge in Friedenszeiten hält.
Anmerk. des Setzers.

Das ist gar nicht wunderlich: denn in Friedenszeiten ist der Soldat eine Puppe, womit die großen Kinder spielen, damit ihnen die Zeit nicht lang werde.
Anmerk. des Korrektors.

Compagnie spendirt hatte. Die übrigen Offiziere waren noch verächtlicher. Die Unteroffiziere aber und die Gemeinen überträfen das allerärgste Grod der lieben Reichsarmee an Ungezogenheit, Ausgelassenheit und Feigheit.

Der Commandeur der Armee oder der Admiral *) detaschirte einige Schiffe und Fregatten, um gegen die Engländer zu kreuzen, welche sich bemühten, nach Cayenne vorzulaufen. Das Schiff, worauf sich Wolfstein befand, war mit unter diesen Schiffen. Einige Tage sahen sie keinen Feind; endlich erschien ihnen von ferne eine kleine englische Flotte, welche sie nun näher rekognoscirèn wollten. Ein leichter Sturm hinderte sie aber daran, und zerstreute sie selbst von einander. Der Sturm währte mehrere Tage, und es war ihnen unmöglich, sich zu vereinigen. Das Schiff, worauf Wolfstein diente, wurde gar weit verschlagen, und bis nahe an Sankt Eustache getrieben.

*) Dieses Wort kommt weder von admirabilis noch von admirandus: es ist das Arabische Emir, oder al Emir, wo man den Artikel al, der, per eminentiam hinter das Substantiv gesetzt und Emir-al, der Obriste per eminentiam gesprochen hat. Die Saracenen machten es.

Endlich legte sich das Meer, aber wie erschrack die Bagage des holländischen Schiffes, als sie zwey englische Fregatten in ihrem Rücken gewahr wurde! Zu fliehen war unmöglich: denn die Fregatten würden das schwere Kriegsschiff flugs eingeholt haben. Der Commandeur befahl also, Anstalt zum Angriff oder zur Vertheidigung zu machen: und das geschah; aber unter Zittern und Beben. Der Domine hielt Betstunden, und die rohen Soldaten lagen auf den Knieen umher, und schickten Gebete zum Himmel, daß sie doch der liebe Gott aus der großen Gefahr erretten mögte.

Da sehen Sie, sagte der Leutnant von Wolfstein's Kompagnie zu ihm, was das für Helden sind! Jezt liegen sie auf den Knieen; aber lassen Sie nur die Fregatten da drüben weg seyn: ich wette, sie fangen wieder an, aller Gefahr zu trotzen, zu fluchen und zu spektakeln. Bey den Engländern ist das eine andre Sache; die haben noch Leute, und halten ihre Leute auch, wie sichs gebührt; daher können sie auch etwas ausrichten. Aber unsere Schandbuben können nichts als fluchen, saufen, hurén, und beten. Mir fällt allemal, wenn ich so unsern Domine

und seinen Anhang beten sehe, jener alte griechische Weise ein, der zu denen im Sturm betenden Kriegsleuten sagte: „schweigt doch: die Götter mögten sonst merken, daß ihr hier seyd; und dann müßten sie euch ja verderben!"

Indessen waren die Engländer näher heran gerückt, und begrüßten das holländische Schiff mit einigen Kanonenschüssen, so daß einige Kugeln in das Schiff fuhren, und einige Soldaten wegrafften. Nun ward die Unordnung allgemein: die Offiziers verbargen sich in der Cajüte, die Soldaten verließen ihren Posten, und die Kanoniere liefen von den Kanonen weg: alles war wider einander. Nur der Leutnant und Wolfstein suchten die Ordnung wieder herzustellen, und wurden dabey von dem Kommandeur, einem alten erfahrnen Mann, unterstützt. Die Leute sammelten sich wieder, wohin sie gehörten, das Feuer wurde lebhaft, und da die eine englische Fregatte beynahe in Grund geschossen war und sich retirirt hatte: so wurde die andre, welche ihren Hauptmast verlohr, und an Munition Mangel litt, erobert, und ihre Mannschaft zu Gefangnen gemacht.

Viele Offiziere, worunter auch Wolfstein's Hauptmann war, steckten während des ganzen Gefechtes unten im Schiffe, und kamen nicht eher zum Vorschein, als bis alles vorbey, und der Sieg erfochten war. Der Kommandör schalt ihrer Zaghaftigkeit, gab dem Leutnent und Wolfstein ein öffentliches Zeugniß ihres Muths und ihrer Geschicklichkeit, und schrieb ihnen vorzüglich den Sieg zu. Die auf der Fregatte gemachte Beute wurde unter das Schiffsvolk vertheilt; aber der Leutnant und Wolfstein erhielten einen vorzüglichen Theil davon, weil der General und alle Schiffssoldaten ihnen die Ehre ihres Sieges einstimmig zuerkannten. Sie weigerten sich zwar, mehr zu nehmen, als die andern; allein sie mußten.

Die Offiziere, welche sich während des Gefechtes verborgen gehalten hatten, bekamen zwar auch ihren Antheil; aber der Commandör erklärte ihnen, daß dieß nicht geschähe wegen ihrer Würdigkeit, da sie vielmehr Strafe verdient hätten, sondern blos, um ihnen Gelegenheit zu geben, durch ein großmüthiges Ausschlagen dieses Antheils zu zeigen, daß sie ihr Unrecht und ihren Fehler einsähen; und um sie zu ermuntern,

bey einer andern Gelegenheit sich würdiger zu betragen. Aber die Herren achteten das nicht, nahmen ihr Angewiesenes, und lachten in ihr Fäustchen: denn ein Feigherziger läßt sich alle Niederträchtigkeit gefallen, wenn er nur Vortheil dabey voraussieht.

Der Admiral war mit der Expedition zufrieden, und wunderte sich, daß der alte General einigen Subalternen, einem Leutnant und einem Volontär, den Sieg mehr zuschrieb, als sich selbst. Es ist zwar, — sagte er — sehr recht und edel, daß man Jedem, selbst auf eigne Unkosten, Gerechtigkeit widerfahren läßt; aber es geschieht so sehr selten, daß Sie, Herr General, mich durch Ihr Benehmen in Verwunderung setzen.

General: Ich eigne mir zu, was mir vom Siege gebührt: ich habe den Muth dieser jungen Männer durch mein Ansehn unterstüzt; aber das war auch alles! Damit aber die Braven in Zukunft noch mehr leisten mögen: so bitte ich, ja, ich begehre, daß man sie auch erhebe.

Admiral: Das soll geschehen! Der Leutnant Scharfstein ist von nun an Major, und

der Volontär Wolfstein, — Hauptmann. Beyde gehen auf die Fregatte: Rotterdam.

Diese schnelle Erhebung der jungen Krieger erregte fast allgemeinen Neid unter der Armade der Herren Käsekrämer, welche wahres Verdienst vom Scheinverdienste nicht zu unterscheiden wissen. Ohne indeß es sich mitzutheilen, schwuren sie unter einander, sich oder vielmehr ihren beleidigten Dünkel, sobald sie Gelegenheit finden würden, an den Erhobnen zu rächen. Die Deutschen kämen ja doch nur, hieß es, und nähmen den Holländern das Brod vor dem Maule weg — eine Aeußerung, welche man auch an Oertern hört, wo man mehr Aufklärung und Patriotismus vermuthen sollte.

Es währte wirklich nicht lange, so fanden die holländischen Egoisten die gewünschte Gelegenheit, freylich mit dem allergrößten Schaden ihres eignen Vaterlandes.

Es kam nämlich zwischen ihnen und den Engländern zu einer Seeschlacht, ohnweit dem grünen Vorgebürge, worin anfangs der Sieg auf der Seite der Holländer war; endlich aber

doch den Engländern zu Theil ward.*) Die holländischen Schiffe mußten sich zurückziehen und entkamen glücklich, bis auf die Fregatte, Rotterdam, welche von den Engländern umzingelt wurde. Man hätte sie retten können, wenn man dem Feind in den Rücken gefallen wäre; allein der Haß, welchen alle Seeoffiziere wider die Obern der genannten Fregatte hegten, gestattete nicht, sie zu retten: und so fiel sie den Engländern in die Hände.

*) Ich schreibe einen Roman, und nicht eine Geschichte des Amerikanischen Freyheitskriegs. Ich weiß gar wohl, daß keine Seeschlacht ohnweit dem grünen Vorgebirge vorgefallen ist. Dieß gilt für diejenigen, welche vielleicht glauben mögten, ich suchte dieses Cap in Nordamerika, wie Herr Professor —— —— die Stadt Klagenfurth im Fränkischen Kreise, ohnweit Frankfurt am Main suchen wollte.

Neunzehntes Kapitel.

Wolfarts Gefangenschaft.

Der englische Admiral Elliot, zu welchem die Gefangnen der Frégatte gebracht wurden, war ein Mann, der fremdes Verdienst zu schätzen wußte, weil er selbst an großen Verdiensten reich war. Er klopfte dem Major Scharfstein und unserm Helden auf die Achsel: „Sie haben sich brav gezeigt, meine Herren, sagte er: ich lobe Sie, und wünschte, daß Ihnen unter allen unsern Feinden niemand mehr gleichen möge: sonst führe der Teufel gegen Sie Krieg! Sie sollen aber auch von mir behandelt werden, wie es Männer Ihrer Art verdienen; und wenn Sie nach England kommen, so werden Sie gewiß eine leidliche Gefangenschaft haben: vielleicht geht es Ihnen da besser, als bey Ihren eignen Leuten.“

Elliot hielt Wort. Die beyden Männer blieben auf dem Admiralsschiff, aßen an des

gröſsen Mannes Tafel, und bewunderten täglich mehr die Kenntniſſe des Kriegs- und Seewesens an diesem Helden, noch stärker aber sein gerades Wesen und sein rechtschaffues Herz. Einige Zeit hernach wurden sie gelegentlich nach England herüber geschiffet, und man brachte sie nach London.

Hier genossen sie alle Freyheit, welche sich ein Gefangner wünschen kann. Wolfstein verstand ziemlich englisch; Scharfstein hatte auch wenig Mühe, so viel davon zu lernen, als ihm nöthig war, sich verständlich auszudrücken; denn er war des Holländischen mächtig.

Sie besuchten fast täglich ein gewisses öffentliches Haus, worin viele Vornehme und Geringe zusammen kamen, und sich über politische und litteräre Gegenstände unterhielten. Der langwierige Krieg, der meistens für England unglücklich geführt würde, hatte die Oppositionspartey sehr verstärkt, und man räsonnirte über das Ministerium in allen Gelagen und Zusammenkünften ungemein frey. Auch war groſse Freymüthigkeit im Reden unter denen, welche dort zusammentrafen, wo Wolfstein und sein Freund Unterhaltung suchten. Es fiel ihm auf,

daß man so äußerst frey, oft ganz ausgelassen vom Minister und dessen Creaturen, ja, selbst vom Könige daherspräch, und daß darüber keine Untersuchung angestellt wurde; wenn gleich immer Ministerianer in der Gesellschaft mit da waren. Er theilte seine Verwunderung einem alten Manne mit, der schon mehrmals wichtige Aemter bekleidet hatte.

Das ist eben, versezte der Alte, der klügste Streich, den unser Ministerium macht, daß es thut, als würde gar nicht räsonnirt. Die Leute, welche ihrer Zunge so freyen Lauf lassen, sind zufrieden, räsonnirt zu haben: sie schweigen hernach manierlich still, und thun nicht das Geringste, ihren strengen Aeußerungen einiges Gewicht zu verschaffen. Man hört sie an, und glaubt, wie wundergut es mit der englischen Freyheit stehe, indem man noch so — reden darf. Es giebt sogar Ministerianer, welche auf das Ministerium schimpfen, blos um die Gesinnung der Nation zu erfahren und darüber Bericht abzustatten. Würde aber das Ministerium dem freyen und frechen Reden Einhalt thun: so würde weit eher etwas gegen dasselbe ausbrechen. Das Räsonnirenlassen ist der Ableiter für politischen

Gährungs- und Entzündungs-Stoff. Gewiß, so lange unser Minister und sein Anhang jene Freyheit ungeübet lassen werden — und das werden sie, so lange sie klug sind — so schwöre ich es Ihnen zu, daß sie machen und thun können, was sie wollen.

Wolfstein fand dieß gegründet, und schrieb es der Aufklärung in England zu, daß der Minister so tolerant sey, und alles von sich reden lässe, und daß es dem Volke an dem bloßen Räsonniren genüge, ohne sein Misvergnügen durch gewaltsame Ausbrüche an den Tag zu legen.

Da irren Sie sich gar sehr, erwiederte der Alte, wenn Sie glauben, daß unsre Regierung tolerant sey. Sie bedient sich aller Mittel, wo und wie sie nur kann, die Freyheit der Nation bey jeder Gelegenheit, unter imposanten Vorwänden immer mehr zu unterdrücken: und daß noch so ein Schatten von brittischer Freyheit da ist; verdanken wir am allerwenigsten der Regierung. Die Regierung braucht immer Geld, denn sie ist arm, und hat eine große Menge Bedürfnisse: also muß sie schon laviren: aber im Grunde werden wir freyen Engländer eben

so gedrückt, als Ihre Landsleute, die unfreyen Deutschen. Unser Volk ist vollends gar nicht helldenkend und aufgeklärt, weit weniger als unsre im theologischen Wust noch immer tief vergrabene Geistlichkeit. Ich bin versichert, kein Volk wäre eher in den ärgsten Harnisch des Fanatismus zu bringen, als das Unsrige. Jene Zeiten sind zwar freylich nicht mehr, wo unter einem Eduard IV, einem Richard III, einem Carl I, einem Cromwell, einem Jakob II, und einem Wilhelm III. die gröbste politische und religiöse Schwärmerey getrieben wurde. Aber es wäre ein leichtes, diese Schwärmerey unter uns wieder hervorzubringen. Andre Völker schwärmen zwar auch, aber nicht so, wie der Engländer: der schwärmt, ohne zu wissen, warum.

Patriotismus, meynte Wolfstein, sey in England doch reger als irgendwo; dieß sähe man an der Unterstützung, die die Regierung auf jede Aufforderung erhielt, und an den ungeheuren Summen, die oft auf National-Werke pränumerirt würden.

Patriotismus unter einer handelnden Nation? fragte der Alte. Rühmt mir nicht den Patrio-

tidmus eines Kaufmanns:" — sagte neulich Burke. In seiner Parlamentsrede, — „des Kaufmanns Gott ist sein Contobuch, und die Börse ist sein Altar:" und Burke hatte recht, wenn er gleich selbst kaufmännisch-feil ist. Unterstüzt mit Geld wird die Regierung allerdings; aber immer aus kaufmännischer Speculation, nämlich, um sie nicht bankrott machen zu lassen; also um sie im Stande zu erhalten, das dereinst wieder zu bezahlen, was vorher ihr schon geliehen ist. Das Geldborgen in England, ist für die Regierung das Mittel, sich des Volkes durch die Handelshäuser zu versichern. Diese müssen, aus kaufmännischer Klugheit, die Regierung, als ihren Schuldner, zu erhalten suchen; ihn folglich aus Mangel an Unterstützung nie sinken lassen. Und das Volk unter einer handelnden Nation muß wohl nach der Pfeife dessen tanzen, von dem es sein Brod hat in Manufakturen, Fabriken, oder zur See u. s. w. — Das Präsumeriren auf National-Werke — fuhr der Alte fort — zeigt auch weiter nichts, als daß der Engländer immer Guineen übrig hat, zum modischen Mitmachen aus der kindischen Sucht zu

paradieren: sonst — meynte er — sey es unbegreiflich, warum die glänzendsten Bibliotheken in England zugleich die bestäubtesten wären.

Als Wolfstein den erwähnten Kunstgriff der englischen Regierung, als ein Anspornungsmittel zur Industrie u. s. w. rühmen wollte, fiel der Alte ein: Zur Banditen-Industrie dient das Mittel allerdings, aber nicht zur Humanisirung einer Nation, die bisher noch stürmisch und wild ist, wie das Meer, das um sie herbraußt. Ich selbst bin zwar ein gebohrner Engländer; aber schämen muß ich mich, wenn ich meine Nation moralisch betrachte. Geld und Glanz und Herrschbegier ist ihr alles: und diesem ihrem Idole opfert sie Menschen, Tugend und Menschlichkeit. Unser Handel und unsre Colonien — wie sie die Quellen unsers Reichthums sind, so sind sie auch der ewige Brandmark unsrer Schande und Unmenschlichkeit. Und eben daher, fügte er hinzu, kömmt es, daß unsere politischen Schriftsteller und Redner immer auf Erfahrung dringen, und von Theorie nichts wissen wollen. Ueber die Erfahrung nämlich ist die Regierung größtentheils Herr, dadurch, daß die politischen Redner und Schrift-

steller, zu deren Gewinnung sie Geld und Aemter genug hat, das quasi-philosophisch, folglich sophistisch, durchdeduciren müssen, zu dessen Hervorbringung sie schon die Anlage im Geheimen fertig hat, entweder in England oder anderwärts, und dieß durch die Allmacht ihres Blut- und Sünden-Gelds oder ihres Credits. Mit der Theorie ist das nun anders, und darum will unsere Regierung, sobald sie ihr in ihren Kram nicht dient, durchaus nichts von ihr wissen. Wäre sie im Stande, allgemein-haltbare Grundsätze der Vernunft durch Geld und andere politische Allmachtsmittel eben so zu ihrem Vortheil einzurichten, wie die einzelnen Anlagen zur Erfahrung: ich wette, keine Regierung würde von Theorie und Vernunft mehr radotiren und radoptiren lassen, als eben unsere! — Aber eben dieß macht, daß ächte, allgemeine Aufklärung, reine, allgemeine Humanisirung unter uns nie statt finden wird, so lange der Kaufmannsgeist das primum Movens unsrer Regierung ist, und durch sie — der Nation. *) Das

*) Und darum ist Kant für England — ein Johannes in der Wüste.

her bin ich auch der gewissen Meynung, daß, wenn irgendwo noch ein Carthago delenda übrig ist, es nur ist in unserm Cabinet und unsern Colonieen.

Wolfstein hörte sehr bedächtig zu, und um zu wissen, ob seine Zeit es zuließe, bey einer Flasche Ale dem Alten noch weiter zuzuhören, greift er nach seiner Uhr, und stutzt, als er sie vermißt. Er wußte ganz gewiß, daß er sie zu sich gesteckt hatte; und da kein Mensch an den Tisch, woran er mit dem Alten saß, gekommen war: so konnte er sein Erstaunen nicht bergen. Der Alte merkte dieß, und fragte: ob er etwas vermisse?

Wolfstein: Meine Uhr. Ich habe sie noch vor einer Stunde hier aufgezogen.

Alte: (kalt) Vielleicht gestohlen!

Wolfstein: Es kam aber niemand an unsern Tisch!

Alte: Und ist wohl doch gestohlen. Hier zu Lande giebt es gar geschickte Diebe.

Wolfstein: Doch nicht in einer solchen honetten Gesellschaft?

Alte: Honetten Gesellschaft? Wer sagt Ihnen denn, daß dieß hier eine honette Gesellschaft ist?

Wolfstein: Herr Esquire, sind Sie, sind die andern Herren hier keine braven Leute?

Alte: Ich? O ja, ich denk's. Die Andern? — Je nun, ich kann keinem was nachsagen. Aber Ihre Uhr ist doch gestohlen; es muß also doch wenigstens Einer da gewesen seyn, der ein Dieb war.

Wolfstein: Gern wollte ich den Werth der Uhr doppelt ersetzen, wenn ich sie nur wieder hätte: denn ich habe sie in Paris zum Geschenk bekommen.

Alte: Das ist nicht nöthig. Lassen Sie nur gleich einen Zettel in die Druckerey schicken, wo die Tagesanzeigen gedruckt werden. Melden Sie Ihr Logis darin und versprechen Sie dem Zurückbringer der Uhr — wie hoch halten Sie die Uhr?

Wolfstein: Höchstens sechszehn Guineen.

Alte: Also, versprechen Sie dem Zurückbringer acht Guineen, und ich stehe Ihnen dafür, Sie erhalten Ihre Uhr wieder. Sie müssen sie aber genau beschreiben, und hinzusetzen: Sie hätten sie heute Nachmittag hier verlohren.

Wolfstein: Sie scherzen, mein Herr! Wer die Uhr gestohlen hat, wird sie gewiß nicht

wieder bringen. Er müßte ja besorgen, daß man sie ihm wenigstens ohne allen Ersatz zurücknähme.

Alte: Dafür ist gesorgt. Sobald Sie anzeigen, daß Sie die Uhr verlohren haben, so müssen Sie auch das Versprochne bezahlen. Der Dieb wird blos für den Finder gehalten. Behält er aber die Uhr, und kömmt der Spaß nachher heraus, so wird er derb bestraft. Uebrigens machens unsre Diebe billig mit den Leuten.

Wolfstein schrieb den Zettel, schickte ihn nach der Druckerey, und wartete nun auf den Erfolg, versprach sich aber nicht, seine Uhr je wieder zu sehen.

Gleich den folgenden Tag Abends war er allein auf seinem Zimmer, als ein langer dicker Mann, in einen allmächtigen Mantel eingehüllt, zu ihm hereintrat, und ihn sehr höflich fragte: ob er der Herr von Wolfstein sey? Er bejahte es.

Nun, fuhr der dicke große Mann fort, so habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihre Uhr wieder zuzustellen. Ist sie das?

Wolfstein: Ja, mein Herr, das ist meine Uhr! Aber wie kömmt sie in Ihre Hände?

Der Dicke: Das ist eine Frage, worauf ich Ihnen keine Antwort schuldig bin. Mir aber sind Sie die versprochnen acht Guineen schuldig.

Wolfstein: Die ich Ihnen auch gleich geben werde. Wollen Sie nicht Plaz nehmen?

Der Dicke: Ja, aber so trocknes Mundes?

Wolfstein: Ich verstehe Sie: (klingelt und bestellt eine Flasche Wein) Um Vergebung, wer sind Sie, mein Herr?

Der Dicke: Ein Mitglied der ehrwürdigen Gesellschaft der Böcke.

Wolfstein: (lacht) Der Böcke? Das ist doch seltsam!

Der Dicke: Freylich, seltsam dem, der uns nicht kennt. Es ist aber auch nicht nöthig, daß man uns kennt. Je verborgener, desto gewisser — ist unser Sprichwort.

Wolfstein fand den Mann drolig. Er merkte wohl, daß er mit einem Gauner zu thun hätte, gab also genau Acht, daß er ihm nichts wegkrabsen konnte. Der Dicke blieb ruhig sitzen, trank, und bath dann Wolfstein, daß er ihm

sagen mögte, wie viel Uhr es sey, weil er noch Geschäfte habe. Wolfstein fuhr nach seiner Uhrtasche, und siehe da, die Uhr war von neuem weg.

Wo Teufels ist denn meine Uhr? rief er halb erzürnt.

Der Dicke: Ich habe sie Ihnen doch in die Hand gegeben.

Wolfstein: Freylich, und es ist keine Seele weiter herein gekommen.

Der Dicke: Und ich kam Ihnen nicht an den Leib.

Wolfstein: Das ist wahr; Sie können sie unmöglich haben!

Der Dicke: Vielleicht doch. (Zieht sie hervor.)

Wolfstein: (erstaunt) Wie geht das zu?

Der Dicke: Sehr natürlich! Herr, ich halte Sie für einen Mann, der mich nicht wird festhalten lassen. Also sehen Sie hieher!

Der Dicke schlug seinen Mantel zurück und zeigte Wolfstein einen Knaben von vier oder fünf Jahren, welcher in Riemen ihm an der Seite hing. Er ließ ihn herunter. Dieses Kind hier, sagte er, trage ich herum, und lasse es

gehen, wo ich es für gut finde. Es ist so abgerichtet, daß es auf ein Zeichen unter den Tischen herumkriecht und wegklipizt, was es erhaschen kann, — an Sachen von Werth nämlich, seidene Schnupftücher, Brieftaschen, Geldbörsen und Uhren. Begreifen Sie jezt den Verlust Ihrer Uhr? Nun, so leben Sie wohl, mein Herr!

Der Dicke ließ seinen Handlanger wieder einsitzen, schlug seinen Mantel über ihn weg, und entfernte sich ohne weiteres. Wolfstein gaffte ihm lächelnd nach und wunderte sich noch lange über diesen seltsamen Vorfall.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Gesellschaft der Böse.

Den folgenden Tag fand Wolfstein seinen alten politischen Esquire auf dem Bierhause, und erzählte ihm den Vorfall mit der Uhr. Hab' ich nicht gesagt, antwortete dieser, daß Sie

Ihre Uhr wieder bekommen würden? Das ist so Mode unter unsern Gaunern, daß sie die gestohlnen Sachen wieder herausgeben, sobald man ihnen ein billiges Honorar pro studio et labore anbietet.

Wolfstein: Aber die Leute laufen doch Gefahr, verrathen und gestraft zu werden!

Esquire: Nichts weniger! Wer will sie denn angeben? Ertappen Sie einen auf dem Diebstahl selbst: so wird er freylich und hart bestraft; ist aber die Sache geschehen, und Sie haben keine Augenzeugen, so werden Sie bestraft, wenn Sie klagen gehen.

Wolfstein: Wenn ich aber meine Sache bey ihm finde?

Esquire: Thut nichts, gar nichts zur Sache! Er kann nur sagen: er habe die Sache gekauft oder gefunden, oder geschenkt bekommen, und er ist frey; Sie aber, da Sie ihm nichts beweisen können, leiden die Strafe eines Kalumnianten.

Wolfstein: So macht man aber die Diebe dreust, und sperrt dem Verbrechen Thür und Thore auf.

Esquire: Bewahre! Nehmen Sie Ihre Sachen in Acht, heißt es, so werden sie Ihnen nicht gestohlen. Die Diebe werden in England nicht gehegt; aber von Seiten der Regierung findet man für gut, ohne die höchste Noth nicht zu inquiriren und zu strafen: denn man vermeidet bey uns gern alles Aufsehen nach Möglichkeit. Hier geht es fast, wie ehemals zu Sparta: man straft nicht den Diebstahl, sondern die Ungeschicklichkeit des Diebes, der sich fangen läßt.

Wolfstein; Ich erinnere mich, einst eine Apologie des Spartanischen Gesetzes gelesen zu haben: aber das Gesetz war doch immer immoralisch.

Esquire; Was haben die Gesetze mit der Moral zu thun? fragen unsere Politiker, und sagen weiter: Die Moral gehört für den einzelnen Menschen, die Gesetze aber für den Staat: jene sey unveränderlich und ewig; diese müssen sich nach der Lage des Staates richten, und folglich sehr oft Veränderungen leiden. Ich für mein Theil bleibe dabey, daß, wer sich betrügen und bestehlen läßt, nicht allemal ohne Schuld ist. Meynen Sie das nicht auch?

Wolfstein: Nicht ganz. Mich dünkt, die Polizey habe doch die Pflicht auf sich, für die Sicherheit aller Individuen des Staats auf die möglichst vollkommne Art zu sorgen.

Esquire: Daran eben fehlts bey uns, und der Grund davon liegt in unsrer Constitution. Unsere Regierung ist eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und diese Mischung trägt viel dazu bey, alle Arten von Ausschweifungen unter uns zu begünstigen. Keine Nation, worin drey eifersüchtige Körper unaufhörlich bemüht sind, ihre Rechte gegen einander zu vertheidigen, wird jemals eine genaue und bestimmte Polizey haben. Jeder dieser Körper hütet sich vor Beschränkungen, folglich auch vor bestimmten Polizey-Gesetzen. Die beständige Eifersucht zwischen dem Parlament und dem Fürsten, zwischen dem Volk und dem Parlament nährt einen Keim zur Uneinigkeit und Widersetzlichkeit; und eben dieß macht, daß man es nicht waget, unsere unbändigen Löwen zu zähmen, indem man fürchten muß, daß sie erst grimmen und dann alles erwürgen. —

Wolfstein sprach mit dem alten Esquire über Englands Verfassung öfters, und fand an

dessen Gesprächen allemal Gefallen, ob er sie gleich nicht allemal billigte und ihm nicht selten Widerspruch.

Nach einem Gespräche von eben der Art ging er eines Abends etwas spät zu Hause, und wurde unterwegs von einem derben Platzregen überfallen. Er hatte bis zu seinem Logis noch ziemlich weit, und kehrte also in ein Haus ein, das er für eine Schenke hielt, um den Regen abzuwarten. Der Wirth des Hauses kam ihm entgegen, und führte ihn in ein Zimmer, worin er mehrere wohlgekleidete Mannspersonen, und unter andern auch den dicken Uhr-Mann antraf.

Guten Abend, Herr Hauptmann, rief ihm dieser zu, und die Uebrigen wunderten sich, einen holländischen Offizier in ihrer Mitte zu sehen. Der Dicke merkte das, und versicherte, das sey ein braver Gentleman, der zu leben wisse. — Sie, mein Herr, fuhr er fort, gaben mir neulich guten Wein zu trinken: erlauben Sie mir, daß ichs heute quitt mache!

Wolfstein versicherte, daß er, sobald der Regen vorüber seyn würde, wieder fort wolle: aber der Dicke nahm ihn auf die Seite und betheuerte, er habe gar nichts zu fürchten, und

könne hier ganz ruhig seyn: er sey in der löblichen Gesellschaft der Böcke.

Wolfstein war wirklich neugierig, die löbliche Böcke-Gesellschaft kennen zu lernen; er würde aber doch nicht lange geblieben seyn, wenn nicht ein junger Mann von seiner Bekanntschaft zu ihm getreten wäre, der ihn bewillkommte, und sich freute, ihn hier anzutreffen. Der junge Mann hatte noch einen weit jüngern bey sich, mit einem schönen Zartgesicht. Während er mit diesen sich unterhielt, sagte einer von der Gesellschaft, Namens Jack Hazard: Nun, lieber Clenard, wie haben Sie geschlafen? Schlecht, antwortete Clenard.

Jak Hazard: Schämen Sie sich! Sie waren wegen der Kleinigkeit gestern recht aufgebracht.

Clenard: Kleinigkeit? Sind tausend Pfund Sterling eine Kleinigkeit?

Jak Hazard: Sie können aber Ihr Geld heute wieder gewinnen! Sie spielen doch diesen Abend?

Clenard: Ich nicht: aber hier ist ein guter Freund von mir: der wird spielen.

Jak Hazard: Hier, der junge Herr.

Der junge Herr: Ja! Mein Freund Clenard sagte mir heute, daß er an den Herrn Grafen Cogdy eine starke Summe verlohren habe, und ich mögte doch sehen, ob ich dem Grafen nicht wieder eins versetzen könnte.

Graf Cogdy: Ich stehe zu Dienſten, mein Herr; aber auf Credit spiele ich nicht.

Der junge Herr: Sie reden ja recht voreilig und impertinent! Will ich denn ohne Geld spielen? So müssen Sie mir nicht kommen! Sehen Sie her! Hier sind Banknoten.

Graf Cogdy: (beſieht sie gierig) Bravo! Wollen wir anfangen?

Der junge Herr: Nur Karten her!

Graf Cogdy: Ich spiele nie mit Karten: Würfel sind beſſer und bequemer.

Der junge Herr: Wohl! Ich bin's auch zufrieden. (Geht hinaus.)

Graf Cogdy: Lieber Clenard, wie heißt Ihr junger Freund? Iſt er reich?

Clenard: Er heißt Willis, und hat unermeßliche Schätze.

Graf Cogdy: Deſto beſſer!

Der junge Herr: Nun, mein Herr Graf, sind die Würfel da? Wie hoch setzen wir?

Graf Cogdy: Das hängt von Ihnen ab.

Der junge Herr: Gut! Hundert Guineen auf jeden Wurf. Wer trift, gewinnt; aber wir beyde spielen allein.

Sie fingen an zu spielen, und in weniger als einer Viertelstunde hatte der junge Herr schon 600 Guineen verlohren. Er blieb aber immer munter, scherzte über seinen Verlust, und versicherte, daß er schon wieder zu seinem Gelde kommen würde. Auf sein Begehren hatte der Graf tausend Guineen herauslegen müssen, und er hatte tausend dagegen gelegt.

Indem trat der Wirth herein, und sagte zu dem jungen Herrn, es sey unten ein Mann mit einem langen Rock: der lasse ihn bitten, das bewußte Papier ihm herunter zu schicken.

Einen Verhaftsbefehl giebt man nicht aus den Händen, sagte der junge Herr mit imposanter Stimme: der Gerichtsdiener mag selbst heraufkommen und ihn holen.

Was für einen Verhaftsbefehl? rief der Graf; Einen Verhaftsbefehl? schrieen die Andern; Einen Verhaftsbefehl? heulte der Wirth.

Der junge Herr: Ja, einen Verhaftsbefehl auf die Herren hier, nämlich auf den Gra-

ſen Cogdy, Jak Hazard, Tom Wadle und den dicken Sir Fellow.

Der Wirth: Ach, mein Gott, die Herren ſollen doch nicht in meinem Hauſe angehalten werden?

Der junge Herr: Allerdings, und Sie mit!

Graf Cogdyi Wer hat den Befehl ausgewirkt?

Der junge Herr: Ich, mein Herr! Sie ſind ſämmtlich falſche Spieler. Erſt geſtern noch haben Sie dieſen Herrn hier, den Herrn Clenard, unverantwortlich geprellt und ihn dadurch in die größte Verlegenheit geſezt. Ich ließ mir Ihre Namen ſagen, und verſprach dem Lord Major, Sie ſämmtlich aufzugreifen, ſobald ich die Beweiſe von Ihrem falſchen Hazardſpielen in Händen haben würde. Ich habe ſie nun, und rufe die Conſtabel.

Wirth: Conſtabel?

Der junge Herr: Ja, ſechs Conſtabel ſtehen unten: entweichen kann Keiner.

Graf Cogdy: Herr, das iſt nicht recht, daß ein Gentleman ſo hinterrücks verfährt! Ich

werde wieder los kommen, und dann sollen Sie mir Rechenschaft geben.

Der junge Herr: Ich bin's zufrieden.

Graf Cogdy: Wie heißen Sie, mein Herr?

Der junge Herr: Marianne Chandler! Sie glauben, ich sey eine Mannsperson; aber ich bin ein Frauenzimmer, und zwar die Braut des Herrn Clenard. Und darum unternahm ich's, Herr Moley, bey Ihrer Gesellschaft Graf Cogdy genannt, die tausend Guineen zurück zu erhalten, welche Sie dem Herrn Clenard durch Betrug und falsche Würfel genommen haben. Mein Geld muß auch zurück. Jezt ist's noch Zeit! Entweder Sie geben das Geld, welches hier auf dem Tische liegt, in der Güte alle her, oder ich rufe die Constabel. Unbillig können Sie dieß nicht finden: denn Sie haben's durch Betrügerey erhalten.

Graf Cogdy: Ist das aber auch recht, jemanden um seinen Gewinnst zu prellen?

Der junge Herr: Einem Betrüger und falschen Spieler seinen Betrug wieder abnehmen — heißt Wurst wider Wurst spielen.

Doch wozu die vielen Worte! Das Geld her, oder ich rufe die Constabel.

Jak Hazard: Gieb doch den Bettel hin, lieber Graf!

Graf Cogdy: Unmöglich: so viel schöne Banknoten!

Der junge Herr: Gut! (Er geht zur Thüre.)

Wirth: Um Gottes willen, machen Sie mich nicht unglücklich! Wenn's heraus kömmt, daß bey mir Hazardspiele und falsche Spiele getrieben werden, so komme ich ins Gefängniß, und meine ganze Wirthschaft geht zu Grunde.

Graf Cogdy: Ich dächte, die Hälfte wäre wohl auch genug!

Der junge Herr: Auch nicht einen Schilling lasse ich nach! (Er greift nach der Thür.)

Graf Cogdy: Mit zwey Dritteln werden Sie doch zufrieden seyn?

Der junge Herr: Auch das nicht! Doch wozu soll ich mich hier viel herum disputiren! (Er öffnet die Thür.)

Graf Cogdy: Nun, so nehmen Sie den Bettel hin und scheeren sich zum Teufel! Gedei-

ben wird's Ihnen ohnehin nicht. Wir sprechen uns zur andern Zeit weiter! —

Der junge Herr oder vielmehr Marianne nahm das Geld. Ihr Geliebter bot ihr den Arm, und Wolfstein folgte ihnen. Unten sagte sie zu dem warnenden Gerichtsdiener: die falschen Spieler seyen nicht da, und würden wohl auch nicht kommen, bezahlte die Constabel, und entließ sie. Hierauf bestieg sie einen Wagen, und ihr Clenard sezte sich neben sie. Dieser sah unsern Wolfstein an dem Wagen stehen; und da der Regen noch anhielt, und er ihn kannte, so bath er ihn, mit einzusteigen und die Nacht bey ihm zuzubringen, zumal, wenn der Regen ihn verhindern sollte, noch nach Hause zu gehen. Wolfstein nahm das an und stieg ein.

Unterwegs wendete sich Marianne an Wolfstein und fragte, was er von ihr halte?

Wolfstein: Sie haben wahrlich viel gewagt, und mich wunderts nur, daß die Falschspieler den Verhaftsbefehl nicht einmal haben sehen wollen. Doch ein böses Gewissen macht bestürzt, und dann gehts, wie es ging. Gewagt indessen haben Sie immer viel!

Marianne: Nicht wahr? Aber ich muß Ihnen die Sache näher erzählen: Sie könnten mich sonst verkennen. — Ich und Herr Clenard sind beyde aus Dublin. Mich erzog hier zu London eine Base, bey der wir jezt noch wohnen. Herr Clenard lernte mich da kennen, und hielt um meine Hand an. Weder ich noch meine Base — meine Eltern sind beyde todt — hätten etwas dawider, und wir machten Anstalt zur Hochzeit. Vorgestern erhält mein Bräutigam tausend Guineen von Hause, um seine Schulden abzutragen, die Hochzeitskosten zu bestreiten, und uns dann als Eheleute in unser Vaterland zurück zu schaffen. Gestern Abend geht er in das Haus, woraus wir kommen, geräth unter eine Bande Falschspieler, und verliert sein Geld alle. Nun rennt er voll Verzweiflung nach Hause, und will sich erschießen. Sein Bedienter kömmt auf mein Zimmer, und erzählt mir das Vorhaben seines Herrn: ich aus dem Bette, stürze in sein Zimmer, als er eben das Pistol ansezt, reiße es ihm aus der Hand, und rette ihm das Leben. Hierauf greift er nach einem Messer auf dem Tische, und ich war auch hier so glücklich, es ihm zu entwinden. Jezt

will er sich gar aus dem Fenster stürzen, und ich rettete ihn von neuem. Endlich erfahre ich, daß der Verlust seines Geldes Schuld an dem ganzen Auftritt war. Ich tröste ihn so gut ich konnte, befahl dem Bedienten, genau auf ihn Acht zu geben, und lege mich zu Bette, aber der Himmel weiß, wie! Heute früh erzähle ich meiner Base den ganzen Vorgang. Diese, ein politisches Weib, giebt mir den Anschlag, den ich diesen Abend so glücklich ausgeführt habe. — Sehn Sie, mein Herr, das ist meine Geschichte im Kurzen!

Wolfstein wunderte sich über die Kühnheit des jungen Frauenzimmers, pries den Liebhaber glücklich, welcher so artig durch die List seiner Geliebten wieder zu seinem Gelde gelangt war, dachte an Auguste und seufzte: und so kamen sie unvermerkt an dem Hause an, wo Clenard und seine Braut logiren wollten. Der Regen währte noch immer, und Wolfstein war gezwungen, den Bitten des Herrn Clenards nachzugeben und mit in das Haus abzutreten.

Wolfstein hatte den Herrn Clenard, der ein reicher Kaufmannssohn aus Dublin

seyn wollte, in London sich aber Gentleman nennen ließ, verschiedentlich gesprochen, und Gefallen an seinem Betragen gefunden. Er machte daher auch keine Umstände, in dem Hause, wo sie abgestiegen waren, über Nacht zu bleiben, ob's ihm gleich vorkam, daß es nicht das beste seyn mögte, da es in einem Winkel der Stadt lag, und von außen ein ärmliches Ansehn hatte.

Sie aßen mit einander zu Nacht, und spaßten über den Vorfall des Abends. Die Base des jungen Frauenzimmers, welches sich indessen wieder in ihre Geschlechtskleider geworfen hatte, begab sich mit ihrer Nichte zur Ruhe, und ließ die beyden jungen Männer bey einer Flasche Wein sitzen bleiben. Wolfstein ward nach seiner Art sehr traulich, und erzählte dem jungen Clenard viel von seiner See-Geschichte, wobey er auch nicht verschwieg, daß er bey seiner Gefangennehmung nicht sey geplündert worden, und er also noch ein hübsches Sümmchen bey sich führe.

Sie trugen doch Ihr Geld nicht an sich herum? fragte Clenard ganz nachlässig. Hier in London muß man nicht viel bey sich haben.

O nein, erwiederte Wolfstein: mein Geld ist in guter Verwahrung: denn ich pflege nie viel einzustecken. Indessen würden doch gerade heute die Räuber etwas gefunden haben. Ich bin, fuhr er fort, einem redlichen Mann in Holland 1000 Gulden schuldig. Diese Schuld wollte ich mit dem ersten Postschiff abtragen, und noch 1000 aus Erkenntlichkeit hinzufügen. Ich steckte deswegen die Summe zu mir. Weil aber die Bank schon geschlossen war, als ich hinkam, konnte ich keine Banknoten mehr bekommen. Ich ging daher ins Bierhaus, ward beym Nachhausegehen vom Regen überfallen, und meine übrigen Begebenheiten wissen Sie.

Clenard sprach noch viel von den Gefahren, denen man sich in London aussetze, wenn man zur Nachtzeit auf der Straße sich treffen lasse. Für sein Leben ist man zwar sicher, fuhr er fort, aber nicht für seine Börse. Es ist allemal riskirt, etwas bey sich zu haben, zumal wenn es verrathen wird. Es giebt der feinen und groben Gauner nur gar zu viel.

Inzwischen war die Flasche zu Ende, es schlug Zwölfe, und Wolfstein wollte zu Bette.

Clenard holte noch ein Fläschchen Krainbambuli, wie er ſagte, um den Schlaftrunk zu machen. Wolfſtein merkte, daß es Rum war, und wollte nicht trinken, weil er ihm zu ſtark wäre. Wohlan, ſagte Clenard, ſo ſchenke ich Ihnen ein Glas Kirſchwaſſer ein. Er ging hinaus, kam wieder, brachte Kirſchwaſſer, und Wolfſtein fand dieß ſehr gut, und ließ ſich zwey Gläſer aufnöthigen, indeß Clenard Rum trank.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Früh, ſchon, wenn

Früh erwachte Wolfſtein, und erſtaunte nicht wenig, als er auf einem Lehnſtuhl und zwar völlig angezogen noch da ſaß. Die Schnappsflaſchen und Gläſer ſtanden auch noch auf dem Tiſche, und er merkte aus allen Umſtänden, daß er nicht aus der Stube gekommen war. Er ſah nach der Uhr, und es war Neune. Er fühlte

nach seinem Gelde, aber Börse und Geld waren verschwunden.

Nun griff er es mit Händen, wo er seyn mogte, nämlich in einem Hause, wo sich Gauner aufhielten. Er ging stark in der Stube herum, während ein Mann von ältlichem Ansehen hereintrat, und sich befremdet stellte, einen Fremden darin anzutreffen.

Wie sind Sie hieher gekommen, Sir? sagte der Mann, der Wirth des Hauses.

Wolfstein: Ich kam gestern Abend mit Herrn Clenard hieher.

Wirth: Das kann nicht wohl seyn! Herr Clenard ist diesen Morgen sehr früh ausgezogen. Daß er Sie sollte mitgebracht haben, und Sie nun hierließe, kömmt mir wunderlich vor. Wer sind Sie?

Wolfstein: Das sehen Sie an meiner Uniform: ein holländischer Offizier.

Wirth: Eine Uniform kann jeder anziehen!

Wolfstein: Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie den Admiral Elliot. Aber wo ist Clenard hin?

Wirth: Das weiß ich nicht. Er sagte weiter nichts, als er zöge aus, zahlte seine Zeche und damit holla. Weiter weiß ich nichts.

Wolfstein: Er hat mich beraubt: er hat mir 2000 Gulden genommen.

Wirth: Das glaube der Henker! Wer würde sich so arg berauben lassen!

Wolfstein: Ich schlief: ich glaube gar, daß er mir hat Schlafpulver unter das Kirschwasser gemischt.

Wirth: Sie träumen, mein Herr! Ich bitte Sie, entfernen Sie sich, oder ich brauche andre Mittel. Ich will es Ihnen noch vergeben, daß ich Sie hier antreffe; aber wenn Sie weiter sagen, daß man Sie in meinem Hause beraubt habe, so werde ich Ihnen das Maul schon stopfen. Marsch!

Der Wirth nahm hierauf unsern Helden unter Arm, und führte ihn ganz piano zur Thür hinaus, rieth ihm aber noch auf der Hausflur, sich ja nicht einfallen zu lassen, wieder zu kommen, um vielleicht sein Recht zu suchen: in diesem Fall würde er übel ankommen.

Wolfstein ging nach Hause und legte sich zu Bette: denn der Schlaftrunk wirkte noch immer. Er schlief bald ein und schlief ruhig bis in die folgende Nacht, wo er aufwachte, und über Projekten brütete, wie er seinen Schimpf

rächen wollte. Es schien ihm unwürdig, daß ein junger Laffe, und ein Mädchen von achtzehn Jahren ihn so hätten prellen sollen. Aber wo sind sie? fragte er sich selbst. Je nun, das muß doch wohl der Wirth wissen: den muß man anhalten, es zu sagen. Haus und Nummer weiß ich; bin also sicher, den Wirth wieder zu finden, und durch den meine Preller zu demaskiren. So dachte er, und schlief wieder beruhigt ein.

Unter andern paradoxen Moralsätzen, welche Wolfstein sich eigen gemacht hatte, war auch der: daß man jeden Schelmen demaskiren müsse, wenn man könnte, damit er hernach nicht so leicht mehr schaden möge. — Das kann wohl recht gut für Andre seyn; aber dem Demaskirenden bringt es Feindschaft und Verdruß, und stürzt ihn nicht selten ins größte Unglück. Das Demaskiren der Schurken stiftet auch nicht allemal Nutzen, und billig sollte man jeden sich selbst demaskiren lassen.*)

Aber Wolfstein war einmal so! Er wollte den schurkischen Cleard herausbaben, es koste

*) Je nachdem der Schurke ist — meynen Andere.
Anmerk. des Correctors.

auch was es wolle; folglich verfügte er sich ganz früh Morgens zu einem Advokaten, Herrn Brikel, und stellte ihm seine Sache vor. Herr Brikel hörte fleißig zu, nahm während der Erzählung an zwanzig Prisen, und ließ sich endlich also vernehmen: Wenn Sie gerechte Sache haben, das ist, wenn das, was Sie hier sagen, wahr ist, so sollen Sie Recht erhalten, es koste, was es wolle. Wolfstein versicherte, daß alles buchstäblich wahr sey, und der Caussidikus antwortete blos: das werden wir ja sehen!

Wolfstein gab dem Advokaten den Namen des Wirthes und die Nummer des Hauses, wonach er sich inzwischen genau erkundiget hatte, an, und dieser sezte ein Klaglibell auf, und eilte mit ihm zu einem Friedensrichter. Der Friedensrichter versprach, die Sache zu untersuchen, nur mögte er einstweilen hundert Dukaten Caution stellen: denn in England nähme man keinen Proceß ohne Caution an. *)

Wolfstein mußte sich bequemen. Es gingen nur zwey Tage hin, als man ihn vor den

*) Zu Wezlar in Deutschland macht man zwar keine Cautionz, aber man läßt sich hübsch prämmeriren, weil man nichts postnumeriren lassen kann, indem die dortigen Prozesse selten oder gar nicht zu Ende kommen.

Friedensrichter foderte und ihm das Urtheil vorlase: „daß er mit seiner unstatthaften Klage gänzlich abzuweisen, und in die Gerichtskosten zu verdammen sey. Der Wirth habe geschworen, daß er niemals einen Cleonard, und ein junges Frauenzimmer beherbergt, auch niemals einen holländischen gefangenen Offizier in seinem Hause gesehen habe."

Wolfstein mogte seine Aussage noch so sehr betheuern: es half alles nichts; denn der Wirth hatte einmal geschworen, und die Sache war zu Ende. Die Gerichtskosten nebst andern Liquidationen für des Wirths Versäumniß und dergl. machten 98 Dukaten: und so erhielt er deren nur zweye zurück, wovon er noch einen dem Gerichtsdiener geben mußte.

Der Abgefertigte krazte sich hinter den Ohren, daß er so dumm gewesen war, seinen 2000 Gulden noch 99 Dukaten nachzuwerfen, und entschloß sich, künftighin klüger zu seyn. Er ging in das Bierhaus, wohin der alte Esquire zu kommen pflegte, und klagte ihm alles, was er bisher hatte leiden müssen. Der Alte hörte ihm kalt, aber aufmerksam zu, und sagte end-

lich, daß ihm durchaus recht geschehen sey, und er hätte sollen klüger zu Werke gehen.

Aber mein Gott, schrie Wolfstein, wie konnt' ich das?

Esquire: Allerdings konnten Sie es. Daß Sie, vom Regen verfolgt, in jenes Spielhaus gingen, war Zufall, der Ihnen auch keinen Schaden brachte. Aber warum blieben Sie bey einem Fremden über Nacht? Wenn Sie ohne Geld gewesen wären, so hätte dieß wohl auch nichts zu sagen gehabt; aber Sie waren ja obendrein so artig, und erzählten, daß Sie Geld genug bey sich hätten! Hätten Sie das nicht gethan, dann wären Sie wahrscheinlich ganz ruhig schlafen gegangen, und wären eben so wieder aufgestanden. Nachdem Sie aber einmal geplaudert hatten, und zwar so interessant: da gab man Ihnen einen Schlaftrunk von Belladonna.

Wolfstein: Wenn ich den doch nicht getrunken hätte!

Esquire: Dann wären baumstarke Kerls gekommen, hätten Sie mit Gewalt beraubt und hernach mit verstopftem Munde auf die Gasse

geschleppt, wären davon gesprungen, und hätten Sie stehen oder liegen lassen.

Wolfstein: Warum nahm man mir aber nicht alles? Meine Uhr behielt ich!

Esquire: Das ist aus Großmuth geschehen. Die Gauner hier wissen zu leben, wie ich Ihnen schon gesagt habe.

Wolfstein: Nun, so hat mich das Gericht desto übler behandelt.

Esquire: Uebler? Das Gericht hat Sie recht gut und nach den strengsten Gesetzen behandelt. Sie verklagen den Wirth! wo waren Ihre Zeugen? Wodurch konnten Sie beweisen, daß Sie Recht, der Wirth aber Unrecht hatte? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie das Auditur et altera pars unbillig finden werden? Und wem kömmt denn der Schwur in solchen Fällen zu? Dem Beklagten oder dem Kläger? Nicht wahr dem erstern? — Die Unkosten wären freylich etwas stark; aber man strafte einen Calumnianten.

Wolfstein: Ich wäre ein Calumniant gewesen?!

Esquire: (kalt) Bey mir nicht, beym Richter auch nicht: ich kenne den Friedensrich-

ter: der weiß recht gut, daß Sie Recht haben; aber vor Gericht waren Sie allerdings ein Calumniant. Sie legten ja eine Klage ein, die das Gesetz als unbeweisbar abweisen mußte.

Wolfstein hatte nicht Lust, sich mit dem klugen Alten über seinen Proceß länger herum zu disputiren: er fing also von etwas anderm an.

Meinen Lesern muß ich hier nur noch sagen, daß es in London mehrere Gauner-Gesellschaften giebt, welche man die Böcke nennt. Sie begehen kleine Diebereyen und spielen und betrügen im Spiel. Meistens sind es junge Leute von guten Eltern und vornehmer Erziehung, die aber durch Ausschweifungen um das Ihrige gekommen oder sonst enterbt worden sind. Solche dann sammeln sich in die genannten Klicken und treiben ihr Wesen, so lange es gehn will. Oft kehren sie wieder auf den rechten Weg zurück; oft aber werden sie Matrosen, Soldaten oder Straßenräuber, entweichen nach Amerika oder endigen ihr Leben am Galgen.

Eines Tages sah Wolfstein einen Menschen dieser Art zu Tyburn aufknüpfen. Er fragte, was er gethan habe, und bekam zur Antwort: dieser

junge Mensch sey der Sohn eines mittelmäßig begüterten Krämers: Der Vater habe ihm nicht Geld genug zu seinen Gelagen und Liebschaften gegeben; deswegen hätte er auf seines Vaters Namen falsche Wechsel gemacht, und dieß sey sein Verbrechen.

Wolfstein wunderte sich über die außerordentliche Strenge der englischen Gesetze in diesem Falle; und über ihre allzugroße Nachsicht in andern Fällen. Er theilte dem alten Esquire seine Gedanken mit.

Esquire: Was Sie doch für ein artiger Patron sind! Sie wissen, daß unsre Nation eine Handelnde ist, und folglich aufs strengste für ihren Credit sorgen muß. Freylich würde ein solches Verbrechen in Deutschland, wo ohnehin kein Credit mehr ist, und wo man nur noch auf Hypotheken borgt, und doch betrogen wird, sehr geringe seyn; aber bey uns ist es durchaus ein Capitalverbrechen, welches ohne alle Schonung gestraft werden muß. Denn würde es bekannt, daß man die Fabrikanten falscher Wechsel oder andrer Scheine ungestraft laufen ließe, oder Nachsicht mit ihnen hätte: so ginge unser Credit zu Grunde, und die Kraft der Nation mit ihm.

Unſer Held fand, daß der Eſquire Recht hatte, und ſchwieg.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

In ſolchen Wäſſern fängt man ſolche Fiſche

Unter andern gefangnen holländiſchen Offizieren befand ſich auch einer, Namens Velenz, der unſerm Helden ſchon längſt gram war. Er war einige Tage ſpäter auf einer Fregatte, die den Engländern in die Hände fiel, gefangen worden, und war auch nach London gekommen, wo er ſich aber durch ſeine auffallend-ſchlechte Aufführung, und durch eine Grobheit, die ſelbſt in Holland anſtößig würde geweſen ſeyn, bey jedermann verächtlich machte. Er gerieth bald in die Geſellſchaft andrer niedriger Leute, welche von Liederlichkeit Profeſſion machten; und mit dieſen durchſtrich er alle Kneipen, und brachte ganze Nächte in den Bordellen zu.

Einigemal kam er auch in das Bierhaus, welches Wolfstein, des alten Esquirs wegen, faſt täglich zu beſuchen pflegte. Hier fand er eines Abends unſern Mann unbefangen herumgehen, hielt ihn an, neckte ihn nach ſeiner Art, und ſagte ihm geradezu: Myn Heer, Sie können froh ſeyn, daß weder ich, noch Sie, als Gefangene, einen Degen führen dürfen.

Wolfstein: Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr!

Bolenz: Myn Heer, das will ſagen, daß, wenn ich und Sie Degen hätten, ich Ihnen zeigen wollte, was das heißt, ehrliche Offiziere zu beleidigen.

Wolfstein: Ich beleidige Niemanden, am wenigſten Sie.

Bolenz: Donner und Hagel, Myn Heer: Sie haben mich geſtern aufs gröbſte beleidigt; aber ich werde mich zu revangiren wiſſen!

Wolfstein: Ich werde Ihnen meinen Mann nicht entziehen.

Bolenz: Schon gut, Bürſchchen, ſchon gut!

Mit dieſen Worten ging der Bramarbas fort, und warf noch einen ſehr zornigen Blick auf Wolfstein.

Mit der Beleidigung, deren Volenz erwähnte, hatte es folgende Bewandniß. Er war den Abend vorher in ein berüchtigtes Haus gegangen, worin feile Mädchen zu haben waren. Er machte mit einer derselben Vertraulichkeit, und bestellte sie für sich die Nacht auf ihrem Zimmer. Nachher wurde das Mädchen herausgerufen zu einem andern holländischen Offizier, der sie schon lange kannte, und sie zu sprechen wünschte. Volenz saß indessen in der Stube bey seiner Flasche. Kind, sagte der Andere, komm, heute bleiben wir beysammen.

Fanny: Ich kann nicht, mein Vester, außer wenn ich Ihnen jezt gleich dienen kann: für die übrige Nachtzeit bin ich schon versagt.

Offizier: So? und an wen?

Fanny: Auch an einen Ihrer Herren Collegen.

Offizier: Wie heißt der?

Fanny: Wenn ich nicht irre, — Volenz.

Offizier: O, über den Affen! Nein, Fanny, für den bist Du viel zu gut! Du bleibst bey mir, und ich stehe Dir für alles. Aber laß mich dem Patschen einen Streich spielen! Sag, wo soll er schlafen?

Fanny: Wo ich schlafe, auf Nummer 14.

Offizier: Gut! geh nur wieder hinein zu dem Gecken, und sage ihm, einer Deiner alten Liebhaber verfolge Dich; Du würdest Dich aber zu Bette legen, und ihm, dem Bolenz, durch die Hausmutter den Schlüssel zu Deiner Stube herunter schicken: er solle nur um eilf Uhr zu Dir kommen. Hörst Du?

Fanny: Lassen Sie mich nur machen! Aber Sie müssen auch sorgen, daß es keinen Skandal setzt.

Offizier: Da laß Du mich für sorgen!

Der Offizier warf seinen Mantel um, und schlich in eine benachbarte Kneipe, wo der allerniedrigste Pöbel sich mit Tanzen lustig machte. Er sah sich eine recht abgefeimte Metze aus und fing an, mit ihr zu schäckern. Die Dirne nahm das für Ernst, und gab ihm zu verstehen, daß ihre Gunst nicht theuer sey. Theuer hin, theuer her, versezte der Pfiffige, ich bezahle honnet; aber du mußt mitgehen: denn ich will dich die Nacht über bey mir behalten. Recht gern, antwortete die Buhlin, und ging mit. Er prämumerirte gleich einen Dukaten, versprach, ihr früh noch mehr zu geben, und führte sie in das

Bahlhaus, wo Fanny war, ins Zimmer der Fanny, zu welchem er den Schlüssel an sich gesteckt hatte. Dann ließ er Abendbrod bringen, aß selbst nur zum Scheine, nippte auch nur an dem Glase mit dem Schlaftrunk, den er für die Metze bey sich hatte, und ging endlich hinaus, um, wie er sagte, an den Ort zu gehen, wohin der König keinen Gesandten schicken kann.

Er ließ jezt Fanny fluchs heraus rufen. Der Spaß ist eingeleitet, sagte er; also gegen halb Eilfe finde ich Dich, lieber Engel, auf Nummer 10. Jezt gehe hin, und lege Dich, oder bleib auf, wie Du willst, schicke aber durch die Hausmutter um eilf Uhr dem närrischen Bolenz den Schlüssel zu Nummer 14. Alles ist ruhig. Nachher wollen wir uns recht satt lachen!

Die schlaue Fanny that, wie ihr befohlen war, und der Offizier ging wieder zu seiner Dirne, welche sich wunderte, als ein Freudenmädchen von Qualität behandelt zu werden. Vom Schlaftrunk war wenig mehr übrig.

Nun ist es Zeit, sagte der Spaßvogel, kleide dich aus, und ins Bette!

Das Mädchen, welches ohnehin nicht viel auszuziehen hatte, war rasch ins Bette, und der Offizier folgte ihr, obgleich nicht sehr behende. Er fing bald an zu klagen über jählinges Bauchgrimmen, warf sich im Bette herum, und tödstete die Dulcinea, daß sein Uebel bald aufhören würde. Das Mädchen glaubte das, gähnte, fühlte sich schlaftrunken, und schlief allmälig ein.

Der Offizier stand nun auf, raffte seine Kleider unter den Arm, nahm das Licht, und begab sich auf Nummer 10, wo Fanny seiner im Bette wartete, schloß ab, löschte das Licht und kaum Fannyn zur Seite, so lag er entzückt, wie ein Adonis, und vergaß an der Schönen Busen Bolenz und die Metze.

Bolenz saß unten, die Uhr vor sich auf dem Tisch, lauerte auf seine Zeit, trank aus Langerweile Glas auf Glas, bis die Hausmutter ihm den Schlüssel zu Numm. 14. selbst überreichte. Wer war froher als Bolenz! halb Elfe war es durch; rasch also foderte er Licht: aber der Aufwärter, der unterrichtet war, gab zur Antwort: Man giebt hier kein Licht, um in

die Zimmer der Mamſellen zu gehen: hinführen zur Noth will ich Sie wohl.

Bolenz nahm das an, und erreichte ſtolpernd Nummer 14. Im Finſtern tappte er nun herum, rief: Fanny, wo iſt Dein Bette? — He! — Fanny, hörſt Du nicht? Schläfſt wohl ſchon, wie ich merke!

Endlich erreichte er das Bette, fand ſeine vermeynte Fanny ſchlafen, und weckte ſie mit Fluchen, Rütteln und Kneipen. Lange ward es mit dem Beſinnen. Schlaftrunken fragte das Mädchen: Sind Sie es?

Bolenz: Freylich: Aber Du ſchliefeſt ja ganz feſte!

Mädchen: (immer halbwach) Mir iſt — nicht hübſch — mich ſchläferts — gar ſehr.

Bolenz: Wird ſchon vergehen! Sprich nur nicht ſo duſelig! — Schläfſt wohl gar ſchon wieder! Doch warte nur, will Dich ſchon ermuntern.

Bolenz zog ſich nun, ſo gut er konnte, aus, und legte ſich zu der abgenuzten, ſchlummernden Dirne. Aber, da erſtlich des Nachts — wie man ſagt — alle Kühe ſchwarz ſind, und fürs andre der Herr Mosjöh merklich benebelt

war: so fand er keinen Unterschied, und verlustirte sich im Groben, so gut sein Zustand es zuließ, und der schlummernde Klotz von Mädchen. Fürs Rechte vertröstete er sich auf den andern Morgen. Mit der Zeit schlief er über seinem Abendsegen ein, und schnarchte, daß man es von Außen hören konnte.

Endlich brach der Tag an. Bolenz erwachte und wollte das Verschobene nach- und einholen. Er weckt und ermuntert sich und die vermeynte Fanny. Er steht auf, und öffnet die Fensterladen. Aber nun — wie stuzt und staunt er! kaum konnte er seinen Augen trauen, so sehr er sie auch rieb und wischte. Statt der hübschen, jugendlichen Fanny, erblickt er einen ausgemärkelten, garstigen Gassenökel.

Teufel und Donner, ruft er: Mensch, wie bist du hereingekommen? Das Mädchen gafft ihn an, stuzt selbst, aber, ohne sich zu fürchten, sagt es, was es wußte: und nun erst merkte Bolenz, daß man ihm einen Possen gespielt hatte. Er stand wie betäubt, saun hin und her, zog sich endlich an, lief in die Tanzstube, wo der Aufwärter schon am Putzen war, und fluchte und drohte. Bey dem fürchterlichen Lärmen,

den er ausbrachte, kam das ganze Haus zusammen, und sogar die Mädchen, Fanny ausgenommen, liefen herbey. Sein Schlafkitz benuzte dieß, schlich unbemerkt herunter und stiftete sich mit dem Dukaten von dannen.

Das Gassenmädchen hatte ihm gesagt, daß ein holländischer Offizier sie ins Haus gebracht hätte; und daß dieß an dem war, bewies der Hut, den der Offizier auf Nummer 14. zurück gelassen hatte. Wolenz also wollte das Histörchen gleich näher wissen, und forschte unten unter Schelten und Fluchen. Aber der Aufwärter und einige andre rüstige Hausknechte drohten ihm mit Hinauswerfen auf die Straße. Er gab sich nun, und bath wenigstens um die Erlaubniß, den Offizierhut mitzunehmen. Aber auch das wurde nicht gestattet; und so mußte er unter dem Gelächter der Mädchen und Hausbedienten seinen Abschied nehmen.

Er lief zuerst wirklich in das Quartier des Offiziers, der ihm den Streich gespielt hatte, doch ohne daß er es wußte, und wollte ihn sprechen. Der Bediente verleugnete ihn, unter dem Vorgeben: sein Herr sey schon ausgegangen, und komme vor Abend nicht wieder. Die Wahrheit

aber zu sagen, lag der Herr in den Federn, wohin er sich nach der starken Motion ermüdet begeben hatte.

Von da ging Bolenz in Wolfsteins Quartier, und wünschte ihn zu sprechen. Mein Herr schläft noch, sagte der Bediente. Nun, so wecke ihn, erwiederte Bolenz: ich muß mit ihm weggehen.

Bedienter: Mein Herr kann unter einer Stunde ohnehin nicht ausgehen.

Bolenz: Warum nicht?

Bedienter: Weil ich eine halbe Stunde nach dem Bierhause zu gehen habe, wo er gestern Abend seinen Hut gelassen hat. Er hat in der Eile einen falschen ergriffen.

Dieß war nun für Bolenz Beweis genug, daß Wolfstein ihm den Streich müßte gespielt haben; und von diesem Augenblick sann er auf Rache, und dieß um so mehr, da er schon lange vorher Wolfsteins Feind war. Er ging also fort, ohne dem Bedienten auch nur einen Gruß für seinen Herrn aufzutragen.

Nun wissen wir, warum Bolenz unserm Helden solche Grobheiten sagte, und von Beleidigung radotirte. Dieser kehrte sich aber nicht

daran, sondern trank sein Ale, und sezte das Gespräch mit seinem alten Politiker fort. Da aber auch der Alte diesen Tag früher, als gewöhnlich, aufbrach, so ging auch Wolfstein früher, als sonst, nach Hause.

Kaum war er in seinem Zimmer, so trat ein Mann herein von sehr gutem Ansehen, und redete ihn also an: Mein Herr Hauptmann, ich bin ein Freund Ihres Freundes, des Herrn Kommissärs Vogt von Amsterdam. Daß ich Ihnen die Wahrheit sage, beweisen diese Briefe. Ich habe viel von Ihnen gehört, und lauter Gutes. Ich habe jezt Gelegenheit, Ihnen einen Dienst zu erweisen, und mir meinen Vogt zu verbinden. Uebermorgen steche ich, als Kaper, in die See. Wollen Sie mit, so setze ich Sie ohnweit Calais ans Land, und dann mögen Sie in Gottes Namen nach Holland reisen.

Wolfstein: Niemals werde ich die Gefangenschaft verlassen, bis man mich ranzionirt.

Der Kaper: Das ist zwar gut gedacht: aber wenn Sie ja glauben, daß Sie den Engländern etwas schuldig sind: so brauchen Sie ja

nur nicht mehr in diesem Kriege wider sie zu dienen.

Wolfstein: Die Engländer haben mein Ehrenwort: und dieses breche ich niemals.

Kaper: Wohlan, überlegen Sie die Sache näher! Ich halte mein Wort, und bringe, als ein ehrlicher Mann, Sie in die Gegend von Calais: denn dorthin soll meine erste Fahrt gehen. Ich heiße Lorenz Huber, und wohne Nummer 1783 in der Königin Anna-Straße.

Wolfstein dankte dem gutmüthigen Mann für seine Gesinnungen, versicherte aber, daß er schwerlich Gebrauch davon machen würde, doch versprach er, ihn noch vor seiner Abreise zu besuchen, und ihm einen Brief an seinen Freund Vogt mitzugeben.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ehrlichkeit ist oftmals grosse Dummheit.

Volenz, um sich an Wolfstein zu rächen, hatte sich vorgenommen, ihn durch einige gedungene Kerls auf der Straße durchbaren zu lassen, wenn er des Abends aus dem Bierhaus nach seiner Wohnung gehen würde. Dieses edle Vorhaben wollte er aber erst ausführen, wenn er sich an den Mädchen des Bordels, worin man ihm so ärgerlich mitgespielt hatte, würde gerächt haben.

Er begab sich also wirklich spät in der Nacht mit seinem Bedienten und noch einem starken Baren nach dem Bordel, bewaffnet mit einem derben Knotenstock. Der Bediente mußte zuerst Miß Fanny herausrufen und ihr berichten: es sey ein Herr da, der ihr gern ein Wort ins Ohr sagen wolle. Mädchen, von Fannys Art, sind nicht schüchtern, und so kam sie und ließ sich ganz geduldig von Volenz, den sie im

Dunkeln nicht erkannte, einige Schritte nach der Thüre führen.

„Dieß, verfluchtes Luder, iſt für deine Fickfackereyen! Meynſt du, ein honetter Offizier werde ſich von dir narren laſſen?“

Mit dieſen Worten ſchlug er auf das erſchrockene Mädchen ein, ſchonte auch weder ihre Arme, noch ihren Kopf, und würde ſie halbtodt geſchlagen haben, wenn nicht auf ihr erbärmliches Geſchrey die Hausmutter und noch mehr Leute herbey geeilt wären. Die Hausmutter kam zuerſt heran, und empfing noch von dem Bedienten und dem baumſtarken Vater einige derbe Jagdhiebe und Rippenſtöße. Erſt, als Mehrere herbeyeilten, nahmen die Helden das Reiſaus, und freuten ſich gar mächtig, ihre Sache ſo gut gemacht zu haben.

Der andre holländiſche Offizier kam kurz nach der Expedition in das Bordel und hörte den ganzen Vorgang. Miß Fanny gebärdete ſich gar arg, und ſchwur, das Haus und die Stadt ihrer angenehmen Gegenwart zu berauben, wenn ſie nicht eklatante Satisfaction erhalten würde: und um dieſe bath ſie den Offizier mit weinenden Augen. Der Offizier wußte zu leben; und

da er einem reizenden Mädchen, zumal einem Bordelmädchen von Fannys Art nichts abschlagen konnte: so versprach er ihr Genugthuung, und das gleich den andern Tag.

Diese Genugthuung sollte darin bestehen, daß er den Bolenz auch recht derb auf der Straße wollte prügeln lassen — eine, in England und Holland ganz gewöhnliche Rache, vor welcher man aber in Frankreich ganz und gar, und in Deutschland so ziemlich sicher ist, die Oerter etwan ausgenommen, wo Universitäten und Garnisonen sind: denn da fällt dann und wann dergleichen noch vor.

Indeß Bolenz hätte sich auch vorgenommen, noch denselben Abend auch Wolfstein ausprügeln zu lassen, wenn er aus dem Bierhause kommen würde. Allein er erschien nicht. Bolenz also verschob seine Rache bis auf den andern Abend, und stellte sich mit dem baumstarken Kerl und seinem Bedienten in den Hinterhalt an der Ecke einer engen Gasse, wodurch Wolfstein alle Abend zu Hause ging. Sie hatten eine Blendlaterne bey sich, und betrach-

teten einen jeden, der vorbey ging, um ihren Mann nicht zu verfehlen.

Aber sie warteten auch diesen Abend bis um Mitternacht vergebens: denn Wolfstein war den Tag, wie den Tag vorher, schon zeitlich weggegangen, um den Major Scharfstein zu besuchen, der seit einiger Zeit bettlägerig war und in einer ganz andern Straße logirte. Er kam um Zehne nach Hause, und wußte nicht, daß man noch um Zwölfe auf ihn wartete, um ihn — banditenmäßig durchzuprügeln.

Endlich ward der baumstarke Kerl des Wartens überdrüssig, und foderte ziemlich grob seine Entlassung, welche ihm dann auch unter der Bedingung zugestanden wurde, daß er den folgenden Abend zu ähnlichen Diensten wieder bereit seyn sollte. Bolenz und sein Diener gingen nun den Weg nach ihrem Hause, wurden aber, ehe sie sichs versahen, von drey massiven Kerlen ebenfalls angefallen und zum Erbarmen durchgeprügelt. Der Bediente entwischte zwar zeitig, aber der Herr wurde dermaßen zerdroschen, daß er endlich den Schlägen blutrünstig erliegen mußte. Als dieß die Kerle merkten, gingen sie ihres Weges.

Das Geschrey indeß und der Lärmen hatte einige Leute mit Laternen herbeygeführt, welche die holländische Uniform des Offiziers, der die Baxer angeführt hatte, bemerkten. Eben diese Leute trugen den halbtodten Bolenz in ein Haus, und riefen einen Wundarzt, der ihm den Buckel, der vorher, so wie sein Kopf, mit ungebrannter Asche etwas derb war gewaschen worden, nun mit Seifenspiritus abwaschen sollte. Der Wundarzt fand den Zustand des Zerdroschenen gefährlich, ließ ihm zur Ader, und bepflasterte ihn. Hierauf empfahl er sich und versprach, den folgenden Tag wieder zu kommen.

Der Tag graute kaum den andern Morgen, so wurde die Sache dem Friedensrichter angezeigt, und dieser schickte seinen Clerc oder Schreiber *) hin, der aber erst zu Weine ging, und die Untersuchung auf den Nachmittag auf-

*) Die allerwichtigsten Sachen wurden sonst in Frankreich, wie noch jetzt in England durch Clerc's, und in Deutschland durch Auskultatoren, Notarien, Actuarien und wie das servum pecus der heiligen Justiz noch sonst heißt, instruirt, und von einer solchen oft mehr als selbsten Instruction hängt nicht selten der Ausgang der ganzen Sache ab.

schob, weil man ihm gesagt hatte, daß der Geschlagene sehr schwach sey, und vielleicht noch den Vormittag sterben könnte.

Wolfstein war indessen ganz ruhig aufgestanden, und zu seinem Freund Scharfstein gegangen, der noch immer das Zimmer hüten mußte. Seinem ehrlichen Bedienten hatte er indessen gesagt, wo er hinginge, damit man ihn im Nothfall finden könnte. Von Scharfstein ging er in die sehr entlegene Königin Anna-Straße, um den Kaper Lorenz Huber aufzusuchen, und ihm einen Brief an seinen Freund, den Kommissär Vogt, mitzugeben. Der Kaper war froh, ihn zu sehen, führte ihn hinauf in ein besonderes Stübchen; damit sie, wie er sagte, sich über die Sache, aus England zu entwischen, sattsam besprechen könnten. Sie aßen zu Mittag, und waren sehr munter; aber mit aller Beredsamkeit konnte Huber ihn nicht bereden, aus England zu entweichen. So kam der Abend herbey, und Wolfstein wollte eben Anstalt zum Abmarsch machen, als auf einmal der Bediente seines Freundes Scharfstein hereinstürzte.

Retten Sie sich, lieber Herr, sagte der ehrliche Junge, Sie sind sonst verlohren! Sie werden wahr und wahrhaftig zu Tyburn aufgehangen!

Wolfstein: Kerl, ich glaube, Du bist närrisch!

Bedienter: Nun so eilen Sie mit zu meinem Herrn: der wirds Ihnen schon näher sagen. Aber ja nicht gezaudert!

Wolfstein und Huber eilten dahin, und so wie sie hereintraten, sagte Scharfstein: Bruder, Du mußt Dich retten, oder ich stehe Dir für Deinen Kopf nicht mit einem Heller. Der Friedensrichter hat nach Dir geschickt, und läßt Dich schon seit drey Uhr durch die ganze Stadt aufsuchen. Du bist eines Meuchelmordes verklagt worden, den Du an dem Leutnant Bolenz gestern Abend begangen hast, oder begangen haben sollst.

Wolfstein: Ich weiß ja vom hellen Tage nichts!

Scharfstein: Das kann seyn; aber der Schein ist wider Dich. Bolenz hat mit Dir vor einigen Tagen Händel gehabt im Bierhaus, deswegen, weil Du oder doch wenigstens ein

holländiſcher Offizier ihn im Bordel auf eine närriſche Art zum beſten gehabt habt. Geſtern Abend wird er auf der Straße auf den Tod zerprügelt, und man wartet auf ſein Ende. Einige Leute haben einen holländiſchen Offizier bey den Thätern erkannt, wiſſen aber nicht, wer es war: ſie ſahen nur die Uniform. Bolenz ſelbſt ſagt, es könne niemand als Du ſeyn, weil Du ſchon auf der See Feindſchaft mit ihm gehabt hätteſt. Dieß alles hat der Richter zuſammen genommen, und läßt nun nach Dir ſuchen, um Dich in Verwahrung zu bringen. Dein Bedienter wird Dir mehr erzählen. Suche Dich zu entfernen, und rette Dich!

Wolfſtein: Ich gehe zum Friedensrichter, und vertheidige meine Unſchuld.

Huber: Was wollen Sie, Herr? Sind Sie klug? Wollen Sie ins Gefängniß wandern?

Wolfſtein: Geſezt auch, ich müßte einige Tage einſtecken —

Huber: Einige Tage? Du lieber Gott, einige Tage? Nein, mein Herr: kommen Sie hier ins Gefängniß, ſo wird die Sache leichthin unterſucht; und da immer Verdacht auf Ihnen

haften bleibt, so müssen Sie sitzen, bis der Krieg zu Ende ist. Alsdann liefert man Sie an Ihre Holländer aus, und diese machen Ihnen den Proceß, wie sie wollen.

Wolfstein: Ich bin aber unschuldig.

Huber: Unschuldig hin, unschuldig her: Der Schein ist wider Sie, und Sie müssen sitzen und sollte der Krieg noch zehn Jahre und länger dauern: Das ist gewiß!

Scharfstein: Herr Huber hat vollkommen Recht: also rette Dich, Bruder!

Huber: Ja, Herr, das thuen Sie! Kommen Sie mit mir! Uebermorgen früh läuft mein Kaper zu Portsmouth aus. Ich will Sie schon sicher an Bord bringen, und dann sind Sie gedeckt. Nach Frankreich kann ich Sie auch bringen, und dann sind Sie vollends gedeckt.

Wolfstein: Ich kann mich nicht entschliessen, die Engländer zu hintergehen.

Huber: Larifari! Jeder Engländer, selbst Ihre Richter würden es Ihnen verdenken, wenn Sie eine Chimäre Ihrem eignen Wohl vorziehen wollten. Ihre Freyheit muß Ihnen theuer seyn: wollen Sie hier schmachten im Gefängniß?

Wolfstein hatte viele Mühe, sich zu entschließen; endlich aber, als er alles überlegt hatte, und im Begriff war, dem Kaper die Hand zu geben, wendet er sich plötzlich an Scharfstein und frägt: Gehst Du denn auch mit, Bruder?

Scharfstein: Nein, Bruder: ich will hier den Ausgang des Kriegs, oder wenigstens meine Auslösung abwarten.

Wolfstein: Warum aber willst Du nicht mit?

Scharfstein: Weil ich mein Wort ohne Noth nicht brechen mag.

Wolfstein: Nein Bruder, weil Du überhaupt Dein Wort nicht brechen darfst; weil es gegen die Ehre eines Mannes ist, sein Ehrenwort zu brechen. Nicht wahr? Und es bleibt dabey: ich breche das Meinige auch nicht!

Huber, Scharfstein und der Bediente gaben sich alle nur mögliche Mühe, unsern Helden von seinem Entschluß abzubringen, und zur Abreise anzuspornen. Aber umsonst: er nahm von ihnen Abschied, händigte dem Major Scharfstein sein Geld und seine Ringe ein, ging ru-

hig nach seinem Quartier, und machte Anstalt, sich schlafen zu legen.

Sein Hauswirth hatte gemessnen Befehl, sobald Wolfstein zurück kommen würde, es sogleich dem Friedensrichter anzuzeigen. Er wollte aber doch nicht so gerade zufahren, sondern dem guten Herrn, den er so gern in seinem Hause wohnen hatte, vorher Nachricht davon geben. Er that es mit Wehmuth, und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, worin er wäre, seinen Freund zu verrathen, wofern er sich nicht entfernen würde.

Verrathen? rief Wolfstein: Sie müssen Ihre Pflicht thun; also geben Sie mich immer an: ich habe ein gutes Gewissen, und fürchte nichts!

Der Wirth drückte ihm die Hand, zuckte die Achseln mit Thränen im Auge, entfernte sich, und in weniger als einer halben Stunde waren Polizeydiener da, und führten den Exaltirten in ein Gefängniß, worin es ihm zwar nicht an Bequemlichkeit fehlte, wo er aber doch das vermißte, was dem Menschen am liebsten ist, die Freyheit.

Sein treuer Bedienter wollte ihn nicht verlassen, und ließ sich mit einsperren. Man sagte ihm zwar, daß wenn ihm das Ernst sey, er vor geschlossenem Verhör nicht wieder herauskommen würde: demohnerachtet opferte er seine Freyheit seinem Herrn auf.

Gleich früh des andern Tages wurde Wolfstein vorgenommen, und er antwortete auf alle Klagpunkte gesezt und muthig, betheuerte seine Unschuld, und berief sich auf seinen Bedienten, als Zeugen: denn dieser war der Einzige, der bezeugen konnte, daß er zu Hause gewesen, wgn, als der Ueberfall sollte geschehen seyn: die Hausleute hatten ihn nicht vermerkt. Aber der Richter schüttelte den Kopf, als er sich auf seinen Bedienten berief, und fragte, ob vielleicht in Deutschland die Domestiken für oder wider ihre Herrschaft zeugen dürften?*) Wolfstein schwieg: aller Schein war wider ihn; und so wurde er verdammt, so lange im Arrest zu bleiben, bis der Friede würde geschlossen seyn. Als-

*) Nicht nach den Gesetzen, wohl aber in der Praxis, z. B. in Athen, wo das Recht eine wächserne Nase hat, und wo sogar verderbene Theologen ohne Kenntniß der Gesetze Recht sprechen wollen.

dann müßten ihn seine Vorgesezten in Halland richten: und da — meynte der Richter — würde es den Hals eben nicht kosten.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Der brave Huber verschob seine Abreise noch einige Tage, und suchte alle Mittel hervor, dem Eingesperrten zu helfen, der zwar, wie er sagte, ein wunderlicher Heiliger, aber doch ein rechtschaffner Mann sey, und folglich Mitleid verdiene und Hülfe.

Er sann hin und her; endlich fiel ihm ein desperates Mittel ein, welches für ihn, wie er wohl einsah, von übeln Folgen seyn konnte. Er ging nämlich selbst hin zum Friedensrichter, und stellte ihm vor, daß er den Eingezogenen aus England habe fortschaffen wollen, daß aber dieser, troz der Gefahr, eingesperrt zu werden,

dazu nicht zu bewegen gewesen sey: der Mann müsse unschuldig seyn.

Der Richter erstaunte, da Lorenz Huber dieß freye Geständniß von sich selbst ablegte. Wissen Sie nicht, sagte er zu ihm, daß Ihnen so etwas viel Verdruß machen kann, und daß es schwer verboten ist, einen Gefangenen aus dem Lande fortzuschaffen?

Das weiß ich, antwortete Huber freymüthig; aber ich wollte einen ehrlichen Mann, der mir empfohlen ist, von einem harten Gefängniß und von einer unverdienten Strafe retten helfen. Sehen Sie, dieß ist alles, was ich zu meiner Vertheidigung sagen kann.

Der Friedensrichter war ein Mann, der für schöne Handlungen Gefühl hatte. Er beschloß also, die Sache genauer zu untersuchen, und trug sogar dem Kaper auf, ihm hierin beyzustehen. Der Kaper war gewandt, wie Leute dieser Art gewöhnlich sind, und kam der Klagsache in einigen Stunden schon auf die Spuhr. Er begab sich noch den nämlichen Tag des Abends in jenes Hurenhaus, worin Wolfstein dem Volenz den Possen sollte gespielt haben. Zum Glück kam gerade Fanny von ohngefähr zuerst

zu ihm, und bath ihn um ein Glas Punsch. Er ließ es geben und nach einigen schäkernden Gesprächen sagte er mit schmunzelnder Miene: wenn man Eine von Euch haben will, Ihr Kindchen, so muß man das Licht nicht vergessen: sonst wird man mit einem Straßennickel herumgehänselt.

Fanny fing an zu lichern, und wiederholte das Histörchen mit Bolenz von Wort zu Wort. Noch wußte sie nicht die Folgen davon, noch weniger, daß jemand darum in Arrest war. Sie verschwieg auch nicht, daß sie selbst Prügel bekommen habe. Aber, sezte sie hinzu, ich bin gerächt worden! Der Mosjöh Bolenz hat gar rare Schmiere zurück erhalten: der Buckel wird ihm gewiß noch lange davon brennen und jucken.

Huber: Bravo! Ich mögte den nur kennen, der den Gröbian so ausgehauen hat! Ein braver Kerl muß der immer seyn, der sich eines so hübschen Mädchens so ritterlich annahm.

Fanny: Wirklich, das ist er! Sie können ihn heute noch sehen. Er kömmt täglich her.

Huber ließ noch eine Bole Punsch geben, und Fanny zeigte ihm endlich den Thäter, den

Leutnant Gerauer, welcher eben hereintrat. Gerauer näherte sich Fanny'n, und freute sich, als er von seiner Heldenthat sprechen hörte. Auch er wußte nicht, daß Wolfstein dieserhalb fest saß: denn alles, was er wußte, war, daß Bolenz an seinen Schlägen noch das Bette hüten müßte. Huber erkundigte sich mit Glimpf nach allen Kleinigkeiten, und erfuhr endlich auch den Namen des Bauers, der den Bolenz so arg hatte zurichten helfen. Nun wußte er genug.

Froh erschien er den folgenden Morgen bey dem Friedensrichter, und berichtete ihm, was er erfahren hatte. Der Friedensrichter ließ den Bauer gleich einstecken, und ihm mit der Verbannung nach der Hudsons Bay drohen, wenn er nicht die reine Wahrheit bekennen würde. Der Bauer fand sich überführt; machte also nicht viel Umstände, und gestand alles. Eben deswegen verurtheilte man ihn auch nur zu einem monatlichen Arrest. Nun traf die Untersuchung den Leutnant Gerauer, welcher eingezogen und mit dem Bauer zusammengestellt wurde. Anfänglich legte er sich aufs Läugnen; als man ihm aber gar zu genau angab, wie alles zuge-

gangen war; auch sogar die Fanny herbeyholen wollte: so bekannte auch er.

Daß unter diesen Umständen Wolfstein loskam, versteht sich ohne Weiteres. Der Friedensrichter bath ihn, ihm zu vergeben, und berief sich zur Entschuldigung auf sein Amt. Zu dem Kaper Huber sagte er: Aber Sie, Herr, hätten einige Ahndung verdient, daß Sie einen Kriegsgefangnen aus dem Königreich schaffen wollten. Indeß Sie haben mir Gelegenheit gegeben, nicht Unrecht zu thun; und so mag alles vergessen seyn.

Der Leutnant Geraner kam nun dahin, wo Wolfstein gesessen war; aber nur bis nach Bolenzens Heilung.

Wie soll ich Ihnen danken, mein Freund, sagte Wolfstein zu Huber, als sie auf die Straße kamen: denn Ihnen verdank' ich meine Befreyung!

Huber: Ihre ganze Schuld gegen mich, wenn es anders eine Schuld ist, können Sie dadurch abtragen, daß Sie mir die Freude lassen, Sie ganz frey zu machen. Lassen Sie sich von mir nach Calais bringen!

Wolfstein: Freund, Sie kennen meine Grundsätze: diesen will ich, diesen kann ich nicht untreu werden, auch dann nicht, wenn ich Alles verlieren sollte.

Huber: Ihre Grundsätze sind ganz gut, aber sie sind in der jetzigen Welt nicht sehr brauchbar. Sehen Sie etwan, daß außer Ihnen auch andre Menschen nach solchen Grundsätzen handeln? Nicht einmal die Lehrer der Moral auf Kanzeln und Kathedern!

Wolfstein: O ja, es giebt der guten Menschen mehr, als die argen es denken! Aber wenn auch alle andre Menschen schlecht handeln sollten: so giebt mir dieß kein Recht, auch schlecht zu handeln. Doch um von etwas Anderm zu reden: wollen Sie heute mein Gast seyn?

Huber: Das kann geschehen, aber, wenn ich bitten darf, nicht in Ihrem Quartier: wir gehen in ein öffentliches Wirthshaus, und essen an der großen Tafel.

Wolfstein: Wie Sie wollen! Aber dann muß ich erst zum Major Scharfstein.

Huber: Wozu das?

Wolfstein: Um auch diesen ehrlichen Mann einzuladen, im Fall er wieder ausgeht;

und dann, um Geld zu holen. Er hat meine ganze Baarschaft in Verwahrung.

Huber: Ich habe Geld bey mir, und strecke Ihnen vor, so viel Sie wollen. Kommen Sie nur! Den Major lassen wir zu uns einladen.

Die Absicht des Kapers war, Wolfsteins Geschichte, um dessen Ehre zu retten, öffentlich zu erzählen, und nebenbey sich auch selbst etwas Weihrauch zu streuen. Aber er hatte jenes nicht nöthig: denn als sie im Gasthause anlangten, wo Wolfstein auch schon bekannt war, drängte sich alles an ihn heran, bewillkommte ihn, wünschte ihm Glück, und rühmte vorzüglich die standhafte Entschlossenheit, lieber Freyheit und Leben aufs Spiel zu setzen, als etwas gegen Ehre und Ehrenwort vorzunehmen. Die Gesellschaft ward sehr zahlreich, und die Geschichte verbreitete sich so sehr, daß die ganze Stadt davon widerhallte, und daß man sogar im Vorzimmer zu Westmünster zu sagen geruhte: für einen Deutschen sey es immer eine hübsche Handlung! Freylich bey einem Engländer sey sie alltäglich: denn ein Engländer

könne schon nicht anders, als nach den Gesetzen der Ehre handeln u. s. w.

Von diesem Tage an lebte Wolfstein in London, von jederman geehrt. Die vornehmsten Herren suchten seine Bekanntschaft, und selbst stolze Damen fingen an, ihn ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen.

Der Admiral Elliot war indessen wegen sehr wichtiger Sachen nach London gekommen, und hatte das Kommando dem Admiral Howe überlassen. Elliot hörte auch von Wolfstein, und ließ ihn kommen.

Herr Hauptmann, redete er ihn an, Sie haben auch den Engländern bewiesen, daß Sie ein Mann von Rechtschaffenheit sind: ich kenne Sie als einen Mann von Muth und Kriegskenntnissen. Sie wollten auf keine erniedrigende Art frey werden: werden Sie es auf eine Ihrer würdige! Sie können abreisen, wenn und wann Sie wollen. Morgen früh geht eine Fregatte ab, welche unsern Gesandten nach Frankreich bringen wird: die kann Sie mitnehmen, wenn Sie wollen.

Wolfstein erstaunte über den Edelmuth des betagten Helden. Er dankte ihm in den ver-

kindlichsten Ausdrücken, und ließ mit Glimpf wegen seines Freundes Scharfstein Einiges einfließen. Auch der soll ohne Ranzion frey seyn, sagte Elliot: ich werde Ihnen noch Vormittags den Paß für Sie und ihren Freund zuschicken. Reisen Sie glücklich!

Die Freude der Befreyten war außerordentlich. Sie brachten ihre Sachen bald in Ordnung, und schon den andern Tag fuhren sie ab. Gern wäre Wolfstein mit seinem ehrlichen Kaper abgereiset; aber der war schon fort, und kreuzte, wer weiß wo, herum.

Zu Brest stiegen sie ans Land. Der Gesandte wollte sie mit nach Paris nehmen; aber Wolfstein fand nicht für gut, an einen Ort zurück zu kehren, wo er einst so viele Fatalitäten erlebt hatte. Also sezten sie ihre Reise mit der Post fort, und kamen in kurzer Zeit nach Amsterdam.

Das erste, was Wolfstein hier vernahm, war, daß er zu seinem Freund, dem ehrlichen Kommissär ging, und dem seine Fatalitäten erzählte. Na, sagte dieser, so was muß man sich gefallen lassen: besser das, als den Kopf,

oder einen Schenkel eingebüßt! — Das war der Troſt alle!

Wolfſtein hatte noch eine hübſche Summe an Ringen und Geld; er wollte alſo ſeine Schuld abtragen und noch 1000 Gulden aus Dankbarkeit zulegen. Lange weigerte ſich der Kommiſſär; endlich aber, als ihm Wolfſtein bewieſen hätte, daß er Geld übrig habe, nahm er die ganze Summe von 2000 Gulden. Tauſend Gulden, ſagte er, ſind mein: Sie können ſie aber wieder haben, ſobald Sie ihrer benöthigt ſind. Die andern 1000 will ich Ihnen aufheben.

Wolfſtein und ſein Freund ſchickten ſich an, nach dem Haag abzugehen, um da ihren rückſtändigen Sold zu empfangen und um Wiedereinſetzung in ihren Poſten anzuhalten. Elliot hatte ihnen das freygelaſſen. Aber man denke ſich ihr Erſtaunen, als der Seeminiſter im Haag ſie, welche der Republik treu und ehrlich gedient hatten, und welche eben erſt aus der Gefangenſchaft, ohne Auswechſelung zurückkamen, — ſo obenweg, mir nichts dir nichts, einſperren ließ! Ueber einen Monat ſaßen ſie, ohne zu wiſſen, warum; und als man ſie endlich zum

Verhören vernahm, hieß es: sie seyen von Seiten der Flotte hart beschuldiget worden, und die Klagepunkte bestünden im Folgenden:

„Sie hätten sich durch Verläumdung andrer braver Offiziere, und sogar ihrer eignen Vorgesetzten bey dem General der Flotte eingeschmeichelt, und durch niedrige Schleichwege ihren Posten erschlichen."

„Sie hätten durch allerley falsche Lästerungen die Republik Holland und das holländische Militär beschimpft, und die Leute vom Dienste der Republik abspänstig machen wollen."

„Sie hätten des Gottesdienstes auf dem Schiffe gespottet, und Wolfstein insbesondere hätte den Schiffs-Domine einen unwissenden Esel geheißen."

„Sie hätten endlich die Fregatte Rotterdam nicht gebührend vertheidigt; und blos durch ihre Schuld sey sie in die Hände der Engländer gefallen."

Unsere Männer konnten sich des unwilligen Lächelns beym Vorlesen dieser Beschuldigungen nicht enthalten. Sie vertheidigten sich aber so bündig, daß jeder unbefangene Richter ihre Unschuld mit Händen hätte greifen können. Den

einzigen Punkt wegen des Schiffs-Domine's gab Wolfstein zu, bewies aber zugleich, daß der Domine noch weit schlechter sey, als ein unwissender Esel: er sey ein Trunkenbold, ein Betrüger und ein Dieb. — Darauf hieß es aber: Das sey keine Ausrede: man müsse für die Geistlichkeit Ehrfurcht haben, gesezt auch, alle Geistlichen — wie man es denn von vielen nicht in Abrede seyn wolle — seyen Esel und schlechte Menschen: der Stand derselben sey doch immer ehrwürdig, und man müsse durchaus keinen Domine einen Esel heißen.

Auf ihre Vertheidigung gegen die übrigen Punkte machte man blos kahle Gegenreden, wiederholte die alten Beschuldigungen, und schloß Verhör und Protokoll.

Nach ohngefähr vierzehn Tagen kam die Sentenz des Kriegskollegiums, ratificirt vom Erbstatthalter und den Generalstaaten, daß die beyden Offiziere, der Major Scharfstein und der Hauptmann Wolfstein wegen grober Vergehungen gegen die Subordination, wegen Untreue an dem Vaterlande, und insbesondere wegen Lästerungen gegen die im Heydelberger Katechismus und in der Synode zu Dortrecht so

wohlgegründete Christ-Calvinische Religion und ihre würdigen Diener, ihrer bisherigen Stellen entsezt und zum Schaden-Ersatz verurtheilt seyn sollten. Daß ihnen keine schärfere, ihren Verbrechen angemeßne Strafe widerführe, sollten sie lediglich der hohen Gnade Sr. Durchlaucht u. s. w. zu danken haben.

Gott, rief Wolfstein, welche Ungerechtigkeit! Ich proteſtire! — Er proteſtirte; aber er hatte gut proteſtiren: es half alles nichts! Man nahm Beyden alle ihre Baarschaft, ließ ihnen nur noch die Effecten und jedem 200 Gulden an Geld, und ermahnte sie, den Haag noch denselben Tag zu verlassen. Appellation könnten sie nicht einlegen: denn Seine Durchlaucht nähmen keine an u. s. w.

Wolfstein und sein Freund verließen den Haag knirschend und fluchend auf die Ungerechtigkeit der Menschen, und wanderten zurück nach Amsterdam, wo sie ihre Koffer gelassen hatten.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Es geht nicht alles, was und wie man's denkt.

Zu Amſterdam beſuchte Wolfſtein gleich ſeinen Freund Vogt, und klagte ihm ſein und ſeines guten Scharfſteins Unglück. — Das iſt eben ſo nichts groß neues, erwiederte Vogt: dergleichen paſſirt alle Tage: darüber müſſen Sie ſich wegſetzen! Sie haben ja nichts verlohren!

Wolfſtein: Nichts verlohren? Alles habe ich verlohren — Ehre, Geld und alles!

Kommiſſär: Nicht doch! Ihre Ehre hat gar nicht gelitten: denn keine Seele hält Sie für ſchuldig. Ueberhaupt verliert man ſeine Ehre vor Gericht am allerwenigſten: man weiß ja, wie es da zugeht! Manchen verdammt es zu harten Strafen: und jeder hält ihn für unſchuldig!

Wolfſtein: Ich will aber wenigſtens meine Ehre retten: ich will meinen ganzen Proceß drucken laſſen.

Kommissär: Armer Tropf, wo denken Sie hin? Meynen Sie denn, daß man Ihnen glauben wird, wenn Sie mit etwas Gedrucktem herausrücken? Das Papier ist geduldig, sagt man, und hält darum auf gedruckte Selbstapologieen wenig.

Wolfstein: Soll ich denn den Schimpf auf mir sitzen lassen?

Kommissär: Element und der Guckuck: sind Sie denn beschimpft? Cassirt sind Sie, aber nicht infamirt! Ihr Geld ist zwar auch weg; aber Sie haben noch 2000 Gulden bey mir in Deposito: die gebe ich Ihnen wieder.

Wolfstein: Behüte! —

Kommissär: Was da mit Behüten! Ich gebe Ihnen das Geld, und zwar 1000 Gulden auf guten Credit; und die andern tausend sind ohnehin Ihre. Also keine Weitläufigkeit! — Wollen Sie aber nicht wieder in Dienste treten?

Wolfstein: Unmöglich! —

Kommissär: Bey uns ist sonst nichts leichter! Heute wird ein Offizier kassirt: Morgen beweißt er seine Unschuld — mit Geld, versteht sich — und übermorgen steht er in einem höhern

Posten, als vorher. Doch dazu mögte ich nun eben selbst nicht rathen.

Der ehrliche Kommissär hatte alle Mühe, unsern Ex-Hauptmann zu bewegen, daß er die kurz vorher ausbezahlte 2000 Gulden wieder zurück nahm. Mit Geld, meynte Vogt, sey immer etwas anzufangen: er sollte nur wirthschaftlich damit thun, und das befolgen, was der Geist ihm zuerst eingeben würde.

Nun aber war die erste große Frage, was der Geist eigentlich eingeben sollte: Scharfstein wollte nach Frankreich; da ihm aber sein Freund die Ebenthener, die er in diesem Reich überstanden hatte, mittheilte, fiel auch ihm der Muth, und es wurde beschlossen, in irgend einem Winkel von Deutschland sitzen zu bleiben.

Allein die lieben Winkel nähren blos die Romanhelden und deren Mädchen, die Arm in Arm mit einem ländlichen Mal, gewürzt durch den holden Blick der Wirthin und gesegnet von eines Greises andächtigem Seufzer, zufrieden seyn können: unsre Helden aber wußten zu gut, daß es der holden Wirthinnen und der andächtigen Greise nur zu wenige giebt; verwandelten also ihre Idee von irgend einem Winkel in

Deutschland in die eines Aufenthalts in einer etwas volkreichern Stadt. Und nun wollten sie sich in eine Handelsstadt begeben, z. B. nach Frankfurt oder nach Hamburg; aber sie änderten auch diesen ihren Vorsatz bald, da ihnen der holländische Kaufmanns-Geist einfiel, welchen sie auch in den deutschen Handelsstädten zu finden fürchteten.

Scharfstein hatte sehr viel von den deutschen Universitäten gehört, und beredete also seinen Freund, mit auf eine der berühmtesten zu ziehen, und da der studierenden Jugend durch irgend etwas nüzlich zu werden. Wolfstein kannte zwar die Universitäten, aber nur in sofern ein Student sie kennen zu lernen pflegt. Er hatte daher zwar Manches wider diesen Plan einzuwenden, hieß ihn aber endlich doch gut, um so mehr, da sowohl er als sein Freund erwarteten, dort auf irgend eine Art ihr Brod verdienen zu können.

Sie zogen also, nach genommenem Abschied vom Kommissär Vogt, aus Holland ab, und begaben sich nach Käppershausen, wo damals eine hochberühmte Universität war, und noch jezt ist, weil die Erlösung der seufzen-

den Creatur, welche Sankt Paulus — Römer am achten — verspricht, noch nicht erschienen ist.

Der Pedell Janhagel, der habsüchtigste und impertinenteste von der Welt, hatte in allen Thoren es veranstaltet, daß man auf die einpassirenden jungen Leute fleißig merkte, welche die Universität als Studenten beziehen wollten. Er wußte, daß solche Herrlein sich nicht gleich in den ersten zwey Tagen, wie es doch die lateinischen Gesetze der Akademie vorschrieben, bey dem Prorector zu melden pflegten: und in diesem Fall pflegte Mosjöh Janhagel etwas für sich im Trüben zu fischen. Als daher Wolfstein und sein Freund einpassirten, und sich als künftige akademische Bürger angaben, auch ihr Logis nach des Schwagers Anzeige zum rothen Bären benannten: so lief das Mädchen des Thorschreibers zu Mosjöh Janhagel, und gab ihm hievon getreue Nachricht.

Janhagel zahlte dem Mädchen, wie jedesmal, seine zwey Groschen, und erkundigte sich nachher zwey Tage lang beym Prorector, ob nicht ein Paar gesezte Männer sich bey Seiner Magnificenz als künftige akademische Bürger

angegeben hätten? Als er dieß nicht fand, eilte er den dritten Tag in der Frühe hin auf den rothen Bären, ließ sich die Stube der Fremden zeigen, und stürmte mit einem fürchterlichen, so recht im Pedellen-Ton hergebrüllten: „im Namen Seiner Magnificenz des Herrn Prorectors" — zu ihnen in die Stube.

Wolfstein und sein Freund erschracken, und wußten nicht, was dieser Morgengruß bedeuten sollte; aber Signor Janhagel belehrte sie bald, indem er frägte: Wissen Sie, meine Herren, daß Sie sich gröblich vergangen haben?

Wolfstein: Das wir nicht wüßten!

Janhagel: Will's Ihnen schon sagen! Kennen Sie die Juria und Statutus der hiesigen Universität?

Wolfstein: Noch nicht; hoffen aber sie noch heute kennen zu lernen.

Janhagel: Ignorantius non excusat let *) Verstehn Sie mich? Sie wollen sich hier immatrikuliren lassen, nicht wahr?

Wolfstein: Wenn das nothwendig ist, um hier bleiben zu dürfen, ja.

*) Ist wörtlich aus dem Munde eines noch existirenden, über alle Maaßen groben und impertinenten Pedellen genommen.

Janhagel: Dann haben Sie schon gefehlt. Sie hätten sich gleich in den ersten zwey Tagen müssen einschreiben lassen. Jezt sind Sie schon strafsällig, und müssen noch heute zum Thor hinaus.

Diese Versicherung fiel unsern Helden auf: sie wußten schon aus der Erfahrung, daß der Fremde allemal Unrecht hat, wohin er auch kommen mag, und lenkten also ein. Herr Janhagel war auch gegen ein Geschenk von einigen Laubthalern so gefällig, sie zu Seiner Magnificenz zu führen, welche sie als Studiosos artium liberalium aufnahm, und ihnen die Matrikel zustellte.

Beyde hatten zwar dem Herrn Prorector zu verstehn gegeben, daß sie keine Collegia hören, sondern mit ihrem mitgebrachten Gelde irgend etwas zum Besten der Universität unternehmen würden; aber der Herr Magnifikus gab ihnen den Bescheid, daß jeder, der unter der Universität stehen wollte, und sollte er auch der Universitäts-Hundejunge seyn, sich als Studiosus irgend einer Facultät einschreiben lassen müsse: übrigens stünde es ihnen frey, zu studiren oder nicht zu studiren.

So war denn Wolfstein zum zweytenmal Student, Scharfstein aber das erstemal. Man denkt vielleicht, daß letzterer sich linkisch genug werde benommen haben; aber man irrt sich. Er hatte lange Zeit unter Matrosen zugebracht und deren Kommang ziemlich kennen gelernt. Er fand also nichts Auffallendes bey den Herren zu Kappershausen. Kam er in eine Gesellschaft von Studenten, so betrug er sich, als säße er im Dryhuis zu Amsterdam unter Ostindien-Fahrern: und die Herren gaben ihm einstimmig das Zeugniß, daß er den Kommang recht gut verstünde.

Nun wurde berathschlagt, was Beyde unternehmen wollten, um ihren Unterhalt zu verdienen: denn sie sahen wohl ein, daß kein Ort sich weniger zum Schnurzehren schicke, als eine Universität. Wolfstein fand für gut, eine Lesebibliothek anzulegen, um den Geschmack der Kappershäuser Herren unvermerkt mit zu verbessern, und Liebe zur Litteratur und Gelehrsamkeit durch musterhafte Werke aus jedem Fache bey ihnen anzuregen. Sein Freund verstand von der Gelehrsamkeit zu wenig: konnte also an der Anstalt keinen Antheil nehmen: und so blieb die

Einrichtung derselben lediglich ein Werk unsers Wolfsteins.

Ein alter Professor, dessen Bekanntschaft er schon gemacht hatte, widerrieth ihm zwar stark, den Plan auszuführen, den er für die Errichtung seiner Lesebibliothek entworfen hatte. Sie wollen freylich für den Kopf und für das Herz Ihrer Leser sorgen, sagte er; aber gehn Sie mir und machen Sie nicht, daß ich glauben muß, Sie wüßten gar nicht, was jezt in der Lese-Welt Mode ist, und wie es hergeht, besonders auf Universitäten! Wer will denn heutzutage etwas lernen? Wer begehrt, seine Einsicht durch Lectüre zu vermehren, oder seine Gesinnungen zu berichtigen? — Genug, ich sag' es Ihnen: Ihr Plan taugt nichts! — Doch wollen Sie ja eine Lesebibliothek anlegen: je nun, so kaufen Sie nur Romane, Geister- und Ritterhistörchen, insbesondere aber zotologische Bücher: und Sie werden Ihr Auskommen dabey finden können. Viel Gelehrtes und Gutes schaffen Sie bey Leibe nicht an: denn es kostet am meisten, und wird fast gar nicht verlangt. Ich rathe Ihnen als Freund, und spreche aus Erfahrung.

Wolfstein konnte sich den neuern Lesegeschmack unmöglich so denken, wie der alte Mann ihn schilderte, und beschloß, trotz dessen Widerrathen, seinen Plan doch auszuführen. Er lief also die vollständigsten Katalogen der Bücher durch, welche im nächsten Quinquennium herausgekommen waren, las mit der größten Geduld die Recensionen derselben, wählte die Besten aus jedem Fache aus, verschrieb sich von Leipzig einen allmächtigen Ballen, gerade für 1600 Gulden. Als er nachher fand, daß diese noch nicht hinreichten, einen Büchervorrath zu eröffnen, der nur zum Theil seinen Absichten entsprächte, so nahm er noch für 800 Gulden auf Credit. Der Katalog darüber, und Porto und Buchbinderlohn, nebst Büchergestellen und dem Platz zum Aufstellen kamen nicht minder hoch.

Sobald die Lesebibliothek eröffnet war, stürzte man von allen Seiten hinein, die aufgestellten Schätze darin zu begaffen, und sich ihrer zum Zeitvertreib und zur Erholung zu bedienen.

Herr Hauptmann Schluck, ein großer Kenner des Burgunderweins und der schönen Litte-

ratur, erkundigte sich nach der asiatischen Banise, und wunderte sich sehr, als er sie nicht haben konnte. Fräulein Louise von Schönthal ließ sich Gottscheds sterbenden Cato anbitten; Wolfstein schickte ihr den Cato von Addison, sie aber schickte ihn zurück und ließ sagen: „solch dummes Zeug lese sie nicht!“ — Meister Kunz, der Schuster, und Meister Hinz, der Schneider, foderten den Kaiser Oktavianus und die Melusina. Jungfer Fiekchen wollte die schöne Magelona; Herr Advokat Kehrbesen die wunderbare Meliora, oder den armenischen Berg-Geist; und die Studenten frägten nach Kindlebens Studenten-Lexikon, dem fidelen Burschen, dem Schwedischen Betrüger oder dem westphälischen Robinson.

Wolfstein, der seine Sache meynte recht gut gemacht zu haben, gerieth gleich den ersten Morgen in gewaltige Verlegenheit: denn von all dem Sudel hatte er auch nicht ein Blatt angeschafft. Er demonstrirte zwar, daß all die Bücher, welche man von ihm verlangte, elendes Zeug seyen, die kein Vernünftiger lesen

werde: aber er predigte tauben Ohren. In diesen Schriften, hieß es, sey der wahre Geschmack, der Volks- und Naturgeschmack: daraus könne man deutsche Energie, deutsche Schnellkraft kennen lernen u. s. w. Da stand nun Wolfstein, kramte Wielands und Herders, und Lessings und Mendelssohns und hundert andrer deutscher Schriftsteller Werke aus, predigte sich heiser über ihre Verdienste und über den Vortheil, den man daraus schöpfen könnte. Es seyen trockene Wische, hieß es, ohne Schnellkraft; kalte Vernunftmännlein, die sich keine Ideal-Welt schaffen könnten und sich nie über ihre Sphäre verstiegen. Mit solchen kalten Vernunftpedanten wolle man nichts zu thun haben: Spieß, Cramer, Feßler, Meis[illegible]r und der hochgepriesene Ritter Faß seyen andre Matadors u. s. w.

Das Wort, Ideal-Welt, ging dem Bekümmerten im Kopf herum; und da er zu bemerken glaubte, daß die Studenten es brauchten, ohne dessen Gehalt zu kennen: so entschloß er sich, sie in einer gedruckten kurzen Abhandlung darüber zu belehren, und zugleich Winke

übers Bücherlesen mit einzuschieben. Die Abhandlung erschien, und ihr Inhalt war summarisch dieser:

„Unser ganzes Leben soll ein Streben seyn, uns mündig zu machen. Alle unsere Kräfte sollen selbstthätig, und unser Character soll selbstständig werden. Wir sollen uns weder durch die Natur, noch durch Menschen beugen lassen, sondern uns stäts als freye, unabhängige Wesen behaupten. Was wir also thun, und was wir beschließen, muß auf die Entwickelung und auf die Erziehung unserer Kräfte zur Freyheit und Selbstthätigkeit abzielen, damit wir im Stande seyen, den Foderungen unserer Vernunft Folge zu leisten, und damit wir stäts unsere Würde gegen das blinde Geschick, und gegen die Sinnlichkeit behaupten können." —

„Was giebt es für ein zweckmäßigeres Mittel, unsern Geist auszubilden und durch diese Ausbildung den angegebnen Standpunkt zu erreichen, als das Bücherlesen? Wo finden wir einen so reichen und so mannigfaltigen Stoff, unsere Kräfte zu üben und uns Interesse für das Selbstdenken einzuflößen, als in Gedanken-rei-

chen Büchern? Die Schätze der Vorwelt und die Ausbeute unserer Zeitgenossen sind in diesen Geistes-Magazinen niedergelegt. Es muß uns also viel daran gelegen seyn, zu wissen, wozu und wie wir Bücher lesen sollen!" —

„Wer nach Ideen und nicht nach Begriffen reflectirt, wird durch Nachsinnen und Anstrengen leicht Herr jeder Materie, die er sich zu seinem Nachdenken auswählt. Er beurtheilt Alles nach Zwecken, die ihm die Vernunft aufgiebt, und fühlt daher stäts ein lebendiges und inniges Interesse beym Forschen nach Wahrheit und Recht. Alle Gegenstände, die in irgend einer Beziehung mit dem Menschen stehen, interessiren ihn, und er hält es für eine heilige Pflicht, sich eine Bekanntschaft mit Allem zu erwerben, was die Aufgaben seines Lebens realisiren kann. Er ist frey von dem Vorurtheile, daß ihm irgend eine menschliche Angelegenheit fremd sey: denn er achtet die Menschheit, und hat eine stäts rege Empfänglichkeit für Alles, was ist und geschieht, durch Kampf mit sich selbst und mit Andern errungen. Sein Gemüth ist ein Spiegel, in welchem sich alle Dinge nicht allein wieder spiegeln, sondern worin sie

auch beharren, damit er stäts mit Vortheil über sie gebieten kann.“ —

„Wir müssen unsere Freyheit äußern, wo wir Spuren von unserm Daseyn blicken lassen. Wir müssen uns gewöhnen, unsern Körper als ein Instrument zu betrachten, das der Geist blos zur Ausführung seiner Zwecke braucht, und das weiter keinen Werth hat, wenn es nicht im Dienste des Geistes genuzt wird. Dann auch werden wir uns von dem Boden erheben, unsere Blicke gen Himmel richten, und das Leben als eine Schule ansehen, wo wir frey und mündig werden sollen.“ —

„In Ideen muß der Mensch leben lernen, und nach Idealen muß er sein Streben formen. Durch diese allein giebt er zu erkennen, daß er höherer Abkunft ist, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Götterkind ist. Wer noch nicht in der Unendlichkeit einheimisch ist, wird weder sich, noch die menschliche Natur richtig beurtheilen lernen. Wer noch nicht im Lande der Ideale, welche die edelsten Produkte der Menschheit sind, lebt, wandelt noch im Finstern: er schweift in einem Labyrinthe umher, woraus er keinen Ausgang findet, und er wird kein Ziel

gewahr, deſſen Erreichung ſeine Arbeit krönt. Er dreht ſich in ewigen Kreiſen umher, und iſt ein Spielball des Schickſals, das ihn wie jede andere Sache behandelt, weil er die Welt und die Menſchen nicht mit den Augen der Vernunft betrachtet, ſondern Alles nach bloßen Begriffen modeln will.“—

„Die Bedürfniſſe der Menſchen vermehren ſich mit den Fortſchritten in der Cultur. Die äußere Natur hat nicht Befriedigungsmittel genug mehr; der menſchliche Geiſt muß ſeine mannigfaltigen und unerſchöpflichen Schätze ausſpenden, um den Mangel an Nahrungsmitteln zu erſetzen. Er muß Wünſche und Launen befriedigen, denen keine Kraft der Natur Genüge thun kann. Wenn Trübſinn uns mürriſch macht, oder Langeweile peiniget: ſo greifen wir zu einem Buche, um heilenden Balſam in unſere Wunde zu gießen, deren Schmerz keine phyſiſche Arzney heilet.“

„Der Eine lieſt, um ſich die Zeit zu vertreiben, der Andere, um ſich zu belehren; der Eine, um ſich aufzuheitern, der Andere, um ſeine Körperſchmerzen zu tödten. Die Menſchen wollen ſich durch Leſen, wie durch einen Zauber-

schlag, in eine bessere Welt versetzen. Sie bedienen sich der Bücher, wie die Türken des Opiums. Sie träumen und dichten, und der Weltgang entspricht ihren Wünschen."

„Alle Leser wollen entweder Gefühle, oder Begriffe, oder Begebnisse in ihrem Gemüthe rege machen. Es giebt Leser, welche blos die Geschichte eines Romans interessirt; Andere beobachten sorgfältig das Entstehen und den Fortgang einer Leidenschaft. Einige merken auf die Haltung und Durchführung der Charactere; Andere suchen die Bemerkungen auf, welche, sententzenmäßig ausgedrückt, über die Welt und das Menschenleben ausgestreut sind."

„Es ist ein unnützer Zeitvertreib und eine schmähliche Vernichtung unsrer eignen Selbstständigkeit, wenn wir uns beym Bücherlesen blos leidend verhalten. Wir müssen stets, um unsern Character als Menschen zu behaupten, frey und selbstthätig auf die Materie desselben zurückwirken, und dadurch Wahres und Falsches prüfen und beurtheilen lernen. Wir müssen das in Uns lesen, worüber nachzudenken uns ein Buch Gelegenheit giebt. Wir müssen die Erklärung von der Erscheinung, die uns

zum Betrachten dargehalten wird, in Uns suchen, und nicht in dem geschriebnen Buchstaben, damit der Mensch in uns lebendig sey, und damit wir die Menschen in und durch uns kennten lernen. Alles, was ist und geschieht, muß sich um unser Ich drehen, wie die Erde um die Sonne. Alles muß von uns, als von seiner Urquelle ausgehen, was wir auflösen wollen.“

„Lesen heißt daher nicht, Begriffe, die uns von Außen gegeben werden, auffassen, sondern den Stoff dazu in sich selbst ins Leben rufen; es heißt nicht, Buchstaben und Sylben zählen, sondern die mancherley Zustände des menschlichen Gemüths in sich selbst verstehen lernen; es heißt nicht, einzelne Eindrücke aufnehmen, sondern Alles unter Einem Gesichtspunkt zusammenfassen; es heißt nicht, den Sinn der einzelnen Worte verstehen, sondern das Ganze überschauen und darüber Reflexionen anstellen. Das Buch, das wir lesen, darf uns nicht als Sklaven behandeln: unser Bestreben muß stäts dahin gehen, uns über dessen Stoff zu erheben, um ihn beherrschen zu können.“ —

„Viele Menschen erlangen zeitlebens keine Festigkeit des Characters, weil sie blos amüsirt

seyn wollen und weil sie ein ewiger Spielball äußerer Eindrücke sind. Sie sind fast immer, wie das Buch, das sie lesen. Sie verhalten sich bey allen Einwirkungen auf ihr Gemüth blos leidend, und wagen nie selbst zu denken und den Stoff eigenthümlich und selbstthätig zu bearbeiten, den ihnen ein Buch oder das Menschenleben darreicht. Viele bringen sich durch Lesen um ihre Würde, weil sie characterlose Bücher lesen und sich an eine Passivität gewöhnen, die zwar ihrer Gemächlichkeit schmeichelt, aber ihnen alle Achtung freyer Wesen raubet." —

„Man denke sich den großen Haufen unsrer Romanleser, die ein Saft- und Kraft-volles Gericht nach dem andern verschlingen, um sich von der unerträglichen Leere des Geistes zu retten. Sie sehen die Begebenheiten wie in einem Zauberspiegel kommen und verschwinden, wovon die eine immer toller ist, als die andere. Da man weder Gesetzmäßigkeit in den Ereignissen, noch Character an den Personen bemerkt: so gewöhnt der Geist sich an Regellosigkeit und wird sich selbst ein Fremdling. Er verliehrt alle Lust am Denken, die Thätigkeit seines Geistes unterliegt der Masse von Eindrücken, er gewöhnt

sich an Oberflächlichkeit und Zerstreuung, und der ewige Ueberfluß an Büchern unterdrückt in ihm allen Adel der Menschheit."

„Das Lesen soll uns zur Selbstthätigkeit erziehen: alle Anlagen sollen durch dasselbe erweckt, und alle Kräfte sollen durch dasselbe vervollkommnet werden. Die Bücher sind deshalb zur Beförderung unserer Mündigkeit sehr tauglich, weil sie reich an interessanten und mannigfaltigen Stoffen sind, und weil sie dem Leser auch eine Kenntniß von dem verschaffen, wohin seine Augen nicht reichen, und sein Fuß nicht tritt. Sie verbinden mit Anschauung zugleich Gedanken, und mit Empfindungen Ideale; die Welt und die Natur hingegen umringt uns blos mit Anschauungen, wodurch zwar unsere Sinnlichkeit befriedigt, aber nur auch zu oft die Thätigkeit unseres Verstandes und unserer Vernunft erstickt werden."

Die Bücher muntern uns zum Denken auf, zeigen uns den Weg, den wir gehen müssen, um Aufschluß über uns und über die Welt zu erhalten. Sie setzen mehrere Kräfte zugleich in Thätigkeit, und verursachen uns durch ein solches Spiel ein Vergnügen, das ein Reizmittel

zu neuen Anstrengungen ist. Sie sind also für denjenigen, der sich selbst bilden muß, oder der noch nicht an Kopf und Herz mündig geworden ist, ein zweckmäßigeres Bildungsmittel, als irgend eines, das wir selbst zu unserm Heile nutzen können." —

„Das Lesen soll ein Erziehungsmittel zur Selbstständigkeit seyn; aber die Meisten brauchen dasselbe als einen Einschläferungstrank: es soll uns frey und mündig machen; und wie Vielen dient es blos zur Zeitverkürzung und zur Erhaltung in dem Zustande einer ewigen Unmündigkeit!"

„Bey allem Lesen müssen wir der Denkkraft durch die Einbildungskraft zu Hülfe kommen: wir müssen diese an die Auffassung und Vergegenwärtigung langer Gedanken-Reihen gewöhnen, damit der Verstand das Ganze übersehen kann, und wir müssen die Vorstellungen durch sie lebendig machen, damit der Verstand Lust zum Denken erhalte. Trockne Materien vertilgen in uns leicht das Interesse, das wir am Denken finden; wir müssen daher suchen, uns durch ein moralisches Interesse zu beleben, damit unser Geist nicht ermattet die Flügel sinken

lasse und sowohl die Kraft als die Lust zum Denken verliere. Jeder auch noch so gleichgültige Gegenstand kann durch das Verhältniß, worein man ihn setzt, Interesse gewinnen, und uns dadurch auch wider Willen zum Nachdenken fortreißen."

„Lehrreiche Bemerkungen und wichtige Beobachtungen, interessante Thatsachen und nützliche Entdeckungen, schöne und Gedanken-reiche Stellen, neue Aussichten- und Wahrheiten-eröffnende Reflexionen; kurz, alles, was wichtig, interessant und neu ist, müssen wir uns anmerken. Wir müssen die Feder immer bey der Hand haben, um dasjenige, was uns auffällt, und das etwan für uns einen Vortheil haben kann, niederzuschreiben; und lesen wir das Niedergeschriebene auch nicht immer wieder durch: so haben wir doch länger bey dem Gegenstande verweilt, und haben ihn uns tiefer eingeprägt."

„Wir müssen das Gelesene oft durchdenken und versuchen, es selbst darzustellen und nach unsrer eignen Weise zu bearbeiten. Wir lernen hiedurch Selbstdenken, und sammeln zugleich einen reichen Schatz von Materialien ein, die allein den Gedanken Werth und Interesse geben.

Es muß uns daher sehr viel daran gelegen seyn, unsern Geist durch fremde Stoffe zu bereichern, damit wir durch Uebung in der Selbstthätigkeit zugleich einen großen Vorrath an Stoff zu Arbeiten erhalten. Nichts macht uns unzufriedner — weil nichts peinlicher ist — als Armuth. Wir verschwenden eine große Masse von Kräften ohne Gewinn, und wir ermüden und lähmen unsern Geist, ohne die Aussicht auf Eroberungen im Reiche der Wahrheit."

„Wir müssen die Materien beym Lesen wechseln: denn Abwechslung ist Erquickung." Unser Geist behält stäts Kraft und Lust zum Arbeiten, sobald wir uns beym Lesen vor Einförmigkeit der Stoffe hüten. Wir müssen daher bald einen Philosophen, bald einen Dichter, bald einen Geschichtschreiber, bald einen Naturkundiger lesen: wir haben hiebey zugleich den Vortheil, daß wir vielerley Dinge kennen lernen, die dem Menschen zu wissen nöthig sind."

„Oft gefällt uns das beste Buch nicht, weil wir nicht in der Stimmung sind, worin das Buch geschrieben ist. Launige Schriften müssen wir in Stunden der Ruhe, und nicht im Getümmel der Leidenschaften lesen, wenn wir ihr

nen Geſchmack abgewinnen wollen. Sterne gefällt uns nicht, ſobald unſer Gemüth von Stürmen hin- und hergeworfen wird; und Thümmel befriediget nicht unſere Erwartung, wenn wir trübſinnig, traurig und nicht vergnügt an die Lectüre ſeiner Werke gehen.“ —

„Wir müſſen außerdem eine große Auswahl in unſrer Lectüre treffen, und nur ſolche Werke leſen, die ſich durch Reichthum und Originalität der Gedanken, und durch Schönheit und Lebhaftigkeit der Darſtellung auszeichnen. Wir gewöhnen dadurch unſern Geiſt an eine ſtäte Beſchäftigung, und machen ihm Müſſiggang, Gedanken-Armuth, Unnatürlichkeiten, Uebertreibungen u. ſ. w. verhaßt. Er erlangt dadurch einen gewiſſen Tact, der ihn auf den Pfad der Wahrheit und des Rechts fortführt. Einen originellen und Gedanken-reichen Schriftſteller mehrmals durchzuleſen, iſt ein größerer Gewinn für unſere Cultur, und für unſere Kenntniſſe, als die Lectüre von vielen gemeinen und Gedankenleeren Büchern.“

„Man hat einen großen Gewinn von dem Bücherleſen, wenn man ſich mit Jemanden über das Geleſene zu unterhalten ſucht. Wir werden

alsdann genöthigt, mehr und länger über einen Gegenstand nachzudenken, wenn wir denselben einem Andern mittheilen, als wenn wir ihn blos für uns bearbeiten wollen. Durch Streiten und Disputiren wird manche Wahrheit gewonnen, und durch Anschlagen mancher Funken hervorgelockt, wer, wenn er Stoff findet, zur hellen Flamme auflodern kann.

„Wir sollten in Gesellschaft überhaupt mehr disputiren, als es bey uns gewöhnlich ist, und wir sollten einander mehr widersprechen, als es unsere Convenienz erlauben will, damit wir durch unsere Kräfte uns bilden und vervollkommnen. Die Mode und die Sitte darf nicht über unsere Pflicht triumphiren, und wir dürfen es nicht etwan für eine Art von Höflichkeit und feiner Bildung ansehen, wenn wir bey Verletzung des heiligsten Interesse der Menschheit schweigen, die sich Eigenliebe, Adelstolz, Pfaffengeist und Obscurantismus zu Schulden kommen lässt.

„Wir müssen alles thun, was unsern Geist beym Lesen lebendig erhalten kann. Wir müssen nicht allein geistige, sondern auch physische Mittel brauchen, unsre Aufmerksamkeit zu befördern

und zu ſtärken. Das öftere Waſchen des Geſichts mit kaltem Waſſer, der Genuß einer freyen, reinen Luft u. ſ. w. erhalten unſern Geiſt munter, und machen ihn ſtäts zu neuen Anſtrengungen geneigt.“

„Wenn wir den Gewinn oft überrechnen, den wir von dem Leſen haben, und wenn wir unſere Kenntniſſe manchmal revidiren: ſo werden wir mit deſto größerem Vergnügen an unſrer Mündigkeit zu arbeiten fortfahren.“

„Ueberhaupt müſſen wir ſtreben, Herr jedes Stoffes zu werden. Wir müſſen ihn ſelbſtthätig bearbeiten und uns nicht von ihm unterjochen laſſen. Wir müſſen alles Geleſene nach Ideen und nicht nach Begriffen beurtheilen, damit wir eine Ueberſicht über das Ganze anſtellen können. Wir müſſen alles Leſen auf unſer Ich beziehen, und es im Verhältniß zu demſelben betrachten, und die vor dem Gedanken abweichen, daß uns alles Studieren ſelbſtthätiger und freyer machen müſſe zur Mündigkeit des Verſtandes und des Herzens verhelfen ſoll.“

„Soll te man leſen; aber man lieſt ganz anders. Der größte Theil der Leſer ver-

schlingt die elendesten und Geschmack-losesten Romane mit einem Heißhunger, wodurch man Kopf und Herz verdirbt. Man gewöhnt sich durch die Lectüre solcher Gehalt-leeren Producte an einen Müssiggang, den man nur mit der größten Anstrengung wieder austilgen kann. Man sagt: man vertreibe sich die Zeit mit Lesen; allein was sind die Folgen einer solchen Lectüre? Da man blos Werke auswählt, die nicht viel Nachdenken erfodern, und die voll Unwahrscheinlichkeiten, Unnatur, und Geist- und Geschmack-los sind: so entwöhnt man sich den Naturgesetzen, man erstickt ihre Stimme, und wird eine Beute zahlloser Verirrungen und Vergehungen, weil sich keine innere Warnung mehr hören läßt. Man macht Foderungen an die Menschen, die diese nicht befriedigen dürfen; man verlangt eine Huldigung von ihnen, die sie uns nicht, ohne sich zu erniedrigen, erzeigen können; man wünscht sich eine Lage, nach welcher zu streben uns das Sittengesetz verbiethet; man tödtet alle Lust zur Selbstthätigkeit und zu Arbeiten, und alle Liebe zur Freyheit. — Man wird launisch, verdrießlich, ermattend, unduldsam. Man wird für jeden Eindruck außerordentlich

reizbar, ohne mit Kraft aus dem Innern auf denselben zurück zu wirken. Unser Geist wird kränklich, und seine Saiten werden verstimmt. Nichts, was einfach und natürlich ist, gefällt uns; das alltägliche Leben wird uns zur Pein. Die Folgen einer solchen Geschmack- und Gedanken-losen Lectüre sind also unsinnige Verschwendung, unüberwindliche Scheu vor jeder Anstrengung, grenzenloser Hang zum Luxus, Unterdrückung der Stimme des Gewissens, Lebensüberdruß und ein früher Tod. Der Mensch soll thätig seyn, und viele verprassen ihr Leben in Unthätigkeit; er soll selbst denken, und viele haben nicht einmal eine Ahndung, daß es eine solche Pflicht für sie giebt; er soll sich Character erwerben, selbstständig und mündig werden, und viele unterliegen aus Muthlosigkeit jedem Uebel, werden wie ein Rohr vom Winde hin und her getrieben, und legen sich nie die Frage vor: warum sie denn leben? Die Lectüre von den elenden Romanen, die in Schaaren zur Welt kommen, zerstören alle Blüthen der Menschheit, werfen den Menschen in die Reihe der vernunftlosen Geschöpfe, und verscheuchen Glück und Ruhe."

„Vielleicht scheint Manchen diese Schilderung übertrieben; allein wenn man unser weibliches Publikum in dem höhern und in dem mittlern Stande studiert, und seine Verstimmtheit, seine Characterlosigkeit, seine Launen, seine Thorheiten, seine Ansprüche, seine Unwissenheit und Sorglosigkeit bemerkt, und weiß, daß es sein Leben mit der Lectüre geschmackloser Romane hinbringt, und daß sich seine Gesinnung und seine Denkungsart mit jedem Buche verändert: so wird man nicht leugnen können, daß der Einfluß des Bücherlesens auf die Menschheit sehr groß sey. Die meisten Frauenzimmer lesen nichts als Romane; aber ihre Lieblingsschriftsteller, an welche sie Zeit, Gesundheit und Leben verschwenden, sind solche, die ihr Gefühl verstimmen, sie in eine Zauber- und Geisterwelt hineinwerfen, zu Ritter-Tournieren und Raufgelagen führen, eine übernatürliche Empfindeley in ihnen rege machen, und ihre Denkungs- und Sinnesart verkehren: und nicht ein Wieland, ein Göthe, ein Müller und die ihres Gleichen."

„Auch Männer lesen elende Romane, vorzüglich solche Männer, die von Jugend auf jede

Anstrengung verabscheuet haben. Der Einfluß dieser ihrer Lectüre auf ihren Character ist sehr bedeutend. Sie lassen sich alles gefallen, wenn sie nur in ihrer Trägheit nicht gestöhrt werden, und sie sind zu allem bereitwillig, was ihnen Genuß verspricht. Geduldig tragen sie die entehrendsten Fesseln, wenn man ihnen nur zu essen und zu trinken giebt; und ohne Murren und ohne den geringsten Unwillen sehen sie Denk- und Preßfreyheit morden. Sie betäuben sich in Geist- und Geschmacklosen Romanen, und können gar nicht begreifen, wie jemand ein höheres Anliegen haben könne, als physische Nahrung und physischen Genuß. Sie bieten daher zu jeder Unterdrückung ihre Hände, und sind der größten Schandthaten fähig, weil sie fast gänzlich die Natur-gemäßen Aeußerungen ihrer Kräfte in sich ausgetilgt haben."

„Da sich nun ein großer Theil des Publikums keine Empfänglichkeit für Wahrheit erworben und keine Selbstthätigkeit erkämpft hat: so geht er in Rücksicht seiner geistigen Bildung nicht mit seinem Zeitalter fort. Er bleibt in der Aufklärung zurück, und schreiet über das Gefährliche derselben für den Staat und für die

Kirche. Allein diese Schreier sind durchaus die unwissendsten Menschen, welche der Neid, die Ehrsucht und der Eigennutz zu dieser Verläumdung der Wissenschaften verleitet."

Die schlechtern Bücher werden am meisten gelesen und am weitesten verbreitet, und da sie also die meisten Auflagen erleben: so wetteifern einige unsrer Buchhändler, sich einander an schlechter Waare zu übertreffen, wenn sie nur schreiende Farben und groteske Figuren hat. Wielands Agathon wurde innerhalb mehr als zwanzig Jahren nur einmal aufgelegt, und Spießens und Cramers Romane erleben in wenigen Jahren neue Auflagen. Man kann daraus sehen, wie wenig jener, und wie sehr diese gelesen werden!"*)

„Allein so lange unsere Erziehung und unsere Staatsverfassungen die Selbstthätigkeit und die Freyheit nicht kräftiger begünstigen, als sie es jezt thun, wird auch unsere Lectüre keinen andern Gang und keine andere Richtung nehmen. Wenn auch einige Menschen all ihr Bemühen auf ihre

*) Blankenburg mag es verantworten, wenn unser dummer Teufel hier und da seine Zeit vergißt — eigentlich und uneigentlich.

Ausbildung und Selbstständigkeit anlegen; so ist ihre Anzahl kaum merkbar gegen die große Menge derer, die blos vegetiren, essen, trinken und sterben." *)

Kaum waren diese Bemerkungen in Umlauf, als schon die Studenten sich verlauten ließen: „Der Kerl ist ein Narr, ist impertinent, will uns hofmeistern! — Ja 'n Verschiß mit jedem, der nur ein Buch von ihm borgen wird!" — Andere gingen weiter, und schmissen ihm die Fenster ein. — „Was?" riefen die Professoren, „der Herr Ex-Soldat will uns ins Amt greifen, will dociren, will von Sklaven und Sklaverey sprechen? Dem Mosjöh Superklug muß man das Thor weisen!" — „Es ist ein Ketzer, der Hans Naseweis," grunzelten die Koppershäuser Pfaffen: „Er legt's ja drauf an, den Glauben durch Selbstdenken unvermerkt zu verdrängen: — den muß man denuntiiren!" — Die Damen und Mädchen nannten

---

*) Was Wolfstein zu seiner Zeit nur umrißlich angab, hat in neuerer Zeit im N. t. Merkur sehr schön und gründlich ausgeführt Herr Rückert, ein tiefdenkender Kopf. Ihm folgte Herr Bergk in einem empfehlbaren Werkchen: „Ueber die Kunst, Bücher zu lesen." — Dieß zur Auskunft für das saum cuique!

ihn einen Esel, der auch nicht ein bißchen zu leben wisse. — Die Offiziere wollten ihn auf Ehre durchfuchteln wegen der Erwähnung von Adelstolz u. s. w.

Wölfstein erfuhr das alle, wartete in getroster Ruhe der Dinge, die da denn kommen würden, ließ seine Fenster geduldig wiedermachen, und wiederholte öfters:

Und stürzt die Welt zu Trümmern ein:
Sie kann mich decken;
Nicht schrecken!

Vor der Hand indeß kam eben nichts Besonderes; aber seine Bücher-reiche Lesebibliothek blieb arm an Zuspruch, und war auf die Art nur dem Namen nach eine Lese-Bibliothek. Dieß dauerte jedoch nur bis in den Herbst, und da wurde sie eine Leih-Bibliothek — zur Geldgrube für Andere. Die Herren zu Köppershausen hatten nämlich unter andern auch die löbliche Gewohnheit, alle Dorfkirmessen zu besuchen und sich mit den Dorf- und Stadt-Mädchen darauf lustig zu machen. Diese Zerstreuung nahm im September ihren Anfang, und währte bis an den Winter. Nachdem sie angefangen hatte, wurden täglich Bücher in Menge geholt,

und Wolfstein freute sich, daß die Studenten in sich gegangen wären und nun anfingen, Geschmack und Gefallen an einer soliden Lectüre zu finden. Aber er fand bald, daß er sich geirrt hatte: denn nur die Studenten, welche die Dorfkirmessen besuchen wollten und kein Geld hatten, holten die Bücher, und verkauften sie an die Antiquarien für eine Kleinigkeit. So z. B. erhandelten diese Hehler von jenen Stehlern Adelungs Lehrgebäude der deutschen Sprache für 1 Thl. — Robertsons Geschichte Carls des Fünften für 16 Gr. — J. R. Forsters Reise um die Welt für 1 Thl. 8 Gr. ꝛc. ꝛc. ꝛc.*)

---

*) Herr Borhek, Professor zu Duisburg, meynt in der Recension von meinen Annalen der Universität zu Schilda (in der Erfurter gelehrten Zeitung): Ich hätte die scheußliche Seite der Universitäten sehr übertrieben. Er und Andere könnten dieß hier wieder meynen. Daß ich indeß hier weit glimpflicher schreibe, als die gerügte Sache zuließe, wird man bald seyen, wenn man in Herrn Bispinks Lebensgeschichte die vielen und argen Kunstgriffe lesen wird, deren sich Studenten und Offiziere bedienen, Andere um das Ihrige zu bringen, und zwar auf eine entehrende, unwürdige Art. Auch da werden manche Dicasterien und Consistorien die Namen derer finden können, welche bis jetzt noch immer nicht gelernt haben, wenigstens als Mann das zu ersetzen, was der Student, als Bube, entweder gestohlen oder vorenthalten hat an Zahlung oder Büchern. Ferner werden von 1788 an, Data genug vorkommen, um auszumitteln, welche Classe

Wolfstein trug freylich jedes Buch, das er ausgab, nach dessen Nummer oder Titel ein in sein Tagebuch; auch den Namen des Abholers, nebst dessen Wohnung und dem Datum: aber die Kappershäuser Studenten dachten demohngeachtet frivol und niedrig genug, ihre Dia-

---

von Studenten, im Durchschnitt, am wenigsten gelernt habe, Eigentum Anderer zu respectiren. Nebenher wird es sich ergeben, in welcher Provinzen Schulen die solidesten, einsichtigsten und ehrlichsten innern Leute gebildet werden — ceteris paribus, und im Durchschnitt. —

Herrn Borbek danke ich nebenzeus für die Mühe, die er sich gegeben hat, aus dem häßlichen Schlamm meiner Annalen — die schätzbaren Goldkörnchen, die er darin will gefunden haben, zu Tage zu fördern. Ich bedaure selbst, daß die Universitäten in so tiefen, stinkenden Misspfützen stecken, und schrieb, um aufmerksam auf deren Reinigung zu machen, gerade die Annalen — so wie ich die Universitäten kenne. Könnt Herr Borbek sie von einer glimpflichern Seite: so ist es mir leid, daß ich auf so manchen und so lange nicht besser habe schonen können.

Daß ich die Handwurstiaden des Gelehrten-Theaters nicht delikater berühret habe, lag nicht an mir, sondern an den Pudendis, die ich nicht übergehen konnte. Und diese zur Schau aufstellen — meynt ja Herr Borbek selbst — kann wirklich Gutes stiften.

Damit indeß Männer, welche dawider helfen können, zur Untersuchung des Krebsschadens nicht nöthig haben mögen, solch tiefen Koth durchzuwühlen: so wird von Fürst Moritzens Reformen, von denen Herr Borbek anfängt, daß sie den Mehrsten Universitäten gewiß sehr heilsam seyn würden, in den Neuesten Staats-Anzeigen, oder sonstwo, ein gedrängter Auszug geliefert werden.

derey darum nicht aufzugeben. Er klagte zwar auch bey dem Prorecter darüber; aber dieser Ehrenmann war der liberalen Meynung: „Er sollte seine Bücher nicht ausleihen, oder sie besser in Obacht nehmen. Auch würde er klüger thun, wenn er allenfalls, da doch der Student nicht immer studieren könnte, einige Romane zur Erholung führte, die Sorge für das Wissenschaftliche aber — ganz und gar den Professoren anheimstellte. Zudem sey sein Institut etwas Merkantilisches, und mit so was Heterogenem gäbe sich wohl ein Merkurius ab, aber nicht die Musen.*) Uebrigens habe man auch noch Einiges mit ihm in Petto, worüber aber nicht er, sondern der akademische Senat in pleno entscheiden würde, und dieß bey der nächsten Zusammenkunft. Er könne ihm nicht helfen." —

Wolfstein, wollte er anders seine Bücher wieder haben, war nun genöthigt, den Antiquarien ihre Auslage für sein gestohlnes Eigenthum zurück zu geben.

*) Selbst der gute Cramer antwortete etwas ähnliches, als Herr Bibliak ihm vorstellte: daß es nicht übel stehen würde, die akademische Leihbibliothek im Lectionskatalog eben so anzuzeigen, wie — Fechtboden und Reitbahn.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Das war freylich klüger!

Scharfstein hatte nicht so viel Geld nach Kappershausen mitgebracht als Wolfstein: denn die ganze Baarschaft, welche er aus dem Schiffbruch seines Vermögens im Haag gerettet hatte, bestand aus 150 Thalern. Wolfstein rieth ihm zwar, Theil an seinem Lese-Institut zu nehmen; aber er konnte sich dazu nicht entschließen, weil er, wie wir schon wissen, nicht gern etwas treiben mogte, wovon er keine Kunde hatte. Aber er wußte auch noch nicht, was er anfangen sollte.

In dieser Verlegenheit ging er einst auf den Fechtboden, um sich zu zerstreuen. Einer von den Anwesenden both ihm ein Rappier an: er nahm es, und da er ein Meister in der edlen Raufkunst war: so trieb er seinen Gegner gewaltig ein. Jeder Student, der den Fechtboden besuchte, wollte sich mit ihm messen, bald

auf den Hieb, bald auf den Stoß, und jeder fand in ihm seinen Übermeister. Da nun damals diese noble Kunst auf den Universitäten in Deutschland in dem höchsten Ansehen stand: so wurde Scharfstein in ganz Kappershausen berühmt, und jeder beneidete seine Geschicklichkeit.

Ein berühmter Orden existirte damals auf dieser Universität, welcher sich besonders durch Renommisterey, Schlägereyen und andre studentische Possen hervorthat. In diesem Orden wurde Scharfstein als Fechtmeister angenommen, und bekam einen ordentlichen Gehalt zu zwölf Thalern monatlich, wofür er täglich einige Stunden die Fechtkunst öffentlich für alle Brüder lehren mußte. Was er an Privatstunden noch außerdem verdiente, war sein Nebenverdienst: und so stand er sich ganz erträglich.

Wolfstein verwies ihm zwar dieses Unternehmen, und suchte ihm zu beweisen, daß der Student gar nicht da sey, fechten zu lernen, und daß er Unrecht thue, ihm diese blos für Mordköpfe gehörige Kunst beyzubringen. Aber Scharfstein antwortete: Du hast ganz recht, Bruder, daß man den Studenten nicht soll fech-

ten lehren. Aber wer will mir es verdenken, wenn ich die paar Thaler nehme, welche er doch an andre Stümper von Fechtern verschwenden würde! Da ist der Universitäts-Fechtmeister Packer, der nicht eine Finte pariren kann, und doch für seinen elenden Unterricht so vieles Geld sich zahlen läßt! So lange die Vorgesezten der Universität noch Fechtmeister beybehalten, und so lange die blinden Eltern ihren Söhnen es nicht aufs schärfste untersagen, fechten zu lernen, so lange ist es auch mir erlaubt, wie jedem, der es kann, Unterricht im Fechten zu ertheilen.

Wolfstein meynte aber, so nach seiner Moral, daß man zu nichts die Hände bieten müsse, was man für Unrecht halte, gesezt auch, die ganze Welt billigte und lobte es. Aber sein Freund war hierin andrer Meynung.

Indessen hatte Scharfstein mit einem gewissen Ebentheurer, der auch, um die Fechtkunst zu treiben, nach Kappershausen gekommen war, Bekanntschaft gemacht; und da beyde sehr vielen Zulauf hatten: so brachte es der Fechtmeister Packer durch Bestechungen und Ränke dahin, daß Scharfstein sowohl als

Herr Rahn den Befehl erhielten, nicht fernermehr im Fechten Unterricht zu geben, bey Strafe der Verweisung.

Höre, Bruder, sagte Rahn, ich weiß ein Mittel, uns ohnehin gegen den Mangel zu sichern. Ich habe noch einige hundert Thaler an Geld: Du auch: wir wollen uns Pferde kaufen, und Pferdeverleiher werden: Du sollst sehen, das geht! — Scharfstein ließ sich den Vorschlag gefallen, und theilte ihn dem Senior des Ordens mit, und dieser versprach ihm, daß alle seine Brüder bey ihnen reiten sollten: und so ward er nebst seinem Rathgeber Rahn — Ordens-Pferdephysikus zu Kappershausen. Beyde gaben indeß doch mit unter, obgleich heimlich, in der Fechtkunst Unterricht, und standen sich jezt noch vortrefflicher als vorher. Denn wenn schon die Studenten kein Geld hatten, ihre Schuster, Schneider, Wäscherinnen und Tischwirthe zu bezahlen; so mangelte es ihnen doch niemals daran, wenn sie nach Sänflingen zum Kommers oder nach Schofelstädt in die Komödie reiten wollten.

So gut ging's aber unserm Wolfstein nicht. Seine Lesebibliothek trug ihm wenig oder

nichts ein; seine Bücher wurden geholt, verkauft oder verlohren, oder doch so verdorben, daß er sie nicht weiter verleihen konnte. Andere behielten sie Vierteljahrlang und zahlten doch nur für eine Woche. Jener ging ab, und dachte weder an Zahlen, noch an Zurückliefern des Geliehenen u. s. w. Und wie es hierin der Student machte, so machte es auch oft der Professor, der Bürger und der Offizier. Er sah sich also genöthigt, den Rest seiner Bibliothek zu verkaufen, um nur seinen Buchhändler und Buchbinder, als ehrlicher Mann, zu befriedigen.

Er that das, aber nun war er arm, und hatte kaum kümmerlich zu leben. Sein Zart- und Ehrgefühl ließ es indeß doch nicht zu, seinen Freund Scharfstein seine Lage merken zu lassen: er wußte, daß dieser Brave selbst nicht viel übrig hatte, ihn aber doch über Vermögen unterstützen würde, sobald er erführe, daß er Mangel leide.

Er fing also an, hin und her zu denken, und fiel gerade auf das fatale Mittel, sich aus seiner Noth herauszureißen: er wollte nämlich Schriftsteller werden, und seine Bücher selbst verlegen.

Den Gedanken dazu gab ihm das Verfahren zweyer Sudler zu Kappershauſen, welche ſich bey ihrem Selbſtverlag ziemlich wohl befanden.

Der eine dieſer Sudler, Namens Pollak, ſchrieb, ohne alle Correſpondenz, eine Art Zeitung und einen Wiſch, den er den Erzähler nannte, und den Stoff zu beyden borgte oder ſtahl er von Andern. So erbärmlich-elend auch die Produkte dieſes über allen Glauben unwiſſenden und abgeſchmackten Schmierers waren: ſo gab es doch noch unwiſſendere und abgeſchmacktere Leſer, welche ſie kauften: und auf dieſe Art ſpahte er ſich ein artiges Kapital zuſammen, hielt ſich eine Mätreſſe aus dem Wegwurf der Weiberwelt, und lebte wie ein Sybarite.

Der zweyte Schriftſteller von der traurigen Geſtalt war der Herr Zwanzig, den man zu Kappershauſen den Schildaer Hanswurſt nannte, weil er ein überaus läppiſcher und verrückter Kerl war. Dieſer Menſch konnte zwar nicht einmal orthographiſch, vielweniger vernünftig ſchreiben; aber er ſchrieb aus und ab, was ihm vorkam, ſudelte bald dieß, bald das

hinzu, und, wo er nicht vorankonnte, da halfen ihm seine Sudelköche aus, wie er sie bey seinen Hausnymphen einhalf. Es mogte in Kappershausen vorgehen, was da wollte: Herr Zwanzig war gleich da, ließ einen Wisch darüber drucken, und vertrödelte ihn sofort theils selbst, theils durch Botteljungen, die er auf den Straßen der Stadt und auf den Dörfern herumschickte. Weil aber seine Schmierereyen nicht jedem anständig waren, und manchen ehrlichen Mann beleidigten: so erhielt der Herr Zwanzig auch oft derbe Prügelsuppen, sogar mit Pantoffeln und Billardstäben, und mußte sich's gefallen lassen, daß ihn Mancher sogar in seinem eignen Kunstloch derb herunter hunzte. Aber darüber sezte er sich weg, und hatte es gar kein hehl: daß Ehre und Schande ihm gleich viel sey, wenn er nur Geld verdienen könnte: und das verdiente er.

Wenn solche Sudler ihre über allen Glauben elende Waare unterbringen: so könntest du wohl auch deine unterbringen, die doch, ohne eben zu prahlen, gewiß besser ausfallen soll — so sagte Wolfstein zu sich selbst, und entschloß sich, Einiges auf eigne Kosten drucken zu lassen,

um auf einmal aus aller Verlegenheit heraus zu kommen.

Aber woher Geld nehmen, um die Auslage für Papier, Satz und Druck zu bestreiten? Auch da fand er Rath: er schrieb an seinen Freund Vogt nach Amsterdam, bath abermals um 1000 Gulden Vorschuß, versprach alles richtig zu bezahlen, und zwar in kurzer Zeit: denn er habe nun eine Goldgrube entdeckt, woraus er reichlich zu schöpfen hoffen könnte. Herr Vogt schickte ihm das Geld, aber auch folgenden Brief:

Mein theuerster Freund,

Mit Vergnügen schicke ich Ihnen die Summe, die Sie von mir begehrt haben, und stelle es Ihnen heim, wann Sie mir dieselbe wiedergeben wollen. Ich wünsche auch, daß die Goldgrube, woraus Sie schöpfen wollen, ergiebig sey, und Ihnen reines Gold und kein rohes Erz spenden möge. Aber nehmen Sie sich in Acht! Projekte gelingen selten, besonders, wenn sie aufs Bereichern abzielen. Doch dem sey, wie ihm wolle: es existirt noch eine Goldgrube für Sie in der Welt, woraus was zu nehmen ist.

Wenn's Ihnen einmal gefällt, Gebrauch davon zu machen: so kommen Sie zu mir. In Briefen kann ich das nicht alle schreiben, vornehmlich heute nicht: denn es fehlt an Zeit

Ihrem

Vogt.

Wolfstein stuzte über den zweyten Theil dieses Briefs, sann hin und her, fand keinen Sinn und hörte auf, darüber weiter zu sinnen, weil er jezt im Stande war, sein Project auszuführen.

Das erste, was er in der Schriftstellerey vornahm, war eine „Anweisung für Unstudierte und in den Rechten Unerfahrne, alle gemeinen Rechte zu verstehen, in jedem Fall zu wissen, was Rechtens ist, und jedesmal die gegenseitigen Verbindungen kennen zu lernen." — Er hatte alle juristischen Ausdrücke, deren sich die Advokaten und Richter zu bedienen pflegen, hinlänglich erklärt, und alle, auch noch so verwirrten Materien so deutlich gemacht, daß jeder Leser, der nur gesunden Menschenverstand hatte, alles leicht verstehen konnte. Er hoffte, ein Buch dieser Art sollte recht viel zur Abkürzung, ja, so

gar zur gänzlichen Vermeidung und Beylegung der Processe beytragen.

Die andre Schrift, welche er schrieb, war eine „Vollständige Erörterung der Polizey-Ordnung des Fürstenthums," woran er Manches freymüthig tadelte, und viele Fingerzeige zur Verbesserung angab.

Beyde Bücher wurden gedruckt, und zwar auf Wolfsteins Kosten, weil er eine reichliche Ausbeute davon erwartete. Aber er betrog sich gewaltig: denn als er mit seiner Waare auf die Leipziger Messe kam, machten alle Buchhändler, welche juristische Sachen in Verlag hatten, gemeinschaftliche Sache gegen ihn, indem sie befürchteten, ein deutliches Buch über die Rechte mögte manchen dunklen, undeutlichen Wirrwarr, den sie führten, überflüßig machen. Auch kam Brodneid mit ins Spiel. Sie nahmen ihm also kein einziges Exemplar ab. Von der Schrift: über die Polizey-Ordnung, nahmen sie auch keins, unter dem Vorgeben: die gehöre blos für das kleine Fürstenthum, worin Wolfstein damals war, und verspreche wenig Absatz aus Mangel an allgemeinem Interesse.

So also schwand Wolfsteins Hoffnung auch von dieser Seite! Mißmüthig schickte er Exemplare an alle Recensenten-Fabriken, schilderte ihnen seine Lage, und bath um eine, wenigstens summarische Anzeige des Inhalts, aus Hoffnung, daß schon diese Manchen im Publikum bestimmen würde, danach zu fragen, und daß dann die Buchhändler genöthigt werden würden, sie sich kommen zu lassen. Aber die Humanität der Herren Recensenten reichte nicht so weit, als des Unglücklichen Erwartung. Die Herren wußten zu leben, schonten selbst die despotischste Regierung; und so würdigte keine einzige gelehrte Zeitung die Schrift über die Polizey-Ordnung einer Anzeige; und die andere wurde aller Orten weit erbärmlicher herabgesezt, als in neuern Zeiten Dabelows System. Er both sie nachher einigen Buchhändlern, samt dem Verlagsrecht, um den dritten Theil der Kosten an; aber kein einziger wollte sich damit befassen.

In der größten Verlegenheit schrieb er endlich an die Fürstliche Regierung und Hofkammer, und schickte Exemplare von seiner Schrift über die Polizey-Ordnung mit: aber, siehe da!

man las das Ding, fand es schädlich, gefährlich, und wider den Respect, und konfiscirte es. Alle Exemplare wurden weggenommen, und der Verkauf der etwan ausgegebenen aufs schärfste untersagt.

Nun lag der arme Wolfstein recht im Elend. Das erborgte Geld hatte er ausgegeben, sein Projekt mit der Schriftstellerey war gescheitert, und noch obendrein mußte er die Unkosten der Konfiscation entrichten und sich von Meister Zwanzig in einem elenden Wisch herunterhecheln lassen.

Denn als dieser Ehr- und Gefühl-lose Wicht erfuhr, daß Wolfstein mit seinen Schriften unglücklich gewesen war: so konnte er seine Schadenfreude nicht mehr bändigen, und ließ geschwinde durch einen gewissen Sudler, der zugleich Professor war, und der trez seiner Bettlustigen Ehehälfte, mit Zwanzigs Hausnymphen und andern ohne Unterschied, selbst in Straßen-Winkeln gar zu gern für lieb nahm, ein Ding zusammen schmeißen unter dem Titel: Wolfstein, oder Füchse müssen geprellt werden. Die ehrenrührigsten und zu-

gleich abgeschmacktesten Lügen von der Welt waren darin haufenweise angebracht. Der Mißhandelte beschwerte sich zwar über das Paßquill; aber es hieß; das habe er sich alles selbst zuzuschreiben: warum er denn auch über die Policey geschrieben habe? Ob er denn nicht wisse, daß man über Polizey, über Professoren, Regierung, Fürsten, Minister, Adliche und Priester das Maul halten müsse?

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Consilium abeundi wegen superkluger Streiche.

In der größten Verlegenheit schlich Wolfstein zu seinem Freund, dem gewesenen Major, jezt Ordens-Pferdephilister, Scharfstein, und klagte ihm seine Noth, erröthend und mit halb erstickten Worten. Als er kaum ausgeklagt hatte, klopfte ihm der ehrliche Mann auf die Schulter, und sagte zu ihm: „Es ist

mir gewissermaßen lieb, Bruder, daß Deine Projekte Dir alle mislungen sind.

Wolfstein: (stutzend) Wie so? Ich glaubte, Du seyest mein Freund!

Scharfstein: Eben, weil ich Dein Freund bin, freue ich mich über das Mislingen Deiner Projekte. Wäre Dir eins davon geglückt, so hättest Du Dich immer mehr und mehr von mir abgezogen. So aber bringt uns vielleicht Dein Mißfall einander wieder näher.

Wolfstein: Du bist nicht schlecht oder dumm genug, mich zu verkennen; darum mag Dir's hingehen, was Du da sagtest. Aber was soll ich jezt anfangen? Was räthst Du mir?

Scharfstein: Ziehe zu uns, werde Pferdephilisier, und benutze die Dummheit und den Leichtsinn der Studenten: und Du sollst Theil haben an unserm Verdienst.

Wolfstein: Was muthest Du mir zu, Freund! Ich sollte auch dazu beytragen, die Studenten lüderlicher und brausender zu machen? Du weißt, daß ich das Reiten, Fahren und andre studentische Lustigkeiten für Ausschweifungen halte, wodurch Geld und Zeit und oft auch Gesundheit unnüzer Weise vertrödelt wird.

Scharfstein: Immer hast Du noch Deine übertriebne Moral; aber die taugt nichts für uns! Ulula cum lupis, cum quibus esse cupis ist ein Sprichwort, und ein wahres Wort. Siehst Du nicht, wie es selbst die Professoren machen? Die suchen nur specidse Titel auf, und dann kämpfen sie, wo sie nur können; und sollten sie selbst Armen das Brod vorm Maul wegnehmen!

Wolfstein: Leider; aber pflichtwidrige Beyspiele können meine Handlungen nicht bestimmen.

Scharfstein: Du bist ein Starrkopf mit Deiner Sittenlehre! Doch halt, da fällt mir was ein, das helfen kann. Sieh, Du verstehst Französisch und Englisch: mache den Sprachmeister darin!

Wolfstein: Das geht eher an; aber ich habe Feinde unter den Studenten.

Scharfstein: Thut nichts! Der Student ist flüchtig, und daher leicht zu besänftigen. Genug, ich schaffe Dir Scholaren.

Scharfstein hielt Wort, und in kurzer Zeit hatte Wolfstein seinen ganzen Tag besezt. Sogar, als man sein gerades, ehrliches Wesen näher kennen lernte, fand er Freunde un-

ter den Studenten. Er lehrte sie Französisch und Englisch, gefiel aber doch nicht so, wie er gern gewollt hätte. Er drang auf ein gründliches Erlernen dieser Sprachen. Dieß behagte den Herren nicht so recht, denn sie waren gewohnt, alles obenhin zu lernen. Obenhin studierten sie Theologie, Juristerey und Medicin: warum nicht auch obenhin Französisch und Englisch?

Außerdem waren die Kappershäuser gewohnt, die Kenntnisse gerade als das allergeringste Bedürfniß anzusehen. Sie bekümmerten sich also nichts darum, ob sie Stunden hatten oder nicht, sezten nach Gutbefinden acht Tage und länger aus, und bezahlten obendrein schlecht und unordentlich, so daß Wolfstein unmöglich länger bey seinem Unterricht bestehen konnte.

Grillen und Aerger plagten ihn nun Tag und Nacht; und schon war er beynahe entschlossen, Kappershausen zu verlassen und in die weite Welt zu laufen: aber wohin? Diese Frage konnte er sich selbst nicht beantworten. Nach Frankreich wollte er nicht wegen der Feinde, die er daselbst hatte. Nach Holland zu ziehen, schämte er sich, weil er Herrn Vogt noch schuldig war. An andre Oerter zu gehen, wo er bekannt war,

hinderten ihn allerley andre Verhältnisse: kurz, er konnte sich nicht entschließen, wegzugehen, und bleiben konnte er auch nicht länger: denn sein Credit war eben so sehr alle, als sein Geld.

Er hatte nach und nach seine Uhr, seine besten Kleider und seine Wäsche verkauft, seine Bücher für ein Spottgeld weggegeben, sein Werk über die populäre Rechtslehre einem Krämer als Makulatur überlassen, und nichts mehr war ihm übrig, als ein blauer Rock und der goldne Ring, den ihm in glücklichern Zeiten seine Auguste geschenkt hatte. Dieser und Gustchens Briefe waren Dinge, von denen er sich schlechterdings nicht trennen konnte. Eher wollte er sterben, als diese lieben Sachen fahren lassen. Gustchen kann über mich zürnen, sagte er: sie und ihr Bruder können glauben, Ursach dazu zu haben; aber ich — ich werde Gustchen ewig lieben. Die treffliche Seele verdient ewig meine Achtung; und was von ihr kommt, soll und muß mir ewig theuer seyn!

Je mehr Wolfstein Noth litt, desto weniger ließ er seine Freunde, Scharfstein und Mahn, seine Noth merken. Aber wenn er es auch gethan hätte: sie hätten ihn zwar vor dem

Hunger sichern, aber ihm sonst weiter nicht sehr helfen können. Ihnen selbst waren einige Pferde gefallen, und die Studenten hatten sie nach und nach weidlich geprellt. Auch andre Unglücksfälle zwangen sie, ihr noch übriges Geld anzuwenden, um ihre zerrüttete Wirthschaft wieder in Ordnung zu bringen.

Wolfstein verschloß sich also in sich, und wollte anfangen, Noten abzuschreiben, um wenigstens das Nothdürftige zur Lebensfrist für sich zu verdienen. Er machte dieß bekannt, und erhielt, da er sie sehr leserlich abschrieb, Bestellungen, mehr als er fördern konnte. Eines Tages, während er mit seinem neuen Brodverdienst beschäftigt ist, tritt der barsche Pedell herein und citirt ihn auf den andern Tag zum Prorector auf die akademische Gerichtsstube. Er erschien, und — wer sollte es glauben! — er erhielt das Consilium abeundi.

„Lange, hieß es, habe man dem Unwesen mit ihm in aller Nachsicht zugesehen; aber jezt sey dieß nicht länger möglich. Nicht zufrieden, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen, habe er Grundsätze geäußert, die kein wohl polizirtes Land je dulden würde. Er habe sich

erfrecht, Lehren in einem Wisch aufzustellen, die alles umkehren müßten, wenn man toll genug seyn könnte, ihnen allgemein nachzukommen. Selbstdenken, Vernunft und Freyheit seyen Catilinarisches Brandholz, das man keinem erlauben dürfe, zusammen zu tragen, so lange es unserm Schöpfer nicht gefalle, statt der fünf Sinne uns nur einen, und statt der einen Vernunft uns deren fünfe zu geben, und folglich das Gesetz des Stärkern umzukehren, und so Fünfe weniger und schwächer werden zu lassen, als bis jezt — Eins gewesen sey.*) Dieß indeß sey für einen Profanen von seiner Art nicht leicht zu fassen möglich, und man habe im akademischen Gericht mehr zu thun, als daß man sich mit Belehrung für Leute von seines Gleichen noch auch befassen könnte. Genug, er sey gefährlich für die ihnen anvertraute Jugend, und

*) Viele von den gröbern Epikurern räsonniren eben so und suchen die Entschuldigung für ihr wüstes und verwüstendes Leben in dem Naturgesetz des Stärkern, ohne zugleich auf das höhere Naturgesetz von eben der Art Rücksicht zu nehmen, welches uns verpflichtet, der einen Vernunftkraft durch Cultur ein intensives Uebergewicht über die extensive Kraft der Sinnlichkeit zu verschaffen. Sokrates zeigte dieß Uebergewicht, als er, zum Tode verdammt, die Gelegenheit, ihm zu entfliehen, fahren ließ, blos aus Achtung gegen das Gesetz. —

habe obendrein es sich herausgenommen, über manch würdigen Mann eben so impertinent zu räsonniren, als über manche Verfügung, die ein hochlöbliches akademisches Forum, nach reiflicher Ueberlegung, neulich gefaßt gehabt hätte, bitter zu spotten. Dadurch hätte er seinen unruhigen Geist so unverkennlich geäußert, daß man nicht umhin könne, ihn als ein räudiges Schaaf recht bald zu entfernen, um an der fremden Sünde nicht Theil zu nehmen, daß er die noch übrige gesunde Heerde auch noch anstecke und verderbe. Von Rechtswegen sey also das Consilium abeundi gegen ihn erkannt und entschieden worden, und zwar unter der Bedrohung: daß man weit strenger gegen ihn verfahren und verfügen werde, wofern er nach Verlauf von dreymal vier und zwanzig Stunden sich in Kappershausen noch betreten lasse. Hiernach habe er sich zu fügen und möge abtreten."

Der Verlaßne fand das Kappershäuser-Universitätswesen schon lange zu abderitisch, als daß ihn eine Sentenz weiter hätte kümmern sollen, zu deren Ausführung seine eigne Lage ihn längst bestimmt hatte. Er machte sich also gefaßt, in der vorgeschriebenen Zeit Kappers-

hausen zu verlassen, und als ein zweyter Bias in die weite Welt zu gehen, ohne auch nur im mindesten gegen irgend etwas in der Sentenz oder deren Gründen einzuwenden.

Die erste Beschuldigung nahm das hochlöbliche Kappershäuser = Universitätsgericht von des Unglücklichen Abhandlung über die Idealwelt und das Bücherlesen; und die Beschuldigung mit dem Räsonniren und Spötteln bestand im Folgenden:

Nach den akademischen Gesetzen sollte kein Student außerhalb der Stadt wohnen, weder in einer Vorstadt, noch in einem Garten außer der Ringmauer. Zu Kappershausen wohnten die Studenten, wo sie wollten, und vorzüglich des Sommers in Gärten auf dem Felde. Es ist unbeschreiblich, welchen Unfug ganze Landsmannschaften darin trieben mit Huren, Commersiren, Rappiren, Duelliren und andern Ausschweifungen von nicht besserer Art. Wolfstein tadelte dieß laut gegen seine Sprach-Scholaren; und Einige von diesen fanden seinen Tadel gegründet, und denuntiirten den Prorector darüber bey dem Obercurator des Schulwesens, so daß jener einen nachdrücklichen Verweis des-

wegen verſchmerzen mußte. Eben ſo ging es, als er, wegen des unaufhörlichen Rappirens, die Kappershäuſer Univerſität eine ſpiegelfechteriſche Gelehrten-Caſerne genannt hatte.

Einſt auch ſpät am Abend, kam ein Haufen Offiziere, in Schlafröcken, aus einem Hurenhaus, während einige Studenten eben im Begriff waren, herein zu gehen. In der Dunkelheit kömmt ein Student einem von den Offizieren, den er in der Verkleidung dafür nicht erkannte, zu nahe, bittet aber doch gleich um Verzeihung, und zeigte dadurch, daß er nicht die Abſicht gehabt habe, ihn zu beleidigen. Die Verkleideten, damit nicht zufrieden, fangen an, den Bramarbas zu ſpielen und reizen die Studenten, das gegenſeitig zu thun. Es kömmt zu Worten, und von Worten zu Hieben: denn die verkleideten Offiziere ziehen ihre verſteckten Degen unter dem Schlafrock hervor, und verwunden von den Studenten mehr als einen. Es kam zur Klage. Der Director der Univerſität tritt auf die Seite der Offiziere, aus Anſehn der Perſon in dem Vater des Einen der Offiziere, und beredet die Verwundeten, mit der Abbitte von

Seiten ihrer Beleidiger, und mit dem Erſatz der Heilkoſten die Klagſache abgethan ſeyn zu laſſen. Die Studenten ſträuben ſich anfangs; aber Concuſſions-Mittel machen endlich, daß ſie nachgeben. Die Offiziere thun demnach Abbitte, bezahlen die Heilkoſten: und der Director hatte, was er wollte.

Wolfſtein nahm dieſe partheyiſche Nachſicht, als eine Ungleichheit vor dem Geſetze, bitter durch, und nannte es öffentlich einen Banditenſtreich, daß verkleidete Offiziere unerwartet den Degen gezogen und ihn gegen Unbewaffnete gebraucht hätten. Mehrere Studenten hatten dieß aus ſeinem Munde, und froh, ihre Spottſucht über den Director, auf Rechnung eines Andern, ſpielen laſſen zu können, verbreiteten ſie Wolfſteins Kritik ſo glimpflich und mit ſolchen Zuſätzen, daß der Director ſie erfahren und nicht anders als bitter-böſe über ihn werden mußte.

Dann auch lebte zu Kappershauſen ein Menſch, der ſich mit Repetiren und anderem Unterricht abgab, dabey aber oft ſich wie ein Auswurf der Menſchheit ſehen und hören ließ. Kenntniſſe zum Unterricht hätte er mehr als zu-

viel gehabt, wenn ſie nur gründlich und ordentlich geweſen wären; aber ſie waren das nicht, eben ſo wenig als er. Dem Trunke oft auf die ſchändlichſte Art ergeben, war er auch allen Laſtern ergeben, die eine Folge des Trunkes gewöhnlich ſind. Geringſchätzung und Wegwerfung ſeiner ſelbſt, Verachtung von Seiten Anderer, Ruin ſeines Hausweſens, Schlottrigkeit im Aeußern, Unſtätigkeit und Unruhe im Innern, Unzufriedenheit mit ſich und der ganzen Welt, verkehrte und ſchändliche Ehrbegierde, Poltronnerie und Verbrüderung mit Hurenwirthen, und Brantwein- und Bierſchenken und Nachtwächtern und berüchtigten Trunkenbolden und all ſolchem Geſindel war die Folge ſeiner in hitzigen und abſtumpfenden Getränken ertrunkenen Delikateſſe und Moral.

Soviel er nun und dann auch verdiente, ſo herrſchte doch immer Armuth in ſeiner Wohnung und an ſeinen Kleidern. Frau und Kinder hatten zuweilen keinen Biſſen Brod, und in zwölf Wochen oft keine Unze Fleiſch, während er in Kneipen, Kellern und Hurenhäuſern oft wochenlang wie ein ciniſcher Sybarite hoch lebte und in

Zeit von vierzehn Tagen mehr als vierzig Thaler vergeudete. War sein Geld alle: so schrieb er an seine Scholaren und Freunde kriechende oder schmeichelnde Bettelbriefchen, und versprach, als ein Meister im Versprechen, was er fast niemals hielt. Einige schickten ihm, was er verlangte, aus Mitleid eine Zeitlang; aber wenn dieß endlich fehlschlug: so borgte er hier und da Bücher, oder er nahm sie heimlich weg und versezte oder verkaufte sie.

Foderte jemand seine Bücher hernach zurück: so waren sie ihm entweder entkommen, oder er wollte sie an jemanden verliehen haben, dessen Namen er nicht mehr wisse, oder der auf eine Zeitlang verreiset sey. Mislang ihm auch dieser Kunstgriff, sich Geld anzupractisiren: so mußte alles versezt werden, sogar bis auf das lezte Hemde. War endlich auch dieser Kanal verstopft: so gerieth das besoffene Ungeheuer nun und dann so in Wuth, daß über seinem Toben und dem Zerschlagen des Hausgeräths und dem Zerstampfen der Stühle die Nachbarschaft herbeylief und seiner Frau das Leben zweymal rettete, indem er sie, um sie mit dem Stiefelknecht todtzuschlagen, zur Erde geworfen hatte, und

ihr Hände und Arme zerſchlug, als ſie die Schläge nach ihrem Kopf von ſich abzulehnen unter Heulen und Angſtgeſchrey ſich bemühte. Um der Unglücklichen ſogar die Nachtruhe zu rauben, kam er meiſt nach Mitternacht zu Hauſe, oder er kniff oder ſchlug die Kinder; und ſie mußte auf, ſie wieder zu ſchweigen. Zuweilen verlangte er des Morgens um Viere ſeinen Caffee; und um Neune lag er noch im Bette, und ſchalt um Zehne, daß er nicht mehr heiß war.

Seine Unmenſchlichkeit ging einſt ſoweit, daß er ſich über ſein Kind hinwarf, es zu erſticken, und daß er es einmal einſperrte, mit dem Vorſatz, es todt hungern zu laſſen. Dieß und ſein Herumſchwärmen des Nachts mit dem Lichte, und ſein polterndes Getöſe, das jeden im Hauſe weckte, wenn er des Morgens um zwey oder vier Uhr aus den niedrigſten Löchern zurückkam, machte endlich, daß kein honetter Hauswirth ihn zur Miethe weiter haben wollte.

Da er faſt immer in den niedrigſten Kneipen herumlag: ſo verlautete ſeine Denk- und Sprechart eben ſo ekelhaft, als ſeine Kleidung den widrigſten Tabaksdampf und Lampendunſt ſtinkend zurückgab. Machte man ihm Erinnerungen über

seine schlechte Kleidung bey seinem Verdienst; so hieß seine Frau eine Verschwenderin, oder dieser und jener mußte ihn auf diese oder jene Art betrogen haben, selbst Menschen, die es brüderlich mit ihm gemeynt hatten.

Und über diesen fatalen Menschen äußerte Wolfstein einst selbst gegen den Prorector, daß es Schimpf und Schande für die ganze Universität sey, einen Menschen von der Art unter den Studenten ungehindert sein Wesen treiben zu lassen. Er selbst, fügte er hinzu, sey vor einiger Zeit mit etlichen seiner Scholaren durch eine Nebengasse gegangen, habe ein Gezänke gehört, wie wenn man jemanden an die Kehle gewollt hätte; er sey hinzugeeilt, um dem Mordgeschrey ein Ende machen zu helfen, habe aber zu seinem Erstaunen weiter nichts gefunden, als wie ein Hurenwirth und eine Hure im Begriff gewesen seyen, dem betrunknen Herrn Repetenten den Rock als Pfand zur Zahlung für seine Zeche auszuziehen, nachdem sie ihm seinen Hut zu eben dem Behufe schon verschlossen gehabt hätten. Er sezte weiter hinzu, daß es ihn befremde, warum es nicht auffalle, daß gewisse alte Studenten-Excesse, die durch den bildenden Genius der Zeit

ſogar in Kappershauſen, längſt verſchwunden geweſen wären, gerade erſt ſeit der Zeit wieder angefangen hätten, da der Herr Repetent wieder dahin gekommen ſey und leichtſinnige, unbeſonnene junge Menſchen durch ſein renommiſtiſches Erzählen ungeſtöhrt dazu verleite. Er drohte ſogar, die akademiſche Polizey, wofern ſie dem Unweſen dieſes Menſchen nicht nachdrücklich Einhalt zu thun ſuchen würde, bey dem Schul-Curatorium anzugeben.

So gut Wolfſtein dieß auch meynen mogte, ſo zuverläſſig zog es ihm, neben dem Namen eines unruhigen Kopfes u. dergl. auch den Haß der Univerſität zu. Wundern alſo konnte es nur ihn, daß ſein Lohn dafür ein Conſilium abeundi ward. Es kümmerte ihn aber nicht ſehr, und wir wiſſen, warum. Wie indeß das liebe Schickſal oft der Patron der Narren und der Dummen wird, ſo ward es auch hier der Patron eines Unſchuldigen.

Ein junger Edelmann, eben aus der Gegend, wo Wolfſtein ehemals war gefunden worden, ſtudierte nämlich damals in Kappershauſen. Er hieß Herr von Mancherley, und hatte immer Geld genug, alles mitzuma-

chen, was der Student gewöhnlich vernimmt, wenn er Geld hat. Einige Zeit hatte er sich Wolfsteins Unterricht bedient, richtig bezahlt, aber nichts gelernt. Dieser junge Mann sollte nun abgehen: denn er war zwey und ein halbes Jahr auf der Universität gewesen, und hatte den Auftrag, sich nach einem einsichtigen und gesezten Menschen umzusehen, der Hofmeister bey seinen jüngern Brüdern werden könnte. Er entdeckte dieß unserm Bedrängten, und fragte ihn: ob nicht vielleicht er Lust habe, diese Stelle anzunehmen?

Wolfstein kannte zwar die Edelleute, und wußte, daß ein Hofmeister in einem adlichen Hause allemal in einer peinlichen Lage ist; aber er hatte eben jezt weiter keine Wahl, versicherte also, daß er die Stelle annehmen würde, wenn man ihn dazu tüchtig fände. Warum denn nicht? sagte der Herr von Mancherley: ich habe darein auch ein Wort zu reden. Mein Vater ist ein alter Mann, und meine Mutter läßt sich alles gefallen. Also kommen Sie auf mein Wort nur mit! Doch, um auch honorig anzukommen, sollen Sie sich vorher noch etwas equippiren: ich werde Ihnen bey meinem Schneider noch dieß

und jenes machen lassen, und da ich von meinem Abschiedswechsel nichts wissen kann, für Sie vor der Hand gutsagen. Der Kerl ist eine gutmüthige Haut, und hat gewiß nichts dawider, wenn wir versprechen, daß Sie ihm nach und nach von Ihrer Besoldung zahlen werden.

Wolfstein empfand wohl, daß dieß eben nicht anständig war; da er aber Hoffnung hatte, den Schneider bald zu befriedigen, so gab er zu, daß Herr von Mancherley für ihn gutsagte, und er erhielt das Nöthige, um sich in der hochadlichen Familie produciren zu können, wie der junge Herr es wünschte.

Der Herr von Mancherley, und der neue Hofmeister Wolfstein nahmen also ihren Weg nach Framersheim, wo das adliche Schloß des alten Herrn von Mancherley gelegen war. Ihre Ankunft hatte der junge Herr vorher gemeldet, und darum fanden sie alles in der besten Ordnung und wurden prächtig aufgenommen. Die Bauern im Dorfe hatten alle, ihre festlichen Kleider an, um ihren jungen Herrn mit Anstand zu empfangen; bekamen auch Bier und Schnapps vollauf dafür, und hatten die

Musik zum Tanz obendrein umsonst. Der erste Tag ging unter lauter Geräusch und Jubel hin, und alles war vergnügt, nur daß der Gerichtshalter einige Bauernburschen, welche sich berauscht und Schlägereyen angefangen hatten, ins Block stecken mußte. Doch befahl der alte gnädige Herr, daß weil sich die Leute seinem lieben Sohn zu Ehren übernommen hätten, sie auch weiter nicht gestraft, sondern nach ausgeschlafnem Rausche wieder freygelassen werden sollten.

Am folgenden Tag wurde Wolfstein in sein Amt eingesezt, und Junker Carl und Junker Fritz wurden seiner Zucht ganz unbedingt übergeben. Die jungen Herrlein waren weder gut noch böse. Sie machten zwar manch dummen Streich, aber sie folgten auch und lernten meist maschienenmäßig, was ihnen ihr Präceptor aufgab, und behielten so ziemlich getreu, was er ihnen vorsagte. Wolfstein schloß daher, daß es mit der Zeit recht gute Offiziere werden würden: denn zum Soldatenstande waren sie bestimmt. Eben darum gab sich Wolfstein auch vorzüglich Mühe, ihnen den adlichen Dün-

kel aus dem Kopf zu bringen und ſie zu überzeugen, daß andre Menſchen ſo gut Menſchen ſeyen, als ſie, und daß man blos durch perſönliche Vorzüge ſich vor Andern hervorthun und auszeichnen könne. Was er ihnen ſagte und beyzubringen ſuchte, fand bey den gutmüthigen Junkern Eingang, und Wolfſtein freute ſich, daß er Gelegenheit fand, Gutes zu wirken.

Die gnädige Frau wurde bald, als eine Dame von Verſtand und Kenntniſſen, von Wolfſteins Vorzügen überzeugt, und bedaurte nichts mehr, als daß es ihren Söhnen an Kopf fehle, ſich des geſchickten Unterrichts eines ſolchen Hofmeiſters ganz würdig zu bedienen. Aber Wolfſtein widerſprach ihr, und ſagte: „an Kopf fehlt es den Junkern nicht, gnädige Frau; ſie haben gerade ſo viel, als ſie brauchen. Freylich werden Sie nicht erleben, daß Ihre Söhne ſich Newtons oder Leibnitzens Namen in den Wiſſenſchaften, oder Türennes Ruhm im Kriege erwerben; aber das iſt auch gar nicht nothwendig. Man kann ein braver rechtſchaffner Mann ſeyn, ohne gerade ein großer Mann zu ſeyn. Es iſt auch nicht allemal gut und vor-

theilhaft, ein groſſes Genie zu beſitzen. Ihre Söhne ſind zum Soldatenſtand beſtimmt und müſſen von unten auf dienen. Da müſſen ſie ſich dann Manches gefallen laſſen, wozu ein biegſamer, ſanfter Character erfodert wird: und den haben Ihre Kinder. Sie werden ehrliche Männer ſeyn, und werden ihre Schuldigkeit thun, keinen Mangel leiden, und Ihnen meine Gnädige noch manche Freude machen."

Die Gnädige fand dieſe Rede vernünftig und ließ Wolfſtein machen, was er wollte.

Auf dieſe Art ging ein halbes Jahr hin. Wolfſtein erhielt ſeinen Gehalt, bezahlte den Schneider zu Kappershauſen, erwarb ſich überall Achtung und Liebe, lebte ruhig und zufrieden, und dankte den Kappershäuſern für das ihm ertheilte Conſilium abeundi.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Wichtige Entdeckungen.

Der Paſtor Loci zu Framersheim, Herr Schwarz, war ein ganz anderer Mann, als ſeine Herren Amtsbrüder*) gewöhnlich ſind. Er war ein heller Kopf, und ein grundehrlicher Mann. Ohne orthodox zu ſeyn, war er doch kein Spötter; und blos ſeine vertrauteſten Freunde erfuhren, was er in Abſicht der ſogenannten Glaubenslehre dachte. Hierin war Herr Schwarz auch weit klüger, als viele andre,

*) In meiner Biographie ſowohl als in meinem Karl Magnus gibt eine Schnurre, welche die Geiſtlichkeit in der Pfalz charakteriſirt, und die man hier vielleicht nicht ungern lieſt. Der Pfarrer Jabel von Münſterappel in der Grafſchaft Grehweiler, war einſt auf dem Kirchenkonvent zu Wendelsheim, und ſah den Bauer- oder Heerd-Ochſen vorbeyſchreiten, unter furchterlichem Brummen. Jabel rief die andern Herren Geiſtlichen ans Fenſter, und rief: hier, meine Herren, ſeht unſer Amtsbruder; unſre Herr Amtsbruder ackt da! Die andern Herren lachten lauten Beyfall, und lange Zeit wurde dieſer — Einfall des Herrn Jabels als ein Hauptwitz herumgetragen.

welche mit allem, was sie wissen oder denken, gleich herausfahren, und dadurch sich verhaßt und unglücklich machen.*) Die Gemeinde liebte und ehrte den Pastor: denn er hatte einmal den Ruhm und das Ansehn eines Gelehrten in der Gegend weit und breit; und so was haben die Bauern an ihren Pastören gern: denn unwissende Dummköpfe können nicht einmal Bauern gefallen. Zum andern war Schwarz jedermans Freund in seiner Gemeinde: Jeden unterstüzte er mit Rath und That, und nichts von Erheblichkeit ging im Dorfe vor, der Herr Pastor mußte drum wissen. Keine Ehe wurde ohne seine Beystimmung geschlossen, kein Acker ohne sein Gutheißen verkauft, und Niemand ging vor Gericht klagen, der Herr Pastor hatte dann gesagt: ja, Nachbar, ich sehe wohl, ohne Klagen erhaltet Ihr kein Recht. In diesem Falle aber

---

*) Der Verfasser predigt immer so viel von Klugheit, und hat sich doch selbst, wie er in seiner Lebensgeschichte bekennt, so unklug betragen.

Anmerk. des Setzers.

Das macht, weil es leichter ist zu predigen vom Recht, als nach dem Recht zu handeln. Predigt doch Pastor Feldeis auch über die Keuschheit!

Anmerk. des Korrectors.

war er auch allemal der Advokat seiner Pfarrkinder, und machte, daß der Proceß einen Gang nahm, womit beyde Partheien zufrieden seyn konnten.

Mit diesem Manne wurde Wolfstein bald bekannt: denn da er, wie wir wissen, alle seine Bücher in Kappershausen hatte veräußern müssen, und er bey seinem Principal keine für sich vorfand, er aber doch unmöglich das Lesen lassen konnte: so wendete er sich an den Pastor, der dann und wann aufs Schloß kam, und bath sich von ihm etwas zum Lesen aus. Meine Bibliothek steht Ihnen ganz zu Diensten, Herr Hofmeister, sagte der Pastor: kommen Sie nur zu mir, und suchen Sie sich selbst welche aus: Sie werden aber nicht viel besonderes finden.

Wolfstein ging zum Pastor, und erstaunte, als er Bücher bey ihm antraf, die man in einer gewöhnlichen Prediger-Bibliothek sonst gar nicht sucht. Er fand da sogar die besten Ausgaben der vornehmsten alten Schriftsteller.

Wolfstein lobte den kleinen Bücherschatz außerordentlich, und bath den Pastor, ihn Theil daran nehmen zu lassen. Dieser bewilligte das gern, und von der Zeit an ging Wolfstein

täglich zum Pastor Schwarz, und beyde wurden nach und nach Freunde. Weil aber doch ein so heller Mann auf einem Dorfe ein seltenes Phänomen ist: so suchte Wolfstein Schwarzens Geschichte kennen zu lernen. Dieser war offenherzig, und belehrte ihn, daß er einst ein Erzgrützkopf gewesen und nach und nach durch verschiedne Verhältnisse zu bessern Einsichten gekommen sey. Ich würde Schwarzens Geschichte auch hier mittheilen, wenn ich nicht befürchtete, mein Buch gar zu stark auszudehnen. Merkwürdig und lehrreich ist sie aber sehr; und darum liefere ich sie zur andern Zeit besonders.

Der Baron von Mancherley, Wolfsteins Principal, war in seiner Jugend ein fürchterlich-liederlicher Bursche gewesen. Er hatte Kriegsdienste gethan, und in allen Arten von Ausschweifungen Ehre und Vergnügen gesucht. Endlich bekam er seinen Abschied, bezog sein Gut, und trieb allerhand Schurkenstreiche, drückte seine Unterthanen und betrog seine Arbeitsleute, sezte Kinder in die Welt, und leugnete, ihr Vater zu seyn.

Aber dieses wüste Leben wurde unterbrochen, als ihm einst der Blitz das linke Bein lähmte,

während er eben im Walde eine Zuſammenkunft mit einer Luſtdirne gehabt hatte. Er mußte aufs Schloß getragen werden, und einige Tage zweifelte man an ſeinem Aufkommen.

Dieſer Zufall wirkte auf den Baron gar ſehr, noch mehr aber wirkte der Paſtor Loci auf ihn, damals Herr Birkenhauer. Er beſuchte ihn, hielt ihm ſeine Gräuel vor, ſchilderte ihm ſein gottloſes Leben, und ermahnte ihn zur Buße. „Sünder," brüllte er, „bedenke deine Gräuel! Erkenne die Zornruthe Gottes über deinem Haupte! Gott will dich zur Buße leiten! Er hat deine Pferde laſſen krepiren, und du bliebſt verſtockt; er hat laſſen deine und deiner Bauren Saat verhageln, und du bliebſt verſtockt; er hat laſſen deinen Kuhſtall einfallen und zwey deiner ſchönſten Kühe todtſchlagen, und du bliebſt verſtockt; er hat dich mit der veneriſchen Krankheit heimgeſucht, und du bliebſt verſtockt! Jezt hat er dich laſſen vom Donner treffen: willſt du nun auch noch verſtockt bleiben? Willſt du nun auch noch fortſündigen auf Gottes Barmherzigkeit? — Seiner Güte auch noch ſpotten? Gott iſt zwar barmherzig, aber — aber —

Ach, Gott, wie biſt du ſo gerecht,
Wie ſtrafſt du einen böſen Knecht
So hart im Pfuhl der Schmerzen!
Auf kurze Sünden dieſer Welt,
Haſt du ſo manche Pein beſtellt;
Ach nimm es wool zu Herzen!

Verlaß dich nicht auf Jeſu Verdienſt! Sein Blut iſt vergoſſen zwar auch für deine Sünden, aber nur wenn du bußfertig biſt: dem Unbußfertigen iſt es ein Oehl, das die ewigen Flammen ernährt, und wie das Blut des Gerechten ewig um Rache ſchreit!

Der Baron wurde durch dieſe und ähnliche Anreden ſo ſehr erſchüttert, daß er vor Angſt beynahe abgeſegelt wäre. Als daher Birkenhauer merkte, daß ſein Seelenkranker hinlänglich erſchüttert war, ſo fing er an, ihm nach ſeiner Paſtoral-Klugheit auch zuzuſprechen, und eröffnete ihm den Troſt des gnadenreichen Evangelii. Der Baron genaß endlich, aber erſt nach einer ſehr langwierigen Krankheit. Während derſelben erwarb er ſich Geſchmack an geiſtlichen Uebungen, und hielt ſich mit der Zeit für völlig bekehrt, wie ihn deſſen ſein treuer Seelenhirte Birkenhauer auch verſicherte.

Im Aeußern war er es auch wirklich: denn er war erschöpft und erlaubte sich nicht die geringste Ausschweifung mehr, und lebte recht christlich und ordentlich, ging Sonntag für Sonntag zur Kirche, und bediente sich des Sakraments alle vier Wochen, ohne den Beichtvater je zu vergessen.

Nicht lange hernach starb Birkenhauer, und Schwarz kam an seine Stelle. Der Baron besprach sich über sein Seelenheil auch mit diesem, fand aber einen ganz andern Mann an ihm. Herr Schwarz foderte etwas mehr zur Bekehrung als Herr Birkenhauer; und da der Baron endlich einsah, daß Schwarz Recht hatte, so war er nicht selten gar sehr bekümmert. Es tröstete ihn nur noch, daß Schwarz ihm sagte, die Bekehrung sey keine Sache von einigen Tagen oder von einem Monat: es gehöre Uebung dazu. Man werde eben so wenig auf einmal gut, als man auf einmal böse werde. Man müsse es mit der Besserung nur ernsthaft meynen, und könne alsdann des göttlichen Beyfalls gewiß seyn, gesezt auch, man habe noch nicht den höchsten Grad der Tugend.

So ſtand es mit dem alten Baron von Mancherley, als er von neuem in eine ſchwere Krankheit fiel, und die Aerzte an ſeinem Aufkommen zweifelten. In dieſem Zuſtande ließ er den Paſtor Schwarz kommen, und nach einem Geſpräch, das wenigſtens eine Stunde gedauert hatte, entfernte ſich Schwarz, und bath Wolfſtein, mit ihm in ſein Haus zu gehen, weil er ihm Sachen von Wichtigkeit zu entdecken habe. Dieſer wunderte ſich, und ging mit.

„Freund," ſagte der Paſtor, „Sie ſind ein braver, rechtſchaffner Mann, und werden alſo gewiß vergeben, wenn irgend ein Beleidiger Sie um Vergebung bittet, zumal, wenn die Beleidigung wieder gut gemacht werden kann und ſoll. Der Baron hat viel dazu beygetragen, daß Sie Ihr Erbtheil oder die Verlaſſenſchaft des Majors von Wolfſtein nicht erhalten haben. Er war einer von jenen Zeugen, welche der Major bey der Verfertigung ſeines Teſtaments, das zu Ihrem Vortheil allein gemacht war, gebraucht hat. Herr von Krazſus zu Schurkenhauſen hat ihn eben ſo, wie die übrigen adlichen Zeugen dahin gebracht, daß ein falſches Teſtament unterſchoben und Sie um das Ihrige ge-

bracht wurden. Hier iſt der Brief, welchen Krazfus, der noch am Leben iſt, an unſern Baron damals ſchrieb, und hier haben Sie das Dankſagungsſchreiben des Waldmans, womit er 100 Louisd'ors überſchickt hat. Dieſe 100 Louisd'ors hat mir der Baron eingehändiget, um ſelbige nach ſeinem Tode dem Waldmans wieder zuzuſtellen. Alles, was mir der Baron von dieſem Unterſchleif geſagt hat, wird unſer Gerichtshalter ſchriftlich aufſetzen, es durch Zeugen beſtätigen und von dem Baron ſelbſt unterſchreiben und beſiegeln laſſen. Dieß ſezt Sie in Stand, Ihr Erbe nachher zurück zu fodern, um ſo eher, da jezt der vortreffliche Moritz in Colchis regiert, der aller Ungerechtigkeit feind iſt. Unſer Baron hat mir alles das entdeckt, und ich habe ihm nicht nur geſagt, ſondern auch bewieſen, daß er nicht eher ruhig ſterben kann, er habe denn vorher, ſo viel an ihm iſt, wieder gut gemacht, was durch ſeine Mitwirkung iſt verderben worden. Er fand ſich dazu willig, und verlangt nun, daß Sie ihm vergeben.

Wolfſtein: Ich habe nicht einmal gewußt, daß der Baron einer von jenen war, durch die ich meine Erbſchaft verloren habe. Verge-

den habe ich allen schon lange; denn ich kenne keinen Groll, keine Rachsucht.

Schwarz: Das ist edel, Freund, das ist göttlich! Also kommen Sie mit zu unserm Kranken!

Dieß geschah, und der Baron bath so herzlich und reuvoll unsern Wolfstein um Verzeihung, daß dieser vor Wehmuth nicht sprechen konnte. Da nun wurde der Baron beruhigt, und versicherte, er wolle den Augenblick gern sterben: denn jezt sey sein Gewissen frey, und seine Seele wieder heiter. Wolfstein betheuerte hernach oft, daß ihm kein Vergnügen jemals größer geschienen hätte, als das, welches er empfunden habe, da er seinen Beleidiger vergab. Wenn ich, sezte er hinzu, mir die Gottheit, als ein mit Leidenschaften befangnes Wesen denken könnte, so würde ich sie schon deswegen für allerseligst halten, weil sie jeden Augenblick so viele Beleidigungen zu vergeben haben würde. *)

Der Baron ließ durch seinen Gerichtshalter in Gegenwart sehr gültiger Zeugen die ganze

*) Dieser erhabne Gedanke gehört dem großen Lord Bolingbrok.

Sache aufsetzen, und starb einige Tage hernach, bedaurt von allen, die sein Ende mit angesehen hatten.

Der Sohn des Verblichnen war nun Herr vom Gute, aber Wolfstein hatte sich durch seine trefflichen Eigenschaften, durch seine Uneigennützigkeit und Treue ein solches Zutrauen bey ihm erworben, daß er ihn bath, bey ihm zu bleiben, obgleich seine Brüder, welche Wolfstein ein Jahr unterrichtet hatte, nun zum Regiment als Junker abgehen mußten: Sie, lieber Wolfstein, fuhr er fort, sollen forthin mein Rathgeber, mein Freund seyn: denn ich sehe wohl, wenn ich Ihnen folge: so begehe ich nichts Unrechtes. Von hier aus können Sie Ihren Prozeß in Colchis betreiben, und wenn der dann zu Ihrem Vortheil wird geendigt seyn: so ziehen Sie auf Ihr Gut, und werden ein Edelmann wie ich. Gute Freunde bleiben wir aber immer.

Wolfstein fand diesen Vorschlag annehmlich und blieb in Framersheim, wo es ihm auch im Umgang mit dem jungen Baron und dem Pastor Schwarz so sehr gefiel, daß er fast seine Hauptangelegenheit, die Betreibung des Processes, darüber vergaß.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Interessante Personen erscheinen wieder.

Der junge Baron Mancherley hatte einen Vetter zu Colchis, welcher eine Stelle bei der dasigen Regierung bekleidete und nicht war abgesezt worden, als der Fürst Moritz die General-Reform in seinen Staaten vornahm.*) Dieser Mann hieß Baron Rickel, lebte schon lange ohne Frau, ganz im Dunkeln, und kam blos heraus aus seiner Klause, wenn er auf der Regierung zu thun hatte. Darum aber stand er auch wenig in Ansehen; indeß der Fürst hörte ihn allemal gern zu, wenn er etwas zu erinnern hatte.

Einige Wochen nach dem Absterben des alten Barons bath dessen Erbe unsern Wolfstein, ihn in Geschäften zu seinem Vetter nach

*) Worin diese bestanden habe, zeigen meine Annalen der Universität zu Schilda, vorzüglich im dritten Bande.

Colchis begleiten zu wollen. Wolfstein hätte nichts dawider, und die Reise ging vor sich.

Wo sie unterwegs hinkamen, pries jederman die Regierung des Fürsten Moritz, aus Gründen, die beynahe jeder Bauer angeben konnte. Wolfstein freute sich, endlich einmal in ein Land gekommen zu seyn, wo Volk und Fürst mit einander auf gutem Fuße stehen, und wo der Unterthan in seinem Fürsten einen Vater hat, der ihn schüzt und bessert, und nicht einen Tyrannen, der egoistisch für sich lebt, und seine Unterthanen als Maschienen ansieht, durch deren Betriebsamkeit er seinen Lüsten fröhnen kann.

In Colchis besuchten sie den alten Rath Rickel, der bey aller seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit doch die gröste Eigenheit hatte, daß alles, was er einmal für Recht hielt, durchgehen oder brechen mußte; und dieß machte auch, daß man unter der vorigen Regierung klug genug war, ihn, wo es anging, von den Geschäften fern zu halten.

Der Baron eröffnete seinem Vetter alles, was in der Wolfsteinischen Erbschaftssache vorgefallen war. Der alte Rath nahm die Pa-

piere, ſezte zwey Brillen auf, um recht leſen zu können; rückte ſich das Licht dicht vor die Naſe, und las und las noch einmal, und las zum drittenmal, und jedes Leſen währte eine gute Viertelſtunde. Endlich legte er die Papiere bey Seite, und ſagte nach einer bedenklichen Pauſe: „Ja, wahrlich, hier ſteckt ein crimen falſi von der ſcheuslichſten Art, und das muß hart, hart beſtraft werden!“

Baron: Herr Vetter, wenn nur mein Freund ſein Vermögen zurück erhält: die Strafe ſchenkt er gern.

Rath: Ha, ha, was iſt das geſagt! Wer hat Strafen zu ſchenken? Kein Menſch, ſelbſt der Imperans nicht, viel weniger Ihr Freund. Sind Sie nicht auch ein Jurisperitus, Herr Wolfſtein?

Wolfſtein: Ich habe mich ehedem mit der Rechtswiſſenſchaft abgegeben.

Rath: Nun, dann wiſſen Sie auch, daß das crimen falſi nicht darf gelitten werden. Eher mag man Mord, Ehebruch und Diebſtahl leiden. Aber die Sache hat gute Wege. Wer iſt Ihr Advokat?

Wolfstein: Ich habe noch keinen. Ich werde meine Sache selbst treiben, wenn's erlaubt ist.

Rath: Wenn's erlaubt ist? Meynen Sie denn, daß wir hier für die Advokaten sorgen, und die Klienten zwingen, sich einen zu wählen? Wer seine Sachen selbst, oder durch einen guten Freund treiben kann, mag es thun. Führen Sie immer Ihren Proceß! Aber kommen Sie bald ein, ehe es Winter wird: denn im Winter gehe ich nicht aus, und dann bekäme ich nicht zu sehen, wie die Sache geht: das mögte ich aber gern.

Der Rath Nickel gab dem Betrognen noch alle Anschläge, wie er verfahren müßte, und bath endlich beyde Herren zum Abendbrod. Wolfstein wollte Ausflüchte machen; aber der Baron winkte ihm, das nicht zu thun: denn er wußte, daß der Alte recht im Ernst böse ward, wenn man ihm so etwas abschlug.

Der Tisch wurde zugerichtet, und eine alte Matrone besorgte die Ehre des Hauses. Dieß da, meine Herren, sagte der Greis, ist meine Haushofmeisterin, wenn ich Geschäfte habe; mein Zeitvertreib, wenn ich launig bin; meine

Wärterin, wenn ich krank liege, und meine Tochter, wenn ich ans Grab denke: denn ich habe sie zum Erben eingesezt. Die Herren machten der Alten ihren Reverenz, und sezten sich zu Tische.

Aber Herr Wolfstein, sagte der Rath, und fing an zu husten, und konnte nicht gleich weiter reden.

„Wolfstein?“ rief die Matrone hastig, „heißen Sie Wolfstein?“

Wolfstein: Das ist mein Name.

Matrone: Ihr rechter Familien-Name?

Wolfstein: Schwerlich. Ich habe ihn angenommen, weil ich meinen eignen nicht weiß.

Matrone: Ach Gott, wäre es möglich? Wären Sie Franz —?

Wolfstein: Ganz recht, ich heiße Franz: aber auch diesen Namen habe ich nicht in der Taufe erhalten. Der ehrliche Major Wolfstein von Lindenbach —

Matrone: (springt hastig auf und fällt ihm um den Hals) Ja, ja, so ist es richtig: Sie sind Franz Wolfstein, der liebe Pflegesohn des braven Majors, der Liebling der edlen Fräulein Agathe, mein liebes, blankes

Aeckelchen, das ich so weit auf meinem Rücken habe herumgetragen! O Gott, daß du mir noch diese Freude gegönnt hast!

Rath: Nu, Anneve, was ist denn das? Bist du toll?

Matrone: Ach liebster Herr Rath, das ist ja der liebe Herr, von dem ich Ihnen so oft und viel erzählt habe! Ich habe Ihnen ja auch gesagt, er hieße Wolfstein: Besinnen Sie sich nur!

Rath: Ja; das ist wahr; aber ich besann mich nicht gleich darauf: ich war allzusehr mit dem Crimen falsi beschäftigt. Also sind eben der Herr der Herr von Wolfstein?

Matrone: Ih, ja doch: ich werde ja mein Fränzchen noch kennen!

Ich habe nicht nöthig, meinen Lesern zu sagen, daß des Raths Hausmatrone die gute Zigeunerin ist, welche hier wieder zum Vorschein kömmt. Aber ihre Schicksale, seit ihrer Entfernung von Lindenbach, muß ich noch kürzlich berühren.

Nach dem Tode des Majors und der edlen Agathe war die Zigeunerin nach Colchis gezogen, wo sie sich von Waschen und andern Ar-

heiten nährte, und die Interessen dabey genoß, die ihr das Legat aus des Majors Testamente auswarf. Sie lebte lange in dieser Stadt, und jedermann, der sie kannte, liebte sie als eine herzensgute ehrliche Frau. Endlich ward Rath Rickel krank, und brauchte eine Wärterin. Man schlug ihm die Annette vor; und diese machte ihre Sachen so gut, daß der alte Rath sie behielt und ihr sein ganzes Hauswesen anvertraute, ja, sie sogar zur einzigen Erbin seines Vermögens einsezte. Dies ist die ganze Geschichte der guten, alten Annette.

Wolfstein war äußerst froh, seine erste Pflegerin so unvermuthet wieder anzutreffen, und beantwortete ihr gerne all die vielen Fragen, die sie an ihn zu thun hatte. Das alte Mütterchen schlug sehr oft die Hände zusammen, und vergoß fast immer die bitterste Thräne, wenn Wolfstein so ein Stückchen von seinen Ebentheuern vorbrachte.

Sie bleiben beyde hier, meine Herren, sagte der alte Rath, und mögen hier logiren.

Matrone: Ach ja, Herzensfränzchen, Sie bleiben bey uns! Sie müssen mir noch recht viel erzählen. Du lieber Gott!

Baron: Herr Vetter, das will nicht gut gehen: unſre Sachen ſtehn ja im Gaſthofe!

Rath: Was da, was da! die läßt man herholen. Und damit iſt 's alle!

Wolfſtein und der Baron mußten folgen und ihr Logis beym alten Rath Nickel nehmen. Niemand war froher, als die alte Matrone, die ſich auch alle Mühe gab, ihren geweſenen Pflegeſohn aufs beſte zu bewirthen.

Der alte Rath ließ ſich den andern Morgen die ganze Erbſchafts-Geſchichte nochmals erzählen, und ſchrieb alles auf, was er hörte. Als er nachher mit der Unterſuchung darüber fertig war, ſagte er zu Wolfſtein, daß er nur immer den Proceß anfangen mögte: die Sache habe Grund, er würde gewinnen, und die böſen Buben Krazfus und Waldmans, und vielleicht noch manch Andrer würden ſchon erfahren, was es heiße, ein falſches Teſtament unterſchieben.

Ich wünſchte, verſezte Wolfſtein, daß hier der Weg der Güte eingeſchlagen werden könnte: ich würde mich auf alle Fälle billig finden laſſen.

Das wünsche ich auch, sagte der Baron: denn kömmt es zum förmlichen Proceß, so wird meines verstorbenen Vaters auch nicht in Ehren gedacht werden: es wird doch immer heißen, er sey ein Betrüger gewesen.

Freylich wird's so heißen, sagte der alte Rath: aber so muß es auch heißen. Ist es vielleicht eine Kleinigkeit, ein Testament unterzuschieben, oder so eine schändliche Wirthschaft zu begünstigen? Ihr Vater war mein Vetter, aber wäre er mein Bruder gewesen, ich wollt' ihn nicht schonen, und wäre ich's selbst gewesen, so verdiente ich eine schwere Züchtigung.

Wolfstein: Aber ehe ich doch anfange, will ich nach Schurkenhausen zum Herrn von Krazfus —

Rath: Da brauchen Sie nicht nach Schurkenhausen zu reisen: der sizt hier im Arrest.

Wolfstein: Im Arrest? und weswegen?

Rath: Ein gewisser Edelmann, weiß nicht wer, hat ihn wegen Wechselschulden setzen lassen. Sie können ihn hier sprechen, wenn Sie wollen. Jederman wird zu ihm gelassen; denn sein Gläubiger denkt, er soll noch Mittel finden, die Schuld abzutragen.

Wolfstein, froh über diese Nachricht, lief nach dem Orte, wo Krazfus gefangen saß, und wurde gegen ein Geschenk zu ihm hereingelassen.*) Er fand den Eingesperrten gerade bey der Mahlzeit, die aus Erbsen und Brod bestand: denn obgleich Fürst Moritz befohlen hatte, den Gefangenen nur solche Speisen zu geben, die sich für eingesperrte und zur Ruhe gezwungene Leute schicken: so fanden doch die Stockmeister Mittel, dieses Gebot zu eludiren, und gaben solche Speisen, von welchen die Gefangenen wenig genießen konnten. Der Rest fiel in ihren Beutel.

Krazfus richtete sich auf, als der wohlgekleidete Fremde eintrat, und fragte, wen er die Ehre hätte vor sich zu sehen?

Sie kennen mich nicht mehr, Herr von Krazfus; und doch sollten Sie mich billig nicht vergessen haben, da ich ein Mann bin, welcher von

*) Schändlich ist es, daß man Christ heißen will, und doch so wenig Christi Anbiruch ehrt! Ich war gefangen, sagte er, und ihr seyd zu mir gekommen. Der Stockmeister muß gut oder Böse, sonst läßt er dem armen Gefangnen, wer's auch der unschuldigste, die Freude nicht wiederfahren, seine Freunde zu sehen.

Ihnen sehr empfindlich ist beleidigt worden: doch, ich komme nicht, Ihnen Vorwürfe zu machen. Hören Sie mich nur weiter an!

Hierauf erzählte er ihm alles, was der verstorbene Herr von Mancherley angesagt hatte. Krazfus saß in der peinlichsten Unruhe, und rief aus: ja, es ist wahr, daß ein gerechter Gott im Himmel ist, der alles Böse über kurz oder lang bestraft! Herr, alles, was Sie mir da sagten, ist richtig, und Waldmaus besizt Ihr Vermögen wie ein Dieb. Er hat es Ihnen gestohlen, und ich habe fleißig dazu beygetragen. O, wenn ich dran denke! Aber Waldmaus straft mich jezt selbst für meine Bosheit. Seinetwegen sitze ich hier: denn ich bin ihm 1000 Thaler schuldig auf Wechsel, die ich ihm nicht bezahlen kann, und deswegen hat er mich hier lassen einsperren.

Wolfstein: Waldmaus hat dieß gethan? Ich dachte, Sie und er wären die besten Freunde, sogar verschwägert.

Krazfus: Freylich verschwägert! Sein Sohn hatte meine Tochter zur Frau; weil er aber ein liederlicher Mensch war: so nahm ich die Tochter wieder zu mir. Indessen war der

Alles noch immer mein guter Freund, bis endlich meine zweyte Tochter durchging.

Wolfstein: Eine Tochter ging Ihnen durch?

Krazfus: Leider! Der alte Waldmaus wußte, daß ich das Original von dem Testament Ihres seligen Pflegevaters in Händen hatte. Er wollte es zwar immer haben, um es zu zernichten; aber ich hütete mich, es herauszugeben. Endlich ging meine zweyte Tochter mit einem Jägerburschen in alle Welt, und nahm das Testament mit. Der Jägerbursche war ehemals in dem Hause Ihres Pflegevaters erzogen worden, kannte auch Sie, und nahm das Testament mit, um, wie er zu einem gewissen Förster gesagt hat, einmal nach meinem Tode dem rechten Erben sein Erbtheil wieder zu verschaffen. Denn unglücklich in meinem Leben wollte er mich nicht machen.

Wolfstein: Sie haben aber doch Nachricht von dem Entführer Ihrer Tochter?

Krazfus: Ganz und gar keine. Auch nicht eine Sylbe haben sie von sich hören lassen!

Wolfstein: Nun, so kann ich Ihnen Auskunft geben. Ihr Schwiegersohn, Michael Vogt, ist ein rechtschaffener braver Mann, mein bester Freund und Wohlthäter. Er ist in Amsterdam, und Kommissär bey der Indischen Kompagnie. Und in dessen Händen ist das Testament?

Krazfus: Ja, der hat es! Aber schwerlich wird er es herausgeben, so lange ich lebe: das hat er dem Förster Erbach in die Hand zugesagt, und er ist ein Mann von Wort.

Wolfstein: Gewiß ist er ein Mann von Wort. Sie können froh seyn, daß Sie den zum Schwiegersohn haben.

Krazfus: Ja wohl: wenn er nur von Adel wäre!

Wolfstein zuckte die Achsel, als er den Bettelstolz sich auch noch im Schuldthurm brüsten hörte, und versprach, dafür zu sorgen, daß Krazfus erlöset werden sollte. Dieß sagte er ihm zu, und empfahl sich.

Als er zurück kam, erzählte er dem alten Rath alles, und dieser hielt unmaßgeblich dafür, daß man nach Amsterdam requiriren müsse, damit der Kommissär Vogt zur Auslie-

ferung des Teſtaments angehalten werden mögte, als welches die Gerichte nicht abſchlagen könnten. Aber Wolfſtein war andrer Meynung. Ich werde, ſagte er, ſelbſt dahin reiſen, und es verſuchen, ob ich das Teſtament in die Hände bekommen kann; wo nicht, ſo mag Vogt damit machen, was er will. Er hat zu gut gegen mich gehandelt, als daß ich ſeinem Willen entgegen handeln ſollte.

Der Rath zuckte die Achſeln, und meynte, daß in Rückſicht des Rechts keine Freundſchaft in Anſchlag kommen dürfe; indeß Wolfſtein dachte anders. Nun aber war guter Rath theuer: denn es fehlte ihm an Reiſegeld. Er wendete ſich zwar an den Baron, aber auch dieſer war damit nicht verſehen: und eine ziemlich ſtarke Summe war doch ſchon erforderlich, um nach Amſterdam hin und her kommen zu können. Wäre alſo die Zigeunerin nicht geweſen: die Reiſe hätte unterbleiben müſſen. Aber kaum merkte dieſe getreue Seele, woran es ihrem Liebling mangelte: ſo war ſie gleich bey der Hand, und bot ihm vierhundert Gulden an. Er wollte ſie anfangs nicht annehmen, um die alte Matrone ihres Nothpfennigs nicht zu berauben;

aber sie ging nicht ab, und machte so starke Instanzen, daß er endlich nachgab, aber fest entschlossen, das Geliehene zurück zu geben, sobald es gehen würde.

Der alte Rath ermahnte ihn, vorzüglich auf die Auslieferung des rechten Testaments zu dringen und es sogleich nach Colchis an ihn zu schicken, wo er die Sache dann schon betreiben wollte. Das Falsum muß untersucht und bestraft werden, sezte er hinzu; sonst nehme ich meinen Abschied, so wahr ich Nickel heiße!

Dreißigstes Kapitel.

Je unverhoffter, je lieber.

Wolfstein packte auf und kam ohne merkwürdige Vorfälle zu Amsterdam wohlbehalten an. Er stieg in einem Gasthause ab, und eilte zum Kommissär Vogt, der ihn mit allen Zeichen der Freundschaft aufnahm, aber böse ward, daß er nicht bey ihm abgestiege war.

Die Frau des Kommissärs war auch sehr munter, und da sie hörte, daß Wolfstein aus dem Fürstenthum Colchis komme: so erkundigte sie sich, ob er nichts von ihrem Vater und ihrer übrigen Familie erfahren habe? Wolfstein antwortete ganz im Allgemeinen: denn er wollte sie schonen und ihr darum die wahren Umstände, und den Arrest des alten Krazfus nicht entdecken.

Aber gegen Vogt selbst ging er gerade heraus, und verhehlte ihm nicht das Geringste. Es ist wahr, sagte dieser, daß ich das Testament des alten Majors in Händen habe: und das war es, was ich in meinem Briefe unter der Goldgrube für Sie verstand. Ich habe bisher meinen Schwiegervater nur nicht wollen zu Grunde richten bey seinem Leben, und darum schwieg ich noch. Aber nun ist er ja wohl recht fertig?

Wolfstein: Das können Sie denken! Er sizt wegen einer Wechselschuld; sein Gut ist längst verkauft, und er selbst hat jezt weiter nichts, als wie er geht und steht. Seine Tochter, welche den jungen Waldmaus gehabt hat, hält sich bey einer Verwandtin auf, die ihr Gnadenbrod giebt.

Vogt: Das sind schlimme Aspekten! Aber halt! es fällt mir was ein! Ich werde noch Rath schaffen können. Doch apropoh: wissen Sie schon, daß Herr Hammer wieder zurück ist?

Wolfstein: Hammer? — Mein Gott, wo ist er! Den Augenblick muß ich zu ihm.

Vogt: Sogleich geht das nicht! Er und Scherer sind nach dem Haag, und kommen diesen Abend erst wieder.

Wolfstein: Nun so lassen Sie mich: ich will Ihnen entgegen!

Vogt: Seyen Sie doch nur ruhig! Sie werden Ihre Freunde schon sehen, und das noch zu rechter Zeit! Die Herren sind blos Ihrentwegen nach dem Haag. Sie erfuhren hier, was Ihnen und Ihrem Freund Schaffstein begegnet war. Aergerlich über das Unrecht, haben sie einen Proceß darüber angefangen, und erwarten alle Tage der Sache rühmlichen Ausgang.

Wolfstein: Sind sie schon lange zurück?

Vogt: Seit zwey Monaten.

Wolfstein: Und ich erfahre das erst heute?

Vogt: Wo hat man Sie denn suchen sollen? Wir haben in alle Welt nach Ihnen her-

ungeschrieben; aber jedermann, an den wir uns wendeten, berichtete uns, daß er Ihren Aufenthalt nicht wisse. Die Herren ließen ihre Zurückkunft sogar in die Zeitung setzen; aber vergebens. Hier sehen Sie's, daß sie sich auch im Hamburger Korrespondenten gemeldet haben.

Wolfstein: Ja, den Schwall von Avertissements mag der Himmel lesen; und von bestochnen, partheyischen Zeitungsschreibern lasse ich mir meine Zeit nicht gern rauben.

Wolfsteinen wurde der Tag sterbenslang; und so sehr sich auch Vogt bemühte, ihn zu zerstreuen! so konnte er doch nicht die geringste Munterkeit in seine Seele bringen. Er bedauerte daher sehr, daß er ihm das Zurückseyn seiner Freunde nicht verschwiegen habe, bis sie selbst gekommen wären, und ihn überrascht hätten: denn beyde hatten ihr Logis bey dem Kommissär genommen.

Endlich kamen sie, und konnten vor Freude und Vergnügen über die unverhuthete Zusammenkunft kein Wort hervorbringen. Lange hielten sie einander umklammert, und einzelne Sylben verkündigten die Wonne, womit ihre Herzen überströmt waren. Wolfstein war der

lezte, der die Sprache wieder fand: aber aus ihrer ersten Unterredung konnte ohnehin niemand klug werden, da man blos Fragen über Fragen that, ohne sich um die Antworten viel zu kümmern.

Nachdem sich aber der Enthusiasmus etwas gelegt hatte, sagte Hammer zu Wolfstein: Sie sind der Jüngste, lieber Vetter: Ihnen kömmt es zu, Ihre Geschichte zuerst zu erzählen: dann werden wir folgen. Wolfstein that es, und der ganze Abend vor, bey und nach der Mahlzeit ging mit Erzählung dessen hin, was wir schon wissen. Hammer und Scherer nahmen an den Begebenheiten unsers Ebentheurers — wie sich das von selbst versteht —, weit mehr Interesse, als wohl mancher meiner Leser.*)

Den andern Morgen früh begann Hammer seine und seines Freundes Geschichte. Wir ka-

*) Ich selbst gähne oft auch über dem Lesen, ohne jedoch über den Autor böse zu werden. So ging es mir noch neulich, als ein Herr Recensent in der Deutschen Bibliothek sich auf mein armes Schilda recht im Ernst zornig erwiesen hat. Aber die Herren Recensenten stellen sich auch oft nur so! Sie sollen sonst ganz geschmeidige Männlein seyn, die für Geld und gute Worte auch gut thun können, und wo niemanden beissen, der auch ihr

men, fing er an, ſicher und wohlbehalten nach Batavia — Mit einer Reiſebeſchreibung will ich Sie nicht aufhalten — und erſchracken nicht wenig, als uns der Guvernör meldete, daß der Hauptmann, mit welchem Sie unter Segel gegangen waren, noch nicht angekommen ſey. Wir vermutheten ein Unglück, und waren daher in der gewaltigſten Unruhe. Endlich kam der Hauptmann. Wir rennten zu ihm, aber, leider, erfuhren wir, daß Sie, wie der Domine ſagte, nach Deutſchland zurückgekehrt wären. Ich verlangte Ihre Briefe an den Domine zu ſehen; der aber wollte ſeine Brieftaſche ins Meer haben fallen laſſen. Was war nun zu thun? Nach Europa war es unſicher zurück zu kehren: denn der Krieg zwiſchen Holland, England, Frankreich und Spanien war ausgebrochen, und alle Wäſſer waren höchſt unſicher. Wir blieben alſo ganz unthätig in Batavia. Endlich kam ein

---

Machwerk zerrig und unfreundlich behandeln kann. Ich muß nur zuſehen, daß mich ein Redakteur irgend einer geleſenen Zeitung zum Recenſenten annimmt; und ſchreibe ich dann wieder ein Buch: ſo ſetze ich zu meinem Namen auf dem Titel: Recenſent an der * * Zeitung, * * Bibliothek — Correſpondent der * * Geſellſchaft: und ich wette, mein Buch findet Gnade in den Augen meiner — Mitgeſellen. So viel zum Roſſe!

französisches Schiff in dem dortigen Hafen an, welches nach Europa zurück wollte. Man stellte zwar dem Capitän die große Gefahr vor, die er auf der See laufen würde; aber der Hauptmann versicherte, daß er keine Gefahr scheue, und machte Anstalt, abzufahren. Scherer und ich boten uns zu Begleitern an, wurden aufgenommen, und fuhren durch — mitten unter feindlichen Fregatten und Kaperschiffen. Oft wurden wir angegriffen, hatten aber allemal das Glück, durchzukommen, oder unsern Feind abzutreiben: denn das französische Schiff war unvergleichlich gut mit aller Art Munition und Mannschaft versehen. Glücklich langten wir in Cadix an, und hier entschloß sich Freund Scherer und ich, nach Frankreich zu Lande zu reisen, weil wir uns nicht getrauten, weiter zu Wasser zu fahren. Wir gingen also über Madrit, Saragossa, Pampelóna nach Bayonne, und von da nach Paris. Hier hörten wir vieles von Ihnen und bedaurten es herzlich, daß Sie, freylich meistens durch Ihre eigne Schuld, manch harte Prüfung ausstehen mußten. So viel hatten wir dort auch gehört, daß Sie Ihren Weg über Luxemburg genom-

men hatten; aber wohin Sie von da gekommen waren, konnten wir nicht erforschen.

Freund Scherer hatte indeß noch einige Geschäfte in Holland, und wir entschlossen uns, hieher zu reisen, und sind denn auch vor acht Wochen hier angekommen. Durch einen Zufall entdeckten wir, daß Sie hier gewesen waren, und mit dem Herrn Kommissär von der Indischen Kompagnie bekannt wären. Ich fliehe zu diesem Manne, und erkenne in dem Edelu unsern alten Jägerburschen Vogt. Welche Freude für mich! Aber auch welchen Schmerz empfand ich, als ich das Unglück und die Beschimpfung erfuhr, die Ihnen nach Ihrer Befreyung aus der Kriegsgefangenschaft wiederfahren war! Scherer kennt einige Herren im Haag von großem Gewicht. Er macht sich an diese: Ihr Proceß wird wieder angefangen, und vorgestern hatten wir das Glück, ihn ehrenvoll zu endigen. Hier lesen Sie das Weitere jezt selbst!

Wolfstein las, und war wie aus den Wolken gefallen, als er fand, wie das Kriegskollegium ihn von aller Beschuldigung frey sprach, und seine Ankläger in alle Unkosten verdammte. Er erhielt noch an 4000 Gulden heraus, welche

man ihm ungerechter Weiſe entweder vorenthalten oder abgenommen hatte. Hätt' ich dieß jemals geglaubt, rief er; alſo giebt es doch noch Gerechtigkeit in der Welt! Freylich, verſezte Hammer; aber ohne Scherers Freunde würden Sie niemals Gerechtigkeit gefunden haben. Man muß ſie ſuchen; ſonſt zeigt ſie ſich nicht immer.

Morgen kommen Sie mit nach dem Haag, ſagte Hammer weiter: Sie zeigen ſich dem Kriegskollegium, empfangen Ihr Geld, und dann gehen wir miteinander an einen Ort, wo Sie noch mehr zu ſuchen haben werden.

Wolfſtein: Nach Colchis meynen Sie doch?

Hammer: Haben Sie in Colchis denn etwas zu ſuchen?

Wolfſtein: O ja, die Erbſchaft meines Pflegevaters, des ehrlichen Majors.

Hammer: Nun, wenn Ihnen Herr Vogt davon ſchon geſagt hat, ſo können Sie das zu ſeiner Zeit; aber Ihren wahren Geſchlechtsnamen müſſen Sie vorher ſuchen, Vetter, und Ihr väterliches Vermögen. Aber das alles verſtehen Sie nicht eher, bis wir Ihnen unſre Ge-

ſchichte werden erzählt haben, ich und Freund Scherer: und dieß ſoll noch heute geſchehen. Das Ohngefähr mögte ſonſt wieder ſeinen Spuck machen, wie vor einigen Jahren, und uns nochmals von einander trennen. Wenn Sie aber erſt nur wiſſen, wer Sie ſind: ſo können Sie nachher auch ohne uns Ihr Recht ſuchen und finden.

Wer aber ſoll zuerſt erzählen? fragte Scherer: Ich dächte, das thäte ich: denn ich weiß die Hiſtörchen alle etwas genauer; und dann gehen ſie mich, als den Bruder von Wolfſteins Vater auch wirklich näher an.

Wolfſtein: Mein Vater hieß alſo Scherer?

Scherer: Das ſollen Sie ſchon hören!

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Scherer erzählt ſeine Geſchichte.

Mein Vater, fing Scherer an, war ein ſtiftsfähiger Edelmann im Bisthum Vielkirchen, und meine Mutter zählte ebenfalls Ahnen ſo viel, als er. Meine Eltern waren reich; denn unſre Familie hatte das Glück, daß ihrer Viele immer Domherren wurden, und daß von dieſen Domherren dann und wann einer gar Biſchof zu Vielkirchen ward. Solche Herren ſorgten ſehr brav für ihre Agnaten und was der Papſt ſonſt im Großen thut, das thaten die Vielkircher Biſchöfe im Kleinen, und man ſagt, daß die übrigen Herren Biſchöfe, Prälaten und Aebte im heiligen Römiſchen Reich ihnen hierin ſtark ähneln.

Mein älterer Bruder, als Stammherr, war zur Ehe beſtimmt, und heyrathete ein Fräulein von Joſt, gleichfalls von vielen Ahnen, ſonſt aber arm und einfältig. Der zweyte ging unter

das Militär des Bischofs, und ich sollte den geistlichen Stand ergreifen und Domherr werden. Ich wurde eingeschrieben, und brachte meine Zeit auch mit Müßiggehen zu, wie die jungen Herren meist alle, die zur hohen geistlichen Würde von ihren Eltern, nach Familien-Convenienz, bestimmt werden.

Indessen bekam mein zweyter Bruder, der bischöfliche Leutnant, Händel mit einem Dompfaffen, und prügelte diesen durch. Darüber fiel er in schwere Buße, und mußte das Land räumen. Doch wurde die Sache wieder beygelegt, indem er Genugthuung leistete, und obendrein versprach, die Schwester des Pfaffen, der, wie ich, Domicellar war, zu heyrathen. Dieß würde aber viel Schwierigkeiten gehabt haben, wenn indessen mein ältester Bruder nicht gestorben wäre: aber nun mußte mein zweyter Bruder, der Leutnant, Stammherr werden.

Ich hatte freylich ganz und gar keinen Sinn für das Pfaffenleben: denn ich sah ein, daß die geistliche Vollkommenheit, wornach sie zu streben vorgeben, Gleißnerey und Verstellung ist, und daß vorzüglich unter den Domherren die

ärgſten Tangenichtſe und Brauſeköpfe anzutreffen ſind. Ich wollte alſo Anſtalt treffen, mich von meinen Verpflichtungen loszumachen, welches auch ſehr leicht anging, da ich noch nicht ordinirt war. Doch mein eigen Schickſal befreyte mich bald ſelbſt davon.

Ich hatte nämlich einen guten Freund, welcher in einer benachbarten Reichsſtadt lebte, und ehedem in franzöſiſchen Kriegsdienſten geſtanden war. Dieſer Mann hieß ein Erzfreygeiſt in der ganzen Gegend, obgleich niemand ſagen konnte, worin ſeine Freygeiſterey eigentlich beſtehen ſollte. Man ſchloß dieß nur daher, daß er niemals in eine Kirche kam, daß er zerſtreut ausſah, wenn man zu Tiſche betete, daß er niemals drein redete, wenn von Religionsſachen geſprochen wurde, daß er niemals auf ein geiſtliches Buch pränumerirte und daß er durchaus mit keinem Geiſtlichen, von welcher Confeſſion er auch ſeyn mogte, Umgang hatte, oder ihn grüßte. Ich lernte ihn bey einem alten Oberforſtmeiſter, einem ebenſo verrufnen Freydenker, kennen. Der Mann gefiel mir, und ich ſuchte näher mit ihm bekannt zu werden. Es gelang mir, und der alte Fraz — ſo hieß er — konnte mich um ſich leiden.

Da er eine gute Bibliothek hatte, so nahm ich mir dann und wann ein Buch mit, und gewann nach und nach einigen Geschmack am Lesen. Irak suchte mir gute Bücher aus, ermahnte mich aber, das Gelesene wohl zu verdauen, und mir durch unzeitiges Plaudern von meiner Lesesey nicht zu schaden. Da ich zu Anfange blos las, um mir einen Zeitvertreib zu verschaffen, so war mir das Gelesene nicht sehr wichtig, und ich inkommodirte meine Bekannten nie mit meiner Gelehrsamkeit. Bald hernach erhielt das, was ich las, in dem Maaße Interesse für mich, in welchem es von dem abging, was die katholische Kirche und ihr Katechismus lehret. Alle heiligen Fratzen verschwanden endlich nach und nach. Ehedem hatte ich steif und fest an Meßopfer, Brodverwandlung, Ablaß, Absolution u. dergl. geglaubt; jezt fing ich an, im Herzen darüber zu lachen, und endlich alles das gar öffentlich zu bespotten. Es währte nicht lange, so kamen meine Aeußerungen dem Bischof selbst zu Ohren, der mich anfänglich väterlich, wie er sagte, ermahnte, hernach aber, da ich mein Räsonniren nicht ein-

stellte, gar aus der Zahl der Domicellaren streichen ließ.

Mein Vater, dadurch aufgebracht, schwur, mich nicht mehr zu sehen; meine Mutter aber schickte mir eine Summe Geldes, wofür ich einige Zeit in einer Abtey leben und da meine Sünden bereuen sollte: der Zorn des Vaters, meynte sie, würde sich dann schon legen. Als ich das Geld hatte, ging ich nicht nach der Abtey, sondern nach Berlin, wo ich hoffte, Dienste zu bekommen. Ich wurde dem großen Friedrich vorgestellt. Meine Person gefiel ihm; aber das gefiel ihm nicht, daß ich ohne meiner Eltern Willen gekommen war. Bey den Offizieren nämlich foderte König Friedrich die Einwilligung der Eltern zum Soldatendienst; aber er ließ es gern geschehen, daß die gemeinen Soldaten gegen ihren eignen und gegen ihrer Eltern Willen, geraubt und zum Dienst gezwungen wurden. Das war so seine Handlungsart!

Mein zweyter Bruder, der Leutnant, hatte sich auf seiner Flucht vor den Pfaffen zu Vielkirchen eine Zeitlang in Colchis aufgehalten, und da unsern lieben Haimmer kennen lernen. Beyde wurden sehr vertraute Freunde,

und nachdem mein Bruder schon wieder zu Hause war, dauerte doch ihr Briefwechsel noch fort. Ich habe schon gesagt, daß eben mein zweyter Bruder versprochen hatte, die Schwester des Domicellaren zu heyrathen, an welchem er sich vergriffen hatte. Er entschloß sich nun, sein Versprechen ins Werk zu richten. Er zog auch wirklich hin; sobald er aber das Fräulein nur erblickte, konnte er sich unmöglich entschließen, sich durch eine unbesonnene Heyrath lebenslänglich unglücklich zu machen. Er lavirte daher, so lange er konnte, aber man drang scharf in ihn, so scharf, daß er sich entschloß, gar abzugehen, und in einem fremden Lande bessere Zeiten abzuwarten. Er gab also vor, daß er krank sey, und ließ sich von einem Arzt das Reisen anempfehlen. Fräulein Braut sowohl, als die beyderseitigen Eltern sahen dieß zwar ungern, doch mußten sie endlich nachgeben.

Mein Bruder reißte ab, und zwar nach Colchis wieder zu seinem Freund Hammer. Hier sah er bey der Mutter, die Schwester dieses braven Mannes, und beschloß, nie eine andre zu besitzen, als diese.

Mamsell Amalia war das braveſte, tugendhafteſte, ſchönſte und unſchuldigſte Mädchen in dem ganzen Fürſtenthum; und da ſie ganz Natur war, ſo mußte ſie freylich tiefen Eindruck auf meinen Bruder machen, welcher bisher lauter unnatürliche Puppen geſehen hatte.

Ich weiß es nicht, fiel hier Hammer ein, warum mir dieſe Liebſchaft anfangs entgangen iſt: ſie waren beyde ſchon einig, als ich nur erſt merkte, daß ſo was auf dem Tapete war. Sogleich würde ich alles angewendet haben, einem Dinge vorzubeugen, welches nothwendig ſchlimme Folgen haben mußte. Ich erfuhr aber alles erſt, als es ſchon zu ſpät war, und war nicht ſtark genug, die Herzen zweyer Perſonen von einander zu reißen, welche mir über alles theuer waren. Zufrieden alſo mit dem Verſprechen, daß ſie der Tugend treu bleiben, und ohne ſich in irgend einem Stück zu übereilen, die Zukunft ruhig abwarten wollten, ſchickte ich meine Amalie zu einer Tante, und lag meinem Freund Adolph an, nach Hauſe zurück zu kehren, und ſeiner Eltern Tod abzuwarten, weil ich wohl ſah, daß für ſeine Liebe bey ihren Lebszeiten nichts zu hoffen ſeyn würde. Sie hielten auf

ihren Adel zu viel, als daß sie in seine Vermählung mit einer Bürgerlichen je hätten willigen sollen. Es kostete mich sehr viel Mühe, ihn dazu zu bereden; doch gab er endlich nach, nachdem er meine Schwester vorher einigemal besucht hatte. Nun Scherer, erzähle du weiter! Ich will indeß draußen ein wenig frische Luft schöpfen.

Ich lebte indessen — fuhr Scherer fort — in Berlin, und wußte von allen diesen Geschichten nichts. An einem Morgen will ich eben ausgehen, als mein Bruder in mein Zimmer tritt und mich umarmt. Ich erschrack über diese unverhoffte Zusammenkunft nicht wenig, und erkundigte mich, wo er herkomme; er aber giebt mir nur halbe Antworten, und fragt: ob ich ihm kein Zimmer auszumachen wüßte, worin er eine liebe Person eine Zeitlang aufbewahren könnte? Das Ding fährt mir durch den Kopf; ich verlange die nähern Umstände zu wissen, und erfahre nach langem Fragen, was ich Ihnen von Hammers Schwester bereits erzählt habe.

Aber ich erfahre nun noch mehr. Die tugendhafte Amalie war nicht im Stande gewesen, den Verführungen der Liebe zu widerstehen. Mein Bruder hatte auch nicht Stärke genug ge-

habt, den berauschenden Andrang einer aufsteigenden Leidenschaft gleich zu unterdrücken: und so unterlagen Beyde den Reizen der überwältigenden Natur. — Und Sie, lieber Neffe, sind die Frucht dieses Kampfes!

Wolfstein wurde über und über roth, und murmelte so vor sich hin: „Also nicht einmal ein eheliches Kind!“

Was wollen Sie damit sagen, mein Lieber? fragte Scherer. Halten Sie das sich zur Schande, oder zum Unglück? War nicht Ihr Alembert, den Sie so sehr loben, selbst ein unehliches Kind?*) Doch, ich will mich nicht aufhalten, eine Sache zu widerlegen, die sich selbst widerlegt.

Ich erstaunte, als mir der Bruder die Geschichte erzählte; aber darin konnte ich ihm nicht Recht geben, daß er auch das Mädchen sich hatte antrauen lassen. Ich hatte damals die lare Offizier-Moral; und nach dieser hielt ich es für erlaubt, ein Mädchen durch Versprechungen zu verführen, für närrisch aber, ihr Wort zu hal-

*) Alembert war der natürliche Sohn des berühmten Arztes Astruc und einer Nonne, welche noch dazu die Schwester eines Bischofs war.

ten. Aber mein Bruder war in diesem Stück gewissenhafter: er hatte sich seine Geliebte durch Priestershand geben lassen, weil sie durchaus darauf bestand, und weil er ehrlich dachte, und sie aufrichtig liebte, und folglich in diesem Stück selbst gerne that, was sie von ihm verlangte.

Ich besorgte ihm ein Quartier, aber einige Wochen drauf schickte man mich auf die Werbung nach Schwaben; und so weiß ich nicht, wie es meinem Bruder in Berlin gegangen ist, ob ich gleich weiß, daß er nicht lange da blieb.

Man hatte mir die Stadt Offenburg in Schwaben, nicht weit vom Rhein, zu meinem Werbeplatz angewiesen. Ohngefähr sechs Monate ging alles recht gut: denn Rekruten kamen häufig, und ich erhielt vom Regiment lauter Lob. Aber unter mehrern Bekannten, die ich dort machte, waren einige Erzspieler, welche mir manchesmal den Beutel rein leerten. Einmal hatte ich verlohren, und in der Hoffnung, das Verlohrne zurück zu gewinnen, griff ich in einer Art von Taumel das Werbegeld an, und verspielte dreyhundert Louisd'ors in einer Nacht. Mein übriges Geld war auch alle: was sollte ich also anfangen? Ich kannte die Preußen, und

wuſte, wie ſtrenge ſie Eingriffe der Art zu beſtrafen pflegen.*)

Hätte ich auch nach Hauſe ſchreiben wollen: ſo war es noch zweifelhaft, ob mein Vater mir die Hand hätte bieten wollen: denn noch war ich mit ihm nicht ausgeſöhnt. Ich entſchloß mich alſo, zu deſertiren, nahm ein Pferd, und ritt nach Strasburg. Meine ganze Baarſchaft waren noch vier Laubthaler; und nun hätte ich gut überlegen, was ich ferner zu thun haben mögte.

Sehen Sie, lieber Neffe, wie aufrichtig ich bin! Ich bekenne meine Verbrechen geradezu: denn gewiß war das, was ich beging, ein ſehr grobes. Aber wer ſich in meine Lage hineindenkt, der findet gewiß Gründe, mich gewiſſermaßen zu entſchuldigen. Freylich iſt es eine ſehr traurige Entſchuldigung, die ſich auf menſchliche Unvernunft, Leichtſinn und Ausſchweifungen gründet, aber doch allemal iſt es etwas Entſchuldigung.

---

*) Mit Caſſation und einem mehrjährigen Bauarreſt; nicht mehr mit Ehrloſigkeit, und Landesverweiſung.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Scherer und Hammer in Corsika. Trauriges Ende von Wolfsteins Eltern.

Nun war ich in Strasburg, hatte aber keine Ruhe: ich lief aller Orten herum, fand aber nicht, was ich suchte. Kein Schlaf kam in meine Augen, und keinen Freund hatte ich, dem ich mein Leid klagen, bey dem ich Trost suchen konnte. O, es ist eine fatale Sache, allein zu seyn, selbst in einer so volkreichen Stadt allein zu seyn! Eines Abends war ich auf einem Billard, wo mehrere Offiziere versammelt waren. Einer derselben erklärte den andern den Dienst der Truppen des Fürsten von Colchis, und ich hörte, daß man ihn Hammer nannte. Sollte dieser der Schwager deines Bruders seyn, dachte ich: möglich wäre es! — Ich wußte nämlich durch meinen Bruder, daß der Leutnant Hammer zu Colchis seinen Abschied genommen hätte. Ich erkundigte mich also, wo dies

ser Offizier logirte, erfuhr es, und begab mich den folgenden Tag zu ihm.

Ich fragte ihn: ob er mir nicht sagen könnte, wo ein gewisser Baron Scherer aus dem Bißthum Vielkirchen, der ihn in Colchis gekannt haben wollte, hingekommen sey?

Hammer ward etwas verlegen, und versicherte mir, daß der Baron Scherer nach Hause gereiset sey. Dabey fragte er mich, ob ich ihn kenne?

Ich hielt nicht länger an mir, und gestand, daß dieser Scherer mein Bruder sey; erzählte auch, was sich mit ihm und seiner Schwester in Berlin zugetragen hatte.

Ich weiß alles, versezte er: der ganze Vorfall hat mir manchen Kummer verursacht; doch hoffe ich, es soll nun alles gut seyn, oder doch bald gut werden. Ihr Bruder ist nicht mehr in Berlin, sondern in seinem Vaterland, und seine Frau hält sich ganz in der Stille auf einem Landgut auf, das ihm sein Vater abgetreten hat. Er hat mir noch vor kurzem geschrieben, und hoffet, seinen Vater zur Einwilligung in seine Ehe zu bereden. Ich weiß nicht, ob es geschehen wird; aber wenn es auch nicht geschieht:

ſo hoffe ich doch oder vielmehr ich bin überzeugt, daß Ihr Herr Bruder meine arme Schweſter niemals verlaſſen wird: und dann kann die Sache noch gut gehen. Dieß iſt alles, was ich Ihnen ſagen kann.

Auf Hammers Frage nach meinen Geſchäften in Straßburg, geſtand ich ihm ganz offen alles, was mir begegnet war. Er ſchüttelte den Kopf bedenklich, ſprach mir aber doch Muth ein, und rieth mir, franzöſiſche Dienſte zu ſuchen. Ich gehe übermorgen nach Nocroy, in Champagne, wo die Revüe gehalten wird: denn ich ſtehe unter dem Regiment Eſterhazy. Innerhalb einem Monat geht auch die ganze Brigade nach Corſika. Vielleicht nimmt Sie mein General an, oder ein andrer; und dann können Sie in Frankreich ein Glück machen, das beſſer werden kann, als das war, was Sie bey den Preußen verſcherzt haben. Alſo ſeyen Sie gutes Muthes!

Ich fühlte mich durch dieß Zureden des rechtſchaffnen Hammers außerordentlich geſtärkt. Er führte mich nachher in verſchiedene Offizier-Geſellſchaften, wo ich ſehr artige Männer antraf, welche alle meinen Vorſatz, den Franzo-

sen zu dienen, lobten und mich durch ihr munteres Wesen völlig wieder heiter machten.

Zwey Tage drauf reißte ich wirklich nach Rocroy. Hammer empfahl mich dem General Esterhazy, und dieser fand nichts an mir auszusetzen. Ich wurde also als Volontär angestellt. Nun schrieb ich nach Hause, bath um Geld: denn als Volontär hatte ich gar zu wenig, zum Leben, und erhielt wirklich in kurzer Zeit, warum ich gebeten hatte, und folgenden Brief, den ich seiner seltnen Originalität wegen noch behalten habe.

Mein herzliebster Sohn,

Dank sey es Gott und der heiligen, allerseligsten Jungfrau, daß du endlich aus dem Dienst der Ketzer in die Dienste der Rechtgläubigen getreten bist! Du hast dem König von Preußen gedient: der soll ein großer König seyn, auch brav und gut; aber wäre er auch so mächtig, wie Nebukadnezar: so ist er doch immer ein Ketzer, den Gott verworfen hat, wie den Saul und den Ahab, so er sich nicht bekehrt und den christkatholischen Glauben annehmen thut. Kein katholischer Christ aber darf so einem ketzerischen König dienen, wenn er nicht will an seiner See-

len Schaden nehmen. "Also hast du Recht gehabt mein Sohn, den Dienst der Unreinen zu verlassen, und dich unter die Fahnen des allerchristlichsten Königs zu begeben. Ich verzeihe dir daher auch alles, was du mir Leides gethan hast. Hiebey folgt auch das verlangte Geld. Ich befehle dich in den Schutz der allerseligsten Jungfrau; und damit du allen Anfechtungen des Fleisches widerstehen mögest, so schicke ich dir zugleich mit die Aloysianische Andacht. u. s. w.

Wer war froher als ich! Freudig marschirte ich mit nach Marseille, wo wir eingeschifft und nach Corsika überbracht wurden. Hammer und ich waren von da an unzertrennlich, und ich muß gestehen, daß ich diesem braven Manne viel zu danken habe. Er theilte mir seine Einsichten mit, hörte meine Urtheile, widerlegte oder verbesserte sie, und half mir nach und nach eine Menge Vorurtheile ablegen, welche ich in meiner Jugend und in meinem Soldatenstand eingesammelt hatte.

Hammer stieg bald höher: denn er rettete eine Compagnie Husaren vom sichtbaren Verderben, und erhielt die Compagnie selbst, als

der Rittmeister bald darauf todt war geschossen worden. Auch ich avancirte, und ward Leutnant unter meinem Freunde.

Nach der ersten Campagne kam unsre Eskadron nach Bastia, wo wir einen Geistlichen kennen lernten, der mit der Geschichte seines Vaterlandes sehr vertraut war. Hammer, ein großer Freund der Geschichte, las die Aufsätze dieses Mannes, machte sich Auszüge daraus, und eröffnete mir, daß er wohl willens sey, über die sehr unbekannte alte und neuere Geschichte dieser Insel dereinst etwas herauszugeben.

So sehr aber unser Hammer wegen seines guten Verhaltens, wegen seiner Tapferkeit und seiner Anhänglichkeit an dem Interesse des Königs in Ansehen stand, so sehr haßten ihn die meisten Offiziere, wegen der Freymüthigkeit, womit er die Behandlung der Corsen tadelte. Er konnte es nicht leiden, daß man Dörfer abbrannte, Greise, Weiber, und Kinder ermordete, den Wein in die Keller laufen ließ, und andre ähnliche Teufeleyen verübte. Er behauptete, daß auf diese Art die Corsen niemals Freunde der Franzosen werden könnten, und darum bey der ersten

Gelegenheit das Joch wieder abwerfen würden, das ihnen der Kaufmannsgeiſt der Genueſer aufgelegt hätte. Dergleichen Räſonnements konnten die Offiziere nicht leiden, und eben dadurch verſperrte ſich Hammer den Weg zum weitern Fortkommen.

Gegen das Ende des Kriegs wurde er gar von einer Kartätſchenkugel dergeſtalt getroffen, daß er zum fernern Dienſt völlig untauglich ward.

Unſer Regiment ging wieder nach Frankreich. Hammer begab ſich nach Paris, dort ſeine Penſion zu verzehren; und ich nahm Urlaub, und ging auch dahin, um von meinem Freunde nicht getrennt zu leben.

Hier führte Freund Hammer den unſeligen Gedanken aus, die Geſchichte von Corſika herauszugeben; und in einigen Monaten machte kein Buch mehr Aufſehen, als der hiſtoriſch-politiſche Verſuch über Corſika. *) Man forſch-

*) Es iſt wirklich ein Buch da, betitelt: Eſquiſſe hiſtorique et politique ſur la Corſe, welches gleich nach dem Corſikaniſchen Krieg herauskam, und gewiß weder für Genua noch für die Franzoſen ſchmeichelhaft iſt. Man hat es auch deutſch; und jezt eins von D. Ermann.

te nach dem Verfaſſer, und fand, daß es Hammer ſey, wie auch, daß ich zur Herausgabe das Meinige beygetragen hatte. Mir that man indeſſen nichts, aber Hammer verlohr nicht nur ſeine Penſion, ſondern bekam auch Befehl, ſich aus dem Königreiche zu entfernen, weil man nicht haben wollte, daß irgend jemand die Regierung kritiſiren mögte.

Hammer ging aus Frankreich; aber ſeit ſeiner Abreiſe hatte ich auch keine Ruhe mehr in dieſem Lande. Er trieb ſich hier und da herum, ward Hofmeiſter, Korrektor, Schriftſteller, Baumeiſter, und wer weiß was noch mehr, bis er endlich zum Major Wolfſtein kam, und da lieber Neffe, Ihr Erzieher ward.

Ich blieb noch; da ich aber ſo lange keine Nachricht von Hauſe erhalten hatte, ſo ſchrieb ich dahin, erhielt aber von meinem jüngſten Bruder einen Brief, der mich in das gröſte Erſtaunen ſezte. Er meldete mir, daß mein zweyter Bruder ein entehrendes Verbrechen gegen die Religion, den Staat und die Familie begangen, aber auch ſeine gebührende Strafe gelitten hätte; worin aber dieſes Verbrechen beſtanden habe, ſchrieb er mir nicht, und noch we-

niger, was aus ſeiner Gattin, der Schweſter meines Hammers, geworden war. Dieſe Nachricht ging mir gewaltig im Kopf herum. Ich ſchrieb zu wiederholten Malen um nähere Auskunft, erhielt aber allezeit die nämliche Antwort, und ward um nichts klüger. Endlich bath ich um Urlaub auf neun Monate, und eilte, ſobald ich ihn erhalten hatte, in mein Vaterland.

Ehe ich nach Hauſe kam, ſprach ich bey einem meiner Bekannten, einem gewiſſen Baron Regenbach ein, und dieſer freute ſich ſehr, mich wieder zu ſehen. Ich offenbarte ihm, daß die Abſicht meiner Reiſe keine andere ſey, als das Schickſal meines zweyten Bruders, des damaligen Stammherrn, auszuforſchen. Herr von Regenbach war von der Sache unterrichtet, und gab mir hinlängliche Auskunft.

Mein Bruder nämlich hatte ſeine Gattin ganz insgeheim nach einem Gute gebracht, welches ihm unſer Vater abgetreten hatte. Ob nun ſchon jener Pfaffe, den er einſt mishandelt hatte und ſelbſt mein Vater — die beyde um die Ehe mit Amalie nichts wußten — auf die Verheurathung mit des Pfaffen Schweſter dran-

gen: so fand doch mein Bruder noch immer Ausrede zum Aufschub, bis endlich mein Vater starb, und er also Herr von allen unsern Gütern ward.

Nun producirte er seine Gattin öffentlich; zum allergrößten Aergerniß aller Adlichen und Pfaffen: denn einmal war die herrliche Amalie ein Bürgermädchen, folglich eine Canaille, die im adlichen Blute nicht durfte geduldet werden; und zum andern war sie protestantisch. Der lezte Punkt wäre zwar auszugleichen gewesen; aber mein Bruder war so ein Starrkopf, daß er nicht haben wollte, daß seine Gattin, um irgend einem Kirchenbüttel zu schmeicheln, ihre Konfession verändern sollte.

Die Herren und Damen straften anfänglich meinen Bruder und dessen Frau mit Verachtung. Sie besuchten sie nicht, luden sie nicht ein zu ihren Schmausen, und bathen sie nicht zu Gevattern. Sie räsonnirten in allen Gesellschaften über sie, und besonders thaten dieß die gnädigen Fräuleins, blos aus Aerger, daß eine Bürgervettel ihnen einen reichen Edelmann weggekapert hatte. Die Pfaffen zeigten sich nach ihrer Art gegen sie nicht humaner. Alles dieß be-

wog meinen Bruder, die Adlichen ganz zu meiden, und ſich Geſellſchaft unter vernünftigen Bürgerlichen zu ſuchen. Die Pfaffen ließ er auch gehen und kam nicht mehr zur Kirche.

Damit war es aber vollends verdorben; denn Seine Eminenz, der Herr Cardinal-Prieſter und des heiligen Stuhls zu Vielkirchen Biſchof, ließen erklären, daß die Kinder, welche aus meines Bruders Ehe entſpringen würden, in deſſen Lehnsgütern nicht erbfähig ſeyn ſollten. Mein Bruder nahm aber einen Advokaten an, der die Sache nach Wetzlar ſpielte, wo ſie, weil mein Bruder brav Geld ſpendirte, und weil Seine Eminenz, der Herr Biſchof, bey den Herren daſelbſt übel angeſchrieben war, ganz gegen die Gewohnheit der Kammer zu Wetzlar, in kurzer Zeit zu ſeinem Vortheil entſchieden wurde.

Darüber wurde der Biſchof und alle ſeine Herren Räthe fürchterlich aufgebracht. Sie appellirten zwar an den Kaiſer Joſeph; aber auch dieſer glaubte, daß man wenig Unterſchied, in Rückſicht der Succeſſion, machen müſſe, ob ein Kind von einer adlichen Mutter ſey, oder nicht; doch befahlen Seine Majeſtät, die Mutter adeln

zu lassen, vielleicht zum Vortheil der Kammertaxe.

Einige Zeit nach diesem Spektakel kam der Bruder des Pfaffen, dessen Schwester mein Bruder zu nehmen versprochen gehabt hatte, nach Vielkirchen. Er war Offizier in Bairischen Diensten, konnte meisterlich fluchen, und war ein Erzraufbold. Dieser schwur bey allen Teufeln, daß er nicht ruhen wollte, bis er für den seiner Schwester angethanen Schimpf Rache haben würde: und in dieser edeln Absicht schickte er meinem Bruder einen Aufforderungsbrief, voller Schimpfwörter und Invektiven auf ihn und seine Gattin zu. Mein Bruder war ein Mann von Muth; und da auch ihn das Vorurtheil, daß man keinen angetragnen Duell ausschlagen dürfe, völlig regierte: so nahm er die Auffoderung an und schlug sich, war aber so unglücklich, seinem Gegner, der wüthend auf ihn eindrang, den Degen durch die Brust zu rennen, so daß dieser auf dem Platze liegen blieb.

Mein Bruder entfernte sich in das Fürstenthum Potu, weil er sich dort sicher glaubte; aber die Steckbriefe verfolgten ihn auch da. Seine Gattin, von seiner Gefahr unterrichtet, wollte

aus übergroßer Zärtlichkeit sein Unglück theilen, und folgte ihm. Aber auch ihr wurden Steckbriefe nachgeschickt: und so war es beynahe nicht möglich, daß ihr unglücklicher Mann verborgen bleiben konnte. Er flog daher unstät in der Welt herum von einem Ort zum andern, und faßte endlich den Entschluß, nach der Schweiz zu gehen, wo wenigstens die Duellisten sicher sind. *) Er mußte unterwegs das Bisthum Ochsenhausen passiren, wo der Bischof von Vielkirchen gleichfalls Bischof war. Hier wurde er und seine

*) Die Duelle sind durch allgemeine Reichsgesetze verboten und mit der schärfsten Strafe belegt. Auf einen im Duell vollbrachten Mord, steht die Lebensstrafe nach den allgemeinen Reichsgesetzen. Es ist daher kein Zweifel, daß die Duelle grobe Halsverbrechen sind, und daß man daher, so wie bey jeden andern groben Halsverbrechen, Steckbriefe dem flüchtigen Verbrecher nachschicken, und ihn anhalten lassen könne; daß folglich auch diese Steckbriefe von jeder deutschen Obrigkeit müssen beachtet werden. Alles das ist richtig; aber wie kömmt es nun, daß, wenn ich mich in Halle duellire, oder in Jena einen todtstreche, mich der Erlanger oder Erfurter Magistrat nicht ausliefert? Wie kömmt es, daß ich nach einem im Duell vollbrachten Mord, selbst bey deutschen Truppen, ohne alles Fernere Dienste haben kann? Diese traurige Wahrheit zeigt, nebst vielen andern, von der schönen Kraft unsrer Reichsgesetze! Auch hier heißt es:

Frangatur potius legum reverenda poteſtas:

Denn

Commoda non niſi noſtra placent.

Lucanus.

Frau angehalten, nachdem dieſe vorher, die vor Angſt faſt außer ſich war, Sie lieber Neffe, in der Eile der Flucht, noch als ein Wickelkind, ſich hatte entrutſchen laſſen, ohne es zu merken.

Gleich beym gerichtlichen Anhalten ihres Reiſewagens entdeckte die Unglückliche ihren Verluſt, und bath um die einzige Menſchlichkeit, daß man ihr verlohrnes Kind doch aufſuchen und ihr wieder zuſtellen wolle. Man verſprach's, ſchickte auch darnach aus, wollte aber nichts haben finden können. Die Unglückliche fiel in Ohnmacht und fing an zu verzweifeln.

Ihr Vater, lieber Neffe, wurde indeß in einen finſtern dumpfen Kerker geſteckt, und als ein Halsverbrecher behandelt. Ihre Mutter ſchleppte man ohn' alles Mitleid in ein Nonnenkloſter, um ſie zu bekehren: denn man wußte, daß ſie proteſtantiſch war. Die in Gram und Kummer Vergrabne erlag aber bald ihren Leiden, und hauchte in einem Entzündungsfieber ihre jammervolle Seele aus. Man begrub das muſterhafte Weib in einer Ecke des Kloſterkirchhofs, weil ſie ſichs nicht hatte können gefallen laſſen, wider ihre beſſere Ueberzeugung ihre reinere

Religion abzuſchwören, um eine unreinere, die katholiſche, dagegen anzunehmen.

Ihrem gebeugten Vater verbarg man dieſe traurige Neuigkeit nicht, ſondern theilte ſie ihm gleich unter allen grellen, garſtigen Farben mit. Der Arme verzweifelte jezt vollends und erhenkte ſich an ſeinem Schnupftuch, welches man ihm vielleicht zu dieſem Behuf gelaſſen hatte.

Alle ſeine Güter wurden dem jüngſten Bruder zuerkannt: denn auch ich wurde unfähig zur Succeſſion erklärt, weil ich vom geiſtlichen Stande apoſtatirt wäre, und was der einfältigen hildebrandiſchen Gründe mehr geweſen ſeyn mögen.

Eben der Herr von Regenbach, welcher mir dieſe traurige Geſchichte mittheilte, nahm ſich zwar Ihrer an, lieber Neffe, und proteſtirte, indem er auf Ihr dereinſtiges Wiedererſcheinen rechnete, wider die Uebergabe Ihres Vermögens an den jüngſten Bruder Ihres Vaters: allein man zeigte einen Todtenſchein vor, der Gott weiß, von wem, für Geld mogte gemacht ſeyn: und ſo hatte die Einrede des ehrlichen Mannes für Sie, lieber Neffe, weiter keine Wirkung.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Scherers Abentheuer in einem Nonnenkloſter.

Wolfſtein ſchüttelte ſich bey der Erzählung von dem traurigen Ende ſeiner Eltern, ob er ſie gleich nicht gekannt hatte. Er bath ſeinen Onkel, mit der Fortſetzung ſeiner Geſchichte etwas einzuhalten: denn er war nicht im Stande, ſie dasmal weiter anzuhören. Er lief weg, trieb ſich im Freyen ſo lange herum, bis endlich ſeine Thräne fließen konnte. Dann weinte er ſich ſatt, kam zurück, und Scherer fuhr auf ſeine Bitte fort.

Das Erſte, was ich vornahm, ſagte er, war, daß ich zu meinem jüngſten Bruder eilte. Er that ſehr freund gegen mich; und als ich ihm das Unrecht vorhielt, welches ſeinem und meinem Bruder war angethan worden; auch ihn beyher merken ließ, daß ich ihm nicht wenig Schuld an deſſen Verfolgung zuſchriebe, ward er gar unhöflich, und ſagte mir: ich mögte mich

nur immer entfernen: denn ich würde ihm läſtig. Weißt du aber, erwiderte ich, daß ich älter bin als du, und daß ich eigentlich, als älterer Erbe, deine Güter beſitzen ſollte? Suche ſie, wenn du willſt, antwortete er: der Weg zum Gerichtshof ſteht dir ja offen! Mit dieſen Worten drehte er mir den Rücken, und ging.

Es war mir unmöglich, länger an dieſem verhaßten Orte zu bleiben, und ich eilte gleich von dannen. Weil aber mein Bruder ſo grob und ſo ungerecht geweſen war, entſchloß ich mich, alles aufzubiethen, um ihm den Beſitz ſeiner Güter zu beſtreiten. Ich begab mich daher nach Vielkirchen, und machte einen Proceß gegen ihn anhängig. Aber da ſpielte man ſo viele Schikanen, ſezte ſo oft Termine an, und drehte und wendete alles dergeſtalt, daß ich einſah, ich würde ewig proceßiren müſſen, ohne doch etwas auszurichten. Ich betrieb alſo die Sache nicht weiter.

Ich hatte allerdings gehört, daß meines Bruders Weib im Kloſter geſtorben wäre; andern geheimen Nachrichten zufolge ſollte ſie aber noch leben, und von den Nonnen noch immer geplagt werden, damit ſie katholiſch wer-

den mögte. Da ich nun in Bielkirchen nichts weiter zu thun hatte, so reiſte ich nach Ochſenhauſen, und forſchte heimlich nach dem Weibe meines Bruders. Der Vorfall, daß er ſich im Gefängniß erhenkt hatte, war noch im Andenken; von ihr aber behaupteten Einige, ſie lebe noch.

Ich ſuchte Gelegenheit, in das Kloſter ſelbſt zu kommen; aber da erfuhr ich gar nichts: denn jederman that in allen Stücken ſo geheimnißvoll gegen mich, daß ich alle Hoffnung aufgab, hier etwas zu hören. Ich war aber doch gleichſam überzeugt, daß meines Bruders Gattin noch lebe, und brannte daher vor Begierde, ſie zu befreyen. Indeß wie ſollte ich dieß anfangen? Zu meinem Unglück fand ſich aber doch Rath dazu.

In Corſika war unter den Huſaren unſrer Compagnie ein Kerl, Namens Grimm, den man für unüberwindlich hielt. Er ſchlug ſich oft mit vier, fünf Kerlen herum, und beſiegte ſie alle. Dabey war es ein guter Menſch, den jederman auch wegen der Schnurren, die er angab, leiden konnte.

Nun hatte ich alle Hoffnung beynahe aufgegeben, von der Unglücklichen zuverläſſige Nachricht einzuziehen, oder ſie gar aus den Klauen der bigotten Hyänen von Nonnen loszumachen, als mir Grimm vor dem Dorfe, wo ich logirte, aufſtieß. Wir erkannten uns gleich; und gaben uns die Hand. Ich fragte ihn, wo er herkomme, und er gab mir zur Antwort, daß er ſeinen Abſchied erhalten habe, und nun ſich durch Mäkeln in jenen Gegenden, wo er auch zu Hauſe wäre, ernährte. Ich war mit dieſer Antwort zufrieden: denn ich fand keinen Grund, an der Wahrheit ſeiner Ausſage zu zweifeln. Grimm fragte nun auch mich, was mich bewogen hätte, in dieſe Gegend zu kommen, und auf einem elenden Dorfe einzukehren?

Ich war aufrichtig und erzählte ihm alles. Er ward unwillig, und ſchwur hoch und theuer, daß er, wenn er an meiner Stelle wäre, den Pfaffen zu Ochſenhauſen den Kopf umdrehen, das Nonnenkloſter ſtürmen und die Schwägerin befreyen würde. Ich wendete ein, daß das Kloſter nicht beſtürmt werden könnte: es ſey zu gut verwahrt. Ey was, antwortete er: ſteht es nicht allein, und weit von der Stadt und

weit von den Dörfern? Im Kloſter ſelbſt ſind höchſtens vier oder ſechs Mannsleute, alte Krüppel, die kaum die Wegſteuer haben: das übrige ſind Weibsleute, die ein einziger Mann zum Henker jagt! Ich ſtehe Ihnen dafür, wir können das Kloſter einnehmen, wenn Sie ſonſt nur Luſt haben. Ich habe Bekanntſchaft mit noch zwey mannfeſten Waghälſen, die mir gern helfen, und ſo wollen wir Sturm laufen, daß Sie Ihre Freude dran haben ſollen.

Das Ding fing an, mir einzuleuchten: doch wollte ich, ehe ich dran ginge, erſt noch einen Nebenweg einſchlagen. Ich wußte nämlich gar wohl, welch großes Verbrechen die Verletzung der Gerechtſame eines heiligen Kloſters iſt. Ich bath alſo meinen Grimm, mir zu ſagen, wo ich ihn nach acht Tagen ſicher treffen könnte. Hier im Dorfe, ſagte er, in der Schenke: da werde ich mich nach Ihnen erkundigen.

Wir ſchieden, und ich begab mich nach Ochſenhauſen zu dem Domherrn, der dort ſtatt des Biſchofs regiert, weil dieſer immer zu Vielen Kirchen ſich aufhält.*) Der Herr Admini-

*) Man hat die allerſchärfſten Geſetze gegen die Mehrheit der Pfründen; und ſolche, welche mehr als ein Bisthum, eine

ſtrator war gar ſchwer zu ſprechen, und ich muſte mich erſt fünfmal melden laſſen, ehe ich vorkam. Als dieſes aber doch endlich geſchah, ſo ſtellte ich ihm vor, wie ich zwar wiſſe, daß mein Bruder ein trauriges Ende in ſeinem Gefängniß gefunden hätte, daß aber in Abſicht ſeiner Frau die Nachrichten verſchieden wären, indem Einige ſie todt ſagten, Andere aber behaupteten, daß ſie noch lebe. Ich bäte daher, mir hiervon die reine Wahrheit bekannt zu machen.

„Was wollen Sie? ſchrie der Adminiſtrator. Sind wir ſchuldig, Ihnen zu ſagen, was in unſern Gerichten vorgeht, oder was die Perſonen machen, die wir einzuſtecken für gut befinden? Gehn Sie immer, mein Herr, und wenn Sie noch einmal uns oder einem von unſern Beamten mit dergleichen Erkundigungen zur Laſt fallen: ſo wird man Ihnen die Stadt verbieten. So conſtituirt man kein Vicariatsgericht! Haben Sie mich verſtanden? — Doch wir ſprechen uns weiter!“ —

Abtey, ein Canonicat u. ſ. w. beſitzen, ſind eo ipſo, nach dem Ausſpruch einiger allgemeinen Concilien, excommunicirt: und doch war der Erzbiſchof zu Mainz auch Biſchof zu Worms, der zu Trier Biſchof zu Augsburg, der zu Köln Biſchof zu Münſter u. ſ. w.

Ich ging, ohne weiter Abſchied von dem unbeſcheidenen Adminiſtrator zu nehmen: kaum aber war ich in meinem Wirthshaus angekommen, als Wache kam, und mich ins Gefängniß ſchleppte. Hier mußte ich zur Strafe, den Adminiſtrator behelligt zu haben, acht Tage einſtecken, und am Ende noch funfzig Gulden Strafgeld erlegen. Die Stadt und das Land wurde mir noch dazu verboten.

Ich ſprühte Feuer und Flammen über dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit, und eilte auf mein Dorf, wo mir der Wirth ſagte, daß ſchon ſeit einigen Tagen ein unbekannter Mann nach mir gefragt hätte. Es war mir leid, daß ich nicht eher hatte kommen können, hoffte aber doch, daß Grimm noch einmal kommen würde, und war jezt völlig entſchloſſen, den Sturm des Kloſters zu unternehmen.

Als es finſter war, erſchien Grimm wieder, freute ſich, daß er mich fand und als ich ihm erzählt hatte, wie mir es in Ochſenhauſen gegangen war, lachte er und verſicherte, daß man eher bey dem Teufel Gerechtigkeit finden könnte, als bey den Pfaffen. Aber fügte er hinzu, nun werden wir doch das Kloſter zu

Sankt Klara mit Gewalt einnehmen? Wenn es nur möglich iſt, verſezte ich. Möglich? ſagte er: allerdings; es iſt noch ſogar leicht! Ich werde ſchon Anſtalt machen, daß alles gut gehen ſoll. Halten Sie ſich nur Uebermorgen-Abend bereit: ich werde Sie hier abholen.

Er kam wirklich zwey Tage drauf des Abends zu mir, und nahm mich nach eilf Uhr mit, führte mich aber nicht den geraden Weg, ſondern durch Nebenwege bis an den Kloſtergarten, wo wir beyde über die Mauer ſtiegen auf einer Leiter, die ſchon dort angebracht war. Wir ſchlichen hin an die Fenſter des Speiſeſaals, welche offen waren, und ſtiegen durch ſie herein. Das Herz pochte mir gar ſehr; aber Grimm flüſterte mir zu, gutes Muths zu ſeyn: er ſähe, daß alles nach ſeiner vorher getroffnen Einrichtung ſchon in Bereitſchaft ſey. Er führte mich nun bey dem Scheln einer Blendlaterne auf den Gang, wo die Zellen der Nonnen waren. Aber wie erſchrack ich, als ich daſelbſt mehr als zehn Mann fand, welche, wohlbewaffnet, die Zellen beſezt hielten. Einige Nonnen waren erwacht,

und machten Lärmen in ihren Zellen, konnten aber nicht heraus.

Bringt mir eine her, sagte Grimm, die uns das Zimmer zeige, wo die Äbtissin wohnt. Das geschah, und eine zitternde Nonne führte uns dahin unter einem: Mein Gott, was soll das? Was wollen Sie? — Wir fanden die Thür der Äbtissin verschlossen, pochten also stark an, und drohten, die Thür einzurennen, wenn man uns nicht aufmachte. Es blieb alles im Zimmer still. Wir pochten weiter: keine Antwort. Endlich nahm Grimm ein Stechbohr, bohrte schnell ein Loch durch die Thür, sah hinein, erblickte Licht, und rief: was tausend Element: da steht ja die Äbtissin mit einem Schapoh! Zugestoßen Kameraden, frisch aufgemacht!

Im Augenblick fuhr die Thür auf, und wir fanden die Äbtissin halb angekleidet und wie ein Espenlaub zitternd da stehen. Der Schapoh hatte sich verkrochen, und war der vorhin erwähnte Herr Administrator. — Bringen Sie jezt Ihr Wort an, Herr, sagte Grimm zu mir: jezt ist es Zeit.

Gnädige Frau, ſagte ich, der Aufzug, wie ich bey Ihnen erſcheine, iſt freylich ſehr auffallend; aber der Heuchler da, der Geſtrenge Herr Adminiſtrator hat mich genöthigt, das Aeußerſte zu wagen, um in einer Sache gewiß zu werden, woran mir unendlich viel gelegen iſt. Hier in dieſem Kloſter hat man vor mehrern Jahren ein Frauenzimmer, Namens Amalia von Scherer, eingeſperrt. Einige ſprechen, ſie ſey geſtorben; Andre aber behaupten, ſie lebe noch.

Mein Herr, erwiederte die Abtiſſin: Amalia von Scherer iſt wirklich längſt im Herrn entſchlafen. Suchen Sie das ganze Kloſter durch: Sie werden ſie nicht finden. Doch, ich kann es Ihnen auch beweiſen, wenn Sie mir folgen wollen.

Ich folgte ihr in ein Zimmer, wo die Briefſchaften des Kloſters verwahrt wurden. Hier zeigte ſie mir ein glaubwürdiges Protokoll, und Zeugniſſe des Arztes von dem Tode meiner Schwägerin.

Nun bedaurte ich, einen ſo gewaltſamen Weg, zur Wahrheit zu kommen, eingeſchlagen zu haben. Ich bath die Abtiſſin um Verzei-

hung; sie aber zitterte in einem fort und bebte, und ersuchte mich beynahe fußfällig, die vielen Männer doch wieder abfahren zu lassen. Ich versprach es ihr, und auch sagte ich ihr zu, daß nicht die geringste weitere Gewaltthätigkeit verübt werden sollte. Ich bedachte aber nicht, daß ich den Leuten nichts zu befehlen hatte.

Als wir zurück auf den Gang kamen, bath ich indeß die Leute doch, gleich mit abzugehen, und zwar zur Pforte heraus, welche uns die Abtissin wollte öffnen lassen: denn unser Geschäft sey nun geendigt.

Freylich, das für Sie, sagte einer aus dem Haufen, aber unseres noch nicht. Das wäre schön, in ein reiches Kloster hereinzusteigen, und nichts mitzunehmen! Frau Abtissin, wo ist Ihr Geld? Diese versicherte, ihr armes Klösterlein hätte dessen sehr wenig. Wir wollen es sehen, sagte der andere Räuber — denn nun merkte ich, daß hier eine Bande Räuber unter Grimm's Anführung versammelt war — machen Sie auf. Die Abtissin ging auf ihr Zimmer, öffnete ein Schränkchen, und zog einen Beutel hervor, worin ohngefähr funfzig bis sechszig Gulden seyn mogten. Hier, meine Herren, sagte sie, ist

alles, was an Geld im Kloſter iſt. Das iſt nicht wahr, ſagte Grimm: kommt mit, Kameraden, ich will euch zeigen, wo mehr liegt.

Er führte alſo einige nach dem Zimmer, worin ich mit der Abtiſſin ſchon geweſen war. Hier durchſuchten ſie einige Schränkchen, und fanden endlich einen Sack mit Geld, den ſie ſofort zu ſich nahmen.

Brüder, ſagte Grimm, wir können nun an unſerm Fang für heute genug haben: alſo laſſen Sie die Pforte jezt öffnen, Frau Abtiſſin! Die Abtiſſin befahl demnach der Pförtnerin, uns herauslaſſen. Ich bedaurte jezt das arme Kloſter, und fing allmählig an, für mich zu fürchten. Die Räuber aber lachten, beſtellten eine Empfehlung an den Adminiſtrator von Ochſenhauſen, und hatten ihre Freude daran, daß ſie die heiligen Nönnchen einmal recht in Schreck geſezt hätten. Ja, mein Seel, ſagte ein Andrer, es wäre ein Jux geweſen, wenn auch wir — doch, die meiſten Nonnen ſind ja alte Schachteln!

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen kam die löbliche Geſellſchaft, welcher ich ſchon folgen mußte, weil mir die Wege unbekannt wa-

ren, bis nahe an das Dorf, wo sie für jene Gegend ihre Niederlage hatten. Ich dankte Grimm und seinen Gehülfen, daß sie meinetwegen sich in Gefahr begeben hatten, und wollte eben Abschied nehmen, als ein Haufen Husaren uns angriff, mit dem Befehl, uns gefangen zu geben. Der Husaren waren ihrer Zwölfe; aber die Räuber widerstanden muthig, und schlugen sich durch, bis auf einen, dem das linke Bein entzwey geschossen wurde. Dieser blieb liegen, und ich wurde, weil ich unbewaffnet war, und mich als wehrlos entfernen wollte, auch ertappt, und so mit auf das nächste Dorf geschleppt.

Hier blieben die Husaren nur bis zum vollen Morgen, und nun überbrachten sie mich und den Verwundeten nach Ochsenhausen, wo man uns sofort ins Gefängniß warf und uns Eisen anlegte.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Schreer erzählt, wie er nolens volens ein Räuber ward.

Zu Ochſenhauſen, lieber Neffe, ſaß ich acht Monate, während welcher Zeit an neun und neunzig Verhöre mit mir angeſtellt wurden. Ich vertheidigte mich ſchlecht: denn ich hatte ein wirkliches Verbrechen begangen, und ſah meiner Strafe, als gewiß, entgegen, und zwar einer ſehr harten, da Richter und Fürſt meine Feinde waren. Auch der Räuber wurde ſehr oft verhört, nachdem man ihn hatte kuriren laſſen. Doch konnten die Herren durch all ihre Verhöre nichts von der Beſchaffenheit der Grimmſchen Bande herausbringen, weil er immer vorgab, erſt einige Tage bey derſelben geweſen zu ſeyn. Dabey blieb er, ob man ihm gleich mit der Folter drohte.

Endlich kam die Sentenz von Vielkirchen, bekräftiget durch die Beyſtimmung und das Gutachten von drey juriſtiſchen Facultäten und vier

Schöppenſtühlen, und ſie verdammte mich und den Räuber auf ſechs Jahre zur Galeere. Da aber der Herr Biſchof keine Galeren hatte: ſo ſollten wir nach Genua gebracht und dort angeſchmiedet werden. Es währte noch acht Tage, ehe man uns unter einem Kommando Huſaren, auf einem Karren angeſchloſſen, forthrachte. Wir übernachteten in einem Dorfe. Der Räuber und ich wurden in der Wirthsſtube angeſchloſſen, und die Huſaren bewachten uns.

Gegen zwölf Uhr pochte es arg am Fenſter. Der Wirth, der noch auf war, fragte, wer da wäre? Fremde, hieß es, die hier übernachten wollen. Wie viel? fragte der Wirth. Drey, war die Antwort; Vergnügen aus dem Ochſenhauſiſchen! Der Wirth machte nun auf, gab den drey Männern Bier und Schnapps, ſorgte für eine Streue und ging dann zu Bette. Einer von den dreyen ging nachher hinaus, kam aber bald wieder, nachdem er das Hofthor und die Hausthür geöffnet hatte. Die Huſaren hatten ihre Karabiner in dem Vorſaal, und ihre Säbel zuſammen an einen Haken in einer Ecke der Stube hingehenkt. Auf einmal treten noch ſechs derbe Kerls, worunter ich den Grimm

gleich erkannte, ins Zimmer: Ihr Herren Cols legen, sagte Grimm zu den Husaren, Ihr seyd alle meine Arrestanten! Schließet gleich da die beyden los! Die Husaren wollten sich zur Wehre stellen; aber die Räuber hatten sich schon ihrer Gewehre und Säbel bemächtigt, und zwangen sie nun, uns beyde loszumachen.

Der Wirth war auf das Lärmen darüber herbeygekommen, und wunderte sich sehr, so viel Gäste anzutreffen. Wir verzehren nichts, Herr Wirth, und nehmen Ihm nichts mit; aber den Garten muß er uns öffnen, damit wir gleich aufs freye Feld kommen können. Der Wirth that das; die Räuber packten die Karabiner der Husaren und deren Säbel zusammen, und so gingen wir durch den Garten aufs Feld: und in einer halben Stunde waren wir frey und im Walde. Die Husaren brauchen keine Säbel und Karabiner mehr: sie haben ja nichts mehr zu transportiren, sagte Grimm. Aber nicht wahr, fuhr er gegen mich fort: ich habe jetzt meine Schuld bey Ihnen abgetragen für die Wohlthaten, die Sie mir einst bey der Armee erwiesen haben! Ich dankte ihm und seinen Begleitern herzlich, und bedaurte, daß ich sie nicht

belehnen könnte, da man mir auch nicht einen Pfennig gelaſſen hätte.

Wir verlangen keine Belehnung, ſagte Grimm: wir werden Ihnen noch Ihren Antheil an dem Gelde geben, welches wir aus dem Kloſter geholt haben: denn Eine Portion gehört Ihnen ſo gut wie den Andern. Uebrigens müſſen Sie ſchon fürs Erſte bey uns bleiben, wenn Sie nicht noch einmal wollen einkriechen.

Ich fand dieß ſehr richtig, und ging maſchinenmäßig mit. Als es aber anfing, Tag zu werden, bemerkte ich, daß nur noch drey Mann, auſſer mir, da waren. Ich fragte Grimm, wo die Andern hingekommen wären? Sie ſind einen andern Weg gegangen, antwortete er: ſo truppweiſe dürfen wir uns nicht ſehen laſſen, und müſſen uns des Tags ſchon wie's geht, verbergen.

Wir thaten dieß auch wirklich, und legten uns weit vom Wege in ein Dickigt. Meine Begleiter hatten Lebensmittel bey ſich, wovon ſie mir reichlich mittheilten. Beym Anbruch der Nacht brachen auch wir wieder auf, und kamen gegen Tag in einem Wald an eine Schenke, in die wir einkehrten. Ich merkte, daß der Wirth

und meine Begleiter alte Bekannte waren. Er gab uns ein Zimmer ganz für uns, trug reichlich zu essen auf, und machte uns hernach Betten zurecht, wo wir ausruhen sollten. Ich hatte vorzüglich der Ruhe nöthig, schlief auch zwölf Stunden in einem weg.

Als ich erwachte, fand ich meine Begleiter schon ganz reisefertig. Eben, sagte Grimm, haben wir Sie wecken wollen: es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Ich kleidete mich schnell an, Grimm gab mir einen Schluck Schnapps und einen Keil Brod, und so gingen wir.

Früh erreichten wir jene Höle, wohin Sie, lieber Neffe, nach Ihrer Befreyung aus Pilla, von mir geführt wurden, und wo die Hauptniederlage der Räuberbande war.

Nun haben wir gewonnen, sagte Grimm, hier sind wir sicher: hier thut uns kein Teufel nichts!

Das lange Gefängniß, die elende Kost, die ich darin genossen hatte, die Unruhe meiner Seele, und die Strapatzen der Reise hatten mich so abgemattet, daß ich einige Tage nach einander das Lager hüten mußte. Grimm kam nicht

von meiner Seite, und jeder von den Anwesenden bemühte sich, mir gefällig zu seyn. Unter den Nägbern befand sich einer, den sie Doktor nannten. Dieser besorgte meine Kur: denn Aerzte hatten sie auch in der Höle. Ich glaube, daß der Mann seine Sachen gut machte: denn seine Kur schlug bey mir an, und in wenig Tagen war ich wieder hergestellt.

Ich gab nun Grimmen zu verstehen, daß ich gern fort mögte.

Wohin denn? sagte er betroffen.

Ich: Für das Geld, das ich von Ihnen als Antheil an dem Klostergeld erhalten habe, kann ich wohl zu meinem Regiment nach Frankreich kommen.

Grimm: Nach Frankreich zum Regiment? Glauben Sie denn, daß man dort nicht schon alles wisse, was mit Ihnen vorgefallen ist.

Ich: Nun, so gehe ich nach Hause.

Grimm: Sind Sie närrisch? Haben Sie denn ein Haus? Und gesezt, Sie hätten eins: würden Sie dort wohl sicher seyn? In ganz Deutschland schickt man Steckbriefe nach Ihnen herum: und wo sie erkannt werden, hält man Sie fest.

Ich: Freylich, ich bin in einer häßlichen Lage!

Grimm: Aber nicht in einer so häßlichen, als Sie vielleicht denken. Es bleibt Ihnen freylich nur Eins übrig; aber das ist auch etwas Gutes.

Ich: Und das wäre?

Grimm: Sie bleiben bey uns, und treiben unser Handwerk.

Ich: Ihr Handwerk, die Räuberprofession? Nimmermehr!

Grimm: Räuberhandwerk klingt zwar sehr übel; aber was treiben denn die Meisten, welche in großem Ansehn und in Würden stehen? Was treiben so manche Fürsten, Justizbeamten, Minister, Advocaten, Finanziers, Pächter, Zoll- und Accisebediente, Kaufleute, Werber und Andre mehr — anders als das Räuberhandwerk? Der ganze Unterschied ist, daß diese privilegiirt sind, und wir nicht.

Ich: Das ist, leider, alles wohl wahr; aber es giebt mir kein Recht, eine Profession zu ergreifen, welche von der Vernunft und von den Staatsgesetzen verdammt und verboten ist.

Grimm: Herr, bleiben Sie bey uns: unſre Geſellſchaft ſoll und will nicht lange mehr beſtehen. Wir werden gewiß keine Gewaltthätigkeiten oder Räubereyen ausüben. Vielleicht ſubſiſtiren wir nur noch ſechs oder acht Wochen, und dann hat unſer Weſen ein Ende. Wir haben uns vorgenommen, uns zu zerſtreuen, und unſer erworbenes Gut unter uns zu theilen. Wenn wir auseinander gehen, ſo begleiten Sie mich: denn ich will nach Amerika, um dort, wie ich hoffe, meine Tage in Ruhe zuzubringen.

Grimm plauderte mir von der Art noch allerley vor, ſo daß ich mich endlich bereden ließ, da zu bleiben, doch mit dem feſten Entſchluß, niemals ein Räuber zu werden. Aber der Menſch kann für ſeine künftigen Handlungen ſchwerlich immer ſtehen, wie Sie bald ſehen werden an meinem eignen Beyſpiel.

Ich blieb alſo, weil ich ohnehin nicht zu bleiben wußte, bey den Räubern in der Höle, und erſtaunte ſehr, als ich nach und nach mit Leuten bekannt wurde, die ſonſt in der Welt anſehnliche Rollen geſpielt hatten. Es befanden ſich unter ihnen geweſene Finanzbedienten, bankrottirte Kaufleute, Offiziere, die man ſchlechter Streiche

wegen von ihren Regimentern gejagt hatte, Kandidaten der Theologie, die kein Amt hatten bekommen können, Mönche, die ihren Klöstern entsprungen waren, und andre Ebentheurer. Manche waren durch den Druck und die Verfolgung, die sie von Andern hatten leiden müssen, zu dieser unseligen Lebensart bestimmt worden. Nach und nach hörte ich die Geschichte von allen, und muß gestehen, jede war in ihrer Art merkwürdig. *)

Einer unter ihnen interessirte mich vorzüglich. Es war ein junger Mann von gutem Ansehn, der sehr gut sprach, und viele Kenntnisse zu besitzen schien. Eine gewisse Schwermuth, die ihm auf dem Gesichte saß, bewies aber, daß ein geheimer Kummer an seinem Herzen nagen müsse. Er blieb fast beständig in der Höle, tiefsinnig und sprachlos.

Eines Abends kam einer von der Gesellschaft, und berichtete, daß der Graf von Limmer die Nacht in der nächsten Stadt logiren, und Mor-

*) Grandenknebel war auch hier. Daß ich aber hier von ihm nichts weiter melde, wie es in den Annalen von Schilda verbrochen ist, davon liegt der Grund schon in der Natur dieses Werkchens.

gen seinen Weg nach den Niederlanden fortsetzen würde, daß er also einen bekannten Paß durchkommen müßte.

Das ist ja schön, sagte Grimm: da können wir ja unserm ehrlichen Koch Genugthuung verschaffen!

Koch, so hieß der Schwermüthige, sprang auf von seinem Sitz, umarmte Grimm, und mich und die Andern. Ja Brüder, sagte er, jetzt müßt Ihr mir beystehen. Ich will, ich muß den Störer meiner Glückseligkeit, den Räuber meiner Ehre und den Mörder meiner Geliebten bestrafen! Hört jetzt alle meine traurige Geschichte, die Ihr nur stückweise bisher habt kennen lernen! Hört sie, und dann richtet!

Ich heiße Koch, und war ehemals Leibarzt der Grafin von Limmer, der mein Unglück gemacht hat. Als Leibarzt hätte ich zwar nicht bestehen können: denn der Graf hatte kein Vermögen, mich groß zu besolden; aber meine Praxis nährte mich reichlich. Ich heyrathete die Tochter eines Pfarrers, ein Mädchen von seltnen Vorzügen, und fühlte mich in ihrem Besitz vollkommen glücklich. Der Graf sah meine Frau, sie gefiel ihm, und er suchte Gelegenheit,

ihr seine Liebe, aber sein Verlangen, sich mit ihr zu begehen, bekannt zu machen. Meine Frau eröffnete mir, was ihr der Graf gesagt hatte, aber da ich von der Tugend meiner Gattin vollkommen überzeugt war, da ich nebenher noch bald abziehen, und mich in der Gegend am Rhein besetzen wollte: so wurde ich darüber nicht unruhig.

Ich zog wirklich ab und etablirte mich zu Oppenheim. Der Graf hatte zwar vor meiner Abreise meine Frau oft beunruhiget, ihr sogar Briefe geschrieben, und Präsenter geschickt; sie aber hatte sie durchaus nicht angenommen. In Oppenheim ließ er sie in Ruhe. Ein ganzes Jahr ging hin, ohne daß wir von dem Grafen gehört hatten, und meine Praxis war auch gut, trotz der abscheulichen Menge von Quacksalbern, womit die dortige Gegend gleichsam überfüllt ist.

Ein gewisser Herr von Brunnengräber aus Worms war mit mir bekannt geworden. Wir hatten uns oft besucht, und meine Frau war zuweilen bey der seinigen und seinen Töchtern. Man gab im Winter einen Maskenball in Worms, und meine

Frau Waldé von der Frau von Brunnengrä-ber dazu eingeladen, so daß ich ihr selbst zureden, den Ball zu besuchen; sie wollte aber durchaus nicht, wenn ich nicht selbst mit hinginge. Ich entschloß mich dazu, und wir fuhren nach Wormß. Meine Frau nahm eine Schäfermaske, und ich einen Domino.

Da alles frey kommen konnte, was wollte, so durfte sich niemand entmasken; und dieß war mir und meiner Frau lieb, da wir nicht als Solche gelten wollten, die auf die Maskeraden liefen.

Gegen das Ende des Balls kam eine Maske zu mir, nahm mich bey der Hand, und führte mich in ein Nebenzimmer. Es war ein gewisser Advokat Drehnase, den ich bey dem Grafen Limmer hatte kennen lernen. Er schwazte mir viel von dem Vergnügen, mich dort zu treffen, vor, schimpfte mitunter auf den Grafen, und bedaurte, daß er so weit von mir entfernt sey. Ich wollte ihn verlassen, sobald ich ihn erkannte, er aber hielt mich auf mit seiner unseligen Plauderey wohl eine halbe Stunde.

Endlich riß ich mich mit Gewalt los, und ging in den Tanzsaal zurück. Ich suchte meine

Leonore aller Orten, fand ſie aber nicht. Ich ging hinaus, kam wieder und that ſo ängſtlich, daß eine Maske mich fragte, wen ich ſuchte. Ich antwortete: eine Schäferin. Vielleicht die Schäferin, erwiederte die Maske, mit der pfirſichblüthnen Leibſchleife? Eben die! — Je, mein Gott, die iſt ſchon lange mit einer Maske, die eben ſo, wie Sie, angezogen und von Ihrer Größe war, weggegangen.

Ich erſchrack zum Tode, lief fort, und erfuhr, daß die Schäferin und eine Dominos-Maske zuſammen in einen Wagen geſtiegen, und weggefahren wären, aber niemand konnte mir ſagen, wohin. Denkt Euch, Brüder, in welcher Unruhe ich ſchweben mußte! Ich kehrte in das Wirthshaus zurück, wo wir des Abends abgeſtiegen waren, zog mich um, lief in das Brunnengräberiſche Haus, fragte nach meiner Frau, aber keiner wußte mir Auskunft zu geben. Schrecklich ging mir die Nacht hin, noch ſchrecklicher brach mir der folgende Tag an: denn meine Frau wurde noch nicht entdeckt, ob ich gleich eine Menge Menſchen in Sold genommen hatte, ſie aufzuſuchen. Abends kehrte ich nach

Oppenheim zurück, sank vor Mattigkeit auf mein Bette, und wälzte mich herum in Angst und Verzweiflung.

Erst nach acht Uhr des andern Morgens trat meine Frau ins Zimmer. Aber stellt Euch die Gestalt vor, Brüder! Es war nicht mehr die sanfte, liebevolle Leonore: sie hatte das Ansehn einer Furie, auf deren Gesicht Verzweiflung gemalt war. Nimm ein Pistol, mein Geliebter, schrie sie, und fiel vor mir nieder, nimm ein Pistol, und erschieße mich: ich bin Deiner nicht mehr werth: ich bin entehrt worden! —

Dieß war alles, was sie sagte: denn sie sank in Ohnmacht. Lange brachten wir zu, bis sie wieder zu sich kam, und mir ihre Geschichte erzählen konnte.

Der Graf Limmer war eben in Worms, als der Maskenhal gehalten wurde. Von ohngefähr erfuhr er, daß meine Frau und ich auch dabey seyn würden. Er entschloß sich also, diese Gelegenheit zu nutzen, ließ seinen Kammerdiener, der von meiner Größe war, so maskiren, wie ich es war. Der Advokat Drehnase mußte mich hinhalten, und während meiner Entfernung führte der Kammerdiener meine Frau

nb. Sie glaubte bey mir zu seyn, wurde aber erst ihren Irrthum gewahr, als die Maske im Domino ihr die Hände band und den Mund zuhielt. So gings zum Thor hinaus, und nach einem Landhause, wo der Kammerdiener und der Kutscher meine Frau in ein Zimmer schleppten, in welchem der Graf war. Ich will Euch nicht länger aufhalten, Brüder, die Sache ist zu häßlich: genug meine Frau sträubte sich so gut sie konnte; aber der Graf hatte Hülfe, und schändete sie.

Den ganzen Tag mußte sie da bleiben; in der Nacht aber wurde sie wieder in einen Wagen geworfen, nach Oppenheim gefahren, und auf das alte Schloß geführt. Diejenigen, welche sie begleitet hatten, liefen fort, und ließen sie allein. Nun schlich sie nach meinem Hause, und wurde kaum eingelassen, weil man sie nicht kannte, da sie noch die Schäfermaske anhatte.

Mein Schmerz und meine Wuth war schrecklich: ich wollte hin, und dem Grafen den Degen durch die Brust stoßen, aber da hörte ich, daß der Bube nach Paris war. Meine Frau ward täglich elender. Sie war im vierten Monat schwanger, als ihr und mein Glück so schänd-

lich zu Grunde ging. Sie kam zu früh nieder und starb in meinen Armen, ihrem Schänder fluchend und mich wegen einer Sünde um Verzeihung bittend, die sie nicht begangen hatte.

Nach ihrem Tode hatte ich keine Ruhe mehr, bis ich Rache an dem Böſewicht würde genommen haben. Hülfe bey Gerichte suchte ich vergebens. Ich fand Aufnahme bey Euch, meine Brüder, und nun iſt es Zeit, den Baben dafür zu züchtigen."

So, lieber Neffe, endigte Doktor Koch. Alle waren darin einig, daß der Graf müſſe gestraft werden. Ich ſelbſt empfand einen solchen Widerwillen gegen den erlauchten Schuften, daß ich mich anbot, mit von der Expedition zu ſeyn. Das iſt brav, ſagte Grimm, und drückte mir die Hand, daß ſie auch einmal zeigen, daß Sie ein Mann ſind! Ich weiß das zwar lange! denn ich hab's in Corſika geſehen; aber die Andern müſſen's auch wiſſen.

Gegen eilf Uhr zogen wir ab, achte an der Zahl, und kamen mit Tages-Anbruch an einem Wege an, der durch ein dickes Gebüſch ging. Sechſe von uns lagerten ſich ins Gebüſch. Einer, als Jäger gekleidet, blieb am Wege, und

Grimm legte sich in einiger Entfernung unter einen Baum. Nicht lange herauach kam eine Kutsche. Der Jäger fragte den Kutscher, wen er führe? Den Herrn Grafen von Limmer, war die Antwort. So bitte ich zu halten: denn es ist hier in der Nähe ein Herr, der den Herrn Grafen sprechen mögte. So halte Kutscher, rief der Graf aus dem Wagen. Grimm kam nun herbey, und sagte dem Grafen: der Herr, welcher ihn sprechen wollte, würde gleich da seyn. Der Graf stieg aus. Auf einmal kamen wir alle hervor. Doktor Koch trat vor den Grafen: kennst du mich, Schurke? schrie er ihn an. Der Graf verstummte. Nun der Lohn deiner Thaten soll dir werden, und zwar von meiner Hand. Hier zog Koch den Dolch. Ach Gott, Herr Doktor, schonen sie meines Lebens! Ich will ja alles bekennen! Du brauchst nichts zu bekennen: sterben sollst du! — O Jesus, Maria, so ohne Beicht, ohn Nachtmal! — Ohne Beicht, ohne Nachtmal! erwiederte Koch. O Leonore, sieh vom Himmel herab, sieh, welches Opfer ich dir bringe!

Mit diesen Worten stieß er dem Grafen den Dolch durch das Herz. Er stürzte hin und gab

mit einem Seufzer den Geist auf. Inzwischen hatten einige Räuber den Wagen geplündert. Du Schwager, sagte Grimm, hast nichts zu fürchten, und du auch nicht — zum Bedienten: fahrt in Gottes Namen hin, wohin ihr wollt, und sagt zu jedermann: die Bosheit bleibe nicht ohne Strafe!

Wir begaben uns schnell durch viele Umwege zurück nach unsrer Höle. Ich konnte den ganzen Weg über gar nichts denken: Alles schien mir wie ein Traum. Bey unsrer Ankunft in der Höle wurde eine Schmauserey angestellt und wacker herumgetrunken. Ich war müde, und schlief nach einigen Gläsern ein. Als ich erwachte, war Koch allein noch da. Die Andern sind alle fort, sagte er, und ich blieb da, um Ihnen Gesellschaft zu leisten; Sie mögten sich sonst fürchten.

Ich rieb mir die Augen und fragte ihn, ob das, was in dem hohlen Wege am Gebüsch vorgefallen war, sich wirklich zu getragen habe, oder ob es ein Traum sey? Er lachte und versicherte, daß dieß alles lauter Wirklichkeit gewesen sey.

„So haben Sie also einen Menschen ermordet!“ sagte ich.

Koch: Mit nichten! Einen Menschen morden, heißt ein Verbrechen begehen. Ich habe nur einen gottlosen Mörder abgestraft.

Ich: Aber Sie hatten kein Recht, ihn zu strafen.

Koch: An sich freilich nicht. Aber diejenigen, welche dieses Recht hatten, übten es nicht aus, und ließen den Böswicht laufen.

Ich: Er war auch nicht eigentlich ein Mörder: dieß ward er nur durch Zufall. Er wollte Ihre Frau ja nicht ermorden.

Koch: Das ist eine Einrede, die ich von Ihnen nicht erwartet hätte. Hatte er nicht mein und meiner Frau Glück und Ruhe auf immer zernichtet, und ist dieß weniger als ein Mord?

Ich: Sie haben Recht; aber noch einmal: wer gab Ihnen die Gewalt, den Grafen abzustrafen?

Koch: Die Natur. Ich und der Graf standen nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, nicht mehr in bürgerlichem Verhältniß, da ich kein Recht wider ihn würde erhalten haben, wenn ich es auch weiter gesucht hätte.

Also standen wir gegen einander blos im natürlichen Zustand; und in diesem kann jeder die ihm angethane Beleidigung rächen.

In diesem Ton fuhr der geblendete Rachsüchtige fort, und bewies mir deutlich, wie er meynte, daß er kein Verbrechen, sondern eine gerechte Handlung ausübte, indem er den Grafen todtschlug.

Aber, fiel Wolfstein ein, lieber Onkel, das sind ja lauter Trugschlüsse, die der Doktor anbrachte!

Ich weiß das wohl, fuhr Scherer fort, aber damals sah ich diese Trugschlüsse beynahe für bewährte Beweisgründe an: denn ich muß es nur gestehen: ich wünschte, daß Koch dem Grafen mögte Recht gethan haben; und wenn man etwas wünscht, findet man die seichtesten Beweisgründe, welche dafür sind, bündig, und hat an allen, auch an den gründlichsten, sobald sie uns entgegen sind, etwas auszusetzen.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Scherer wird Räuberhauptmann.

Grimm kam einige Tage nachher mit einer Anzahl ſeiner Untergebenen, oder ſeiner Freywilligen — denn er war der Hauptmann der Räuber — zurück. Sie waren ſchwer mit Geld beladen, welches ſie hinſchütteten, und unter ſich vertheilten.

Wir haben heut Nacht einen Schurken beſtraft, mein Lieber, ſagte Grimm zu mir. Dieſer Schurke war ein Kaufmann zu Frankfurt am Main. Er erwarb durch Geld-Verborgen anſehnliche Reichthümer, machte endlich Bankrott auf Speculation, und wollte nach Rußland mit ſeinem Gelde, um alda die Früchte ſeiner Schurkerey zu genießen. Er hat die Welt um 90,000 Thaler betriegen wollen, und gerade ſo viel hatte er bey ſich. Er hätte alſo können bezahlen; aber er wollte nicht. Iſt es nun nicht recht, daß wir den Schuft ſo ge-

sezt haben, daß er keinen Vortheil mehr aus seiner Schurkerey ziehen kann.

Dieses leuchte mir damals sehr ein, und ich fing schon an, das Räuber-Handwerk gar nicht schlimm mehr zu finden; ja es gefiel mir gewissermaßen schon, und ich ließ mich leicht bereden, einigen Streifzügen mit beyzuwohnen. Endlich leistete ich der Gesellschaft gar den Eid der Treue, so lange sie bestehen würde, und nahm an allem Gewinn Antheil, der gemacht wurde. Auf Corsika, sagte Grimm, raubten und plünderten wir für einen König; hier — für uns.

Selten kamen wir in die Nothwendigkeit Menschen zu tödten; und zu meiner Beruhigung kann ich sagen, daß wir keine, als Erzbösewichter, getödtet haben.

So schoß ich zum Beyspiel selbst den Finanzminister des Fürsten von Ypsilon wod, und ließ seinen Wagen berauben, weil er mir als einer der allerschändlichsten Blut-Egel bekannt war. Dieser Bube verführte seinen Herrn, die Unterthanen an fremde Mächte zu verkaufen, machte dadurch Wittwen und Waisen in Menge; und doch mußten die armen Wittwen eben die Abgaben entrichten, die ihre Männer entrich-

ter hatten. Wegen Einer Pfeife fremden Tabaks strafte der Hartherzige um 100 Thaler, und wer sie nicht zahlen konnte, den schickte er auf den Bau. Alles war im Lande verpachtet, alles theuer der vielen Mäkler wegen, welche sich für Geld privilegiren ließen u. s. w. Diesem Buben habe ich das Lebenslicht selbst ausgeblasen.

Aber ich will Sie nicht länger mit meinen Räuber-Geschichten aufhalten: nur muß ich Ihnen noch erzählen, wie ich gar Hauptmann der Bande geworden bin.

Ich fand an dem Räuberleben mit der Zeit nicht mehr so viel Strafwürdiges, als anfangs. Die Gewohnheit machte, daß die Frevel mir als Kleinigkeiten, nicht selten sogar, als rechtliche Handlungen vorkamen. Alle unsre Leute waren auch gesezte und ordentliche Leute, welche sich keinen groben Excessen überließen, und mir folglich das Leben unter ihnen nicht verhaßt machten.

Einst wurde ein Haufen von uns, der sechs Mann stark war, und wobey ich mich selbst befand, von einem Haufen Reuter angegriffen. Wir sahen keine andre Möglichkeit, durchzukom-

men, als die, uns durchzuschlagen. Wir thaten es, aber unser Grimm bekam eine tödtliche Wunde. Die Reuter wurden abgetrieben, und drey von ihnen blieben auf der Stelle. Wir ließen sie liegen, und schleppten unsern Hauptmann nach der Höle, wo aber alle Hülfe vergebens war: denn er starb, nachdem er der Gesellschaft gerathen hatte, mich zu ihrem Hauptmann anzunehmen.

Wir begruben unsern Grimm des Nachts im Walde weit von unserm Aufenthalt, und jeder bedaurte ihn, weil er ein Mann war, der niemand von uns beleidigte.

Einige Tage nachher kam die ganze Gesellschaft zusammen, und wählte mich einstimmig zu ihrem Hauptmann. Ich protestirte zwar sehr wider diese Ehre; aber meine Brüder wollten nicht abgehen, und ich mußte Hauptmann einer Räuberbande werden. Ich habe nachher oft meine Betrachtung über mein Schicksal gehabt. Als Offizier in Preußischen oder Französischen Diensten hätte ich mich sehr glücklich geschäzt, wenn ich hätte Hauptmann werden, und eine Compagnie erhalten können. Nun sollte mir dieß

Loos zu Theil werden unter Räubern: und ich wollte nicht.

Unter meinem Kommando fiel wenig vor; denn der damalige harte Winter hinderte uns, viele Streifereyen vorzunehmen. Wir waren indeß mit Allem sehr wohl versehen und blieben also meistens in der Höle. Die Zeit vertrieben wir uns damit, daß wir einander erzählten, was wir gesehen, gehört und selbst erfahren hatten.

Unter andern erzählte einer von der Bande, daß er ehemals bey den Zigeunern gewesen sey. Ich erkundigte mich nach der Lebensart dieser Leute, und erfuhr, daß es rohe, wüste Leute wären, welche vor aller Arbeit einen Abscheu haben, und sich daher durch allerhand Kunstgriffe zu nähren suchen. Die Männer arbeiten doch oftmals noch etwas, schnitzeln Pfeifenköpfe, Hunde, Bären u. dergl. Die Weiber aber laufen blos herum, sagen die gute Wahrheit, und helfen dem Aberglauben. Da aber das gute-Wahrheit-sagen nicht immer so viel einbringt, als sie zu ihren Bedürfnissen brauchen: so legen sie sich nebenher aufs Gansen und aufs Betteln. Sie fallen zwar selten Leute auf

der Strasse an; oder wenn sie dieß auch thun, so hat man doch noch nicht gehört, daß jemand von einem Zigeuner wäre ermordet worden. Das Langerzählte bey den Diebereyen der Zigeuner soll dieß gewesen, daß sie sogar Kinder stehlen. Als ich noch [illegible] war, sagte der Erzähler, stahl eine Frau von der Bande auf dem Dorfe Dambach ein kleines Mädchen. Die Wärterin desselben sollte es auf der Landstraße gefunden haben. Das Kind wollte dereinst Kunststücke lehren, geriath aber mit einer andern Zigeunerin in die Hände der Bauern zu Krumstädt. Nachher soll ein gewisser Major von Wolfstein das Kind und die Frau zu sich genommen und es recht gut erzogen haben.

Sie können denken, wie wichtig mir diese Nachricht war. Ich erkundigte mich nochmuer, und fand nach allen Umständen, daß das gefundene und nachher gestohlne Kind kein anders seyn müßte, als das meines Bruders, oder Sie, lieber Neffe. Ich entdeckte mich dem gewesenen Zigeuner, und dieser versprach mir, mit an Ort und Stelle zu reisen, um die Sache genauer zu untersuchen. Ich überließ also die Aufsicht über die Bande einem Andern, kleidete

mich und ihn anständig um, und so ging unsere Reise vorwärts. Anfänglich reiseten wir des Nachts und zu Fuße, da nämlich, wo wir Verdacht fürchten mußten; nachher aber nahmen wir Extrapost und langten glücklich in Dambach an. Ich erfuhr alles nach Wunsch, wenn gleich mit einigen Veränderungen, und erfuhr obendrein, daß der Mann des Weibes, die das Kind, oder Sie, gestohlen hatte, zu Colchis lebe, ließ folglich auch diesen gerichtlich vornehmen, und versäumte überhaupt von allem nichts, was mir irgend einen Beweis liefern konnte, um vor jedem Gericht Ihre legitime Geburt und dadurch Ihr Recht auf die Güter Ihres Vaters zu erhärten. Hierauf kehrte ich nach der Bande zurück, und schickte Kundschafter nach Potu, wo, wie ich erfahren hatte, Sie sich damals aufhielten. Ich vernahm aber, daß Sie in Mollhusen den Advokaten machten, wollte nun selbst dahin, aber ich fand Sie bey den Werbern. Das Uebrige wissen Sie alle.

Es war Ihnen also schon zu der Zeit bekannt, lieber Onkel, fiel Wolfstein ein, daß ich Ihr Neffe war?

Scherer: Allerdings: aber ich wollte Ihnen noch nichts entdecken. Ich wollte erst von den Räubern los seyn. Auch dieses veranstaltete ich nach und nach, würde aber doch noch länger haben bleiben müssen, wenn nicht ein Umstand die Gesinnungen aller unsrer Gesellen geändert hätte. Einige von ihnen griffen ohnweit Darmstadt die Post an. Zweye wurden ertappt, und an dem Orte, wo sie den Raub hatten vollführen wollen, aufgehenkt. Ich nahm Gelegenheit, allen meinen Leuten die gefährliche Lage vorzustellen, worin wir alle schwebten. Wir haben genug, fuhr ich fort, um in der Welt leben zu können. Dieses Leben kann doch auch nicht ewig dauern; und Galgen und Rad warten auf uns, wenn man uns dereinst entdeckt und auffängt. Das Vernünftigste ist daher, daß wir unsern Vorrath an Habe theilen und auseinander gehen. Keiner darf den Andern mehr kennen, wo er ihn auch treffen sollte.

Dieser Vorschlag fand Gehör. Wir gingen auseinander, und das Lezte, was wir noch thaten, lieber Neffe, war Ihre Befreyung aus Pilla?

Jezt, Theuerſter, haben Sie meine ſeltſame Geſchichte gehört, die aber nicht darf aus Ihrem Munde kommen, ſo lange ich lebe: denn da mich, als Räuber, hier Niemand kennt, da man ſogar in Deutſchland keine Gewißheit davon hat: ſo wäre es Thorheit, wenn wir uns ſelbſt verrathen wollten.

Wolfſtein: Sie gehen aber doch wieder mit nach Deutſchland?

Scherer: Nein, lieber Vetter: ich gehe nach Nordamerika. Deutſchland und Europa überhaupt haben keinen Reiz für mich, und erinnern mich durch Jahreszeit, Namen, Benennungen und dergleichen an gar zu fatale Hiſtorien.

In Amerika werde ich mich bemühen, ſo viel Gutes zu thun als ich kann, um einigermaßen wieder gut zu machen, was ich in Deutſchland verbrochen habe. Das Geſpenſt meiner Gräuel wird zwar auch dahin mich begleiten, aber es wird mir dort doch weniger hart zuſetzen, als im Vaterlande. Hier alſo, lieber Neffe, haben Sie alle Briefſchaften, welche Ihnen nöthig ſeyn können, um Ihre Anſprüche an die

Güter Ihres Vaters geltend zu machen. Uebermorgen geht ein Schiff nach Boston ab, und dann adjö Vaterland, adjö Hammer, adjö Neffe! —

Wolfstein gab sich alle Mühe, seinen Onkel zu bereden, in Europa zu bleiben, aber seine Vorstellungen waren alle fruchtlos. Ich werde Ihnen dann und wann schreiben, sagte Scherer, und da erfahren Sie doch, was ich mache! Hammer bleibt ohnehin bey Ihnen, und leitet Sie, wenn's nöthig ist, mit seinem Rath. Dieß Muster müssen Sie zu erreichen suchen, aber mir dürfen Sie es nicht nachmachen. Gesetzt auch, die Menschen handelten noch schlechter gegen Sie, als sie schon gethan haben: so sind Sie doch nicht berechtiget, die Ruthe selbst in die Hand zu nehmen, um die Frevler zu bestrafen. Ich fehlte sehr, aber Gott sey Dank, ich sehe das ein, und will mich bessern. Ich fehlte aus Irrthum, aus Stolz, aus Furcht und aus falschen Vorstellungen von den menschlichen Dingen. Hätte ich immer die Dinge nach der Wahrheit betrachtet: so hätte ich nie das Kloster überfallen, nie mich zu den Räubern gesellt nie geglaubt, ein Recht zu haben

auf das Leben und die Güter Andrer. Aber so — doch genug für Sie!

Wolfstein sah einige Tage nachher seinen Onkel abfahren, und war so voll Wehmuth, daß weder Hammer, noch Vogt ihn trösten konnten.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Wolfstein noch immer nicht gewitzigt!

Wolfstein war nun ernstlich bedacht, die Erbfolge nachzusuchen, die ihm von seinem Vater zukam. Hammer billigte dieß sehr, und rieth ihm, sich gleich an die Gerichte zu Bielkirchen zu wenden; aber er wollte lieber erst den Weg der Güte versuchen. Hammer schüttelte den Kopf, und meynte, auf die Art werde er nichts herausbringen. Aber Wolfstein ließ sich nicht irre machen: es ist immer mein Onkel, sagte er, dem ich gewissen Regard und Ehrfurcht schuldig bin, den ich also nicht gleich

gerichtlich angreifen mag. Hammer gab endlich nach, und ließ ihn abreisen; er selbst aber blieb in Amsterdam, um seine durch viele Strapatzen verdorbne Gesundheit völlig wieder herzustellen.

Wolfstein kam nach Vielkirchen, stieg zu einem Gasthofe ab, und erkundigte sich nach dem Aufenthalt seines Onkels. Man sagte ihm, daß er eben jezt sich in der Stadt aufhalte. Er ließ sich hinfahren und wurde sehr artig aufgenommen, da er sich nicht als Herr von Scherer, sondern als Wolfstein hatte melden lassen. Sein Onkel war außerordentlich höflich, noch höflicher die gnädige Frau und die Fräulein Töchter: denn diese vermutheten, der fremde Herr mögte so ein Stück von Frever seyn.

Unser Mann aber suchte Gelegenheit, mit dem Baron selbst unter vier Augen zu sprechen, fand sie bald und entdeckte sich. Wie versteinert stand der Baron da, und konnte kein Wort hervorbringen. Gegen die Gültigkeit der Zeugnisse wußte er nichts einzuwenden, nur meynte er, nachdem er sich vom ersten Schreck erholet hatte, daß er im Besitz der Güter sey, und nicht herausgeworfen werden dürfte.

Wolfstein fand diese Einwendung sonderbar, und erklärte, daß er sich an die Obrigkeit wenden müßte, wenn der Herr Onkel nicht binnen acht Tagen einen Weg ausmitteln würden, wodurch beyden Theilen Genüge geschehen könnte.

Ich will Sie nicht vertreiben, bester Onkel, sagte der Gutmüthige: geben Sie mir nur meinen Stamm-Namen wieder, und nur einen Theil meiner väterlichen Güter, die ich doch ganz fodern könnte.

Der Herr Onkel versprach, sich auf Mittel besinnen zu wollen, und bath sich aus, daß Wolfstein von der Sache noch schweigen mögte.

Darüber vergingen nun acht und vierzehn Tage, und noch mehrere. Wolfstein drang täglich in seinen Onkel, aber dieser hatte täglich neue Ausflüchte. Endlich fing er den Proceß wirklich an, beging aber die Thorheit, daß er keinen Advokaten annahm, die Richter nicht bestach, und der Mätresse des Bischofs keine Präsenter machte, wie sein Onkel. Die Beweise von Wolfsteins Seite waren indeß zu klar, als daß man ihn hätte können durchfallen lassen. Also eröffnete man den Weg zur Güte und zum Vergleich, und die Hauptpunkte waren folgende:

1) Wolfſtein ſoll künftighin befugt ſeyn, ſich zu ſchreiben Freyherr von Scherer, genannt Wolfſtein.

2) Die Hälfte der Güter, welche gegenwärtig ſein Onkel in Beſitz hat, ſoll Er beſitzen.

3) Da aber beſagter Herr Onkel gewaltig verſchuldet iſt: ſo ſoll der Herr Baron von Scherer, genannt Wolfſtein, dieſe Schuld mit bezahlen, und zu dieſem Behuf 80,000 Gulden gerichtlich niederlegen.

4) Da es nicht erlaubt iſt, daß ein Landsſtand des Bisthums Vielkirchen einer andern, als der Römiſch-katholiſchen Religion zugethan ſey: ſo wird erfodert, daß der Herr Baron ſich dazu bekenne, ehe Er noch die Güter antreten kann.

5) Wird Er ſich gefallen laſſen, die zweyte Fräulein Tochter ſeines Herrn Onkels zu heyrathen.

Wolfſtein verwarf den vierten und fünften Artikel dieſes Vergleiches geradehin, ſchränkte den dritten ſehr ein, ob er gleich die gefoderte Summe baar hatte; war aber mit den beyden erſten zufrieden.

Der Proceß ging nun weiter fort. Wolfstein kehrte nach Amsterdam zurück, nachdem er einem Sachwalter zu Vielkirchen seine Sache überlassen hatte. Hammer war mit der Lage der Dinge gar nicht zufrieden, und Wolfstein war so sehr über die läppischen Prätensionen der Herren zu Vielkirchen aufgebracht, daß er sich beynahe entschloß, Alles fahren zu lassen.

Aber, sagte Hammer, warum wollen Sie denn nicht katholisch werden? Ich dächte, dieß könnten Sie mit gutem Gewissen, um jene Rechte wieder zu erlangen, die Ihnen von Ihrem Vater zukommen. Wäre Ihr Vater in seinem Stande geblieben: so würden Sie ja doch jezt katholisch seyn!

Wolfstein: Ich würde es auch thun, mein Freund, wenn ich nicht Hoffnung hätte, meine Geliebte noch zu finden, und meine Erbschaft im Fürstenthum Colchis zurück zu erhalten. Es scheint mir auch unwürdig, daß die Gerichte zu Vielkirchen mich zur Religions-Aenderung durch Rabulisterey bewegen wollen. Genug, ich thue es nicht, und sollte ich von der ganzen Erbschaft auch nichts zu hoffen haben.

Nein, sagte Hammer, die wollen wir schon herauskriegen, gesezt auch, wir müßten ans Reichsgericht selbst gehen.

Wolfstein hatte seinem Freund Vogt die Gefangenschaft und die traurige Lage entdeckt, worin dessen Schwiegervater sich befand, und dieser beschloß, dem Unglücklichen zu helfen, und ihn aus dem Gefängniß zu erretten. Er schrieb also an den Rath Nickel nach Colchis, schickte Banknoten mit, und bath ihn, seinen Schwiegervater dafür befreyen, und ihn dann gerade nach Amsterdam fördern zu wollen.

Die Schuld des alten Krazius, um deren willen er saß, war nicht sehr groß; folglich blieb noch von der an Nickel überschickten Summe so viel übrig, daß er sich kleiden und nach Holland reisen konnte.

Als er ankam, legte Vogt das ächte Testament des Majors von Wolfstein vor, ließ Zeugen hinzukommen, und das Testament von seinem Schwiegervater, als das einzig-wahre anerkennen, und den Betrug, der damit war vorgenommen worden, wie auch die Unterschiebung eines falschen Testaments bekräftigen.

Nun können Sie Ihre Erbſchaft im Fürſtenthum Colchis ohne Schwierigkeit antreten, ſagte Vogt. Reiſen Sie alſo jezt hin mit Herrn Hammer, und betreiben Sie von dort aus Ihren Proceß zu Vielkirchen.

Hammer und Wolfſtein machten Anſtalt zur Abfahrt; aber noch ehe ſie fertkommten, kam ein ſehr artiger junger Mann an, der mit Wolfſtein allein ſprechen wollte.

„Ich heiße, ſagte der junge Mann, Baron von Pope, und ſtehe im Begriff, mich mit der älteſten Tochter Ihres Herrn Onkels zu Vielkirchen zu verbinden. Die Güter des Barons ſind, wie Sie wiſſen werden, alle ſehr verſchuldet, und ich glaube, wenn man ſie auch verkaufte, ſo würde doch nicht ſo viel herauskommen, als die Tilgung der ungeheuren Schulden ausmacht. Sie haben mit der Hälfte der Güter wollen zufrieden ſeyn, und haben noch eine anſehnliche Summe dazu bezahlen wollen. Wie wäre es, wenn Sie auf dieſe Güter Verzicht thäten, und ſich etwas Beſtimmtes dafür zahlen ließen? Ich gebe Ihnen 50,000 Gulden gleich baar. Als Proteſtant, können Sie die

Güter ja doch niemals besitzen; und katholisch mögen Sie wohl auch nicht werden wollen.

Wolfstein ging den Vergleich ein, so sehr sich auch Hammer nachher widersezen mogte. Der fremde Herr von Pepe übereilte ihn, ließ das Instrument aufsetzen, zahlte die 50,000 Gulden auf einem Brete hin, und borgte nun von dem bezahlten Herrn Vetter tausend Gulden, um die Rückreise machen zu können, und für seine Braut Verschiednes in Amsterdam einzukaufen.

Einige Tage nach gemachtem Vergleich — der Baron Pepe war mit Vollmachten hinlänglich versehen — meldete der Vielkircher Advokat unserm Wolfstein, daß auf seinen Betrieb der summarische Proceß statt gefunden habe, und daß nun die Sentenz dahin ausgefallen sey, daß Wolfstein seine Güter alle, so wie sie ehemals sein Vater gehabt habe, besitzen solle, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, katholisch zu werden. Wollte er aber dieß nicht, so sollte er zwar vom Besitz der Güter ausgeschlossen bleiben; aber sein Onkel solle alsdann gehalten seyn, ihm die Güter abzukaufen, und zwar mit der Summe von 400,000 Gulden.

Ha, ſagte Hämmer: ſehen Sie, wie vor-eilig Sie den Vergleich gemacht haben?

Nun, nun, ſagte Wolfſtein: geſchehen iſt geſchehen! Ich bin doch froh, daß es meinen Verwandten bleibt: ich habe ohne das genug!

Das iſt alles gut! Aber Sie ſind betrogen worden; und betrogen werden, iſt allemal unangenehm. Laſſen Sie uns nur jezt nach Colchis reiſen, um Ihre Foderung an den Baron Waldmann gelten zu machen.

Wolfſtein zahlte ſeinem Freund Vogt, was er ihm ſchuldig war, ließ ſich vom alten Krauſus Unterricht geben, wie er dem Waldmann am beſten zu Leibe gehen könnte; und ließ alles einrichten, um nach Colchis abzufahren. Aber eben wie unſre Herren einſteigen wollten, erhielt Wolfſtein einen Brief von Baron Pope aus Bielkirchen, des Inhalts: daß da nunmehr aller Proceß, alle Klagen und Einreden durch den eingegangenen Vergleich aufgehoben wären: ſo fielen die Gerichtskoſten nun beyden Theilen zu, und müßten kompenſirt werden. Es beliefen ſich aber die wirklichen Gerichtskoſten auf

	999 fl. 2 gr. 3 pf.
Die Gebühren für die Advokaten	948 « 5 « 3 «
Die für den Gerichtsboten	24 « 3 « 1 «
Summa:	1971 fl. 10 gr. 8 pf.

Auf Ihre Seite fallen hiervon, fuhr der Herr Briefschreiber fort, 985 fl. 17 gr. 4 pf. Da Sie mir nun 1000 fl. zur Rückreise geborgt haben; ich aber die obigen Kosten allein auslegte: so kommen Ihnen annoch 14 fl. 6 gr. 8 pf. zu, welche ich die Ehre habe, Ihnen hiermit zu übermachen. — Das mag ein allerliebster Herr Vetter seyn! sagte Hammer. Wolfstein lächelte etwas bitter, entrunzelte aber seine Stirn bald, und stieg nebst Hammern in den Wagen. Wenn's wieder einmal schief geht, Herr von Wolfstein, rief Vogt ihm im Wagen nach: so kommen Sie nur immer wieder zu mir! So lange ich lebe, unterstütze ich Sie gewiß. Nun Gott empfohlen!

Auf der Reise begegnete unsern Reisenden Verschiedenes, womit ich aber meine Leser nicht aufhalten will. Sie kamen glücklich in Cobis an, und Wolfstein überlieferte, dem alten Rath Nickel alle seine Briefschaften. Der

ehrliche Mann durchging sie genau, und versprach den besten Ausgang.

„Wenn nur, sagte Wolfstein, Niemand dadurch unglücklich wird!

Nickel: Wie verstehn Sie das? Durch einen gerechten Proceß wird man nicht unglücklich.

„Wolfstein: Ich meyne, wenn nur Waldmaus nicht ganz dadurch ruinirt wird.

„Nickel: Freylich wird er das! Waldmaus muß Ihre Güter herausgeben, und dann ist er geliefert, „Er hat ja sonst nichts!

Wolfstein: Das sollte mir doch leid thun!

„Nickel: So? Weswegen? Gehören denn die Güter ihm? Hat er sie Ihnen nicht gestohlen? Wenn aber der Dieb wieder herausgeben muß, was er gestohlen hat: wer kann das Unrecht finden!

Wolfstein mußte dieß alles zwar zugeben, aber er beschloß dennoch, der Familie Waldmaus unter die Arme zu greifen: denn durch ihn sollte sie nicht zu Grunde gehen. Darum suchte er auch hier erst den Weg der Güte einzuschlagen; aber Waldmaus wollte durchaus nicht, weil er gewiß glaubte, das ächte Testament des Majors sey lange vernichtet. Also

mußte die Sache vor Gericht schon betrieben werden, und wurde auch so gut betrieben, daß Wolfstein innerhalb acht Wochen in völligem Besitz seiner Güter war. Waldmaus mußte räumen, und war froh, daß Wolfstein ihm jährlich 500 Thaler zusicherte, welche er bis an das Ende seines Lebens ziehen sollte. Da er aber bey dieser Pension keinen Wein mehr im Uebermaße trinken konnte: so fiel er durch ein übermäßiges, unverdauliches Gericht Krebse in eine Krankheit, und starb daran, ohne von irgend einem Menschen bedauert zu werden.

Kaum war unser Held zu Lindenbach eingezogen, so liefen alle Adliche und andre Honoratioren haufenweise hinzu, ihre Aufwartung zu machen, und ihren Glückwunsch abzustatten. Aber so wenig Wolfstein auch von Andern übel zu denken gewohnt war: so fand er doch lauter Verstellung in diesen Segenswünschen und beantwortete sie nur obenhin. Er erinnerte sich, wie einfach und still der Major Wolfstein gelebt hatte, und entschloß sich, eben so zu leben, ohne auf die Urtheile der Nachbarn zu achten. Eben deswegen machte er auch keine Gegenvisiten; und wurde er darüber zur Rede gesezt, so

entschuldigte er sich mit den häufigen Geschäften, die ihn nöthigten zu Hause zu bleiben.

Weit herzlicher aber empfingen ihn seine Unterthanen. Diese waren bisher von dem schinderischen Waldmaus fürchterlich geplakt worden, so daß das Dorf beynahe aus lauter Bettlern bestand. Ueberhäufte Frohndienste und unaufhörliche, übermäßige Abgaben hatten die armen Leute gänzlich ruinirt. Sie waren tief in Schulden gerathen, und mit Leib und Seele gehörten sie den Wucherern zu Colchis zu.

Wolfstein nahm sich seiner Unterthanen wie Vater an, sogar gegen die Wucherer; und da der Fürst Moritz diesem Gesindel auch von Herzen gram war: so war er auch im Stande, sie gegen diese schändliche Brut zu schützen. Mitunter hatte er auch seine Freude, wenn er so einen abscheulichen Gast konnte hänseln lassen.

Zu Colchis war ein gewisser, reicher Filz, der ehemals als Offizier gedient, aber wegen seiner großen Lächerlichkeit den Abschied bekommen hatte. Dieser Mensch war so niedrig geizig, daß er sogar seine Käse und Butter selbst auf dem Markte kaufte, und ärger, als ein Hö-

kerumb both und feilschte. Man hieß ihn wegen dieser und andrer lächerlichen Dinge, die er an sich hatte, blos den Hauptmann von Capernaum, und lachte, wenn man ihn auf der Straße reiten oder gehen sah, überlaut. Aber alles dieß rührte ihn nicht: denn er sah, wie sich sein Geld täglich mehrte, und das war ihm genug.

Einem Bauern zu Lindenbach hatte dieser heillose Filz funfzig Thaler geborgt gegen wahre Judenzinsen. Der Bauer trug diese Zinsen jedesmal richtig ab, aber damit war Hauptmann von Capernaum noch nicht zufrieden: er suchte noch mehr Vortheil von seinem Capital zu ziehen. Er ritt fast alle Wochen ein oder mehrmals zu dem Bauern hinaus, ließ sich aufwarten, aß Milch, Butter, Käse u. dgl., brachte öfters Gesellschaft mit, und nahm nicht selten dieses oder jenes noch mit nach Hause. Der Bauer schrieb jedesmal auf, was der gnädige Hungerschlund verzehrt hatte; und als Wolfstein die Güter antrat, war eben die Rechnung des Bauern so hoch gestiegen, als das Capital des reichen Harpax stand. Die Zinsen blieben von da an aus, der Haupt-

mann von Capernaum klagte, der Bauer wurde gefodert, legte seine Gegenvorstellung ein, und erhielt, wie billig, Recht. Der Hauptmann verklagte unsern Wolfstein zu Colchis beym Fürsten; aber Moritz bestätigte Wolfsteins Urtheil, und der Filz war geprellt. *) Freilich war der Ausspruch Wolfsteins und des Fürsten den Regeln des Civilrechts nicht angemessen, aber jeder ehrlich Denkende fand denselben billig.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Wolfsteins Aufenthalt auf seinen Gütern.

Gern wäre Wolfstein jezt durch alle Welt gereiset, sein Gustchen aufzusuchen; aber die Nothwendigkeit, seine Güter zu verbessern, und

*) Ein ähnlicher Spaß widerfuhr vor einiger Zeit einem eben so geizigen Wucherjuden in einer angesehnen Stadt von einem Barbier, und dann von einem medicinischen Doctor, worüber die Leute noch sehr rechtschaffen lachen.

seine Unterthanen in einen behaglichern Zustand zu versetzen, hielten ihn noch zurück. Der redliche Hämmer freute sich, als er merkte, daß Liebe und Pflicht bey seinem Eleven gegen einander kämpften, und daß doch Leztere die Oberhand behielt.

Oft unterhielten sich beyde Freunde über diesen Gegenstand. Hammer behauptete, Gutchen würde sich gewiß von selbst finden: denn, sagte er, wenn auch schon tugendhafte Seelen Ursache zu haben glauben, mit einander zu zürnen: so finden sie sich doch endlich wieder, und alsdann ist ihre Vereinigung um so viel herzlicher. Wolfstein seufzte und schwieg. Um aber den Schmerz der Trennung desto leichter zu ertragen, wendete er alle seine Zeit und alle seine Bemühungen auf die Verbesserung seiner Güter und seiner Bauern.

Der Justizarius zu Lindenbach war, wie Viele seines Gleichen, ein Mensch, welcher die Bauern aussog, alle Processe begünstigte, alle Klagen anhörte, Ellen-lange Protokolle über die geringste Kleinigkeit führte, und in einer Sache, welche auf einmal abgethan werden konnte, zehn Termine ansagte.

Diesem Justitiarius, Namens Schleicher, gab Wolfstein den Abschied. Aber der Rechtsverderber war von der fürstlichen Regierung zu Colchis konfirmirt; und so beschwerte er sich bey ihr. Fürst Moritz ließ sich indeß die Gründe vorlegen, warum der Justitiarius war verabschiedet worden, und fand sie zureichend, und verboth demselben sogar sein Land. Denn, sezte er hinzu, schurkische Beamten, Advokaten und wie diese weiter heißen, sind unbesserlich.

Ein gewisser Kandidat der Theologie, welcher wegen seiner schlechten Sitten alle Hoffnung, eine Pfarre zu erhalten, verloren hatte, hielt sich auch zu Lindenbach auf, und praktizirte zugleich in der Juristerey und in der Medicin. Er machte den Bauern alle Suppliken, Libelle und Defensionsschriften, schrieb ihnen alle Briefe, und reißte oft nach Colchis, um da ihre Sachen mündlich zu vertheidigen oder anzubringen. Dabey verschrieb er auch Recepte gegen alle Krankheiten: denn er besaß Tissots Anweisung fürs Landvolk, Woyts Schazkammer, den barmherzigen Samariter und das filum ariadneum ad lectulos aegrotorum und solche

Werklein mehr. Der Kraisphysikus hatte sich zwar schon oft über den unberufenen Arzt beschwert; es waren auch schon Befehle gegen ihn ergangen; die Bauern aber hatten einmal Zutrauen zu ihm, und foderten immer seinen Rath, den er auch gegen ein ganz geringes Gratial gern mittheilte.

Wolfstein ließ den Mann zu sich kommen, und fragte ihn, womit er sich beschäftige? Der alte Kandidat Puff war offenherzig, und erzählte ihm seine ganze Lebensart. Ei, ei, sagte Wolfstein, sind Sie denn diesen Arbeiten gewachsen?

Puff: Was das Jus anbelangt, darin weiß ich so ziemlich fortzukommen; das ist aber auch weiter keine Kunst, wenn man nur gesunden Menschenverstand hat, und mit den Gesetzen nicht unbekannt ist: und dies ist, dünkt mich, so gar schwer nicht. Etwas Rutine setzt einen bald in den Stand, den Schikanen der Advokaten und Richter auszuweichen, oder zu begegnen. In der Medicin hingegen muß ich meine Unwissenheit bekennen.

Wolfstein: Und Sie kuriren doch?

Puff: Ich gebe solche Mittel, welche ich

für unschädlich halte. So machen es ja unsre meisten Aerzte, welche die Krankheiten oft nicht besser kennen, als ich.

Wolfstein: Aber Freund, warum mischen Sie sich denn in Dinge, die Sie nicht verstehen? Haben Sie sonst nichts gelernt?

Puff: Mit dem, was ich gelernt habe, komme ich nicht durch. Ich habe ehedem Theologie studiert; aber einige dumme Streiche, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, haben gemacht, daß ich niemals eine Pfarre bekommen konnte.

Wolfstein: Und sonst verstehen Sie nichts?

Puff: Bitte um Vergebung: ich habe in der Mathematik etwas gethan, und kann mich rühmen, die Meßkunst, die Baukunst und mehr dergleichen zu verstehen. Aber damit kann sich unser einer nicht nähren.

Wolfstein: Wissen Sie was? Ich brauche einen, der meine und meiner Unterthanen Felder in ihre gehörigen Gränzen bringt, und der die Risse zu Gebäuden macht, die ich aufführen will. Wenn Sie der Mann sind: so sollen Sie bey mir Ihr Brod haben.

Puff nahm den Vorschlag mit Freuden an,

gab seine Advokatur und seine mediciniſche Praxis auf, ward Geometer und Architekt, und machte seine Sachen ſo gut, daß Wolfſtein ihn einige Jahre nachher dem Fürſten empfehlen konnte, welcher ihn zum Landbaumeiſter ernannte.

Die Proceſſe seiner Unterthanen führte Wolfſtein alle selbſt: er war der einzige Juſtitiarius in seinem Gebiete, und Hammer war der einzige Aſſeſſor. Alle Sachen wurden erſt gütlich behandelt, und sehr selten kam die Affäre zu einem förmlichen Proceß. Dadurch wurde der Wohlſtand und die Friedfertigkeit der Unterthanen vermehrt und dieſe segneten ihren guten Herrn, der ihre Beutel vor den Klauen der Advokaten, Hoffiskale und Juſtizkommiſſarien ſicherte.

Der Paſtor Honeſtus, Wolfſteins ehemaliger Lehrmeiſter, ſtarb um dieſe Zeit, und die Bauern verlangten einen Andern, der die Gabe hatte, ſchrecklich auf der Kanzel zu ſchreien; ſonſt aber ein Erzgrützkopf war. Wolfſtein war nicht gewohnt, ſeinen Leuten gerade durch den Sinn zu fahren. Er ließ daher den Kandidaten eine Probepredigt halten,

welche den Bauern sehr gefiel: denn der Mann Gottes hatte die Qualen der Hölle, die Menge, die Gräßlichkeit und die Hartherzigkeit der Teufel, den unmäßigen Gestank, die Finsterniß, die Hitze und Kälte, die Kröten und Schlangen, den Pfuhl voll von Pech und Schwefel und die andern Raritäten, welche in dem Wohnhause des Beelzebubs zu finden seyn sollen, mit recht grellen Farben abgeschildert. Wolfstein war selbst mit in der Kirche gewesen, hatte aufmerksam zugehört, aber keine Mine des Beyfalls oder des Abfalls gezeigt.

Einige Tage nachher ließ er die Vornehmsten von den Bauern zu sich aufs Schloß rufen, und nachdem er sie hatte niedersitzen lassen, fragte er: Ob sie ihn für einen guten Gutsherrn, oder für einen Tyrannen hielten?

Ei nicht doch, schrieen die Bauern: Sie sind ja der beste Herr, den wir uns nur wünschen können, eben so gut, und wohl noch besser, als der Major: Gott hab' ihn selig!

Wolfstein: Nun dann Nachbar Kunz, wenn nun jemand öffentlich aufträte und mich für einen Tyrannen, Bauernschinder und schlechten Kerl ausgäbe: was würdet Ihr sagen?

Kunz: Den Kerl sollte ja der Henker holen! Einen rechtschaffnen Herrn muß man in Ehren halten.

Wolfstein: Ganz recht, Nachbar! Aber wir sind doch alle Menschen, haben alle unsre großen Fehler!

Kunz: Ja, das ist wohl wahr: aber wer mehr Guts an sich hat, als Böses, ist doch aller Ehren werth.

Wolfstein: Das ist wieder wahr! Bey alle dem können wir doch unsre Schuldigkeit nicht ganz thun.

Kunz: Sonst müßten wir ja unser Herr Gott selbst seyn: von dem heißt es in der Schrift: Niemand ist gut, denn der einige Gott.

Wolfstein: Schön gesagt, Nachbar Kunz! Gott allein ist ohne alle Mängel: er allein thut lauter Guts und niemals das mindeste Böse. Deswegen ist er auch aller Ehren werth, und der Mensch darf ihm nichts übels nachreden.

Kunz: Ei behüte! Das wäre ja Gotteslästerung, die nicht vergeben werden kann, weder in dieser noch in jener Welt.

Wolfstein: Nicht doch, Nachbar! Gott vergiebt alle Sünden, wenn der Mensch sich

bessert, und am ersten die Gotteslästerung, weil diese aus Dummheit und Unverstand herkömmt. Indessen ist es doch sehr unrecht, Gott übel nachzureden. Also hat der Kandidat den Sonntag auf der Kanzel auch sehr unrecht gethan.

Kunz: Wie denn so, gnädiger Herr? Der hat ja das Evangelium recht ausgelegt und aus Gottes Wort geprediget!

Wolfstein: Ja wohl hat er einige harte Sprüche, die er nicht versteht, angeführt, und erbärmlich darüber geplaudert. Glaubt Ihr Leute aber, daß es in der andern Welt so ist, wie der Mensch es ausgeschrieen hat? Wenn Gott strafen muß, so hat er des Teufels nicht nöthig, der mit glühenden Zangen die Verdammten zwicke. Alle Strafen müssen wenigstens gerecht seyn: die göttlichen aber müssen noch mehr seyn: sie müssen zur Besserung desjenigen abzwecken, der gestrafet wird. Wie kann aber das seyn, wenn der Mensch ewig, ohne alles Ende in der Hölle brennen und braten soll? Wie und wann kann er sich dann bessern?

Kunz: Das ist wohl wahr!

Wolfstein: Seht also, lieben Leute, da hat der Kandidat ungebührlich von Gott geredet;

und doch wollt Ihr ihn zu Eurem Pfarrer haben! — Hört Leute, wenn Ihr ihn mit Gewalt wollt: so will ich mich nicht widersetzen; aber das sage ich Euch, ich komme niemals in seine Predigten: denn der Mensch spricht Unsinn: und dergleichen Unsinn mag ich nicht anhören.

Kunz: Nun, wir wollen ihn denn nicht, gnädiger Herr! Denn wenn Sie nicht mit uns zur Kirche gehen: so hat es so keine Art, und es ist kein Glück und Segen bey uns! Und damit Sie's wissen, gnädiger Herr: Geben Sie uns einen Pfarrer, wie Sie glauben, daß er sich für uns schickt!

Das that Wolfstein, und gab seinen Leuten einen Prediger, der mit viel Kenntnissen und Geschmack das beste Herz verband, und ein wahres Muster der Geistlichkeit in jener Gegend ward. Einige Orthodoxen sahen ihn zwar für einen halben Ketzer an, weil er keine Perücke trug, seine Frau am Arm spazieren führte, und Romane und Komödien in seiner Bibliothek hatte. Aber er gab ihnen keine Gelegenheit, sein Uebergewicht drückend zu finden, und darum über seine Ketzerey loszuziehen; er lebte in Frieden mit ihnen, und bath sie nach der Reihe zu

Gevattern: und so hielten sie ihn denn nach und nach für einen guten Amtsbruder.

Auf die Erziehung der Jugend wendete Wolfstein sein vorzügliches Augenmerk. Der bisherige Schulmeister zu Lindenbach, ein gewesener Korporal, *) war ein fürchterlicher Orbilius, der den armen Knaben und Mädchen das Zeug eingerbte, dabey aber eine so abgeschmackte Methode hatte, daß die Kinder weiter nichts lernten, als die zehn Gebote, ich glaube an Gott Vater, und: Wasser thuts freilich nicht.

Wolfstein schaffte den abgeschmackten Burschen ab, versorgte ihn bey der Schäferey, wohin er sich besser schickte, und besezte die Stelle mit einem tüchtigen Manne, vermehrte aber auch dessen Besoldung, damit er nicht nöthig haben mögte, wie seine Vorfahren in Christo, Kör-

---

*) Friedrich, der Zweyte, der sonst so weise, einsichtige König, hatte doch noch das schädliche Vorurtheil, daß alte Korporale, Invaliden und andres Möbel dieser Art, sich zu Schulmeistern auf den Dörfern recht gut schicken. Er stellte deshalb Viele dergleichen an, und manche Schulen wurden dadurch in den Grund hinein verdorben. — Ich kann's nicht sagen, wie mir zu Muthe wird, wenn ich die Monarchen-Ansicht und Würdigung nur denke, die bey jenem Verfahren in Friedrichs Geiste zum Grunde lagen mußte! —

be zu flechten) Beſen zu binden, Leinwand zu weben, Wolle zu ſpinnen und bey den Bauern herum zu dreſchen.

Auf die Oekonomie legte Wolfſtein und Hammer ſich vorzüglich: denn beyde wußten, daß ohne vernünftige aufmerkſame Landwirthſchaft der Guts-Beſitzer und der Unterthan nicht beſtehen können. Er ſchaffte deswegen die beſten Bücher über die Oekonomie an, unterredete ſich mit den erfahrenſten Landleuten in der Gegend, und verſuchte von Zeit zu Zeit neue Dinge auf ſeinen Gütern. Schlug die Sache gut aus: ſo rieth er ſeinen Unterthanen es nach zu machen, und foderte durchaus, daß jeder Bauer ſoviel aus ſeinen Aeckern ziehen ſollte, als nach der Beſchaffenheit der Umſtände zu ziehen anging.

Weil aber alle Unterthanen ſehr verſchuldet waren: ſo ließ er ſich von jedem ein genaues Verzeichniß ihrer drückendſten Schulden einreichen, und zahlte ſie alle. Zur Sicherheit ließ er ſich das Vermögen des Unterthanen ſchätzen, aber nicht hypothekariſch verſchreiben: denn dieß hielt er für unnöthig. Dabey aber war er ſehr aufmerkſam auf den Zuſtand des Vermögens de-

rer, welchen er Geld vorgeſchoſſen hatte, und wartete nicht länger mit der Zahlung, wenn er ſah, daß ſein Schuldner im Stande war, die Schuld abzutragen.

Auf dieſe Art kamen die Bauern bald aus aller ihrer Noth und wurden unter die reichſten und wohlhabendſten in der ganzen Gegend gezählt.

Einige Juden, welche zu Lindenbach wohnten, und da ihr Weſen bisher zum größten Schaden der Landleute getrieben hatten, zogen weg, weil es nichts mehr zu wuchern und zu ſchachern gab, und weil keine Arme mehr da waren, welche ſich von ihnen häuten müſſen ſchächten laſſen.

Wolfſtein und Hammer waren keine Feinde derer, die anders dachten, wie ſie, beſonders in Abſicht der Religion; aber den Juden konnten ſie durchaus nicht leiden. Die Religion der Juden iſt in ihrem eignen Weſen ſataniſch, ſagte Hammer, das heißt, ſie befiehlt ihnen, jeden zu haſſen und zu verfolgen, der nicht ſo denkt wie ſie. Der größte Theil von ihnen würde alle Chriſten, Mahomedaner und Heyden von der Erde vertilgen, wenn ſie nur die Macht dazu haben ſollten. Da ſie dieſe aber nicht haben:

so thun sie, was in ihren Kräften steht, das heißt, sie betriegen und schänden die, welche in ihre Klauen fallen, und sind überzeugt, daß sie hieran nicht sündigen.

Aus ihren heiligen Büchern, oder vielmehr aus den Fratzen und Lügen der Rabbinen sieht man deutlich, daß ein Jude vor dem christlichen Richter falsch schwören darf. Ihre Verachtung gegen andre Völker übersteigt allen Glauben, weil sie sich allein für das auserwählte Volk Gottes halten, welches Gott zwar auf einige Zeit strafe, hernach aber wieder erheben und zum Herrn der ganzen Erde machen wolle. Diesen glücklichen Zeitraum erwarten die Meisten von ihnen mit aller Sehnsucht, und haben schon die Messer gewezet, womit sie die Kehlen der Gojim oder der Heyden, Mahomedaner und Christen abschneiden wollen. Kurz: alle wahre Juden sind unsre natürlichen Feinde; und daß diese Feindschaft nicht in helle Flammen ausbricht, verursacht unsre Uebermacht und die angebohrne Feigheit dieser Misanthropen.

Sie sehen daher, lieber Neffe, — fuhr Hammer fort — daß kein wohl eingerichteter Staat Juden dulden kann, wenn sie Juden,

das iſt Betrüger, Wucherer und Menſchenhaſſer bleiben wollen. Ich billige zwar nicht alles Verfahren gegen die Unglücklichen, und ſchaudre vor den Grauſamkeiten, die man in alten und neuern Zeiten an ihnen ausgeübt hat: indeſſen glaube ich doch, daß ein rechtlicher Regent, oder ein gut policirter Staat alle Mittel anwenden müſſe, dieſes Volk, wo nicht ganz wegzuſchaffen, doch nach Möglichkeit zu vermindern. Sie, lieber Neffe, können ſich für glücklich halten, daß dieſe Inſekten Ihr Gebieth verlaſſen haben.

Obgleich aber Wolfſtein die beſten Einrichtungen auf ſeinen Gütern machte, und obgleich der gute Erfolg davon jederman ſichtbar ward: ſo hätte er doch unter den Edelleuten in der Nachbarſchaft keine Nachahmer. Dieſe lebten fort, wie ſie bisher gelebt hatten, verpachteten nach wie vor ihre Güter, zogen ihre Unterthanen aus und ſteckten ſich ſo tief in Schulden, daß ſie endlich nicht mehr aus noch ein wußten. Ihre Söhne waren vor Armuth faſt alle genöthigt, Soldaten zu werden und als Freykorporale zehn und mehr Jahre von 12 Groſchen auf fünf

Tage zu leben. Ihre Töchter wurden alte Jungfern, oder Stiftsgänse: denn Niemand begehrte ihrer, weil keiner eine unwissende, stolze und impertinente Frau haben mogte.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Auch Augusta kömmt wieder!

Ein Jahr schon hatte Wolfstein auf seinen Gütern verlebt und jene Anstalten, dort suchen in Gang zu bringen, die im vorigen Kapitel beschrieben sind, als er folgenden Brief an seinen Oheim Scherer nach Philadelphia schrieb, den wir hier einrücken, um vom Nacherzählen ein wenig auszuruhen.

Mein theuerster Oheim,

Freuen Sie sich mit mir, bester Oheim! Freuen Sie sich, daß ich sagen kann, ich würde ganz glücklich seyn, wenn Sie nur in unserm Zirkel mit seyn mögten! Ja, mein Einziger, Sie nur fehlen uns noch: denn sonst haben wir alles. Hammer, mein zweyter Vater, lebt bey mir frisch und munter, und — o Gott — meine

Auguſte ruht in meinen Armen! Ihr Bruder iſt verſöhnt, und wohnt nicht weit von unſerm Gute. Was will, was könnt ich mehr haben wollen! Meine Unterthanen ſind froh, und mein Herz iſt ruhig. Doch ich muß Ihnen erzählen, wie ich zu dem Beſitz der Freundin meiner Seele gelanget bin.

Ich war eben von der Beſichtigung meiner Felder zurück gekommen, ſaß bey Hammer, und ſprach mit ihm über die Oekonomie. Auf einmal ſtürzt Carl, der Bruder meiner Geliebten, nebſt dem Commiſſär Vogt von Amſterdam herein. Ich ſtuze, und wußte nicht, ob ich mich freuen oder fürchten ſollte: denn Carl hatte mir einſt zu derb geſchrieben, und kam vielleicht, ſeine ſchriftlichen Vorwürfe nun mündlich fortzuſetzen. Aber er ſelbſt zog mich bald aus der Ungewißheit, indem er mich umarmte, und mich ſeinen Freund, ſeinen Bruder nannte.

Ich that Dir Unrecht, mein Lieber, rief er aus: zu Paris: damals argwöhnte ich, Du wärſt zur Verführung meiner Schweſter mit dem Herzog von Orleans einverſtanden; aber nun bin ich überzeugt, daß Du unſchuldig warſt. Wirſt Du mir vergeben?

Ich: herzlich gern! Ich wär ja gewissers maßen Schuld an Deinem Irthum: der Schein war ja wider mich!

Carl: Freilich war das; aber ich hätte besser untersuchen sollen. O, wie viel' Schwerzen hab' ich Dir und meiner Schwester dadurch zugezogen!

Ich: Das weiß Gott! Aber wo ist Deine Schwester?

Carl: Liebst Du sie noch?

Ich: Bis ans Ende meines Lebens, ja, ewig, ewig! Sag' nur: wo ist sie? Wo ist sie?

Carl: Du kannst sie bald sehen: sie ist in Colchis.

Ich: In Colchis? Auf dann und dahin! Laßt mich dahin! Wo treff' ich sie?

Carl: Sey doch nicht so hastig! Vernimm doch erst meine und meiner Schwester Geschichte!

Ich: Dazu ist immer hernach noch Zeit! Ich muß sie sehen.

Wirklich machte ich alle Anstalten zum Abfahren nach Colchis, und vergaß, meinen Freunden einige Erfrischungen vorzusetzen. Hammer lächelte und erinnerte mich daran. Ich war ungeduldig, mußte aber doch etwas geben, las-

sen. Indessen wurde der Wagen angespannt und mein Kurt berichtete mir, daß alles zur Abfahrt fertig sey.

Carl und Vogt lachten beynahe überlaut über meine hastige Emsigkeit. Es ist noch ein Plaz im Wagen übrig, sagte Vogt: da könnte meine Wenigkeit wohl mitfahren! Ich remonstrirte, daß er der Ruhe pflegen mögte. Auch gut, versezte er, und blieb bey Hammern. Carl und ich stiegen ein, fuhren rasch vorwärts; am Gasthofe will Carl trinken, steigt aus, pocht ans Fenster; ich sehe ihm nach, erblicke eine Fremde, schaue näher, und erkenne, wie es mir schien, meine Auguste.

Sie denken, mein Theuerster, wie mir zu Muthe ward! Ich stürzte mehr dem Wagen heraus, als ich ausstieg, taumle dann nach der Thüre des Gasthofs, und wirklich meine Auguste sank mir in die Arme. Wir hielten uns stumm umklammert. Carl stand gerührt neben uns, und nach einer kurzen Pause machte er uns merken, wie man hinzulief und uns begaffte. Kinder, sagte er, keine Liebe zur Schau! Ich denke, wir steigen wieder ein, und fahren zurück aufs Schloß zu Hammern und zu Vogt.

Das geschah. Hammer wußte um alles, auch Vogt; und beyde empfingen uns mit der herzigsten Theilnahme.

Welch glücklichen Tag erlebten wir nun! Auguste und ich konnten nicht satt werden, uns anzusehen; und erst den folgenden Tag, nachdem sich das Aufwallen vom Wiedersehen etwas gelegt hatte, erzählten wir einander unsre Geschichten. Die Reihe kam zuerst an mich, und die gute Guste zitterte bey den Gefahren die ich ausgestanden hatte. Carl ward dabey immer unruhig, und machte sehr oft die Bemerkung, daß seine Uebereilung allein an allen diesen Unfällen Schuld gewesen wäre.

Endlich fing Carl an, und er berichtete uns von seinen Schicksalen folgendes:

Er ging mit seiner Schwester über Luxemburg, wie Sie schon wissen, nach Deutschland. Auguste erkrankte, und Carl sah sich genöthigt, sie nach Spaa zu bringen, von wo aus er an seinen Vater schrieb. Der Brief kam zurück, und auf dem Umschlag war bemerkt, daß der Pastor Hollmann zu Niederwiesen schon seit einigen Wochen todt sey. Diese Nachricht schlug die guten Geschwister noch mehr

nieder; und Gustchen hätte gewiß ihren Leiden erliegen müssen, wenn ihre ungeschwächte, gute Natur, und die zärtliche Pflege einer jungen adlichen Dame, der Tochter des Edelmanns aus Niederwiesen, sie nicht unterstützt hätten.

Diese Dame war in der Gegend von Frankfurt am Main verheyrathet, und nachdem sie alle Schicksale ihrer ehemaligen Gespielin erfahren hatte, nahm sie die Verlaßne mit auf ihre Güter. Carl willigte leicht ein: denn auf diese Art hoffte er seine Schwester den Augen der Welt zu entziehen und dadurch zu verhüten, daß ich ihren Aufenthalt nicht entdecken mögte. Auch meine Geliebte, die trostlose Auguste, nahm den Vorschlag an, in der Hoffnung, daß der Umgang mit ihrer vertrauten Freundin, und der zerstreuende Aufenthalt an einem fremden Orte ihr krankes Herz heilen würden. Sie ging also mit der Frau von Sporr — so hieß die Dame — nach Mehlbach bey Frankfurt.

Carl begleitete sie dahin, und als er seine Schwester so wohl versorgt sah, eilte er nach Paris zurück, schrieb aber vorher von Metz aus an den Pastor Brauer seinen und seiner

Schweſter Vormund. In Paris traf er noch ſeinen Baron an, und bald darauf bereißten Beyde Italien, Spanien und England.

Indeſſen lebte Guſtchen ziemlich zufrieden bey der Frau von Sporr, und würde bey der guten Behandlung, die ſie von ihr erfuhr, gewiß ganz ruhig geworden ſeyn, wenn nicht das Geſpenſt — das Bild ihres Geliebten — ſie immer verfolgt hätte.

Die Dulderin machte inzwiſchen doch Aufſehen. Ihr intereſſantes Geſicht und ihr artiges ungezwungenes Benehmen, erwarben ihr Bewunderer, deren Einige ſie aber mit faden Schmeicheleyen verfolgten. Aber nicht alle waren von der Art: ein junger Arzt, welcher in dem Hauſe der Frau von Sporr freyen Zutritt hatte, wollte an ihr gefunden haben, was er ſuchte, und entdeckte ihr ſeine Abſicht auf ſie. Guſtchen wies ihn höflich ab; er aber wendete ſich an die Gnädige, und dieſe unterſtüzte ſein Geſuch aufs beſte. Die Angegangene vertheidigte ihre Weigerung; aber die Frau von Sporr fand in dieſer Vertheidigung keine Gründlichkeit; ſezte alſo ſtark in ſie, und zwar ſo ſtark, daß Guſtchen endlich erklärte, ſie würde das

Haus verlassen müssen, wenn man ihr ferner zusezte. Die Frau von Sporr sprach seit der Zeit kein Wort mehr für den Dokter, und dieser selbst seufzte und — schwieg.

Gustchen hatte indeß Gelegenheit, in dem Hause der Frau von Sporr ihren Geist immer besser auszubilden. Sie fand eine ausgesuchte Bibliothek vor; und da die Dame selbst vielen Geschmack besaß: so konnte sie meiner Geliebten recht gut Anleitung geben, nur Gutes zu lesen, und das Gelesene gehörig zu nutzen. Die Dame hatte Umgang mit den geistreichsten Männern in Frankfurt, mit einem Günderode, Holzhausen, Humbracht und andern Adelichen und Gelehrten; und dieser Umgang kam meiner etwas schüchternen Auguste sehr zu statten. Denn Sie müssen wissen, lieber Onkel, daß wohl schwerlich eine Stadt in Deutschland ist, wo der Adel besser gebildet, und der Ton der guten Gesellschaft sittsamer, unbefangener und edler ausfällt, als zu Frankfurt am Main. Leipzig und Berlin stechen dagegen noch immer ab: das eine zu kaufmännisch, das andere zu militärisch.

So denn gingen mehrere Jahre hin, bis endlich der gute Hollmann mit seinem Baren nach Paris zurückkam und da wie von ohngefähr den Ritter Meran antraf. Er wollte ihm beym ersten Anblick ausweichen, indem er ihn für einen Mann hielt, der an der Cabale gegen die Ehre seiner Schwester Theil genommen hätte. Aber der edle Ritter verfolgte ihn, nöthigte ihn zum Redestehen, und berichtete ihm den wahren Hergang der Sache, welchen er sogar mit einigen Zettelchen des Herzogs von Orleans bekräftigte.

Carl sah seinen Irrthum jezt stutzend und mit Reue ein, und eilte nach Deutschland zu seiner Schwester, und bewies ihr meine Unschuld unwidersprechlich. Wie froh ward das edle Mädchen, als sie ihren Franz wieder unschuldig sich denken konnte! Aber nun war die Frage: ob ich vielleicht für sie wohl nicht schon verlohren sey. Sie schrieben hier hin und dahin, wo sie glaubten, Nachricht von mir erhalten zu können. Endlich erfuhren sie meine ganze Geschichte. Carl schrieb also an meinen Oheim Hammer, und erkundigte sich nach mir und meiner Gesinnung gegen seine Schwester. Dieser antwortete, was

er wußte, nämlich: daß ich Guſtchen noch immer liebte, und niemals eine Andre lieben würde, geſezt auch, Guſtchen ſey für mich verlohren.

Als Carl und Guſtchen dieſe Antwort hatten, eilten ſie zu uns nach Lindenbach.

Ich habe zwar meinem lieben Hammer es übel deuten wollen, daß er mir von Guſtchens Exiſtenz kein Wort geſagt und die Nachricht von ihr über drey Wochen geheim gehalten hatte. Aber er gab mir zur Antwort, dieß ſey mit allem Fleiß geſchehen: er kenne ja meinen Brauskopf: ich würde ſofort Alles haben ſtehn und liegen laſſen, und in die Arme meiner Geliebten geflogen ſeyn. Sie ſind Oekonom und haben Unterthanen, mein Lieber, ſezte er hinzu: die müſſen nicht vernachläſſigt werden. Jezt iſt's ja ohnedem gut!

Ich konnte nun meinem Verlangen, meine herrliche Auguſte ganz zu beſitzen, nicht länger mehr widerſtehen, und vierzehn Tage nach ihrer Ankunft wurden wir getrauet.

Dieſes iſt der Ausgang unſrer beſtändigen Liebe, mein liebſter Oheim! Sie überzeugen ſich gewiß, daß ich glücklich bin, und wenn an

meinem und meines lieben Hammers vollständigem Vergnügen ja noch etwas fehlt: so ist es Ihre Gegenwart. Kommen Sie doch diß zu uns, und lassen Sie Amerika, wo es ist! Schreiben Sie mir ja bald, ob Sie meine Bitte erhören wollen! Aber was sage ich, meine Bitte! Es ist die Bitte meiner Auguste und meines Hammers. Ich dächte, Sie erhörten uns, und eilten in die Arme

Ihres

Wolfsteins.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Wolfstein stellt doch noch, was er war, — ein dummer Teufel.

Ein Mann, wie Wolfstein, konnte dem aufmerksamen Fürsten Moritz von Colchis nicht lange unbekannt bleiben. Die trefflichen Anstalten, welche er machte, wurden zu Colchis gerühmt, und auch jene Höflinge, welche ihm sonst nicht so recht wohl wollten, mußten

ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß kein Gutsbesitzer weit und breit ihm gleich komme. Einst sprach der Fürst in Beyseyn des alten Raths Rickel von Wolfsteins Einrichtungen. Rickel ergriff die Gelegenheit, und erzählte dem Fürsten Wolfsteins Schicksale, und setzte hinzu, daß er ihn persönlich kenne, und für den rechtschaffensten Mann halte.

Dieß war genug, unsern Helden dem Fürsten sehr zu empfehlen, um so mehr, da er wußte, daß der alte Rath Rickel niemanden lobte, der des Lobes nicht vollkommen würdig war.

Der Fürst, welcher gewohnt war, oft Reisen zu einem oder einigen Tagen ins Land, niemals aber eine Spazierreise zu einer Hetzjagd außer Landes zu thun, besuchte bald darauf unsern Wolfstein, und fand jezt Vieles, was ihm sehr gefiel. Wolfstein beantwortete alle Fragen des Fürsten ganz unbefangen, und freute sich, einen Herrn vor sich zu haben, der jede Wahrheit hören und verdauen konnte.

Der Fürst kehrte vergnügt zurück. Einige Tage hernach ließ er bey Wolfstein durch einen Beamten über verschiedne Verbesserungen

Erkundigung einziehen, und erhielt vollkommne Genugthuung.

Es verging kein Monat, wo nicht Wolfstein zum Fürsten wäre gerufen worden: alle Woche aber erhielt er einen Brief von ihm, dessen Beantwortung jedesmal zwey und mehrere nöthig machte.

Der Fürst Moritz war noch immer sehr beschäftiget mit der Verbesserung oder vielmehr mit einer gänzlichen Umschaffung seiner Länder, welche unter der Regierung seines Vaters des Fürsten Kilian und des Fürsten Friedrich Carls, seines Bruders, sehr waren zu Grunde gerichtet worden.*) Er war daher immer mit Rathgebern umzingelt, welche alle an der grossen Reform wollten Antheil haben. Kein Projekt wurde geradehin verworfen: alle wurden streng geprüft; und fand der Fürst und seine beystehenden Räthe, daß der Vorschlag nützlich und thunlich war: so machte man Anstalt, ihn auszuführen. Das Entgegengesezte ließ man liegen,

*) Man sehe die Annalen der Universität zu Schilda hin und wieder, besonders am Ende des ersten und dritten Bändchens.

dankte aber, um Keinen abzuſchrecken, dennoch dem Erfinder.

Um dieſe Zeit kamen Carl Kratz und der Hauptmann Degenſchen auch nach Colombo, und hofften, als Projektſchmieder, dort ihr Glück zu machen. Da wir Beyde ſchon kennen, ſo werden meine Leſer verzeihen, wenn ich Ihnen die Folge der Geſchichte dieſer Elenden auserzähle.

Carl Kratz hatte, als Menſchen-Mäkler, ſeine Sachen in Holland ſo arg gemacht, daß die Indiſche Kompagnie für gut fand, ihn wegzujagen, nicht, als wenn ſie die Schurkereyen des Buben, wodurch er manchen Menſchen in Sklaverey geſtürzt hatte, mißbilliget hätte, ſondern weil der Bube nie Geld genug bekommen konnte, ſeinen Ausſchweifungen in Saus und Braus zu fröhnen. Die Indiſche Kompagnie konnte die Sache wohlfeiler haben, und jagte ihn von dannen. Kratz ſchwärmte nun herum, bis ſein Geld alle war; dann ging er unter die Soldaten und kam nach Pilla unter die Compagnie des Hauptmanns von Degenſchen.

Dieſen lernte er bald kennen, aber auch deſſen Frau, deren ſträflicher Umgang mit dem

Prinzen von Braunram endlich das Gespräch der Stadt und der ganzen Gegend war. Kratz machte sich die Bekanntschaft zu Nutze. Bey dem Herrn spielte er den Pläsirmeister, bestellte die Sauf- und Spiel-Gelage, und führte ihm feile Nymphen in die Arme. Bey der Frau war er Messager d'amour, trug die Billette zum Prinzen und brachte die Antwort zurück. Der Herr merkte zwar, daß Kratz auch die Frau bediente, und der Frau waren die Dienste nicht unbekannt, welche er dem Herrn leistete. Aber beyde kümmerten sich nicht viel um einander: und so blieb Kratz immer in einer sehr behaglichen Lage.

Endlich erhielt er gar den Thorpaß, verdiente Geld durchs Spielen in den Dorfschenken, durfte saufen und dumme Streiche machen, ohne daß ihm jemand das allergeringste gesagt hätte. Feldwebel und Unteroffiziere fürchteten sich vor ihm, und thaten ihm nichts, damit er sie nicht anschwärzen mögte. Alle seine Kameraden hofirten ihm, als dem Liebling des Hauptmanns. Darüber brüstete sich der Bube und neckte jeden, wie er wußte und konnte.

Indeſſen geſchah es, daß der Prinz zu einem andern Regi[illegible] — ſeiner zu Villa vorgenommenen dummen Poſſen wegen — verſetzt wurde. Allein aber wollte er nicht abziehen: die Madam von Degenſchen ſollte ihn begleiten; und dieß ging auch an: denn Madam erhob einen Scheidungsproceß gegen ihren Herrn Gemal, der Prinz unterſtützte ihn, und das Conſiſtorium fuhr zu und ſchied. So denn war Madam frey, und konnte dem Prinzen nachfolgen. Viele verheyrathete Frauenzimmer in ganz Villa beneideten ſie, und wären gern an ihrer Stelle geweſen, ob ſie gleich in allen Winkeln gar arg über ſie herfuhren, und ſie als die pflichtvergeſſenſte Creatur heruntermachten.

Der Hauptmann Degenſchen hatte nun keine Stütze mehr: er ſaß faſt ohne Aufhören im Arreſt, und endlich hat man ihm zu verſtehen: er möchte ſeinen Abſchied fodern, bevor er ihm erhalten und vielleicht noch mit Schimpf und Schande erhalten möchte. Das that er, lebte noch eine Zeitlang herrlich und, verthat all ſein Geld, und fing endlich an zu darben.

Nun ging er mit ſeinem Kratz zu Rathe, was zu thun ſeyn möchte. Dieſer war des Sol-

batenlebens auch satt, und schlug seinem Ex-Hauptmann vor, in alle Welt zu gehen: er wolle ihn begleiten. Sie zogen also wirklich ab: der Hauptmann öffentlich bey Tage, Krax aber heimlich und des Nachts. Ihre erste Ansiedlung ging nach Pyrmont. Hier betrogen sie die unerfahrnen Badegäste durch falsches Spielen. Eben so machten sie es in Lauchstädt und im Carlsbad in Gesellschaft eines Italiänischen sogenannten Grafen, der aber weiter nichts war, als ein Neapolitanischer Lazarone, und ehedem zu Genua die Galeeren gezirt hatte. Endlich aber wurden die saubern Herren in allen Bädern als falsche Spieler und Schurken bekannt, so daß dort nun nichts weiter für sie zu thun war.

Halt, rief Krax, ich hab's gefunden! Gefunden hab' ichs! Dank' Dir's, lieber Gott Merkurius, oder Hermes, du Oberverleiher der Gelehrten, der Kaufleute und der Halunken! Ich hab's gefunden!

Was hast du denn gefunden? fragte der Hauptmann.

Den Arzt wollen wir machen, Herr! Das soll uns Geld bringen wie Bach! Bey meiner

armen Seele, das ist wahr! Vivat die Medicin! Das ist eine Goldgrube ohne Ende!

Kratz schaffte nun Arzneyen an; dann zogen beyde in die Pfalz, von da ins Schwabenland, nachher nach Baiern, sogar nach Sachsen und Brandenburg und nach Schlesien. Auch ließen sie sich aller Orten für Geld von den Fakultäten und medicinischen Collegien Atteststate ihrer großen Wunderkuren geben.*) Aller Orten fanden sie Eingang. Hohe und Niedrige, Reiche und Arme ließen sich kuriren, und die Herren verdienten schwere Summen.

So denn kamen sie auch nach Colchis, wo Fürst Moritz eben beschäftigt war, bessere Anstalten in seinem Lande einzurichten. Kratz

*) Es ist im Grunde gleichviel, ob man einem Scharlatan so ein Testimonium giebt, oder ob man einen unwissenden, nichtswürdigen Menschen zum Doctor macht. Beyde sind alsdann privilegirte Mörder. Die liebe Universität zu Erfurt hat noch dieses Jahr eine solche Sünde auf sich geladen. Sie hat nämlich einen [illegible], Namens Sierig, einen Menschen ohne Kenntnisse und ohne Sitten, den die medicinische Facultät zu Halle mit vollem Recht abgewiesen hatte, ohne Examen und Disputation zum Doctor für Geld gemacht. Und doch nehmen wie es einige Recensenten übel, daß ich Schilders Annalen schrieb!

hatte einige Kenntniſſe von der Marine. Es fiel ihm ein, ein Projekt zur Verbeſſerung des Seeweſens im Fürſtentum Colchis dem Fürſten vorzulegen. Da das Projekt nicht übel abgefaßt war, ſo würdigte es der Fürſt ſeiner Aufmerkſamkeit, und ließ es unterſuchen. Inzwiſchen hatte Kratz und Degenſchen ſchon freyen Zutritt bey Hofe.

Wolfſtein kam eben um dieſe Zeit nach Colchis, und ſah da die Geſellen, erfuhr auch, daß ſie beym Fürſten ſchon etwas gälten, und, wenn ihr Projekt durchginge, wohl zu angeſehenen Poſten gelangen könnten.

Nun hielt er es für Pflicht, den guten Fürſten vor ihnen zu warnen. Das war allerdings recht, aber das war unrecht, daß er ſich hierin an einen geheimen Rath wendete. Der geheime Rath war zwar ein ehrlicher Mann, welcher dem Fürſten alles entdeckte, was Wolfſtein ihm geſagt hatte. Aber er entdeckte es auch ſeiner Frau, und ſo kam es unter die Leute und ſelbſt zu den Ohren der jungen Geſellen.

Der Fürſt zog nähere Erkundigung über die Burſchen ein, fand Wolfſteins Angabe wahr, und wies ſie kurz ab, mit der Ermahnung, ſo

bald als möglich sein Land zu verlassen, oder zu gewärtigen, daß man ihnen den Weg heraus zeigen würde.

Nun sprühten beyde Feuer und Flamme wider Wolfstein, der ihnen die schöne Gelegenheit, einen guten Fürsten anzuführen, aus den Händen gerissen hatte. Rächen, — so schlecht Beyde dachten — mußten sie sich, und sie thaten es, indem sie eins von Wolfsteins Vorwerken anstickten und von Grund aus abbrannten.

Man entdeckte sie aber, indem man ihnen Steckbriefe nachschickte, und brachte sie glücklich nach Colchis zurück, wo sie auch alles eingestanden. Das Criminalgericht machte ihnen den Proceß und verdammte sie zur Strafe der Mordbrenner. Der Fürst aber milderte das Urtheil und befahl, daß sie, als der menschlichen Gesellschaft schädliche Subjekte, von derselben abgesondert, ihr Leben auf der Festung enden sollten.

Es ist billig, schrieb Moritz an Wolfstein, daß ich Ihnen den Schaden ersetze, den Ihnen die Mordbrenner zugefügt haben. Ich will Ihnen Ihr Vorwerk wieder lassen aufbauen;

und alles bezahlen, was Ihnen zu Grunde gegangen ist.

„Ja, ja, sagte Hammer, der Fürst meynt es gut, und ist ein durchaus rechtschaffner Mann. Aber Sie, mein Freund, haben sich bey der Sache nicht zum klügsten benommen. Warum sagten Sie nicht dem Fürsten selbst unter vier Augen, was Sie ihm zu sagen hatten? Dann wären Sie als Angeber verborgen geblieben, Ihr Vorwerk stände noch, und der Fürst hätte sein Geld behalten können.“

Wohl wahr, erwiederte Wolfstein; aber eben durch diesen Vorfall kamen die schwarzen Streiche der Buben doch recht an Tag, und nun leiden sie, was sie längst verdient haben.

Ei seht doch, erwiderte Hammer: ich glaube gar, Sie rechnen sich die Folgen Ihrer Unüberlegtheit noch zum Verdienst an! Blos unsre Handlungen, in so fern wir sie in der Gewalt haben, machen unser Verdienst aus, nicht aber die Folgen derselben. Ich dächte, das hätten Sie schon längst gelernt.

Wolfstein schämte sich, drückte Hammern die Hand, und schwieg. Aber nicht nur Degenschen, sondern auch dessen ge-

schiedene Frau Gemalin spielte unserm Wolfstein einen Possen, und wieder durch dessen eignes Verschulden.

Der Prinz von Brannram besuchte einst seinen Vetter, den Fürsten von Colchis *) und brachte die Madam von Degenschen als Gesellschafterin mit. Der Fürst Moritz, so tolerant er sonst war, wollte doch nicht zugeben, daß eine erklärte Mätresse eines apanagirten Prinzen, der in fremden Kriegsdiensten stand, bey Hofe erscheinen, und seine Gemalin und Schwiegerrechter ärgern sollte. Sie durfte also nicht dahin kommen: doch gab er Erne zu, daß sie anderswo an den Vergnügungen Theil nehmen mogte. Madam war noch immer schön, und erhielt hier und da Beyfall: da sie aber erfuhr, daß Wolfstein oft nach Colchis kam, veranstaltete sie es so, daß er mit ihr zusammen treffen mußte.

*) Alle sogenannten hohen Häuser in ganz Europa sind miteinander verwandt, wenigstens im Titulaturen. — Carl Magnus, der Rheingraf, war ein Vetter des Kaisers, des Königs von Spanien, Frankreich, England, Preußen, Schweden, Dänemark, vom Russischen Kaiser u. s. w. u. s. w.

Ganz unbefangen trat sie zu ihm, wünschte ihm zu seinem Wohlstand Glück, und freute sich, wie sie versicherte, daß er endlich zum Besitz seiner Geliebten gekommen wäre. Aber kennen lernen muß ich Ihre Guste, sagte sie: Sie erlauben es doch?

Wolfstein verbeugte sich, und sagte etwas dahin von Ehre haben und dergleichen — anstatt die Dame ausdrücklich zu belehren, daß ein unbescheltenes, rechtschaffenes Frauenzimmer keine Zeit habe, den Besuch einer Nichtswürdigen anzunehmen.

Madam reisete also wirklich gleich den folgenden Tag nach Lindenbach, wo die treuherzige Guste sie auch treuherzig aufnahm, und sich sehr freute, eine Dame von Wolfsteins alter Bekanntschaft bey sich zu sehen. Madam verstand den Weiber-Pfiff, und wußte sich bald in die volle Gunst der unargwöhnischen Guste einzuschmeicheln, so daß diese ihr ganzes Herz aufschloß, und ihr gestand, daß sie in der Liebe ihres Mannes ihr ganzes Glück finde und genieße.

Madam seufzte.

Fehlt Ihnen etwas, Madam? fragte Guste.

Madam: Ach, in Wolfsteins Liebe — Glück? —

Guste: Wie, Madam? Ich verstehe Sie nicht!

Madam: Ich hoffte einst auch in Wolfsteins Liebe mein Glück und meinen Himmel zu finden; aber — ach! — er ward an mir untreu!

Nun erfolgte ein Roman, den Madam ausgeheckt hatte und der Gustchen die größte Unruhe zuzog. Als die Dame merkte, daß ihr Roman gewirkt hatte, empfahl sie sich mit allen Betheurungen von Achtung und Freundschaft, und fuhr zurück nach Colchis.

Wolfstein kam nach Hause; Gustchen empfing ihn kälter als gewöhnlich: das fiel ihm auf, und er fing an, zu quäftioniren. Die sanfte, aufrichtige Seele konnte nicht heucheln und unter Vergießung vieler Thränen erzählte sie, was sie von der Madam von Degenschen vernommen hatte.

Wolfstein hatte alle Mühe, seine liebe, beunruhigte Guste wieder zu beruhigen.

An dem Skandal sind Sie ja selbst wieder Schuld, lieber Neffe, sagte Hammer. Was

zum Henker schicken Sie denn ein Frauenzimmer hieher zu Ihrer Frau, dessen Intriguen Ihnen längst bekannt waren? Oder glaubten Sie vielleicht, daß die Verschmizte als Freundin von Ihnen und Ihrer Frau kommen würde? Wann werden Sie doch aufhören, gar zu gutmüthig und zu delikat zu seyn!

Sie haben recht, antwortete Wolfstein, und sah es zu seiner Gusten Beruhigung nicht ungern, als Madam wegen einiger andrer Mätressenkniffe endlich über die Gränze von Colchis gebracht wurde.

Vierzigstes Kapitel.

Wolfsteins letzter — Streich.

Unser Held, dessen Geschichte in diesem Kapitel zu Ende gehen soll — damit unsre Leser nicht gar einschlafen — lebte ganz vortreffliche Tage in den Armen seiner Gattinn und in dem Umgange mit seinem Hammer und andern rechtschaffnen Männern, die seine Freunde waren.

Die billigern Adlichen der Nachbarschaft ehrten ihn zwar innerlich: denn das mußte jeder thun, der ihn kannte; aber äußerlich verachteten ihn fast alle, und zwar; pro primo, weil er ein Ausländer war und durch Erbschaft ein Gut erlangt hatte, das auch ab inkulato an einen Junker aus dem Lande hätte fallen können; pro secundo, weil er klüger, einsichtiger und reicher, und bey Hofe angesehner war, als sie alle samt und sonders; pro tertio, weil er eine Ausländerinn und zwar eine Nichtadliche geheyrathet hatte; pro quarto et quidem maxime, weil er keine Gastgebote gab, keine Bälle hielt, für sich lebte und sich um seine Hoch- und Hochwohlgebornen Nachbarn ganz und gar nicht kümmerte. Aber Wolfstein war darüber hinaus: er suchte sein Glück in sich und in seinem kleinen Zirkel, und fand es da reichlich.

Gern hätte er auch noch seinen Oheim Ehrenfried bey sich gehabt. Er meldete ihm dieß oft; aber dieser wollte durchaus nicht; und als ihn Wolfstein zu sehr darüber anging, schrieb er ihm Folgendes:

„Hören Sie doch endlich einmal auf, lieber Neffe, mich nach Deutschland zurück zu rufen:

Ich werde gewiß nie, nie kommen: denn ich fange schon an, meine verlohrne Ruhe allmälig wieder zu finden, und hoffe, daß sie mit der Zeit weit beruhigender wieder bey mir rasten wird. Mein böses Gewissen beißt immer weniger: und warum sollte ich nun in ein Land zurückkehren, das zu viel in und an sich hat, daß Zunarben meiner Wunden zu verhindern! Warum sollte ich zu einem Volke zurückkehren, das ich ehemals so gröblich beleidigte, und bey dessen Anblick mir meine Verbrechen lebhafter vorschweben würden? Nimmermehr werden Sie das verlangen, oder Sie müßten wollen können, daß man sich da vergeblich quäle, wo man das Geschehene, trotz dem regsten Wunsche, doch nicht ungeschehen machen kann. Also verschonen Sie mich forthin mit Ihrem Einladen! Gott ewig empfohlen! —

Wolfstein bedaurte den Starrsin seines Oheims; aber Hammer lobte dessen geiezte feste Denkungsart, und meynte, nach dem: ubi bene, ibi patria, daß Scherer in Nordamerika schon finden würde, was auch der unschuldigste Deutsche in Deutschland nicht könnte.

Indeſſen versäumte Wolfſtein die Wiſſenſchaften nicht; und da er oft um Moritz war, ſo fiel es ihm ein, das politiſche Intereſſe der Staaten dieſes biedern Fürſten genauer zu ſtudieren. Es gelang ihm, eine vollſtändige Kenntniß dieſes beſondern Theils der Staatskunde einzuſammeln. Er ſchrieb ſogar ein Buch, woran er über vier Jahre arbeitete,*) unter dem Titel: Verſuch über das politiſche Verhältniß des Fürſtenthums Colchis.

Dieſes Buch wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Moritz las es mit Vergnügen, und bediente ſich, von der Zeit an, Wolfſteins Rath in allen politiſchen Angelegenheiten. Dieſer bekam nun, da er nicht nur für ſeine Oekonomie und für das Wohl ſeiner Unterthanen zu ſorgen hatte, ſondern auch noch Sachen für das fürſtliche Kabinet bearbeiten mußte, der Geſchäfte weit mehr. Guſtchen war mit der vie-

*) Warum arbeitet denn der Verfaſſer dieſes Romans nicht auch vier Jahre an ſeinen Gedanken?

Frage des Setzers.

Weil ihm der Bäcker, der Fleiſcher, das Höferweib, und der — Schenkwirth nur auf acht Tage Credit geben.

Antwort des Correctors.

len Anstrengung ihres Mannes nicht allerdings zufrieden, und schrieb aus weiblicher Unerfahrenheit und Besorgniß manche Kälte, die sie bemerken wollte, und manche finstre Mine, die er ihr machen sollte, seiner gesättigten Liebe zu. Da aber Wolfstein von Zeit zu Zeit mit aller Wärme zurückkehrte, so tröstete sie sich und sah ein, daß blos die Geschäfte Schuld waren an der Kälte und an der finstern Mine.

So ging's viele Jahre, bis endlich der Staatsrath des Fürsten zu Colchis, Herr von Brasselmann, ein redlicher Greis, seinen Abschied foderte, um noch einige Tage vor seinem Tode auszuruhen, und unsern Wolfstein geradezu zu seinem Nachfolger dem Fürsten vorschlug. Wenn Sie den nicht bekommen, Gnädigster Herr, sezte er treuherzig hinzu: so bekommen Sie gewiß einen schlechtern.

Der Fürst war mit diesem Vorschlag sehr zufrieden: denn er hatte den Gedanken schon selbst gehabt, und wünschte, den Empfohlnen immer um sich zu haben, theils damit er die Staatsgeschäfte mit besorgen helfen mögte, theils aber auch, um den Prinzen zur Regierungskunst anzuleiten.

Müller, der Cabinetsrath des Fürsten, mußte unserm Wolfstein den Entschluß des Fürsten melden, und ihm den Posten eines Staatsraths antragen. Wolfstein erschrack ob dem Antrag. Er fühlte zwar, daß er vielleicht dem Amte vorstehen könnte, aber er fürchtete auch, ihm nicht ganz gewachsen zu seyn; und daher antwortete er Müllern sehr höflich, daß er Seiner Durchlaucht gern dienen würde, wenn er nur Kräfte genug dazu hätte; da aber dieß nicht sey: so sähe er sich genöthigt, für die angetragene Gnade aufrichtigst zu danken.

Aber diese abschlägliche Antwort wurde nicht angenommen. Müller beschied ihn nach Colchis; der Fürst nahm ihn mit ins Cabinet; hier wurden wichtige Dinge verhandelt, und Wolfstein wurde überführt, daß er nicht unwürdig sey, den angetragenen Posten zu übernehmen. Er übernahm ihn also, und kehrte, als fürstlicher Staatsrath, zurück zu den Seinen.

Was haben Sie doch in aller Welt da wieder gethan? sagte Hammer. Welche Last haben Sie sich aufgelegt? Sie konnten ganz ruhig bey den Ihrigen auf dem Lande leben, und ziehen ein unruhiges Leben voll Arbeit bey Hofe vor!

Wolfstein: Ich hoffe, meinem Amte keine Schande zu machen.

Hammer: Das hoffe ich auch. Sie sind dem Amte allerdings gewachsen.

Wolfstein: Also ist es auch meine Pflicht gewesen, es anzunehmen.

Hammer: Keineswegs! Nützen müssen wir dem Vaterlande: das ist eine ewige Wahrheit. Aber es hängt auch von uns ab, wie und wo wir ihm nützlich werden wollen. Wenn Sie Kräfte haben, große Lasten zu tragen, und der Staat der Lastträger bedarf: müssen Sie dann nun auch die Waaren aus den Schiffen herauseseln helfen? Ich dächte doch nicht! Sie waren, als Gutsbesitzer, als Oekonom, als Herr und Vater Ihrer Untergebnen, ja, sogar als nicht seltner Rathgeber des Regenten schon ein sehr nützliches Mitglied des Staats: warum mußten Sie sich nun noch eine so schwer-zerstreuende Last auf den Hals wälzen lassen? Ihre Kinder wachsen auch heran: werden Sie bey Ihren überhäuften Arbeiten auch Zeit genug haben, ihnen die gehörige Erziehung zu geben? Werden Sie die Liebe Ihrer guten Frau, so wie es ein weib-

lich-liebendes Herz erfodert, hinlänglich erwiedern können?

Wolfstein: Ich werde niemals meine Pflichten vergessen: das schwöre ich Ihnen.

Hammer: Daran zweifle ich gar nicht. Aber es ist die Frage, ob Sie auch Ihre Pflichten eben so freudig werden können erfüllen, als Sie es gekonnt haben würden, wenn Sie sich das fatale Amt nicht hätten aufbürden lassen.

Wolfstein sah auch hier ein, daß Hammer Recht hatte; aber der Schritt war einmal gethan und ließ sich nicht zurück thun. Gustchen fand nichts traurigers, als daß sie ihr liebes Dörfchen, und die ehrlichen, aufrichtigen Landleute verlassen, und in die Residenz ziehen sollte, wo sie — wie sie befürchtete — meist lauter Verstellung und Aefferey und Falschheit und Kabalen zu erwarten hätte.

Die Landleute bedauerten gar sehr ihres guten Herrn Abzug nach der Residenz; jedoch da Hammer bey ihnen blieb, und in Wolfsteins Namen Alles besorgen sollte: so gaben sie sich zufrieden, und hatten auch gar nicht Ursache zum Misvergnügen: denn dieser erfahrne, weise

und rechtschaffne Mann behandelte die guten Leute durchaus wie Bruder.'

Der Etikette wegen nahm Wolfstein zu Cochis die Stempel-Sylbe der Adlichen vor seinen Namen, und gab zu, daß man, den — „Herrn Franz Freyherrn von Wolfstein, „Erb- Lehn- und Gerichtsherrn zu Lindenbach, „Erlendorf und Oberhausen, Seiner Hochfürst- „lichen Durchlaucht hochbetrauten Geheimen- „Staatsrath, wie auch Ritter des Schwanen- „Ordens," — in den Adr-Kalender aufnahm, ob er gleich herzlich lachte, als er den Schnick-schnack erblickte.

Gleich bey dem Antritt seines Amtes suchte er die nähere Bekanntschaft des zur Ruhe geseze-ten Staatsraths; und der rechtschaffene Greis liest sichs nicht verdrießen, ihn in allen Stücken ganz zurecht zu weisen. Er hatte unter drey Fürsten gedient, kannte alle geheimen Winkel der Staatswissenschaft; und unter seiner mei-sterhaften Anleitung wurde der überaus thätige Wolfstein der brauchbarste Mann, den sich der Regent wünschen konnte.

Dieser beehrte ihn denn auch mit seinem vor-züglichsten Vertrauen und hatte ganz und gar kein

Geheimniß vor ihm. Alles ging, wie Wolfstein wollte: denn er wollte nichts, als was der Pflicht-Ehre des Fürsten und dem Wohl des Staats vollkommen heilsam war.

Gustchen hatte ihn durch mehrere Kinder beglückt; als aber diese größer wurden, mehrte sich auch seine Arbeit: denn er hatte, ob er gleich Baron war, und auf einem hohen Posten stand, doch das bürgerliche Vorurtheil, daß ein braver Vater seine Kinder selbst erziehen müsse.

Die gute, theilnehmende Auguste umarmte ihren Mann oft, und gestand ihm gern, daß sie der Vorsehung danke für ihre vielen, gesunden Kinder. Hätte ich, sagte das edle Weib, keine Kinder: so würde der Glanz, der uns umgiebt, das Kriechen unsrer Clienten, die üppige Lebensart der Großen, und unser Reichthum mich gewiß eitel und zur Närrin gemacht haben. Aber so — legen mir meine Kinder süße Schuldigkeiten auf, welche alle diese Possen auf die heilsamste Art verscheuchen.

Wolfstein arbeitete Tag und Nacht. Das Land segnete ihn, sein Fürst ehrte ihn, und die fremden Fürsten suchten seine Gunst. Geld und Gut hatte er in Ueberfluß. Wenn er aber dann

und wann zur Erholung, Virgils, Theokrits oder Geßners Idyllen las, oder Thomsons Jahrözeiten, oder Kleistens Frühling: dann bedaurte er, daß er die Schönheiten der Natur entbehren mußte; und wenn auch noch verdrießliche Dinge hinzukamen, wenn er mit Kabalen zu kämpfen hatte, wenn seine gutgemeynten, wohlgegründeten Vorschläge nicht durchgingen: dann hob er die Augen, seufzte, und rief mißmuthig: Warum blieb ich nicht in Lindenbach und genoß in der lieben, schönen Gotteswelt das Glück der Unabhängigkeit, der Freundschaft, der Liebe und des Wohlthuns?

Ende des zweyten und lezten Theils.

Der

Moſellaner-

oder

Amiciſten-Orden

nach

ſeiner Entſtehung,

inneren Verfaſſung und Verbreitung auf den deutſchen Univerſitäten dargeſtellt

und

zur Zurechtweiſung der Schrift:

Graf Guido von Taufkirchen,

wie auch

zur Belehrung über das akademiſche Ordenswesen für Univerſitätsobrigkeiten und Studirende

herausgegeben

von

Friedrich Chriſtian Laukhard,

der freyen Künſte Magiſter.

Halle,

bey C. H. H. Cramer 1794.

Den

achtungswürdigen

Vorgeſetzten und Lehrern

der

deutſchen Univerſitäten

wie auch

allen hoffnungsvollen

ſtudirenden jungen Männern

insbeſondere aber

allen ehemaligen und jetzigen Mitgliedern der Univerſitätsorden, Kränzchen, Landsmannſchaften und andern geheimen Verbindungen

widmet

dieſe wohlgemeynte Schrift

der Verfaſſer.

An die Leſer.

Ein anonymiſches Buch, welches an der letztverwichenen Oſtermeſſe zu Weißenfels bey Severin unter dem Titel: Graf Guido von Taufkirchen, oder Darſtellung des zu Jena aufgehobenen Moſellaner- oder Amiciſten-Ordens, herauskam, gab die Veranlaſſung zu der gegenwärtigen Schrift. Der Verfaſſer iſt nicht ſelbſt Ordensbruder geweſen: daher kannte er auch das innere Weſen dieſer Kliken nicht hinlänglich, und beſchrieb ſie oft ganz unrecht und falſch; ſeine Beſchuldigungen ſind auch nicht ſelten erdichtet und ungerecht, obgleich ſein Buch, wie ich gern eingeſtehe, ſehr viel gutes und zweckmäßiges enthält.

Ich entschloß mich daher, die Fehler, welche der Verfasser des Grafen Guido begangen hat, zu verbessern, und die ächte Geschichte des Amicistenordens, so viel in meinen Kräften stand, darzustellen, darneben aber auch gegründete Bemerkungen über das Ordenswesen auf Universitäten beyzufügen, damit unbefangene Leser das Schädliche und Lächerliche solcher Verbindungen hinlänglich einsehen mögten: und so entstand diese Schrift.

Ich bin selbst im Jahr 1775 in den Orden der Amicisien getreten. Ich war damals ein unerfahrner junger Mensch, hatte verkehrte Begriffe von akademischer Freyheit und von dem sogenannten Burschencomment, wurde daher zu mancher Thorheit verleitet, und suchte, wie viele andere, mich durch Bekanntschaften und Verbindungen mit honorigen Studenten, durch Commersiren, Schlägereyen und andre auffallende Excesse auszuzeichnen. Im Orden fand ich rechte Nahrung für diese edlen Neigungen, und war daher froh, daß man mich recipirte.

Ich sah zwar nach und nach ein, daß die Ordensverbindung die Vortheile nicht brachte, welche ich davon erwartete; aber ich war ein-

mal in derſelben, und eine falſche Schaam und ſtudentiſche Vorurtheile hielten mich von dem Austritte ab. Nach meinem Abzug von Gießen habe ich zwar keinen eigentlichen Antheil mehr an der Amiciſterey genommen, weil mich aber alles intereſſirte, was ſich auf das Univerſitätsweſen bezog, ſo erkundigte ich mich auch von Zeit zu Zeit nach der Lage der Orden, beſonders des der Meſſianer, und erfuhr aus guten Quellen das, was ich meinen Leſern in meiner Schrift erzählt habe.

Einige Dokumente und Briefe ſetzten mich noch beſſer in den Stand, die Geſchichte des Amiciſtenordens zu erzählen, und ich hoffe daher, daß meine Leſer meinen Nachrichten jenen Glauben beymeſſen werden, welchen die aufrichtige Wahrheit verdient.

Beleidigen wollte ich weder die Freunde noch die Feinde der Orden, aber belehren wollte ich beyde. Jene glauben, im Orden ſey der Weg zur Vollkommenheit, und er iſt eine verderbliche Quelle mancher Unordnungen, und ein Gewebe von Lappereyen; dieſe aber halten die Ordensbrüder für Staatsverbrecher, und wenden ganz unſchickliche Mittel an, die Orden zu vertilgen. Wenn ich dieſe Vorurtheile

auch nur einiger Maßen heben könnte, so würde ich mich für hinlänglich belohnt halten.

Meine Schreibart mag ich nicht entschuldigen: ich weiß zwar, daß einige burschikose Ausdrücke mit unterlaufen, aber wer von einer Universitätsklike schreibt, kann solche Ausdrücke unmöglich vermeiden. Niemand wird mit mir zürnen, als ein verblendeter renommistischer Ordensbruder, und ein solcher verdient nicht, daß man seinen Zorn achte: andere Ordensbrüder werden mir Recht geben, denn sie werden ja selbst fühlen, wie lästig ihnen die Ordensverbindung ist. Geschrieben zu Halle, den 14ten August 1799.

Friedrich Christian Laukhard.

Vorläufige Anmerkungen.

§. 1.

Die vorliegende Schrift iſt dem akademiſchen Senat zu Jena zugeeignet, und zeigt ſehr deutlich, daß der Hauptzweck, warum ſie gemacht wurde — denn Nebenzwecke, einige Thaler Honorarium u. dergl., mögen auch Statt gefunden haben, — die Reinigung dieſes Senats war. Denn die Herren in Jena jagten im Anfang des Jahres 1798 eine ganze Menge junger Leute von Jena fort, die man des Ordenweſens beſchuldigte. Dies machte Aufſehen, und es gab viel vernünftige Männer, welche hier viel Verſchuldeten und Ungerechtigkeit wahrzunehmen glaubten. Man ließ die Geſetze des Ordens, nach einem angeblichen Ausma, in die öffentlichen Blätter ſetzen, und dieſe waren denn freilich ſo beſchaffen, daß man diejenige Verbindung, welche ſolchen Geſetzen folgt, ſtrafwürdig finden muß, geſetzt auch, man relegirte nicht alle Verbündete, und ſchickte ihre Namen auch nicht an ihre Obrigkeit.

Im Jahre 1792 kam die Sache von den Studentenorden auf dem Reichstag zu Regensburg zur Sprache. Dort mogte man wirklich gedacht haben, diese Gesellschaften, welche man Studentenorden heißt, hätten so was von Revolutionen im Hinterhalte, weckten auf Jakobinerey. Ich kann das auch dem Reichstag zu Regensburg nicht verdenken, da es gewiß ist, daß ein gewisser Reichsfürst, aber auch bloß auf das Angeben einer deutschen Universität, diese Gesellschaften als schädlich und der deutschen Freyheit — man denke! — nachtheilig zu Regensburg beschrieben hatte.

Eine nähere Untersuchung war in Regensburg nicht möglich. Woher sollte man Daten bekommen? Also verdammte man bloß auf ein einseitiges Angeben die Orden und machte ein Gesetz wider sie, welches aber eben so wenig rechtlichen Grund hat, als die Verordnungen des Wormser Reichstags gegen Luther und seine Anhänger, und die Anathemen der Concilien. Hier muß auch die goldne Regel gelten: audiatur et altera pars.

§. 2.

Zugeben will ich hier nicht behaupten, daß die Universitäten und die Obrigkeiten, meinetwegen auch die in Regensburg versammelten Stände, nicht Recht haben, die Orden auf den Universitäten zu verbieten, und ihre Anhänger zu

strafen; ob ich gleich selbst Amicist gewesen bin, und im Jahr 1776 in Gießen recipirt wurde. Der damalige Senior des Ordens war ein gewißer B... aus der Pfalz, welcher von Jena nach Gießen gekommen war, und selbst in Jena dieses Amt verwaltet hatte. Im Anfang war ich mit meiner Lage zufrieden, bald aber wurde sie mir lästig, und da ich im Jahr 1778 die Universität Göttingen bezog, hielt ich mich nicht an die daselbst existirenden Amicisten, obgleich auch da mehrere waren, die ihr Wesen ziemlich laut trieben. In Halle fand ich nur wenige Amicisten, als ich 1782 dahin kam, mehrere hatte ich in Erlangen gefunden, als ich mich einige Wochen 1780 daselbst aufhielt, aber niemals besuchte ich ihre feyerlichen Zusammenkunfte, ob ich sie gleich wohl kannte. Im Jahr 1783 und 1787 sah ich den Orden in Jena und Gießen, und noch 1795 abermals an beyden Orten. Er hatte noch immer die alte Form, das heißt, es benand noch aus lauter lächerlichen Anstalten, worüber man eher lachen, als ein ernstes Gesicht erheben muß. Die Schädlichkeit der Orden werde ich weiterhin berühren und mit hinlänglichen Thatsachen beweisen.

§. 2.

Die Beschuldigungen, welche die Herren zu Jena den Orden überhaupt, und den Amicisten insbesondere, aufbürden, betreffen folgende Punkte:

Sie bilden einen Staat im Staate, sind folglich höchst schädlich und strafbar, S. 16. Aber, meine Herren, was ist denn ein Staat im Staate? Eine Gesellschaft, die ihre eignen Gesetze hat? Dann sind alle Innungen, alle Brüderschaften Staat im Staate! Dann ist der Freymaurerorden vorzüglich ein Staat im Staate, und muß folglich recht derb bestrafet werden. Ein status in statu ist eine Verbindung, deren Grundgesetze der Staatsverfassung selbst schädlich sind: sie muß die Grundpfeiler des Staats untergraben, die Pflege der gemeinen Gesetze unsicher machen, und den einzelnen Bürger hindern, die Zwecke zu erlangen, welche ihm zu erlangen frey steht nach den Gesetzen. Dies alles ist status in statu, meine Herren, wie selbst schon zwey große Männer vor Olims Zeiten eingesehen und bekannt haben. *) Nicht jede Gesellschaft, die sich eigne Gesetze macht, ist so ein Staat im Staate. Ich erinnere mich im Jahr 1783 in Halle auf dem Keller in eine Verbindung von Bürgern aufgenommen worden zu seyn, welche auch eigne geschriebene Gesetze und einen Präses hatte. Diese war doch wohl kein status in statu. Eben in Halle that sich im Jahr 1796 ein Bürgerklub hervor, welcher seine Gesetze hatte, und viele würdige Männer, auch einige Gelehrte

*) *Hermannus Conringius disquisit. polit.* S. 17. und *Epistolae ad Vitriarium*, T. 1. p. 231.

zu Mitgliedern. Er bestand einige Jahre, ohne daß die Obrigkeit die geringste Notiz davon nahm, und ging 1798 wieder aus einander, ohne daß die geringste Unordnung daher entstand. Das war gleichfalls kein Staat im Staate. Man hat noch viele andre Gesellschaften, welche ihre Gesetze haben, die aber doch kein neuer Staat werden.

§. 4.

Aber vielleicht waren oder sind die Gesetze der Amicisten wirklich so beschaffen, daß sie einen Staat im Staate bilden. Hier wollen unsern Herren Jenensern folgen, deren eigne Worte unser Anonymus angeführt hat, S. 16 fg.

Sie haben ein Gesetz, nach welchem mehrere an einem Ort befindliche Mitglieder sich in eine Loge vereinigen müssen, um die Ausbreitung der Verbindung zu befördern: sie sollen ohne die höchste Noth den Orden nicht verlassen; sie sollen noch nach ihrem Abgange von der Universität — die Herren zu Jena schreiben von der Loge — doch noch zuweilen von sich hören lassen: sie sollen ihren Vorgesetzten willigen Gehorsam leisten, und den Brüdern bey ihrem Fortkommen behülflich seyn, auch im Fall der Noth Gut und Blut für sie aufopfern.

Aus diesen Sätzen folgern nun die jenaischen Herren, S. 18., daß der Amicistenorden, mit welchem alle übrigen Studentenorden über-

einkämen, was die Grundsätze beträfe,*) eine Verbindung sey, welche nicht blos für die akademischen Jahre, sondern für das ganze Leben gelten sollte, den Brüdern Einfluß auf die Besetzung wesentlicher Aemter verschaffen, und einen Staat im Staate, der von geheimen Obern — von Studenten, von zwanzigjährigen, unerfahrnen Jünglingen, also! — regiert wird, ausmachen sollte.

Ehe ich die Herren weiter reden lasse, will ich nur eins und das andre anmerken.

Die Verbindung soll für das ganze Leben gelten! Zugleich stellt sich das der junge Akademiker so vor, und glaubt in seiner Unerfahrenheit, das sey möglich und thunlich. Er ist noch hier genug, im Anfang nämlich, seinen Freunden ewige Treue, ewige Liebe, ewige Anhänglichkeit zu versprechen und zuzuschwören, gerade wie ein junger verliebter Mensch und ein junges Mädchen sich ewige Liebe und Treue zuschwören, welche sie aber schon bald nach der Hochzeit, auch noch wol vor derselben brechen. Das ist so in

*) Die Herren sagen hier nichts neues: denn das habe ich selbst schon in meiner Biographie erzählt, K. r. S. 164 heißt es: Ich habe hernach mehrere akademische Orden kennen gelernt, und alle kamen in der Hauptsache mit einander überein: nur daß jeder seine besondern Gebräuche, das heißt: seine besondern Zeichen und andre Ziereyen vorzieht.

der Natur der Jugend: das Feuer hört nach und nach auf, die Sache verliert das, was den jungen Menschen reizte, nämlich die Neuheit, und wird nun gleichgültig.

So dauert denn auch die Amicistenverbindung kaum länger, als der Bursche oder Student auf Universitäten ist. Die Beweise zu dieser Behauptung liegen theils in der Natur der Sache selbst, theils aber und zwar positivum in den Beyspielen.

Die Studenten, welche sich zufällig auf den Universitäten versammeln, sind meist Landsleute. Als solche kommen sie hernach in ihrem Vaterlande oft unter sich, oft aber durch ihre Familien in Collision. Einer will ein Amt, nach welchem auch der andre strebt; der erste geht nach einem Mädchen, der andre nach eben demselben. Die Familie des einen ist mit der des andern gespannt. Hieraus entstehen Kränkungen, Feindschaften, üble Nachreden und öffentliche Befehdungen. Jenes auf schwachen Gründen auf Universitäten geschlossene Freundschaftsbündniß, jener ewige heilige Bund, hört nun auf: denn ein stärkeres mächtigeres Interesse tritt an seine Stelle. So ist der Gang der Empfindungen in der Jugend, und gegen dies Räsonnement wird man vergeblich jene großen Beyspiele der ächten Freundschaftsbündnisse in der Jugend anführen, welche uns die Historie dann und wann geliefert hat, die Beyspiele des Theseus und Perithous,

des Castor und Pollux, des Orestes und Polades, des Damon und Pythias, der beyden Catonen, des Carranza und des Doctor Navarra *) und einiger andern. Denn das war seine Freundschaft, wozu gewiß auf keiner Universität der Grund gelegt wird. Leider läßt sich auf unsre Zeiten nur zu gut anwenden, was Ovidius sagt:

Vivitur ex rapto; non hospes ab hospite tutus,
Non socer a genero: fratrum quoque gratia rara est.

Zwey Amicistenbrüder, Rittersbacher und Leonhard, — letzterer lebt noch — kamen bey der Bewerbung um eine Pfarre so an einander, daß sie sich mit Injurienklagen verfolgten, und Rittersbacher würde den Dienst schimpflich verloren haben, wenn ihn nicht der Tod von der Verfolgung seines amtlichen Bruders errettet hätte.

Hochhausen, aus Jena gebürtig, der Bruder dessen, der in meiner Biographie vorkommt, **) hatte durch seine akademische Lebensart, und auch deswegen, weil er von der Juristerey gar

*) Martin Asueda, sonst Doctor Navarra genannt, ließ sein Bisthum fahren, um seinen Freund Carranza, Erzbischof zu Toledo in Rom zu vertreten. Leti Leben Philipp II.

**) Band 2. S. 296. und B. 5. S. 117.

nichts gelernt hatte, sich aller Hoffnung beraubt, jemals angestellt zu werden. Er hörte, daß die Fechtkunst in Rußland sehr im Gange sey, und gesucht werde; also entschloß er sich dahin zu gehen, und sein Heil zu versuchen: denn er war ein vollkommner Fechtmeister, welches man damals leicht werden konnte, in Jena sowol und vorzüglich, wie auf mehr andern Universitäten, z. B. in Gießen, wo Mamberger, der Schwertfeger alle Monat hundert und mehr Rappierklingen *) absetzte. Freund Hochhausen kam endlich post varios casus nach Riga in Liefland, wo ihm alles Geld fehlte. Er wendete sich an einen Ordensbruder, einen gewissen Herrn von N. und bat um einigen Vorschuß, aber dieser schlug ihm nicht nur die geforderte Unterstützung ab, sondern brachte es dahin, daß ihm der Paß nach Petersburg versagt wurde. Einige edelgesinnte Rigaer, denen Hochhausen seine Lage eröffnete, schossen Geld zusammen und verschafften ihm einen Reisepaß. Ein schöner Beweis, wie stark ein Ordensbündniß ist.

*) Mamberger in Gießen setzte um die Jahre 1775—1785. jährlich 1200 Rappierklingen ab, Stoßklingen nämlich für den Stoß, denn aufs Hauen lernte selten jemand in der Nacht fechten. Eine Klinge kostete 30 Kreuzer, das waren für Gießen allein jährlich 600 Gulden für Rappierklingen.

Mir ging es selbst nicht besser, wie ich schon in meiner Biographie *) erzählt habe, hier aber nicht wiederholen mag.

§. 5.

Ein andrer Vorwurf gründet sich auf das Gesetz, daß, wenn mehrere Mitglieder sich an einem Orte befinden, sie sich in eine Loge — von diesem Worte weiter unten — vereinigen müssen.

Meine Herren, dieses Gesetz ist in seinem Ausdruck bloß so zu verstehen, daß Amicistenverbindungen sollen errichtet werden, wenn mehrere Glieder auf eine Universität kommen, wo noch kein Ordenskonvent sich befindet.

In dieser Hinsicht hat das Gesetz auch seine Wirkung oft genug gehabt. Dies hatte der Amicistenorden mit allen Orden gemein. So kam 1774, noch ehe ich nach Gießen kam, ein gewisser S... r von Tübingen dahin, und stiftete ganz allein den Fensterorden (ordo fenestrae fenestrae) welcher aber leider, wegen der großen Schießtät, der schiefe Orden, oder der Lauseorden benannt wurde. **) Und so habe ich selbst — denn ich muß hier ganz aufrichtig seyn — in Verbindung mit einem gewissen Lonn in Maynz den Amicistenorden eingeführt. ***)

*) B. 1. S. 164 f. und B. 2. S. 359 fg.

**) Siehe meine Biographie B. 1. S. 158.

***) Am a. O. B. 1. S. 222 fg.

Die Herren zu Jena haben alſo in dieſer Hinſicht Recht: aber Unrecht haben ſie, wenn ſie folgern, daß man auch als Nichtſtudent die Amicitieren fortgeſetzt hätte. Sie haben kein einziges Beyſpiel anzuführen. Hat man jemals in Buchsweiler, in Worms, in der Pfalz, im Badiſchen und andern Orten, wo doch ſo viele, viele Amicitien waren, einen Amicitenklub gehabt? Wenn der Verfaſſer dieſer Schrift, die ich beleuchte, die Hiſtorie der Amicitieren genauer gekannt hätte, ſo würde er doch ſo etwas hieher gehöriges erzählen, und mit Folgerungen haben ausſpuren können. Ein Hiſtörchen iſt folgendes:

Der jüngere Hochhauſen ging vor ohngefähr elf Jahren mit einer Müllerfrau fort, und kam nach Berlin, wo er ſo, wie ſein Bruder in Rußland, den Fechtmeiſter machte. In Berlin fand er mehrere Bekannte, welche in Jena und andern Orten amicitiae fratres geweſen waren. Mit dieſen ging er faſt täglich in Bierhäuſer, und es entſtand eine Geſellſchaft, wie die auf dem Fürſtenkeller zu Jena ſonſt war. Allein eine bloße Saufgeſellſchaft iſt noch lange kein Orden, ſonſt müßten ja gar ſehr viele Orden in dem lieben Deutſchland exiſtiren, und die Herren in Regensburg würden gewaltig viel Geſchäfte bekommen. Selbſt in Berlin litt man auch in dieſem Cirkel manche nicht geweſene Amicitien, wie mir Freund

F .... ehemals Amicistensekretär in Jena, im Jahr 1790 versichert hat.

Ich hätte also abermals einen Vorwurf der Herren zu Jena hinlänglich widerlegt.

§. 6.

Ich brauche daher den Vorwurf, daß man sich verpflichte, den Orden nicht ohne die höchste Noth zu verlassen, nur kurz zu berühren.

Offenbar geht dies Gesetz nur die Universitätsjahre an: denn wo sollte dann die höchste Noth herkommen, den Orden nach der Studentenzeit zu verlassen? Ich brauche ja nur still zu schweigen, so ist's gethan: oder gesetzt, ich würde ja gefragt, so lache ich der akademischen Fratze, genannt Orden, und niemand wird mich befehden, als gerade vielleicht ein Konsequenzmacher, wie da sind die Herren zu Jena, die gar gerne aus einem F .... einen Donnerschlag machen.

Ein würdiger, nunmehr aber zum größten Schaden der Wissenschaften und der rechtartigen Gelehrsamkeit verstorbener Mann, dessen Asche ich so ehre, wie die eines Semlers, Walchs und Mallers, war ehemals in seinen Studentenjahren in die Verbindung der Illuminaten getreten: er fand aber bald das Lächerliche der Verbindung, erklärte, daß er nicht ferner den Gelagen, Zusammenkünften und andern Geschäften beywohnen würde, und gab seine Gründe an. Man

ließ ihn gehen, ohne ihn weiter zu beeinträchtigen.

Ein noch lebender gelehrter Professor zu G... ward 1778 Amicist; hernach ward er 1779 in Erlangen Magister: hier trennte er sich von dem Orden; die Amicisten zu G..., wo er 1783 Professor ward, ließen ihn völlig in Ruhe.

Als ich 1778 nach Göttingen kam, deklarirte ich dem damaligen Senior der Amicisten, Hrn. Sturm, daß ich wegen gewisser Verhältnisse, worunter ich so pectore sub imo die Beutelverhältnisse vorzüglich rechnete, mich nicht zu den Brüdern halten könnte, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, die Brüder hätten mich nur im geringsten befehdet. Herr Sturm, der Senior, erwies mir alle wahre Freundschaft, bis ich weagung.

Abermals ein Vorwurf abgethan!

§. 7.

Daß man im Amicistenorden zusagt, den Vorgesetzten zu folgen, und den Brüdern hülfreiche Hand zu bieten, auch Gut und Blut für sie zu lassen, ist gar ein schwacher Vorwurf. Den Vorgesetzten zu folgen, verspricht man in jeder Gesellschaft: der Schuhgeselle muß dem Schuhaltgesellen, der Tischlermeister dem Tischlerobermeister, der Freymaurerbruder dem Meister vom Stuhle auch folgen, und doch sind das sehr un-

schuldige Gesellschaften. Man gehorcht im Orden dem Senior, wenn er nach den Gesetzen spricht: redet er oder befiehlt er gegen die Gesetze, so ist es mehrmals geschehen, daß man den Senior strafte oder gar ausschloß, wie dann in Wien ein gewisser Bernard aus Weilburg ausgeschlossen wurde, so er gleich Senior war, weil er gleich anfangs dem Orden unnöthige Contributionen auflegte. Der Senior ist keinesweges, wie die Türken, über die Gesetze erhaben: er muß gehorchen, dies zeigen sogar die Gesetze vom Senior, deren unser Verfasser selbst einige angeführt hat.

Die hülfreiche Hand, die man den Brüdern bieten muß, hat gar nichts Schuldiges, und der Ausdruck, Gut und Blut lassen für den Bruder, ist ein zweideutiger Ausdruck, der cum grano salis verstanden werden muß. Er bedeutete gerade so viel, als die Versprechungen der Verliebten.

Nox erat, et coelo fulgebat luna sereno
Inter minora sidera,
Quum tu magnorum numen laesura deorum
In verba jurabas mea,
Arctius atque hedera procera adstringitur ilex
Lentis adhaerens brachiis
Fore hunc amorem mutuum.

Horat. Epod. XV.

Von solchen Versprechungen sagt Ovidius:

Jupiter ex alto perjuria ridet amantum.

Jupiter muß doch toleranter seyn, als die Herren zu Jena.

§. 7.

Den letzten Vorwurf bringt unser Verfasser aus der Schrift der Jenaischen Herren S. 17. vor. Es hatten nämlich mehrere Mitglieder des entdeckten Amicisten-Ordens zu erkennen gegeben, daß sie deswegen ihr Originalgesetzbuch nicht herausgeben könnten nebst der Ordensliste, weil unter ihnen Leute in Amt und Ehren, Criminal- und Justizräthe ꝛc. vorkämen.

Ohe, jam satis est, ohe libelle!
Jamque pervenimus usque ad umbilicos!

Das Originalgesetzbuch der Amicisten ist gerade so ein Unding, als das Originalgesetzbuch der Römer vor den Zeiten des Hadrianus: denn seit der Entstehung des Ordens (seit 1778) hat man jährlich die Gesetze dergestalt vermehrt, daß bey jeder Revision am sogenannten Fundationstage das Verlesen der neuen Gesetze wenigstens eine halbe Stunde wegnahm. Jede Gesellschaft auf den verschiednen deutschen Universitäten hatte ihre eignen Gesetze, welche auf andern Universitäten eine wahre Absurdität würden gewesen seyn. Ich weiß es noch recht gut, daß man 1778 in Gießen einen ganzen Bogen voll Gesetze machte, worin das Perrücken des

armen Eulerkappers, das Machen des wüsten Gesichtes, und die Generalstallungen verboten wurden. Was hätte man aber z. B. in Halle mit diesen Gesetzen machen wollen, wo der Eulerkapper nicht war, und wo man die andern Unflätereien nicht trieb?

In Gießen war das Gröhlen auf den Straßen zur Zeit der Nacht so sehr Mode geworden, daß der damalige Amicistensenior, Lange, 1776 allerley Liedchen zu singen verbot, wodurch das Gesetzbuch sehr vermehrt wurde. Z. B.

Item soll niemand mehr auf der Straße rufen: exi male spirite. Nolvo. Cur nolvis? Quia corrumpulas in grammaticas.

Item soll niemand das Ecce quam bonum auf der Straße singen.

Dergleichen Gesetze enthielten die Corpora juris auf allen Universitäten in Menge. Wo war nun ein allgemeines Gesetzbuch des ganzen Ordens?

Aber vielleicht reden die Herren nur von dem allgemeinen Gesetzbuch in Jena? Das Gesetzbuch in Jena war schon 1783 zu einer solchen Größe angewachsen, daß man gar leicht einen Quartband mit den Constitutionen anfüllen konnte. Daraus wurde in demselben Jahr zwar ein Auszug gemacht, weil aber viele widersprechende Gesetze vorkamen, so gab es gewaltige Debatten, welche den Vorzug haben sollten. Der neue Codex kam daher nicht völlig zu

Stan-

Stande, weil die widersprechenden Gesetze allemal Vertheidiger fanden. Im Jahr 1789 ging man abermals zu Werke, aber eben so fruchtlos und noch im Jahr 1798 hatten die Jenenser Amicisten zwar einen gewaltigen Wust Gesetze, welche seit 1783 gar sehr vermehrt worden waren, aber ein eignes Originalgesetzbuch hatten sie nicht. Und so viel dann vo[illegible] Originalgesetzbuch!

Nun noch ein kleines Wörtchen von der Originalliste. Ich glaube, daß die Herren zu Jena bloß von der jenaischen Liste reden: denn eine allgemeine Originalliste des ganzen Amicistenordens hat man niemals gehabt, wenn man schon hier und da fremde Mitglieder anmerkte, um sie zu besuchen, an sie zu schreiben u. s. w. Die jenaische Originalliste war im Jahr 1783 sehr klein: denn ein gewisser Senior L... hatte sie einige Zeit vorher mitgenommen, und als man an ihn schrieb und sie zurückforderte, so versicherte er, sie nicht mehr zu besitzen: sie sey verloren gegangen, er wisse nicht, was daraus geworden sey. Nach diesem Verfall machte man eine neue Liste, welche man aber 1789, da man eine Inquisition befürchtete, ins Feuer warf. Hierauf wurde 1791 abermals eine Liste gefertiget, welche denn noch 1798 existirte.

Die Herren sagen zwar, daß einige Ordensmitglieder die Liste deswegen verweigert hätten, weil unter dem Orden so viele angesehene Män-

ner wären, und weil Leute in Amt und Ehren, Criminal- und Justizräthe unter ihnen vorkämen.

Also Studenten in Jena haben 1798 bey der gewaltsamen Inquisition doch gestanden, daß eine Generalliste da sey, sie haben aber die Extradition derselben abgeschlagen. Credat Judaeus Apella! Die Ordensbrüder müßten sehr vernagelt gewesen seyn, so ein Geständniß zu thun, und hernach doch die Herausgabe zu verweigern.

Ich habe hierüber sehr genaue Nachrichten, und die lauten also: Ein Jenenser Student, welcher in den Orden treten wollte, gewisser für ihn gar nicht rühmlicher Ursachen wegen, worunter so ein kleines crimen falsi sich befand, nicht aufgenommen werden konnte, ward dem akademischen Senat der Amicisteren damals auch verdächtig. Man forderte ihn vor, er läugnete die Aufnahme, gestand aber, daß er manche Ordensgeheimnisse wisse, und radotirte da ein Langes und Breites vom Universalcodex, von der allgemeinen Ordensliste und andern Undingen, nannte dann auch Criminalräthe, Justizräthe und andre angesehene Männer, welche ehemals Amicisten gewesen seyn sollten. *) Ich enthalte

*) Wenn Vermuthungen gegen ein so angesehenes Gericht was gelten könnten, so würde ich den Leser auf diesen Umstand aufmerksam machen, und die Vermuthung äußern, daß mehrere Beschuldigun-

mich aller weitern Anmerkungen über diesen Vorfall. Uebrigens ist es sehr wahr, daß Männer, welche gegenwärtig angesehene Aemter im Staate bekleiden, ehemals Amicisten gewesen sind. Aber diese Männer, worunter nicht nur Criminal- und Justizräthe, sondern sogar regierende Grafen, große Feldherren, Staatsräthe u. a. m. sich finden, denken gewiß jetzo nicht mehr an diese Verbindung. Es gereicht auch diesen würdigen Männern weder zur Schande noch zum Nachtheil, ehemals Amicisten gewesen zu seyn. Sie traten in den Orden als unerfahrne feurige Jünglinge, aber nachdem sie reifer geworden waren, ließen sie die Verbindung fahren und betrachteten sie als eine Lapperey, die man fahren lassen müßte, ohne sich es doch sehr gereuen zu lassen, daran Theil genommen zu haben.

Ich selbst schrieb vor sechs Jahren an den Herrn Grafen von B.... nach K...., welcher mit mir ehemals Amicist gewesen war. Ich erinnerte diesen braven Staatsmann unsrer ehemaligen Freundschaft, ohne ein Wort von der Amicisterey zu gedenken. Der Herr Graf antwortete mir sehr freundschaftlich, schwieg aber ebenfalls über das Ordensbündniß. So redet ein solider Mann nicht mehr von den Possen seiner Jugend: und ein Ordensbündniß ist weiter nichts als — eine große Posse.

gen, welche der Senat zu Jena anführte, aus diesen unreinen Quellen ihren Ursprung haben möchten.

§. 8.

Aus dem, was ich bisher über das Libell des akademischen Senats zu Jena wider den Amicistenorden gesagt habe, versteht sich nun schon von selbst, daß die Hauptfolge der Herren, nämlich daß die Ordensbrüder, genannt Amicisten, und alle andre Ordensbrüder, als Staatsverbrecher behandelt werden müßten, ganz und gar läppisch und grundfalsch sey. Beynahe sollte man glauben, die Herren zu Jena wüßten nicht, was ein Staatsverbrechen eigentlich sey: da ich aber weiß, daß zu Jena große Juristen und Publicisten sind, so mag ich ihnen hier keine lectionem de crimine perduellionis halten, welches mir sehr leicht seyn würde: denn ich dürfte ja nur einige §§ aus Klein oder Grolmann abschreiben.

Die jungen Leute auf Universitäten, sind fast durchgängig mit den Staatsverhältnissen sehr unbekannt: denn diese zu kennen, muß man schon gar manche Verkenntnisse haben, welche den Studenten meistens fehlen, wie die Herren zu Jena gewiß nicht läugnen werden.

Als der Jakobinismus in Frankreich herrschte, hielt man in den Versammlungen der Jakobiner Reden über alle Theile der in die Staatskunde einschlagenden Wissenschaften, und die einzelnen Mitglieder lasen fleißig Bücher, welche dergleichen Kenntnisse zum Gegenstand hatten. Auf unsern Universitäten hört der zehnte

Student kaum ein Collegium über die Reichshistorie, er kennt kaum die Geographie dem Namen nach, das Staatsrecht hört nur der Jurist und der zehnte Jurist weiß am Ende der Vorlesung gerade so viel, als er von Anfang wußte, das heißt: er weiß nichts.

Nehmen Sie daher, meine Herren zu Jena, — um Ihrer eignen und der übrigen deutschen Universitäten Ehre willen, bitte ich Sie, — nehmen Sie die harte Beschuldigung zurück, daß die akademischen Ordensgesellschaften die Pflanzschulen künftiger Staatsverbrecher seyen. Sie denken gewiß viel zu billig, als daß Sie nicht ein Unrecht wieder gut machen sollten, welches Sie, wie ich zu Ihrer Rechtschaffenheit hoffen will, aus bloßer Uebereilung begangen haben. Sie sind diese Genugthuung vielen, gewiß sehr würdigen, rechtschaffenen Männern schuldig, ob diese sich gleich wenig um Ihre ungegründete Anschuldigung kümmern werden; Sie sind es der Wahrheit schuldig, die Ihnen als Lehrern der Wissenschaften über alles theuer seyn muß, die beleidigte Wahrheit wieder in ihre Würde zu setzen. Daß Sie die Amicisten bestraften, war recht gethan: ich werde weiter unten die Gründe angeben, warum eine Universität keinen Orden unter Studenten dulden soll; aber daß Sie die armen Verblendeten für Verbrecher gegen den Staat ausschreyen, war Unrecht; und wenn Sie, meine Herren, dieses Unrecht durch eine bessere

Erklärung und durch eine genauere Auseinandersetzung der wahren Umstände wieder gut machen, so versöhnen Sie sich mit allen denen, die jetzo über Ihr Verfahren lächeln oder die Achseln zucken.

I.
Zurechtweisung des Verfassers der vorliegenden Schrift.

Der Verfasser würde besser gethan haben, wenn er seinen Namen angegeben hätte. Es ist allemal verdächtig, als Historiker anonymisch aufzutreten: denn der Grad der Glaubwürdigkeit kann bey einem anonymisch geschriebenen Historienbuch unmöglich Statt finden, den ein Schriftsteller, der unter seiner eignen Firma auftritt, mit Recht so lange fordern kann, bis man ihn der Lügen, der Uebereilung, der Leichtgläubigkeit und andrer historischer Fehler überführt. Alle Versicherungen, welche ein Anonymus für seine Glaubwürdigkeit leistet, sind wenig hinlänglich, ihm völligen Glauben zu verschaffen.

Doch unser Schriftsteller mag seine guten Gründe gehabt haben, seinen Namen geheim zu halten, und ich mag ihn auch aus seinem Dunkel nicht herausziehen, so leicht mir dieses sonst fallen sollte.

Der Ungenannte rühmt sich, S. 21., die Mittel zu einer vollständigen geschichtlichen Darstellung des Amicistenordens zu einer stufenweisen Enthüllung seines stufenweisen Zwecks, in Händen zu haben. Er will alles im Nothfalle mit Original-Dokumenten belegen, und seine Schritte sollen immer innerhalb den Gränzen der Wahrheit bleiben. Niemand wird in seinem Buche eine Falschheit finden; niemand eine partheyische Wendung in den Thatsachen wahrnehmen können.

Das heißt doch wahrlich viel versprochen, und wenn es wäre geleistet worden, so verdiente der Verfasser vielen Dank. Doch wir werden ja sehen, was für ein Historiker unser Dominus ist: wenigstens will ich gegen ihn so unpartheyisch seyn, als er gegen die Amicisten zu seyn verspricht.

Nun muß ich fortrücken bis zu Seite 42., denn was bis dahin vorgetragen ist, betrifft den Amicistenorden in eben dem Grade, als eine Abhandlung über das Lehnssystem die Geschichte Friedrich des Großen betreffen würde. Der Herr Verfasser hat so hübsch von vorne angefangen, wie jener Pfarrer, der alle seine Predigten mit Adam und Eva anfing. Aber was er in seinen Prolegomenen vorbringt ist von andern Philosophen, Historikern und Politikern schon hundertmal besser, als von ihm gesagt worden, und verdient daher keine weitere Untersuchung.

Im dritten Kapitel erklärt der Verfaſſer den Urſprung des Amiciſtenordens, aber ſo oberflächlich, ſo unbeſtimmt und ſo falſch, daß auch ein Uneingeweihter ſehen kann, wie wenig er unterrichtet war, trotz der oben angeführten Rodomontade.

Zu Jena war es, ſagt er S. 42., wo um das Jahr 1746 ein gewiſſer Graf Aloyſius Guido von Taufkirch — auf dem Titelblatt heißt er Graf von Taufkirchen — und ein Herr von Rheda aus Weſtphalen eine Geſellſchaft errichteten, welche ſich in den Amiciſtenorden umbildete. Die Geſellſchaft beſtand urſprünglich nur aus ſolchen Jünglingen, welche aus dem Reiche gebürtig waren, wozu namentlich Elſaſſer, Badenſer, Naſſauer, Schwaben, Heſſen, Pfälzer und Zweybrücker *) gerechnet wurden, und die man insgeſammt Moſellaner nannte.

Ehe ich aber weiter ſchreibe, muß ich ſchon Erinnerungen machen, und meinen genauen Hiſtoriker zurecht weiſen.

*) Fallen hier nicht manchem Leſer die Parther und Meder und Elamiter, und die wohnen in Meſopotamia, Ponto und Aſia, in Judäa und Cappadocia, Phrygia und Pamphilia, Egypten und an den Enden der Lybien bey Cyrene, und Ausländer von Rom, Juden und Judengenoſſen aus Ap. Geſch. Kap. 2. ein?

1. Der Graf Alonſius Guido von Taufkirch, der prätendirte Stifter des Amiciſtenordens, welcher ums Jahr 1746 in Jena dieſen ſchädlichen Orden errichtete, hätte doch von einem Manne, der alles ſo genau auf den Nagel herzuſagen weiß, auch etwas genauer müſſen beſchrieben werden. Die Familie von Rheda exiſtirte zwar wirklich in Weſtphalen, aber wo iſt, oder war die Gräfliche Familie von Taufkirch? Das ſagt unſer Hiſtoriker nicht. Schade, daß er gerade ſo etwas ausgelaſſen hat, das doch jeder Leſer gern gewußt hätte.

Ich weiß zwar, daß ein Schloß Taufkirch in Bayern exiſtirt, wovon ſich eine adliche Familie herſchrieb. Dieſe adeliche Familie war aber 1746 noch nicht in den Grafenſtand erhoben. Ich kann aber nicht ſagen, ob noch Herren von Taufkirch vorhanden ſind, es gehört auch nicht hierher, wie man bald ſehen wird.

2. Aber woher kommt denn das Mährchen von dem Grafen von Taufkirch? Ich kann auf dieſe Frage Antwort geben, denn ich weiß den Urſprung des Mährchens. Ein gewiſſer D.... aus D...., welcher im Jahr 1782 in Jena unter dem Amiciſten ſehr angeſehen war, theils wegen ſeiner guten Lebensart und ſeines Muthes, theils aber auch ſeiner Geſchicklichkeit wegen, band den neuen Brüdern allerley auf von dem Alter ihres Ordens. Er ſetzte ihn in das Jahr 1746, weil damals jemand in einem Buche be-

hauptet hatte, der Orden der Freymaurer sey um diese Zeit in Deutschland bekannt geworden. Da sollte denn auch dieser Studentenorden so alt seyn, als der der Freymaurer. Es gab viele Brüder, welche stolz und in der wahren Historie der Ameißerey unerfahren genug waren, die Legende zu glauben und nachzubeten, und so wurde fast allgemein behauptet, in Jena wenigstens, der Orden sey ums Jahr 1746 entstanden.

Ich bin nicht im Stande anzugeben, ob D.... damals auch den Grafen von Taufkirch und den Freyherrn von Rheda als Ordensstifter nannte oder nicht. Fast mögte ich es vermuthen, weil unser Verfasser, der in Jena seine Nachrichten vorzüglich zusammengetragen hat, jene beyden angiebt. Aber wir wollen uns nicht mit Erdichtungen weiter aufhalten, sondern den wahren Ursprung des Ordens näher beleuchten.

Es ist gegründet, was unser Autor sagt, daß die Ameißerey unter den Mosellanern in Jena entstanden ist. Aber woher kommt das Wort: Mosellaner? Unser Autor berührt die Frage gar nicht, wahrscheinlich, weil er nichts darauf zu antworten wußte. Die Sache verhält sich übrigens folgender Weise: *)

*) Nach dem Berichte eines angesehenen und glaubwürdigen Mannes, welcher die Geschichte der Universität zu Jena und ihrer Verhältnisse, Lands-

In Weimar lebte ohngefähr 1726 oder noch früher, ein Zimmergeselle, Namens Vogt, welcher aber nach der Gewohnheit der Gesellen nicht Vogt, sondern der Moseller, oder Mosellaner, genannt wurde. Er war nämlich von Trarbach an der Mosel gebürtig: daher sein Name. Denn die Handwerksbursche oder die sogenannten Gnoten führen ihre Namen von Städten, Landern, Flüssen, Bergen u. s. w. her. Ist die Stadt berühmt, woher so ein Mensch ist, so heißt er darnach, z. B. Berliner, Frankfurter; ist aber dies nicht, so heißt er vom Lande, z. B. Pfälzer, Voigtländer; oder von Flüssen, z. B. Rheiner, Rheinländer, Moseller; oder von Bergen, Wäldern, z. B. Vogelsberger, Donnersberger, Odenwälder u. s. w.

Gedachter Vogt, der in Weimar Moseller oder Mosellaner hieß, arbeitete lange in dieser Stadt, und machte endlich Bekanntschaft mit der Tochter eines Zimmermanns zu Borstendorf, ungefähr 1½ Stunde von Jena. Da er ein guter, brauchbarer Mensch war, erhielt er das Jawort, besetzte sich in Borstendorf, und trieb den Bierschank nebenher, wie schon sein Schwiegervater gethan hatte. Die Brüder Studio von Jena besuchten damals fleißig die Dörfer, und zwar Landsmannschaftsweise; gerade traf es sich, daß

mannschaften, Orden und andrer Possen besser und genauer inne hat, als unser anonymer Historiker.

der meiste Theil derer, welche in den rheinischen Provinzen zu Hause waren, Borstendorf besuchten, wo der Landsmann Wirth war. Lange hieß die Landsmannschaft noch nicht Mosellaner, bis sie endlich den Namen bekam von dem Landsmann Wirth zu Borstendorf. Dies geschah zwischen 1730—40, also noch lange vor 1746, wo der Graf von Laufkirch die Landsmannschaft errichtet haben soll.

Hieraus erhellet: daß die Mosellaner Landsmannschaft älter ist, als der Name. Die Universität zu Jena wurde zu einer Zeit errichtet, wo Landsmannschaften, Pennalismus u. dergl. recht Mode waren. Landsmannschaften gab es schon im zwölften Jahrhundert zu Bononien, und noch eher zu Paris, wie Abälards Geschichte beweiset. Es ist ja auch nichts natürlicher, als daß Jünglinge auf Universitäten die aufsuchen, welche in ihrem Lande zu Hause sind. Die Entstehung einer Landsmannschaft ist daher sehr begreiflich, und erfordert keinen besondern Stifter. So hat denn auch die Landsmannschaft, welche sich zwischen 1730—40 vom Wirthe zu Borstendorf Mosellaner nannte, keinen eignen Stifter, keinen Tag der Stiftung, ja nicht einmal ein Stiftungsjahr gehabt, sondern ist, wie alle Nationalismen nach und nach entstanden: wahrscheinlich existirte sie schon 1646.

Die Landsmannschaften bestehen aus Mitgliedern, welche unter einander gewisser Maßen

verbunden sind, ohne grade immer Gesetze zu haben. Es giebt Landsmannschaften nicht nur unter den Studenten, sondern auch unter den Handwerkern u. s. w., ja selbst unter den Soldaten existirt eine Art von Landsmannschaften. Der Grund der Verbindung oder des nähern Umgangs ist Freundschaft, und ein gewisses Zutrauen, welches gegen einen Landsmann allemal stärker, als gegen einen Fremden ist. Eben daher kommt es, daß Landsleute immer gemeinschaftliche Sache machen, sobald Fremde diesen oder jenen aus ihren Mitteln beleidigen. Es braucht kein Gesetz keine Verabredung hierzu; das liegt schon in der Natur der Sache selbst. Eine Landsmannschaft hat daher eben keine geschriebene Gesetze nöthig, und die alten Innungen dieser Art erfüllten ihre landsmannschaftlichen Pflichten, ohne Gesetze jemals zu haben: wenigstens hatten die Mosellaner noch 1760 keine eigentliche geschriebene Gesetze zu Jena.

Seite 43. sagt der Verfasser, Landsmannschaften seyen Verbindungen, welche nur auf die Universitätszeit eingeschränkt wären, und die Glieder nicht durch einen Eyd, sondern nur durch Handschlag und Ehrenwort zum gemeinschaftlichen Zwecke verbänden. Dies sey das charakteristische Unterscheidungszeichen von Orden.

Wenn dies so ist, so sind die Ressource zu Halle, der Professorklub zu Jena und der zu Gießen und noch mehr andre Verbindungen

Landsmannschaften. Das charakteristische der Landsmannschaft besteht darin, daß die Glieder Landsleute sind. Kommt oder kam dann und wann ein Fremder hinein, so war das eine Ausnahme, und die Landsleute machten doch eigentlich die Landsmannschaft aus. Man muß auch die Sprache richtig gebrauchen. Uebrigens werde ich weiter unten vom Ordenseyde sprechen, und beweisen, daß der Eyd nicht allgemein bey jedem Orden und zu allen Zeiten war.

Der Zweck der Mosellaner blieb wie er war, ehe der Name aufkam. Es waren junge Leute, die sich mutuis officiis leisteten, das heißt: die mit einander umgiengen, zu Dorfe stiegen, in den Kneipen mit einander zechten, sich dann und wann im Falle der Noth Geld borgten, und ihre und ihrer Brüder Ehre aufrecht zu erhalten suchten. Diese Zwecke sind allen Landsmannschaften, Orden, Kränzchen u. s. w. gemein, und fordern noch immer keine geschriebene Gesetze.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß gleich bey dem Entstehen der Landsmannschaften ein Senior Statt gehabt habe: denn keine Verbindung dieser Art kann ohne Oberhaupt bestehen. Wir haben schon dergleichen Senioren zu Prag und hernach zu Leipzig im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Im Jahr 1506 war ein gewisser angeblicher Graf von Henneberg *) Senior

*) Dieser Graf von Henneberg soll nach Strasenbergs ein Scharfrichter oder Nachrichter gewesen seyn.

der Studenten in Erfurt, unter dem Namen eines Rektors. So wie die Handwerksburſche an allen Orten ihren Altgeſellen haben, eben ſo haben die eine Verbindung formirenden Studenten auf allen Univerſitäten ihren Senior.

Die Senioren der Landsmannſchaften waren in den alten Zeiten die Vertreter ihrer Landsmannſchaften bey dem Univerſitätsgericht, und genoſſen daher eines hohen Anſehens: nachdem ſie aber dieſes Anſehen mißbrauchten, und für ihre Landsmannſchaft immer mehr forderten, als man geben konnte und wollte, ſo verboten einige Univerſitäten und Fürſten die Landsmannſchaften, und das iſt es eben, was das Wort nationalismus ſagen will, den man in den alten lateiniſchen Geſetzen einiger Univerſitäten noch unter den verbotenen Sachen findet.

So ſahe man denn ſchon von langen Zeiten her, daß die Landsmannſchaften Unordnungen ſtifteten, und verbot ſie deswegen, ob ſie gleich keine geſchriebene Geſetze hatten.

Ich glaube, daß es niemand einfallen wird, an der Exiſtenz der Landsmannſchaften überhaupt, und an der der Moſellaner insbeſondere, von den älteſten Zeiten her, zu zweifeln, und habe daher nicht nöthig das Mährchen von der Stiftung der Moſellaner im Jahr 1746

Das Mährchen iſt vor ſechzig Jahren in einigen Diſputationen verhandelt und widerlegt worden.

durch einen Grafen von Taufkirch noch weiterhin zu widerlegen.

Der Verfaſſer hat Recht, wenn er S. 45. behauptet, daß durch Landsmannſchaften eine Art von Nationalhaß zum Geſetz gemacht werde: aber unbillig iſt der Zuſatz, daß dieſer Nationalhaß ſo groß ſey, als er irgend nur unter Völkern von verſchiedner Sprache, Abſtammung, Regierungsform und Religion einreiſſen könne.

Die Landsmannſchaften erzeugen bey den Participanten einen gewiſſen Nationalſtolz, welcher nicht ſelten, beſonders bey Brauſeköpfen und ſchlecht erzogenen Menſchen in eine Art Dünkel und Impertinenz ausartet, nach welcher ſo ein unerfahrner Jüngling alles neben ſich verachtet, was nicht ſo wie er iſt, und alles haſſet, was nicht zu ſeiner Klike gehört. Dies iſt eine ſehr ſchlimme Folge der landsmänniſchen Verbindungen, und die wahre Quelle der Renommiſtereyen, die jedem Vernünftigen ſo ſehr zuwider iſt. Aber zum Glücke iſt dieſer Dünkel nicht allgemein, da es ſelbſt unter den engſten Verbindungen gutdenkende und guturtheilende Menſchen giebt, die niemals den Partheygeiſt gänzlich einreiſſen laſſen. Ich habe oft gefunden, daß Leute aus ganz verſchiednen Provinzen und Ländern, ob ſie gleich in ihrer eignen Landsmannſchaft waren, doch die vertrauteſte Freundſchaft unter ſich errichteten, und recht aufrichtig fortſetzten.

Selbſt

Selbſt die gröſsern Völker verlieren nach und nach ihren Nationalhaſs gegen Ausländer, je nachdem die beſsere Cultur unter ihnen zunimmt. Ehedem haſste der Schwede den Dänen und der Däne den Schweden dergeſtalt, daſs Schwede in Dänemark und Däne in Schweden Schimpfwörter waren, womit ſich nur der Pöbel zu bearüſsen pflegte. Aehnliche Proben von Nationalhaſs liefert die Geſchichte in Menge; aber in unſern Zeiten hört dieſer Dünkel immer mehr auf, und ſollten jemals die Völker auf den möglichſt hohen Grad der Cultur kommen, ſo würde man von dergleichen Nationalrenommiſterey nichts mehr hören.

Eben ſo habe ich gefunden, daſs Jünglinge auf Univerſitäten, welche eine gute Erziehung genoſſen hatten, und aus ſolchen Provinzen gekommen waren, wo viel Cultur herrſchte, weniger Renommiſten unter ihren Landsleuten zählten, als ſolche, deren Vaterland noch voll roher Sitten war. Die Landsmannſchaften der letztern waren daher auch weit enger vereinigt, und die Ausländer hatten viele Mühe, Freundſchaft und Zutrauen bey ihnen zu finden. Das war z. B. noch vor nicht ſehr langer Zeit der Fall bey den Oſtfrieſen und Weſtphaliern. In Jena hingen die Moſellaner weit enger zuſammen, als die Sachſen.

Ich ſchreibe dieſe Bogen keinesweges, um die Verbindungen auf Univerſitäten zu rechtfer-

tragen; ich bin vielmehr von ihrer Schädlichkeit vollkommen überzeugt, und hoffe, daß diese kleine Schrift manchen Jüngling von dem Eintritt in solche Klubben abhalten werde. Aber ungerechte Beschuldigungen zu widerlegen, halte ich für Pflicht, damit der Unkundige unsern Universitäten nicht mehr zur Last lege, als denselben wirklich kann aufgebürdet werden.

Unser Verfasser vermengt immer die Moselanerlandsmannschaft mit dem Mosellanerorden, und spricht immer so, als wenn dieser auch schon 1746 seinen Ursprung genommen habe. Von diesem saat er S. 46, daß man ihn den Schweinorden, und die Mitglieder Schweinebrüder genannt habe. Es ist Schade, daß der Verfaßer niemals Autoritäten anführt, um seine Behauptungen zu unterstützen. Freilich ist es nicht unglaublich, daß einer und der andere, ein Professor, Bürger oder auch Student, die Mosellaner Schweinebrüder genannt habe. Aber da damals, wie ich bald zeigen werde, noch kein Orden da war, so konnte auch von keinem Schweinorden die Rede seyn, nämlich vor 1771.

Man hat indessen und zwar nicht mit Unrecht ehemals den Mosellanern in Jena den Vorwurf gemacht, daß sie große Zechbrüder wären, und vorzüglich im Biersaufen Meister abgeben könnten. Dies ist wahr, und der Vorwurf selbst war gegründet: doch war das Sau-

ſen und die Liederlichkeit nicht allein bey den Moſellanern anzutreffen. Die Meklenburger in Jena waren ehemals auch groſſe Zecher, und thaten es den Moſellanern hierin gewiß gleich. Ueberhaupt hat die Lebensart der Studenten in Jena ehemals nicht viel getaugt, und das Saufen war gleichſam das charakteriſtiſche Laſter eines ächten Jenenſers, ob ich gleich auch geſtehen muß, daß ich 1776 und 1783 ſehr moderate nüchterne Jenenſer, ſelbſt unter den Moſellanern gekannt habe.

Man wußte von Seiten der Polizey recht gut, daß viele Kneipen da waren, worin ſcharf geſoffen wurde. Da man dieſes nun nicht im Ganzen unterſagen konnte, ſo befahl man, daß die Schenkwirthe Abends nach zehn Uhr kein Bier mehr geben ſollten. Allein die Studenten fanden bald Mittel, dieſes Geſetz um ſeine Wirkung zu bringen. Denn diejenigen, welche luſtig genug waren, noch einige Stunden, auch wohl die ganze Nacht fortzuſaufen, lieſſen ſich noch vor zehn Uhr ſo viel Bier reichen, als ſie wollten und für hinlänglich hielten, ſodann pflanzten ſie die halben Stübchen und Mäßchen vor ſich hin auf den Tiſch, und lieſſen ſich es gut ſchmecken. Kam nun die Scharwache, ſo hieß es, man habe noch nicht ausgetrunken, ſobald das würde geſchehen ſeyn, würde man nach Hauſe gehen. Die Wache ging fort, und die fidelen Brüder blieben ungeſtöhrt bey ihren

Vierkügen. Diese schöne Gewohnheit ist noch nicht ganz abgekommen, und es finden sich noch dann und wann lustige Gesellschaften, welche auf den Kellern eine Nacht mit Saufen hinbringen.

Das gute und wohlfeile Bier in Jena ist vorzüglich die Ursache, daß die Studenten sich aufs Saufen legten und noch legen. Saufen ist überhaupt eine Art Fehler, worin junge Leute nur gar zu leicht verfallen, weil die bösen Folgen desselben sich nicht so bald und so fürchterlich zeigen, als die anderer Exzesse. Man sitzt da, und trinkt, nicht in der Absicht, sich zu betrinken, — dieses ist selten der Fall, — sondern um seinen Appetit in munterer Gesellschaft zu vergnügen. Unter lustigen Gesprächen, Späßen und Possen laufen viele Gläser hinein, der Kopf wird heroisch, und nun kennt der junge Mensch keine Mäßigung mehr. Freilich fühlt er den folgenden Tag, daß er nicht recht gethan hat; aber kaum ist die Trägheit aus seinen Gliedern verschwunden, so wiederholt er bey Gelegenheit seine Ausschweifung, und wird am Ende ein Trunkenbold. So ging es in Jena, in Gießen, in Halle und an allen Orten, wo wohlfeiles gutes Getränke ist. In Göttingen war die Sauferey bey weitem seltener, als an andern Orten, weil da das Bier kostbar und schlecht ist: doch habe ich auch Trunkenbolde in Göttingen gekannt, ob ich gleich mit gutem Ge-

wiſſen behaupten kann, daß in den Jahren 1778 — 79 nur zwey unter den damaligen Amicisten in Göttingen waren, welche das Saufen gelicht hatten.

II.

Urſprung der landsmannſchaftlichen Geſetze unter den Moſellanern.

Um meine Leſer in den Stand zu ſetzen, über das Verbindungsweſen auf Univerſitäten richtig zu urtheilen, muß ich einiges über die landsmannſchaftlichen Geſetze ſagen, ohne welches hernach die Ordensgeſetze nicht können verſtanden werden.

Bey der erſten Entſtehung der Landsmannſchaften gab es ganz und gar keine geſchriebenen Geſetze, wie ich ſchon oben bewieſen habe. Indeſſen waren dieſe Verbindungen nicht ohne Regeln: denn alle Mitglieder mußten gewiſſe Pflichten gegen einander beobachten, die man wohl Geſetze nennen kann, weil jedes Glied ſchuldig war, ſie zu befolgen. Die Hauptregeln dieſer Art finden ſich bey allen Verbindungen unter Univerſitätern, und ſind ohngefähr folgende:

1. Freundschaft ist das Fundament der Verbindungen, folglich muß jedes Mitglied das Seinige zur Erhaltung der Freundschaft beitragen, es mit jedem Gliede gut meinen, und sein Wohlseyn aufrichtig zu befördern suchen.

2. Die Beleidigungen, welche ein Mitglied dem andern zufügt, müssen ärtlich abgethan und verglichen werden, wie es unter Freunden Sitte und Recht ist.

3. Beleidigungen von einem Fremden dürfen nicht gelitten werden: denn wenn dies bekannt würde, so hieß der Verdacht der Feigheit und des scheuen Sinnes auf die Verbindung selbst.

4. Folglich hat jedes Mitglied das Recht, darauf zu sehen, daß kein anderer beleidigt oder beschimpft werde.

5. Das gesellschaftliche Vergnügen macht die Würze der akademischen Freundschaft aus; folglich müssen die Mitglieder ihre Vergnügungen mit einander theilen.

6. Freundschaftliche gegenseitige Dienste der Mitglieder müssen dankbar erkannt, und in vorkommendem Fall erwiedert werden. Wer dies nicht thut, ist unwürdig, in der Verbindung zu bleiben.

7. Was die Gesellschaft durch Mehrheit der Stimmen beschließt, dem muß sich kein einzel-

nes Mitglied widersetzen: wer dies thut, kann nicht in der Gesellschaft bleiben.

8. Wenn ein Senior da ist, so muß ihm gehorcht werden, in so fern er für das Beste der Gesellschaft sorgt.

Dieses sind die Grundprincipien aller akademischen Verbindungen, Nationalismen, Landsmannschaften, Orden, Kränzchen, und wie sie nur immer noch anders heißen mögen. Ihnen folgte der Moscllaner, der Amicist, der Unitist, der Desperatist, der Constantist, und gar die Fensterbrüder in Gießen, denn diese Reacln gründen sich auf den Begriff der Verbindung selbst, und wer nur eine derselben aufheben wollte, würde den Orden, oder wie sonst die Verbindung heißt, sogleich mit aufheben.

Ich muß hier im Vorbeigehen einem Vorwurf begegnen, den man mir machen könnte. Es scheint, könnte man sagen, als redete ich den akademischen Duellen das Wort, weil ich den Grund derselben zu einem Hauptgrundsatz aller akademischen Verbindungen mache. Dieser Vorwurf aber trifft nicht mich, sondern die Sache selbst. Ich bin nicht nur von der Gesetzwidrigkeit, sondern auch von der Thorheit und der Lappereo aller Studentenduelle vollkommen überzeugt, und jene Schlägereien, welche ich ehedem selbst verübt habe, rechne ich zu den thörigsten Possen, die sich hatte treiben können.

Demohnerachtet sind die Duelle bey allen Studentenverbindungen, so zu sagen, ein nothwendiges Uebel.

Die Mitglieder wollen natürlich auf der Universität, wo sie sich zusammenthun, eine gewisse vorzüglichere Rolle spielen, so nach der Idee, welche sich Studenten von Vorzügen, Ehre u. dergl. machen. Dazu gehört nun Entfernung alles dessen, was der Gesellschaft Schande bringen, oder auch nur ein minder vortheilhaftes Licht auf sie werfen könnte. Nun kennt man aber das traurige Vorurtheil, daß die beleidigte Ehre nur durch einen Duell wieder hergestellt werden könnte. So lange noch dieses Vorurtheil herrscht, so lange ist es vergebens, die Duelle auf Universitäten abschaffen, und noch mehr, sie aus den geschlossenen Kliken, aus den Orden und Kränzchen vertreiben zu wollen.

Von Seiten der Obrigkeit scheint man sogar von allen Zeiten her die Duelle begünstigt zu haben.

Daß unsere alten Fürsten und sogar die Kaiser den Studenten das Recht gaben, Degen zu tragen, wie die Edelleute, das machte eben, daß die Studenten auch die Degen zogen, wie die Edelleute, und sich unter einander herumbalgten, wie die Edelleute. Das Balgen war ja ehemals nebst dem Saufen ein großes Vorrecht des deutschen Adels; wer kann es einem

jungen unerfahrnen Studenten so sehr übel nehmen, wenn er sich eines Rechts bedient, wozu ihn sogar kaiserliche Privilegien zu autorisiren scheinen!

Freylich hat man nachher das Tragen der Degen auf allen Universitäten untersagt, aber hier heißt es auch:

Principiis obsta, sero medicina paratur.

Die armen Leute waren schon an das Raufen, Schlagen und Duelliren gewöhnt, und durften sie keine Degen mehr an der Seite haben, so hatten sie dieselben doch wenigstens auf der Stube, um sich im Nothfall sogleich zu bewaffnen.

Ehe noch der Student die Akademie besucht, hat er schon falsche Begriffe von dem akademischen Leben und den wahren Vorzügen eines Universitäters. Die Väter sind oft so unvorsichtig vor den unreifen Jünglingen, welche noch unter der schärfsten Zucht ihrer Schulmonarchen stehen, ihre Laufbahn auf Universitäten zu erzählen, und wissen sich recht viel, wenn sie von glücklich bestandenen Abentheuern, Duellen u. dergl. reden können. Der junge Bursche sieht nun dem Leben voll Freyheit mit Sehnsucht entgegen, und zählt alle Minuten, bis seine Sklaverey auf der Schule aufhört. Er ist zu wenig mit der Welt und mit sich selbst bekannt, als daß er wahre Freyheit erkennen könnte, er bildet sich also in seinem Gehirne einen Begriff von einer gewissen

schlaraffenartigen Ausgelassenheit, und nennt diese Freyheit. Alles will er auf Universitäten treiben, was er auf der Schule nicht treiben durfte: denn dort hat ihm niemand etwas zu befehlen, und läßt sich's ja jemand einfallen, sein Thun und Lassen niederträchtig, schlecht und gesetzwidrig zu finden, so wirft er ihm, wenn's ein Professer, Bürger oder sonst jemand ist, die Fenster ein, oder rächet sich mit dem Stock und der Hetzpeitsche: ist es aber ein Student, so hat er ja seinen Degen.

Man sagt gewöhnlich, junge Leute würden auf Universitäten verführet, und das ist leider! auch sehr wahr. Aber die Meisten kommen schon verdorben auf die Universität, den Kopf voll seltsamer Grillen, und mit rohen Schülersitten, welche bald in Renommistereyen ausarten. Sehe nur einer bey dem Anfang der halben Jahre die Neulinge an, welche man Füchse zu nennen pflegt. Viele derselben betragen sich so wild und roh, daß man wirklich ausgelernte Schläger, Säufer und Erzrenommisten in ihnen vermuthen müßte, wenn nicht ein unverkennbarer läppischer Ton sattsam bewiese, daß der junge Herr seinen Hrn. Rektor noch nicht lange verlassen hat. *)

*) So war es schon vor mehr als hundert Jahren. Impudentiae [illegible] solent, qui vix ad altiora studia [illegible] pedem [illegible] studiosi ut contemne[illegible], in [illegible] accelerant. Crederes Hercu-

Niemals, seitdem ich beſſer über die Beſtimmung eines Studenten zu denken gelernt habe, hat mir es gefallen wollen, daß die Erziehung derſelben ſo ſoldatenmäßig betrieben wird. Schon auf Schulen werden Fechtmeiſter gehalten, und auf der Akademie beſucht der für die Wiſſenſchaften beſtimmte Jüngling den Fechtboden, und übt ſich zu Hauſe mit ſeinem Kameraden im Fechten.

Ich weiß recht wohl, was man zur Vertheidigung der Fechterey anzuführen pflegt: aber das alles iſt nicht hinreichend die Fechterey als nützlich für den Studenten darzuſtellen, weil der Schaden, der daher kommt, größer iſt, als je der Nutzen ſeyn kann.

Erſtlich wird durch das immerwährende Fechten viele Zeit verſchwendet, welche nützlicher hätte angewendet werden können. Warum lernt man nicht Voltigiren, Vögel ſchießen, nach dem Ringe rennen, Courier reiten, und andre — Künſte, welche, eben ſo wie das Fechten, und noch beſſer als dieſes, den Körper befeſtigen und ihm einen guten Anſtand gewähren?

Zum andern macht die Geſchicklichkeit im Fechten dem Feigſten Herz genug, ſich zu ſchlagen, und feuert den muthigen Jüngling an,

---

lem eſſe, certe Cacum, cui tamen tergum vicinaque partes de severiori disciplina adhuc calent.

Aug. Buchner Ep. CIX.

Gelegenheit zu Schlägereyen zu ſuchen. Mancher Student verſteht weiter nichts, als ſein Rappier: er will nun dieſe edle Kunſt auch andern ſichtbar und fühlbar machen, und eine jede Balgerey iſt ihm willkommen, da er Hoffnung hat, ſich mit Ehren, wie er denkt, aus der Affaire zu ziehen.

Hier iſt der Ort nicht, weitläuftiger über dieſe Materie zu ſprechen; aber ich bin vollkommen überzeugt, daß, ſo lange die jetzige Einrichtung auf den Univerſitäten fortwährt, auch die Duelle fortdauern werden. Ich werde weiter unten beweiſen, daß nicht die Landsmannſchaften und Orden, ſondern vielmehr die verkehrte Denkungsart und die läppiſchen Begriffe von Ehre und Schande, welche ſich der Student macht, Schuld an dieſem Unweſen ſind.

Man verzeihe mir dieſe Ausſchweifung; ſteht ſie vielleicht nicht an ihrem rechten Orte, ſo enthält ſie doch Wahrheiten, welche billig ſollten beſſer beherziget werden, als gewöhnlich geſchieht.

Quid leges ſine moribus
Vanæ proficiunt?

Nach dem, was ich oben geſagt habe, ſind die Grundprincipien in allen Verbindungen auf Univerſitäten dieſelben, und machen daher, ſo zu ſagen, ein überall gültiges Geſetz oder jus commune aus. Von Anfang dachte niemand daran, dieſe Regeln aufzuſchreiben, bis endlich

die Moſellaner ums Jahr 1762 ein Syſtem ihres Landsmannsrechtes bildeten.

Damals wüthete der ſiebenjährige Krieg, und die Studenten zu Jena nahmen daran vielen Antheil, nicht zwar mit den Waffen in der Fauſt als Auxiliartruppen der Franzoſen, Preußen u. ſ. w., ſondern mit Räſonniren für und wider dieſe und jene Parthey. Manche vertheidigten die Kaiſerlichen, manche redeten den Franzoſen und Reichstruppen das Wort; der meiſte Theil der Studenten aber war preußiſch geſinnet, und

Vivat bonus,
Vivat magnus,
Vivat Fridericus rex!

konnte man alle Tage bey Kommerſen, in den Kneipen und auf den Straßen hinbrüllen hören. Die Hauptvertheidiger des Königs von Preußen waren die Moſellaner, welche bey ihren Zuſammenkünften ſich es in die Hände ſchwuren, ſollte der König Fritz noch ferner unglücklich ſeyn, und ſeine Feinde nicht durch die Lappen gehen, den Säbel zu ergreifen, Huſaren zu werden, und ganz Deutſchland bis an die Moſel für den König Fritz gewinnen zu helfen.

Das war jugendlicher Enthuſiasmus, der raſchen Jünglingen zu verzeihen war, zumal da er einen Beweis gab, daß dieſe Jünglinge die großen Vorzüge Friedrichs II. wenigſtens zum Theil erkannten.

Aber es blieb dabey nicht, sondern oft setzte es in den Kneipen fürchterliche Debatten, welche sich nicht selten mit einer Prügelen oder einem Duell endigten. Einige Studenten, welche es nicht vertragen konnten, daß andere, besonders die Mesellaner, so gar sehr schlecht und wegwerfend von der Reichsarmee, damals wegen der Roßbacher Schlacht Reißausarmee genannt, *) redeten, und bey Kommersen im Ecce quam bonum Sarkasmen darüber hingrölten, fingen an, sich zu beschweren, daß man ihre Landesherren so wenig schonte, und warfen sich zu Apologeten für die deutsche Reichsverfassung gegen die preußisch Gesinnten auf. Aber man nahm weder ihre Apologie an, sondern trennte die Apologeten selbst aus, und wenn sie nicht nachgeben wollten, entstand ein Krieg, wobey allemal die preußisch Gesinnten die Oberhand behielten, weil sie die Stärkeren waren. Oben solche Kriege fielen auch mehrmals zwischen Studenten und Nichtstudenten, Bürgern und Handwerksburschen vor.

*) Da ich selbst in der Reichsarmee über sieben Monate, während des letzten Kriegs, als Korporal gedient, und das ganze Chaos etwas näher habe kennen lernen, so theilte ich meine Erfahrungen in einer Schrift mit, welche den Titel führet: Abriß der heutigen Reichsarmee, Leipzig 1796; und welche nach dem Urtheile der Herren Häberlin und v. Archenholz treffende Bemerkungen über diesen traurigen Gegenstand enthalten soll.

Darüber ward man von Seiten der Universität aufmerksam, und verbot alles Räsonniren in den Wirthshäusern über die kriegführenden Mächte. Vielleicht waren die Herren von der Universität selbst preußisch gesinnet: denn obgleich die Mosellaner bey allen Zänkereyen, die auf diese Art verspielen, die Urheber waren, so strafte man doch nicht scharf, wenigstens ist niemand relegirt worden, und doch waren wegen dieser Zänkereyen mehrere Duelle vorgefallen und bekannt geworden.

Indessen kamen einige Mosellaner nach Erfurt zum Frohnleichnamsfeste, und außer mehreren Excessen, schimpften sie so recht nach Mosellanerart im trunkenen Muthe im Wirthshaus über den Kayser, die Fürsten und insbesondere über den Kurfürsten zu Maynz. Einige Erfurter, die zugegen waren, liefen nach der Wache, und die politischen Kannengiesser wurden arretiert, und da man den Herzog zu Weimar nicht beleidigen wollte, als Mitglieder einer ihm unterworfenen Universität nach Weimar durch Soldaten gebracht. Der Herzog ließ sie auch zwey Monate auf die Wartenburg setzen, ohne sie jedoch zu relegiren, und befahl der Universität strenge Aufsicht zu haben, daß die Studenten sich nicht ferner mehr in die Kriegshändel mischten, und noch weniger auf große Herren schimpften.

Nun ließ der Senat alle Abend die Kneipen, besonders die Kasenmühle und den halben Mond, wo damals die Mosellaner ihr Wesen vorzüglich trieben, durchsuchen, und gar manchen, der sich übernommen hatte, und freye Reden führte, aufs Tabulat bringen. Endlich wurde den Landsmannschaften gar untersagt an öffentlichen Oertern zusammen zu kommen; wo mehr als sechs oder acht versammelt waren, kamen die Schnurren und nahmen sie weg.

Die Mosellaner, als die unruhigsten, hatten besonders die Ehre, oft ins Gefängniß zu spazieren. Sie überlegten nun die Mittel, wie sie dieser Verfolgung könnten überhoben seyn, und beschlossen ihre landsmannschaftliche Vereinigung auf ihren Zimmern fortzusetzen. Das geschah; hatte aber das Schlimme, daß sich gar zu viele da einfanden, Lärmen machten, und allerhand Excesse verübten, worüber dann auch mancher aufs Tabulat mußte. Da fanden dann die Mosellaner für gut, sich geschriebene Gesetze gegen Lärmen und Skandal zu geben, und einem aus ihrem Mittel die Pflege dieser Gesetze aufzutragen. Der Gesetzpfleger war freylich niemand anders, als der Senior; allein nun war seine Macht ansehnlich vermehrt, und er stellte eine ganz andere Person vor, als vorher.

Bisher nämlich war zwar immer ein Senior unter den Mosellanern, so wie unter andern Lands-

Landsleuten gewesen: das Ansehen dieses Seniors war aber sehr geringe, höchstens erlaubte man ihm, über Füchse sich etwas herauszunehmen, aber einem alten Burschen durfte er nicht dumm kommen, wie man sich auszudrücken pflegte. Höchstens gab man zu, daß der Senior an die Mitglieder referirte, und ihre Trinkgelage einrichtete: aber zu sagen hatte er eigentlich nichts. Daher geschah es auch nicht selten, daß der Senior abgesetzt wurde, oder selbst abging, eben so wie bey den Handwerksburschen der Altgeselle oder bey den Innungen der Obermeister. Der Senior war sogar in den ältern Zeiten nicht einmal von allen landsmannschaftlichen Abgaben frey. Ich würde hier noch die Frage zu lösen suchen, warum die Landsmannschaften nicht eine ganz und gar reine republikanische Form eingeführt haben? wenn sie sich nicht von selbst beantwortete.

Nachdem aber geschriebene Gesetze da waren, so erhielt der Senior auch mehr Ansehen in der Gesellschaft: denn er hatte die Pflege der Gesetze, konnte also in einem jeden Fall wissen, was recht war, und die einzelnen Fälle nach den Gesetzen entscheiden. Es gab daher auch nicht mehr so viele Debatten in der Gesellschaft, denn die geschriebenen Gesetze hatten meistens einen deutlichen Sinn, und die, welche sich vergangen hatten, unterwarfen sich lieber einem geschriebenen Gesetz, als einem Gutbefinden der

Gesellschaft, wobey sie allemal Partheylichkeit und Groll vermutheten.

Dem Senior wurde ein Subsenior beigesügt, und ein Sekretär angestellt, der für die Pflege des Codex sorgen mußte. Da man nun einmal im Schreiben begriffen war, so machte man auch Listen von den Mitgliedern, schrieb die merkwürdigsten Vorfälle auf, und auf diese Weise entstand ein kleines Archiv für die Herren Mosellaner.

Der Zweck dieser ersten geschriebenen Gesetze war kein anderer, als die Unordnungen in der Landsmannschaft zu vermindern, und sich dadurch der Ahndung der Akademie zu entziehen. Sie waren nicht in gewisse Titel oder Kapitel eingetheilt, sondern enthielten in 26 kleinen Paragraphen die Hauptpflichten eines rechtschaffenen Mosellaners. Merkwürdig ist es, daß ein Gesetz große Ehrfurcht und Reverenz für Gott den Allmächtigen und sein heiliges Wort gebot, und das Besuchen der Kirchen empfahl. Von Schlägereien waren auch Verordnungen da, welche aber zu den allgemeinen verderbten unsinnigen Grundsätzen der Universitäter in dieser Absicht nichts neues hinzufügten.

Vor der Verfassung der Gesetze hieß jeder ein Mosellaner, welcher sich zu ihnen hielt und aus dem Reich zu Hause war: denn damals war die Landsmannschaft eine Trink- oder

vielmehr Saufgesellschaft und weiter nichts. Nun aber änderte sich die Sache: der, welcher aufgenommen werden wollte, mußte förmlich recipirt werden. Dieses aber war keine schwere Sache zu erlangen. Der Candidat besuchte einige Zeit den Fürstenkeller, die Rasenmühle, oder sonst einen Ort, den die Mosellaner frequentirten. Bey einem Kruge Bier lernte er die Burschе kennen, und sie ihn auch: nun gab er dem Senior oder sonst einem Mitgliede zu verstehen, daß er gern in ihre Verbindung treten wollte. Bey der nächsten Zusammenkunft wurde die Sache vorgetragen, die Stimmen wurden gesammelt und waren meistens ganz übereinstimmend, weil sich nicht leicht jemand einfallen ließ, eintreten zu wollen, der Feinde und Neider in der Landsmannschaft hatte. Nun wurde der Candidat hereingeholt, man las ihm die Gesetze vor, er versprach ihnen gehorsam zu seyn, gab dem Senior die Hand darauf, zahlte etwas weniges, höchstens einen Thaler für die Reception in die Büchse, und die ganze Sache hatte ein Ende. Von dem Receptionsgelde bekam weder der Senior noch sonst jemand einen Heller; doch mußte der Neurecipirte einige Apostel Bier*) und Tabak für die ganze Gesellschaft

*) Apostel heißt in Jena eine mächtig große Schleifkanne, welche meistens zehn Stübchen oder vierzig Maaß, auch wohl noch viel mehr halten kann.

aufstiegen, wobey dann größtentheils gar mächtig gesoffen wurde. Bey einer Reception, welcher ich 1783 beiwohnte, wurden in dem Hause des verstorbenen O. Döderlein unter sechs und zwanzig Personen nicht weniger als 270 Maaß Ziegenhayner Bier ausgezogen. Da kamen also 10 Maaß oder 2½ Stübchen auf den Mann, und doch versicherte man mir, daß dies noch Kleinigkeit wäre: sonst pflege es noch flüchtiger oder derber herzugehen.

Ich habe auch in Jena gefunden, daß der Letztrecipirte täglich zum Senior mußte, um dessen Befehle zu empfangen, und den andern Brüdern davon Nachricht zu geben. Der jüngste Bruder war also gleichsam der Pedell oder der Famulus des Seniors.

Außer den Zusammenkünften auf den Kneipen, Mühlen und Dörfern hielt man nun auch regelmäßig ein Kränzchen, wobey jedes Mitglied erscheinen mußte. Das Kränzchen wurde, um die Collegia nicht zu versäumen, nur des Sonntags gehalten, und dauerte, so lang es dem Hospes, oder demjenigen Bruder, welcher es hielt, gefiel. Bis sechs Uhr mußte er es leiden, und die Brüder während dieser Zeit mit Kaffee, Tabak und Bier regaliren.

Die Gesetze hatten diese Kränzchen sehr genau bestimmt, und alle Unordnungen daraus verbannt. Niemand sollte Karten spielen um Geld, fluchen, Zoten reißen, sich besau-

fen, Händel anfangen, necken oder foppen, über Abweſende räſonniren oder ſie verläumden, F.... laſſen u. ſ. w. Fechten konnte man aber, doch nicht in der Stube des Hoſpes, ſondern auf dem Saale, oder unten im Hof, wozu aber die Rappiere auf gemeinſchaftliche Koſten angeſchafft wurden.

Es wäre recht gut geweſen, wenn alle Geſetze ohne Ausnahme wären befolgt worden: allein man nahm das Ding ſo genau nicht, und ich erinnere mich noch recht gut, daß 1776 die Geſetze, welche Mäßigung und Anſtand im Betragen befahlen, wenig oder gar nicht befolgt wurden.

Die kränzlichen Zuſammenkünfte waren immer wahre Bacchanale von der niedrigſten Art: man kam zuſammen, und wenn jeder ſeine Pfeife angeſteckt und gehörigen Platz genommen hatte, ſo wurde der Kaffee eingeſchlürft. Der Hoſpes mußte dafür ſorgen, daß dieſer gut und hinlänglich war, ſonſt mußte er ſich es gefallen laſſen, daß man ihn wegſchüttete und andern kommandiren ließ. Hierbey fielen manche höchſt unanſtändige und beleidigende Neckereien vor, welche ſich für Freunde gar nicht ſchickten. Nach dem Kaffee kamen die Apoſtel auf den Tiſch mit Karten zum Luſtigſpielen oder zum Reverſino. Um Geld zu ſpielen, war gar nicht erlaubt, damit man aber doch um etwas ſpielte, ſo muß-

te der Verlierende nach den Umständen ein halbes, ganzes, wohl auch zwey Gläser Bier zur Strafe seines Unglücks und seiner Ungeschicklichkeit ausziehen, wobey ihm dann auch Liedchen gesungen wurden. Z. B.

Schneiderlein geh heim :,:
Bock ist dein Bruder,
Zieg deine Mutter.
Schneiderlein geh heim :,:

Unterdessen wurden die Köpfe von dem vielen Bier und dem Tabaksqualm heroisch; man schmiß die Karten weg, und fing an zu jubeln, zu singen und auch wohl förmlich zu kommersiren. Obgleich der Hospes nach den Gesetzen nicht schuldig war, seine Gäste länger zu leiden, als bis 6 Uhr des Abends, wie der Verfasser S. 47 ganz recht sagt, so währten doch diese Zechgelage immer länger, wenn es kalt oder sonst schlimmes Wetter war; bey gutem Wetter aber brach die Gesellschaft zeitig auf, stieg zu Dorfe, und vollendete in einer Dorfschenke, was im Kränzchen angefangen war, das heißt, sie warfen sich in den Glanz, wie man in Jena zu sagen pflegte, oder deutsch zu reden, sie benebelten sich vollkommen in Bier.

Unter allen zu Jena Studirenden waren keine liederlicher und größere Säufer, als die Mosellaner. Das war auch ganz natürlich: sie waren in Weinländern einheimisch, waren

des Weins ſchon von Jugend auf gewohnt, wie denn in den Rheinländern die häßliche Gewohnheit herrſcht, daß Eltern ihren jungen Kindern ſchon Wein zu trinken geben; nun fanden ſie aber in Jena keinen, oder doch keinen ſo guten Wein, als ſie zu Hauſe gehabt hatten; ſie hielten ſich alſo ans Bier, zogen dieſes übermäßig, und wurden als die ärgſten Säufer und Trunkenbolde aller Orten verſchrien.

Alle Händel und Streitigkeiten waren zwar unterſagt, und Schlägereien ſollten durchaus nicht Statt haben unter den Moſellanern. Aber oft waren die Beleidigungen ſo ſtark, daß durchaus nachgegeben und ein Duell erlaubt werden mußte. Ich bin ſelbſt Augenzeuge von Balgereien mit dem Degen zwiſchen Moſellanern geweſen, und daß dies noch jetzo in Jena nicht ganz erloſchen ſey, beweiſt der traurige Vorfall vom Dezember 1798. Denn die beiden unglücklichen Jünglinge waren Landsleute und Moſellaner, alle beide aus der Gegend des Hartgebirges, und ſogar noch Vettern, und vorher die beſten Freunde. Unſer Verfaſſer vermuthet zwar, daß dieſes tragiſche Ereigniß die Folge eines Ordengeſetzes geweſen ſey: aber dem iſt nicht alſo, ſie waren beide, wie ich von ihren vertrauteſten Freunden ſelbſt gehört habe, von allen Ordensverbindungen frey.

Die Receptionsgelder und der sonntägliche Beitrag wurde in eine Büchse zusammengelegt, wozu der Senior und der Sekretär die Schlüssel hatten, welche aber selbst beim Subsenior in Verwahrung war. Nicht als hätte man dem Senior oder dem Subsenior oder dem Sekretär — das sind die eignen Worte der Gesetze — nicht Redlichkeit genug zugetrauet, die Büchse allein gewissenhaft zu administriren, sondern das geschah bloß deswegen, damit niemand in Verdacht käme, die Landsleute geschnellt zu haben, als welches sehr malitiös und skandalös wäre.

Die Ausgaben betrafen nicht allein, wie unser Verfasser sagt S. 46, die Erhaltung der Schläger und Rappiere, sondern vorzüglich die Unterstützung der Armen, der Fremden und der Inkarcerirten; und war dann am Ende des Vierteljahrs ein Ueberschuß, so stellte man dafür auf einem Dorfe, oder sonstwo, eine Fete oder ein Bachanal an.

Lobenswürdig war übrigens das Betragen der Moselaner gegen ihre auf dem Karzer sitzenden Mitbrüder: denn diese wurden nicht nur mit Geld aus der Kasse unterstützt, sondern erhielten auch noch nach der Reihe des Kränzchens täglich Kaffee, Bier und Tabak. Auf diese Art hatten sie dann nicht nöthig, Noth zu leiden, wie dieses so oft der Fall auf andern Universitäten ist. Mir sind

Fälle bekannt, daß Jünglinge in vierzehn Tagen wegen Armuth nichts haben genuten, als Brod und Waſſer, und ſo war ihr Arreſt eine wahre Zuchthausſtrafe. Ich mag die Univerſitäten nicht nennen, wo dies unfreundliche Behandeln der Inkarcerirten Mode iſt, und wo ſelbſt die Landsleute dieſer Unglücklichen ſo wenig Gefühl haben, daß ſie dieſelben in Elend ſchmachten laſſen, ohne ſich um ſie zu kümmern: denn Exempel dieſer Art würden den Univerſitäten und den Landsleuten wenig Ehre machen. Die Magiſtrate ſorgen doch für Diebe und Mörder, welche ſie einſperren, daß ſie zu eſſen und zu trinken haben, aber die Akademien ſperren ihre Alumnen ein, ohne zu fragen, ob ſie etwas haben, wovon ſie leben können. Mögen ſie zuſehen, wie ſie durchkommen, heißt es, genug, daß ſie feſtſitzen.

Ich habe ſchon im erſten Band meiner Biographie das liberale Betragen der Jenenſer überhaupt gegen Fremde, beſonders gegen fremde Studenten gerühmt. Den Moſellanern aber hat es in dieſem Stück keine Landsmannſchaft zuvor gethan. Alle Fremde ohne Unterſchied waren in Jena willkommen, vorzüglich aber die Landsleute. Ich ſelbſt muß bekennen, dieſe Liberalität mehrmals, namentlich 1776, 1782, 83, 87 und 95 erfahren zu haben, und wer jemals in Jena war, wird eben dies bekennen müſſen. So roh ſonſt der

Jenenſer war, ſo höflich war er gegen den Fremden, ganz anders, als auf einer gewiſſen berühmten Univerſität, wo man Fremde gern inſultirt, und ſie ſogar auf öffentlichen Gaſthöfen beleidiget, ihren Wein austrinkt und ihre Pfeifen zerbricht. Händel bekam der fremde Student nicht leicht in Jena; ſagte oder that er auch etwas, was ſonſt grobe Beleidigung geweſen wäre, ſo that man, als hörte und ſähe man es nicht, oder entſchuldigte es mit der Trunkenheit und Unbekanntſchaft mit dem Jenaiſchen Comment, und lachte darüber. Ein gewiſſer R....k von S.... kam 1782 von Halle zum Beſuch nach Jena zum Vogelſchießen, beſoff ſich, und ſchrie hernach öffentlich: pereant die Jenenſer, vivant die Hallenſer! Am folgenden Tage, als R....k den Rauſch ausgeſchlafen hatte, ſtellte der Moſellaner Senior ihm ſeinen Fehler mit aller Schonung vor, bat ihn, in Zukunft artiger zu ſeyn, und der Spaß war zu Ende. Ich könnte mehrere Beiſpiele dieſer Art anführen, wenn die Sache ſelbſt nicht ſchon allgemein bekannt wäre.

III.

Entſtehung des Moſellaner's oder Amiciſtenordens.

Die Moſellaner in Jena wurden nach und nach ſo ſehr verdorben, und ihre Sitten ſo wild und roh, daß ſie ſich ſelbſt aller Ausſchweifungen und Schändlichkeiten zu rühmen, und eine Ehre im Saus und Braus zu ſuchen anfingen. Indem ich dieſes ſchreibe, habe ich ein Stammbuch von 1765 vor mir, woraus ich doch einige Epigrammen abſchreiben will, um meine Leſer in den Stand zu ſetzen, über die korrupten Sitten der damaligen Jenenſer urtheilen zu können. Ich wähle mit Fleiß nicht die ſchlimmſten Epigrammen: denn ich mag dieſe Blätter nicht mit Zoten beſudeln.

S. 37. Das iſt der Welt ihr Lauf
Drum, lieber Bruder, ſauf.

S. 39. Ammebach und Lichtenhayn
Wie auch unſre Mühlen,
Sind die Oerter wo man kann,
Seine Kehle kühlen.

S. 43. Was helfen mir tauſend Dukaten,
Wenn ſie verſoffen ſeyn? (ſind)
Ich lobe mir Schweinebraten
Und eine Kanne mit Wein.

Eine Kanne mit Wein und Semmel drein
Das mag ein flottes Fressen seyn.
Symb. en canon.

S. 44. Auf das Wohlseyn der Allerschönsten,
die da lebet auf Erden,
Von welcher ich wünsche geliebet zu werden,
Und will sie mich nicht lieben, so sag sie's behende,
So nehm' ich das Gläschen in meine zwey Hände,
Und saufe drauf los, und saufe drauf los.
Symb. Semper lustig, nunquam traurig.

Von dieser Art sind die meisten Inschriften dieses Stammbuches; viele aber sind so schändlich, daß man sie unmöglich öffentlich bekannt machen kann. Die angeführten Proben aber beweisen schon hinlänglich, daß wilde Rohheit und eine trunkene Ausgelassenheit damals zu Jena herrschend gewesen ist. Ich habe mit Fleiß die eignen Namen derer weggelassen, welche die saubern Stückchen eingeschrieben haben, weil die Männer vielleicht noch leben, und sich jetzo ihres Geschmackes schämen, und weil ich dem Herrn Besitzer des gedachten Stammbuchs versprochen habe, keinen nachtheiligen Gebrauch davon zu machen.

Was den ſtärkſten Kontraſt macht, iſt, daß alle, welche das Wort Moſellanus ihren Namen beygeſchrieben haben, auch eine wüſte, von rüder Lebensart zeigende Inſchrift geſetzt haben. Die andern Landsleute ſchrieben zwar auch nicht ſehr fein, jedoch immer viel unſchuldiger, als die Herren Moſellaner.

Eine Geſellſchaft aber, welche aus lauter Saufbrüdern beſteht, kann unmöglich einig bleiben. Streitigkeiten und Händel müſſen unter den Verbündeten öfters vorfallen, weil Ausſchweifungen und anhaltende Trunkenheit ſchon für ſich dahin leiten. Und ſo war es denn auch in Jena bey den Moſellanern. Trotz ihres Geſetzes, daß ſich die Brüder nicht ſchlagen ſollten, ſchlugen ſie ſich doch, und faſt alle Monat mußte einer oder mehrere ausgeſtoßen werden, weil ſie die Geſetze gröblich beleidiget hatten. Im Jahr 1767 wurden auf einmal ſieben ausgeſchloſſen, welche ſich aber zu rächen ſuchten, und eine Pasquill auf die Landsmannſchaft machten, welche den Titel: Dreckbude führte In dieſer Pasquille wurden die Moſellaner, welche damals in Jena ſtudirten, oder vielmehr damals in Jena Bier ſchluckten, namentlich angeführt, und aufs ärgſte mitgenommen. Das Ding kam ſogar zur Unterſuchung, und ich zweifle nicht, daß man ſie noch in der Regiſtratur bey der Univerſität aufbewahre. Ich habe ſie nicht bey der Hand, würde aber doch nichts

daraus anführen können, weil ich die Delikateſſe meiner guten Leſer nicht beleidigen will: denn die Pasquille, ſo gegründet vielleicht die darin enthaltenen Vorwürfe ſeyn mögen, iſt das non plus ultra aller Unanſtändigkeiten und Zotologien.

Die Elſaſſer Landsleute waren nebſt den Badenſern die beſterzogenſten unter den Moſcüanern. Sie trennten ſich daher im Jahr 1769 von dem großen Haufen, und kamen in eignen Kneipen, namentlich im halben Monde, zuſammen. Das ſahe der große Haufe für eine große Beleidigung an, und ſuchte ſich zu rächen; es entſtanden Befehdungen von beyden Seiten, die ſich nicht ſelten mit Duellen und Relegationen endigten. Um nun nicht die ganze Landsmannſchaft zu Grunde gehen zu laſſen, verſöhnten ſich die Elſaſſer wieder mit denſelben, kamen aber doch auch insbeſondere unter ſich zuſammen. Eben ſo machten es die Zweybrücker, welche den Fürſtenkeller zu ihrer ſpeziellen Kneipe machten, ſo wie die Elſaſſer den halben Mond inne hatten.

Um das beſondere Elſaſſer Kränzchen gegen alle Beleidigungen zu ſichern, ſchlug ein gewiſſer D...l aus G...r eine nähere Verbindung und Geſetze unter den Mitgliedern vor. Dieſer D... war zwar nicht ſelbſt ein Elſaſſer, er hielt ſich aber zu denſelben, und war in Jena als ein Mann von Muth und Ehre bekannt; daher fand denn auch ſein Vorſchlag Eingang und man

trug ihm auf, die Form der Verbindung zu entwerfen.

D...l ward also Gesetzgeber der neuern Verbindung, welche von nun an, von 1771, den Namen des Amicistenordens führte, weil Hr. D...l etwas vom Freymaurerorden gehört haben mogte, und weil er der Mosellanerey gern die Form dieser respektabeln Gesellschaft geben wollte.

Orden sind zu allen Zeiten gestiftet worden, um gewisse gemeinschaftliche Zwecke zu erreichen, vorzüglich um die Feinde zu besiegen, und den Frieden aufrecht zu erhalten. So wollte sogar Kaiser Rudolph der Zweyte einen Friedensorden stiften, dessen Zweck die Erhaltung des Friedens im deutschen Reiche und den kaiserlichen Erblanden seyn sollte. Das Insigne des Friedensordens sollte ein Armband seyn, wozu Rudolph selbst das Muster verfertigte. Ein gewisser Baron Schmid zeigte noch 1626, also 14 Jahre nach des Kayfers Tode, auf seinem Schloß zu Kunstad dem berühmten Johann Amos Comenius, mit Thränen in den Augen, das Armband des Friedensordens mit den Worten: dieses hat der fromme Kaiser mit seinen heiligen Händen gemacht. Schmid schrieb alles Unglück, welches der damalige fürchterliche Krieg mit sich brachte, der Verachtung zu, womit man Rudolphs Vorschläge aufgenommen hatte: der Fluch des frommen Kaisers, sagte er, gegen

den wir undankbar gewesen sind, ist über uns gekommen. *)

Rudolphs Absichten mit dem Friedensorden waren gewiß gut gemeynt, kamen aber doch nicht zu Stande, so sehr sich der brave Kaiser auch bemüht hat; aber der Freundschaftsorden konnte von Studenten gestiftet werden, und war im Stande, sich so lange zu erhalten, und erhält sich vielleicht noch jetzo!

Unserm Verfasser ist die Errichtung des Ordens von 1771 nicht unbekannt, aber die Beschreibung, die er davon S. 46. macht, ist falsch. Er sagt: „um das Jahr 1771 wurde der Orden, (welcher? vor 1771 gab es noch keinen eignen Orden,) mit der Landsmannschaft der Oberrheiner (diese sind wahrscheinlich die Elsasser und die Badenser) verbunden, welche mit dem Geist jenes (erdichteten) Ordens ganz harmonirten.“ Die ganze Stelle hat gar keinen Sinn.

Er giebt ferner dem Orden nur 28 Gesetze. Aber ich kann versichern, daß schon mehr als 28 Gesetze damals bloß von Duellen und Abgaben vorhanden waren. Die Gebühren für die Reception waren nicht 12 Gr., wie es unser Verfasser vorgiebt, sondern ein Laubthaler; die ersten

*) Hanc pius Caesar sanctis suis manibus confecit. Maledictio piissimi Caesaris, erga quem ingrati fuimus, incidit in nos. *Amos Comenius* Hist. Resec. Ecc. Bohem. Cap. XLI.

Stifter des Ordens aber gaben kein Receptionsgeld, sondern schossen gleich bey der ersten Session die Summe von sechs Laubthalern zusammen, um ihre etwanigen Ausgaben zu bestreiten. Dieses Geld wurde dem Senior eingehändiget, der davon alle Monat Rechnung ablegen sollte.

IV.

Einrichtung des Amielstenordens.

Der Orden hieß L'ordre de l'Amitié, Orden der Freundschaft, und seine Devise war dieses Zeichen:

XX oder V A

welches so viel heißen soll, als: Vivat Amicitia, Es lebe die Freundschaft. Die Elsasser pflegten es auch gleich anfangs so zu schreiben:

E XX T

dies soll heißen: Vivat Amicitia et Vivant Alsati. Uebrigens findet man seit 1771 allerley Buchstaben bey dem Zeichen XX und es ist ungegründet, daß bloß die Buchstaben V. V. A. V. A. F. II dabey gestanden hätten, wie unser Verfasser S. 50. vorgiebt. Diese Buchstaben hiesen auch nicht: Vivat Vera Amicitia, Vivat Amicitia Fructus Ho-

noris, sondern: Vivat Vera Amicitia, Vivantque Allati Fratres Honorandi. Andre machten andere Buchstaben dazu, z. B. ein gewisser M...th in Gießen setzte V. L. dazu, welches Vivat Lorchen heißen soll.

Außer dem Zeichen im Stammbuch hatte man noch ein Zeichen, wodurch sich ein Bruder dem andern durch einen Händedruck, und durch einen gewissen Griff ins Gesicht konnte kenntlich machen. Dies waren die großen Geheimnisse des Amicistenordens! Wer so recht das Läppische und Erbärmliche der Ordensgeheimnisse auf Universitäten überlegt, wird wahrlich wenig Achtung für diese Verbindungen hegen können.

Anfangs hatte man kein Ordenskreuz, aber das fand sich schon im ersten Jahre, und hatte die Gestalt, welche man auf dem Titelkupfer der Schrift finden kann, die ich hier beleuchte. Das Kreuz wurde an einem gelben Bande getragen, und jeder Bruder mußte es bey feierlichen Versammlungen um haben.

Die Gesetze des Ordens waren denen der Mosellanerlandsmannschaft in allen Stücken ähnlich, nur waren sie positiver und strenger. Der erste Senior des neuen Ordens oder der engern Verbrüderung einiger Mosellaner war der obgenannte D...l von G....r. D...l ward aber bald nach der Stiftung des Ordens krank, ging nach Haus und starb. Sein nächster Nachfolger war Freund B...r aus K....ch, ein Erz-

räuser und Balger, welcher bloß deswegen zum Ordenssenior war gewählt worden, weil die noch nicht eingeweiheten Landsleute der Mosellaner gemerkt hatten, daß eine engere Verbindung einiger ihrer Mitglieder existire, und Miene machten, diese neue Klike zu zerstören. Herr B...r schien aber der Mann zu seyn, der den Orden unterstützen konnte, gesetzt auch, die andern Landsleute brachten seine Existenz ans Tageslicht.

So lange D...l Senior war, waren die Sitten der Ordensbrüder auch sehr ordentlich: denn die neue engere Verbindung sollte dazu dienen, die rohen Sitten der Mosellaner in einem engern Zirkel zu verbessern, allen läppischen Komment abzustellen, den wahren Komment unter sich einzuführen, und dem Hauptzweck entgegen zu arbeiten. Daher lebten die Brüder sehr ordentlich und eingezogen, und im Jahr 1771 bis gegen Ostern 1772 schlug sich kein einziger von ihnen, weil sie alle Gelegenheit zu Balgereien mit allem Fleiß vermieden.

Die Universität erfuhr wahrscheinlich nichts von der Errichtung des Ordens, und störte also die ohnehin geheimen Zusammenkünfte nicht, und wäre der Orden seiner ersten Einrichtung treu geblieben, so würde er eine ganz unschuldige Sache gewesen seyn. Denn was keinen Schaden bringt, ist doch wohl unschuldig.

Nachdem aber Freund B...r Senior geworden war, so machte er allerley Neuerungen,

welche nach und nach den Orden bekannt machten und in übeln Ruf brachten. Er wollte sein Reich erweitern, und auch die ganze Landsmannschaft, ja wenn es seyn könnte, alle übrigen Landsmannschaften in Jena kommandiren, und dazu bediente er sich recht schicklicher Mittel, ob es ihm gleich nur bey den Mosellanern gelang.

Er weihete nämlich mit Bewilligung der Ordensbrüder den Senior, Subsenior und Sekretär der Mosellaner in die Geheimnisse des Ordens ein, doch so, daß sie bloße Mitglieder des Ordens seyn sollten, dabey aber mußten sie versprechen, das Beste des Ordens nach allen Kräften zu befördern, und die tauglichsten Subjekte aus der Landsmannschaft in den Orden zu ziehen. Den übrigen Mosellanern blieb der Orden ein Geheimniß. Diesen Hauptumstand erzählt auch unser Verfasser S. 49.

Durch diese Anstalt regierten also Herr V...r und seine Successoren über den Orden und die Landsmannschaft; über jenen unmittelbar, und über diese mittelbar durch ihre Vorgesetzten. Er schlug auch vor, die Senioren der Liefländer, Gothaner, Sachsen, Meklenburger und andrer Landsmannschaften in den Orden zu ziehen, und so Generalsenior der ganzen Akademie zu werden, allein sein Vorschlag ging nicht durch, weil beinahe alle Mitglieder sich widersetzten.

Herr D...l hatte den Orden errichtet, um seine Freunde immer mehr und mehr von den

Moſellanern zu entfernen, und ihnen die wüſten Sitten, das Saufen u. deral. abzugewöhnen: Herr B...r hingegen näherte und versenigte beide wieder mit einander. Nun wurde das rohe Weſen wieder allgemein, und der Ordensbruder war in Rückſicht ſeines Betragens nicht im Geringſten beſſer, als jeder andere Moſellaner.

Unſer Verfaſſer ſagt S. 49: die Landsmannſchaft ſey der erſte Grad des Ordens geweſen. Das war ſie nie. Der Amicitienorden beſtand zwar nachher, aber erſt ſpäter hin, aus mehrern (aus zwey bis drey) Graden, aber die Landsmannſchaft war nicht der erſte Grad. Indeſſen iſt doch wahr, daß die Landsmannſchaft die Pflanzſchule des Ordens geweſen iſt, indem man keine in den Orden aufnahm, der nicht vorher in der Landsmannſchaft geweſen wäre. Da aber nicht bloß Reichs- und Rheinländer in die Landsmannſchaft aufgenommen wurden, ſo kamen auch ganz fremde, z. B. Meklenburger, Liefländer, Anhaltiner in den Orden. Ich ſelbſt fand 1783 zwey Meklenburger, einen Schleſier und einen Anhaltiner im Moſellanerorden zu Jena.

Die Aufnahme in den Orden geſchah damals ohne Eyd: die Formel war kurz, und lautete ohngefähr alſo: Ich N. N. verſpreche den mir vorgeleſenen Geſetzen aufs genaueſte nachzuleben, mich nie ohne die höchſte Noth von

dem Orden zu trennen, seinen Nutzen auf alle Weise zu befördern, und allen Schaden nach meinen Kräften von meinen Brüdern abzuwenden, so gewiß als ich denke als ein rechtschaffener Mensch und Bursche zu leben. Dabey gab er dem Senior einen Handschlag, welcher ihm nun die Geheimnisse d. i. die Zeichen bekannt machte. Die andern gaben dem Angenommenen auch ihre Hand, und so war die Sache abgethan.

B...r führte aber schon mehrere Ceremonien ein, welche bald hernach P....g sehr ansehnlich vermehrte. Der anzunehmende mußte vor einem Tische, auf welchem vier Degen so wie das Ordenszeichen XX gelegt waren, eine Formel nachsprechen, welche ihm der Sekretär vorlas. Auf dem Tische brannten vier Lichter, und die Formel hatte noch folgenden Zusatz: sollte ich aber meinem gegebenen Worte und Versprechen untreu werden, so sollen meine Brüder das Recht haben, die hier liegenden Degen gegen mich zu gebrauchen, und mich für meinen Bundesbruch zu bestrafen. Hierauf mußte er dem Senior den Bruderkuß geben, und zwey Laubthaler entrichten, auch die Brüder einmal extra ordinem traktiren, wozu aber keine bloßen Landsleute genommen wurden.

Die Ordensbrüder gaben sich keine besondern Schmäuse der Regel nach, nämlich, weil sie schon als Mosellaner ihr Kränzchen halten

mußten: kam aber die Reihe an einen ihrer Obern, so hielt der zwar das Kränzchen, so gut wie ein anderer, wenn er nicht auch in der Landsmannschaft eine Stelle verwaltete, die Kosten dazu aber wurden aus der Ordenskasse zur Hälfte und aus dem Aerario der Landsmannschaft zur andern Hälfte bestritten. Doch stellten die Brüder dann und wann Zusammenkünfte an, wobey scharf gezecht wurde, z. B. im Stern zu Kahla, oder zu Ketschau. Hierbey waren die Obern allemal frey, und wenn die Kasse kein Geld mehr hatte, so schossen die Brüder zusammen, und zwar einer so viel als der andere.

Ein Haupterforderniß eines guten Ordensbruders war nun, daß er sich zu schlagen verstand, und nichts auf sich sitzen ließ, was seine Ehrliebe verdächtig machen könnte. B...r hatte den Geist der Domination bey allen Brüdern rege gemacht: es war mehr ein Dominationsorden, als ein Amicistenorden. Die Brüder insultirten jeden, der ihnen zu nahe kam, schonten selbst ihre profanen Landsleute nicht, welchen sie jedoch keine Satisfaction gaben, wenn sie in Avantage waren, von welchen sie aber doch Satisfaction forderten, wenn der Profane den Ordensbruder beleidigt hatte. Der Modus procedendi in diesem Fall war folgender:

Beleidigte ein profaner Landsmann einen eingeweiheten, so daß der letztere sich nicht in Avantage setzen konnte, so trat er aus der Landsmannschaft, und schlug sich alsdann mit seinem gewesenen Landsmann. Denn als wirklicher Landsmann durfte er sich ja nicht schlagen nach dem ausdrücklichen Gesetz der Landsmannschaft. Einige Zeit darauf ließ er sich wieder aufnehmen, und war Moellaner, wie zuvor. Diese lächerliche Spitzfechtereyen ist sehr lange Mode gewesen. Noch 1783 beleidigte M....k einen Ordensbruder B....l, der noch dazu Subsenior im Orden war. B....l nahm sofort Abschied aus der Landsmannschaft, und schlug sich hernach mit dem M....k. Zwey Tage hernach wurde M....k in den Orden aufgenommen, und machte sehr große Augen, als er unter seinen neuen Obern einen Menschen fand, mit welchem er sich noch vor zwey Tagen geschlagen hatte.

V.

Ausbreitung des Amicistenordens auf andern Universitäten.

Giessen hatte zuerst die Ehre, den Amicistenorden auch bey sich entstehen zu sehen, und

zwar durch Jenenser. Man muß nämlich wissen, daß die Elsasser, welche in Jena studiren, meistens Landgrafische Landeskinder sind: der Landgraf nämlich besitzt die Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß, und hat auch auf dem rechten Rheinufer noch eine ziemlich ansehnliche Herrschaft. Diesen Elsassern ist es zwar erlaubt, fremde Universitäten zu besuchen, aber ein Jahr müssen sie Studirens wegen sich in Gießen aufhalten, denn ob sie Kollegien hören oder nicht, darnach fragt man nicht. Nun pflegten damals und noch bis auf die Zeiten der Revolution in Frankreich die Elsasser nach Jena zu ziehen, ihr Wesen da einige Jahre zu treiben, hernach in Gießen sich einige Zeit aufzuhalten, und so vorbereitet in ihr Vaterland zurückzukehren. In ihrem Lande waren die Leute schon sicher, unterzukommen, denn selbst der Landgraf durfte keinen Ausländer zu Aemtern befördern; er mußte durchaus Landeskinder nehmen: denn der Elsaß lag im Französischen, und wer daselbst unterkommen wollte, der mußte sich erst in Colmar bey dem ehemaligen Consul nationalisiren lassen, welches aber mit sehr vielen Umständen und Kosten verbunden war. Daher hatten auch die Elsasser nicht nothwendig, viel zu lernen, und konnten das Ordenswesen und andere studentische Possen so recht nach Herzenslust treiben.

Die Elsasser waren aber in Jena die Matadors der Amicisterey, welche auch von ihnen in Gießen der Elsasserorden genennet wurde.

Im Jahr 1772 kamen zu Ostern einige Elsasser von Jena nach Gießen, wo sie mehrere Landsleute, auch verschiedene Badenser antrafen, einen Klub errichteten und bald eine Loge stifteten, deren Gesetze nach den Gesetzen der Amicisten in Jena eingerichtet waren.

Die Amicisten in Gießen folgten in allen Stücken denen in Jena. Viele unter ihnen waren in Jena gewesen, und hatten daselbst den rechten Comment gelernt, und die, welche nicht in Jena gewesen waren, lernten von diesen Lehrmeistern. Da aber übrigens die Gießer Studenten schon für sich große Helden im Saufen und Schwärmen waren, so kann man leicht denken, daß sie recht schickliche Subjekte zu braven Gliedern eines Ordens waren, dessen Hauptsache damals in Ausschweifungen aller Art bestand.

Die Mosellaner oder die Elsasser, wie man sie hieß, schlossen von Anfang in Gießen alle diejenigen aus, welche nicht aus der Grafschaft Hanau Lichtenberg zu Hause waren. Nachher aber wurden sie bald nachgiebiger, und nahmen einen jeden willig auf, welcher sonst ein honetter Kerl war, wie man in der Studentensprache zu reden pflegt.

So unbedeutend aber auch die Universität zu Gießen seyn mag (denn in ihrem stärksten Flor zählte sie kaum 300 Studenten, hernach kam sie so sehr herunter durch die in den Jahren 1776 und 77. vorgefallenen Revolutionen, daß kaum 100 Studenten daselbst zu finden waren: jetzo ist es vollends gar aus mit der Universität zu Gießen, wobey aber auch die Wissenschaften nichts leiden; denn was man zu Gießen lernen kann, lernt man wol aller Orten, wo gelehrte Innungen existiren) — also so unbedeutend auch Gießen ist, so gelang es doch bald dem Senior der Amicisten, besser als in Jena, eine Universalmonarchie daselbst zu errichten.

Herr K.... war 1776 dahin gekommen, und da er in Jena schon Senior gewesen war, so erlangte er auch in Gießen dieselbige Würde. Denn die Gießer Bursche hatten es gerne, daß ein Jenenser ihr Senior im Orden ward.

Um diese Zeit waren mehrere Kränzchen in Gießen entstanden, nämlich das der Pfälzer, der Zweybrücker, der Darmstädter und der Waldecker. Das einzige Darmstädter Kränzchen bestund aus lauter Landeskindern, die andern hingegen mußten schon Fremde aufnehmen, wegen ihrer eignen Wenigkeit. So waren denn z. B. Hamburger, Werthheimer und Hessen im Pfälzerkränzchen. Auch in Absicht der Obern nahm man es nicht so genau, wie dann Hr. A... welcher gegenwärtig seiner Wissenschaft der Arzney-

kunde so viel Ehre macht, sonst aber ein acherner Kranke ist, unter den Pfälzern Senior war.

Die Amicisten sahen freylich nicht gerne, daß so manche Kränzchen neben ihnen da waren; aber sie waren zu schwach, diese Verbindungen zu stürzen, wie sie kurz vorher, nämlich 1774 u. ff. den Orden der Hessen und den der Jucundisten gestürzt hatten. Um also den bösen Folgen vorzukommen, welche aus den verschiedenen Klissen entstehen mußten, legten sie sich aufs Lavieren, stellten sich gegen jeden Kränzianer freundlich, besuchten die fremden Zusammenkünfte, und erlaubten den Senioren der Kränzchen und andern Mitgliedern auch den Eintritt in ihre Zusammenkünfte, wo dann freylich nichts geheimnißartiges vorging. Aber die Senioren zogen sie ganz an sich, weiheten sie in ihre Mysterien ein, und erhielten dadurch die Oberhand über die ganze Universität. Viele aus den Kränzchen traten nun in den Orden über, ohne daß dieses Aufsehen gemacht hätte: denn man war so vernagelt und dachte so schief, daß man den Amicisten-orden für die Stütze der akademischen Freyheit hielt.

Der Amicistenorden war kaum 1772 in Giessen aufgekommen, so wollten einige Hessen in denselbigen treten. Man versagte es ihnen, und sie stifteten sich einen neuen eigenen Orden, dem sie den Namen Hessenorden gaben, und dessen Devise folgende Buchstaben waren:

H. v. H.

Hassia vincit Hanoviam: weil die Elsasser, die den Amicistenorden vorzüglich ausmachten, aus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg waren. Die Amicisten aber zogen die vornehmsten Mitglieder nun an sich, und machten den übrigen so viele Händel, daß der neue Orden, der ohnehin keine ordentliche Einrichtung hatte, bald aus einander ging, und seine Glieder sich theils zu den Amicisten, theils zu andern Kränzchen hielten.

Im Jahr 1775 kam ein gewisser S...e von Tübingen nach Gießen, und stiftete daselbst den Fensterorden: denn die Mitglieder pflegten ein Fenster in die Stammbücher zu mahlen. S...: selbst, der erste Senior, war ein Poltron, und die übrigen Brüder waren eitel schiefe Prinzen, welche den ganzen Tag auf einer Stube, auf dem Selzer Weg lagen, Kaffee tranken und dummes Zeug angaben. Die Amicisten hielten es nicht für rathsam, thätlich gegen diesen Orden zu Felde zu ziehen. Sie waren damit zufrieden, daß sie dem Orden allerley Ekelnamen gaben, ihn den schiefen Orden, Renommisten-Orden, Lauseorden und das heilige Fenster nannten. Dadurch sank das Ansehen des Ordens so herab, daß er bald gänzlich verschwand.

So waren denn die Herren Amicisten ganz allein die Meister auf der Universität zu Gießen.

In Halle hat der Amicistenorden niemals eine eigne Loge gehabt, wie ich aus sichern Nachrichten weiß, obgleich mehrere Brüder, welche an andern Orten waren recipirt worden, in Halle studierten, und Zusammenkünfte unter sich hielten. Herr J....t, der Sohn eines angesehenen Mannes in Halle, wollte zwar 1782 die Amicisterey in Halle einführen, und sie der Unitisterey und Constantisterey, welche damals in Halle prädominirten, entgegen setzen, aber die Amicisten, die sich damals hier aufhielten, mochten sich in keine Weitläuftigkeiten einlassen, und so gab Herr J....t sein Projekt auf. Hernach ist gar nicht mehr davon gehandelt worden.

Die Amicistenloge in Erfurt bestand bloß aus relegirten Jenensern, welche daselbst ihr Wesen ziemlich laut trieben, ohne daß man sie beunruhigt hätte.

In Göttingen und Marburg gab es schon 1778 Amicistenkliken, welche sich aber sehr ruhig hielten.

In Erlangen erlangte der Amicistenorden großes Ansehen, und wurde schon 1777 von einem gewissen P....r, welcher von Gießen dahin gekommen war, errichtet. Fast die halbe Universität war darinnen, und der Excessen war kein Ende, daher geschah es denn auch, daß man bald inquirirte, und den Orden zu unterdrücken suchte. Aber demohnerachtet hat er sich lange

genug in Erlangen erhalten. Auch Altdorf wurde mit der Amicisterey angesteckt.

In Maynz habe ich selbst in Gesellschaft eines gewissen Kony so eine Art Amicistenklike gestiftet, welche auch noch lange hernach existirt hat. Diese Klike war zwar deswegen unächt, weil sie ohne die wirklichen Grundgesetze von Jena zu haben, von uns aufgerichtet wurde: aber die Gesetze der Maynzer Amicisten kamen im Grunde doch mit denen der Jenenser überein, und so kann man, denk ich, die Maynzer Herren immer für ächte Amicisten halten.

In Tübingen haben einige relegirte Jenenser den Orden errichtet, wo er aber bald sehr ausartete, so daß die Glieder sich unaufhörlich befehdeten, beklatschten und verriethen. Darüber ging die Amicisterey in Tübingen bald zu Grunde, wurde jedoch wieder verschiedentlich hergestellt, konnte sich aber nie recht halten. Der Herzog Carl Eugenius soll ein großer Feind aller Orden und Kränzchen gewesen seyn.

Von anderweitiger Ausbreitung dieses Ordens werde ich bey Gelegenheit noch einiges zu sagen haben.

VI.

Vom Ordenseyde.

Es ist ein allgemeiner Vorwurf, den man allen Orden macht, daß sie sich mit einem Eyde verbinden mußten. Sogar dem Orden der Freymaurer hat man dies vorgeworfen, und man hat Recht gehabt: denn diese Verbindung legte ehedem ihren aufzunehmenden Mitgliedern einen fürchterlichen Eyd vor, den sie vor ihrer Aufnahme schwören mußten. Eben dieser Eyd, der schon vor vielen Jahren öffentlich bekannt ward, erregte den Freymaurern nicht wenig Haß, und war Schuld, daß mehrere Fürsten den Orden gänzlich verboten.

So stark, als der ehemalige Freymaurereyd war, hat man doch den Eyd der akademischen Orden nicht beschrieben. Die Freymaurer wünschten sich, daß ihre Zunge schwarz werden, daß ihre Hand verdorren möchte u. s. w., wenn sie falsch schwüren und bundbrüchig werden sollten. Aber solche Ausdrücke findet man doch in keinem Formular, das man für Studenteneydesformel von Seiten der Akademien jemals ausgegeben hat.

Zu unsern Zeiten aber schwört kein Maurer mehr im eigentlichen juristischen Sinn des Wortes. Man ist zwar in einigen Logen noch ge-

gewohnt den alten Eyd vorzulesen, aber mit der Erklärung, daß man eine Pflichtleistung durch einen Eydschwur für unnöthig halte, und daß der ehrliche Mann auch ohne zu schwören, sein Wort halten könne und halten müsse, auch gewiß so lange halten werde, als er noch Gefühl für Recht und Pflicht besitze. Ein solches Verfahren gereicht den Maurern zur Ehre.

In den Studentenorden, und namentlich im Orden der Amicisten, wurde anfänglich kein Eyd geleistet. Noch im Jahr 1778 schwur kein Amicist, und wenn schon die Aufnahme der neuen Recipienden feyerlich genug war, wenn anders Faxen und Lappereyen unter Feyerlichkeiten können gerechnet werden, so war man doch weit entfernt, jemanden durch einen Schwur im juristischen Sinn zu verpflichten.

Ich bin nicht im Stande zu sagen, wenn andre Orden angefangen haben, ihre Mitglieder förmlich schwören zu lassen, aber das weiß ich, daß schon 1782 die Unitisten, Constantisten und andre einen Eyd bey ihrer Reception in den Orden ablegen mußten. Die Amicisten schwuren schon 1781, wie aus den Akten erhellet, welche damals über diesen Orden in Jena verhandelt wurden.

In Erlangen sollen die Amicisten, wie mir einige glaubwürdige Mitglieder, trotz der Gegenversicherung des verstorbenen Professors Isenflamm und Consorten, versichert haben, nie-

mals einen Eyd geleistet haben; nämlich einen Eyd im juristischen Sinn: denn sonst war die Versicherung, welche man dem Senior ablegte, stark genug, um allenfalls für einen Schwur gelten zu können.

Ich kann aufrichtig versichern, daß ich von allen Verbindungen, Orden, Kranichen, Landsmannschaften, Klubs u. dergl. auf Universitäten oder sonstwo gar nichts halte; ich bin in diesem Stück mit meinem Schaden klug geworden, und werde weiter hin noch in einem eigenen Abschnitte von den Verbindungen der Studenten auf Universitäten sprechen. Ich halte die Orden sogar für strafbar, und verdenke es keiner Obrigkeit, wenn sie alle vernünftige und billige Mittel anwendet, das Unwesen abzuschaffen. Dies ist mein aufrichtiges Bekenntniß, welches ich weiter unten noch mehr bestätigen werde, denn ich möchte nicht gerne, daß man den Zweck dieser Schrift verkennete, und sie für eine Apologie oder Quasiapologie der Studentenorden hielte.

Indessen kann ich doch nicht umhin, hier eine Frage aufzuwerfen, welche den Eyd, den die Ordensbrüder ablegen, betrifft: nämlich, ob der Eyd, den man im Orden schwört, die Sache selbst strafbarer mache, als wenn kein Eyd wäre geschworen worden?

Die akademischen Senate scheinen gänzlich dieser Meynung zu seyn: denn der Eyd ist

immer der Hauptpunkt, wobey sie am längsten verweilen. Mir scheint aber folgendes diese Ordensschwüre vorzüglich anzugehen.

1. Ist ein Studenteneyd, ein Ordenseyd eine große Lapperey und ein recht kindisches Wesen. Ein Schwur vergrößert keine Pflicht, und macht eine Verbindlichkeit nicht stärker, als sie vorher war; aber er giebt doch einem Juristen Grund an die Hand, den, der etwas unter einem Schwur versprochen oder versichert hat, vor Gericht kräftiger zu verfolgen, als wenn er nur schlechthin eine Zusage geleistet hätte.

Jeder Amicist also, der die Gesetze seines Ordens für gut hält, muß ihnen auch folgen, und muß in der Verbindung bleiben, wenn er es seinen Brüdern versprochen hat; findet er aber, daß die Gesetze schädlich und die Verbindung strafbar ist, so darf er schlechterdings nicht dabey bleiben, gesetzt auch, er habe es hundertmal mit einem Eydschwur versichert. Wozu soll also der Schwur? die Ordensbrüder werden doch nicht denken, daß ihnen die Obrigkeit beistehen soll, die abtrünnigen Brüder zu Paaren zu treiben, und sie zu zwingen, im Orden zu bleiben, und die Gesetze genau zu befolgen. Oder wollen sie ihn selbst züchtigen? Wenn dies ist, so brauchen sie keinen Eyd. Friedrich V, König in Dänemark war klug genug, den so sehr mißbrauchten Solda-

tenend aufzuheben, und mit dem einfachen Versprechen der Treue zufrieden zu seyn, und doch wurden Soldaten, welche wegliefen, oder sonst sündigten, in Dänemark so gut gestraft, als anderswo, wo man den Soldaten aufs Evangelium schwören läßt.

2. Man erlaubt die eydliche Zusage unter Privatleuten, und bestraft sie nicht, wenn sie sich solcher Ausdrücke bey ihren Betheuerungen bedienen, welche vor Gericht beym Schwur gebräuchlich sind. Warum will man aber den Studenten so strafbar finden, wenn er seinen Kameraden etwas eydlich verspricht? Ich bitte mich nur recht zu verstehen, damit man hier keine schiefe Erklärung und Anwendung meiner Worte mache.

Was mich anbelangt, so habe ich niemals viel von eydlichen Zusagen, Schwüren und Verwünschungen gehalten, und traute immer dem mehr, der mir gerade hin etwas versprach oder betheuerte, als dem, der bey jedem Wort seinen Leib und seine Seele verfluchte, wenn er nicht wahr redete, und Gott selbst bey aller Gelegenheit zum Zeugen anrief. In der alten Kirche wurde dergleichen leichtsinniges Schwören bey dem Namen Gottes und seiner Macht, bey der Seele eines Menschen und seiner zukünftigen Seligkeit mit Kirchenbuße bestraft, wie An-

broſius verſichert;*) aber zu unſern Zeiten nimmt man von dergleichen weiter keine Notiz mehr.

Bloß ein unaufgeklärter Mann wird einen andern durch einen Eyd ſuchen verbindlich zu machen. (Ich verſtehe hier einen Privateyd: denn in unſern Staaten findet der öffentliche Verpflichtungseyd noch immer Statt, und kann auch ſo leicht nicht abgeſchafft werden.) Ein redlicher Mann wird ja doch Wort halten; ein Schurke wird auch den Eyd, den er einem Privatmanne privatim abgelegt hat, brechen, ſo bald es ſein Nutzen erfordert: denn er wird bald die Schikane entdecken, daß ſo ein privatim geleiſteter Eyd nicht verbindlich ſey. Alſo müſſen die Ordensbrüder ſehr kurzſichtig ſeyn, wenn ſie glauben, ihre Brüder durch Eydſchwüre treuer und anhänglicher an den Orden zu machen.

Aber wenn ſie es dann doch thun, ſo ſehe ich nicht ein, daß ſie gerade deswegen ſo ſehr ſtrafbar ſeyn ſollten. Schwört mancher doch ſeinem Freund, ſeinem Mädchen ewige Treue, und bedient ſich dabey der heiligſten Ausdrücke. Wer hat aber jemals ſo einen Schwörenden für ſtrafbar gehalten?

*) De Officiis L. II. Doch betheuert Ambroſius ſelbſt eſt genus per deum vivum, per ſanctificum leta Domini animam, per ſanctos angelos, per cherubim et ſeraphim u. ſ. w.

Der Mißbrauch des göttlichen Namens kann hier nicht als Grund der Strafbarkeit angegeben werden. Gottes Name ist die Vorstellung, die sich jeder Mensch so für sich nach seinen individuellen Einsichten von Gott, seinen Vollkommenheiten und seinem Verhältniß gegen die Menschen macht, nicht aber die Wörter Gott, Theos, Jehovah, Alleh, Tien, Zevs u. s. w., auch nicht die Definitionen, womit die verschiedenen theologischen und philosophischen Sekten das höchste Wesen beschrieben haben, und noch beschreiben.

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß nur der bey dem Eydschwur Gottes Namen mißbraucht, welcher falsch schwört, d. i. im Augenblick des Schwurs anders denkt, als er bey Gottes Namen betheuernd spricht. Aber das thut ja der schwörende Ordensbruder nicht, also findet auch bey seinem Eyd kein Mißbrauch des göttlichen Namens Statt.

3. Vielleicht aber ist die Eydesleistung in dem Orden eine Versündigung an den bürgerlichen Gesetzen. Das ist sie allerdings, aber nur so per accidens, wie man zu sagen pflegt: denn man verspricht etwas, das verboten ist. Wäre die Sache erlaubt, so würde auch ein für ihre Befolgung abgelegter Eyd kein grobes Verbrechen seyn. Die Sache ist aber an sich selbst unerlaubt und ein Verbrechen, folglich auch das Versprechen, die unerlaubte Sache

den bürgerlichen oder den Universitäts-Gesetzen zum Trotz dennoch auszuführen: da nun in dem Orden das Versprechen, der verbotenen Verbindung treu und ergeben zu seyn, hier und da mit einem Eyde abgelegt wurde, und vielleicht noch wird, so sieht man leicht ein, daß auch ein solcher Eyd sträflich ist, aber auch, daß er bloß für sich den Schwörenden noch nicht zum Verbrecher macht.

4. Der Ordenseyd ist ganz und gar nicht verbindlich. Hannibal hielt zwar den ungerechten Schwur, den er seinem Vater Hamilkar abgelegt hatte, aufs heiligste, und stürzte dadurch sein Vaterland in unabsehliches Elend. Hannibal würde edler gehandelt haben, wenn er bey reiferer Ueberlegung seinen Schwur nicht so pünktlich erfüllt hätte. Eine unerlaubte Sache darf man nicht versprechen noch beschwören: und hat man sie auch beschworen, so ist es Pflicht, den Schwur zu brechen, ohne sich über diesen Schwurbruch das geringste Gewissen zu machen. Luther schwur auch ewige Keuschheit, im Mönchssinne, zu halten, und der Regel des Augustinerordens treu zu bleiben: er brach beide Schwüre, und doch tadelt ihn kein Vernünftiger deswegen.

Also muß auch ein Ordensmitglied den bessern Einsichten die Alfanzereien fahren lassen, und den geleisteten Eyd selbst für das halten, was er im Grunde ist, nämlich für eine Alfan-

zerey. Vernünftige Männer haben dieses auch immer gethan, und thun es noch, und der Staat hat bisher nicht den geringsten Schaden von abgeleisteten Ordenseyden empfunden.

5. Einen sehr ungerechten Vorwurf macht man übrigens dem Orden, daß sie ihre Mitglieder verbinden, zu schwören, daß sie im Nothfall einen falschen Eyd vor Gericht ablegen wollten, daß sie nämlich beschwören wollten, nichts vom Orden zu wissen, kein Mitglied desselben zu seyn u. s. w.

So sehr inconsequent auch sonst Studenten zu handeln pflegen, so haben doch die Ordensbrüder niemals ein so absurdes und widersprechendes Gesetz gegeben. Ich soll mich verbindlich machen durch einen Eyd, folglich mit der festen Ueberzeugung von der Heiligkeit und der Unverbrüchlichkeit eines Schwurs, im Nothfall einen falschen Eyd, auch mit der stärksten Ueberzeugung von der Strafbarkeit und Abscheulichkeit des Meineydes, abzulegen, und dieses soll ich meines Gewissens wegen thun! Dies ist wahrlich so absurd, daß es keine Widerlegung verdient: und sollten auch noch so viele akademische Senate andrer Meinung seyn, und noch so viele kompetente Historiker dergleichen von den Ordensbrüdern ausprengen, so kann ich doch meinen Lesern versichern, daß ich die Sache hinlänglich untersucht, und gefunden habe, daß diese Beschuldigung eben so abgeschmakt als un-

gerecht ist. Mir sind bey diesem und ähnlichen Vorgeben die Tempelherren eingefallen, welchen man auch ehemals in den Zeiten der Barbarey und der Dummheit die gräulichsten, aber auch zugleich absurdesten Dinge Schuld gab, und Urtheile darauf gründete. Genug von einer Sache, deren wahre Beschaffenheit jedem Unbefangenen schon von selbst einleichten muß.

6. Der Verfasser der Schrift, die ich beleuchte, führt ein Amicistengesetz an S. 55, aus welchem er allerley sehr nachtheilige Folgen für den Orden zieht. Das Gesetz ist folgendes:

„Wird die Akademie aufmerksam auf die Verbindung, und der Orden erfährt es, so soll der Senior eine außerordentliche Zusammenkunft halten, und die Brüder ihres Eydes und ihrer Verbindlichkeit entlassen.“

„Dann können sie schwören, wenn man es ihnen zumuthet. Ein rechtschaffener Mann wird nach dem Sturm noch seiner Pflicht eingedenk seyn.“

Der Ursprung dieses Gesetzes muß jünger als 1783, vielleicht jünger als 1787 seyn: denn in diesen Jahren war ich selbst in Jena, fand aber doch ein solches Gesetz nicht, welches mir damals gewiß aufgefallen wäre, wenn es unter

den Amiciſtengeſetzen, welche ich bey Heynold durchſtudirte, um mir die lange Weile zu vertreiben, wirklich wäre befindlich geweſen. Wenn man auch einiges zur Entſchuldigung dieſes Geſetzes ſagen mögte, ſo muß man doch bekennen, daß es auf allerley Art mißbraucht werden, und zu allerhand Dingen in fraudem legum publicarum Anlaß geben könne, folglich allerdings, wie viele andre Ordensgeſetze, verwerflich ſey.

VII.

Schickſale des Amiciſtenordens auf verſchiedenen Univerſitäten.

Der Verfaſſer der oft gedachten Schrift iſt ſo kurz über die Schickſale des Moſellanerordens, daß man mir es vielleicht Dank weiß, wenn ich mehrere und zuverläſſigere Nachrichten davon anbringe.

Nicht lange nach 1771 (wahrſcheinlich ſchon im Jenner 1772 oder doch nicht viel ſpäter) erfuhr der Senat in Jena, daß unter den Moſellanern ein Klub exiſtire, welcher es ſich zum Geſetz gemacht habe, die Geſetze der Akademie ſchlechterdings nicht zu halten: wer eins oder mehrere zu übertreten Gelegenheit hätte, und es nicht thäte, der würde aus dem Klub ausgeſtoßen, bekäme keine Satisfaction u. ſ. w. Es waren auch einige Mitglieder dieſes vermeinten Klubs oder Ordens angegeben, welche auch ſofort citirt wurden. Aber zum Glück waren unter dieſen ſolche, die nicht unter den Amiciſten waren. Dieſe ſchwuren ohne Bedenken, daß ſie von einer ſolchen Klike nichts wüßten, und die Inquiſition hatte ein Ende für diesmal.

Die Ruhe währte aber nicht lange: denn da Freund B....r von K....ch Senior der Amiciſten ward, ſo kam das wüſte wilde Leben die Schlägereien und alle Unordnungen unter ihnen auf: der Senat wurde darauf aufmerkſam, inquirirte, und es wurden ſcharfe Verordnungen wider alle Verbindungen, Orden und Kränzchen gemacht. Die Amiciſten kehrten ſich aber wenig daran, bis endlich 1779 eine große Unterſuchung in Jena über den Orden erging. Die Urſache dieſer Unterſuchung war eine Schlägerey zwiſchen einem Moſellaner und Meklenburger. Der Moſellaner wollte oder konnte ſich nicht ſchlagen, folglich ſchlug ſich der Senior

des Ordens mit dem Meklenburger, welcher sich sehr gut hielt, und seinem Gegner einige Wunden beibrachte. Darüber kamen die übrigen Ordensbrüder in den Harnisch, und suchten abermals Händel an dem guten Meklenburger, welcher sich aber jedes Mal mit Ehren (das heißt, so, daß er seinen Gegner verwundete) aus der Sache zog. Auf diese Art schluz sich der Meklenburger innerhalb acht Tagen mit eilf Amicisten, den Senior, Subsenior und Sekretär nicht mitgerechnet, in allem also mit vierzehn.

Eine Balgerey dieser Art, wobey die Gemüther so sehr erbittert waren, mußte nothwendiger Weise dem Prorektor zu Ohren kommen, und irre ich nicht, so hat man mir erzählt, Hr. Walch sey damals Prorektor gewesen. Dieser ließ nun natürlich untersuchen, und die mancherley Schlägereien, welche ein einziger mit so vielen bestanden hatte, kamen nach der Reihe heraus. Da der Meklenburger als ein sonst gesitteter gutmüthiger Mann bekannt war, so wunderte sich jedermann, wie er ein solcher Raufbold seyn, und mit vierzehn Studenten Händel anfangen konnte. Er bewies aber, daß nicht er, sondern seine Gegner die Urheber des Streites, oder wie man auf der Universität zu sagen pflegt, die autores rixae gewesen seyen. Darüber wurde man nun noch aufmerksamer, nahm allerley Vermuthungen, Zeichen in den Stammbüchern u. dergl. zusammen, entdeckte ohne große Mühe

die Exiſtenz der Verbindung oder des Ordens, und beſtrafte die Mitglieder theils als Schläger, theils aber als Brüder einer verbotenen Vereinigung, und gab ſcharfe Geſetze wider die Fortſetzung derſelbigen.

Nebenher hatte man auch entdeckt, daß die Moſellaner Landsmannſchaft Geſetze habe; man forderte dieſe, bekam aber ein quid pro quo: denn die Herren Moſellaner verfaſſeten in der Geſchwindigkeit einen nagelneuen codex legum, welcher ſehr unſchuldig war, da er kein Geſetz von Schlägereyen, von Avantage u. dergl., enthielt, unterzeichneten ihre Namen, und legten dieſen Pſeudoiſiderus dem Senate vor, welcher zwar merken mogte, daß dies nicht der ächte Codex ſey, es doch aber dabey bewenden ließ, und ſich damit begnügte, daß er die Landsmannſchaft der Moſellaner, ſo wie alle andre Landsmannſchaften, ſtrenge verbot, und den Gebrauch der landsmannſchaftlichen Kokarden, die ſie bisher zu tragen gewohnt waren, auch unterſagte.

Nun ſchien der Amiciſtenorden aufgehoben zu ſeyn: der Senior war relegirt und der Subſenior hatte ſich fortgemacht; aber das ſchien auch nur ſo: denn die Verbindung kam bald wieder zu Stande, und zwar noch eher als die Landsmannſchaft, welche anfing ihre Zuſammenkünfte erſt in Zwätzen, hernach aber wieder auf den Kellern in Jena ſelbſt zu halten.

Zu Gießen hatte der Orden sowohl als die Kränzchen im May 1777 einen harten Stand auszustehen, noch weit härter als in Jena.

Die Studenten zu Gießen hatten im Jahr 1776 durch die Vermittelung des Kanzlers Koch eine solche Satisfaction erhalten, daß der damalige Rektor*) Ouvrier, Professor der Theologie, aber ein großer Schwachkopf, wegen einer eingebildeten Beleidigung der Studenten abgesetzt wurde, wie ich im ersten Theil meiner Biographie weitläuftiger erzählt habe.

Dieser übereilte Schritt hatte sehr schlimme Folgen. Die Studenten fingen an zu glauben, daß man sie nicht ungestraft beleidigen dürfe, und daß sie fordern dürften, was sie wollten. Als daher im Jahr 1777 der Rektor Höpfner, eben der Höpfner, welcher den Commentar über die Justinianischen Institutionen geschrieben, und dadurch eine hübsche Eselsbrücke für träge Juristen geliefert hat, allerley Neuerungen angab, widersetzten sich die Studenten aufs thätigste. Doch Herr Höpfner war standhafter, als Ouvrier, und hatte auch an dem Darmstädter Hof mehr Ansehen. Daher fuhr er fort, das durchzusetzen, was er angefangen hatte, und

*) In Gießen sagt man Rektor statt Prorektor, wie zu Leipzig, Prag, Heidelberg, Erfurt und sonst auf den sehr alten Universitäten.

drang besonders auf die Einführung der in der That auf Universitäten so schädlichen Geldstrafen.

Nun entstanden täglich Tumulte und Spektakel, wobey die Amicisten und das Pfälzer Kränzchen vorzüglich thätig waren. Höpfnern wurden zu wiederholten Malen die Fenster eingeworfen, und er selbst einmal des Nachts im Wagengäßchen aufs ärgste insultirt.

Höpfner wollte nun die Orden und Kränzchen untersuchen, wozu sich auch im Anfang des Maymonats eine gute Gelegenheit fand.

Damals studirten zwey Brüder Conradi, aus dem Hessencasselschen, in Gießen, welche mit vielen Kenntnissen und einer sehr guten Lebensart eine vollkommene Praxis der edlen Fechterkunst verbanden. Die Amicisten waren längst gesonnen, diese beyden Conradi in ihre Klike zu ziehen, um dem Orden dadurch neues Ansehn zu verschaffen: aber vergebens, denn die Herren Conradi versicherten, daß sie ihre Freyheit liebten, und schon sich gegen Beleidigungen selbst schützen würden; dazu sey ihnen der Beystand eines Ordens unnöthig. Die Amicisten ärgerten sich nicht wenig über den Korb, welchen ihnen die Conradi gegeben hatten, und suchten nach Ordensmanier sich zu rächen.

Obgleich aber die Conradi sich in keine Ordensverbindung einlassen wollten, so hielten sie doch vielen Umgang mit den Darmstädtern, welche damals auch ein Kränzchen unter sich gestif-

tet hatten, worin aber gerade damals kein einziger Moſellaner oder Amiciſt war: denn der Senior R..., ein Amiciſt, war abgegangen, und der Senior G....t, aus Darmſtadt, hatte ſich geweigert, in die Klike der Amiciſten zu treten, welche eben aus vielen lüderlichen ausſchweifenden Menſchen beſtand. Daher waren die Amiciſten dieſem Kränzchen ſehr aufſätzig, und wurden es noch mehr, als die Conradi fleißig mit den Kränzianern umgingen, und ſogar ihre ſonntäglichen Zuſammenkünfte beſuchten.

Alſo wurde allen Amiciſten von dem Senior Breithaupt, aus Pirmaſens, aufgetragen, Händel an die Conradi zu ſuchen, man wollte ihnen einmal zeigen, daß der Orden ein Löwe ſey, und

qui s hunc impun lacesset?

Breithaupt ſelbſt, der Senior, war ſo geſchickt, den jüngern Conradi vor dem Thor zu beleidigen, und dieſer forderte Satisfaction, welche man ihm auch jenſeits der Lahne zu geben verſprach. Aber die Amiciſten beredeten ſich, daß ſie alle ihren Senior zum Gefechte begleiten und den Conradi mit ſeinen etwanigen Sekundanten mit der Hetzpeitſche begrüßen, und dann ohne Genugthuung ſchaffen wollten. Dieſen edlen Entſchluß theilten ſie einem gewiſſen G....z, aus dem Pfälzer Kränzchen, mit, welcher aber den Conradi Nachricht davon gab. Dieſe berichteten die Sache an das Darmſtädter Kränzchen, und da das Kränzchen ſtärker war, als

der

der Orden selbst, so wurde beschlossen, daß Conradi sich zwar mit seinem Bruder, dem Darmstädter Senior G....t und noch einem andern an dem bestimmten Orte, jenseits der Lahne stellen sollte, daß aber die übrigen Darmstädter im Hinterhalt im Busche bleiben wollten, um allen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen.

Diese Contreminirung blieb, mirabile dictu, dem sonst hellsehenden Orden unbekannt. Am Tage der Bataille ging Conradi und seine drey Begleiter nach dem bestimmten Orte jenseits der Lahne an den Busch, wo er seinen Gegner in der Gesellschaft von elf Amicisten antraf. Er begrüßte sie und forderte, daß man nun kurzen Proceß machen und zu dem ruhmvollen Werke des Duells schreiten sollte. Aber von Seiten der Amicisten wurde dies nur mit Lachen und anzüglichen Reden beantwortet, worauf G...t, der Darmstädter Senior erklärte, daß wenn man seinem Freund, dessen Sekundant er sey, nicht sofort Genugthuung geben würde, er alle Amicisten für schlechte Kerl erklärte, und sie hiermit alle sammt und sonders in den Verschiß thäte. *)

*) Dieses unflätige, aber leider auf unsern kultivirten Universitäten noch so sehr gewöhnliche Wort, soll bedeuten, daß der Mensch, von dem man dies sagt, nicht mehr mit honetten Studenten umgehen darf, und daß auch keiner, der auf Ehre Anspruch macht, mit ihm umgehen soll. Nicht nur

Dies war das rechte Signal zum blutlaſten Auftritte. Denn nun griffen die Amiciſten zu den Hetzpeitſchen, die Darmſtädter aber zogen ihre Degen, welche auch von einigen Amiciſten gezogen wurden. Breithaupt und Conradi ſchlugen ſich ohne Sekundanten mit Hiebern, und erſterer bekam einige derbe Bleſſuren. Nun ward die Bataille allgemeiner, da auch die im Hinterhalte liegenden Darmſtädter hervorrückten. Es wurde gehauen mit den Hiebern und Hetzpeitſchen, und dazu geſchrien, als wenn die Leute alle raſend wären. Dumme Jungen, Lauſebuben, Rökel, verfluchte Quaker, infame Gaudiebe, Spitzbubenbande von Amiciſten u. ſ. w., waren die Titel, welche ſie ſich einander gaben.

Endlich ſchoß Lange, ein Amiciſt, welcher zu dem Gebalge von der Jagd gekommen war,*) nach einem Darmſtädter mit einer Flinte, aber

Studenten, ſondern auch andere, z. B. Pferdepolitiker, Schenkwirthe, Hurenſpediteurs, Frauenzimmer von Vergnügen, Stiefelwichſer, Haarkräusler u. a. m., werden in den Verſchiß gethan

Quis talia fando
temperet a risu tibi?

*) Die Studenten zu Gießen haben das Recht, zwey Stunden um die Stadt auf die Jagd zu gehen, ein ſehr böſes Recht, welches die ſchon übermäßige Liederlichkeit der Herren zu Gießen immer ſtark vermehrt hat. Ich glaube, man hat ihnen dieſes Recht hernach abgenommen.

ein Darmstädter, welcher gleichfalls eine Flinte bey sich hatte, schoß nach dem Lange, und traf ihn so, daß er ihm den Schenkel zerschmetterte. Lange stürzte zu Boden, und der Krieg hatte ein Ende: denn die rüstigen Kämpfer nahmen alle die Flucht, bis auf einen nahen Vetter des Verwundeten, welcher einen herzueilenden Bauer bat, ein Fuhrwerk zu besorgen, um ihn nach der Stadt zu bringen.

Der Thäter, ein gewisser M...r, aus Z..n, entfernte sich außerhalb Landes, die andern aber begaben sich auf verschiedenen Wegen nach der Stadt, und waren so leichtsinnig, zu glauben, daß dieser Auftritt verborgen bleiben, oder doch nicht sehr bestraft werden würde.

Aber sie irrten sich, denn gleich in der folgenden Nacht wurde Breithaupt, Wittenberg und G.. t aufs Carzer gebracht, und die Inquisition ging vor sich. Der Kanzler Koch war besonders ein Hauptfeind der Amicisten, nicht eben weil er den Orden als Orden gehasset hätte, sondern weil einige Herren K...., Söhne eines ihm äusserst verhaßten, damals aber schon verstorbenen, Mannes, aus dem Elsaß, damals Amicisten in Gießen waren. Indessen mogte die Sache seyn, wie sie wollte, der grobe Exceß mußte bestraft werden.

Bey der Inquisition entdeckte der Senat zu Gießen die Existenz der Verbindung, und fand sogar ein Ordenskreuz: die Stammbücher muß-

ten die Zeichen hergeben, und eben daher sahe man auch wer im Orden war; doch steckte man nicht alle ins Carzer, welches auch nicht leicht hätte geschehen können, weil in Gießen nur zwey Carzer befindlich sind, und zwar unter der Sternwarte. Die Amicisten wurden auf das Concilium gefordert, und mußten versprechen, nicht aber beschwören, niemals wieder in eine Ordensverbindung zu treten.

Der Senior Breithaupt wurde des Nachts in einer Kutsche nach Pirmasens gebracht, wo ihn der Landgraf unter die Soldaten steckte. Er hat hernach noch als gemeiner Soldat die Tochter des Hauptmanns Venator geheurathet, und die Apotheke seines Vaters angenommen. Weil er aber nichts gelernt hatte und von der Apothekerkunst nichts verstand, so gerieth er in Armuth und wanderte zur Zeit der französischen Revolution nach dem Abzug der Deutschen aus jenen Gegenden aus, und starb im größten Elend 1795 disseits des Rheins ohnweit Strasburg.

Wittenberg wurde relegirt, docirte hernach die edle Fechtkunst auf dem Bahrdtischen Philanthropin zu Heidesheim, und lief hernach in alle Welt, wer weiß wohin?

Lange, der Blessirte, wurde nicht bestraft, denn man glaubte, daß er durch seine Schmerzen und durch ein Krankenlager von mehr als sechs Monaten hinlänglich bestraft sey.

Die Herren vom Gießer Senat hatten auch auf die Auslieferung der Geſetze gedrungen, aber ſie erhielten, wie die zu Jena, nur ein quid pro quo: man ſchmiedete nämlich neue Geſetze, welche ziemlich unſchuldig waren. Die Herren waren damit auch zufrieden.

Von den Darmſtädtern wurden auch einige mit Carcer beſtraft, aber keiner relegirt.

Nun ging es auch über das Pfälzer-Kränzchen: denn man hatte entdeckt, daß dieſes Kränzchen ſo eine Art Pflanzſchule für den Amiciſtenorden ſey, und daß deſſen Senior und Subſenior, wie auch mehrere Mitglieder, Amiciſten wären.

Der Senior M....th wurde ſofort relegirt, lachte aber und ſpottete über die Relegation, und zog nach Haus, wo es ihm auch nicht geſchadet, daß er aus Gießen war weggejagt worden.

Ich — warum ſollte ich nicht hier geſtehen,*) was ich ſchon anderswo geſtanden habe,

*) Hr. Schmidt, Profeſſor der Beredtſamkeit zu Gießen und Redakteur des Leipziger Muſenalmanachs, eines elenden poetiſchen Kloaks, griff mich in der allgem. Litt. Zeitung, Monat Dezember 1791 ſehr ehrenrührig an, und erzählte das, was ich hier erzähle, aber er verſtellte die Wahrheit ärger, als ein Advokat. Ich antwortete ihm in derſelben Zeitung, Monat Februar 1792, und zwar ſo, wie es ein Lügenſchmidt verdient. Er hat ſeitdem ſtille geſchwiegen.

war damals Subsenior des Ordens, und Amicist. Also wollte Herr Koch, daß auch ich relegirt werden sollte. Allein Böhm, Nebel, Köster, selbst Höpfner und Baumer widersetzten sich diesem Ansinnen, und ich kam mit sechs Wochen Carcer weg, wovon mir aber doch auch drey Wochen erlassen wurden. Es ist hier der Ort nicht, Herrn Schmidt zu widerlegen, welcher vorgab, daß Koch, der Kanzler zu Gießen, sich meiner angenommen, und mich von der Relegation befreiet hätte. Koch hätte gern gesehen, man hätte mich auf die Galeeren geschickt; ich weiß sehr gut, warum?

Die übrigen Mitglieder des Pfälzer-Kränzchens wurden nicht gestraft. Man forderte zwar auch die geschriebenen Gesetze des Kränzchens; denn daß geschriebene Gesetze da waren, hatte der Bruder des Professors Schulz verrathen, aber die Pfälzer gaben, wie die Amicisten, ein quid pro quo, und so war der Senat abermals geprellt.

Nun schien der Orden der Amicisten, oder wie man ihn auch hieß, der Elsasserorden in Gießen vernichtet zu seyn, allein er stand bald wieder auf, und zwar noch im nämlichen Jahre durch den Vorschub des Pfälzer-Kränzchens, welches nicht weiter verboten wurde, und wohin sich die noch übrig gebliebenen Amicisten zogen.

VIII.
Geſchichte des Amiciſtenordens im Jahre 1779.

Unſer Verfaſſer ſagt S. 50: das Jahr 1779 iſt aus dem Grunde vorzüglich merkwürdig, weil in dieſer Periode (im Jahre 1779? oder vorher? oder hernach? Ein Hiſtoriker muß beſtimmt reden, ſonſt taugt ſeine Chronologie nicht viel) der Orden (der Amiciſten) auf allen deutſchen Univerſitäten (er war ja 1779 noch nicht auf allen deutſchen Univerſitäten, z. B. in Leipzig, Greifswalde, Kiel, Roſtok, Bützow, Duisburg, Ingolſtadt, Cölln, Heidelberg u. a. m. fand man 1779 noch keine Amiciſten) zugleich ausgerottet wurde.

Dies iſt zu viel geſagt. Denn der Orden wurde nicht ausgerottet, ſondern nur gedrückt,*)

*) Si licet exemplis in parvo grandibus uti, ſo möchte ich wohl eine Stelle aus *Tacitus* anführen Annal. XV. 45., wo er ſich von der chriſtlichen Sekte folgendergeſtalt ausdrückt: repreſſaque in praeſens exitiabilis ſuperſtitio (ich unterſchreibe gern die Note, welche der gelehrte Juſtus Lipſius zu dieſer Stelle gemacht hat: denn ich bin wahrlich kein Feind der chriſtlichen Religion, wie mich einige unbeſugte Richter beſchuldiget haben) rurſus erumpebat, non per Iudaeam modo, originem ejus mali, ſed per urbem (Romam) etiam, quo cuncta undique atrocia et pudenda confluunt celebranturque.

und das nicht einmal auf allen Universitäten, wo er doch wirklich existirte, z. B. zu Göttingen, Halle u. s. w.

In Jena mußten zwar die Amicisten, oder wie man damals auf dem Senat zu Jena sich ausdrückte, die Mosellaner eydlich (durch einen Handschlag an Eydes statt versprechen, nicht mehr den Orden der Mosellaner fortzusetzen. Eben so ging es zu Gießen, wo damals, wenn ich nicht sehr irre, Herr Schmidt Rektor der Universität gewesen ist. In Erlangen spielte man den Amicisten auch sehr unfreundlich mit; daß man aber 1779 noch auf andern Universitäten die Amicisten verfolgt hätte, habe ich nicht erfahren können, und zweifle daher, daß es geschehen sey, da mir es doch hätte bekannt werden müssen, weil ich immer Gelegenheit hatte, mich von den neuesten Tagsbegebenheiten der Universitäten, die mich zu allen Zeiten interessirt haben, hinlänglich zu unterrichten.

In Jena spielten die Mosellaner zu dieser Zeit den Meister auf der Universität, und übertrafen an Liederlichkeit alle andern Landsmannschaften. Die Amicisten, welche noch immer Mosellaner waren, waren die Aergsten unter ihrer Landsmannschaft, und keiner kam ihnen an liederlicher Lebensart gleich.

Als daher der akademische Senat einige Hauptschläger und Raufbolde wegjagte, gerieth

die ganze Klike in Harnisch, und suchte die akademische Freiheit, das heißt, die ausgelassenste Licenz zu saufen, zu kommersiren, sich zu balgen, das schöne Wesen auf den Dörfern zu treiben, und dergleichen feine Privilegien mehr, durch allerley läppische Anstalten aufrecht zu halten. Sie warfen dem Prorektor die Fenster ein, insultirten die Pedelle, besonders den Pedell Fiedler, den sie für ihren erzbösen Feind hielten, liefen haufenweise des Abends zusammen, und störten die öffentliche Ruhe ganze Nächte durch.

An der Spitze dieser Helden standen die Herren Amicisten, und der dux gregis ipse caper war der Herr Senior des Ordens. Dies alles entdeckte der Senat, und verfuhr scharf, und das mit Recht, gegen die Unruhigen und Stöhrer des Friedens. Einige wurden relegirt, und die andern mußten dem Orden eydlich (stipulata manu*) entsagen.

In Gießen wollten die Herren wieder so eine Tragikomödie spielen, wie 1777. Denn in diesem Jahre waren sie nach den Dörfern ausgezogen, und hatten den ganzen Sommer über in Gleiberg, Atsbach und auf andern

*) Dies gilt in foro civili eben so viel, als ein Schwur. Es ist daher wunderbar, daß man noch einen aufs Evangelium geleisteten Eyd für verbindlicher hält, als ein öffentliches dem Richter abgelegtes Versprechen.

Weilburgischen Ortschaften kampirt. Dies sollte nun wieder geschehen, da die Unordnungen, welche die Verbindungen stifteten, vom Senate etwas unsanft gerügt wurden. Allein der Senat jagte einige Haupträdelsführer fort, namentlich einen gewissen M....s aus der Pfalz, und die andern mußten gleichfalls versprechen, allen Orden, Kränzchen und Landsmannschaften zu entsagen. Da gingen wohl die Kränzchen, auch das der Pfälzer ein, aber der Orden währte fort, zwar heimlich aus Furcht (vor den Juden) aber er hatte doch immer seine Einrichtung, seine Gesetze und seine Obern.

Im Jahr 1781 war der Orden noch in Jena eben so, wie in Gießen. Aber eine neue Inquisition am ersten Orte (ich glaube unter dem Prorektorate des Hrn. Griesbach) zwang die Brüder, neue Maasregeln zu ergreifen, wovon ich im folgenden Abschnitt reden werde.

IX.

Schwarze Brüder in Jena.

Der Verfasser der so oft angeführten Schrift scheint von den schwarzen Brüdern nichts zu wissen, denn er geht schnell von 1781 fort bis auf 1785, und doch fällt der wahre Flor der schwarzen Brüder in die Zwischenzeit. Ein

Roman, die ſchwarzen Brüder genannt, der ſehr ſtark geleſen wurde, hätte ihn doch auf eine nähere Unterſuchung dieſer Klike leiten müſſen, zumal da ihre Hiſterie mit der Hiſtorie der Amiciſtereo, welche er nach ſeinem eignen Geſtändniß S. 21 ſo ſehr genau kennen will, zuſammenhängt, oder vielmehr einen Theil derſelben ausmacht. Aber, wie geſagt, er ſcheint nicht viel davon gewußt zu haben, woraus zugleich klar wird, wie viel Glauben ſeine übrigen Nachrichten haben müſſen. Ich werde mich bemühen, von den ſchwarzen Brüdern das Nöthige hier kürzlich anzubringen, ohne dem Leſer mit Erzählung ewiger Alfanzereien lange Weile zu machen.

Als der akademiſche Senat in Jena 1781 den Orden der Moſellaner oder Amiciſten aufgehoben zu haben glaubte, ging der Orden der ſchwarzen Brüder aus den Trümmern der Amiciſtereo hervor.

Schon lange vorher, ehe dies geſchah, war im Amiciſtenorden zu Jena eine noch engere Verbindung unter einigen Gliedern entſtanden, welche aber keine Ordensverbindung war, ſondern das Studiren, die Fertigkeit in der löblichen Fechtkunſt und den Credit bey den Bürgern befördern ſollte. Die lobenswürdige Anſtalt der Amiciſten, daß keiner von ihnen, ohne alle ſeine Schulden bezahlt zu haben, von der Univerſität abziehen ſollte, war ſchon lange

vernachläſſiget worden. Die Ordensbrüder prellten Bürger und Profeſſoren ſo gut, als jeder andre Wüſtling; daher ging der Credit der Ordensbrüder, welcher ſonſt allgemein geweſen war, verloren. Um nun dieſen Credit aufrecht zu erhalten, thaten ſich einige zuſammen, und verſprachen ſich, ordentlich zu leben, fleißig zu ſtudiren, und ihre Schulden redlich zu bezahlen. Dieſes mißfiel vielen von der groſſen Klike; aber da es doch nicht gegen die Geſetze war, ſo konnten ſie nicht klagen, und gaben denen, die ſich ſo vereiniget hatten, ſcherzweiſe den Namen ſchwarze Brüder.

Endlich ſtürzte die Jenaiſche Amiciſtenloge 1781; niemand getraucte ſich, ſich zu einem Orden zu bekennen, wobey er Gefahr lief, fortgeſchickt zu werden. Die Hauptſtützen der Verbindung waren auch fort, und die noch übrigen hatten nicht Herz genug, ſich dem Senate zu widerſetzen, alſo ging die Loge gänzlich ein. Die Brüder beredeten ſich unter einander auf der Raſenmühle, keine Konventikel mehr zu halten, doch ſollte unter ihnen das Geſetz immer als gültig angeſehen werden, welches die Schlägereyen unter den Brüdern verbietet.

Die ſogenannten ſchwarzen Brüder hielten ſich auch nach dem Verfall oder nach der putativen Aufhebung der Amiciſterey immer zuſammen, und da kam ihnen dann der Gedanke ein, mehrere von den alten Geſellanergeſetzen

unter ſich einzuführen, und einen Senior aus ihrem Mittel zu wählen. Dies geſchah, und ſiehe da, der Amiciſtenorden war wieder hergeſtellt, nur hatte er einen andern Namen, und hieß der ſchwarze Orden. Das Zeichen der Amiciſten machten ſie zwar nicht in die Stammbücher, ſondern bedienten ſich allerley anderer Zeichen, unter andern mahlten ſie einen mit einer graden Linie im Mittelpunkt durchſtrichenen Zirkel mit den Buchſtaben AE. S. B. Aequalibus ſummum bonum: andrer Zeichen nicht zu gedenken: denn man muß nur wiſſen, daß es eine ſehr unſichere Sache iſt, aus Stammbuchszeichen die Mitglieder einer geheimen Geſellſchaft heraus bringen zu wollen, da dieſe Zeichen oft gar ſehr verändert werden. Der Buchſtabe N war auch das Zeichen der Amiciſten und ſollte gleichfalls Vivat amicitia bedeuten.

Im Jahr 1783 reiſte ich im Februar nach Jena, und blieb daſelbſt bis zu Ende des März. Ich fand die ſchwarzen Brüder, hielt mich aber weiter nicht zu ihnen, ob ich gleich rühmen muß, daß ſie mir viele Freundſchaft erwieſen haben. Mein Freund D....n, bey welchem ich logirte, theilte mir von dieſer Verbindung ſo viel mit, als ein geweſener Amiciſt davon wiſſen durfte, und ich fand, da ich die Sache genauer überlegte, daß die Schwarzen und die Amiciſten ein Ding waren Sogar das Amiciſtenkreuz mit dem XX trugen die Schwarzen. Ihre Lebensart

war nicht beſſer, als die der übrigen Moſellaner: ſie ſaßen auch ganze Nächte auf den Kellern, lagen auf den Dörfern herum, und trieben alles, was ihre profanen Landsleute auch trieben. Hr. W....r, aus G....dt in der Pfalz, war damals ihr Senior, ein ſehr rechtſchaffener Mann, der jetzo einen anſehnlichen Poſten bekleidet.

Als ich wieder nach Halle zurückreiſte, wollten zwey Landsleute von mir, gleichfalls aus dem ſchwarzen Orden, dieſe Univerſität beſehen, und reiſten mit mir. Sie hießen Brachel und Merk; jener iſt jetzo todt, Merk lebt aber noch. Beyde wurden hier bey andern Landsleuten einlogirt, weil ich damals im Semlerſchen Hauſe wohnte, und Hr. Semler es nicht gerne ſahe, daß man Fremde beherbergte. Indeſſen waren ſie täglich bey mir; auf einmal blieben ſie weg, und kamen äußerſt ſelten zu mir. Dies befremdete mich; aber ich erfuhr bald, daß ſie ſtarken Umgang mit denen damals in Halle florirenden Unitiſten hatten. Die Unitiſten hatten ihre Hauptniederlage bey Zacharias Schmidt in Riedeburg; als ich nun einſt auch dahin kam, ſo fand ich meine beyden Landsleute mitten unter denſelben. Es wurde ein Commers aufgeführet, und ich hörte, daß Brachel und Merk eben ſo wie die andern, pro ſalute unitatis, ſangen. Dieſes war mir auffallend, und ich gab ihnen meine Skrupel zu erkennen, wie ſie

als schwarze Brüder den Orden der Unitisten könnten leben lassen, welches doch, wie ich wüßte, in den ältern Ordensacten verboten wäre. Sie belehrten mich aber, daß der schwarze Orden und der der Unitisten ein und eben derselbe Orden sey. Ich begriff dieses nicht, denn mir war wol bekannt, daß der schwarze Orden aus dem Amicistenorden entstanden war, und daß der Amicistenorden mit dem der Unitisten in Absicht seines Ursprungs nicht übereinkam, obgleich die Einrichtung in der Hauptsache dieselbe seyn mogte: denn, wie ich schon mehrmals gesagt habe, alle Studentenorden laufen in den Hauptpunkten und Absichten auf Eins hinaus.

Da ich neugierig war, dieses Vorgeben meiner Freunde näher zu beleuchten, so gab ich mir einige Mühe, und erfuhr, daß beyde Schwarze mit einigen von den Unitisten in Riedeburg Bekanntschaft gemacht hatten: daß beyde Theile einander bekannt hatten, daß sie Ordensbrüder wären; da verlangten dann auch beyde Partheyen, man mögte unter beyden löblichen Orden eine Gemeinschaft stiften: die hallische Unitistenloge war es auch zufrieden, daß Hr. Beschel, als Subsenior der Schwarzen, nach Jena schrieb, und das Freundschaftsbündniß vorschlug. Die Jenaischen Herren willigten ein, und so wurde eine Alliance zwischen den Jenaischen

Schwarzen und den Hallischen Unitisten gegründet.

Brachel und Merk reiseten nach Jena zurück, und wurden da von hallischen Unitisten besucht, welchen der Jenaische Comment besser gefiel als der zu Halle. Sie beschlossen also da zu bleiben, und so entstand auch seit jener Zeit ein Unitistenklub in Jena, wo auch die Constantisten bey einer andern Gelegenheit vorkamen.

Als nachher, wie ich bald sagen werde, die Moselaner wieder aus den Schwarzen sich bildeten, und man wieder von Amicisten zu reden anfing, so verbanden sich die Unitisten auch mit diesen, oder erneuerten vielmehr ein Bündniß, das sie schon vorher mit ihnen gehabt hatten.

Die Landsmannschaft der Moselaner hielt immer zusammen, doch vernichteten sie ihre geschriebenen Gesetze, hatten keinen Senior und recipirten niemand förmlich. Kränzchen auf den Stuben wurden nicht mehr der Reihe nach gegeben, doch gaben die Mitglieder häufig Condition, *) wobey jedoch aller Zwang wegfiel, und

*) Condition heißt in der neuern Studentensprache so viel, als Schmauserey, oder ein Traktament mit Kaffe, Bier, Tabak, Abendbrod u. s. w. Wie das Wort diese seltsame Bedeutung bekommen habe, kann ich zwar nicht bestimmt angeben; wahrscheinlich aber hat es ein Seitenstück mit Collation vertauscht.

wozu auch nicht alle Mitglieder der Landsmannschaft eingeladen werden mußten, doch schloß man nicht gerne einen Landsmann aus.

Diejenigen, welche sich unter den Mosellanern das größte Ansehen erworben hatten, waren die Quaß-Seniores, und unterrichteten die Unerfahrnen in ihren Pflichten, lehrten sie den ächten Burschencommment, trugen Cartelle, und schlugen sich auch für Geld und gute Worte, zur Rettung der Ehre solcher Menschenkinder, welche das elende Vorurtheil haben, daß man seine Ehre mit dem Degen retten könne, aber nicht Herz genug besitzen, selbst einen Degen zu führen.

Die schwarzen Brüder entfernten sich immer mehr und mehr von den Mosellanern, nahmen viele Fremde, Liefländer, Sachsen u.s.w. unter sich auf, und es würde bald zu einem gänzlichen Bruch zwischen der Landsmannschaft und dem Orden gekommen seyn, wenn nicht 1784 Hr. G...z den Orden der Freundschaft, wie unser Verfasser S. 51. sagt, von seinem moralischen Tode wieder ins Leben zurückgerufen hätte.

X.
Wiederherstellung des Amicistenordens im Jahr 1784.

In Giessen studirte von 1777 bis 79 ein gewisser G....z, aus W....s am Rhein, der Sohn eines gelehrten Juristen, dessen Vater aber mit Hinterlassung eines hübschen Vermögens längst verstorben war. Er wurde als Rheinländer bald in das Pfälzer Kränzchen aufgenommen, und noch im nämlichen Jahre, nicht aber, wie unser Verfasser S. 50. meldet, erst 1779. Da er ein Mensch von vielem Kopf war, so war sein Umgang angenehm, aber seine satyrische Launen und seine Pasquillen, die er nicht nur auf Professoren, *) Bürger und Frauenzimmer, sondern sogar auch auf Studenten machte, verursachten dem Kränzchen sowohl als dem Orden manchen Verdruß. Im Winter verfertigte er ein lateinisches Epigramm auf einen gewissen, aus Batavia gebürtigen, Studenten, Namens Harris, **)

*) Das in meinen Beyträgen zu D. Bahrdts Lebensgeschichte S. 11. angeführte Epigramm auf den Hrn. Etat (D. Bechtold) ist von diesem G....z.

**) Hier ist es:
O Harris, Harris, quae te dementia cepit,
Ut [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?
Non te [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Nec [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Indis.

den er auch Marris nannte, wurde gefordert, mußte sich schlagen, und da die Sache herauskam, so zwang man ihn die Relegation zu unterschreiben, *) und als der Orden 1777 in die Inquisition kam, so wurde er auch wirklich relegirt, weil er damals ein Aemtchen im Orden bekleidete.

B....z hatte Bekanntschaft mit englischen Werbern gemacht, welchen der Fürst von Weilburg die Erlaubniß gegeben hatte, zu Gleiberg, eine Stunde von Gießen, zu werben. B....z war über seine Relegation sehr aufgebracht, und da er viel martialischen Sinn hatte, so ging er nach Gleiberg, und ließ sich unter die Engländer anwerben. Er kam nach England, und von da nach Amerika, wo damals Krieg geführt wurde. Im Jahr 1783 erhielt er seinen Abschied, ging nach Hause, und von da wieder auf Universitäten, um seine Rechtswissenschaft auszulernen. In Jena lehrte er unter andern auch die engli-

*) Auf einigen deutschen Universitäten hat man die Gewohnheit, die Relegation unterschreiben zu lassen. Denn man läßt einen, der einen groben Streich begangen hat, einen schriftlichen Revers ausstellen, daß er es nicht übel nehmen wolle, wenn man ihn bey Wiederholung solcher Streiche, wegschicke. Ich sehe nicht ein, wozu dieser Revers dienen soll? Hat der Mensch verdient, relegirt zu werden, so relegire man ihn immer, auch ohne seinen Revers. Relegation unterschreiben und Urphede schwören, scheint mir gleich unnütz zu seyn: beydes beweiset die Schwäche der Regierung.

sche Sprache, deren er mächtig war, und hielt sich übrigens recht stille und eingezogen, studirte fleißig, und wurde für einen der geschicktesten Studenten daselbst gehalten.

G....z sahe das Wesen der schwarzen Brüder, und es schmerzte ihn, daß der weit ältere Amicistenorden einem neuern Platz gemacht hatte: er entschloß sich daher, den alten Orden wieder herzustellen, aber die alte wüste Form sollte er nicht mehr haben. Er entdeckte seinen Plan den Mosellanern, und diese ließen sich bereden, wieder geschriebene Gesetze anzunehmen, und einen Senior zu wählen. Man suchte die alten Gesetze, welche Hochhausen in Verwahrung hatte, hervor, musterte sie aus, nahm die besten heraus, verwarf die, welche vom Raufen, Duelliren und andern schiefen Comment handelten, setzte andere sanftere an ihre Stelle, und wählte dann einen Senior, welcher die neuen Brüder recipiren mußte, aber ohne Eyd: denn dieser wurde gänzlich abgeschafft nach den neuen Gesetzen von 1784.

Jeder Mosellaner war nun Amicist, und jeder Amicist Mosellaner. Der Orden sollte für jeden Landsmann seyn, aber niemanden, als einem Landsmann sollte der Eingang zum Orden offen stehen. Dadurch glaubte G....z den esprit de corps recht zu beleben, und den Mosellanern das höchste Ansehen auf der Universität zu verschaffen.

In Gießen war der Orden niemals ganz eingegangen, aber seit 1785 blühete er wieder recht auf: denn als ich im Jänner 1787 nach Gießen kam, und mich daselbst einige Tage aufhielt, fand ich recht viele Amicisten, welche ihr Wesen besonders im Stern bey Herren Balthasar Magnus, vulgo Bierbalzer genannt, zu treiben gewohnt waren

Unser Schriftsteller sagt S. 52., daß der Orden sich nach Marburg von Gießen aus 1786 verbreitet habe; dem ist aber nicht ganz so. Es gab Amicisten zu Marburg schon zehn Jahre früher, aber wegen des damals zu Marburg eingeführten schiefen Comments — (studentisch so zu reden: denn im Grunde war die Lebensart der damaligen Marburger sittlicher und besser, als die der Jenenser, Gießer, Erlanger u. a. m.) konnte der Orden nicht recht aufkommen, weil er nur wenigen Zuwachs erhielt.

Im Jahr 1789 ging eine schwere Untersuchung über die Amicisten zu Gießen vor, man relegirte die Senioren, und ließ die Mitglieder den Orden abschwören. Allein man war nicht im Stande ihn auszumerzen, wie unser Verfasser S. 52. angiebt. Denn als ich im Jahr 1792 auf dem Feldzug der Preußen gegen die Neufranken mich in einem Dorfe bey Coblenz befand, erhielt der Herr Generallieutenant von Knobben, mein damaliger verehrungswürdiger Chef, ein Dankschreiben von dem Herren Landgrafen zu

Hessen-Darmstadt, worin dieser Fürst den Herrn Generallieutenant ersucht, mich über das Gießer Ordenswesen zu befragen, weil ich doch, wie aus meiner Biographie erhelle, vieles davon wißen müßte, und weil der Unfug mit den Orden noch immer ununterbrochen in Gießen fortdaure. Ich antwortete Seiner Durchlaucht nach meinen Einsichten: ob aber meine Vorschläge etwas gewirkt haben, weiß ich nicht.

Im Jahr 1795 kam ich abermals durch Gießen: die Universität lag in den letzten Zügen, und doch waren noch einige Amicisten daselbst: ein Senior, Subsenior und Sekretär, aber weiter keine Mitglieder. Diese drey warteten, wie sie sagten, auf neue Ankömmlinge, welche sie recipiren könnten: ich stellte ihnen das Läppische der ganzen Verbindung vor, allein sie wollten davon nichts hören, und versicherten, daß ein Orden doch allemal eine gar hübsche Sache sey, die man nicht ganz ausgehen lassen müßte. Jetzo hat der Orden in Gießen ganz aufgehört; das machte der Einfall der Franzosen in jene Gegenden.

XI.

Neue Form des Ordens zu Jena.

In diesem Abschnitt kann ich sehr kurz seyn, weil unser Verfasser hier von S. 62. an nach richtigen Nachrichten erzählt, und mit aller Schonung und Mäßigung spricht.

Nach dem Abgang des Seniors M... von Jena, fanden einige Mitglieder der Mosellaner, daß ein Orden, der aus Creti und Plethi bestand, so gut sey als kein Orden, und fingen an sich unter einander näher zu vereinigen, um den ächten wahren alten Orden, so wie er vor 1-80 war, wieder herzustellen. Sie hielten aber ihre Sache so geheim, daß die Landsmannschaft nichts davon erfuhr. Bloß die ältesten der Landsmannschaft waren im Orden, und so verdachte es ihnen niemand, wenn sie sich in der Landsmannschaft etwas herausnahmen.

Aber dies währte nicht lange: denn als man auch junge Landsleute angenommen hatte, nachdem die Alten weggegangen waren, so entstand Aufsehen, da auch dergleichen Gelbschnäbel, wie es in der Verhandlung heißt, sich Dinge herausnähmen, die ihnen nicht zukämen. Daher wurden die übrigen Nichtinitiirten aufmerksam, und überzeugten sich bald von der Existenz einer geheimen Klike in ihrem Mittel. Nun wurde Trennung der Landsmannschaft von dem

Orden ganz unvermeidlich. Die Landsleute hatten längst vergessen, daß ihre Landsmannschaft nach der Einrichtung von 1781 ein Orden seyn sollte, sie hielten keine Logen, sie recipirten nicht mehr auf die vier Degen, sie trugen das Ordenskreuz nicht mehr. Alles dieses aber und noch viel mehr übte der Orden aus.

Die Landsmannschaft meldete also kurz und gut dem Orden, daß er seine Einrichtung mögte allgemein bekannt machen, oder gewärtig seyn, daß sie sich ganz von ihm trennte, und ihn in den Verschiß thäte. Dieses schlug die Brüder sehr darnieder: denn einmal lieien sie Gefahr verrathen und relegirt zu werden, und dann hatten sie es mit ihren eignen Landsleuten zu thun, welche viel stärker waren, als sie die Ordensbrüder. Um also dieser Trennung vorzubeugen, gewannen sie die Vornehmsten der Landsmannschaft für sich, und erklärten, daß jeder Landsmann in den Orden treten könnte, daß sie aber sich durch einen Eyd verbunden hätten, keinem ihre Einrichtung bekannt zu machen, der nicht Ordensbruder wäre. Als die Landsleute dieses hörten, wollten sie vollends mit dem Orden nichts zu thun haben: doch die Ordensbrüder fingen wieder an die genaueste Freundschaft mit den Landsleuten zu halten, alle ihre Gelage zu besuchen, und liessen nichts mehr von einem gewissen Dominationsgeiß blicken. So wurde denn das gute Verständniß zwischen den

Orden und der Landsmannschaft in Jena wieder hergestellt.

Der Orden und die Landsmannschaft zeichneten sich durch rohe Sitten und durch große Fertigkeit im Saufen und andern lustigen Beschäftigungen vor allen Jenaischen Studenten aus. Die Senioren des Ordens waren die ausschweifendsten Menschen von der Welt, und nach den Senioren richteten sich die übrigen. Im Jahr 1787 waren H....d, aus dem Elsaß, und hernach W....l, aus W....s am Rhein, Senioren, welche keine andre Kunst besaßen, als Bier zu trinken und sich zu schlagen. Andere Landsleute konnten daher die Mosellaner auch nicht recht leiden, und in der That war es gefährlich mit ihnen umzugehen, weil man nur gar zu leicht in Händel verwickelt werden konnte.

Einige Mitglieder errichteten nun 1790 eine eigne Winkelloge, welche auch endlich nach vielen Debatten bestätiget wurde. Diese Loge hatte zum Grundgesetz, daß durchaus keine Schlägerey geduldet werden sollte; die Glieder wollten ihrem Zweck als Studenten entgegen arbeiten, sogar bey ihren Zusammenkünften litterarische Arbeiten vorlesen. Sollte ja ein Handel vorfallen, so wollten sie, wenn sie ja die Beleidiger seyn sollten, den Beleidigten um Vergebung bitten: wären sie aber beleidigt, so machten sie sich verbindlich, dem Beleidiger selbst die Hand zur Versöhnung zu bieten.

1). Die Mutterloge, das ist, der ächte alte Orden, ließ zwar die zweyte Loge, welche man die gelehrte hieß, neben sich existiren, doch wurde ein ordentlicher Cartell aufgesetzt, welchen der Verfasser S. 71. ff. der Länge nach angeführet hat. Doch muß ich zum §. 6. des Cartells anmerken, daß zwar die Mitglieder der zweyten oder der gelehrten Loge nach den Grundsätzen des Ordens, aber ohne Eyd, recipirt wurden, woraus abermal klar ist, daß der Orden allerdings ohne Eyd bestehen kann. Uebrigens trugen die Mitglieder der gelehrten Loge das Kreuz, und machten die gewöhnlichen Amicistenzeichen, aber sie waren ganz anders gesinnt, als die in der Mutterloge und die bloßen Mosellaner Landsleute. Denn sie suchten sich durch Fleiß, artige und feine Lebensart, ruhiges Verhalten, freundliches Betragen gegen jedermann, und durch genaue Bezahlung ihrer Schulden einen guten Namen zu machen, welchen sie auch auf der ganzen Universität genossen.

Im Jahr 1791 wanderten die Jenenser aus, weil sie glaubten vom akademischen Senat beleidigt zu seyn. Da wurden viele aus der Mutterloge der Amicisten relegirt, viele aber gingen so weg; und auf diese Art schien es, als wenn die Loge selbst eingehen würde. Doch geschahe dies nicht. Denn im Jahr 1792. als Polizzo, ein Grieche, der vorher in Halle studirt hatte, in Jena den Reformator des Burschencommerts

machen wollte, so wurde der Orden sehr rege, und trug viel zu dem im Frühling desselben Jahres vorgefallenen Spektakel bey.

So war also der Orden der Amicisten 1791 und 92 in Jena beschaffen: seine folgenden Schicksale sind von unserm Verfasser recht gut und hinlänglich, aber auch zugleich mit einer sehr anständigen Mäßigung und Schonung erzählt. daher verdient seine Schrift auch von dieser Periode an allen Glauben, und niemanden wird es gereuen, sie gelesen zu haben. Daß der Herr Verfasser, wer er auch seyn mag — ein rechtschaffener und dabey ein einsichtiger Mann ist, dafür bürgt mir sein Buch, und die darin geäußerten Gesinnungen und Maximen. Daß ich sehr oft nicht seiner Meynung gewesen bin, sondern ihm widersprochen habe, wird er mir so wenig übel nehmen, als ich es übel empfinden werde, wenn er etwa im zweyten Theil seiner Schrift Rücksicht auf diese Schrift nehmen, und sie einer Widerlegung würdigen sollte. Diese Freyheit müssen sich Gelehrte und Schriftsteller einander gerne zugestehen, wenn man sich derselbigen nur mit Anstand und Bescheidenheit bedient; und die Gränzen dieser Tugend glaube ich nicht überschritten zu haben.

Den wenigen Raum, welcher mir noch übrig ist, will ich mit Erörterung einiger Punkte ausfüllen, deren Untersuchung von der äußersten Wichtigkeit ist.

XII.
Iſt der Amiciſtenorden wirklich aufgehoben?

Dieſes ſcheint zwar der Verfaſſer zu behaupten, und ſehr wünſchte ich, daß er Recht hätte. Allein — ich ſchlieſſe hier bloß a priori, denn auf die Erfahrung kann und will ich mich nicht berufen, indem ich mich durch nähere Unterſuchung dieſer delikaten Sache, nicht zum accuſateur public qualificiren mag — der Orden der Amiciſten ſcheint mir noch lange nicht aufgehoben zu ſeyn. Man bedenke die Bemühungen der Herren zu Gießen, Jena, Erlangen und auf andern Univerſitäten zur Aufhebung der Orden, und erinnere ſich, daß ſie alle vergeblich angewendet waren. Iſenflamm in Erlangen glaubte auch, er habe den Orden völlig zerſtört, oder wie er, ohnerachtet er ein Arzeneygelehrter war, ſich bibliſch ausdrückte, daß er der Schlange den Kopf zertreten habe, und dennoch exiſtirte der Orden immerfort, und trieb 1782 ſein Weſen beynahe öffentlich.

Vielleicht heißen die Amiciſten jetzo anders, oder mit andern Worten, vielleicht iſt ein neuer Orden an die Stelle der Amiciſten gekommen, welcher ihn vollkommen erſetzt.

Ich habe oben geſagt und bewieſen, daß alle Orden und Kränzchen, kurz alle ſtudentiſche

Verbindungen im Grund und in der Hauptsache ein Ding sind, und daß sie sich bloß durch Zeichen, Kreuze, Zeremonien und andre Lappereyen von einander unterscheiden.

Wenn nun zu Jena ein andrer, neuer Orden an die Stelle der Amicisterey gekommen ist, so mögte ich doch gerne wissen, ob die Herren zu Jena sich mit Recht rühmen können, den Amicistenorden vertilgt zu haben. Was von Jena aber gilt, das gilt von allen andern Universitäten.

Auf einer gewissen berühmten Akademie wollte man auch die Orden aufheben, und gestattete daher, daß die verschiedenen Landsmannschaften sich in Kränzchen vereinigten: denn man glaubte, daß dies das beste Mittel sey, den Orden zu widerstehen. Dem akademischen Senat kann dies nicht verdacht werden, denn dieser ist oft wenig mit dem bekannt, was eigentlich die Oekonomie der Studenterey oder des Burschencomments angeht. Es dauerte aber nicht lange, so fand sichs, daß die Kränzchen nur dem Namen nach von den Orden verschieden waren. Man verbot sie daher, aber es war einmal geschehen, und wollte der Senat nicht selbst zu gröbern Excessen Gelegenheit geben, so mußte er ganz piano gehen, welches auch so viel bewirkt hat, daß die Kränzchen nach und nach ihr Ansehen verloren, und jetzo vielleicht schon ganz eingegangen sind, wenigstens bald eingehen werden. Auf dieser Uni-

versität hat niemals — was auch unser Verfaſſer ſagen mag — eine Amicistenklike exiſtirt: aber war es etwa beſſer, als die Kränzchen daſelbſt exiſtirten?

Alle Verbindungen der Studenten ſind gleich ſchädlich, es gilt daher gleich, welchen Namen ſie führen. Haben alſo die Herren zu Jena den Amicistenorden vertilgt, wie ſie die Welt gerne überreden wollen,*) ſo mögen ſie ja zuſehen, daß ſie alle Verbindungen der Studenten vertilgt haben, und daß keine neue Klike wieder aufſtehe: denn in dieſem Fall haben ſie weiter nichts profitirt.

XIII.

Urſprung der ſtudentiſchen geheimen Verbindungen, Orden, Kränzchen u. ſ. w.

Ich habe oft nachgedacht, warum denn eigentlich junge Leute auf Univerſitäten ſich ſo gerne in geheime Verbindungen einlaſſen? Denn obgleich die Neugierde das Geheimnißvolle einer ſolchen Geſellſchaft kennen zu lernen, hierzu ein

*) Wer das Studentenweſen näher kennt, zweifelt gewiß mit mir an dieſem Vorgeben.

ſtarker Antrieb ſeyn muß, ſo ſcheint es mir doch nicht, daß man bloß aus dieſer Neugierde erklären könne, warum der junge Mann ſo vieler Gefahr ſich des Ordens wegen ausſetzt.

Ich habe ſchon gezeigt, daß die Geheimniſſe des Ordens, das heißt das, was dem Orden z. B. der Amiciſten von dem der Unitiſten, Conſtantiſten, Jucundiſten und andern unterſcheidet, nichts ſind als Fratzen und willkührliche Erfindungen, deren man täglich eine große Menge erfinden kann, wie dann auch wirklich die löblichen Geheimniſſe der Orden zum öftern verändert worden ſind. Tritt nun jemand aus Neugierde in den Orden, ſo wird er gewiß nicht darin bleiben, ſo bald ſich die geringſte Gefahr zeigt: denn dieſe Geheimniſſe an und für ſich ſind es nicht werth, daß man das Geringſte ihrentwegen aufopfere. Ich weiß dies aus eigner Erfahrung, und ſage hier gewiß nicht zu viel.

Die Freundſchaft hält auch niemanden in dem Orden: denn obgleich das erſte Grundgeſetz aller Verbindungen, Orden u. ſ. w. eine ewige unveränderliche Freundſchaft gebietet, ſo findet ſie ſich doch ſelbſt unter den Ordensbrüdern gar ſelten. Freundſchaft beruht auf einer Sympathie, die man ſich nicht befehlen laſſen kann. Ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß oft vielleicht unter zwanzig Ordensbrüdern nicht zwey wahre Freunde ſind. Ja Leute, welche vorher die beſten Freunde waren, werden kalt gegen einan-

der; das macht der Zwang, worunter sie leben, und auch oft das Ansehen, welches einer vor dem andern erwirbt.

Es geht in den Studentenorden wie in den Klöstern: da regiert immer Eifersucht, Mißtrauen und nicht selten — wirkliche Feindschaft, welche zum öftern sehr sichtbar wird. Da man durch Ordensgesetze allen vertrauten Umgang mit andern, die nicht im Orden sind, untersagt hat: so entstehet natürlich nach dem alten Sprüchwort *) eine Begierde, die Freundschaft und den Umgang solcher zu suchen, mit denen es verboten ist, sich näher einzulassen. Wie kalt kamen ehemals die Ordensbrüder zusammen, und blos ihr gemeinschaftliches Interesse machte, daß diese Kälte nicht in offenbare Verachtung und Feindschaft ausbrach. Viele von Ordensbrüdern haben mir oft gestanden, daß ihnen die Mitglieder ihrer Klike, vom Senior an bis auf den jüngsten Bruder, nicht gefielen, und daß sie sich sofort aus der Gesellschaft schlagen würden, **) wenn sie nicht das gemeinschaftliche Beste der ganzen Universität darin erhielte.

*) Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata.

**) Wer, ohne einen hinlänglichen Grund anzugeben, den Orden der Amicisten verlassen wollte, mußte sich mit einem oder auch mehrern, niemals aber, wie unser Verfasser sagt, mit zwölf Mitgliedern schlagen, um seine und des Ordens Ehre zu retten.

Freundschaft mogte also wohl manchen Jüng-
„ling bewogen haben, eine Ordensverbindung zu
„ſuchen, aber Freundſchaft konnte ihn nicht darin
„erhalten. Es muß also ein größeres und höhe-
„res Intereſſe ſeyn, welches die Orden zuſammen-
„hält, und folglich als ihre wahre Quelle angeſe-
„hen werden kann. Laßt uns dieſes Intereſſe
„näher anſehen.

„Einer der größten Philoſophen unſerer Zeit,
„giebt an einem Orte ſeiner vermiſchten Schrif-
„ten *) einen trefflichen Aufſchluß über die Entſte-
„hung aller geheimen Geſellſchaften, und folglich
„auch der ſtudentiſchen Ordensverbindungen. „Es
„muß in jedem gemeinen Weſen, ſagt er: ein
„Gehorſam unter dem Mechanismus der
„Staatsverfaſſung nach Zwangsgeſetzen (die
„aufs Ganze gehen) aber zugleich auch ein Geiſt
„der Freyheit ſeyn, da jeder, in dem was
„allgemeine Menſchenpflicht betrifft, durch Ver-
„nunft überzeugt zu ſeyn verlangt, daß dieſer
„Zwang rechtmäßig ſey, damit er nicht mit ſich
„ſelbſt in Widerſpruch gerathe. Der erſtere oh-
„ne den letzteren iſt die veranlaſſende Urſache
„aller geheimen Geſellſchaften. Denn
„es iſt ein Naturberuf der Menſchheit, ſich ver-
„nämlich in dem, was den Menſchen überhaupt
„angeht, mitzutheilen, jene Geſellſchaften alſo

*) Immanuel Kants vermiſchte Schriften Bd. 3. S. 233. nach Tieftrunks Ausgabe. Halle, 1799.

„würden wegfallen, wenn diese Freyheit begün„stiget wird. Und wodurch anders können auch „der Regierung die Kenntnisse kommen, die ihre „eigne wesentliche Absicht befördern, als daß sie „den in seinem Ursprung und in seinen Wirkun„gen so achtungswürdigen Geist der Freyheit „sich äußern läßt?"

So weit Herr Kant. — Ich bin weit entfernt, die Universitäten nach Kantischen Grundsätzen modeln zu wollen, so sehr auch manche Lehrer ihre Vorlesungen nach denselben zu modeln suchen. In der Theorie macht man gar Vieles, wovon man in der Praxis nichts wissen mag. Aber in dem Kantischen Princip liegt doch der Ursprung, oder vielmehr die Erhaltung und Fortdauer der akademischen geheimen Verbindungen.

Der Student hat einen ganz eignen Dünkel, und nach diesem Dünkel glaubt er ein völlig freyer Mensch zu seyn. Der Gehorsam, den er leisten muß, wozu ihn die Gesetze der Akademie, der Prorektor und der Senat zwingen, ist ihm nach seiner Meynung Tyranney, welche er abwerfen muß. Hier ist also der Fehler auf Seiten des Studenten, daß er die akademische sogenannte Freyheit für eine akademische Ausgelassenheit und Gesetzlosigkeit ansieht, und alles, was diese beschränkt, für einen Eingriff in seine Rechte hält. Vor einiger Zeit hatten die Studenten einer gewissen Uni-

versität einen Skandal mit den Häschern, der von einer brennenden Tabakspfeiffe herkam, die ein Student am hellen Tage im Munde geführt hatte. Viele Studenten wurden bestraft; allein keiner wollte zugeben, daß er mit Recht sey bestraft worden: alle behaupteten, es sey ihnen Unrecht geschehen. Da ich mit mehreren davon bekannt war und in Verhältnissen stand, so suchte ich ihnen begreiflich zu machen, daß das Tabakrauchen auf der Straße unanständig wäre und schädlich werden könnte, folglich mit Recht verboten würde. Dies gaben sie mir zwar zu, wendeten aber ein, daß ja die Soldaten, Gnoten und Tagelöhner auch auf der Straße rauchten, und daß man also den Studenten eben dasselbe gestatten müsse. Ich mogte einwenden, was ich wollte, so blieben sie doch bey ihrem Satz stehen, daß das, was man am Gnoten nicht bestraft, auch am Studenten nicht dürfe bestraft werden.

Diese schädlichen Vorurtheile von Seiten der Studenten machen also, daß sie vieles für erlaubt halten, was die Gesetze und die Obern für unerlaubt erklären.

Von Seiten der Universitätsobern geht man auch nicht immer so zu Werke, wie man mit Freyheitsfreunden umgehen sollte: man zeigt ihnen nicht immer, warum man dieses oder jenes verbiete oder gebiete; ja man macht oft aus bloßem Eigensinn Gesetze. So weiß ich, daß

man einst die Hufeisen auf den Stiefeln bey Karzerstrafe verbot, und daß man den Besuch einer elenden Dorfkomödie bey zehen Thaler Strafe untersagte. Der Erfolg war, wie man ihn voraussehen konnte: die Studenten trugen die Hufeisen noch allgemeiner, und maskirten sich lieber, um nur die schöne Komödie besuchen zu können.

Der Student glaubt also allgemein, die akademischen Gesetze wären Eingriffe in seine Freyheit, die ihm von Rechtswegen zukomme. Freylich ist dieser Glaube ein falscher Dünkel, aber er ist doch einmal im Kopfe des jungen Mannes, und muß also auch seine Wirkungen hervorbringen. Der Student wird daher, so oft er es ungestraft thun kann, die Gesetze hintansetzen und sich mit der Uebertretung derselben viel wissen. Da er aber allein zu schwach ist, sich dem Ansehen der Gesetze und seiner Vorgesetzten entgegen zu stellen, so wird ihm jede Verbindung angenehm, die sich gegen dieses Ansehen stemmet. Er wird daher Ordensbruder, tritt in Landsmannschaften und Kränzchen, wo er so lange bleibt, bis er die Akademie verläßt: denn gewöhnlich verliert er seinen Dünkel nicht eher, folglich kann er sich auch nicht eher bekehren.

Aus eben diesem Grunde ist nun klar, wie zweckwidrig alle Pönalgesetze, Karzer, Relegation u. dergl. zur Aufhebung und Tilgung der Orden sind. Die einzelnen Mitglieder werden freylich bestraft, aber der Orden existirt immer

fort, und verſtärkt ſich noch ſelbſt unter dem Druck. Zu Göttingen ſcheint man dies 1778 wohl bedacht zu haben; denn als einige geheime Geſellſchaften daſelbſt angegeben wurden, widerriethen die Herren Pütter, Walch, Böhmer und Baldinger die Inquiſition; ſie meynten, daß die Poſſen ſich ſchon von ſelbſt legen würden, und daran hatten ſie vollkommen Recht. Auf andern Univerſitäten war man nicht ſo nachſichtig, hatte aber auch mehrern Spektakel auszuhalten. Exempla ſunt odiosa.

XIV.

Wichtigkeit der Vertilgung aller geheimen akademiſchen Verbindungen.

Da die geheimen Verbindungen auf Univerſitäten durchaus ſchädlich ſind, ſo iſt es eine der vornehmſten Pflichten der Vorgeſetzten, ſie durch zweckmäßige Mittel zu vertilgen.

Die Schädlichkeit derſelben beziehet ſich vornämlich auf folgende Punkte:

1. Macht eine ſolche Verbindung den jungen Mann, der ſich damit einläßt, lüderlich. Die Univerſitätsjahre ſollten unter andern Zwecken auch dienen, dem jungen Menſchen feinere

Sitten zu verschaffen, und das auf den Schulen angenommene pedantisch-petulante Wesen abzulegen. Aber die Erfahrung lehret, daß dies gar selten der Fall sey, indem die Sittenlosigkeit wol nirgends mehr als auf Universitäten zu finden war, und nicht selten noch ist.

In den geheimen Verbindungen wird nun vollends an die Verbesserung der Sitten gar nicht gedacht. Gesetze sind zwar da, welche dies zum Zweck zu haben scheinen. Aber das scheint auch nur so: denn im Grunde würde man sich sehr irren, wenn man gute Sitten und Anstand in den Orden und Kränzchen suchen wollte. Ich habe schon oben hinlängliche Beyspiele von dieser Behauptung beygebracht, und halte mich hier nicht länger dabey auf.

Freylich, wenn der Senior ein gesetzter vernünftiger Mann ist, so geht es noch: denn in diesem Fall wird mehr auf jene die Unordnungen verbietende Gesetze gesehen, und die Sitten der Mitglieder werden wenigstens im Beyseyn des Seniors etwas ordentlicher. Aber dieses bezieht sich auch nur auf feyerlichere Versammlungen, wo der Senior die Gesetze auffordern kann. Im Jahr 1783 konnte der Senior W...r in Jena das Zotenreissen schlechterdings nicht leiden, und strafte allemal, wenn einer in der Ordensversammlung einiges aus der Zotologie vorbrachte: denn er hatte das Gesetz für sich, welches Fluchen und Zotenreissen untersagt.

Aber daß die Brüder in andern Gelagen fluchten und sogar in seinem Beyseyn Zoten auftischten, konnte er nicht verhindern: denn darüber war keine Verordnung da.

Ist aber vollends der Senior ein lüderlicher, wüster Mensch, welches gröstentheils der Fall ist, so werden die übrigen Mitglieder, welche gerne ihrem Oberhaupte nachahmen, vollends erzlüderlich. Wie sah es nicht in Jena 1787 aus, als Herr Heynold Senior war?

2. Die Verbindungen auf Universitäten hindern den Fleiß im Studiren, und sind daher höchst verderblich. Alle Wochen, selbst alle Tage fallen Sachen im Orden vor, welche nun jeden interessiren, weil alle unter einander Eins ausmachen. Man berechne die Zeit, welche mit den feyerlichen Versammlungen, mit dem jährlichen Ordensfest, *) und andern Solennitäten

*) Gewöhnlich wird alle Jahre das Fest des Ordens gefeyert: hier werden die Gesetze verlesen, bekräftiget und neuer Gehorsam denselben angelobet. Dabey hält ein Mitglied eine Rede, welche oft das non plus ultra fader abgeschmackter Tiraden ist. Die Amicisten fingen erst 1779 an, Ordensfeste zu feyern, und zwar nur in Jena, Giessen und Erlangen. Zu Jena feyerten es die Brüder im Stern zu Kala, einem kleinen Städtchen drey Stunden von Jena, wo 1787 auch noch das Fest gefeyert wurde. Wahrscheinlich haben die hübschen Sternmädchen, die damals florirten, die Herren hinziehen helfen.

hingebracht werden muß, und man wird leicht den Schluß machen, daß viele Zeit, die zum Studiren hätte angewendet werden ſollen, verloren gehen müſſe.

Ein junger Menſch, der Mitglied eines Ordens wird, hält den ſtudentiſchen Comment für ſeinen Zweck, und vernachläßigt die wahre Abſicht, weswegen er auf Univerſitäten ging, nämlich das Erlernen nützlicher Wiſſenſchaften. Die edle Fechtkunſt wird er zwar lernen, vielleicht ſo lernen, daß er kann als ein Meiſter derſelben auftreten: aber die andern Sachen bleiben gröſtentheils liegen. Man wende mir ja nicht ein, daß groſſe und gelehrte Männer, deren Namen ich aus Freundſchaft und Ehrfurcht verſchweige, ehemals Ordensbrüder geweſen ſeyen: denn dieſe Männer ſahen bald das Läppiſche des Comments und der ganzen Verbindung ein, und arbeiteten ihrem Zweck entgegen. Andre hingegen ſind auch verdorben und ſind Taugenichts geworden. Breithaupt und Heynold, die Hochhauſen, Isbeck, Wittenberg, Hild, Sapper, Lang, Federduft, Hahn, Pfleger und andere, die ich ſelbſt gekannt habe, waren Ordensbrüder, ja Ordensvorſteher und ſonſt recht honorige Burſche: aber was iſt aus ihnen geworden? — Ueberhaupt trifft man unter den Renommiſten,

Die Halliſchen und Jenaiſchen Conſtantiſten hatten ihr Ordensfeſt in Naumburg u. ſ. w.

Ordensbrüdern, Kränzianern und allen Aufbindern, welche man Ruineurs nennt, die unwiſſendſten Menſchenkinder an, unter den Convikturiſten *) hingegen, Waiſenhäuſern, **) Sapienzknaſtern ***) und andern von den ſogenannten honorigen Commentsburſchen verachteten Studenten, findet man die geſittetſten, fleißigſten und geſchickteſten jungen Männer. Verlohnt es ſich nun, dem Comment, den Orden, Kränzchen und andern ſtudentiſchen Lappereyen nachzurennen, ſeinen Kopf leer zu laſſen und ſich zu allen Dingen unbrauchbar zu machen?

3. Die Verbindungen der Studenten geben zu vielen Händeln und Skandalen Gelegenheit und Anlaß. Da ich dieſen Punkt ſchon in der gegenwärtigen Schrift hinlänglich bewieſen habe, ſo finde ich es für überflüßig, hier nochmals die Beweiſe und Belege zu wiederholen. Man gebe nur Acht, was auf den Univerſitäten zu geſchehen pflegt, auf welchen die Orden, Kränzchen u. dergl. im Flor ſind.

*) Zu Jena: man verſteht darunter die Studenten, welche im Convikt, einem Frentiſche ſpeiſen. Sie werden ſcharf in der Zucht gehalten.

**) Zu Halle.

***) Zu Heidelberg: ſie wohnen auf dem Collegium Sapientiä, wo ſie alles frey haben. Sapienzknaſter iſt nur ihr Ekelname.

Ich übergehe die andern schädlichen Wirkungen, welche aus den geheimen Studentenverbindungen nothwendig folgen, z. B. den Geldverlust, welchen die Mitglieder leiden, den dummen groben Bauernstolz, welchen sie sich angewöhnen, die Verachtung, womit die sogenannten Profanen sie verfolgen u.s.w. u.s.w. Denn was ich von dem schädlichen Einfluß dieser Riken gesagt habe, beweiset hinlänglich, daß die Vorgesetzten der Universitäten sich es zum großen Geschäft machen müssen, die Verbindungen unter den Studenten durch schickliche Mittel gänzlich auszutilgen.

Aber was sind das für Mittel? Gerne beantwortete ich diese wichtige Frage mit der Freymüthigkeit, mit welcher ich meine Meynungen vorzutragen gewohnt bin: aber der Raum dieser kleinen Schrift gestattet mir nicht, meine Vorschläge in dieser Hinsicht hier mitzutheilen. Ich habe alle Achtung für die Vorgesetzten unsrer Universitäten in Deutschland: indessen muß ich doch frey herausſagen, daß jene Mittel, welche bisher zur Ausrottung der Orden von den Akademien sind angewendet worden, deswegen ohne glückliche Wirkung geblieben sind, weil sie eben so zwecklos waren, als jene, die man gegen die Duelle gebraucht hat. Daß es aber Mittel giebt, ist gewiß, denn gegen alles, was die menschliche Narrheit zum Schaden der Gesell-

ſchaft geſtiftet hat, findet die menſchliche Vernunft allemal zweckmäßige Gegenmittel.

Sollte dieſe Schrift einigen Beyfall erhalten, welchen ich ihr mehr der Sache ſelbſt wegen, als wegen meiner Wenigkeit wünſche, ſo werde ich über dieſen für die Ruhe und die Aufnahme der Univerſitäten ſowol, als für die Wiſſenſchaften ſelbſt ſo wichtigen Punkt, meine Gedanken, ſo bald es nur ſeyn kann, mittheilen, und in der Stille erwarten, ob man ſie annehmlich finden wird oder nicht:

in magnis et voluiſſe ſat eſt.

Ende.

Bonaparte
und
Cromwell.

Ein Neujahrsgeschenk
für
die Franzosen
von
einem Bürger ohne Vorurtheile.

Aus dem Französischen
mit einigen Anmerkungen
von
E. C. Laukhard.

1801.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

KOEN. BIBL.
DER
UNIVER
HALLE

An die Leser.

Die kleine Schrift, welche ich hier dem Deutschen Publikum vorlege, ist angeblich zu Rouen gedruckt, und führt im Original folgende Aufschrift: Bonaparte et Cromwell: étrennes offertes aux François pour la neuviéme année de leur république par un Citoyen sans prèjugés. Ich erhielt sie auf eine seltsame Weise, aber was liegt dem Deutschen Leser daran, wie ich zu einer Französischen Broschüre gekommen bin. Ich will viel-

mehr angeben, warum ich die gegenwärtige übersetzt liefere.

Die Aufschrift läßt vermuthen, der Verfasser wolle blos eine Aehnlichkeit des Oberconsuls Bonaparte mit dem großen Protektor der Englischen Republik auffinden, und vielleicht darüber nach Franzosenart witzeln. Wenn dieses so und nur so wäre, so hatte die Broschüre weiter keinen Werth, und ich würde sie niemals übersetzt haben: allein des Verfassers Absicht geht weiter: er will die Franzosen seine Landsleute belehren, daß sie durch die Revolution nichts weniger als frey geworden sind, und daß sie jetzt von Bo-

naparte eben so ſtreng und willkührlich regiert werden, als jemals unter ihren alten Königen. Nebenher macht er treffende Bemerkungen über verſchiedne Hirngeſpinnſte, welche den Leuten bisher die Köpfe verwirrt haben, über Freyheit, Gleichheit, Volksſelbſtſtändigkeit u. dgl. und zeigt ſich durchaus als einen Mann, der die ehemalige und jetzige lage Frankreichs kennt, und jeden Vorfall, jeden Umſtand, den er berührt, mit Mäßigung und Unpartheylichkeit zu würdigen weiß.

Vorzüglich macht er ſeine Landsleute auf das Anſehen Bonaparte's aufmerkſam und weißagt ihnen verſchiednes, deſſen Richtig-

keit blos die Zukunft bestättigen kann. Doch mit den Weißagungen mag es stehen wie es will; genug daß der Verfasser hinlänglich bewiesen hat, daß das Französische Volk nicht so bleiben kann, wie es gegenwärtig ist, und daß das Schicksal des Consuls selbst sich bald ändern muß. Aut Caesar, aut nihil!

Warum ich aber diese kleine Schrift übersetzt habe?

Je nun, das habe ich den Deutschen Schwindelköpfen zu Nutz und Frommen gethan; die aufgeklärten Köpfe meyne ich hier, welche alles, was die Franzosen seit 1789 thaten, für wohlgethan ansehen,

und es nicht übel nehmen würden, wenn es auch in Deutschland so zugienge, wie in Frankreich. Bonaparte ist der Abgott dieser undeutschen Leute: sie verkennen alle andre Große, selbst die ersten Männer ihrer eigien Nation, und wollen von keinem andern Glanz wissen, als von dem der Fränkischen Republik, an deren Spitze Bonaparte sich mit einem ganz Europa überstrahlenden Nimbus zeigt.

Wären die blinden Verehrer der Republikanisation bloß müßige Lassen, die sonst keinen Einfluß auf den Staat selbst hätten, so möchte es hingehen, und man thät am besten, wenn man schwiege, und

ihre Räsonnements mit Achselzucken bemitleidete. Aber die Gallomanie hat weit und breit um sich gegriffen, und das, was man ihr bisher entgegengesetzt hat, half dieselbe nur noch vermehren.

Ein Reichard in Gotha, ein Gochhausen in Eisenach — der sich aber nun bekehrt, und daher auch Vergebung seiner Sünden erhalten hat — ein Schlrach, ein Aloys Hofmann, und dann die saubern Verfasser der Eudämonia, von welchen ich in meinem Anekdotenbuch nächstens saubere Stückchen erzählen werde, haben durch ihre Lügen, durch ihr Schimpfen und Schelten, durch ihren schalen

Witz, durch ihre abſichtliche Verdrehung der Wahrheit, durch ihr unzeitiges Zetergeſchrey und Feuerrufen, und durch ihre zigeunerartigen Prophezeyhungen, beſonders aber durch ihre zum Ekel ausgeſaunte Lobeserey der Fürſten, des Adels und der Geiſtlichkeit, durch ihre elenden Beweiſe der Fürſtenrechte, und durch ihre diktatoriſche Behauptungen, daß der Unterthan von Gott ſelbſt zum Sklaven erſchaffen ſey, jedem rechtlichen Mann Ekel verurſacht, und was das Schlimmſte iſt, ſie haben die Brauſeköpfe in Deutſchland in den Harniſch gejagt, und Menſchen auf Wege geführt,

worauf sie ohne das eudämonistische Katzengeschrey niemals würden gekommen seyn.

Die Gallomanie, oder besser der Freyheitsschwindel, ist bis zu den niedrigsten Volksklassen durchgedrungen, und in den geringsten Gesellschaften, in den elendesten Schnappskneipen wird Europa's Lage untersucht, und eine allgemeine baldige Umwälzung der Dinge geweißagt.

Daß dieses nicht gut sey; ist gewiß, ob ich gleich überzeugt bin, daß noch ein großer Stoß kommen müsse, ehe unser Deutsches Vaterland eine Revolution zu befürchten hat. Unsre Deutschen Fürsten

sind nicht mehr so, wie sie vor hundert Jahren gewesen sind, die Despotie hat aufgehört, und nur hört man noch in kleinen Sultaneyen vom Regiment der Kammerdiener, der Maitressen, der Jäger, der Jagdhundmeister, und andern Teufeleyen dieser Art. Aber ich bin fest überzeugt, daß das Volk in Preußen, in Sachsen, in Bayern, in Thüringen, Braunschweig und andern Ländern Deutschlands weit freyer und glücklicher lebt, als ehemals in Frankreich unter der Tyranney des Robespierre, und jetzt unter der Dictatur des Consuls Bonaparte. Es giebt zwar auch in gut regierten Staaten Mißbräuche

und man findet daß hier und da ein Aſſeſ-
ſor Weizenmann, oder ein Syndikus
Bretzelmann die klagenden und hülfeſu-
chenden Unterthanen eines gerechten Für-
ſten vor Gericht mißhandelt, und ſelbſt
hochſchwangere Weiber nicht ſchont, we-
nig bekümmert, ob er Mutter und Kind
zugleich mörde, wenn nur ſein Wille ge-
ſchehen kann; man findet freylich noch,
daß ein Juſtizamtmann Greif in der Ge-
richtsſtube bey allen Teufeln verſichert,
und bey ſeiner Seligkeit — worauf er
doch längſt Verzicht gethan hat, —
ſchwört, daß die Klagenden Unrecht ha-
ben müßten, und wenn ſie auch zehnmal

Recht hatten, ja man ſieht ſogar, wie hohe Gerichtshöfe ſich ſo weit erniedrigen, ſo die Geſetze mit Füßen treten, daß ſie ſich nicht ſchämen — den Unterthanen, der ſich über einen Weizenmann, Bretzelmann und Greif bey ihnen beklagt, geradezu ohne alle Unterſuchung abzuweiſen, und die Klagen ſelbſt für Calumnien und Injurien zu erklären. Solche Anomalien trift man freylich auch in gut eingerichteten und mit weiſen Geſetzen verſehenen Staaten Deutſchlands an: aber daran iſt weder die Einrichtung noch der Fürſt Schuld. Ich bin wenigſtens feſt überzeugt, wenn z. B. der rechtſchaffne

und gutgesinnte Friedrich Wilhelm von Preußen die Teufeleyen seiner Weizenmänner, Bretzelmänner, Greise und wie sonst das unwürdige Gesindel heißen mag, genau wüßte, er würde ihnen ihr Quartier zu Magdeburg oder zu Spandau bestellen, wie sie es verdienen: ein Gleiches würden die Anomalisten in Sachsen und sonstwo zu gewärtigen haben, wenn die Fürsten mit der wahren Lage der Sachen bekannter wären.

Bey allen diesen Mißbräuchen ist der Deutsche doch erträglich dran, und lebt ruhig. Indessen nimmt der Schwindel der sogenannten Freyheit und Gleichheit

täglich mehr zu, besonders in Ländern, wo man die Wuth, die Ausschweifungen, und den Vandalismus der Franzosen nicht empfunden hat — und das ist durchaus nicht gut: denn es verstimmt die allgemeine Meynung, und erzeugt Exzentritäten, welche der Ruhe des Staats und der einzelnen Bürger geradehin zuwider sind.

Um etwas zur Hemmung dieser unseligen Verstimmung beyzutragen, habe ich die gegenwärtige Broschüre ins Publikum gegeben.

Von meinen Anmerkungen noch ein Wort. Sie betreffen grösstentheils solche

Stellen, wo der Verfasser, welcher nach Art seiner Landsleute mit der Geschichte, und mit der Lage auswärtiger Staaten unbekannt ist, Irrthümer begangen hat: denn nur selten habe ich seine Gedanken selbst widerlegt, oder weiter ausgeführt.

Ich wünsche daß das Büchlein dem Deutschen Leser nicht übel bekommen möge.

Geschrieben zu Halle am ersten Ostertage 1801.

E. C. Laukhard.

I.

Bonaparte und Cromwell.

Seitdem unſer Bonaparte als Feldherr, Abenthéurer und Oberconſul die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich gelenkt hat, ſeitdem der Name dieſes Corſen, welcher unter jeden andern Umſtänden blos in einem kleinen wenig glänzenden Wirkungskreiſe bekannt geworden ſeyn würde, von Oſten bis nach Weſten, und von einem Pol bis zum andern ertönt, hat es nicht an Schmeichlern gefehlt, die ſich beſtrebten, ihn durch Vergleichung mit den größten Männern des Alterthums und der neuern Zeiten noch mehr zu erheben.

Ich würde eine völlig überflüßige Arbeit thun, wenn ich dieſe Vergleichungen durchgehen, und das Ungereimte, Abgeſchmackte und

Falsche derselben aufdecken wollte. Meinetwegen mag Bonaparte immer Aehnlichkeit mit dem Cäsar und August haben: meinetwegen mag er das Gegenbild eines Vespasians, Constantins, Golfalveg von Cordova — oder auch gar eines Cäsar Borgia seyn. Die Geschichte zeigt hinlänglich, daß die Lage, worin sich jene Helden, Regenten und Räuber befanden, von der gegenwärtigen Lage Frankreichs himmelweit verschieden sey, und daß daher Bonaparte weder ein Julius Cäsar noch ein Cäsar Borgia seyn könne *). Inzwischen muß man schon den neuern Plutarchen ihr Vergnügen lassen, und mehr auf das Wesentliche, was sie von unserer Lage und von den Verhältnissen unsers Consuls

*) Die meisten Parallelen zwischen Bonapart und einigen großen Männern des Alterthums, sind nach einem Zuschnitt eingerichtet, nach welchen man den D. Luther gar leicht mit dem Propheten Mahomed und selbst mit Bonaparten vergleichen könnte

Anm. des Herausgebers.

vorbringen, als auf die Art und die Einkleidung ihres Vortrags sehen.

Ich selbst war anfänglich nicht gesonnen, eine andere Personnage mit Bonaparte in dieser kleinen Schrift zugleich aufzuführen; aber einer meiner besten Freunde, ein Gelehrter aus Laon, welcher weder Jakobiner noch Aristokrat, weder Universalist noch Föderalist jemals war, ein Mann, den Ludwig XVI. nicht hasste, La Fayett's und Dümouriers Verdienste zu schaffen wußte, und in den Handlungen des Marat und des Robespierre manches Gute zu finden glaubte, ein Mann endlich, der Bonapart's Vorzüge schätzt, ohne jedoch alles für Gold anzugaffen, was ihm in die Augen schimmert, dieser Mann rieth mir zu parallelisiren; denn er meynte, ein Schriftsteller müsse sich nach der Mode fügen, und jetzt sey es eben groß Mode, daß man Vergleichungen anstelle.

Ich bin kein Historiker *) und habe seit dem Ausbruch der Revolution in meinem unglücklichen Vaterlande erst angefangen, die Begebenheiten der vergangenen Zeiten zu lesen, nicht, wie meistens geschieht, um Zerstreuung zu suchen, oder um mich mit unnützer Kenntniß vieler Namen und Jahrzahlen zu brüsten, sondern um mich selbst über die große Frage zu unterrichten, ob denn die französische Revolution wirklich so groß, so außerordentlich und so wohlthätig für unsre Natur selbst, und für die Völker der Erde werden könne, als die Anhänger und Verfasser derselben vorgeben?

Ich fand viele Umwälzungen der Dinge, die den unsrigen in allen Stücken ähnlich waren, nur daß die accidentelle äußere Gestalt an-

*) Dieses aufrichtige Geständniß bewiesen mehrere Unrichtigkeiten dieser Schrift: doch sind diese von geringem Belang, und jedesmal angezeigt und verbessert worden.

Anm. des Herausgebers.

ders in die Augen fiel. Jede dieser Revolutionen warf die bisherige Regierungsform über den Haufen, jede führte eine Anarchie ein, jede beseelte das Volk mit Enthusiasmus und einem gewissen Freyheitsschwindel, wobey dasselbe sein wirkliches Elend vergaß, und einem eingebildeten Gut ohne allen Scheu vor Gefahren nachrennte, jede wurde durch kluge und listige Männer im Stillen geleitet und regieret, und endigte sich endlich mit einer völligen Unterdrückung des nach Freyheit unsinnig strebenden Volks: bey jeder Revolution, welches sehr wohl zu merken ist, spielte der niedrigste Pöbel eine Hauptrolle, und die größten Böswichter, die abgefeimtesten Schurken fanden dabey ihre Rechnung auf Unkosten der betrogenen Nationen.

Die Revolution in England — um doch gleich Anfangs Beyspiele anzuführen — in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der dionysischen Zeitrechnung brachte im Jahr 1649 den König Carl I.

aufs Schafott, und nach dem 30. Januar des genannten Jahrs war in England eine erbärmliche Anarchie, bis endlich Cromwell für gut befand, sich an die Spitze der Nation zu stellen, und sie bis zum dritten September 1658 zu regieren, oder vielmehr auf die schönste Art zu despotisiren.

Kaum war Cromwell todt, so riefen die Engländer selbst den Sohn des hingerichteten Carls auf den großbritannischen Thron, und zu welcher Zeit war wohl der Engländer mehr Sklav, zu welcher Zeit war England selbst ohnmächtiger und in ganz Europa allgemein verachteter, als grade unter der Regierung der beyden schwachköpfigen, trägen und in allen Geschäften gänzlich unerfahrnen Könige Carls II. und seines Bruders Jakob II. *). Aber

*) Dies ist zu viel gesagt. Carl II. und Jakob II. waren Fürsten, denen es weder an Verstand, noch an Kenntniß der Dinge fehlte, und die auch nicht träge und unthätig waren: bloß aus

so elend diese Fürsten regierten, so waren doch die Engländer gehorsame Sklaven, bis endlich Jakob aus Unerfahrenheit in allen Dingen aus Furcht wegliefs: denn wäre er geblieben, die Engländer hätten das Sklavenjoch nicht abgeschüttelt, weil sie die traurigen Folgen einer Revolution noch in ganz frischen Andenken hatten *).

despotischen Grundsätzen, und aus Vorliebe zum Katholicismus, den sie als eine Stufe der unumschränkten Gewalt ansahen, handelten sie wider das Interesse ihres Volks und eben dadurch wider ihr eignes. Uebrigens ist es völlig falsch, daß England damals in ganz Europa allgemein sey verachtet gewesen.

Anm. d. Herausgebers.

*) Die gehorsame Sklaverey der Engländer ist ganz und gar nicht allgemein wahr. Das Parlement war freylich sklavisch gehorsam, auch der gröfste Theil der englischen Geistlichkeit, aber nicht die ganze Nation. Der Verfasser konnte dieses recht gut aus einem bekannten französischen Buche wissen, welches er selbst weiter unten anführt: Histoire du tems ou rélation de ce qui s'est passé en Angleterre depuis les règnes de Charles II. et de Jaques II. Amsterd. 5 Vol. en 8. 1693.

Anm. d. Herausgebers.

Bey der Revolution in Sicilien verlohren die Franzoſen durch die berüchtigte Veſper im Jahr 1282 zwar die Herrſchaft über dieſe Inſel auf ewig, allein die Sicilier waren nichts weniger als beſſer dran: denn die Arragonier tyranniſirten ärger, als die Franzoſen, und ſeit jener Zeit iſt Sicilien gar nicht mehr im Stande geweſen ſich zu erholen.

Die Revolution in Schweden im Jahr 1523. *) befreyte zwar dieſe Nation vom Joch der Dänen, und rächte Chriſtians des ohnmächtigen Tyrannen, und des Erzbiſchofs von Stockholm **) Grauſamkeit, aber die Schweden blieben nie was ſie vorher waren, nämlich Sklaven, mit welchen Guſtav Waſa und ſeine Nachfolger machen konnten, und wirklich machten, was ſie wollten.

*) Beſſer 1521.

**) Muß heißen, von Upſala. Der Erzbiſchof hieß Guſtav Trolle.

In Rußland sind hundert Revolutionen gewesen, und doch steckt kein Volk tiefer in der Knechtschaft als eben die Russen, welche keine von den vielen Umwälzungen hat frey machen können.

2.

Aber wir sind frey, riefen meine Landsleute, die Franzosen, frey wie uns Gott erschaffen hat, frey durch die Bemühungen des Oberconsuls! Es lebe die Republik, es lebe die Freyheit, es lebe der Consul, welcher die Freyheit erhält, und die Republik schützt.

Eben so riefen die Engländer unter Cromwells Protektorat im Jahr 1655. und vier Jahre hernach schimpften sie auf die Freyheit, welche ihnen Cromwell verschaft hatte, und meynten, die monarchische Regierung sey doch besser.

Die Begebenheiten, welche sich seit 1789 in Frankreich zugetragen haben, sind zu neu, als daß man so ganz unbefangen darüber schreiben,

und das darüber Geschriebene ohne alle Partheylichkeit lesen könnte. Da ich aber doch einmal, wie der Titel dieser Broschüre anzeigt, den englischen Protektor mit dem französischen Consul zu vergleichen willens bin, so wollen wir zusehen, ob die Engländer unter Cromwell frey waren?

Ich zweifle, daß jemand, der nur auf einige Art von den Begebenheiten jener Zeit unterrichtet ist, diese Frage bejahen werde, selbst in Frankreich, wo doch seit dem Anfange der Revolution so unendlich viel ist geschwindelt, gefaselt und gelogen worden, hat niemand, so viel ich weiß, den Protektor Cromwell für einen Stifter oder Erhalter der englischen Freyheit ausgegeben, ob man ihm gleich bey seinem Leben diesen schönen Beynamen in England gegeben hat.

Carl der Erste König von England folgte den Grundsätzen, welche seine Familie längst

ſchon in Schottland *) ſein Vater Jakob aber ſeit dem Tod der Königin Eliſabeth 1603 in England geübt hatte. Die Engländer waren zwar die allerärgſten Tyranneyen längſt gewohnt, ſogar ein elendes bigottes Weib, die verbuhlte **) Maria konnte fünf Jahre lang auf dem engliſchen Thron wie eine Löwin wüthen, ohne daß die geringſte Unruhe entſtanden wäre; aber Maria beobachtete gewiſſe Formalitäten, worin das Volk in England ſeine Freyheit ſetzte, und dieſe Formalitäten beſtehen hauptſächlich darin, daß der König nichts von Wichtigkeit unternahm, ohne das Parlement, und insbeſondere das Unterhaus darum zu befragen.

Carl I. ſetzte ſich über dieſe Formalitäten weg, verachtete das Anſehen des Parlements,

*) Seit Robert II. welcher 1371 auf David II. folgte, deſſen Neffe er war.

Anm. d. Herausgebers.

**) Warum der Verfaſſer die Maria verbuhlt nennt, ſehe ich nicht ein, wenigſtens iſt ſie mir von dieſer Seite nicht bekannt geworden.

Anm. d. Herausgebers.

und ließ sogar einige von den heftigsten Gegnern seines Lieblings, des Herzogs von Buckingham festsetzen. Aber da er bald nachgeben mußte, da er die Eingesperrten wieder mit allen Ehren in Freyheit setzte, so merkte man durchgehends, daß sich der König fürchte, und sobald das Volk dieses merkt, verliehrt es selbst alle Furcht vor dem Regenten, und alle Achtung.

Carl führte damals (1626) einen höchst unvermeidlichen Krieg mit Frankreich, grade zu einer Zeit, wo es sehr wahrscheinlich war, daß Frankreich den Kayser bekriegen würde, wie auch wirklich geschehen ist. Der Kayser hatte Carls Schwager, den Churfürsten von der Pfalz, welcher ohngefähr ein halbes Jahr lang König in Böhmen gewesen war, in die Acht erklärt, und von Land und Leuten gejagt. Jakob I. dieses unglücklichen Fürsten Schwiegervater hätte ihm beystehen und retten können, wenn er nicht die thörichten Gedanken im Kopf gehabt

hätte, seinen Sohn mit einer spanischen Infantin zu verheirathen: er blieb also unthätig. Sein Sohn Carl bekriegte seinen eignen Schwager Ludwig XIII. und sahe nicht ein, daß ohne Frankreichs Beystand seine Neffen niemals hergestellt werden. Die kriegerischen Unternehmungen des kurzsichtigen Königs machten ihn bey den Ausländern verächtlich: man fürchtete sich nicht vor ihm, weil man wußte, daß es ihm an Vermögen, an Muth und an Kenntnissen fehlte, etwas glückliches oder groses zur Ausführung zu bringen, bey seinem Volk aber, verlohr er alles Ansehen und alle Liebe, welche zwar nie ein Stuart in England ganz besessen hat.

Carl hätte, wäre er klug gewesen, gar leicht merken können, wie das Volk gegen ihn gesinnet war, und was er selbst zu fürchten hatte. Sein Liebling, der Herzog von Bukingham wurde von einem gewissen Felton mitten unter seinen Freunden ermordet, der Mord

wurde kaum bestraft, und die Nation jauchzete: ein Prediger lobte öffentlich auf der Kanzel Felons That, und die Gemeinde schlug den bischöflichen Bedienten fast todt, welcher gekommen war, den Prediger nach Rochester zum Bischof zur Verantwortung zu fordern.

Der unweise König aber ließ sich nicht irre machen: seine bösen Rathgeber, besonders die Bischöffe, beredeten ihn, von seinen despotischen Grundsätzen auch kein Haar breit abzuweichen, denn er sey König nicht von der Nation, sondern von Gott, und sein Volk habe das Recht nicht, nach seinen Handlungen zu fragen.

Diesen Grundsätzen getreu forderte Carl die Abgaben, nicht weil das Parlement sie bewilligte, sondern weil er sie haben wollte: er behauptete ganz frey, seine Vorfahren hätten die Bewilligung des Parlements in solchen Fällen zwar gesucht, es sey aber nicht nothwendig

gewesen, da der König allein Auflagen machen könne, und befugt sey, dieselbigen nach Willkühr zu bestimmen.

Carl mußte doch endlich die Macht des Parlements über sich erkennen; aber nun war es zu spät: denn das Parlement, und insbesondere das Unterhaus fühlte seine eigne Macht. Der Graf von Stafford mußte sterben, der erste Liebling des Königs, auch der Erzbischof Laud starb auf dem Schafott: Carl ließ alles dieses geschehen, und suchte nur die Ruhe wieder herzustellen, allein vergebens. Man beschuldigte ihn öffentlich der größten Verbrechen, das irrländische Blutbad, woran er doch im Grunde gar keinen Antheil hatte, wurde ihm zur Last gelegt, und die Repräsentanten der Nation, eine Versammlung von Ständen und Abgeordneten, welche sich das englisch-schottische Parlement nannte, erklärte ihm den Krieg; Carl wurde gefangen, und als ein Landesverräther und Feind der englischen Constitution verurtheilt und hingerichtet.

Carl I. starb auf dem Schafott, weil er schwach war, und Ludwig XVI. verlohr sein Leben unter der Guillotine, weil er um Ehre und Ansehen zu retten, zu Mitteln seine Zuflucht nahm, welche kein Monarch gebrauchen darf. Despotismus war Carls Verderben: er wollte unumschränkt herrschen, und die Engländer wollten keinen unumschränkten Herrn haben, wenigstens wollten sie haben, daß der König Gesetze über sich annehmen sollte, und da Carl dieses nicht wollte, so fiel er.

3.

Es kostet einem Regenten warlich nicht viel, um sich bey seinem Volk beliebt zu machen, und alles nach seinem Willen zu leiten, aber er muß klug seyn: ohne Klugheit hält keine Despotie, sie muß sinken oder schrecklich brechen; weil der Unkluge sich nicht nach Ruhe umsieht, die er allein in der Ergebenheit seines Volks finden kann. Worauf gründet sich aber diese Ergeben-

heit, dieſe einzige Ruhe des Throns? Die Antwort iſt leicht zu finden, ſie gründet ſich einzig und allein auf die Ueberzeugung des Volkes, daß der Regent auf rechtmäßige Art Regent ſey, und daß man ihm den Gehorſam nicht verſagen könne, ohne ſich an den heiligſten Geſetzen, an Geſetzen, welche die Vernunft und die Religion vorſchreiben, zu verſündigen. Wie kommt aber dieſe Ueberzeugung in die Seelen des Volks? Unnütze Frage! Dieſe Ueberzeugung iſt ſchon in den Herzen aller; der Regent muß nur klug genug ſeyn, um zu verhüten, daß ſie das Volk nicht verliere, und ſich im Schwindel vom Gegentheil überrede.

Alle Regenten haben ein gutes Vorurtheil für ſich: man hält ſie alle für rechtmäßig, man glaubt, ſie ſeyn gut, tugendhaft geſinnt, wie es den Vätern der Nationen zukomme, und erwartet das Glück ihres Volks aus ihrer Hand. Nur auffallende Laſter, oder unkluge und ungereimte Anſtalten und bedrückende Unternehmungen können dieſe allgemeine

Meynung umändern, und dem Gedanken vom Gegentheil Platz verschaffen.

In meiner Jugend reiste ich mit einem Engländer beynahe durch ganz Europa. Ich hielt mich in mehrern Staaten auf, wo Regenten starben, und junge Fürsten an ihre Stelle traten. Kaum war der Regent entschlafen, so fühlte das Volk auf einmal lebhaft, wodurch es unter ihm gedrückt wurde, und hoffte nun mit der vollkommensten Gewißheit, daß dieses alles würde abgestellt oder doch verbessert werden. Man vergaß bald die vorige Regierung, um sich der neuen ganz zu erfreuen.

Ein sehr auffallendes Beyspiel sahe ich in Berlin im Jahr 1786, als Friedrich der Große seine glorreiche Laufbahn endigte. Friedrich war ein Fürst, der die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte, der von jederman bewundert wurde, und der gewiß Preußen auf einen hohen Grad der Cultur und des Wohlstandes er-

hoben hatte: kurz, Friedrich war ein Fürst, dessen Gleichen das Jahrhundert, welches er zierte, nicht sahe. Dieß wußten alle klugen Leute, nur der Pöbel nicht; der Pöbel sah in Friedrichen blos den Soldaten, blos den Sieger, blos den Eroberer, und doch war Friedrich, Soldat, Sieger und Eroberer nur aus Nothwendigkeit, nicht aus Neigung. Er wollte ein großer König seyn, und kannte die rechtartige Regentengröße, welche in ruhiger Direktion des Volkes zur Vollkommenheit in Sicherheit von auswärtigen Feinden, und im Respekt von andern Nationen besteht; allein diese Regentengröße kannte sein Volk nicht, und die Klügern selbst deuteten mehr auf den Schimmer als auf die Realität, und so verführten diese selbst zu falschen Urtheilen.

Friedrich fand beym Antritt seiner Regierung die Finanzen in sehr schlechtem Zustand: denn sein Vater hatte sich wenig um die Regierung bekümmert, und blos seinen Soldaten gelebt.

Friedrich II. sahe aber, belehrt von französischen Kameralisten, und durch das Lesen der Geschichte des colbertschen Systems, wie eigentlich ein Staat müsse eingerichtet werden, damit alle Unterthanen ohne Unterschied zu den allgemeinen Bedürfnissen beytragen müssen: er sammelte Schätze, die ihm nöthig waren, um die feindlichen Heere durch Gold abzuweisen, die man durch feste Plätze — in seinen Staaten war damals kein einziger vom Belang — nicht abhalten konnte; und diese Schätze zog er natürlich vom Volke, aber auf eine Art, die weder das Volk drückte, noch in der Uebung seiner Gewerbe hinderte. So lange Friedrich lebte, trug das Volk die leichtere Last geduldig, freuete sich aber über seinen Tod; denn es glaubte, nun würde auch diese leichte Last weggenommen werden, und hieß alle Veränderungen gut, welche Friedrichs Nachfolger vornahm, überzeugt, daß alles besser werden würde, als es war.

Sein Sohn *) und Nachfolger **) Wilhelm II. änderte bey seiner Thronbesteigung

*) Der Verfasser welcher sich in seyn, was er von seinem Frankreich sagt, als einen einsichtigen und wohlunterrichteten Mann zeigt, stößt gewöhnlich an, wenn er vom Auslande, und besonders, wenn er von Preußen spricht. Ich will hier nur bemerken, daß die preußischen Finanzen unter K. Friedrich Wilhelm I. gar nicht im schlechten Zustande waren: daß dieser wirklich große König sich sehr um die Regierung bekümmerte, und daß Friedrich erst nach 1768, also 23 Jahre nach seines Vaters Tod Neuerungen im Finanzsystem machte, daß er diese Neuerungen selbst noch bey seinem Leben größtentheils abänderte, und daß nicht er, sondern sein Vater angefangen hat, einen Schatz zu sammeln, welcher im Jahr 1740 ansehnlicher war, als die Schätze aller damaligen Fürsten in Europa.

Anm. des Herausgebers.

**) Abermals ein Fehler, K. Friedrich Wilhelm II. war nicht Friedrichs des Großen Sohn, sondern sein Neffe. Doch das ist eine Kleinigkeit, welche man einem Franzosen schon zu gute halten muß, da selbst deutsche Historiker in solche Fehler fallen, da selbst Robertson ähnliche Sünden begieng.

Anm. des Herausgebers.

das ganze System seines Verfahren und erhielt vom Volke den Beynamen des Vielgeliebten. Ich kann die Freude der Preußen nicht schildern, welche sie beym Antritt dieses Fürsten laut bezeugten: aber sie sahen bald daß sie sich geirrt hatten, denn wenn ihnen Friedrichs II. System drückend war, so war das neue aussaugend: der Landmann verarmte, der Handwerker hatte nichts zu thun, und mußte hungern, der Kaufmann mußte bankrott machen, und was noch seltsamer ist; die Religionsduldung wurde eingeschränkt, und endlich gar aufgehoben; die reformirte Religion allein sollte geduldet werden, wer anders dachte, als der Genfer Katechismus vorschreibt, verlohr wenigstens alle Bürgervortheile, und beklagte er sich, so mußte er auswandern *).

*) Hier ist wieder Wahrheit und Unwahrheit auf eine seltsame Art mit einander hingeworfen. Es ist wahr, daß sich das Volk über den Antritt K. Friedrich Wilhelms II. gefreuet hat, aber über diese Freude vergaß kein Mensch die Ver-

Dennoch konnte Friedrich Wilhelm die Gunst seines Volks erhalten. Er kannte die schwache Seite desselben, das heißt, den Haß der Preußen gegen die Franzosen. Er trat daher der Coalisation gegen Frankreich bey, und versöhnte sich auf einmal durch diesen Schritt mit seinen Unterthanen, welche schon anfingen, die Fehler seiner Regierung zu bemerken, und laute Klagen darüber zu führen. So blieb ihm der Na-

dienste des erst verstorbenen Königes. Es ist ferner wahr, daß Wilhelm einiges im System seines Verfahren änderte, aber an eine totale Aenderung dachte niemand: das neue System war nicht aussaugend, der Landmann verarmte nicht, er ward vielmehr reicher, der Handwerker und der Kaufmann mußte nicht bankrott machen. Wenn mancher z. B. Wurbart in Halle bankrott gemacht hat, so war blos seine üble Haushaltung daran Schuld. Der Schuster Schäfer in Halle hat auch bankrott gemacht, und ist wie ein Schurke davon gelaufen, aber warlich blos wegen seiner Liederlichkeit. Was der Verfasser vollends von Aufhebung der Religionsduldung radotirt, verdient gar keine Widerlegung.

Anm. des Herausgebers.

me des Vielgeliebten bis an seinen Tod, welchen er auch gewissermaßen verdiente, da er nach und nach gewisse Unregelmäßigkeiten änderte, und aufhob, welche er aus Unkunde mit der wahren Lage der Geschichte, und beredet von unwissenden Ministern, und habsüchtigen Günstlingen begangen hatte.

Ich habe dieses ausländische, aber neue Beyspiel deswegen weitläuftig angeführt, um zu beweisen, daß ein Regent alle Mittel in den Händen hat, um sich der Gunst seines Volks zu versichern.

4.

Unter einem Fürsten ist ein Volk nie frey: denn der Wille desselben muß sich nach dem Willen des Fürsten richten. Aber wo ist dann die Freyheit? Ehe ich diese Frage beantworten lasse, muß ich erst selbst eine beantworten, und zwar diese: ist Freyheit zum Glück eines Volks durchaus nothwendig?

Natürlich fragt es ſich hier wieder: was iſt Volksfreyheit?

Ich höre ſchon unſere Franzoſen beſtimmt antworten: Volksfreyheit hat alsdann Statt, wenn Einer oder Einige im Volke keine willkührlichen Anſtalten machen dürfen, und wenn alles, was geſchieht, durch Geſetze beſtimmt iſt.

Ich bin mit dieſer Erklärung ſehr zufrieden, denn ich habe es ſelbſt nicht gerne, wen ich mich nach der Willkühr eines Einzelnen richten muß und will mich lieber nach Geſetzen, das heißt: nach der allgemeinen moraliſchen Meynung des Volks richten. Aber leider, eine ſolche allgemeine Meynung des Volks iſt nirgendswo.

Ach! rieſen mir meine Landsleute entgegen, ſind unſre Geſetze nicht da? Sind ſie nicht allgemeine moraliſche Meynung der Nation? Wollen nicht alle rechtliche Franzoſen das was die Geſetze wollen und zu thun befehlen?

Sachte, lieben Landsleute: durch Fragen bewürkt man wenig, man übertäubt und über-

zeugt nicht. Haben Sie nur einen Augenblick Geduld, und lassen Sie uns ein wenig analysiren.

Alle rechtliche Franzosen sagen Sie, wollen, wie die Gesetze wollen. Dieses, lieben Freunde, ist ein Satz, der nur eine halbe Wahrheit enthält. Wir wollen, was die Gesetze befehlen. Warum? Ja, das wissen wir nicht alle so eigentlich. Einige gehorchen den Gesetzen, und gehorchen ihnen gerne, weil sie den Gehorsam gegen das Gesetz allemal, und zwar mit Recht, mit der Idee eines rechtschaffnen Mannes verbinden. Rechtschaffne Leute aber wollen sie seyn, und siehe da, sie sind aus diesem Grunde auch gesetzliche Leute.

Andre gehorchen den gesetzlichen Vorschriften, nicht als wenn sie dieselben gut hießen — durchaus nämlich: denn auch der ärgste Böse wicht billigt und befolgt einige Gesetze — sondern deswegen, weil sie einsehen, daß ohne

Befolgung dieſer Vorſchriften von ihrer Seite, ihre eigne Ruhe und Sicherheit zu Grunde gehen würde. Sie ſind alſo legale Menſchen aus Intereſſe und aus Furcht: wäre Intereſſe und Furcht nicht, wie bald würden ſie die Geſetze als ein läſtiges Joch anſehen, und nach ganz andern Regeln, und Grundſätzen handeln. Glauben Sie mir, meine theuern Landsleute, die Anzahl den Menſchen, welche ſo in Abſicht der Geſetze denken, iſt auf der ganzen Erde, wo es Geſetze giebt, und vorzüglich in Frankreich, die allerzahlreichſte.

Soll ich Ihnen dieſen Satz auch noch beweiſen, liebeu Landsleute? Ich will es thun, obgleich jeder, der unſre Geſchichte ſeit 1789 der alten Zeitrechnung nach kennt, den Beweis ohne Mühe ſelbſt finden kann.

Wie oft haben wir nicht unſre Konſtitution, und mit ihr unſre Geſetze geändert? Und allemal hatte wenigſtens die Abſchaffung der bißhe-

rigen Geſetze den Beyfall der ganzen Nation. Wäre dies möglich geweſen, wenn man die alten Geſetze für wirklich gut gehalten und geglaubt hätte, daß ſie mit der Vernunft, mit den allgemeinen Pflichten, und mit dem Wohl des Staats übereinkämen? In dieſem Falle hätten die klugen Franzoſen, welchen man Einſicht und Herzensgüte nicht abſprechen kann, die Abſtellung der alten Einrichtungen bedauern müſſen, aber ſie applaudirten.

Wo liegt aber die Urſache, daß es ſo gieng, und daß es noch immer ſo geht?

Leicht iſt auch hier die Antwort. Die Geſetze werden von einzelnen Perſonen gemacht, und werden wenn ſie fertig ſind, dem Volk hingegeben, für deſſen allgemeinen moraliſchen Willen erklärt, und gelten nun ſo lange, bis es den Geſetzgebern gefällt, ſie zu verändern oder gar abzuſchaffen. Wo hat man jemals die Nation gefragt, wenn ein Geſetz gemacht wer-

denn sollte? Bedenken Sie, meine Mitbürger, wie es sonst in der christlichen Kirche gieng. Der Pabst, oder die Versammlung der Geistlichen, welche man Concilien nannte, ob sie gleich selten einig waren *) machten die Glaubensartikel, trugen sie der Kirche vor, und diese nahm sie an: denn nicht annehmen wäre Ketzerey gewesen, und gewiß nicht ohne Ahndung geblieben. Waren aber nun diese so gemachte Glaubensartikel allgemein gutgeheißene Lehren? Waren sie die Gedanken der ganzen Christenheit? Nein: denn wäre das so gewesen, woher wäre dann die Menge von Ketzern gekommen, welche sich, sobald sie nur einigermaßen Luft bekamen, gegen die öffentlich angenommenen Meynungen auflehnten und sie mit allen Waffen, wie sie konnten bestritten, und oft ihren Stand mit den kirchlichen

*) Im Orginal ist ein unübersehliches Wortspiel: les assemblées du clergé appellées conciles, quoique rarement concilées.

Anm. d. Herausgebers.

Lehren so gut führten, daß selber vernünftige Mann den Ungrund solcher Lehren einsehen mußte. Die Ursache hiervon liegt vor Augen: die Lehren waren in den Köpfen einiger wenigen, oder vielmehr im Kopfe eines einzigen entstanden, wie war es möglich, daß sie allen gefielen, und niemals Widerspruch leiden sollten?

Eben so geht es mit den Gesetzen. Ich will blos von denen reden, welche seit der Revolution in Frankreich sind gegeben worden. Sie wissen Sich noch wohl zu erinnern, lieben Mitbürger, daß im ersten Anfang der Veränderung, die sogenannte Nationalversammlung die Gesetze machte, oder wie man damals gewohnt war zu sprechen, nur vorschlug, und daß der König sie nach Gutbefinden bestätigte, oder nach dem beliebten Ausdrucke, sanctionirte.

Das Wort Nationalversammlung bedeutet zwar an sich selbst eine Versammlung, welche den Willen der ganzen Nation zu erklä-

ten befugt iſt. Aber bey unſrer ſogenannten Nationalverſammlung muß ich zwey Anmerkungen machen. Erſtlich war dieſe Verſammlung keine Geſellſchaft, die aus den Deputirten der ganzen Nation beſtanden hätte. Sie entſtand ſelbſt ſo anomaliſch, wählte die meiſten Mitglieder ſo anomaliſch, und wurde ſo anomaliſch von dem raſenden Egalité, ſonſt Herzog von Orleans genannt, und von andern Schreiern, worunter Mirabeau und Lafayette die Vornehmſten waren, dirigirt, daß jeder Unbefangene ohne große Anſtrengung ſeines Geiſtes, leicht finden mußte, daß ſo eine Geſellſchaft unmöglich im Namen des Volks, den Willen des Volks erklären konnte.

Die vielen Embarren und Uneinigkeiten, wodurch dieſe Nationalverſammlung in ſteter Ebbe und Fluth erhalten wurde, dienten doch dazu, daß man einſahe, es ſey nicht nur um die Freyheit der Nation, ſondern ſogar um die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes geſchehen, wenn

diese Versammlung noch ferner wirksam seyn dürfte: denn unter den Augen derselben, wurden Kabalen mit fremden Mächten gespielt, fremde Feinde wurden aufgerufen, das Reich anzugreifen, blos um die Despotie — nicht die des Königes, der war ohnehin weder Regent noch Despot — sondern die der Verworfensten aller Menschen, der Prinzen, des hohen Adels und der Geistlichkeit wieder herzustellen, und für allen künftigen Angriffen völlig zu sichern.

Die Nationalversammlung stürzte im ersten Jahr der Republik fürchterlich zusammen, und viele sonst angesehene mächtige Mitglieder derselben endigten ihr Leben auf dem Blutgerüste. Der König und seine Familie fielen theils durchs Eisen, theils durch Verbannung *) und das Sanctioniren oder Bestättigen

*) Die königl. Familie, bis auf die Kinder des Königes, hatte sich schon vorher selbst verbannt. Der Sohn starb, und die Tochter wurde im Jahr 1798 aus dem Lande geschickt.

Anm. d. Herausgebers.

der Gesetze hörte nun völlig auf. An die Stelle der alten Nationalversammlung trat der Nationalconvent, ein terribles schreckliches Gericht, und die Nation applaudirte, so wie sie vorher bey den Anstalten der Nationalversammlung applaudirt hatte.

Nun hieß es Republik, und alle Franzosen suchten sich zu überreden, daß sie frey wären, und selbst an der Regierung Theil hätten. Es gab unwissende Schwindelköpfe genug, welche sich rühmten, freyer zu seyn, als jemals die Römer zur Zeit der Fabier gewesen sind. Doch davon weiter unten, wir haben blos mit unsern Gesetzen zu thun.

Eine Menge Gesetze und Dekrete überschwämmten nun den Staat von Frankreich, und wer die Verordnungen, welche der Convent von seiner Entstehung an, bis auf seine traurige Auflösung gegeben, promulgirt, homologisirt und sanctionirt hat, sammeln wollte, würde gewiß einen ungeheuren Gesetzkodex zu-

sammenbringen, auf dessen bloße Durchlesung der allerfleißigste Mann, gewiß ein ganzes Jahr verwenden müßte.

Nicht genug aber, daß der Konvent Gesetze machte: die Volksrepräsentanten, welche in die Provinzen oder Departementer geschickt wurden, machten auch dergleichen, und diese hatten gleichfalls ihre volle Kraft.

Waren aber — ich frage Sie Selbst, lieben Mitbürger, und jeden Unbefangenen unter Ihnen — waren jene Gesetze des Nationalkonvents und der von demselben in die Provinzen ausgeschickten Volksrepräsentanten, der Wille der Nation?

Wer dieses behaupten wollte, würde sich der Gefahr aussetzen, von jedem Einsichtigen ausgelacht zu werden. Der Konvent schärfte seine Gesetze durch Kerker, Infamie, und Guillotine nur, die Volksrepräsentanten ebenfalls; und endlich, wessen Repräsentanten waren dann

die Burſche *), der Volksrepräſentanten? des franzöſiſchen Volks? Keinesweges! Sie erklärten nicht den Willen des Volks, ſondern folgten der Inſtruktion jener zu Paris tobenden unwürdigen Rotte, ich meyne des Weltumwiegelnden und zerſtöhrenden Konvents; alſo repräſentirten ſie eigentlich dem Konvent, und nicht der armen Nation, welche der Konvent unterdrückte und tyranniſirte.

Die Geſetze des Konvents, und ſeiner saubern Emiſſäre, der Repräſentanten, waren alſo im Grunde deſpotiſche Verordnungen, die der Nation aufgedrungen wurden.

Der Konvent verlohr ſchon im andern Jahr ſeiner Errichtung ſein Oberhaupt, an den großen Robeſpierre, welcher bis an ſeinen Tod den

*) Ces gaillards. Sonſt war der Name Volksrepräſentant ſo ehrwürdig, und nun iſt er ſo verächtlich!

Anm. des Herausgebers.

ganzen Konvent und durch diesen, die ganze Nation ipranuſirt hatte.

Robespierre wollte den Cromwell in Frankreich spielen: er hatte alles darauf angelegt, nicht, wie damals jener Einfall, gefaßelt wurde, das Königthum wieder herzustellen, und etwan als erster Minister Ludwigs XVII. unter der Vormundschaft eines Provence oder Artois zu figuriren, und doch sich immer vor der Rache der nie verzeihenden Bourbonen zu fürchten: nein, so etwas war dem schlauen herrschsüchtigen Robespierre nie in den Sinn gekommen. Man weiß noch recht gut in ganz Frankreich, und wenn man es zu vergessen scheint, so kommt dieß daher, daß man zu viel mit den neuen Auftritten beschäftiget ist — man weiß noch recht gut, sage ich, was Robespierre kurz vor seinem Fall in Paris durch seine und seines Freundes Henriots Spießgesellen, und in den Departementern durch seine Emissäre, die A

tachés die ausgesandten Volksrepräsentanten *) ausſprengen ließ, nämlich der Konvent ſey ein lahmes Weſen, es fehle ihm ein Kopf. Robespierre wollte dieſer Kopf werden, er wollte erſtlich das Anſehen des Konvents, und dann den ganzen Konvent ſtürzen, und dann, als Erſter die Franzoſen willkührlich regieren. Dieſes war Robespierres Abſicht **), aber ſein Vorhaben ſcheiterte, er konnte nicht franzöſiſcher Cromwell werden, dieſe große Rolle war aufbewahrt für unſern großen Bonapart.

*) Robespierre gab jedesmal den in die Departementer abgehenden Volksrepräſentanten, gewiſſe Leute mit, die er ſelbſt wählte, und auf die er ſich verlaſſen konnte.

Note des Verfaſſers

**) Ich wünſchte, daß der Verfaſſer dieſe äuſſerſt wichtige Sache weiter ausgeführt, und mit mehrern Beweiſen unterſtützt hätte. Die Zeit wird aber bald die ganze Sache hinlänglich aufklären: bald, hoffe ich; denn: tutum nil est tyranno.

Anm. des Herausgebers.

Nach Robespierres Umfall bekam die Gesetzgebung in Frankreich ein äußerst wunderbares Ansehen, so wie die Gesetze selbst eine seltsame Gestalt hatten. Es schien alles auf einen guten Rath anzukommen, den man an einem Orte in einem Departement annahm, und in einem andern verwarf. Eine Anarchie schien Frankreich zu drohen, und ein innerer bürgerlicher Krieg, wären nicht Feinde dagewesen, welche die Aufmersamkeit der Franzosen auf eine andre Seite lenkten, und von dem Hauptgegenstande, ich meyne von der Nationaleinrichtung ableiteten.

5.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier eine Bemerkung anbringen, welche sich jedem Forscher unsrer Begebenheiten aufdringt. Sie ist folgende: die koalisirten Mächte, der Kayser, die Könige von Preußen, England, Sardinien, Spanien, die Holländer, und andere haben durchaus die Denk- und Handlungsart der

Franzoſen nicht gekannt: denn hätten ſie dieſes, ſo würden ſie um das alte Königthum herzuſtellen, gewiß nicht ſo verkehrte Mittel angewendet haben, wie ſie wirklich anwendeten.

Der Franzoſe hat einen ſeltſamen Nationalſtolz, der ihn auf den Rand des Verderbens bringen kann, ohne daß er es merkt. Dieſer Dünkel iſt eine ungegründete Perſuaſion, daß die franzöſiſche Nation mehr Vollkommenheiten und weniger Fehler habe, als alle Nationen in der ganzen Welt. Es würde mir mit Recht ſtark verdacht werden, wenn ich mich mit Widerlegung dieſer Meynung beſchäftigen wollte, genug daß ſie da iſt, um meine angegebne Behauptung zu unterſtützen.

Die Feinde der Revolution, und beſonders der Emigranten hatten der Revolution keinen beſſern Vorſchub leiſten können, als den ſie wirklich derſelben geleiſtet haben. Sie griffen Frankreich ſelbſt an, und um das Volk recht

aufzubringen, schickte der Herzog von Braunschweig ein Manifest, welches er in seinem Kabinett selbst verfertigt, und dann, nachdem es erst von einem der französischen Sprache kundigen Emigranten, welche dieser Fürst nur mittelmäßig redet und schreibt, korrigirt worden war, den verbündeten Mächten zur Genehmigung vorgelegt hatte, in ganz Frankreich herum *), und weckte dadurch sogar die Schläfer auf. Die Jacobiner, die Maratisten und andre unruhige Köpfe thaten nun den Mund laut auf, und posaunten durch das ganze Reich, das Vaterland sey in Gefahr, und werde von allen Seiten mit dem Untergang bedroht.

*) Hier ist wieder manche schiefe Angabe. Der Herzog von Braunschweig hat das Manifest nicht in seinem Kabinett gemacht, noch weniger es von einem Emigranten korrigiren lassen: man hat es ihm vielmehr selbst aufgedrungen: sonst spricht und schreibt der Herzog von Braunschweig das Französische so gut, als man es nur immer sprechen und schreiben kann.

Anm. des Herausgebers.

Nun kam auf einmal eine gemeinſame Wendung in alle Glieder des franzöſiſchen Staatskörpers. Alle Franzoſen ſchwuren den Feinden Frankreichs Tod und Verderben, und — hielten Wort. Die Fortſchritte unſerer Waffen im Jahr 1792, 93 u. 94 nach der alten Rechnung entflammten den Muth der Nation, und nährten den Nationalſtolz, welcher mit Recht unſer Volk über alle Völker der Erde, wenigſtens für die Gegenwart weit hinaus ſetzt.

Die damaligen Inhaber der franzöſiſchen Obergewalt, ein Marat, ein Robespierre und andre waren geſchickt genug, dem Volke begreiflich zu machen, daß man ihrer Einrichtung, ihrer Verwaltung, ihren Geſetzen, die Fortſchritte unſerer Waffen verdanke, ja ſie ſchrieben ſogar — man denke die Unverſchämtheit der unwürdigen Menſchen! — ſie ſchrieben unſere Siege der Guillotine ſogar zu und — man glaubte ihnen.

Mußte nun die Revolution nicht an Kraft gewinnen? Und wer war Schuld, daß sie gewann? Unsre Feinde selbst.

Hätten uns die auswärtigen Mächte machen lassen, was wir wollten, hätten sie sich gar nicht um uns bekümmert, wo wären wir geblieben? Um etwas zu thun, hatten wir angefangen nachzugrübeln, und hatten dann das gefunden, was entfernter lag, oder vielleicht, aber auch nur vielleicht, das was sich von selbst unsern Augen darbot; ich meyne so, wir hätten bald eingesehen, daß eine Umwälzung, wie die unsrige nichts weniger sey, als der Anfang eines für das Volk beglückenden Unternehmens. Aber der Nationaldünkel ist bey Ausländern eben so stark, als bey uns: Preußen hatte seinen großen Friedrich gehabt, und Oesterreich war schon seit mehrern Jahrhunderten im Besitz der Kayserkrone, ohne jedoch auch nur einen einzigen großen Mann erzeugt zu haben. Zum Glück für uns hassen sich die Oesterreicher und

die Preußen ärger als wir und die Engländer einander haſſen; das Bündniß zwiſchen unſern Feinden ſo wie daher nicht dauerhaft ſeyn, folglich uns wenig ſchaden, wie der Ausgang auch hinlänglich bewieſen hat.

6.

Nach dieſer kurzen Ausſchweifung komme ich auf das Phantom von Freyheit zurück, welchem wir Franzoſen nachgerennt ſind, ohne es jemals erhaſchen zu können.

Der Menſch kann frey ſeyn, und muß es ſeyn, ſobald er vernünftig iſt, und ſeine Würde kennt. Dieſe wahre, den Menſchen vom Thiere, und den Klugen vom Thoren unterſcheidende Freyheit beſteht aber blos in einem vernünftigen Streben nach Vollkommenheit, durch Ausübung der Pflichten die der Menſch ſelbſt für Pflichten hält: ſie ſetzt alſo eine geläuterte Einſicht, und einen von Leidenſchaften und äuſſern Rückſichten nicht gehinderten oder

verschrobenen Willen voraus, aber das ist auch alles: denn die äußere Uebung dieses Willens kann auf mancherley Art gehemmt werden, und nicht selten müssen die weisesten Menschen Dinge thun, die sie für Thorheit halten, und andre unterlassen, welche ihnen erlaubt und nützlich scheinen.

Es begegnet mir z. B. auf der Straße in Madrit eine Procession, welche das Venerabile herumträgt, und ich gehe unbefangen mit bedecktem Haupte vorbey, so wirft mich der Pöbel mit Steinen, und zwingt mich mit Gewalt nieder zu knieen, und dem Stückchen Brod in der Monstranz einige äußerliche Verehrungen zu erweisen. Es wäre Thorheit, meiner Ueberzeugung gemäß mich wider diese Artolatrie aufzulehnen; ich werde klug handeln, wenn ich die lächerliche Cermonie mitmache, und übrigens meine Gedanken für mich behalte.

Im Weinhaus zu Neapel erzählt man mir ein Langes und ein Breites von dem wunderba-

ren Blut des H. Januarius: ich widerſpreche nicht, ob ich gleich innigſt überzeugt bin, daß alles, was von dem Blut dieſes Heiligen, der nie in der Welt war *), erzählt wird, Fratze und Pfaffentrug iſt. Die Natur giebt mir zwar das Recht, meine Gedanken zu ſagen, aber die Klugheit richtet ſich nach den Umſtänden.

Es iſt eine an ſich klare Wahrheit, daß es in der Geſellſchaft keine unbeſchränkte Freyheit geben könne: denn hier finden ſich zu viele Kolliſionen, welche die Uebung der natürlichen Rechte immer einſchränken, und folglich den Begriff einer allgemeinen Freyheit verdrängen.

Unſre Franzoſen müſſen dieſes ſelbſt eingeſtehen, wenn ſie bedenken wollen, wie man ihnen ſeit 1792 und noch eher, bis auf den heu-

*) Daß nie ein H. Januarius in der Welt geweſen ſey, hätte der Verfaſſer beweiſen müſſen. Warum ſollte die Erzählung von einem unter Diocletian hingerichteten Januarius zu Benevent, an ſich eine leere Erdichtung ſeyn.

tigen Tag mitgespielt hat. Ich will den Beweis nicht weitläuftig führen, aber doch eins und das andre anbringen, um meine Behauptung anschaulich wahr zu machen.

Bedenken Sie, meine Mitbürger, die Requisitionen, von welchen wohl schwerlich ein einziger unsrer Bürger frey geblieben ist. Diese Requisitionen betreffen theils die Personen der Bürger, theils ihre Güter.

Ich bin überzeugt, daß jenes Gesetz unserer Konstitution, nach welchem jeder einzelne Bürger Soldat seyn, und die Vertheidigung des Staats übernehmen muß, ein vernünftiges und nothwendiges Gesetz sey, ohne welches der Staat nicht bestehen kann: allein die Art, wie dieses Gesetz bey uns in Uebung gebracht wurde, und noch jetzt gebracht wird, schickte sich wenigstens schlecht für ein freyes Volk, wie wir zu seyn wähnen. Anstatt uns aufzubieten, und den Distrikten bekannt zu machen, wie viel

Krieger man ohngefähr nöthig habe, und dann die Ausführung der jungen Leute, den Vorgesetzten der Städte und Dörfer selbst zu überlassen, wurden Kriegsleute, Gensdarms, Chasseur, Husaren und Infanteristen in die Distrikte geschickt, nicht einige neue, sondern jedesmal ein großer Haufen, der im Fall der Noth im Stande war, Gewalt zu brauchen, und mit Gewalt diejenigen mit zu nehmen, welche der Folgsamkeit würden versagt haben, wie dann auch wirklich geschehen ist. Im Distrikte von Carcassonne wohnten in einem Dorfe zwey Witwen, welche alt und gebrechlich waren, und von ihren erwachsenen Söhnen ernährt wurden. Bey einem Aufgebot strich der Mair des Ortes die beyden Söhne der Witwen von der Liste der Invalitten weg, aber die Chasseur, welche gekommen waren, die Rekruten wegzuholen, hatten dieses erfahren, und nicht aus Patriotismus: denn was ist das wohl für ein Patriotismus, welcher arme abgelebte Witwen ihrer einzigen Ruhe beraubt und sie dem Hunger preis-

giebt? — sondern aus einem dummen Dünkel forderten sie die vom Mair mit Recht ausgestrichene jungen Bursche. Diese hatten sich entfernt, aber die Jäger fanden sie dennoch, banden sie mit Stricken, und lieferten sie so zur italienischen Armee. Aehnliche Beyspiele sind durch ganz Frankreich gar nicht selten.

Unsre Dörfer sind meistens leer, in den meisten Städten aber laufen viele, sehr viele Müßiggänger herum, welche recht gut als Krieger dem Vaterlande hätten dienen können. Warum wurden diese verschont? Warum nahm man den Pflug seinen Arbeiter? Der Bauersmann in Frankreich ist arm, und kann seine Befreyung von dem Militärdienst nicht erkaufen: die Städter konnten den spürenden Jägern Gensdarms und andern Emissären der Armee Geld geben, diese machten ein Auge zu, und ließen den jungen rüstigen Burschen zu Hause.

Nicht selten sind die lächerlichsten Mittel angewendet worden, um sich der Pflicht, dem

Vaterland zu dienen, entziehen zu können. Ich habe selbst gesehen, daß junge Leute vorgaben, die Chirurgie erlernt zu haben, oder große Kenntnisse in chymischen und metalurgischen Geschäften zu besitzen, wovon sie doch nicht die ersten Anfangsgründe besaßen, blos um sich den Requisitionen zu entziehen. Da die Obrigkeiten in den Districten einsahen, daß die Emissäre der Armeen eigenmächtig bey den Aufgeboten handelten; so überließen sie ihnen dieses Geschäft auch gänzlich, und hatten nichts darwider, wenn sich eine große Menge junger Leute dem Dienst des Vaterlands entzog.

Im Anfang der Revolution schimpften und schmäheten die Franzosen auf die Soldaten der fremden Mächte, und nannten sie Tyrannensclaven, blos aus dem Grunde, weil die Soldaten des Kayſers, des Königs in Preußen u. s. w. gezwungen dienen mußten. Ich mag hierüber keine Anmerkungen machen, aber die Armeen des Kayſers, und anderer Mächte bestehen

meiſtens aus Ausländern, welche ſich für ein Handgeld haben anwerben laſſen: die dienenden Landskinder ſind zwar ausgehoben, aber ſind es die Franzoſen nicht auch? Sind unſre Soldaten weniger Sclaven, als die, welche den Preußen dienen? Wahrlich, in dieſem Stück haben wir nicht Urſache, die fremden Militärperſonen Sclaven zu nennen.

7.

Andre Requiſitionen betreffen das Eigenthum der Bürger, und beſonders des Landmanns. Es iſt allerdings recht und billig, daß der Staatsbürger auch einen Theil ſeiner Güter für das Wohl des Staats aufopfere, und bey dem Anfang der Revolution ſind dieſe Opfer auch ſehr willig dargebracht worden. Allein man forderte ſie zu oft, nicht ſelten ohne dringendes Bedürfniß, und leiſtete den Erſatz nicht, den man hätte leiſten können und ſollen.

Wem iſt unbekannt, daß die Nation, oder vielmehr der Convent mehrmals heilig verſpro-

chen hat, daß alle und jede zum Beſten der Armeen u. ſ. f. hergegebnen Bedürfniſſe entweder gleich auf der Stelle oder doch ſobald es nur möglich ſeyn würde, bezahlt oder ſonſt vergütiget werden ſollten? Ich mag die in dieſer Hinſicht gemachten und im ganzen Reich publicirten Dekrete nicht anführen, ſie ſind ohnehin jedem Bürger bekannt. Aber wo iſt wohl jemals dieſer Erſatz geleiſtet worden? Auf einer Reiſe, welche ich ſelbſt von Paris über Narbonne nach Toulon, und von da wieder zurück über Nimes Valme, Lyon, Dijon und Orleans machte, fragte ich aller Orten, wohin ich kam — ich gieng zu Fuß — nach dem Erſatz der erpreßten Bedürfniſſe, und hörte beynahe durchaus die bitterſten Klagen. Kein Menſch war bezahlt worden, ja, da nach Bonaparte's Zurückkunft nach Frankreich eine neue ungeheure Auflage gemacht wurde, wurden jene Beyträge an Getraide, Wein, Oehl, Stroh, Hülſenfrüchten, Holz, Wolle u. ſ. w. zum Maaßſtab der Repartition der neuen Laſten gemacht. Wer ehe-

dem patriotisch genug war, sich wehe zu thun, und alles herzugeben, was er nur immer entrathen und missen konnte, der litte jetzt für seinen Patriotismus, indem er mehr geben mußte, als ihm würde aufgelegt worden seyn, wenn er weniger brav für die Nation gedacht hätte.

Ich sage Sie meine lieben Mitbürger, ob wir in Frankreich seit dem Anfang der Revolution frey waren, ob wir es jetzo sind, oder ob wir Hoffnung haben, es bald zu werden?

Daß wir nicht frey waren, sondern daß ein schweres tyrannisches Joch unter der Domination des Robespierre auf uns lag, welches sein Tod noch lange nicht endigte, ist hinlänglich bewiesen, und kein einziger Franzos zweifelt an der Wahrheit unsrer Behauptung.

Ob wir jetzt unter der Direction unsers Consuls frey sind? Diese Frage werde ich bald lösen, ob sie sich gleich selbst löst'e, aber ich habe bey der Lösung derselben einiges anzumerken, das wenigstens lesenswürdig seyn soll. Lassen

Sie uns jetzt wieder nach England gehen, und zu unterſuchen fortfahren, was wir oben anfingen, nämlich ob unter Olivier Cromwells Regierung die Nation auf dieſer Inſel frey war.

§.

Die Freyheit der engliſchen Nation gründet ſich einzig und allein auf die freye Haltung ihres Parlements. Das Parlement aber muß nach den Reichsgrundgeſetzen aus dem Ober- und Unterhauſe beſtehen: allein kaum hatte König Carl I. ſeinen Kopf verlohren, ſo haſſete das allmächtige Unterhaus das Oberhaus, und riß — wenigſtens dem Schein nach — alle Gewalt von England und Irrland an ſich.

Das Unterhaus ſollte gleichfalls nach den Grundgeſetzen aus 513 Gliedern beſtehen; aber damals beſtand es nur aus achtzig oder neunzig. Dieſe achtzig oder neunzig Perſonen, meiſtens Leute vom niedrigſten Pöbel, ohne Grundſätze, ohne Kenntniſſe, ohne Sitten und ohne

Gesetze machten nun ein Corpus aus, welches die ganze große Nation regierte. Den Anfang dieser anarchischen Einrichtung machte eine Menge Hinrichtungen, welche das neue republikanische Parlement verordnete.

Es ist beynahe unbegreiflich, wie ein Haufe meist ganz niedriger Leute die hohe Geistlichkeit und den Adel des ganzen Reichs von den Geschäften ausschließen konnte: allein dieser Haufe hatte die Nation — in sofern diese Unterthan gewesen war — für sich: man machte nicht wie bey uns in Frankreich, gleich neue Auflagen, sondern schränkte die ältern stark ein; um die Staatsbedürfnisse zu befriedigen, wendete man die ehemaligen Kroneinkünfte an, und verkaufte die Güter der Bischöffe auf 10 Jahre. Dieses Verfahren war klug, und wenn man will, auch gerecht *). Ganz anders gieng es in Frank-

*) Der Verfasser vergißt doch, daß alle Monate 120,000 Pfund Sterling erhoben wurden.
Anm. d. Herausgebers.

reich her, jährlich erhob man bey uns über sechshundert Millionen Livres, lößte gewiß zweyhundert Millionen jährlich aus dem Verkauf der sogenannten Nationalgüter, profitirte jährlich über zweyhundert Millionen an dem Papiergeld; und dennoch litten unsre Armeen immer Noth, und waren gezwungen, die Räuber bey fremden Nationen zu machen. Wo ist aber das gewaltige Geld hingekommen? Wer hat es verschlungen? Antwort: Der Partheygeist und die Herrschsucht, welche die unsinnigste Verschwendung nothwendig machten, damit der herrschsüchtige Anhang bekomme.

Die Engländer würden aber doch dem neuen Parlement ein Ende gemacht haben, wenn nicht die Faktion der Independenten es eben so unterstützt hätte, wie die Jakobiner den französischen Convent unterstützten.

Nun trat Cromwell auf, ein Mann, welcher schon die größten Proben seiner Klugheit,

und seiner Tapferkeit abgelegt hatte, und dessen Sitten über jeden Tadel erhaben waren. Ich mag keine Lobrede auf Cromwell machen; aber das bleibt doch gewiß, daß er alle Tugenden besaß, ohne welche eine Rolle, die er übernahm, nicht glücklich konnte ausgeführt werden. Wenn es unserm Consul ein Ernst ist, sich als Consul unsrer Nation zu erhalten, so mag er ja dem großen Cromwell noch in einigen wesentlichen Stücken suchen ähnlich zu werden, oder — doch davon weiter unten.

Cromwell erhielt das Oberkommando über die republikanische Armee, schlug die Schotten, welche einen König verlangten und dann den Prinz Carl Stuart selbst. Die Anhänger Carls, welche in Cromwells Hände fielen, wurden zum Sklavendienst nach den amerikanischen Pflanzörtern verkauft, und Carl mußte nach Frankreich fliehen.

Es ist auffallend, daß Carl, der Sohn des unglücklichen Königs, auch in seinem größten

Elend den Despoten nicht vergessen konnte, und den Schotten Gesetze vorschrieb, welche sich wohl für einen mächtigen und glücklichen König, aber nicht für einen armseligen Flüchtling schickten, wie damals Carl Stuart war.

Unsre Exprinzen waren noch übler dran, als Carl Stuart: diesen wollte doch die schottische Nation als König anerkennen, und würde gewiß viel, sehr viel, für ihn gethan haben, wenn er sie nicht durch seinen dummen Stolz, und seinen zur Unzeit geübten Despotismus abgeschreckt und zu einem gerechten Unwillen gereizt hätte. Aber unsre Exprinzen waren von der ganzen Nation verstoßen *), allgemein gehässet und verachtet, sie hatten seit ihrer Auswanderung, oder vielmehr seit ihrer rebellischen

*) Im Original: nos exprinces infamisés par la nation. Das Wort infamisés habe ich selbst in Frankreich nicht gehört.

Anm. d. Herausgebers.

Deſertion *) auch nicht die geringſte Hoffnung, ihre alten Rechte jemals wieder zu erlangen; und doch behandelten ſie in ihren Manifeſten unſre Nation, wie leibeigne Unterthanen. Ohne gerechten Widerwillen und ohne Ekel kann man unmöglich die elenden Wiſche leſen, welche Provence nach Frankreich geſchickt hat: beynahe hätte man vermuthen ſollen, der unbeſonnene Menſch habe alles ſo recht abſichtlich drauf angelegt, das franzöſiſche Volk noch mehr aufzubringen, und ſich noch verhaßter zu machen, als ihn und ſeinen Bruder Laſter und Verbrechen aller Art ſchon längſt gemacht hatten. Selbſt Ausländer, und namentlich Deutſche, welche doch gewohnt ſind, alles zu loben, oder doch wenigſtens alles gut zu finden, was Fürſten thun **), haben ſich über die franzöſiſchen

*) Die franzöſiſchen Prinzen dürfen, ohne ausdrückliche Erlaubniß Frankreich nicht verlaſſen. Note d. Verfaſſers.

**) Woher der Verfaſſer wohl wiſſen mag, daß die Deutſchen alles gut heißen, was Fürſten thun?

Exprinzen aufgehalten, und ſie gewürdiget, wie ſolche Bettler gewürdiget werden müſſen.

Carl Stuart mußte alſo weichen, und Cromwell genoß von nun an einer Ehre und eines Ruhms, welcher vorher noch keinem Engländer zu Theil geworden war.

Die ganze Nation, ſelbſt die, welche noch im Herzen königlich und biſchöflich geſinnt waren, wetteiferten, um ihre Ehrfurcht für Cromwell zu beweiſen: man verſchwendete die ſchmeichelhafteſten, ehrenvollſten Titel an ihn, und ſogar die Geiſtlichen nannten ihn den von Gott geſandten Erretter der engliſchen Nation,

Er ſollte nur unſre politiſchen Schriften, unſer graues Ungeheuer, unſern Saul, unſre Clio, ja ſelbſt Poſſelts Annalen leſen, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen. Freylich haben wir unſre Schirach, Reichard, Aloys Hofmann und andre Menſchenkinder, welche jeden Beſternten für untadelich halten.

Anm. d. Herausgebers.

den Vater des Vaterlandes, und wetteten die berühmteſten Geſchichten der Bibel und der Profanſchribenten auf ihn an.

Cromwell betrug ſich bey allen dieſen Umſtänden wie ein kluger Mann, welcher das Volk, und deſſen wankelmüthigen Launen kennt, und die Abgründe vermeidet, an deren Rand Schwindelköpfe durch Volksgunſt und übertriebenes Lob nur zu leicht können geleitet werden. Er lehnte alles Verdienſt von ſich ab, ſchrieb alles der allmächtigen Vorſicht zu, und pries öffentlich ſeinen Schöpfer, welcher ſich eines ſo ſchwachen und unwürdigen Werkzeugs zur Ausführung ſeiner weiſen, gerechten und gütigen Abſicht habe bedienen wollen.

Die Religion diente folglich dem ſchlauen Mann zu einer Maske: er ſelbſt mag wohl wenig geglaubt haben, ja er ſcheint ſogar zu der Klaſſe jener Freygeiſter oder Deiſten gehört zu haben, welche damals in England ſchon ſehr

laut wurden, wie man aus einem Brief des gelehrten Lord Herbert von Cherburg sehen kann*), aber er wußte seine Gedanken weise zu verbergen, und machte sich auf keine Art der Irreligion oder der Heucheley verdächtig, alles schien bey ihm aus wahrer innerer Ueberzeugung, und aus dem innigsten religiösesten Gefühl herzukommen.

Halten wir in diesem Stück unsern Consul gegen Cromwell, so finden wir zwar einige Aehnlichkeit, aber auch zugleich nicht wenig auffallende Verschiedenheit. Bonaparte trat zu einer Zeit aufs große Theater, als in Frankreich der öffentliche Gottesdienst völlig aufgehoben war, und jedermann über die sonst hoch heilig gehaltnen Religionslehren spottete, und die jedem Christen ehrwürdigen Geheimnisse lästerte und verlachte. Die Franzosen hatten zwar

*) Ohne Zweifel meynte der Verfasser die Schriften dieses Lords: de veritate.

ihre alte Religion innerlich nicht abgelegt, sie waren keine Atheisten, keine Freygeister geworden, und glaubten noch immer an das, was sie von ihren Priestern gehört hatten, sogar an Hexen, teufliſche Beſitzungen und Geſpenſter. Allein Robespierre und der von ihm dominirte Convent fanden für gut, den öffentlichen Gottesdienſt aufzuheben, weil es ſo in ihr Syſtem paßte; die Nation ließ es ſich natürlich gefallen, und nun ward es Mode, ward patriotiſcher Ton, ſich über die Religion luſtig zu machen, und welcher Franzos macht nicht gern die Mode mit, welcher ſtimmt nicht mit Vergnügen in den herrſchenden Ton ein?

Bonaparte, wie ich gewiß weiß, beſaß die Gabe, der alten Religion zu ſpotten, in einem erhabnen Grade, wie dann überhaupt nichts mittelmäßig an ihm iſt, und philoſophirte troz einem Anacharſis Klots und einem Thomas Payne. Schade, daß er kein Buch über republikaniſche Religion geſchrieben hat, vielleicht hätte er dieſes wichtige Thema erſchöpft!

Als er nachher seinen Zug nach Aegypten unternahm, von welchem ich bald mehr sagen werde, erscholl das Gerücht durch ganz Europa, Bonaparte sey ein Muselmann geworden. Ich will gerne glauben, daß dieß eine Schnurre wär, welche ein müßiger, vielleicht abgünstiger Kopf erdacht und ausgesprengt hatte, aber etwas ist doch in Aegypten geschehen, welches ich nicht vorbeylassen mag. Bonaparte, um den Türken zu schmeicheln, affektirte eine ganz ungemeine Vorliebe für Mahomeds Lehre, und behauptete in Gegenwart der Türken, daß er dieselben wohl kenne, und nie eine Lehre gefunden habe, welche sich mit der Vernunft, und den menschlichen Verhältnissen so gut reime, als eben die des Propheten von Mekka. Mehrere welche sein Betragen in Aegypten mit angesehen, und seine Aeußerungen angehört haben, haben hiervon Zeugniß abgelegt, und werden in Zukunft noch mehr Zeugniß davon ablegen: denn bald wird die Zeit kommen, wo alles wird offenbar werden, was die Franzosen, und be-

sonders Bonaparte in dem Lande der Phäraonen gethan haben.

Ich mache darüber unserm Consul keine Vorwürfe: jeder Mensch hat das Recht, über religiöse Gegenstände zu denken, wie's ihm gut dünkt: der Glaube läßt sich ohnehin nicht erzwingen, und diejenigen, welche andre zwingen wollten, gewisse Ideen für wahr zu halten, die ihnen nicht einleuchteten, haben gezeigt, daß sie Schwachköpfe, oder Tyrannen waren: Daher hat auch jeder Mensch das wohlgegründete Recht, seine Meynung über solche Dinge laut zu sagen, wenn er nur niemand beleidigt, irre macht, oder ärgert. Wer kann es denn unserm Consul verdenken, wenn er in Aegypten am Islam Gefallen fand, oder, wenn er um den Türken ein Kompliment zu machen, Gefallen daran zu finden vorgab? Wir haben darüber nicht zu urtheilen.

Allein Bonaparte änderte auf einmal die Sprache, als er nach Europa zurück kam. Er

ſahe daß das alte Syſtem in Frankreich, welches unter Robespierre herrſchend war, aber unter jenem nun nach und nach erſpirirenden Anhang nur noch vegetirte, nächſtens ganz aufhören müſte, und Er, unterſtützt von dem Philoſophen Sieyes, deſſen Echo er eine Zeitlang zu ſeyn ſchien, unternahm die Verfügung einer neuen Conſtitution, welche aber im Grunde nur in einigen Nebenumſtänden von der vorigen abgieng.

Einer dieſer Nebenumſtände war auch die Wiederherſtellung des öffentlichen Gottesdienſtes in Frankreich. Kluge Männer hatten längſt bemerkt, daß die Franzoſen, welche ſo laut riefen: es lebe die Republik! doch im Herzen über den Verluſt der religiöſen Spielarten ſeufzeten, welchen ſie durch dieſe Republik erlitten hatten; andre ſahen den nothwendigen Zuſammenhang einer äußerlichen Religion mit der Ruhe des Staats ein, und forderten dieſelbe zurück, ſogar in gedruckten Schriften, in Flugblättern und in Zeitungen.

Bonaparte von dem faſt allgemeinen Wunſch der Nation unterrichtet, ſprach nun laut für den Gottesdienſt, bewies mit allerley Gründen, worunter auch ſehr ſeichte waren, daß ein Staat nicht ohne Religion in dem Sinne unſrer unphiloſophiſchen Franzoſen beſtehen könne, und zog dadurch die Augen der Nation noch mehr auf ſich.

In Italien ſpielte der Conſul eine noch weit ſeltſamere Rolle. Er, der ſonſt die Römiſche Hierarchie ſo ſehr verabſcheute, Er, der ſich ſonſt über einen allgemeinen Biſchof der ganzen Chriſtenheit ſo gewaltig luſtig machte, Er, ſage ich, der ſonſt den Pabſt und den Stuhl zu Rom niemals ohne Sarkasmen zu nennen pflegte: dieſer Mann wirft ſich nun zum Beſchützer der Römiſchen Kirche und ihres Oberhauptes auf, und kündigt allen und jeden den Krieg an, welche ſich der Hierarchie widerſetzen ſollten. Es wundert mich recht ſehr, daß er den heiligen Vater nicht um eine Bulle gebeten hat, um das

Inquiſitionsgericht in allen Territorien der franzöſiſchen Republik einzuführen. Aber ſo geht es; der hellſte freydenkende Kopf wird ein Verfolger, ſobald es ſein Vortheil erheiſcht, und ſobald liberale Geſinnungen ſich nicht äußern laſſen, ohne daß er ſeinem Anſehen ſchade, und ſich den Weg verſperre höher zu ſteigen. Ich glaube nicht, daß Bonaparte wirklich ſo dachte, wie er an den Pabſt ſchrieb, aber wenn dieſes ſo iſt, wie es dann ganz gewiß ſo iſt, wer kann ihn alsdann von dem Verdachte der Heucheley freyſprechen?

Unſer Conſul hat übrigens dieſes, daß er einen Glauben an religiöſe Gegenſtände affektirt und im Herzen über eben dieſen Glauben ſpottet, mit vielen großen Männern, aber auch mit vielen Betrügern und verworfenen Menſchen gemein: wegen dieſer Verſtellung allein darf man ihn deswegen nicht grade zu für einen großen Mann und noch weniger für einen Betrüger halten: es folgt höchſtens daraus, daß er für gut

befunden habe, ein heiliges Mittel zu wählen, wo ihm die profanen Mittel unzulänglich oder zu umständlich geschienen haben. Aber ganz läßt sich seine Verstellung doch nicht entschuldigen: denn der kluge Mann wird freylich, um sich nicht zu schaden, und niemand gegen sich aufzubringen, die religiösen Anstalten des Volks nicht verachten, und darüber schimpfen, aber er wird sich auch nicht mit Gewalt und Drohungen, zum Vertheidiger derselben aufwerfen.

In Preußen nahm man es dem K. Friedrich Wilhelm übel, daß er gegen die inquiriren ließ, welche anders dachten, als es der Genfer Katechismus haben wollte: man erzählt sich noch das Schicksal derer, welche Ehre, Güter und Freyheit bey der über die Ketzer verhängten Inquisition verlohren haben *); hingegen seinen

*) Hier zeigt der Verfasser wieder wenig Bekanntschaft mit der Lage der Dinge unter K. Friedrich Wilhelm II. Nie hat dieser Fürst eine eigentliche Inquisition über sogenannte Ketzer ver-

Vorfahren dem K. Friedrich dem Andern, nahm kein Mensch die Sarkasmen übel, womit er alle Religionen, die sogenannten geoffenbarten wie die natürlichen durchzog, und in seinen Schriften sowohl, als in seinen Gesprächen die deutlichsten Merkmale eines vollkommnen Atheismus darlegte *). Ich sehe wahrlich nicht ein, wie man unsern Consul von dem Verdacht einer niedrigen Heucheley und einer blos aus unlautern Nebenabsichten affektirten Intoleranz frey machen kann.

Cromwell gewinnt viel, wenn er in dieser Hinsicht mit dem Oberconsul verglichen wird.

hängt, und niemand hat unter seiner Regierung seine Ehre, seine Güter oder gar seine Freyheit verlohren.

Anm. des Herausgebers.

*) Auch diese Behauptung des Verfassers ist so ganz ohne Beweis hingeworfen. Friedrich II. hatte freylich seine Gedanken für sich, aber er war weder Religionsspötter, noch Prediger des Atheismus.

Anm. d. Herausgebers.

Es ist wahr, Cromwell nahm die Maske der Religion vor, und heuchelte Gefühle, die er nicht hatte: er war bisweilen auch intolerant, aber doch nur gegen Leute, welche gleichfalls die Maske der Religion vornahmen, um ein damals für England sehr schädliches System herzustellen, ich meyne das Königthum. Cromwell war fest überzeugt, daß die Episkopalen geheime Anhänger Carls von Stuart waren, und daher drückte er sie, freylich öffentlich als Episkopalen, im Grunde aber doch nur als Anhänger des Stuartschen Hauses und der königlichen Würde. Bonaparte aber wird intolerant nicht um die Republik zu erhalten, wie Cromwell that, sondern um sich selbst zu erheben. Wer handelte nun von beyden edler?

10.

Das Englische Parlement sahe bald ein, daß der General Cromwell alles Ansehen im Reiche, und alle Macht besitze, und daß es selbst blos zur Beförderung seiner Wünsche dienen müsse.

Mehrere, ja die meiſten Mitglieder dieſes Gerichtshofes waren Cromwells Freunde, theils aus Ueberzeugung und wegen Wohlthaten, theils aber aus Zwang. Cromwell kannte alle Familienverhältniſſe; er wußte zum Beyſpiel, daß Lady Montroß ihrem Gatten untreu war: er hielt es ihr vor, drohete ihr, ſie zu verrathen, wenn ſie dem Lord nicht abhielte, eine Bill vorzuſchlagen, welche ihm zuwider war. Dieſes Frauenzimmer von ihrem Gatten zärtlich geliebt, war im Stande, die Bill zu unterdrükken, wodurch Cromwell um alle ſeine Macht gekommen wäre.

Das Parlement ſeufzete, konnte aber dem allgemeinen Enthuſiasmus, der nur den General anbetete, nicht widerſtehen; aber der Engländer geht mit feſtem Schritt zu ſeinem Zweck, ſollte er auch unüberſehliche Hinderniſſe finden, und eine nicht zu berechnende Zeit zuſetzen müſſen. So machte es das Parlement: es neckte die Niederländer und erklärte ihnen den Krieg.

Um die Niederländer zu bekriegen, mußte die Englische Flotte in bessern Stand gesetzt werden, als sie bisher war: ungeheure Summen Geldes waren zu diesem Bedürfniß nöthig, und die Kassen Englands wurden so sehr erschöpft, daß die Landarmee nicht mehr hinlänglich versorgt werden konnte, und deswegen anfieng, aus einander zu laufen. Cromwells Ansehen sank täglich, und mit jedem desertirenden Soldaten verlohr es von seiner Größe. Der General merkte dieses so gut, als den Zweck, welchen das Parlement beabsichtigte, aber er verlohr den Muth nicht. Ich muß, sagte er eines Tages zum Generalmajor Vernon, zu einer Entscheidung schreiten, woran ich nicht denken kann, ohne daß mir die Haare bergan stehen. Und diese Entscheidung war — eine Aufhebung des Parlements!

Er kam in diese Versammlung: Das Parlement, sagte er mit dem ihm eignen Ton, scheint reif genug zu seyn, um getrennt zu wer-

den! Die Beysitzer erschraken, und einige fanden endlich das Wort, und hielten ihm seine Undankbarkeit vor. Cromwell blieb ruhig, trat mitten unter sie, und sagte: Gott der Herr braucht Euch nicht weiter; er hat andre Werkzeuge erwählt, um sein Werk zu vollenden.

Die ganze Versammlung gerieth in Furcht und Schrecken, und Cromwell vermehrte noch die Angst der Mitglieder dadurch, daß er anfieng, ihnen ihre Vergehungen und Laster vorzuhalten; Ihr seyd ein Sauser, sagte er zu einem, und Ihr seyd ein Hurenjäger, bemerkte es wieder einem andern: das Evangelium verdammt Euch alle, und Ihr müßt auseinander. — Auf diese mit eben soviel Nachdruck als Stolz ausgesprochne Worte, kamen die Soldaten und Offiziere, welche er vor der Thüre hatte warten lassen, in das Parlementszimmer. Jagt das Gesindel auseinander, rief Cromwell und befreyet England von diesen Ziegenmern. Harrisson, der Generalmajor, warf nun den

Sprecher von seinem Sprechstuhl, und Cromwell rief gleichsam begeistert aus: Ihr habt mich gezwungen, so mit Euch zu verfahren: ich habe den Herrn unsern Gott, Tag und Nacht gebeten, mir eher das Leben zu nehmen, als mich zu zwingen, das zu thun, was ich jetzt thue: aber der Herr hatte es anders beschlossen; sein heiliger Wille geschehe, Amen!

Die Parlementsglieder sprachen kein Wort, giengen weg, und Cromwell schloß das Zimmer zu, und steckte den Schlüssel zu sich. Wer hätte denken sollen, daß auf eine solche illegale Handlung, welche nun einer völligen Anarchie Thür und Thor öffnete, keine Empörung hätte folgen müssen? Aber es blieb alles ruhig: schon um eilf Uhr frühe erzählte man sich, was eben Cromwell gethan hatte, in den Wirthshäusern, und jeder Engländer lobte den Muth des Generals, und blieb wegen der Zukunft unbesorgt.

Cromwell immer genau seine Absicht verfolgend, versammelte nun seine Offiziere, und

dieſe ernannten auf den Rath ihres Oberhaupts hundert vier und vierzig Volksdeputirte, welche ein neues Parlement formirten. Dieſer neue Gerichtshof beſtand aus Menſchen, welche man meiſtens von dem Leiſten, von der Scheere und dem Hobel geholt hatte, und führte den Namen Parlement des Baarbone von einem gewiſſen Lederhändler Baarbone, welcher zwar fürchterlich ſchreyen, aber weder leſen noch ſchreiben konnte.

Daß Cromwell dieſes neue Parlement ganz regierte, verſteht ſich von ſelbſt: er ſetzte die Glieder ab, wie es ihm gut dünkte, und ernannte andre, die ſich nach ſeinen Wünſchen fügten. Das Parlement beſtand auch nur wenige Monate, und mußte endlich von ſelbſt auseinander gehen, nachdem es alle Gewalt über das Reich dem Kriegsrath überlaſſen hatte.

Jetzt gaben die Offiziere ihrem General den Titel, welcher die Gewalt anzeigte, die er

ſchon längſt in England behauptet hatte: ſie nannten ihn — Protektor der Drey britiſchen Reiche!

Nach dieſem Schlage hatte Cromwell einen Titel, nach welchem er befugt war, ſich aller Staatsgeſchäfte anzunehmen, und Er verwaltete dieſe Geſchäfte auch auf eine ſolche Weiſe, daß man mit dem beſten Grund ſagen kann, das Jahr 1653 ſey der wahre Anfang der britanniſchen Größe. Einen wohlthätigern Tyrannen hat die Erde noch nicht geſehen, als Olivier Cromwell war.

II.

Niemals hat je eine Nation ihrem Könige mehr Ehre erwieſen, als die Engliſche ihrem Protektor erzeigt hat: Cromwell wurde wirklich als ein König von England verehrt, und erhielt den Titel Hoheit, den die ältern Könige in Europa alle führten: denn Majeſtät kam für die

Könige erſt ſpäter hin auf *). Was liegt aber an einem bloßen Titel, wenn die Gewalt entweder da iſt, oder fehlt?

So wie alle Handlungen des Protektors von großer Klugheit zeigen, ſo war auch das, was er nach ſeiner Thronbeſteigung unternahm — denn was war ſeine neue Würde anders? — jedesmal ſehr weiſe überlegt, und wurde allemal vortreflich ausgeführt.

Cromwell war damals ein Mann von ohngefähr 50 Jahren: vierzig Jahre hatte er ohne alle öffentliche Geſchäfte hingelebt, und man muß erſtaunen, woher ſich dieſer große Geiſt

*) Das lateiniſche Wort majeſtas wird ſchon in den älteſten Diplomen von Königen gebraucht, aber allemal mit dem Zuſatz regia: ſo wie vom Römiſchen Kayſer mit imperatoria S. praem. Inſt. Iuſt. im Anfang. Zu Cromwells Zeiten aber ſagte man von jedem König Seine Majeſtät, wahrſcheinlich ſeit dem funfzehnten Jahrhundert, obgleich der Kayſer dieſen Titel noch keinem Könige gab.

Anm. des Herausgebers.

die Kenntniſſe erworben hat, welche zur Regierung einer Nation, wie die Engliſche erfordert werden.

In Frankreich iſt es nicht ſchwer, eine Zeitlang wenigſtens die ganze Nation auf ſeiner Seite zu haben: die Franzoſen ſind gute Kinder, und laſſen ſich leicht gängeln: ſie lieben die Nachahmung, und wenn einige nur die Form des Regiments loben, ſo ſtimmt ſogleich die ganze Nation ein. Ich will keinesweges ſagen, daß die Franzoſen nicht Kopf genug haben, die Vorzüge und die Fehler der Juſtizadminiſtration einzuſehen, aber ſie mögen ſich die Mühe nicht nehmen, ihre eignen Augen zu gebrauchen, und erwählen lieber den weit leichtern Weg des Nachbetens, und wenn ſie ſich in Geſellſchaft über politiſche Gegenſtände unterhalten, welches doch ſelten geſchieht, und ehedem unter der königlichen Regierung noch ſeltner geſchah, ſo geſchieht es doch mehr um einen angenehmen Zeitvertreib zu haben, und etwas neues zu hö-

ren, als ſich wirklich über wichtige Gegenſtände zu belehren, und ſeine Handlungsmaasregeln nach einer ſolchen Belehrung einzurichten.

In England iſt aber das anders, und zwar ſchon von den älteſten Zeiten her. Das Räſonniren über politiſche Gegenſtände ſcheint dieſer Nation vor allen andern eigen zu ſeyn, und vom Räſonniren bis zum Handeln nimmt der Engländer einen ſehr kurzen Weg: jede Regierung iſt da der allgemeinen Kritik des Volks unterworfen, und wie kam es, daß die Regierung Cromwells von gehäſſigen Kritikern verſchont blieb? Die Antwort iſt leicht — ſie war gut, und ſtimmte vollkommen mit dem Wohl des Volks überein.

Cromwell, um ja nicht das Anſehen zu haben, als wolle er das Reich bloß allein nach ſeinen Einſichten beherrſchen, wählte er vierzehn Räthe aus jenen Offizieren, welche mit ihm ehedem gefochten und geſieget hatten, und keiner

dieser Räthe bekam mehr als tausend Pfund Sterling jährliche Besoldung. Vergleicht man diese Summen mit den Summen, welche Jakob der Erste und sein Sohn Carl an ihre Günstlinge, und zur Ausführung ihrer theils unmöglichen und abgeschmackten, theils übel angefangenen und eingeleiteten Projekte verschwendet haben, so bleibt sie immer sehr gering.

Die Truppen, welche sonst auf ihre Bezahlung oft lange warten mußten, erhielten ihren Sold unter Cromwell einen Monat voraus; die Magazine waren mit allen Nöthigen versehen; und im öffentlichen Schatz war eine ansehnliche Summe, als jemals unter Carl und seinem Vater Jakob.

12.

Cromwell bezahlte seine Soldaten so regelmäßig, um alles Mißvergnügen und alle Meuterey zu vermeiden: bey unsern Armeen scheint man weder Mißvergnügen noch Meuterey zu

fürchten, weil man sie zu allen Zeiten so elend bezahlt hat, und noch bezahlt.

In den Kriegen welche Ludwig XV und XVI geführt haben, mußten die Soldaten oft mehrere Wochen, ja ganze Monate auf ihren Sold, und drey vier Tage auf ihr Brod warten, und hungern und an allen Bequemlichkeiten Mangel leiden: nie haben sie Meuterey gemacht, nie sich empört, aber deste fleißiger liefen sie fort, und vergrößerten durch ihre Personen die Heere der Feinde. Die ungeheuren Einkünfte Frankreichs reichten niemals zu, die Armeen richtig zu bezahlen, daher wurde auch wenig ausgerichtet in allen Kriegen, wie auch im Haunöverischen *), dessen Geschichte kein wahrer Franzose ohne Scham und Aerger lesen kann. Das Geld ward am Hofe verpraßt, durch Pensionen verschwendet und sonst auf die unverantwortlich-

*) So nennen die Franzosen den siebenjährigen Krieg von 1756 bis 1763.

ſte Art hingeopfert. Die großen Offiziere bey den Armeen lebten königlich, indeß die Subalternen darbten und der Soldat Hunger litte.

Man hätte denken und mit Recht erwarten müſſen, daß dieſes abſcheuliche Unweſen aufhören würde, ſobald die Republik Frankreich für ſich Krieg führte. Der Hof, die Penſionen hörten auf, die Einkünfte wurden nicht nur vermindert, ſondern vermehrt, und durch den Verkauf der ſogenannten Nationalgüter, durch die Erpreſſungen, welche in fremden Ländern, in Holland, in Deutſchland, und in Italien angeſtellt wurden, und welchen man die ſanften Namen einer Beyſteuer und Requiſition gab, erhielt die Republik oder vielmehr die Adminiſtration derſelben ganz ungeheure Summen.

Welche Armeen hätte man mit ſolchem unendlichen Gelde nicht können aufſtellen, und wie hätte man ſie nicht unterhalten können! Aber iſt dieß je bey einer einzigen unſrer zahlreichen

Armeen der Fall gewesen? hat man je so, wie sich's gebührt, für den Unterhalt unsrer Krieger gesorgt?

Alle unsre Generale haben sich fürchterlich über den Mangel an Gelde beklagt, welche die ihnen untergeordneten Heere während des Freyheitskrieges haben leiden müssen: die Briefe, welche sie deswegen nach Paris geschrieben haben, kann jedermann lesen; sie stehen, wenigstens einige davon, in den Bulletins, im Moniteur, und in unsern Zeitungen. Bey allen diesen nicht zu begreifenden Unordnungen ist doch keine eigentlich merkliche Unruhe unter unserm Volke vorgefallen, obgleich jeder, der die Geschichte des jetzigen Kriegs genauer kennt, eingestehen muß, daß wir derselben wegen manchen schönen Sieg verlohren, und manchen merklichen Schaden gelitten haben.

Daß Bonaparte an der noch immer fortdauernden schlechten Bezahlung der Armeen

Schuld habe, will ich nicht geradehin behaupten; aber es ſcheint doch ſo zu ſeyn, weil gerade ſeit ſeinem Conſulat entſetzliche Summen, meiſtens unnöthiger Weiſe, ſind aufgewendet worden, wovon die Soldaten hätten können und ſollen bezahlt werden: denn eine vernünftig eingerichtete Regierung muß nie eher an Spielſachen, an Präſente machen, Gaſtereyen und Aufzüge denken, bis die nothwendigen Ausgaben beſtritten ſind: ein Hausvater, der ſo was thut, geht zu Grunde, und eine Regierung, die ſich Dinge dieſer Art läßt zu Schulden kommen, verſteht nicht, wie regiert werden muß. Cromwell verſtand es, und es wäre recht gut, wenn Conſul Bonaparte manches von ihm lernte, und in Ausübung brächte.

13.

Wie ſehr Cromwell in ganz Europa ſey angeſehen geweſen, beweiſet unter andern der Eifer, womit die Fürſten Europa's um ſeine Gunſt und Freundſchaft buhlten.

Mit den Holländern hatte Cromwell den Krieg glücklich fortgesetzt, aber die Republik Holland fand für gut, um Frieden zu bitten, und zwar bey Cromwell, welchem das Recht Frieden zu machen zuzustehen schien. Der Protektor ließ sich bereden, unter Bedingungen, welche den Holländern freylich schwer fielen, die sie aber doch gerne annahmen, um sich den klugen und tapfern Feind vom Hals zu schaffen. Unter andern wenig ehrenvollen Bedingungen, war auch die, daß der junge Prinz von Oranien niemals sollte Statthalter in Holland werden können. Es war eben Wilhelm, der den König Jakob II entthronte.

Frankreich gab sich alle Mühe, um Cromwell in sein Bündniß gegen Spanien zu ziehen, und der kluge Engländer that es, was Ludwig XIV oder vielmehr sein Minister haben wollte, nachdem ihm Frankreich das wichtige Dünkirchen überlassen hatte.

Cromwell eroberte im Krieg gegen Spanien Jamaika!

In Irrland herrſchte Cromwell deſpotiſch, weil es ſich ſeinen Anſtalten nicht fügen wollte. Hätte Cromwell den königlichen Titel annehmen wollen, ganz Europa hätte ihn dafür erkannt. Alle Könige ſchickten ihm Geſandte, und alle nahmen die ſeinigen an, welche zwar nur als Engliſche Miniſter an den fremden Höfen erſchienen, aber doch nicht die Miniſter der Engliſchen Nation, ſondern bloß des Protektors waren.

Einige Parlemente berief er zuſammen, aber was konnte ein ſolches vom Protektor berufenes Parlement wirken? Sobald er merkte daß nicht ſein Wille bey den Berathſchlagungen allein gelten ſollte, und daß das Parlement auch nur Miene machte, ſich ſeinen Entſchlüſſen oder Abſichten auch nur im geringſten zu widerſetzen, ſo kaſſirte er die Verſammlung, und kein Menſch murrte, kein Menſch hatte etwas dawider: denn was Cromwell that, war vor dem ganzen Volk wohlgethan.

Einſt bot ihm ein ſolches Parlement den Titel als König von Grosbritannien an, aber der Protektor ſchlug den leeren Titel aus, und befeſtigte eben dadurch ſein Anſehen noch mehr.

Sonſt war Cromwell ein Mann von ſehr reinen Sitten, eingezogen, mäßig, ſtets ohne Pracht, ohne Aufwand: nie begieng er eine Ungerechtigkeit, als da wo ſie durchaus nöthig war; in allen andern Fällen war er ſtreng gerecht, konnte ſogar beleidigt werden, ohne ſich zu rächen. Gegen ſeine Freunde war er freundlich, und vor ſeinen Feinden fürchtete er ſich nicht. Nie iſt beſſere Ordnung in England geweſen, nie ſind die Geſetze beſſer gehandhabt worden, als unter ſeinem Protektorat.

In Rückſicht ſeiner Religion habe ich nur noch zu bemerken, daß er alle Sekten duldete, ohne eine zu verfolgen, aber auch ohne eine vorzüglich zu begünſtigen.

Seine eignen Feinde geſtehen, daß Cromwell alle menſchliche Tugenden gehabt, und ge-

übt habe, und den Namen eines Vaters des Vaterlandes mehr verdiene, als irgend ein Regent von England.

Er ſtarb geehrt und gefürchtet ruhig auf ſeinem Bette d. 13. September 1658, und bloß ein Niederträchtiger, bloß ein Carl II und ein Jakob II konnten das Andenken eines Mannes nach ſeinem Tode ſchänden, der ihnen an Tugenden und wahren Verdienſten weit überlegen war.

14.

Sehen wir nun auf unſern Conſul, ſo finden wir Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit dem Engliſchen Protektor. Cromwell ward der Obervorſteher einer ſogenannten Republik, welche durch die Hinrichtung ihres Königes ihre Form erlangt hatte, und nun ſich für frey hielt, da der König nicht mehr war. Ich glaube aber ſchwerlich, daß nachdem, was ich von Cromwell vorgebracht habe, noch jemand von mei-

nen Lesern die Republik England für eine wahre Republik, und die Bürger derselben für wirklich freye Menschen halten werde: Sie waren so wenig frey, als wir es sind, wovon weiterhin noch einiges wird gesagt werden.

Eben so wie die Englische entstand auch unsre Republik: unsre Marattisten schlugen dem König Ludwig XVI den Kopf ab, und nannten nun den bisherigen monarchischen Staat eine Republik, welcher durch allerhand Verwandlungen endlich in seine jetzige Form getreten ist, und den Oberconsul erkennet.

Ob Cromwell Protektor oder Consul hieß, war einerley, und Bonaparte kann ohne seinem Ansehen und seinem Ruhm zu schaden, immerhin sich Protektor nennen: neulich behauptete sogar ein gewisser Gelehrter beyde Wörter, Protektor und Consul, hätten dieselbe Bedeutung; worüber ich aber nicht entscheiden will, da ich kein Gelehrter bin, und das Lateinische

nicht verſtehe: es liegt auch nichts daran; wir wiſſen was Protektor vor hundert funfzig Jahren in England bedeutete, und kennen die Signifikation unſers Conſuls.

Aber Bonaparte hat ſeinen König nicht helfen ums Leben bringen: dieß hat aber Cromwell gethan. So iſt es allerdings, und es gereicht unſerm Bonaparte wahrlich zum wahren Vortheil, daß er keinen Antheil an Ludwigs XVI. Tod gehabt hat, weil man dieſen König ſchon längſt bedauert, und ſchon ziemlich laut merken läßt, daß man ihn zurückwünſche.

Die den König Zurückwünſchende ſind nicht bloß Royaliſten: denn dieſe verhaßte Menſchenklaſſe wünſcht deswegen den König, er ſey auch wie er wolle, ein guter oder ein ſchlechter, und noch eher dieſer als jener zurück, weil ſie das Königthum ſelbſt, als eine Anſtalt betrachten, die ihnen Nutzen bringen muß, weil ſie ſich anſchmiegen, und ſich zu Vollſtreckern jedes Be-

fehls, der von oben herab kommt, sey er auch noch so abgeschmackt, noch so zweckwidrig und ungerecht aufwerfen, und so unter dem Schatten der Lilien selbst herrschen und sich wenigstens bereichern wollen — nein die Meisten derer welche wünschen, und immer auch selbst unter dem drückendsten Maratismus und Jakobinismus, im Herzen gewünscht haben, Ludwig XVI. möchte nie entthront, wenigstens nicht um Freyheit und Leben gekommen seyn, sind vernünftige, gutdenkende Franzosen, welche sich betrüben, daß eine solche Schande, wie die Hinrichtung des Königes war, über die ganze Nation gekommen ist — und dann vergleichen sie die freylich nicht Fehlerfreye aber doch nicht eben schwer drückende, barbarische oder ungerecht-despotische Regierung Ludwigs XVI. mit den Revolutionsgreueln, und bekennen laut daß damals Frankreichs Nation weit glücklicher war, als nachher, und ich sage es laut, — als sie jetzt ist.

Ich will hier nicht unterſuchen, ob ein König, der durch Erbrecht zu ſeiner Krone gekommen iſt, von ſeinen Unterthanen kann gerichtet werden? Aber geſetzt auch, die Frage müſſe bejahet werden, ſo war Ludwig XVI. nach dem Geſtändniß der ganzen vernünftigen Welt, und ſelbſt ſtreng republikaniſch - nur nicht jakobiniſchdenkenden Franzoſen nicht ſo ſchuldig, daß er Abſetzung oder gar Hinrichtung verdient hätte.

In England war wirklich ein ganz andrer Fall: denn die Engliſche Nation hatte große ihr bedungne, und von allen ihren Könige beſchworne Freyheiten, welche aber in Frankreich ganz fehlen. Carl der Erſte hatte, wie jedermann weiß, dieſe von ihm ſelbſt anerkannten Freyheiten beſchworen, ſie aber dennoch ſchändlich beleidigt, und verlor darüber den Kopf. Die Welt ſchrie über den Königsmord, und der große Dichter Milton vertheidigte ſeine Nation,

aber ſo, daß ihm wohl ſchwerlich ein Unbefangener Recht geben wird *).

Die Engländer erkannten aber doch, daß kein Unterthan das Recht habe, über den König zu richten, daher ertrugen ſie auch die gewiß äußerſt elende Regierung ſeines Sohns, Carls II., und würden ſich gewiß nie thätlich wider

*) Die hier gedachten Schriften ſind folgende:

1. Salmaſii defenſio regia pro Carolo I. ad Carolum II. 1649.

2. Joannis Miltoni pro populo Anglicano defenſio contra defenſionem regiam. 1651.

3. Salmaſii pro rege et populo Anglicano apologia contra deſtructivam defenſionem populi Anglicani. Antwerp. 1652.

4. Regii ſanguinis clamor ad coelum adverſus parricidas Anglos. 1653.

5. J. Miltoni defenſio ſecunda contra infamem libellum: Regii ſanguinis clamor 1654.

Man ſieht ſchon aus dieſen Titeln, daß in den Schriften ſelbſt müſſe geſtritten worden ſeyn; auf welcher Seite aber die überwiegendere Wahrheit ſich befand, wage ich nicht zu entſcheiden.

Anm. des Herausgebers.

die tollen Unternehmungen Jakobs II. gesetzt haben, wenn dieser nicht selbst durch seine unbesonnene Flucht zu erkennen gegeben hätte, daß er unwürdig sey, zu regieren.

Um aber wieder auf unser Thema zurück zu kommen, so ist es klar, daß Bonaparte unendlich dadurch gewinnt, daß er keinen Theil am Tode Ludwigs XVI. gehabt hat.

15.

Aber auf einer andern Seite verliert er auch wieder eben so viel, vielleicht noch mehr bey dieser Vergleichungsbemerkung.

Ich will mich näher erklären. Cromwell war anerkannter Urheber des Todes von König Carl: er verfolgte seine Söhne, und hatte mehrmals öffentlich erklärt, daß das Schicksal ihres Vaters auch das ihrige werden sollte, sobald sie in seine Hände fielen. Seinen Haß gegen die königliche Familie trieb er so weit, daß er sogar den P. Wilhelm von Oranien bloß deswe-

gen von der Statthalterschaft in Holland ausschließen ließ, weil er mit dieser Familie verwandt war — kurz er war so sehr antiroyalistisch, als man nur seyn kann, als immer Robespierre gewesen ist, und doch konnte er das Zutrauen seines Volks gewinnen, und seine unumschränkte Herrschaft bis an seinen Tod behaupten.

Dazu gehört aber viel — sehr viel. Würde, wenn ich fragen darf, würde ein Marat, ein Robespierre, ein Collot d'Herbois, ein Peletier, ein Egalité oder sonst einer dieser Art haben können Cromwells Ansehn erhalten, und unumschränkt in Frankreich haben herrschen können? — Nimmermehr. Warum aber nimmermehr? Weil diesen und ähnlichen Leuten Cromwells Tugenden, sein Geist und sein Muth fehlte. Dieses ist der wahre Grund warum sie alle, und zwar so schändlich fielen.

Aber so höre ich schon viele ausrufen, unser Consul hat die zu einem Consul erforderlichen

Tugenden, er besitzt den Muth, den Frankreichs Consul haben muß, und hat den rechten consularischen Geist. Er wird Frankreich beglücken!

Freylich, meine Mitbürger, muß Bonaparte alle Erfoderniße haben, welche zu einem Französischen Consul gehören. Denn sonst wäre er es ja nicht. Oder wir müßten annehmen, daß die wenigen Franzosen, welche ihm, aber nicht im Namen der ganzen Nation, das Consulat aufgetragen haben, nicht fähig waren, über consularische Eigenschaften zu urtheilen, oder gar Nebenabsichten gehabt hatten. Ich habe schon erklärt und erkläre hier nochmals, daß ich Bonaparten verehre, und seine Talente, ja sogar seine Verdienste zu schätzen weiß, ohne ihn jedoch für ein hyperphysisches Wesen zu halten, welches nur Vollkommenheiten und gar keine Mängel an sich habe.

Ich muß Bonaparte's Vorzüge stückweise durchgehen, und werde es so kaltblütig thun,

als wenn ich über einen Conſul Roms oder einen Suffeten von Carthago urtheilte.

16.

Der erſte und am allermeiſten geprieſene Vorzug unſers Conſuls iſt ſein militäriſches Verdienſt.

Ich gebe herzlich gerne zu, daß Bonaparte ein großer Soldat iſt, und Frankreich ſo viel Ehre in dieſer Hinſicht macht, als jemals die Conde, die Villars, die Luxembourg und die Saxe gemacht haben; aber da es äußerſt ſchwer iſt, über das militäriſche Talent eines Helden zu urtheilen, und es gegen andre hinlänglich und ohne Irrthumsgefahr zu würdigen, ſo mögte ich nicht ſagen, daß ein Luxembourg oder ein Graf von Sachſen *) dem Conſul nach-

*) Dieſer iſt der berühmte Maréchal-Général Moritz von Sachſen, ein unehlicher Sohn des Königs Auguſt von Polen, ſtarb 1750.
Anm. d. Herausgebers.

zuſetzen wären, wenn ich mich gleich nicht den Conſul jenen Helden nachzuſetzen getraue.

Das militäriſche Talent zeigt ſich aber vorzüglich durch militäriſche Kenntniſſe, durch kluge und der jedesmaligen Lage der Sachen angemeßne Anwendung dieſer Kenntniſſe, und endlich durch Unerſchrockenheit in Gefahren.

Die Unerſchrockenheit in Gefahren kann niemand dem Conſul abſprechen, aber die hat er auch mit allen braven Soldaten gemein. Wie leicht iſt es nicht ſich gegen Gefahren zu ſtählen, und denſelben zu trotzen? Im Unglück iſt das gar keine Kunſt *), denn bey einem Grade der uns verfolgenden Uebel fühlt die gutgebildete Seele ihren Werth, und verachtet ihr eignes Elend. Nur kleine Seelen bleiben in ſolchen Fällen geduldig.

Aber Bonaparte war nie im eigentlichen Sinn unglücklich: das Glück lächelte ihm von

*) Rebus in adverſis facile eſt contemnere vitam. Fortius ille facit, qui miſer eſſe poteſt.

jeder, und so ging dann jede Gefahr vorüber; er trotzte den künftigen Gefahren.

Man darf aber ja nicht glauben, als wenn Bonaparte den Tod nicht scheute: nein, er hat vielmehr eine sehr große Liebe zum Leben, und würde warlich den Hochgenuß desselben nicht gegen den Nachruhm Alexanders und Cäsars vertauschen.

Er überläßt lieber die Ehre und den Ruhm der schönsten Siege andern, als daß er einen Posten annehmen sollte, worauf Verlust der Glieder oder gar Tod mehr als zu wahrscheinlich ist. In Italien und in Aegypten hat er Beweise dieser Denkungsart abgelegt, die jedem bekannt sind, der die Zeitungen gelesen hat, ich meyne jene lügenhaften Blätter, welche aber fast alle von dem Lobe des Consuls strotzen, aber doch nicht alle Blößen bedecken können.

Ha, werden diejenigen mir entgegnen, welche die Geschichte unsers Jahrhunderts genau kennen, war nicht Friedrich von Preußen der größ-

te Held seiner Zeit, und schonte er nicht auch sein Leben, wo er konnte! Ist es unrecht, wenn Bonaparte thut, was Friedrich that?

Ich antworte: es ist allerdings an dem, daß Friedrich von Preußen sich nie in Gefahren begab, welche er füglich und mit Ehren vermeiden konnte: er überließ gerne seinen Generalen einen Ruhm, den er selbst hätte einerndten können, wenn er sich mehr gewagt hätte: doch zeigt seine Geschichte, daß er sich oft mehr wagte, als seine größten Helden, ein Braunschweig, ein Daun *), ein Schwerin billigen wollten. Allein das Beyspiel Friedrichs des Großen von Preußen gilt hier gar nichts, und kann durchaus nicht auf Bonaparte angewendet werden.

Friedrich war ein König, seigiich mit seinem Volk aufs innigste verbunden, und seine Lage war so beschaffen, daß seinem Tod das

*) Ist ein Versehen; Daun war nicht in Preußischen Diensten, sondern in Oestreichischen.
Anm. des Herausgebers.

Verderben ſeines Landes und vielleicht auch die Schande ſeines Hauſes, wenigſtens die ſeines Andenkens nachfolgen mußte. Es war alſo ſeine Pflicht ſein Leben zu erhalten, um nicht ſein Volk ins Verderben zu ſtürzen.

Aber wer iſt, wer war Bonaparte? Hing mit ſeinem Daſeyn das Wohl Frankreichs nothwendig zuſammen, und konnte, wenn er fiel, die Republik nicht weiter beſtehen, mußte die Armee mit ſeinem Fall auch fallen, oder gar zur ewigen Schande der Franzoſen flüchtig werden, wie bey dem Tode des Königs von Preuſſen das Preußiſche Heer gewiß gethan haben würde?

Wer wird ſo abgeſchmackt denken, daß er dieſe Frage bejahen und behaupten wollte. Es giebt zwar Schwindelköpfe, die Frankreichs Heil an des Conſuls Perſon binden, aber das ſind keiner Widerlegung nicht einmal eines Widerſpruchs würdige Schwindelköpfe.

Es ist allemal Schaden, ja ein grosser Schaden für eine Armee, wenn ein General von grossen Verdiensten fällt: aber doch allemal nur ein solcher Schaden, den jeder gut eingerichtete Staat leicht ersetzen kann. Und dann thut ja das Beyspiel eines großen Generals unendlich viel, und wirkt unbeschreiblich auf seine Untergebenen: es ist daher die erste Schuldigkeit jedes Generals, keine Gefahr zu scheuen, und sein Leben nicht höher zu achten, als der gemeine Soldat das seinige achten muß, wenn er seine Waffen mit Ehren führen will. Gustav Adolph von Schweden war auch ein König, aber in Deutschland betrachtete er sich blos als General; sein schöner Tod bey Leipzig *) verschaffte seinem Andenken die ruhmvollste Unsterblichkeit. Doch wir wollen dieses, manchem Leser vielleicht unangenehme Thema nicht weiter fortset-

*) Oder vielmehr bey Lützen. Gustav Adolph, der größte Mann seiner Zeit, fiel den 6. November 1632, alt 38 Jahr.

Anm. des Herausgebers.

zen, ſo viel ſich auch ſogar in Hinſicht auf den Oberconſul darüber ſagen ließe.

17.

Bonaparte beſitzt große Kenntniſſe in vielen Dingen, welche mit glücklicher Führung eines Kriegs in der genaueſten Verbindung ſtehen. Daß er ſie aber nicht alle beſitze, geſteht er ſelbſt, und hat Ehre von dieſem Geſtändniß. In einem Briefe an ſeinen Kollegen, der auch gedruckt worden iſt, wie denn beynahe alles gedruckt wird, was er ſchreibt, und vieles unter ſeinem Namen gedruckt wird, was er nicht ſchreibt, blos um ihm ein Kompliment zu machen, alſo in einem Briefe geſteht er Morreau und Berthier ſeyen eigentliche Taktiker, und ſetzte dazu: die Wiſſenſchaft der Taktik gehe ihm ab.

Nach einem ſo aufrichtigen Geſtändniß wollen wir auch keine weitere Unterſuchungen über des Oberconſuls Kenntniſſe anſtellen, und vielmehr zuſehen, mit welcher Klugheit er die Kräfte der Nation gebraucht habe.

Es ist offenbar, daß Bonaparte groſſes Glück bey seinen meisten Unternehmungen gehabt habe, und daß ihn auch da, wo er offenbare Fehler — wir wollen glauben aus Unkunde der Terains — gemacht hat, meistens ein seltnes Glück begleitete. Cromwell hatte auch viel Glück, aber seine Klugheit mußte ihn oft retten: der Consul fiel in Gefahren, woraus ihn nicht Klugheit, sondern lediglich das Glück rettete.

In Italien hat Bonaparte viele tausend Franzosen ohne Noth aufgeopfert, man hat dieses nicht nur in England öffentlich geschrieben, sondern auch in Frankreich laut gesagt, aber nicht der geringste Nachtheil erwuchs daraus für den groſſen Mann; war dieses nicht ein seltnes Glück? Er hat sogar den Vortheil, daß er nicht nöthig hat von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen; von langer Zeit her hat man öffentlich geglaubt, er könne nicht anders, als gut und für den Staat vortheilhaft handeln.

Hiervon ist der Feldzug nach Aegypten der deutlichste Beweis.

In den Kreuzzügen liefen groſſe Haufen Franzoſen nach den Orient: anfänglich geſchah dieſes um das heilige Land den Saracenen aus den Händen zu reiſſen *); der Aberglaube war alſo die erſte Urſache dieſer abentheuerlichen Züge, allein nachher miſchte ſich auch eine gewiſſe falſche Politik zu dem religiöſen Starrſinn: die Europäiſchen Fürſten gedachten in Aſien Eroberungen zu machen, und die Franzoſen waren immer die erſten, welche dieſem lächerlichen Phantom nachliefen.

Der König Ludwig IX. von Frankreich, welchen man ſonſt dem Heiligen nannte, deſſen Namen aber bey dem Ausbruch der Revolution ſo verläſtert wurde, daß ein gewiſſer Condillac, der hernach unter der Guillotine wegen Fabrikation falſcher Aſſignaten ſtarb, ein grobes impertinentes Pasquill auf ihn machen und druken laſſen durfte, unternahm auch einen Feld-

*) Die Politik benutzte wohl nur den Aberglauben, ſie war alſo eigentlich die erſte Urſache.
Anm. des Herausgebers.

zug nach den Orient, und zwar nach Aegypten *), wo er so wenig zu suchen hatte, als unsre neuern Republikaner. Aber wie fiel der Kreuzzug aus? Schändlich für den König und verderblich für das Volk! Ludwig konnte dennoch das Kreuzfahren, oder vielmehr seine Begierde, im Orient Eroberungen zu machen, nicht vergessen; er rannte abermals dahin, aber diesmal nicht nach Aegypten, sondern nach Tunis, und kam daselbst an der Pest um. Die Wahrheit zu sagen, war König Ludwig IX. ein Räuber, und zwar ein Räuber von der seltsamsten Art, der Gott selbst ein Gelübde that, einen fremden Welttheil zu besiegen, und daselbst zur Ehre Gottes, aus Dankbarkeit gegen das höchste Wesen, zu stehlen und zu rauben, und alle Gräul auszuüben, welche die Kriege der Saracenen gewöhnlich pflegten mit sich zu bringen. Der Pabst Bonifaz VIII. selbst, ein artiger Heiliger, hat diesen König kanonisirt.

*) Im Jahr 1248.

Bonaparte iſt nun gewiß nicht nach Aegypten gegangen, um ein Gott gethanes Gelübde zu erfüllen, noch weniger, um einſt die Ehre zu haben, vom Pabſt kanoniſirt zu werden, und vom katholiſchen Pöbel — denn vernünftige Leute thun dergleichen nicht mehr — ſich anbeten zu laſſen; über Fratzen dieſer Art iſt der Conſul weg, indeſſen muß er doch einen Grund gehabt haben, weßhalben er die fatale Expedition nach Aegypten unternahm. Laßt uns nachſpüren, welchen Grund er wohl gehabt haben mag.

Die Frage iſt von großer Wichtigkeit, aber gewiß nicht leicht aufzulöſen.

Als Bonaparte mit einer Anzahl Franzöſiſcher Truppen, worunter ſich auch viele ausländiſche Abentheurer befanden, den Feldzug nach Aegypten unternahm, wurde die wahre Abſicht von der damaligen Regierung geheim gehalten, wahrſcheinlich weil ſie dieſe ſelbſt nicht recht wußte. Bonaparte, ſo ſagte damals ein Mitglied des großen Synedrium zu Paris, iſt nach Aegypten

gegangen, und hat eine groſſe Menge Briefe über ſeine Abſichten hieher an uns geſchrieben, aber hol mich der Teufel, wenn ich ſein Gallimathias verſtehe, und doch habe ich alle ſeine Briefe ſelbſt bedächtlich geleſen. Ein anderes Mitglied des hohen Raths, welches dieſe Aeuſſerung anhörte, widerſprach mit Heftigkeit, aber endlich mußten beyde, zur groſſen Erbauung der Anweſenden, geſtehen, daß ſie von den erhabenen Abſichten des übergroſſen Feldherrn nichts begreifen könnten.

Und noch jetzt weiß keine Seele die wahre Abſicht, welche Bonaparte bey dieſem ſeltſamen Zuge vor Augen hatte. Sollte er gar keine gehabt haben, und nur auf geradewohl im fremden Land gelaufen ſeyn, um Thaten zu thun, wie einſt die irrenden Ritter? das läßt ſich nicht wohl denken, und noch weniger mit des Conſuls allgemein anerkannter Korſenklugheit zuſammen reimen.

Die politiſchen Kannegießer *) in Frankreich **) räſonnirten Tag und Nacht, um Bonaparte's Abſichten zu entdecken, und da kamen dann artige Meynungen zum Vorſchein.

Einige meynten, der Feldzug ſey deswegen unternommen worden, um einen Weg für unſern Handel nach Indien zu bahnen, und dadurch den Engländern ihren Handel zu ruiniren. Dieſe Meynung war eine der gangbarſten; wenn ſie aber ja gegründet ſollte ſeyn, wie ſie aber

*) Les tailleurs en politique. Vielleicht wäre politiſcher Aufſchneider auch nicht übel.
Anm. d. Herausgebers.

**) Nicht nur in Frankreich, ſondern auch, und zwar ganz vorzüglich in unſerm Deutſchland. Es iſt wirklich zu bewundern, daß die Deutſche Nation, die ſich bey politiſchen Vorfällen ſelbſt ſo ſehr leidend verhält, doch ſo gewaltige tailleurs en politique oder politiſche Kannegießer, und zwar in ſo großer Menge unter ſich hat. Sogar unſre Studenten und Groſen fangen an mit Wegwerfung ihrer Bücher und Handwerksinſtrumente aller Orten zu kannegießern, aber freylich — wie?
Anm. d. Herausgebers.

gewiß nicht iſt, ſo müßte Bonaparte ſeine Reiſe ohne allen Kopf gemacht haben.

Jedermann weiß aus der Geſchichte, wie leicht es gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den Portugieſen wurde, nachdem ſie den Weg ums Cap nach Oſtindien gefunden hatten, in jenen Gegenden ſich feſtzuſetzen. Die Sultane von Aegypten, unterſtützt und ſehr unterſtützt von den Venetianern, die indiſchen Fürſten ſelbſt widerſetzten ſich den neuen Anſtalten der damals ohnmächtigen Portugieſiſchen Nation aufs aller kräftigſte, der König von Perſien ſuchte ſie auf alle Weiſe zu hindern, und dennoch konnten die vereinigten Mächte nichts gegen die Portugieſen ausrichten.

Glaubten denn unſre Kannegießer, Bonaparte würde ſo wie nichts in Aegypten ſchalten und walten können, wie er etwa wollte? Dachten ſie nicht an die Mamelucken, an die den Franzoſen wahrlich nicht günſtigen Kopten? Konnten ſie ſich nur verſtellen, daß die Araber,

daß die Perſer einem fremden Heere würden den Durchzug durch ihr Land geſtatten? Wer ſich Poſſen dieſer Art nur als halbwege möglich denken kann, verdient daß man ihm auf der Stirn Aber laſſe; aber was denkt ein politiſcher Kannegießer nicht alles?

Aber halt, ich habe bey den Handlungsſyſtem unſrer Kannegießer etwas vergeſſen, das ich, um ihnen nicht den Prozeß zu machen, ehe ſie Alle ihre Gründe vorgelegt haben, doch anführen muß.

Bonaparte wollte die Landenge Suez zwiſchen Aegypten und Aſien durchſtechen. Ja, wenn jene Landenge ſo leicht zu durchſtechen wäre, wie etwa ein Damm an einem Teiche, dann mögte ſo was noch denkbar ſeyn, ohnerachtet es ſelbſt mit unendlichen Schwierigkeiten würde verbunden ſeyn, bey aller innern Leichtigkeit und Thunlichkeit des Werkes ſelbſt. Die Türken würden wohl ſo ein Unternehmen erlaubt haben! Selbſt die Araber und Perſer hätten ſich dawi-

der ſetzen müſſen, und die Aegypter hätten in Maſſe müſſen aufſtehen, um eine Oefnung zu verhindern, welche den Weg aus dem Mittländiſchen Meere in das Arabiſche würde geöffnet und ganz Aſien der Eroberungsſucht der Europäer, welche ſchon ehemals in Kleinaſien und Syrien, und in den neuen Zeiten in Oſtindien ſich ſo ſehr zum Elend jener Länder gezeiget hat, würde Preiß gegeben haben.

Alſo an einen Handel durch Aegypten nach den Orient iſt gar nicht zu denken, wenn die Frage von des Conſuls Kreuzzug nach Aegypten die Rede iſt, und ſollte doch an der Sache etwas ſeyn, ſo hätte der Conſul ohne allen Kopf viele tauſend Menſchen hingeopfert, und würde niemals Rechnung von ſeiner Haushaltung ablegen können.

18.

Die Kannegießer von einer andern Sekte geben Bonaparte's Abſichten bey ſeinem illuſtern und des größten Kopfes würdigen Unternehmen ſo an, daß ſie behaupten, es ſey geſchehen, um

den Engländern zu ſchaden, welche Miene gemacht hätten, auf der ſüdlichen Küſte Frankreichs eine Landung vorzunehmen.

Eine Kannegießerey dieſer Art wäre wohl keiner Widerlegung werth, und ich würde mich hüten, eine dergleichen zu geben, wenn ich nicht wüßte, daß viele Franzoſen ſich durch Flugſchriften und Geſchwätz blenden laſſen, wenn nur ſo ein Vorgeben etwas grell vorgetragen und nach der neuſten Mode, das heißt mit Imperativen und unverſchämten Affirmativen ausſtaffirt iſt.

Laßt uns alſo die Sache näher anſehen. Die Engländer, ſagt man, haben Miene gemacht, auf der mittägigen Seite Frankreichs eine Landung zu unternehmen! Wann haben dann die Engländer eine ſolche Miene gemacht? Dieſe Nation weiß, was landen heißt, und unternimmt gewiß keine gegen Frankreich von der Seite des mittländiſchen Meeres. Sie ſind zwar im Jahr (1793) in Toulon geweſen, wa-

ren aber daſelbſt nicht gelandet, ſondern die Verräther Föderaliſten und die Ariſtokraten hatte ſie dahin geruſen.

Die Engländer haben alſo niemals Miene gemacht mit einer Flotte aufs mittländiſche Meer zu kommen, um von da aus in Frankreich zu landen. Sie ſind zwar auf jenen Gewäſſern herum geweſen, und ſind noch da, aber in ganz andrer Abſicht, die mich aber hier weiter nichts angeht.

Aber geſetzt, die Engländer hätten von Seiten des Mittländiſchen Meeres in Frankreich wirklich ſich zu landen vorgenommen gehabt, geſetzt der damalige Landgeneral Bonaparte hätte dieſes, wer weiß wie? erfahren, ſo würde es doch ein äuſſerſt tolles Unternehmen geweſen ſeyn, Aegypten zu erobern, und ſich da mit Türken und Chriſten herumzuſchlagen, um von da aus die Engliſche Landung zu verhindern. Die Flotte, welche Bonaparte aus Aegypten zurückbringen

konnte, war die der Engländer auf keinem Fall gewachsen.

Der Erfolg hat es auch gelehrt: denn die kleine Französische Klette ging zu Grunde, und zwar durch die Engländer, nicht an den Küsten von Frankreich, sondern bey Alexandrien in Aegypten!

Ein Krieg mit dem Sultan folgte auf die Angriffe unsrer Nation auf das Königreich Aegypten; dieser Krieg ist bisher für unser Volk sehr schädlich gewesen, so schädlich, als der Angriff selbst schändlich war. Weder die Franzosen noch Bonaparte's Armee hatten das allergeringste Recht, ein Land feindselig anzugreifen, dessen Einwohner, dessen Oberherren sie nicht beleidiget hatten: aber der Vorwitz ist auch hinlänglich bestraft worden; was von Europäern nicht erschlagen wurde, das ging durch die Pest, durch den Aussatz, durch abscheuliche Fieber, und endlich durch Hunger und Mangel an allen Bedürfnissen zu Grunde, und jetzo ist die republikanische

Armee in Aegypten ein undiſciplinirter Haufen wilden Geſindels aus Afrika und Aſien, welchen einige Abenteurer aus Europa zu kommandiren ſcheinen. Er iſt ſeiner Auflöſung ſehr nahe, und bald wird man hören: die Helden dort überm Meer haben ſich zu Räuberbanden organiſirt! Eine wahrlich traurige Ausſicht für jene Länder, die aber auch zugleich wenig ehrebringend für uns iſt.

Bonaparte muß aber doch bey ſeiner Fahrt nach Meſ'r *) einen Zweck gehabt haben: denn ich mag ihn nicht beſchuldigen, daß er blos habe wollen Menſchen in einem andern Welttheile aufopfern, um ſeine Celebrität zu vermehren, ob es gleich Leute giebt, die eine ſo ſeltſame Neigung an ihm dann und wann wollen entdeckt haben.

*) Der neuere Name Aegyptens.
Note d. Verfaſſers.

Oder vielmehr der allerälteſte; längſt vor den Zeiten des Moſes hieß Aegypten: Mizrain.
Note. d. Herausgebers.

Iſt es mir erlaubt, meine Gedanken zu ſagen, ſo ſind ſie folgende:

Bonaparte war in Italien ſo glücklich, daß er eine Art von Frieden mit dem Kayſer erzwingen konnte, der den Franzoſen äußerſt ruhmvoll ſchien. Von dieſem Augenblick an war er der Liebling, der Abgott der ganzen Nation, und ein Liebling der Franzoſen kann fordern, was er will, ſein Wille geht in Erfüllung. Bonaparte mogte vielleicht denken, ein allgemeiner Friede würde auf ſeine Italieniſchen Siege folgen, und dies war ihm ganz ungelegen; denn damals exiſtirte eine Regierungsform in Frankreich, unter welcher er zwar eine groſſe Rolle hätte ſpielen können, aber doch keine Hauptrolle, und gerade eine Hauptrolle war es, was er ſich wünſchte.

Nun ſchlug er vor nach Aegypten eine Flotte zu ſchicken. Welche Gründe er dem Senat zu Paris vorgelegt habe iſt unbekannt; aber ſie mögen auch noch ſo elend geweſen ſeyn, ja gar von

der Art, wie die unter Nummer 17 und 18, so fanden sie Eingang, und Bonaparte's Vorschlag wurde genehmigt.

Warum aber, wird man fragen? — Darum weil das Regiment zu Paris nicht gerne sahe, daß Bonaparte mit Lorbeern gekrönt, und Seegenswünschen der ganzen Nation begleitet sich der Hauptstadt nähern, und daselbst in ihrer Mitte Sitz und Stimme haben sollte. Er konnte ja einen zweyten Marat oder Robespierre machen. Folglich mußte es den Beysitzern des damaligen Raths sehr lieb seyn, daß er sich gar aus Europa entfernen wollte. Sie gestatteten es, gaben Geld über Geld, ließen Schiffe ausrüsten, und die Reise ging vor sich.

Nun war Bonaparte entfernt, und die Regenten zu Paris wenigstens auf eine Zeitlang seinetwegen in Ruhe.

Aber welche Absichten hatte eigentlich Bonaparte bey diesem seltsamen Kreuzzug?

Entweder blieb sein Quäsifrieden oder nicht. Im ersten Fall wurde Frankreich mit dem Kayser völlig ausgesöhnt, die Landmächte wurden alle beruhigt, die Französischen Landarmeen gingen zurück, aber der Krieg mit England währte noch immer fort, und zwar jezt allein zur See. Er hatte schon eine Flotte in Aegypten, welche zwar klein war, aber doch durch Schiffe und Matrosen, von Marseille und Toulon aus, ansehnlich vermehrt werden konnte; an Soldaten und an Geld konnte es vollends gar nicht fehlen. Hatte er nun, aufgefordert von der Nation, welche alles Zutrauen auf ihn, und das ihm, wie man sagt, immer bewohnende Glück setzte, eine Flotte auf dem Mittländischen Meere vereinigt, so lief er schon in Gedanken durch die Meerenge bey Gibraltar in die Atlantische See, vereinigte sich mit der Flotte von Brest, und bekriegte die Engländer zur See. Wer glauben wollte, Bonaparte habe damals zweifeln können, daß er siegen würde, müßte ihn nicht kennen; noch jetzo hat er ein unbeschränktes

Vertrauen auf sein Glück, und in diesem Stück gleicht er Alexandern dem Macedonier, so unähnlich er ihm auch sonst seyn mag.

Waren nun die Engländer geschlagen, mußten sie um Frieden bitten, so ertheilte ihnen Bonaparte denselben, und ließ durch seine Anhänger in Frankreich, deren er eine ungeheure Menge hat, den Vorschlag thun, die Admiralswürde in Frankreich wieder herzustellen. Das geschah, und wer könnte wohl Admiral werden? Kein andrer, als Bonaparte! Nun führte er die Rechte eines Französischen Admirals hervor, und spielte die erste Rolle im ganzen Reiche.

Gesetzt aber, der Friede hatte keinen Bestand, und es ging schief für die Rebublik: je nun so ließ er den Staat eine Zeitlang in der Noth, kam dann zurück, warf alle Schuld des Mißgeschicks auf die Regierung, änderte diese, machte Anstalt zur Besiegung der Feinde, und ließ sich, wie Cromwell, die höchste unumschränkteste Gewalt über ganz Frankreich über-

tragen, wie sie niemals einer unsrer Könige besessen hat.

Ich mag diese Gedanken nicht weiter ausführen; es möchte sonst scheinen, daß ich sie zu beweisen, das ist, andern aufzudringen suchte, und das will ich nicht. Es sind so meine Gedanken, die ich so gut, wie jeder andre haben kann: denn wenn es andern erlaubt ist, zu kannegießern, warum sollte mir es denn verbothen seyn, oder übel genommen werden?

20.

Bonaparte spielt unter uns jene glänzende Rolle, welche einst Oliver Cromwell in England spielte, aber die Mittel, welcher er sich bedient, um sich in der Gunst des Volks zu erhalten, und sein Ansehen, wenn es möglich wäre, noch zu vergrößern, sind nicht allemal die rühmlichsten.

Man kann es einem großen Mann wohl verzeihen, wenn er dann und wann sein eigen

Lob gerne höret; denn wer iſt ganz von aller Eitelkeit frey? Aber es iſt durchaus unverzeihlich, wenn der ſonſt groſſe Mann ſo klein wird, daß er ſelbſt Schriftſteller und Dichter beſoldet, die ihn für Geld und für Verſprechungen prälonifiren müſſen.

Der Conſul wird in einem ſehr ſchönen Gedicht mit dem groſſen Befreyer ſeiner Vaterſtadt mit dem Thraſibul verglichen. Aber — doch hierüber keine Anmerkung weiter als dieſe, daß der Verfaſſer des Thraſibul 20,000 Liver Arbeitslohn bekommen hat.

Man ſtellt, ſo giebt man vor, dem Conſul nach dem Leben, und das Leben des Conſuls wird der Nation um ſo theurer, jeder würde, für ihn zu ſterben für das gröſte Glück halten!

21.

Was wird aber endlich noch aus Bonaparte dem Conſul werden? Wird er ſtets Conſul blei-

ben, und ſtets ſolche conſulariſche Gewalt und Anſehen behalten, wie er jetzo hat? Wird er einſt abdanken, und als ächter Republikaner im Stillen leben, und den Cincinnatus nachahmen? Wird Frankreich einem andern Obercönſul haben, wenn Bonaparte einſt abgeht, oder ſtirbt? Wird er den Nepotismus einführen, und ſeine Creaturen groß zu machen ſuchen? —

Fragen dieſer Art drängen ſich dem Denker zu tauſenden auf, aber ſie müſſen alle der Zukunft zur Entſcheidung überlaſſen werden, obgleich die Auflöſung der meiſten nicht ſcheint ſehr entfernt zu ſeyn.

22.

Wie wird aber das künftige Schickſal Frankreichs zu beſtimmen ſeyn?

So wichtig dieſe Frage iſt, finden ſich doch nur wenig Unterſucher derſelben. Alle Franzo-

sen scheinen sie schon für völlig entschieden zu halten, und scheinen zu glauben, daß Frankreich auf immer, wo nicht die jetzige, doch wenigstens eine andere, aber stets republikanische Form behalten werde. Ich wünschte, mich auch so überzeugen zu können; denn alsdann würde ich über das künftige Schicksal meines Vaterlandes ruhiger leben.

Allein an eine immerwährende Republik in Frankreich ist nicht zu denken; denn wir haben keinen Handel von Bedeutung, und werden nie einen haben. „Aber heut zu Tage, und zwar schon seit beinahe zwey tausend Jahren hat keine Republik bestanden, die nicht eine handelnde gewesen wäre.

Die Ursache davon ist leicht aufzufinden. Eine Republik muß durch einen gewissen Gemeingeist verbunden werden; wo dieser fehlt, fehlt alles. Eigentliche Liebe zum Vaterland kann nur bey solchen Völkern Statt finden, welche entweder halbwild leben, oder doch in der

Halbwildheit ihren Staat formirt haben, wie z. B. die Römer. Aber ein Patriotismus im eigentlichen Sinn wird bey den Franzosen niemals anzutreffen seyn; ihre Vaterlandsliebe war bisher nichts anders als ein Nationalstolz, den mancher kluge Mann, den Bonaparte selbst zu seinem Vortheil benutzt hat; aber Nationalstolz ist ständerlich wie das Wetter.

Jetzt glauben noch alle Franzosen, die Majestät des Volks befinde sich bey dem Volke selbst, und sey sichtbar in den vom Volke frey erwählten Repräsentanten. Aber bald wird das Volk die Augen aufthun, und einsehen, daß es Sklave ist, und nach Grundsätzen regiert wird, welche Herrschsucht und Habsucht erfunden haben; dann wird es aufbrausen, seine Tyrannen niederwerfen, und dann — mag sich der freuen, der sich Volksliebe und Volksanhang zu verschaffen gewußt hat, und den Harrenden die Erfüllung ihrer Wünsche von weiten zeigen kann.

Schlußanmerkung des Herausgebers.

In der Schrift, welche sich hier endiget, sind Grundsätze und Meynungen und Vorstellungen enthalten, welche denen unsers Deutschen Publikums und den meinigen selbst nicht selten zuwider laufen, doch aber immer einer nähern Prüfung werth scheinen. Vielleicht nimmt diese Mühe ein einsichtiger Deutscher über sich, und belehrt uns über manches, das der Verfasser dieser Broschüre meistens ohne Beweis so hinwarf, und weil ich dieses hoffte, ließ ich auch viele Anmerkungen weg, welche mir besonders gegen das Ende der Broschüre beygefallen sind; denn ich habe seit 1796 meine Gedanken und Meynungen, in so fern sie die Französischen Angelegenheiten betreffen, wenig geändert.

Druckfehler.

Seite 3 Zeile 9 statt hoffte, haßte.
— 3 — 10 — schaffen, schätzen.
— 4 — 11 — Natur, Nation.
— 17 — 1 — Ruhe, Stütze.
— 29 — 19 — unübersehliches, unübersetzliches.
— 33 — 16 — überschwämmten, überschwemmten.
— 33 — 19 — homolegisirt, homologisirt.
— 34 — 19 — nur, ein.
— 35 — 1 — der Volksrepräsentanten? des, die Volksrepräsentanten des.
— 35 — 8 — der armen, die arme.
— 36 — 5 — Einfall, gefaßelt, Einfall gefaßelt.
— 36 — 2 — nach würden muß ein, stehen.
— 39 — 17 — hatten, hätten.
— 42 — 7 — hatten, hätten.
— 42 — 8 — hatten, hätten.
— 42 — 11 — hatten, hätten.
— 44 — 16 — Artolatrie, Idolatrie.

Seite 44 Z. 18 ſt. Cermonie, Ceremonie.
— 47 — 2. — Ausführung, Aufhebung.
— 47 — 6 — neue, weniger.
— 47 — 9 — der, die.
— 47 — 15 — Mair, Maire,
— 47 — 17 — Invalitten, Invaliden.
— 47 — 22 — Ruhe, Stütze.
— 48 — 2 — von Mair, vom Maire.
— 48 — 13 — den, dem.
— 65 — 2 — aber, oder.
— 69 — 17 — seinen, seinem.
— 80 — 14 — Ansehnliche, ansehnlichere.
— 112 — 12 — Aegpten, Aegypten.

No 3366

Astolfo,

eine Banditengeschichte.

von

F. C. Lauckhard.

Erster Theil.

Pegau
in der Günther'schen Buchhandlung.

Astolfo,

eine Banditengeschichte.

Erster Theil.

An die Leser.

Die Geschichte, welche ich hier dem lesenden Publikum vorlege, soll durch keine lange Reihe von Bändchen fortgesetzt werden, und doch bin ich versichert, daß kein einziger Leser am Ende dieses ersten Bandes den eigentlichen Gang der eingeleiteten Begebenheiten erräth, folglich bitte ich auch die Leser, sich zu gedulden, nicht eher ein Urtheil zu fällen, bis ich werde auserzählt haben.

Ich hoffe meinem Publikum keine lange Weile zu machen, und dieß zu leisten war mein Hauptzweck; werde ich ihn erreichen, so werde ich mich um alle freundliche oder unfreundliche Urtheile der Rezensenten nicht bekümmern; ihre Aussprüche über Romane kommen ohnehin immer zu spät, denn diese sind meistens schon vergessen, wenn die Litteraturzeitung, die Bibliothek oder sonst ein Rezensirblatt ihnen das strenge Urtheil publicirt.

Es giebt gewisse künstliche Leute in der Welt, welche meine Verhältnisse kennen, und meine Schriften lesen. Diese künstlichen Leute wissen nun immer, auf wen sich diese oder jene Erzählung, dieser oder jene Name beziehe. Würden die künstli-

chen Herren ihre Entdeckungen für sich behalten, so mögte es hingehen; sie hatten zwar Unrecht, aber sie schadeten mir doch nicht; so aber treten die Herren in Gesellschaften auf, und bekommentiren meine Schreibereien nach Herzenslust, verdrehen den Sinn und verhunzen den Zusammenhang, bloß um ihre Sagacität und ihren Witz zu zeigen. Aber ihre Sagacität ist Balhernerey und ihr Witz ächter wahrer Schofel, den ich verachten und verlachen würde, wenn mir diese unwürdigen Procedüren keinen Schaden brächten, und mir nicht Leute auf den Hals hetzten, welche ich entweder aus Achtung, oder deßwegen nicht beleidigen wollte, weil ich sie nicht kenne, mich um

ſie nicht bekümmere, oder zu ſehr verachte, als daß ich mich an ihnen reiben ſollte.

Wem ich was zu ſagen habe, den nenne ich bey ſeinem Namen. Ich habe in meiner Biographie hundert ſkandalöſe Hiſtorien erzählt, aber allemal meinen Mann bey ſeinem rechten Namen genannt.

Es kann ſeyn, daß es Leute giebt, welche meinen Perſonagen ähneln, aber daher folgt noch lange nicht, daß ich die Exiſtirenden vor Augen gehabt habe, als ich die Fingirten beſchrieb; es kann ſeyn, daß z. B. ein Aſſeſſor in Kappershauſen exiſtirt, der meinem ſchurkiſchen Gerſtenmann an Schurkerey nichts nachgiebt, muß aber nun gleich ein künſtlicher Inter-

pres kommen, hintreten und rufen: Seht da, Leute, da beschreibt Laukhard den Assessor Gerstenmann, das ist aber kein anderer, als unser Herr Assessor Bohnenmann zu Kapperehausen! Ich dächte, die Herren müßten eine ganz eigne Logik haben, da sie so schließen können.

Aber ich will diese künstlichen Leute immer schließen lassen, wie sie wollen, grade oder schief, mag ich immer der Gegenstand der Gespräche in den Kneipen und in den vornehmern Zirkeln weit und breit herum seyn, das soll mich nicht rühren; dennoch muß ich öffentlich anzeigen, daß ich in meinen Schriften niemals ein bestimmtes Individuum habe angreifen und beschimpfen wollen; meine Personen

sind alle erdichtete Wesen, obgleich ihre Fehler und Mängel, so wie ihre Tugenden und Vorzüge allerdings in der Welt existiren. Da nun jeder der beste Deuter seiner eignen Worte ist, so wird man hoffentlich mit dieser Erklärung zufrieden seyn.

Geschrieben zu Halle, den 29. September 1801.

Aſtolfo.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

„Das war Dir ein garſtiger Tag,“ ſagte Trumy, der Schweizer, zu Aſtolfo. —

Aſtolfo. Ja wohl ein garſtiger Tag, lieber Trump. Ach meine Kammeraden! — !

Trump. Die ſind nicht zu bedauern; die ſind gefallen, wie's braven Kerln zukommt.

Aſtolfo. Aber doch immer gefallen, doch immer hin!

Trump. Natürlich; ſie haben aber mit dem Leben bezahlt, und wer bezahlt, iſt nichts mehr ſchuldig, und wer nichts ſchuldig iſt, kann ruhig ſchlafen. Höre Bruder Hauptmann (ſeine

Hand fassend) meinst Du nicht, daß unsre Kameraden besser dran sind, als wir?

Astolfo. Ja wahrlich, Trump, Sie sind besser dran! (Pause) Lieber Trump!

Trump. Was willst Du, Hauptmann?

Astolfo. Wollen wir nicht auch bezahlen?

Trump. Wem sind wir schuldig?

Astolfo. Der Welt, der menschlichen Gesellschaft sind wir Trennung von ihr schuldig; wenn wir bezahlen wollen, so müssen wir die Welt verlassen

Trump. Und ins Kloster ziehen, nicht wahr? Das laß ich wohl bleiben, ich bete nicht gern, und fasten mag ich vollends gar nicht.

Astolfo. So laß uns nach Amerika gehen.

Trump. Warum nicht lieber gar uns selbst todtschießen?

Astolfo. Je nun, wenn Du meinst. —

Trump. Du sprichst gerade, damit ich Dir's nur sage, wie ein Kerl, der verrückt ist,

und bist doch sonst so klug. Hast Du vergessen, daß Du unser Hauptmann bist?

Astolfo. Aber unsre Bande ist zerstreut.

Trump. Dann ist es Deine verfluchte Schuldigkeit, sie wieder zu sammeln.

Astolfo. Viele davon haben sich wohl gar verlaufen, viele sind in der lezten Aktion gefallen.

Trump. Giebts denn keine Rekruten mehr? he?

Astolfo fiel bey dieser Frage in ein tiefes Nachdenken; er stand bald auf, bald setzte er sich nieder, dann lief er im Kreise herum, dann blieb er plötzlich stille stehen, wie ein Mensch, der von der heftigsten innerlichen Unruhe gemartert wird. Trump sah ihm zu, lächelte, zündete seine Pfeife an, und blies den Dampf in die Luft; als die Pfeife ausgeschmaucht war, streckte er sich aufs Gras, und schlief ruhig ein.

Astolfo ließ ihn eine gute Weile so liegen, dann schüttelte er ihn heftig, und sagte mit rau-

her Stimme: „ich glaube gar, Du kannſt ſchlafen?“

Trump. Wärum denn nicht? Ich bin müde, bin nicht hungrig noch durſtig, kein Glied thut mir wehe, und in ſolchem Zuſtand kann jeder ſchlafen, er müßte denn mit Gewalt verhindert werden, wie ich jezt von Dir.

Aſtolfo. Fürchteſt Du Dich nicht?

Trump. Vor wem? Hier in dieſem einſamen Dickigt ſind wir ſicher; und dann, geſezt man fände uns hier, kann man uns unſer Handwerk anſehen, haben wir nicht gute Päſſe?

Aſtolfo (lächelnd). O ja, gewiß gute Päſſe, und von allerhand Gattungen. Es iſt doch eine herrliche Sache, Leute zur Hand zu haben, die Päſſe ſchmieden können, wie man ſie verlangt.

Trump. Und, was das Beſte iſt, haben wir nicht Kuraſche im Leibe? He Hauptmann, wie viel Kerls nimmſt Du wohl auf Dich?

Aſtolfo. Ich habe mich nie gefürchtet.

Trump. Das weiß ich; aber dem Hundsfott breche ich auch den Hals, der ſagen wollte, ich fürchte mich. Ich ſtehe meinen Mann, und laſſe mich eher in Kochſtücken zuſammenhauen, als daß mich ſo ein Huſar, oder ein Strickreiter oder ein Kommisjäger fangen ſollte. Alſo laß uns gutes Muths ſeyn.

Aſtolfo. Hier können wir aber nicht lange harren.

Trump. Länger nicht, als bis es ganz finſter ſeyn wird, dann brechen wir auf, denk' ich, wenn Du es zufrieden biſt.

Aſtolfo. Kennſt Du die Gegend hier zu Lande?

Trump. Natürlich; ich habe mich in der hieſigen Gegend lange herumgetrieben, kenne alle Wege und Stege, alle Dörfer und Städte, und vorzüglich alle Kneipen und Kneipenwirthe.

Aſtolfo (lacht). Das glaub' ich, wenn Du in dieſem Lande geweſen biſt, ſo kennſt Du

auch gewiß alle Kneipen; das sieht Dir so ähnlich. Die Kirchen kennst Du gewiß nicht?

Trump. Seht doch einmal, ich sollte die Kirchen in diesem Lande nicht kennen! die weiß ich alle inwendig und auswendig.

Astolfo. Dann hast Du sie gewiß bemausen helfen!

Trump. Pfuy, schäme Dich Hauptmann, so was von mir zu denken. Das sind elende Buben, die sich mit Kirchenbemausen abgeben. Wärst Du nicht unser guter Hauptmann, für dieß Wort kriegtest Du was ab.

Astolfo. Nun sey nicht böse Trump. Aber gern möchte ich doch wissen, wie Du mit den Kirchen bekannt geworden bist.

Trump. Billig sollte ich Dir's nicht sagen, aber ich wills doch thun (wirft sich in die Brust). Schau Bruder Hauptmann, ich habe vor Zeiten weit und breit in diesem Land gekanzelt.

Astolfo. Was ist das, gekanzelt?

Trump. Da ſieht man's, daß Du das Handwerk nicht verſtehſt. Kanzeln heißt pauken, damit Du's nur weißt.

Aſtolfo. Du haſt alſo bey der Kirchenmuſik die Pauken geſchlagen?

Trump. Platzen mögte ich vor Ungeduld über den Grützkopf, der nicht verſteht was Kanzeln oder Pauken ſagen will. Ich habe gepaukt heißt: ich habe gepredigt. Verſtehſt Du mich jezt?

Aſtolfo. (laut lachend). Ha, ha, ha, Trump, Du hätteſt gepredigt? Du?

Trump. Und das cum applausu, Domine! Wenn ich ſo da ſtand, und auf die Kanzel ſchlug, daß alles nur ſo ſchallte, als wenn der Böttcher ein Stückfaß mit Reifen belegt und dazu perorirte, trotz dem beſten Zahndoktor, ſperrten die Philiſter und die Bauern die Mäuler auf, wer weiß wie weit, und wenn ich vollends eine Leichenpredigt hinſchwadronirte, ſo heulten alle alte und junge Weiber in der ganzen Kirche.

Astolfo. Davon habe ich ja noch kein Wort gehört.

Trump. Versteht sich, weil ich Dir noch nichts von meiner Geschichte erzählt habe. Ich rede nicht gern von mir selbst; denn ich hasse alle Prahlerey, und mag für keinen Großhans gehalten werden.

Astolfo. Höre Freund, ich habe Zerstreuung nöthig: ich hoffe diese im Anhören Deiner Geschichte zu finden; willst Du mir den Gefallen thun, und sie jezt erzählen.

Trump. Ich bin zwar schläfrig, aber wenn ich die alten Sitten wieder ins Gedächtniß zurük rufe, vergeht mir alle Schlafluft. Du mußt aber Acht geben, und mich nicht alle Augenblicke unterbrechen. Doch will ich mir erst eine Pfeife machen, und meiner treuen Flasche zusprechen: denn wer gut schmärt, der gut fährt.

Zweiter Abſchnitt.

Nachdem Trumy ſeine Flaſche einigemal begrüßet, und ſeine Pfeife in Brand geſetzt hatte, erſtattete er von ſeinem Leben und ſeinen Thaten Bericht, wie folget:

„Ich bin der einzige Sohn eines Lohgerbers, und mein Geburtsort iſt ein kleines Städtchen im Schwabenland.“

„Halt,“ unterbrach ihn Aſtolfo, „warum nennt man Dich denn den Schweizer?“

Trumy. Weil ich ſchweizeriſch rede, ſo glaubten die Kammeraden bey unſrer Bande, ich ſey wirklich aus der Schweiz. Ich ließ ſie bey ihrem Glauben; denn wenn ſie erfahren hätten, daß ich ein Schwabe ſey, wer weiß, wie ſie mich geneckt haben würden.

Astolfo. Ist es denn so schlimm, im Schwabenland zu Hause zu seyn?

Trumf. Das eben nicht. Im Schwabenland wohnen auch Leute, und eben so kluge, als sonst wo. Aber es ist nun einmal Mode, über die Schwäbeli zu spotten, und das kann ich durchaus nicht vertragen, also verschwieg ich meinen wahren Geburtsort, und ließ meine Kameraden immer glauben, ich sey ein Schweizer; Dir aber sage ich die Wahrheit, nur mußt Du mich nicht mehr sogleich irre machen, sonst werde ich ja vor übermorgen mit meiner Geschichte nicht fertig.

„Mein Vater wollte mich sein Handwerk lernen lassen, aber mein Mutter war die Tochter eines Dorfpastors; sie hatte nicht das geringste Vermögen, und mußte froh seyn, daß mein Vater sie zur Frau nahm. Demohnerachtet hatte sie eine derbe Portion von Pfaffenstolz, der sich immer auf die Pfaffenkinder, auf Söhne und Töchter fortpflanzt.“

Dieser angeerbte Stolz meiner Mutter machte, daß sie den vernünftigen Vorschlag meines Vaters verwarf, und durchaus verlangte, daß ich studieren, und zwar geistlich studieren sollte, um dereinst, wie sie sich ausdrückte, nicht nur in der Kirche Gottes zu leuchten, sondern auch dereinst wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne immer und ewiglich zu glänzen."

„Was wollte mein Vater machen; er stand unter dem Pantoffel und mußte nachgeben, und ich wurde auf eine Schule geschickt, wo ein rechtet hanebuchner Schulmonarch herrschte, der seinen Schülern die Wissenschaften mit dem Pantoffel eingerbte. Ob ich nun gleich ein Gerbersohn war, so gefiel mir doch das Eingerben meines Lehrmeisters, des gestrengen Schulmonarchen nicht, und als er mir einstmal die höchstwichtige Regel: Anthrax Arctophylax rechtschaffen eingegerbt hatte, lief ich davon."

„Ich hatte weit nach Hause, und fürchtete mich auch dahin zurückzukehren, weil ich vermuthen konnte, meine Aeltern würden mich wie-

der unter den mächtig schweren Stock des scharfen Eingerbers der Wissenschaften bringen, und dahin wollte ich durchaus nicht mehr.“

„Ungewiß, was ich thun, und wohin ich mich wenden sollte, ging ich der Nase nach, und kam in ein Dorf. Der Hunger zwang mich in einer Schenke einzukehren, worin sich gerade einige Werber von den Preußen aufhielten.“

„Diese Leute waren außerordentlich höflich gegen mich, und sprachen mir so viel von den Süßigkeiten des Soldatenlebens vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie beynahe fußfällig zu bitten, mir doch ein Mittel anzugeben, wie ich auch zu diesem hohen Glück in der Armee des großen Königs von Preußen zu dienen gelangen könnte.“

„Du stellst Dir wohl vor, lieber Hauptmann, daß diese Geister ein solches Mittel leicht fanden; ich war ohngefähr siebzehn Jahr alt, und aus meinem Wuchs schlossen sie, daß ich mit der Zeit ein Kerl von ansehnlicher Größe, oder, wie die Werber sich ausdrückten, ein rech-

ter Lottich werden würde. Kurz ich erhielt einiges Handgeld, fraß und soff drey Tage mit den Werbern in der Dorfschenke, und kam alsdann auf den Transport mit noch vier andern Kerln, welche alle eine wahre Lippstullianermiene machten, so daß ich mich beynahe vor ihnen fürchtete."

„Zwey Tage ging der Transport ruhig seinen Gang. Ein Werber, in Begleitung eines grossen Hundes, begleitete uns mit einer geladenen Jagdflinte mit doppeltem Lauf; des Nachts lag der Hund vor der Thür von aussen, und der Werber vor der Thür von innen, so daß es unmöglich war durchzukommen. Meine vier Kameraden schienen auf diese Anstalten gar nicht zu merken, mir waren sie aber sehr auffallend, und ich fing schon an zu bedauern, daß ich meine Freyheit verkauft hatte, doch hoffte ich noch immer das Beste."

„Am dritten Tag ging unser Marsch durch ein Gehölze; meine Kammeraden sprachen der

Branntweinflasche des Werbers so stark zu, daß sie bald leer ward.“

„Nun können wir Pferdepfütze saufen,“ sagte der Werber halb unwillig, als er sahe, daß der edle Krambambuli ausgeleert war; „es sind noch drey starke Stunden auf die erste Schenke. Hier im Wald giebts nichts zu leben.“

„Sey Du nur ruhig,“ erwiederte einer von den Rekruten, „ich habe auch noch eine volle Flasche; sieh da (indem er sie ihm hinreichte). Ich habe mir den Tröster heute früh füllen lassen.“

„Gierig griff der Werber nach der Flasche, und that einige herzhafte Züge daraus. Ganz unbefangen steckte der Rekrute seinen Schnapps ein, und der Marsch ging weiter.“

Kaum waren wir eine Viertelstunde gegangen, als der Werber anfieng über Müdigkeit zu klagen. Der Rekrute schrieb dieses der großen Hitze zu, bot ihm noch einen Schluck, den er annahm, worauf er aber nach ohngefähr zwan-

zig Schritten hinfiel, als wenn kein Leben mehr in ihm wäre."

„Ich wollte den Werber zu Hülfe eilen, aber der Rekrute ſtieß mich zurück." Laß Du den Bengel nur liegen, der krepirt nicht." Nun nahm er den Werber die Flinte ab, der Hund merkte Unrath, und wollte es verhindern, aber pardauz, da lag die Dogge und ſtreckte alle viere von ſich.

„Jezt ſind wir frey, ihr Brüder," ſagte hierauf der Rekrute, der dies alles gethan hatte, „aber wir müſſen machen, daß wir von dannen kommen. Doch wollen wir zuvor noch einen Zehrpfennig mitnehmen. Er viſitirte die Taſchen des Werbers, und nahm ihm alles Geld ab, was er drinnen fand. Der Burſche, ſagte er, braucht kein Zehrgeld; in allen Kneipen ſind die Schurken dieſer Art zehrfrey, das müſſen die Rekruten immer bezahlen. Das Geld wurde unter uns ausgetheilt, der Werber blieb liegen, und die Geſellſchaft entfernte ſich ſchnell

auf einem dem Anführer wohlbekannten Abwege. Ich folgte, wie natürlich, nach, und nach einigen Stunden gelangten wir an ein Dorf, worin wir, wie unser Führer sagte, weiter nichts mehr von preußischen Werbern zu fürchten hätten. In der Schenke erzählte dieser Mensch den Bauern, wie er einen preußischen Werber angeschmiert hätte, und die Bauern gaben ihm ihren ganzen Beyfall. Sonst bestand das ganze Stückchen darin, daß er den Brantwein stark mit Laudanum vermischt hatte, welches er zu diesem Behuf bey sich trug. Er hatte das Stückchen schon mehrmals gespielt. Unsre Gesellschaft trennte sich hier, jeder ging seiner Wege, und ich blieb endlich allein."

„Eben hielt die Post an der Schenke an, wo ich war; ich hörte, daß sie nach Stuttgard ginge, und da ich einige Meilen davon einen Vetter hatte, so entschloß ich mich, diesen zu besuchen, um durch ihn mich mit meinen Aeltern auszusöhnen, und setzte mich auf."

„Mein Vetter war Dorfpaſtor; er hatte zu Tübingen im Kloſter ſtudiert, und war, wie alle die da ſtudieren, ein Frömmling geworden. Er erſtaunte, als ich ihm meine Geſchichte erzählte, fand aber doch in meiner Befreyung aus den Händen der Werber ſichtbare Spuren der allwaltenden ganz ſpeciellen Fürſehung, und ſchloß daher, ich müßte durchaus zu einem geiſtlichen Amt beſtimmt ſeyn. Er ſchrieb an meine Aeltern, und dieſe verziehen mir gerne meine Deſertion; mein Vetter ſchickte mich auf eine ſchwäbiſche Kloſterſchule, wo ich in wenig Jahren ſo weit kam, daß ich die Univerſität beziehen konnte. Unſre Familie hatte auf der Univerſität zu Gießen ein Stipendium für ihre ſtudierenden Kinder, alſo bezog ich dieſe Univerſität.“

Dritter Abschnitt.

„In Gießen war ich recht in meinem Elemente; denn ich war ein erztoller Bursche, und erztoll ging es damals in Gießen her. Ich machte alles mit, was mitzumachen war, kommandirte fast täglich, schlug den Philistern die Fenster ein, ging auf die Kreuzzüge, trug das nächste Gesicht herum, kommandirte bey den Generalstallungen, perrte den Eulenklappel, kurz ich führte mich auf, wie's einem honetigen Burschen zukommt, nämlich nach der Idee der Burschen zu Gießen. Endlich machte ich's zu bunt, schlug mich einigemal öffentlich auf der Straße, und wurde mir nichts dir nichts relegirt."

„Zum Glück hatte ich ausstudiert." —

Astolfo. Du magst mir schön studiert haben, Trumpf!

Trump. Pardis, ich war faſt niemals ins Kollegium gekommen.

Aſtolfo. Und doch ſagſt Du, Du hätteſt ausſtudirt?

Trump. Das heißt nichts mehr und nichts weniger, als ich war ſo lange auf der Univerſität geweſen, als man gewöhnlich da bleibt, um die Anfangsgründe ſeines Brodhandwerks zu lernen. Die meiſten lernen zwar nichts, und ſtudieren doch aus, und dies war mein Fall.

Aſtolfo. Nun verſtehe ich Dich; fahre fort.

Trump. Ich ging nach Hauſe, und weil ich mit herrlichen Teſtimonien verſehen war. —

Aſtolfo. Was? Du warſt relegirt, und brachteſt doch herrliche Zeugniſſe mit?

Trump. Warum denn nicht? Zu Gieſſen kann man, wie aller Orten, beſonders wo Univerſitäten ſind, für Geld und gute Worte, Zeugniſſe bekommen, wie man ſie nur haben will. Zu meiner Zeit waren die Zeugniſſe dieſer Art nicht theuer: Profeſſor Kleveſahl ſtellte eins

für sechs Batzen aus. Also, weil ich mit herrlichen Testimonien versehen war, glaubte jedermann, ich sey gelehrt und wohlgesittet, und alle Pastöre öffneten mir ihre Kanzeln."

„Ich habe ein gutes Gedächtniß, und konnte leicht eine Predigt aus einem alten Tröster auswendig lernen, und an Dreustigkeit, das Auswendiggelernte prompt hinzuperoriren, und dabey, wie ein Pauker, auf die Kanzel zu schlagen, fehlte mir es auch nicht. Daher ward ich bald als ein ganzer Kanzelmann im Vaterlande bekannt, und ein Consistorialrath, welcher wußte, daß mein Vater reich war, und die Bemerkung gemacht hatte, daß ich und Minchen, seine Tochter, gern beysammen waren, machte mir das Examen so leicht, daß ich bestehen konnte, und das beste Zeugniß bekam."

„Von nun an bewarb ich mich um eine Pfarre, aber es waren mehrere Mitwerber da. Einer derselben hatte meine Gießner Stückchen erfahren, und verbreitete sie in der ganzen Gegend. Die Bauern in dem Dorfe, wo ich Hoff-

nung hatte, die Seelen zu melden, kamen wi-
der mich ein, und beſchrieben mich als einen
Menſchen, der ſie ſamt und ſonders in die Hölle
leiten werde, indem ich ja ſelbſt auf dem geraden
breiten Weg dahin ſey. Das Geſchrey der Bau-
ern würde mir indeſſen wenig geſchadet haben,
denn man nimmt darauf wenig Rückſicht, und
gar manches würde gethan werden, wenn nicht
Unterthanen zu erkennen gegeben hätten, daß ſie
es wünſchten.

Aſtolfo. Da haſt Du Recht, lieber
Trump: (mit Feuer) Die Fürſten oder vielmehr
ihre Gouverneurs, die Miniſter, Regierungen,
Oberämter, Magiſtrate, und wie die Geiſeln
der Menſchheit noch ſonſt heißen mögen, bemü-
hen ſich ſo recht meiſterhaft, die Wünſche des
Volkes zu erfahren, um gerade das Widerſpiel
davon ins Werk zu richten. Sie betrachten das
Volk wie ein kleines Kind, und haben den ver-
kehrten Grundſatz, daß man den Willen der Kin-
der brechen müſſe, um ſie gehorſam zu machen.

Trump. Ja, ja, so ist es; aber wenn unsre Bande wieder in ihren rechten Gang kommt, und ihren Grundsätzen treu bleibt, wird dieser abscheuliche Despotismus mit der Zeit gewiß fallen.

Astolfo. Meynst Du? Ach hätte ich diese verkehrten Grundsätze doch nie gehegt! Ich dachte auch, wie Du, einige verbundne Menschen würden im Stande seyn, das Menschengeschlecht zu bessern; aber wie betrog ich mich! statt zu bessern, und Wohlfahrt zu verbreiten, half ich das Elend nur noch größer machen, und trug zur Herabwürdigung des Menschengeschlechts so viel bey, als ich konnte. Gott, Gott!

Trump. Hauptmann, wie sprichst Du? Bist Du bey Sinnen?

Astolfo. Ich war es nie mehr, als in diesem Augenblick.

Trump. Das meynst Du, aber es ist nicht wahr. Im Menschen liegt das Gefühl

der Freyheit, dies muß rege gemacht werden, und er zerbricht alle seine Fesseln.

Astolfo. Um sich wieder neue anlegen zu lassen oder um sie sich selbst anzulegen, wenn niemand da ist, der diese Mühe über sich nehmen will. O Freund, Du kennst die Menschen schlecht, wenn Du wahres Freyheitsgefühl bey ihnen suchst; alles was sie anfangen, beweiset hinlänglich, daß sie gerne abhängen, nicht allein von andern Menschen, sondern sogar von leblosen Dingen. Die Narren ziehen weiße seidne Strümpfe an, um etwas zu thun zu haben, das heißt, um alle Augenblicke Acht geben zu müssen, damit sie die schönen Strümpfe nicht beschmutzen. Doch fahre nur fort.

Trump. „Das Geschrey der Bauern würde mir nun, wie gesagt, wenig geschadet haben; aber desto mehr schadete mir der Consistorialrath, mit dessen Tochter ich einigen Umgang hatte. Der Ehrenmann hatte sich einge-

bildet, ich würde sein Mienchen heirathen, sobald ich die Pfarre hätte; er sprach ganz deutlich über diesen Punkt mit mir, und ich war so dumm, daß ich ihn ins Angesicht sagte, ich würde nie eine Frau nehmen. Von diesem Augenblick an wurde der gute Mann mein Feind, und ich fiel durch. Aufgebracht über dieses Verfahren des hochwürdigen Consistoriums wendete ich mich an den Fürsten, der eine Verwandte von mir zur Maitresse hatte. Der Fürst von seiner Geliebten aufgefordert, und im Fall daß er nicht helfen wollte, mit Alleinschlafen auf drey Tage bedroht, befahl, daß ich schlechterdings Seelsorger werden sollte. Das Consistorium schrieb dem Fürsten ein Langes und ein Breites von meinem Universitätsleben, und holte sogar von Gießen Zeugnisse ein, worin die Herren, welche mir die herrlichsten Testimonien gegeben hatten, mich als den schlechtesten Kerl auf Gottes Boden beschrieben, sogar der Eulenklapper schickte ein Libell gegen mich ein, worin alle Pasquillen enthalten waren, welche ich in

Prosa und in Reimen auf ihn gemacht hatte; aber der Fürst erklärte alles für Kinderpossen und Jungenstreiche. —

Astolfo. Er hatte auch nicht unrecht: denn was auf Universitäten getrieben wird, verdient größtentheils diesen Namen.

Trumpy. Dann befahl der Fürst, daß man den Pedanten zu Gießen schreiben sollte, daß wenn sie sich wieder unterständen, eins seiner Landeskinder von ihrer Quodezuniversität zu relegiren, kein Schwabe mehr da studieren sollte. Bey solchen Umständen hätte mir nun die gesuchte Pfarre nicht fehlen können, aber die Herren im Consistorium verstanden es besser, wie man es machen muß, um die guten Aussichten eines Menschen zu verderben, und ihn ins Unglück zu stürzen. Sie gaben mich für einen Ketzer aus, und bewiesen durch sechs erkaufte Zeugen, daß ich mich in einer Kneipe über das erbauliche Lied: „wie schön leucht uns der Morgenstern," lustig gemacht hätte. Nun hatte der

Spaß ein Ende; weder Fürſt noch fürſtliche Maitreſſe konnten mich ſchützen, und ich verlohr alle Ausſichten auf die Zukunft.

„Voll Verdruß begab ich mich in das Fürſtenthum Mezendore — denn ſo heißt das Land, wo wir jetzo ſind — kaufte mir da das Indigenatsrecht, und predigte weit und breit herum; denn Du mußt wiſſen, daß die Paſtoren hier zu Lande faule Bäuche ſind, wie weiland die Cretenſer, die es gerne ſehen, wenn jemand für ſie kanzelt. Ich würde auch eine Pfarre bekommen haben, weil ich Geld geben konnte, und hier dergleichen feil iſt; aber zum Unglück gab mich die Magd meines Wirths als Vater ihres Kindes an, und ſo war mir der Weg in den Schafſtall Chriſti verſperrt.“

„Was wollte ich machen? Man rieth mir, einen Schuldienſt anzunehmen, und ich that es: denn ich ſchämte mich in mein Vaterland zurück zu kehren. Aber zu meinem Unglück hatten meine Bauern das Recht, ihren Schulmeiſter

zu wählen, und forderten daher, daß der Schulmonarch auch fein säuberlich mit ihren Knäblein und Mägdlein umfahren sollte. Ich dachte aber anders, und theilte nach Nothdurft Hiebe aus. Einstmals gerbte ich den Jungen des Dorfschulzen, einen ungezogenen wüsten Buben. das Fell rein aus; der Schulz und alle Bauern ergrimmten, und verklagten mich beym Consistorium; dieses war von mir mit Geld gewonnen, und wieß die Kläger sanéfaßon ab, aber als meine Ketzerey angegeben wurde, wurde ich kassirt, die Bauern warfen mich aus dem Schulhause; die Kinder verfolgten mich mit Steinen und Koth, und die Bauernweiber leerten ihre Pißköpfe über meinem Leichnam aus."

Vierter Abſchnitt.

„Verzweiflungsvoll verließ ich das Land Mezendore, und zog ſo lange herum, bis mein Geldbeutel rein ausgeleert war. Nun war aber guter Rath theuer, und als ich erſt anfing, an allem Mangel zu leiden, und meine nur halbweg entbehrlichen Sachen verkauft und aufgezehrt hatte; ſo ſahe ich mich gezwungen, Werber aufzuſuchen, und mich ihnen anzubiethen. Ich fand dergleichen Schleicher im Finſtern bald, und wurde von ihnen mit Freuden angenommen.“

„So lang ich Geld hatte gings noch ziemlich gut; aber ſchon acht Tage nach meiner Ankunft in der Garniſon war das wenige Handgeld alle, und ich mußte nun von acht Groſchen fünf

Tage lang leben, und wenigſtens zwey Tage vier fünfen Hunger leiden. Mein Hauptmann war ein garſtiger, tückiſcher, eigenſinniger Menſch; der ſo recht ſeine Freude hatte, wenn er jemand quälen und ängſtigen konnte; wenn er prügeln, ſchimpfen, ſchmähen und fluchen konnte, war er ganz in ſeinem Elemente, und ſo oft er im Spiel verlohr, ſo oft ihm der Oberſt oder der General auf der Parade eine Naſe gab wegen ſeiner groſſen Ungeſchicklichkeit im Dienſt, ſuchte er ſich an den armen Soldaten zu rächen, und die Unterоffizier, welche ſich bey ihm einſchmeicheln wollten, mußten es machen wie er."

„Auch mich traf das Unglück, daß mir der tolle Hauptmann feind ward. Ich hatte Bekanntſchaft mit einem Mädchen gemacht, der Hauptmann ſahe das Mädchen einſt in meiner Geſellſchaft in einem Garten, und weil er glaubte, ſich bey einem Soldatenſchätzchen nicht ſchemiren zu dürfen, ſo machte er ihr die entehrendſten Anträge, und zwar in meinem Bey-

ſeyn; ich hätte vor Aerger platzen mögen, aber ich verbiß meinen Zorn und ſchwieg. Doch Lieſchen fand keine Urſache, den brutalen Menſchen zu ſchonen, und ſagte ihm in meiner Gegenwart ſehr derbe Wahrheiten, und verließ den Garten, ohne die Anträge des Hauptmanns ferner des Anhörens zu würdigen.“

„Der Hauptmann, welcher nicht gewohnt war von einem gemeinen Mädchen ſo behandelt zu werden, ſezte ſeine Bewerbungen um Lieſchen noch immer fort, und bediente ſich einer alten Frau, um das Mädchen in die Falle zu lokken; aber er verfehlte ſeinen Zweck, und Lieſchen entweder aus Tugendgefühl, oder was ich lieber glaube, aus Abſcheu gegen den Wüſtling, ließ ihn derb anlaufen.“

„Endlich ſahe der Hauptmann, daß alle ſeine Bemühungen vergebens waren, und machte es, wie alle Niederträchtigen, die nicht zur Erfüllung ihrer brutalen Begierden gelangen können, das heißt; er ſann auf Rache und fand

dieſe leicht, indem ſich die alte Vettel zu einer Beſchuldigung wider das Mädchen gebrauchen ließ. Es wurden mir nämlich einige bürgerliche Kleidungsſtücke unter mein Bette geſteckt; dieß that mein Wirth; ein Soldat, der den Exkaleſakter beym Hauptmann machte.

Adolfo. Was iſt das für ein Kerl, ein Kaleſaktor?

Trump. So nennt man bey den Soldaten einen Ohrenbläſer, der alles anbringt, was er höret und ſiehet, und ſich von den Vorgeſezten zu allen nur erſinnlichen Niederträchtigkeiten gebrauchen läßt. So ein Burſche war mein Wirth; er erhielt einige Kleidungsſtücke vom Hauptmann, ſteckte ſie in meiner Abweſenheit unter mein Bette, und ließ ſie hernach vom viſitirenden Korporal finden. Der Hauptmann, welchem dieſe Sache der Korporal zum Schein rapportirte, ob er gleich um alles beſſer wußte, als der dumme Pinſel, ſchickte mich auf die Hauptwache und ließ Verhör über mich halten.

Nun trat die alte Bettel auf, und gab vor, Ließ-chen habe die Kleidungsstücke gekauft und mir dieselben zugesteckt, damit ich mich verkleiden und desertiren könnte; dieses wollte der alte Satan alle selbst gesehen und gehört haben."

„Der Auditeur hätte sehr leicht hinter die Wahrheit kommen können, wäre er kein Schurke gewesen; aber man weiß ja wie die Auditeur ost sind, sie hängen von den Offizieren ab, lassen sich von diesen die Urtheile noch vor der Untersuchung diktiren, und fällen dieselben, wie sie ihnen waren vordiktirt worden. Der unsrige war vollends ein abgefeimter Bube; er schickte das arme Mädchen auf sechs Monate ins Zuchthaus, und ich mußte achtmal Gassen laufen."

„Diese Unmenschlichkeit brachte mich aufs höchste auf, und ich beschloß einen Dienst zu verlassen, wobey Teufeleyen dieser Art vorgehen können. Der Soldatenstand ist seiner Natur nach so beschaffen, daß alle Gesetze mit Strenge gehandhabt werden müssen; allein Barbareyen

und Grauſamkeiten ſind gar nicht nothwendig, um den Stand ſelbſt aufrecht zu halten, ſie ſchaden ihm vielmehr, und doch ſieht man täglich dergleichen ausüben.“

„Ich fand bald einige rüſtige Kameraden, welche auch waren mißhandelt worden, und ausreißen wollten; wir verſtanden uns bald, machten ein honettes Bündniß, welches die militäriſchen Tyrannen Komplott zu nennen pflegen, und fuhren ab. Ich kann nicht ſagen, ob man uns nachgeſezt habe; denn wir kamen wohlbehalten über die Gränze in Freyheit, aber ohne Geld und ohne Bekanntſchaft. Die Einwohner des Landes, wo wir hingeflüchtet waren, haßten die Soldaten des Fürſten, deſſen Dienſte wir verlaſſen hatten; denn dieſe hatten ſich im lezten Kriege in ihrem Lande abſcheulich aufgeführt, hatten geſtohlen, geraubt, geſengt und gebrennt, hatten weder ſchwache Weiber, Mädchen und Kinder, noch abgelebte Greiſe verſchont, und was das ärgſte war, ſie hatten ſich *an ihren* Kirchen

Reliquien und heiligen Bildern vergriffen, hatten öffentlich auf die Heiligen und die Mutter Gottes geläſtert und andre Ausſchweifungen begangen, wodurch ſie dieſen Leuten äußerſt verhaßt geworden waren.“

„Wo wir daher hinkamen, kannte man uns an unſern Soldatenklüftchen, und wieß uns die Thüre. Wir beriefen uns zwar auf unſre Unſchuld, und betheuerten, daß wir jene Teufeleyen, worüber ſie ſich beklagten, nicht mitgemacht hätten, aber vergebens; nirgends fanden wir Beyſtand, nicht einmal Obdach, und aller Orten ſchalt man uns Räuber, Kirchendiebe, Gotteslästerer und Ketzer.“

„Endlich konnten wir es nicht mehr aushalten, der Hunger zwang uns ein Mittel zu ergreifen, welches ich bis dahin immer verabſcheuet hatte; wir fingen an zu ganſen. Meine Kammeraden ſchienen mehrere Fertigkeit in dieſer edlen Kunſt der langen Finger zu beſitzen, und ſchleppten allerley zuſammen, welches wir

zu Geld machten, und uns dann trefflich bene thaten.“

„Die Gewohnheit ward bald zur andern Natur; wir fanden Behagen am Partizipiren, und schwärmten weit und breit herum. Unsre Soldatenröcke warfen wir weg, und kleideten uns auf dem Trödel in einer Stadt um; drauf machte ich uns falsche Pässe, und so zogen wir als Kammerjäger, oder als Ratzen- und Mäusevertilger herum. Auch diese Profession, welche ich in Gießen vom Schuster Wannig, sonst Vater Abraham, Isaak und Jakob genannt, erlernt hatte, brachte uns auch etwas ein, und wir hätten bequem davon leben können, wenn wir nicht schon zu stark ans Ludern gewöhnt gewesen wären. Das Ludern fordert aber viel Geld, und um dieß zu haben, mußten wir mitunter stehlen.“

„Um aber einen sichern Ort zu haben, wo wir unsre Sachen hinbringen und niederlegen konnten, machten wir einen Kontrakt mit einem

Schenkwirthe, der im freyen Felde an der Landstraße seine Wohnung hatte. Dieser Kerl mogte wohl schon mehr dergleichen Kontrakte geschlossen haben; denn er ließ sich unsern Antrag ohne Bedenken gefallen, prellte uns aber meisterlich. Wir mußten ihm für jede Nacht, die wir in seiner Kneipe in unsern Geschäften zubrachten, drey Thaler geben, außer den drey Thalern, die er jede Woche von uns bekam, wenn wir auch gar nicht in Geschäften kamen."

„Aber der Mann war doch sonst gut, er suchte unsre Waaren unter der Hand zu verkaufen, wobey er wahrscheinlich auch für seinen Beutel sorgte, und seine Töchter standen uns, freylich gegen gleich baare Bezahlung, stets zu Diensten."

„So trieben wir unsre Sachen eine geraume Zeit ruhig fort, allein wie's im Sprüchwort heißt: der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht, so ging es auch uns. Die Mädchen des Kneipenwirths kleideten sich in ge-

ſtohlne Zeuge, trugen geſtohlne Tücher und hingen ſich geſtohlne Ringe in die Ohren; er ſelbſt trug eine geſtohlne Uhr und eine ditto Tabaksdoſe; man erkannte dieſe Sachen, und da die ganze Gegend weit und breit auf Gauner aufmerkſam war, weil ſo viel geſtohlen worden war, ſo wurde Herr Grand — ſo hieß der Kneipier, — mit Frau und Töchtern eingezogen."

„Es war den Gerichten leicht, die Wahrheit herauszubringen, und jezt wurde Jagd auf uns gemacht; Grands Haus wurde mit Häſchern beſezt, welche uns, ſobald wir kämen, in Empfang nehmen ſollten. Aber wir bekamen Nachricht von dem, was auf uns wartete, und machten uns aus dem Staube."

„Das Fürſtenthum, wo man uns feſthalten wollte, iſt ein großes Land, und wir hatten auf allen Seiten ſehr weit bis auf die Gränze; wir ſahen uns daher genöthiget, äußerſt behutſam zu reiſen, um den Nachſtellungen zu entgehen. Endlich, nach vielem überſtandnen

Ungemach, kamen wir in die Gebirge Grusiens, wo wir so glücklich waren unter Deine Bande aufgenommen zu werden.

Astolfo. Ist Deine Geschichte zu Ende Trump?

Trump. Bis auf einige Kleinigkeiten.

Astolfo. Laß diese für heute.

Trump (verdrüßlich). Macht Dir etwan meine Erzählung lange Weile? Wenn das ist, so ärgre ich mich, angefangen zu haben.

Astolfo. Es scheint, Du findest viel Vergnügen Deine Thaten zu erzählen, wenn man Dir aufmerksam zuhört.

Trump. Ja, und das von Rechtswegen. Es ist wahrlich angenehm, sich an seine alten Sünden zu erinnern.

Astolfo. Ich gebe zu, daß eine Rückerinnerung an Jugendstreiche, an lustige Vorfälle, auch wohl an Gefahren und Noth angenehm seyn kann, aber das Andenken an Spitzbübereyen, an Verbrechen. —

Trump (hitzig). Sakkerment, Hauptmann, wie ſprichſt Du? Willſt Du den Prediger machen? Willſt Du mich etwan gar verdammen? Biſt Du nicht eben was ich bin? he?

Aſtolfo. Leider, leider haſt Du recht! — Aber, lieber Trump, werde nicht böſe, ich meyne es wahrlich gut mit Dir.

Trump. Und ich meyne es, hol mich der Teufel, von ganzer Seele gut mit Dir, aber ſo mußt Du mir nicht wieder kommen.

Aſtolfo. Niemals, mein Freund! — Aber es iſt wohl Zeit aufzubrechen.

Trump. Ja wohl iſt es jezt Zeit. Komm!

Fünfter Abſchnitt.

Aſtolfo und Trump nahmen ihre Flinten und ihre Jagdtaſchen auf die Schulter, und zogen mit Hirſchfängern an der Seite, und mit Piſtolen in der Taſche, wohlgerüſtet aus dem Dikkige ab, gerade nach der Landſtraße zu.

Sie gingen, als ſie dieſe erreicht hatten, raſch vorwärts, um mit dem Tag eine Schenke zu erreichen, welche in einem Gehölze lag, und die Trump wohl kannte. Aſtolfo ſprach wenig, Trump hingegen plauderte in einem fort, und erzählte luſtige Stückchen aus ſeinem Studentenjahren, woran er ſelbſt allemal den ſtärkſten Antheil gehabt hatte.

„Du warſt wohl ein rechter Renommiſt, lieber Trump,“ ſagte Aſtolfo.

Trump. Gefürchtet hab' ich mich mein Tage nicht, Bruder, auf Ehre nicht, und weiß noch nicht was Furcht iſt.

Herr Bruder glaube mir, das Luder mit drey Rachen,
Wollt' ich mein Seel' ſo zahm, wie einen Schooßhund machen.

So ſprach Zacharias Neuemmiſt, und ſo kann auch ich, ohne Ruhm zu melden, von mir ſagen.

Aſtolfo. Horch, was war das?

Trump. Was? Ein Poſthorn. — Es kommt eine Extrapoſt.

Aſtolfo. Komm auf die Seite, bis ſie vorbey iſt.

Sie gingen beyde über den Chauſſeegraben, und ſtellten ſich in einiger Entfernung hinter einen Baum, um nicht geſehen zu werden.

Der Wagen kam, aber auf einmal wurde er von fünf Kerln, welche von der andern Seite aus dem Walde kamen, angefallen. Ein Schuß

tödtete den Postillion, die Pferde wurden angehalten, und die Kerl machten Anstalt den Wägen zu plündern, woraus ein klägliches Geschrey ertönte.

„Komm Trump, rief Astolfo, hier ist Ueberfall, wir müssen helfen.“

„Allerdings müssen wir das, wäre es auch bloß, um nicht für mitschuldig gehalten zu werden.“

Astolfo und Trump eilten schnell auf den Wagen zu, wo die Räuber mit Plündern beschäftiget waren. Eine Pistole, welche Astolfo abdrückte, legte einen davon mausetodt zu Boden; einem andern zerschmetterte Trump mit einem Flintenschuß den Arm, dieser heulte abscheulich und lief davon; Astolfo und Trump zogen nun ihre Hirschfänger, und drangen auf die noch übrigen drey ein, welche aber sich nicht zur Gegenwehr sezten, sondern, so schnell sie konnten, dem Walde zuliefen.

Ein Mann und zwey Frauenzimmer ſtiegen jezt aus dem Wagen, fielen ihren Rettern zu Füßen, und konnten kaum Worte finden, ihnen zu danken; das Gefühl erſtickte ihre Stimme; am wenigſten beredt waren die Frauenzimmer, denen es doch ſonſt ſo leicht an Geläufigkeit der Zunge nicht zu fehlen pflegt.

„Darf ich wiſſen meine Herren,“ fragte endlich der Mann, „wem ich und meine Lieben das Leben zu verdanken haben? Darf ich meine großmüthigen Retter bitten, uns ihre ewigtheuren Namen zu ſagen?“

Aſtolfo. Ich heiße Silvano, bin ein Mailänder, mein Gefährte aber heißt Trump, und iſt ein Deutſcher. Wir ſind beyde reiſende Jäger, und ſuchen Kondition.

Der Fremde. Gott ſey gelobt und geprieſen, daß Sie das ſind, meine theuerſten Retter. Ich bin der Oberforſtmeiſter im Fürſtenthum Mezendore, mein Name iſt Hartung, und alle meine Bemühungen ſollen dahin gehen,

Ihnen meine innigste Dankbarkeit zu beweisen. Sie sollen gewiß mehr haben als eine Jägerkondition.

Trump (einfallend). Lieber Silvanskommt, laß uns eilen, daß wir wegkommen. Wahrscheinlich ist die Räuberbande hier im Holze, und wenn die Bursch, welche wir verscheucht haben, mit Verstärkung zurück kommen, so sind wir verlohren.

Hartung. Um Gotteswillen, meine Herren, meine besten Freunde, verlassen Sie uns nicht.

Trump. So kehren Sie mit uns um. —

Astolfo. Was sagst Du, Trump.

Trump. Ich weiß wohl was ich sage. Ihr Postillion liegt hier todt, ich will sie nach der Nickelsschenke fahren.

Hartung. Tausend Dank, bester Mann! Aber was wird's mit den Todten?

Trump. Die legen wir hier unter die Brücke, und lassen sie abholen wenns Tag ist. —

Trump ſchleppte wirklich beyde Leichen unter die Brücke, befahl einzuſteigen, ſetzte ſich dann auf den Bock, und fuhr, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten, nach der Nickelsſchenke zu.

Unterwegs war das Geſpräch ziemlich einſylbig; denn Aſtolfo dachte über den Zufall ernſthaft, unter ſteter Beziehung auf ſeine eigne Lage, nach, und die andern hatten ſich von ihrem Schreck noch nicht völlig erholt.

Endlich kamen ſie auf der Nickelsſchenke an. Der Wirth und ſeine Leute wunderten ſich ſehr, den Herrn Oberforſtmeiſter wieder zu ſehen, da derſelbe doch erſt den vorigen Abend in eben dieſer Schenke eingeſprochen hatte, und darauf weiter gefahren war. Alle erſchraken aber zum Tode, als ihnen der Zufall mit den Räubern bekannt gemacht wurde.

„Gleich muß eine Karre angeſpannt werden,“ ſagte Aſtolfo; „ohngefähr zwey Stunden von hier liegen zwey todte Körper, die müſſen hergeholt, und dann zu dem nächſten Richter oder Amt gebracht werden.“

Der Wirth kratzte sich hinter den Ohren, aber Trump und Astolfo, vorzüglich aber der Oberforstmeister machten ihm begreiflich, wie nöthig dieses sey; und er befahl, daß sein Sohn Hans und ein Tagelöhner anspannen, und die Leichen holen sollten.

„Meine Herren!“ sagte der Oberforstmeister zu unsern Abentheurern, „Sie haben uns das Leben gerettet; diese Wohlthat können wir niemals bezahlen, und bleiben also ewig Ihre Schuldner. Aber Sie haben auch eine Summe Geld gerettet, die ohne Ihren großmüthigen Beystand in die Hände der Spitzbuben gefallen wäre, die gehört Ihnen von Rechtswegen zu.“

Mit diesen Worten überreichte er unsern Helden eine Schatulle mit Gold, aber diese schlugen das Geschenk aus, und versicherten, daß sie niemals eine Belohnung annehmen würden.

So etwas war dem Oberforstmeister noch nicht vorgekommen; er konnte nicht begreifen, wie reisende Jägerbursche, welche sonst sogar herum-

laufen und fechten, ein Präſent ausſchlagen konnten, das er ihnen ſo herzlich gönnte. Er verdoppelte daher ſeine Bitten, ſeine Frau und Tochter vereinigten die ihrigen damit, aber umſonſt; Aſtolfo und Trump erklärten gerade heraus, daß ſie den Augenblick abziehen und weiter gehen würden, wenn ſie noch ein Wort von Geſchenke annehmen hören müßten.

Traurig gab der Oberforſtmeiſter nach, und Julchen, ſeine Tochter, ſchloß die Schatulle traurig in den Koffer; die gute Familie hätte gewünſcht, daß ihre Retter ihren guten Willen nicht verſchmähen mögten.

Sechster Abschnitt.

Indessen kamen die Leichen an, und wurden in der Scheune niedergelegt. Trump ging hin den todten Spitzbuben in Augenschein zu nehmen, und als er ihn ganz genau betrachtet hatte, ging er langsam in den Garten, wo Astolfo in tiefen Gedanken herumwandelte.

„Weißt Du was Neues, Astolfo,“ sagte er leise zu ihm.

Astolfo. Nun?

Trump. Der todte Räuber war einst von unsrer Bande,

Astolfo (erschrickt). Oh!

Trump. Ja, ja; geh hin und beschau ihn selbst; es ist Coello.

Aſtolfo. Der von der Bande weglief, weil er die Strafe fürchtete, die er mit ſeinen Niederträchtigkeiten und Schurkereyen verdient hatte?

Trump. Eben der.

Aſtolfo. Gut daß er den Lohn ſeiner Thaten dahin hat; der Kerl hätte uns gefährlich werden können.

Trump. Das verſteht ſich; Dir und mir hatte der Hallunke den Tod geſchworen — nun Gott hab' ihn ſelig, und wenn das nicht iſt, mag ihn der Teufel tröſten.

Aſtolfo. Aber es wird Zeit, lieber Trump, weiter zu reiſen.

Trump. Wir begleiten den Oberforſtmeiſter.

Aſtolfo. Denk an die Gefahr, welcher wir uns ausſetzen.

Trump. Ich ſehe keine; aber ich weiß, was ich weiß; laß Du mich nur machen. Hier zu Lande können wir einige Zeit in Sicherheit le-

ben, und unſre Maasregeln für die Zukunft nehmen, wie wir es für dienlich halten.

Der Oberforſtmeiſter Hartung kam auch in den Garten, und bat unſre Abentheurer aufs freundſchaftlichſte, in das Haus zu kommen, und das Frühſtück mit ihm und ſeinen Leuten einzunehmen.

In der Wirthsſtube fanden ſie die Frauenzimmer, welche beſchäftiget waren Schokolade einzuſchenken. Das Geſpräch betraf natürlich den nächtlichen Vorfall, und der Oberforſtmeiſter ſprach unaufhörlich von Erkenntlichkeit und Dank, die Frauenzimmer ſtimmten in dieſen Ton ein; Aſtolfo lehnte alles mit vieler Würde von ſich ab, und Trump betheuerte mit tauſend Schwüren, daß ihm nichts läſtiger ſey, als ſo ein vertraktes Dankgeſpräch.

Madam Hartung betrachtete unſern Trump von Zeit zu Zeit mit vieler Aufmerkſamkeit, und verwendete endlich gar kein Auge mehr von ihm; wenn er ſprach, ſo ſchien ſie vorzüglich auf den Ton ſeiner Stimme Acht zu haben.

„Weiß man Dich so ansieht Fiekchen," sagte endlich der Oberforstmeister, „sollte man glauben, der Herr da wäre eine alte Bekanntschaft von Dir. So aufmerksam betrachtest Du ihn."

Madam Hartung. Ich müßte mich auch sehr irren, oder der liebe Herr ist. — Sind Sie nicht ehemals in Hinkelstein gewesen, mein bester Herr?

Trump. O ja Madam — (lächelt).

Mad. Hartung. Und in Qualität. —

Trump. In Qualität eines Schulmeisters.

Mad. Hartung. Dachte ich's doch gleich. — Hier Julchen, gieb dem Herrn die Hand; es ist Dein alter Lehrmeister.

Oberforstmeister. Fiekchen, sag mir doch, wie das alles zusammenhängt; ich verstehe Dich nicht.

Mad. Hartung (schnell). Ja sieh nur, lieber Mann, ich war doch, wie Du im Feld als Oberjäger warst, ehe Du Oberforstmeister

wardst, bey der Tante zu Hinkelstein, da war gerade Herr Triumph.

Trump (rauh). Trump ist mein Name, Madam, ich hab' nie Triumph geheißen. —

Mad. Hartung. Schon recht, verzeihen Sie mir. (schnell) Ja, lieber Mann, da war gerade Herr Trump daselbst in Hinkelstein Cantor und Schullehrer, und wurde von jedermann geliebt und geehrt.

Trump. Das ist mit Ihrer Erlaubniß nicht wahr Madam. Die vertrakten Hinkelsteiner Bauern konnten mich nicht leiden, weil ich manchmal das Rauche herauswendete, und ihren ungeschliffenen benglichen Jungen das Fell durchhieb. Doch fahren Sie nur fort.

Astolfo. Trump, ich versichre Dich, daß Du der Höflichkeit wegen nie wirst gestraft werden.

Mad. Hartung. Hat alles nichts zu sagen; ich liebe die Sprache der Offenherzigkeit.

Ja, woran wär ich denn? Ach ich beſinne mich. (ſchnell) Mein Julchen hatte niemand, der ihm Unterricht gab; das Mädchen lief herum, und würde ganz verwildert ſeyn, hätte ich es nicht zu Herrn Trump in die Schule geſchickt. Da hat aber auch Julchen was rechts gelernt: die zehen Gebote, Addiren und Subtrahiren, die ſieben Bußpſalmen, das Vaterunſer mit Was iſt das? den Glauben mit Was iſt das? und noch mehr hübſche Sachen, ſogar ſchreiben. Julchen, gieb doch dem Herrn Cantor Trump eine Hand, und bedanke Dich für den guten Unterricht.

Julchen reichte ihre ſchöne Hand dem rauhen Trump, und dieſer drückte ſie recht herzlich an ſeine Lippen.

Oberforſtmeiſter. Heute Nacht ſagten Sie mir aber, Sie wären ein reiſender Jäger. Nun man hat manchmal ſeine Urſachen. —

Trump. Bitt' um Verzeihung, ich hab' Sie nicht belogen. Wir ſind beyde Jäger. Sehen Sie (zeigt ihm ſeine Papiere.).

Oberforſtmeiſter. Aber mein Gott! Sie ſind ja Cantor. —

Trumpy. Geweſen, Herr Oberforſtmeiſter, aber ich bin es nicht mehr. Kann man denn nicht einen Jäger aus einem Cantor machen?

Oberforſtmeiſter. Wenn's Ihnen nicht Mühe machte, ſo hätt ich begierig, die Geſchichte dieſer Metamorphoſe zu hören.

Trumpy war gleich bereit, einen Roman aufzutiſchen, den wir nicht wiederholen wollen, weil alles, was er erzählte, Erdichtung war. Er machte aber alles ſo wahrſcheinlich, und hatte dabey ſo eine unbefangne aufrichtige Miene, daß die Zuhörer, bis auf Aſtolfo, gar nicht an der Wahrheit ſeiner Sage zweifelten. Von ſeinem Freund Aſtolfo, den aber nun Silvano hieß, ließ er ſo viel in ſeine eigne Hiſtorie einfließen, daß dieſer, auch ſeine Geſchichte zu erzählen, überhoben blieb.

Der Wirth und seine Frau erkannten auch den ehemaligen Herrn Canter Trump, und freuten sich, ihn wieder zu sehen; mit vielen hundert he, he, he's beschrieb der Wirth Trumps Fertigkeit im Trinken, und referirte alle Schnurren, welche dieser ehemals bey einem Glas Wein oder Schnapps aufgetischet hatte.

„Es wird Zeit," sagte nun Astolfo, „daß wir weiter gehen (sieht nach der Uhr)."

Oberforstmeister. Wie? Sie wollen weiter? Nimmermehr werde ich das zugeben.

Astolfo. Und doch müssen wir fort; wir suchen Dienste, und hoffen sie auch zu finden, aber wir haben noch einen weiten Weg, und müssen eilen.

Oberforstmeister Meine Herren, meine theuersten Retter, bleiben Sie bey mir, und kommen Sie mit mir nach meiner Wohnung. Ich habe einigen Einfluß, und will Ihnen beyden gewiß Versorgungen schaffen, die mehr werth seyn sollen, als eine elende ungewisse Jägerkondition.

Trump. Topp, Herr Oberforſtmeiſter, ich ſchlage ein.

Oberforſtmeiſter. Und ich werde Ihnen mein Wort halten. Aber Sie, Herr Silvano? —,

Trump (einfallend). Mein Freund Silvano verläßt mich nicht. Iſt's nicht ſo, Lieber? Du gehſt mit: Konditionen können wir ja immer noch bekommen, verſtehn wir doch unſre Profeſſion.

Aſtolfo machte allerhand Ausflüchte, aber der Oberforſtmeiſter, ſeine Frau und das ſchöne Julchen ſezten ihm ſo ſtark zu, daß er endlich nachgab, und mit zu reiſen verſprach. Der Oberforſtmeiſter umarmte beyde, und wiederholte ſein Verſprechen mit den heiligſten Schwüren.

Siebenter Abschnitt.

Einige Stunden von der Nickelsschenke war ein fürstlich Mezendorisches Oberamt. Dahin hatte der Gastwirth den Vorfall melden lassen, und alle Herren vom Oberamt kamen, freilich mehr um der Diäten, als um der Justizpflege willen, zur Besichtigung der todten Körper; sogar die Referendarien und Auskultatoren *) beym Oberamt, waren mitgekommen, und daß der Herr Landphysikus, einige Chirurgen mit der hochweisen Nase, und verschiedne Bartkratzer mit dem politischen Antliz auch dabey waren, versteht sich von selbst.

*) Aktenschlepper und Maulaffen. Für manche Söhne der Themis lassen sich wohl keine schicklichern Benennungen erfinden.

Die Sektion der Körper war nur kurz; der Physikus gab zu Protokoll, daß beyde durch Schüsse mit gehacktem Bley getödtet wären. Nun fing aber der Syndikus seine Untersuchung an, und nahm nach der Aussage des Oberforstmeisters, seiner Frau und Tochter, wie auch Astolfo's und Trumps ein vierzehn Bogen starkes Protokoll auf, worin auch die allerunbedeutendsten Kleinigkeiten verzeichnet waren.

Als dieses Protokoll endlich geschlossen war, wendete sich der Syndikus an Astolfo.

„Mein Herr," sagte er, „wir haben einen Menschen heute früh eingeliefert bekommen, der den Bauern, einige Stunden von hier, verdächtig schien. Er will ein reisender Fechtmeister seyn, und beruft sich auf Sie, den Herrn Silvane. Er giebt vor, Sie und Herr Trump seyen einige Tage mit ihm gereiset, und er habe gestern Abend zurückbleiben müssen, weil er Blasen auf den Fußsohlen habe." Ists denn so, mein hochgeehrtester Herr?

Astolfo (unbefangen). Allerdings, der Mensch hat nicht im geringsten falsch gesprochen.

Syndikus. Sagte ichs nicht gleich, Herr Assessor, der Mann müßte unschuldig seyn. Sein Gesicht mit der Schmarre über dem Backen ist zwar nicht sehr empfehlend; allein ich bin kein Lavaterianer. Wie heißt er doch — ich muß nachsehen (schlägt ein Protokoll nach).

Astolfo. Er heißt Commodo, und ist ein Neapolitaner.

Syndikus. Das trift alles zu. Der Mann ist unschuldig, er soll noch heute seines Arrestes entlassen werden.

Nachdem die Protokolle geendiget, und die Befehle zum Begräbniß der todten Körper, wovon einer auf dem Gottesacker, der andre aber unter den Galgen kommen sollte, gegeben waren, ließen sichs die Herrn vom Oberamte nebst ihrem Appendix auf Regimentsunkosten wohl schmecken; alle lobten den Muth und die Ent-

schlossenheit der beyden Fremden, und der Oberforstmeister, seine Frau und Tochter stimmten in dieses Lob nur zu gerne ein.

Der Oberforstmeister hatte noch zehn Meilen nach Hause, und da er durch die Justizpflege bis Nachmittags um vier Uhr war aufgehalten worden, so entschloß er sich auch über Nacht in dem Gasthof zu bleiben, weil er sich vor neuen Ueberfällen fürchtete; doch würde er sich von Astolfo und Trump zur Abreise haben bereden lassen, allein Madam wollte durchaus nicht, und zwar aus dem guten Grunde, daß die Nacht keines Menschen Freund sey.

Man blieb also, und die Oberforstmeisterische Familie konnte ganz sicher schlafen, indem der Wirth, aus Furcht vor den Spitzbuben, einige fürstliche Dragoner zu sich ins Quartier genommen.

Früh schon um vier Uhr war Astolfo im Garten; er hatte die Nacht über wenig geschlafen; die

Grillen gingen ihm wie ein Wirbelwind im Kopf herum, und wenn er lange hin und her gedacht hatte, schwanden alle Gedanken auf einmal, und er war über das, was er thun sollte, immer in der quälendsten Ungewißheit.

Endlich warf er sich unter einem Baum nieder, fluchte auf sein Schicksal, und auf die, welche ihm aus dem Zirkel seiner Familie gestoßen, und gezwungen hatten, das gefahrvolle und entehrende Banditenhandwerk zu ergreifen. Auf einmal hörte er Geräusch hinter sich, kehrte sich um, und erblickte Commodo.

„Guten Morgen, Hauptmann," sagte dieser.

Astolfo. Guten Morgen! Aber, mein Gott, Commodo, wie kannst Du es wagen.

Commodo. Dir unter die Augen zu kommen, nicht wahr? — Aber ich habe nichts begangen, das ich nicht verantworten könnte.

Astolfo Bist Du bey den Kerln gewesen, die des Oberforstmeisters Wagen anfielen?

Commodo. Ja.

Aſtolfo. Weiſt Du das Geſetz nicht, welches verbietet jemanden ohne Erlaubniß anzufallen?

Commodo. O ja; aber jenes Geſetz hat, wie alle Geſetze, ſeine Ausnahmen.

Aſtolfo. Und welche?

Commodo. Hunger thut wehe.

Aſtolfo. Warum bettelſt Du nicht lieber?

Commodo. Lebe wohl, Hauptmann!

Aſtolfo. Wo willſt Du hin?

Commodo. Weg von einem Manne, der mir rathen kann zu betteln; ehe einer von Aſtolfo's Bande ſeine Zuflucht zum Betteln nimmt, müſſe er mordbrennen. Haſt Du das nicht oft ſelbſt geſagt?

Aſtolfo (reicht ihm die Hand). Vergieb mir Bruder, mein Gehirn iſt verwirrt.

Commodo. Ich bin nicht böſe.

Aſtolfo. Alſo gehungert haſt Du?

Commode. Noch habe ich nicht gehungert, aber ich wollte doch die Gelegenheit nützen, dem zukünftigen Hunger vorzubeugen.

Aſtolfo. Wie kamſt Du aber in dieſes Land?

Commode. Unſre Getreue haben mich Dir nachgeſchickt.

Aſtolfo. Wo ſind ſie jezt, unſre Getreuen?

Commode. Im Fürſtenthum Faunien, oder vielmehr in den Gebürgen zwiſchen Bervaſien und Faunien. Dort halten ſie ſich auf, und dorthin hat ſich der Reſt unſrer Bande zuſammengezogen.

Aſtolfo. Wie viel ſind's ihrer?

Commode. Ohngefähr funfzig. Wir haben beym letzten Angriff ſchrecklich gelitten. Der verfluchte Verräther Coello! —

Astolfo. Ich habe ihm seinen Lohn gegeben. — Aber sag, was willst Du bey mir?

Commodo. Dir sagen, wo wir sind, und Dich sicher an den Ort unsers Aufenthalts begleiten.

Astolfo. Ich freue mich, wenn Ihr sicher seyd; aber zu Euch komme ich nie wieder.

Commodo. Hauptmann! —

Astolfo. Es ist beschlossen, ich will enden, und habe schon geendet.

Commodo. Hauptmann. — (Heftig.) Du verläßt uns, kann das Silvano?

Astolfo. Silvano kann es, er will es.

Commodo. Aber kann es auch Astolfo? Kann es der Mann, der uns alle geleitet, der selbst so manchen von uns angeleitet hat? Kann es der?

Astolfo (bedeckt sein Gesicht mit den Händen). Oh, es ist bitter!

Commode. Freylich mag es Dir jezt bitter ſeyn; aber es war eine Zeit, wo es Dir nicht bitter ſchien, Rache an Clelia's Entführern und — vielleicht — Mördern zu nehmen. He Hauptmann, war's nicht ſo?

Aſtolfo. Schweig, Commode, ſchone meiner!

Commode. Deiner? Du lebt doch, ich ſoll deſſen ſchonen, der unſer nie ſchonte, der uns ſtets in die größten Gefahren führte?

Aſtolfo. Ich theilte die Gefahren immer mit Euch.

Commode. Wohl wahr, aber aus ganz verſchiednen Gründen. Wir fechten für Dich, für Deine Rache, und unſer Leben war immer nur lumpige Beute, woran unſer Blut hing. Aber Du. —

Aſtolfo. Ich verſtehe Dich ganz, Bußprediger. Aber irre ſollſt Du mich doch nicht machen. Mein Verſatz ſtehet feſt.

Commode. Dann — lebe wohl, Hauptmann! (geht langsam fort.)

Astolfo (nach einer langen Pauſe). Commode!

Commode (kommt ſchnell zurück). Beſinnſt Du Dich eines andern?

Astolfo. Wie kamſt Du mit Cello zuſammen?

Commode. Auf die einfachſte Art von der Welt. Ich war Dir nachgeſchickt worden, und zwar Dir bald auf die Spur gekommen.

Astolfo. Wie? Du wußteſt, welchen Weg ich genommen hatte.

Commode. Wußte ich nicht, wo ich fragen ſollte? Warum nimmſt Du auch Abſchied vom Liedchen, wenn Du nicht willſt, daß man Deine Wege entdecken ſoll, Liedchen hat Dir nachſpüren laſſen, und mir dann Deine Marſchroute gegeben.

Astolfo (ſchlägt ſich vor die Stirn).

Commode. Du wirst doch auf das Mädchen nicht böse; sie hat alles aus Liebe gethan, denn sie verlangt nach Dir.

Astolfo. Und aus Liebe verräth sie mich!

Commode. Nicht doch, lieber Hauptmann; ich sagte ihr, daß ich Dir nachgeschickt sey, und Dich wieder zurückbringen sollte. Konntest Du was anders erwarten, als daß sie mir anzeigen würde, welchen Weg Du genommen hattest. Sie hat Deine Gänge erfahren; denn was erfährt ein verliebtes Mädchen nicht. Doch meine Zeit ist kurz. —

Astolfo. Die meinige auch.

Commode. Ich will Dir nicht lange mehr überm Hals liegen. Sprich Hauptmann, willst Du mit?

Astolfo. Nein.

Commode. Wirst Du bald zu uns kommen?

Astolfo. Nein.

Commodo. Dann hab' ich Dir weiter nichts mehr zu sagen, und kann nun gehen. Aber, Hauptmann, bedenke wohl; daß wir Dich haben müssen, und daß wir Mittel genug besitzen, uns Deiner zu bemeistern.

Astolfo. Leider, leider!

Commodo. Lange haben wir bloß um Deinetwillen gelebt, bloß um Deinetwillen Gefahren ausgestanden, und uns mit den Feinden, die uns stets verfolgten, herumgeschlagen. Was haben wir für Dich nicht aufgeopfert? Wie mancher von uns ist gefallen, weil er that, was Du haben wolltest, und jezt verläßt Du uns. Dieß bedenke, und wenn Du es reiflich überlegt hast, wirst Du zu uns kommen. Du triffst uns im Alviner Thal. Lebe wohl (schnell ab).

Astolfo (schlägt sich vor die Stirn). Wehe dem Menschen, der dem Teufel sich einmal ergiebt! Wehe mir! Ich kann nicht mehr umkehren.

Achter Abſchnitt.

Aſtolfo ging mit düſterer Miene im Garten herum, und wußte nicht wozu er ſich entſchlieſſen ſollte. Trump, welcher nun ausgeſchlafen hatte, kam zu ihm, und ſchien ſich gar nicht zu verwundern, als Aſtolfo ihm den Auftritt mit Commodo erzählte.

„So lange Du Deinen angenommenen Namen führſt," ſagte dieſer, „werden unſre Leute Dir immer auf der Spur ſeyn. Dieſer Name, Silvano, war ja ſchon bey der Bande Dein Nebenname, wenn Du einmal öffentlich erſcheinen, und bey andern Leuten Deine höfliche Aufwartung machen wollteſt."

Aſtolfo. Haſt Recht; aber wie ſoll ich meinen Namen verändern? Meine Päſſe —

doch es fällt mir etwas ein — laß mich machen.

Trump. Du gehst doch mit zum Oberforstmeister?

Astolfo. Ja.

Trump. Nun das ist brav. Wenn der Mann nur was gescheides zu leben hat, ich meyne guten Wein. Doch in diesen Gegenden ist guter Wein keine Seltenheit.

Astolfo. Wenn wirst Du doch einmal gesezt werden, lieber Trump.

Trump. Wie denn?

Astolfo. Bey jeder Gelegenheit sprichst Du vom Trinken. Ich glaube, Du hältst das Trinken für die höchste Glückseligkeit des Menschen.

Trump. Und das von Rechtswegen. Alles andre, woraus wir uns so viel machen, wird uns endlich zur Last und zum Ekel, aber ein guter Trunk schmeckt immer.

Aſtolfo. Haſt Du nie geliebt Trump?

Trump. O ja, aber ich hab' mich bald unter die Kanonen gezogen. — Ey ſieh, da kommt die Mamſell.

Es war Julchen, die Tochter des Oberforſtmeiſters, welche auf ſie zukam, und ſie mit herzlicher Naivität bat, zum Frühſtück zu kommen. Aſtolfo's Stirne erheiterte ſich bey dem Anblick des ſchönen unſchuldigen Kindes, wie ein finſtres Thal bey dem Erſcheinen der erſten Morgenröthe, und, fragte ſie, wie ſie geſchlafen hätte?

Julchen. Ach ich habe einen häßlichen Traum gehabt. Ich war in einem dicken Wald, ſehen Sie, und wußte keinen Weg noch Steg; da ſchrie ich erbärmlich, da kamen zwey garſtige ſchwarze Männer, und ſchleppten mich mit Gewalt fort, und mir war auch nun ſo angſt, daß ich nicht mehr ſchreien konnte. Eben wollten mich die Männer in ihre Höle ſchleppen, aber da kamen Sie, Herr Silvano und errette-

ten mich. Ach da war ich froh, da nahmen Sie mich bey der Hand und führten mich aus dem Wald heraus und zu meinen Aeltern. Mein Vater befahl mir, Ihnen einen Kuß zur Belohnung zu geben.

Astolfo. Und Sie gaben mir auch einen?

Julchen. O ja, und das recht gerne.

Astolfo. Im Traum haben Sie mich geküßt, aber im Wachen würden Sie es nicht thun.

Julchen. O doch. (Küßt ihn.) Sehen Sie?

Astolfo. Liebenswürdige Unschuld, das schönste Glück müsse Dir zu Theil werden.

Julchen. Das wünsch' ich Ihnen auch, lieber Herr Silvano, und mein Vater und meine Mutter auch, das können Sie nur glauben. Wir sind Ihnen alle so herzlich gut.

Trump. Also da dem allein sind Sie gut, mir aber nicht?

Julchen. O ja, Ihnen auch recht sehr; (heimlich zu Astolfo) aber ich bin Ihnen doch mehr gut als dem Herrn Trump. (Laut.) Kommen Sie iezt, meine Aeltern warten auf Sie mit dem Frühstück.

Der Oberforstmeister und seine Frau waren außerordentlich froh, als sie hörten, daß ihre beyden Retter sich entschlossen hätten, mit ihnen nach Hause zu reisen.

Der Oberforstmeister fand während der Reise, und in den ersten Tagen nach seiner Ankunft zu Hause so viel Vergnügen im Umgang mit Astolfo, daß es ihm schien, er könne sich von diesem Fremdling nicht mehr trennen; und eben so werth war auch Astolfo der übrigen Familie.

Anfangs band bloß die Dankbarkeit die guten Leute an ihre Retter, aber nun schätzte der Oberforstmeister in Trump einen großen Jäger vor dem Herrn und einen derben aufrichtigen Mann; in Astolfo aber bewunderte die ganze Familie hundert gute Eigenschaften und eine Menge Geschicklichkeiten.

Er war der angenehmste Gesellschafter, und selbst die somdre Miene, welche man an ihm zu Zeiten gewahrte, machte ihn nur noch interessanter. Dem Oberforstmeister hatte er sich durch große Fertigkeit im Schießen, und durch Kenntnisse aller verschiednen Arten der Waldbäume, Stauden und Kräuter, durch seine Gewandheit ein Stück Wald aufzunehmen und zu zeichnen, den cubischen Inhalt eines Stammes zu berechnen, und ins besondere dadurch empfohlen, daß er eine gewisse Lockspeise für die Raubvögel wußte, womit diese Thiere angekirrt, und dann leicht weggeschossen werden konnten.

Durch sein Klavier- und Harfenspielen, durch seinen melodischen Gesang, durch Fertigkeit im Tanzen gefiel er den Frauenzimmern weit und breit, wie sie sagten, was sie aber noch mehr ihres Beyfalls würdigten, als alles dieses, ob sie es gleich nicht gestehen wollten, war seine schöne Gestalt, sein schlanker Wuchs, und sein muskulöser Gliederbau. Wenn daher irgend eine

Feyerlichkeit in der Gegend vorfiel, wobey eine Dame etwas zu ſagen hatte, wurde gewiß Aſtolfo dazu eingeladen.

„Bruder,“ ſagte eines Tags Trumpy zu Aſtolfo, „es ſcheint, als behage Dir das Leben?“

Aſtolfo. Je nun, wenn mirs behagt, ſo habe ich gewiß Deinen Beyfall.

Trumpy. Meynſt Du?

Aſtolfo. Mein Freund, haſt Du mir nicht ſelbſt gerathen, der Einladung des Oberforſtmeiſters zu folgen.

Trumpy. Das habe ich allerdings; aber ich wollte nicht, daß Du Dich hier feſſeln ſollteſt.

Aſtolfo. Ich mich hier feſſeln? Du faſelſt wohl, lieber Freund?

Trumpy. Ich faſele nicht; ich befürchte, Julchen mögte. —

Aſtolfo. Und was mögte Julchen?

Trumpy. Dich verliebt machen, daß ich Dirs nur kurz ſage.

Astolfo. Da irrst Du Dich gewaltig, lieber Freund, Jalchen ist ein hübsches Mädchen, aber Du weißt, ich liebe Clelia.

Trump. Eigentlich sollte ein Kerl von unserm Handwerk gar nicht lieben.

Astolfo. Von unserm Handwerk? Wie verstehst Du das? Wir treiben jezt gar keins.

Trump. Jezt freilich nicht, werdens aber bald wieder treiben müssen.

Astolfo. Davor behüte uns der Himmel. Können wir nicht eine andre Lebensart ergreifen und müssen wir nicht schon?

Trump. Sie werden uns rufen.

Astolfo. Wir folgen dem Rufe nicht.

Trump. Wenn Du so sprichst, so scheint es, Du verstündest das Gewerbe nicht, und hättest Deine Leute nie gekannt. Meynst denn Du, daß man Dir Deine Schuldigkeit erlassen werde, und daß Lilio, Tullian, Franko und der deutsche Gerstenmann zugeben werden, daß Du hingehest, wohin Du willst?

Astolfo. Sind die meine Gebieter?

Trump. Nein, Du bist der ihrige; aber Du hast Pflichten gegen sie, die Du erfüllen mußt.

Astolfo. Ich habe keine, wenigstens die nicht, ein Gewerbe fortzusetzen, das ich verabscheue.

Trump. Du hast's aber versprochen, Du hast es beschworen.

Astolfo. Das hab' ich wohl, aber ein Eyd zu Unthaten verbindet nie.

Trump. Ein ehrlicher Mann hält sein Wort.

Astolfo. Wenn er's halten kann, ohne andre Pflichten zu beleidigen.

Trump. So sprechen die Moralisten; aber Du wirst sehen, daß Dir diese Exzeption nichts helfen wird. Darum hüte Dich, hier einen Roman anzufangen. Ich habe Dir genug gesagt; lebe wohl; ich gehe auf den Anstand.

Neunter Abschnitt.

Die Bande, welcher Astolfo als Hauptmann vorgestanden hatte, war in der lezten Aktion von den Soldaten des Fürsten von Gervasien zerstreut worden. Mehrere Räuber blieben auf dem Kampfplatze, keiner aber fiel, ohne sein Leben theuer verkauft zu haben.

Die flüchtigen Räuber irrten in den Gebürgen herum, fanden sich nach und nach wieder zusammen, konnten aber, aller angewendeten Nachspürungen ohnerachtet, doch ihren Hauptmann nicht auffinden.

„Ohne diesen können wir nichts ausrichten,“ sagte Tullian, „wir müssen ihn wieder haben, und sollte er am Ende der Welt seyn.“

„Das ist bald gesagt," erwiederte Gerstenmann, „aber wie wollt Ihr ihn finden?"

Tullian. Suchen müssen wir ihn.

Gerstenmann. Wenn er nach uns verlangte, schaut, so wäre er längst da, schaut aber, er hat keine Lust mehr, das Handwerk mit uns zu treiben, und hat sich, wer weiß wohin begeben, schaut, wo wir ihn nicht suchen werden, schaut.

Lilio. Schaut, schaut, der verrakte Advokat spricht wie ein — Advokat.

Gerstenmann. Was Advokat? Ich bin nie Advokat gewesen, der Teufel ist Advokat gewesen. Ich war Gerichtsassessor.

Lilio. Prost Herr Assessor (trinkt ihm zu). Aber ein schöner Assessor mußt Du gewesen seyn. Hast Du brav Verdienst gehabt?

Gerstenmann. Fleiß, Fleiß, Bruderherz. Mordsakkerment, jeder Prozeß mußte mir Geld bringen; ich verstand so recht aus weiß schwarz, und aus schwarz weiß zu machen.

Ganze Bände wollte ich über den Spruch schreiben

Das Geld was stumm ist,
Macht grad was krumm ist.

Lilio. Hast Du das Ding lange getrieben?

Gerstenmann. Ueber zwanzig Jahre.

Lilio. Und das ging immer so hin? Merkte denn niemand Deine Manöver?

Gerstenmann. O ja; alle Bürger hießen mich einen Schurken und einen Hallunken. Ich lachte über solche Reden, und zog ihnen das Fell immer weiter herunter.

Lilio. Wurdest Du denn nicht von Deinen Collegen. —

Gerstenmann. Von meinen Collegen? Ha, ha, ha. Die Kerl waren alle auch grosse Spitzbuben, und wie wollte eine Krähe der andern die Augen aushacken?

Lilio. Eine hübsche Wirthschaft. Aber verklagte Dich denn keiner von denen, welchen Du, wie Du sagst, das Fell herunter zogst? Oder war kein höheres Gericht im Lande, als das, worin Du saßest.

Gerstenmann. Warum nicht gar? Es gab noch viele Obergerichte, aber vor diesen hat sich ein Unterrichter in meinem Lande nicht zu fürchten. Denn erstlich stehen die Gerichte unter einander auf einem sehr freundschaftlichen Fuß, und thun einander auf keinen Fall was zu Leide.

Lilio. Auf diese Art machen die Gerechtigkeitspfleger in Deinem Lande, vom obersten bis auf den untersten Amtshäscher, eine ganze Kette von Schurken aus.

Gerstenmann. Wie anders? Auch der unterste Amtshäscher muß Recht behalten. Ich weiß daß ein junger baumstarker Bengel von Häschern einen alten achtzigjährigen Mann zerprügelte, daß ihm das Blut zum Hals heraus-

Kef; der Häscher aber stieß sich in eine Mistgabel, verklagte den alten Mann, gab vor, von demselben geschlagen worden zu seyn, und erhielt zwanzig Thaler Schmerzengeld, welches er aber mit dem Registrator theilen mußte. Der alte Mann, der sich kaum erheben konnte, mußte vier Wochen ins Loch, worin er auch krepirt ist.

Lilio. Ein edler Ausdruck, krepirt!

Gerstenmann. Wie soll man anders von dem Grobzeug sagen?

Lilio. Wenn aber doch eine ernstliche Klage, z. B. beym Obergericht wider Dich angebracht worden wäre, hätte dieses stille sitzen können?

Gerstenmann. Nein, das nicht. Aber wer will denn in meinem Lande Klagen anbringen? Der Advokat thut es nicht; denn mit denen ists schon so gut, wie ausgemacht, daß sie nie Prozesse gegen Gerichtspersonen führen dürfen. Und niemand darf sonst an die Regierung schreiben, als ein Advokat.

Lillo. Wenn aber doch ein andrer. —

Gerſtenmann. Das gilt nichts, was ein Nichtadvokat ſchreibt. Ich habe einmal den Fall gehabt: einige Monate vorher, ehe ich zu Eurer Bande trat, hatte ich des Nachts geſchwärmt, früh that mir der Kopf wehe, und ich war ſehr mißmuthig, doch ging ich nach eingenommenem Bitterſchnapps aufs Rathhaus. Eine hochſchwangere Frau kam, und ſprach da Zeug, das mir nicht gefiel, ich aber gab ihr einen Tritt vor den Wanſt, und ließ ſie ins Loch werfen. Die Frau abortirte, fiel in eine gefährliche Krankheit, und wurde nur mit Mühe durchgebracht. Sie ließ eine Klage wider mich aufſetzen, aber die Regierung ſtrafte die Frau noch obendrein.

Lillo. Wurde denn die Sache gar nicht unterſucht?

Gerſtenmann. Warum denn nicht? Aber der Spruch wurde nach dem Bericht abge-

aßt, den ich nach Pflicht und Gewiſſen einreichen mußte.

Lillo. Daß Du die ſchwere Noth, Herſtenmann, mit Deiner Pflicht und Deinem Gewiſſen. Bey Euch juriſtiſchen Schurken müſſen dieſe Worte etwas anders bedeuten, als im gemeinen Leben. Aber um wieder auf den Hauptmann zu kommen. — Wen ſchicken wir nach ihm aus? Commodo, Du weißt wo Aſtolfo's Liebchen wohnt; vielleicht iſt er dort, Du mußt hin und ihn ſuchen.

Commodo ging nach Clelia's Wohnung, fand auch den Hauptmann, wie wir wiſſen, aber ſeine Miſſion war demnoch vergebens, denn Aſtolfo folgte ihm nicht.

Als Commodo ins Alviner Thal, wo ſich die Bande aufhielt, zurück kam, und den Brüdern die Geſinnungen des Hauptmanns meldete, ſprang Tullian wüthend auf, und ſchwur bey allen hölliſchen Geiſtern hinzugehen, und Aſtolfo

den Dolch ins Herz zu drücken, wenn er nicht auf der Stelle mitgehen wollte. Halt, rief Lillo, wenn Aſtolfo nicht mit Dir hat gehen wollen, Commodo, ſo hat er ſeine Gründe gehabt. Er iſt nicht gewohnt, etwas ohne gute Urſachen zu thun. Laßt ihn; er weiß nun wo wir ſind, und wird ſchon kommen.

Commodo. Er wird aber nicht kommen; er hat ſich gegen mich katechoriſch genug erklärt.

Lillo. Das kommt Dir nur ſo vor; aber Aſtolfo iſt ein Mann von Wort, und wird uns gewiß nicht verlaſſen. — Bis er kommt, müſſen wir doch einen Interimshauptmann haben.

Alle. Ja, ja, einen Interimskapitain! Nur immer zu gewählt.

Lillo. Ich gebe meine Stimme unſerm Tullian.

Gerſtenmann. Ich auch die meinige.

Alle. Ja, ja, Tullian soll unser Führer seyn bis Astolfo wieder kommt.

Ein wildes Vivatgeschrey ertönte nun, und die ganze Nacht wurde zur Ehre des neuen Interimshauptmanns gezecht, gejubelt und getanzt.

Zehnter Abschnitt.

Früh des andern Tags kam Armine, welche in die nächste Stadt war geschickt worden, um allerley einzukaufen, und auf die Reden der Leute Acht zu geben, zur Bande zurück.

Armine war eine von jenen barmherzigen Schwestern, welche bey Gesellschaften, wie Räuberbanden sind, die Wirthschaft versehen, waschen, sich zum Botengehen und zum Kundschaften brauchen lassen, und noch obendrein jedem zu Diensten sind, der Lust hat, sich mit ihnen abzugeben. Mädchen dieser Art sind einer rechtschaffnen Bande unentbehrlich, daher werden sie auch gut gehalten, sind aber eben der Gefahr, wie die Räuber selbst, ausgesezt; denn die Obrigkeiten, in deren Hände sie fallen, setzen

allen ihren sonst gewöhnlichen Respekt gegen das schöne Geschlecht auf die Seite, und stehen in der — freylich nicht ungegründeten Meynung, daß ein ausgelerntes Räubermädchen, oder eine alte Bettel, die dieses Handwerk versteht, so viel Unheil stiften könne, als der kühnste verwegenste Räuber selbst.

Armine wurde zum Interimshauptmann gebracht, um diesem Rechenschaft von allem, was sie gesehen und gehört hatte, abzulegen.

„Man vermuthet Euch noch gar nicht in diesem Thal, sagte Armine; ich war in einem Wirthshaus in der Stadt, wo's vornehm herging und wo ich mich für ein armes Fräulein ausgab, das seine weitweg wohnende Verwandten besuchen wollte. Die Herren glaubten mir, und ließen mich herrlich bewirthen. Ueber dem Essen fiel das Gespräch auf Asolfo's Bande, und auf die neuliche Aktion in den Hervasischen Bergen. „Die Rotte ist zerstreut, sagten alle, die meisten sind nach Frankreich geflüchtet, und

haben da Dienste genommen unterm Freykorps. Dieses wurde so allgemein behauptet, daß ich leicht schließen konnte,, man wisse von Eurer nahen Gegenwart noch gar nichts. Aber etwas Neues muß ich Dir doch sagen, lieber Interimshauptmann.

Tullian. Laß hören.

Armine. Ihr habt den Grafen Bonno ausplündern wollen.

Tullian. Ja wohl; und Du hattest den Auftrag, das Terrain zu recognoéciren.

Armine. Habs auch. — Gestern früh ging ich aufs gräfliche Schloß, und wollte mich bey der Maitresse des alten Grafen als Putzmacherin melden. Aber wie ich hinkam, war Lärmen im ganzen Schloß; der alte Herr war eben abgefahren, sein Neffe, der Graf Melle, hatte von allem Besitz genommen, und als ich nach Mamsell Rosaura fragte, hieß es, sie sey über alle Berge, habe aber doch noch so viel mitgenommen, daß sie würde leben können, wenn

ſich nicht gute Freunde fänden, die ſie ihres Gewinſtes entlaſteten. Der junge Graf Mello fand mich auf dem Hofe, und ich weiß nicht warum? nahm mich mit auf ſeine Stube. —

Tullian. Um Dich näher kennen zu lernen; nicht wahr?

Armine. So muß es wohl ſeyn; denn ſieh, (zeigt ihm einige Goldſtücke) das hat er mir gegeben.

Tullian. Wohl bekomms. Aber was thateſt Du?

Armine. Ich erkundigte mich genau nach allem, aber Graf Mello erſparte mir die Mühe der Nachſpürung. Er öffnete mir ſelbſt die Kaſten, worin ſein alter Onkel ſeine Schätze verſchloſſen hatte. Es ſind groſſe Summen, lauter Gold und eine Menge Juwelen; aber in einigen Tagen wird alles weggebracht; denn Graf Mello hat ſich entſchloſſen, die Geldſäcke ſeines Onkels in Venedig leichter zu machen.

Tullian. So müßten wir denn eilen.

Armine. Das verſteht ſich; aber Du haſt gute Gelegenheit den Schlag zu thun, ohne daß es Spektakel giebt. Gegen dem alten Schloß über ſteht ein ganz neuer Pavillon, auf deſſen Saal Graf Mello den Leichenſchmauß geben wird, wozu jezt ſchon große Anſtalten gemacht werden. Uebermorgen wird der alte Herr begraben, und an dieſem Tage iſt auch das Kirchenfeſt. Im Sauß und Brauß werden ſie die Nacht hinbringen, und während ihrer Luſtigkeit könnt Ihr Eure Streiche machen.

Tullian. Mädel Du ſprichſt wie eine die ausgelernt hat.

Armine. Meynſt Du denn, daß ich auf den Kopf gefallen bin? Ich werde ja von ſo guten Lehrmeiſtern etwas lernen.

Tullian. Ich will Deinen Rath nützen, und Du ſollſt einen vorzüglichen Theil an der Beute haben.

Tullian ließ diejenigen von der Bande, welche er zu dieſer Expedition mitnehmen wollte,

zusammen rufen, und trug ihnen die Sache vor. Alle billigten Arminens Vorschlag, und Klink, welcher ehemals bey dem Grafen Benno als Bedienter gestanden hatte, versprach die Gesellschaft sicher zu leiten, und ihr den nächsten Weg zum Kabinet des verstorbenen Herrn zu zeigen.

„Geh' ich denn nicht mit," sagte Lilio?

Tullian. Ist nicht nöthig. Sechs Kerl sind genug.

Lilio. Ich mögte ein Stückchen so nach meiner Art spielen, bey dieser Gelegenheit. — Ich gehe mit, aber bey der Mauserey selbst bin ich nicht; die nehmt Ihr sechs über Euch."

Tullian. Meinetwegen. Aber Dein Stückchen muß nicht etwa auf ein Lamy ausgehen, und uns vielleicht gar verrathen.

Lilio. Warum nicht gar! Du kennst mich doch?. Laß mich also nur machen; Commodo, Du gehst doch noch mit mir?

Commode. Das versteht sich. Einen Hauptspaß wollen wir haben, ha, ha, ha.

Tullian. Nun, nun, macht was Ihr wollt, nur keine dummen Streiche.

An dem Tage, an welchem der alte Graf von Bonno begraben wurde, brach die Gesellschaft, welche dessen hinterlaßne Geldsäcke leichter machen sollte, unter der Anführung des Interimskapitains Tullian auf, gingen aber einzeln, und versammelten sich in einer alten Kapelle, wohin sie Klink führte, und wo sie völlig sicher waren; denn in der ganzen Gegend wußte man, daß es in dieser Kapelle ohne Unterlaß spukte, und daß die, welche dahin gingen, immer Gefahr liefen, großen Schaden zu leiden, ihre Mannheit zu verlieren, keinen Wein mehr trinken zu können, untreue Weiber zu haben, und so weiter. Niemand unterstand sich daher, diese Kapelle zu besuchen, und daher gewährte sie Räubern und Spitzbuben eine sichre Freystätte.

Armine ging nach dem Schlosse des Grafen, wohnte der Bestattung desselben bey, observirte

alles aufs genauste, und kam, nachdem es finster geworden war, mit der Nachricht zurück, daß alles drunter und drüber ginge, daß das Schloß des alten Grafen verschlossen sey, daß zwar eine Wache vor der Thüre stehe, welche aber sich schon ärger besoffen habe, als sonst die Geistlichen in der Pfalz sich auf Hochzeiten, Leichen und Kindtaufen zu besaufen gewohnt wären. Die Gesellschaft ist sehr zahlreich, fuhr Armine fort, aber sie sind alle im Pavillon, im Schloß ist keine Seele.

„Gut, gut," sagte Tullian, „laßt uns Hand ans Werk legen. Merkurius, unser lieber Herrgott, gebe seinen Segen dazu; Amen.

Sie gingen fort, Lilio und Commodo trennten sich bald von ihnen, und gingen an die Kirche zu, worin das gräfliche Erbbegräbniß war. Hier brachen sie ein, öffneten die Gruft, schleppten den Sarg des Grafen heraus, machten ihn auf, und weil Gold und Silber den Todten nichts nützt, da sie umsonst über den Styx ge-

fahren werden, wie noch vor wenig Jahren ein gewiſſer grundgelehrter Schulmonarch ſehr gründlich bewieſen hat, ſo zogen ſie ihm die Ringe vom Finger, nahmen ihn ſodann aus dem Sarg, und trugen ihn, mit einem Mantel verhüllt, gerade in den Schloßhof. Niemand war im Hofe; denn alles war im Pavillon auf's luſtigſte beſchäftigt.

Sie näherten ſich ſachte dem Eingang des Pavillons, und ſtellten die Leiche in den Gang unten an die Treppe; dann eilten ſie, ſo geſchwind ſie konnten, zurück, um ihre Kameraden aufzuſuchen, und dieſe an dem Spaße Antheil nehmen zu laſſen.

Dieſe waren ohne groſſe Mühe durch ein Fenſter ins Schloß gekommen, Klink, welcher alle Schlupfwinkel daſelbſt kannte, führte ſie nach dem Kabinet des verſtorbenen Grafen; welches ſie mit einem Dietrich öffneten; nun ſuchten ſie bey dem Scheine einer Blendlaterne die Schatulle, fanden ſie, und nahmen alles

Gold heraus. Neben den Geldsäcken lag ein versiegelter Packt Schriften, welche Klink erkannte, und zu sich steckte.

Was Teufel, Klink, sagte Tullian, willst Du mit dem Plunder machen. Wir haben ja selbst Papier zu Fidibus.

Klink. Will auch keine Fidibus draus machen. Der alte Graf hat das alles selbst geschrieben, aber so heimlich, daß niemand wissen konnte, was er schrieb. Oft sagte er zu mir: Klink, Graf Mello, mein Vetter, wird erstaunen, wenn er einst diese Papiere liest. — Ich will sie zwar nicht lesen; denn was scher' ich mich um gräfliche Geheimnisse; aber es ist so was für unsern Hauptmann Astolfo. Du kennst ihn ja, weißt wie er ist.

Tullian. Mache damit was Du willst. Kommt Brüder, es ist Zeit.

Sie flogen aus dem Schloß, und trafen Ellio und Commodo an, welche schon lange auf sie warteten.

„Kommt, Brüder," ſagte Lilio leiſe zu ihnen, „Ihr ſollt den Jubel mit anſehen."

Tullian. Wohin willſt Du uns führen?

Lilio. In den Schloßhof.

Tullian. Karl, biſt Du des Teufels? Wir ſind froh, daß wir aus dem Schloſſe ſind.

Lilio. Kommt! Ich will ein Hundſott ſeyn, wenn Ihr die geringſte Gefahr lauft.

Tullian. Was haſt Du denn für unſre Sicherheit gethan?

Lilio. Das ſollt Ihr ſchon ſehen. Kommt nur!

Tullian und ſeine Mannſchaft deponirten das geſtohlne Geld unter einer alten, dem Bruder Klink bekannten Brücke, und folgten Lilio in den offnen Schloßhof.

Eilfter Abschnitt.

Schon von weitem tönte ihnen ein verwirrtes Geschrey in die Ohren, welches aber auch nicht deutlicher ward, als sie sich ganz nahe an dem Pavillon befanden. Graf Mello war so vergnügt über die selige Abfahrt seines lieben Onkels, welcher ihm so viel schöne Güter, und wie er noch wähnte, so einen schönen Kasten voll Gold hinterlassen hatte, daß er den Adel aus der ganzen Gegend, die ganze hohe und niedre Geistlichkeit aus den benachbarten Städten und viele andre Personen seiner Bekanntschaft, welche aus lauter lustigen Brüdern bestand, zum Leichenfest einlud, und es an nichts mangeln ließ. Nichts fehlte als Musik und Ball; er würde zwar gerne Musik und Ball gegeben haben, wenn diese Dinge mit einem Leichenle-

gängniß in Europa so kompertabel gewesen wä-
ren, als sie es bey einigen wilden Völkern seyn
sollen, und als sie es zu Rom und in Griechen-
land, auch wohl bey den Juden ehedem gewiß
waren.

Indessen, obgleich Musik und Tanz fehlten,
war die Gesellschaft doch außerordentlich mun-
ter. Die Spieler fanden Mitspieler, die Kolet-
ten fanden Kirlesänze, die mit ihnen scharmir-
ten, und die verliebten Kirlesänze trafen mitlei-
dige Schönen an, welchen sie ihre Seufzer ver-
leiern konnten. Die Klatschschwestern hatten
Gelegenheit ihre Zünglein nach Herzenslust in
Bewegung zu setzen, und hatten das Vergnü-
gen von ihren aufmerksamen Zuhörern in der
skandalösen Chronik der weiten Gegend genauer
noch unterrichtet zu werden; die Prahlhänse
wurden gerne gehört, und die sie hörten, stellten
sich, als glaubten sie an alle das erzählte Pra-
marbasiren; sie mußten sich zwar nur mit ihren
Aufschneidereyen an die Livreebedienten halten,

allein wenn ein Bramarbas nur zuhorchende Ohren findet, ist er schon zufrieden. Für die Fresser hatte der Koch, und für die Säufer der Kellermeister reichlich gesorgt, sogar die Betschwestern fanden ihre Rechnung bey einigen Mönchen, welche ihnen bey einem guten Glas Wein ein Kapitelchen aus dem Buch von der Nachfolge Christi des Thomas von Kempey erklärten.

Da nun alles so munter war, so war es dem Interimshauptmann Tullian und seinen Begleitern leicht geworden ihre Gansery ruhig zu vollenden, und den andern den todten Körper in den Eingang des Pavillon zu stellen.

Ein Mönch, aus dem Orden des heil. Benedikts, war mit einer Dame von der Gesellschaft weggeschlichen, ohne daß man es bemerkt hatte; er ging mit der Dame in eine Allee im Garten, indeß der alte Eheherr von seinen Heldenthaten erzählte, welche er einst als Hauptmann bey der Reichsarmee wider Friedrich von Preußen ausgeführt haben wollte.

Nachdem der Pater seine ascetischen Vorlesungen geendiget, und die Donna hinlänglich befriediget hatte, begaben sich beyde wieder nach dem Pavillon zurück. Die Donna wäre zwar noch gerne im Garten geblieben, und hätte sich mit Vergnügen noch eine halbe Stunde mit dem rothbäckigen rundwadigen Pater unterhalten, aber der Pater, welcher wohl wußte

man möge immer sagen,
wer lieb' sey lauter Herz; man hab' auch ein Magen,

verlangte wieder nach Stärkung am Schenktisch, und drang auf den Rückmarsch. Im Schloßhofe ging die Dame voraus, um nicht mit dem Pater zugleich in den Saal zu kommen, und vielleicht ein Zischeln unter ihren Bekannten rege zu machen. Sie kam in den hellerleuchteten Eingang, erblickte den ihr sonst wohlbekannten Grafen Bonno, und sank mit einem Schrey ohnmächtig zur Erde.

Der Pater eilte ihr zu Hülfe, fand sie aber ohne Leben, schrie laut auf, und rief nach fri-

schem Wasser; er war ein Kenner solcher Zufälle, und wußte, wie man sich dabey zu benehmen hat, deswegen machte er der Dame das Korset auf, löste ihr die Strumpfbänder, rieb ihr die Schläfe, und schrie unaufhörlich nach frischem Wasser.

Das mächtige Geschrey drang endlich zu den Ohren der Gesellschaft, und einige davon eilten die Treppe herab; da sahen sie dann die gnädige Dame auf der Erde liegen, und den Pater um sie beschäftiget; sie wollten auch helfen, aber als sie den todten Grafen erblickten, liefen sie spornstreichs in den Saal zurück, und verbreiteten da durch die Nachricht, daß der begrabene Graf unten stehe, und wahrscheinlich aus dem Fegefeuer, vielleicht auch gar aus der Hölle wiedergekommen sey, Schrecken und Angst.

Kurz vorher hatte man von Gespenstern gesprochen, und da war denn, wie es beym Weinglas zu geschehen pflegt, ein Langes und ein Breites über die Nichtexistenz der Spukereyen raisonnirt worden. Die Gesellschaft bestand

meistens aus aufgeklärten Leuten, das heißt, aus solchen, welche sich einbilden von allem Aberglauben frey zu seyn, weil sie über alles, was sonst heilig und ehrwürdig ist, schimpfen können, und welche ihrem Herrn Gott auf den Knien täglich danken, daß sie Atheisten sind, und keinen Gott mehr glauben.

Sobald aber die Erscheinung des verstorbenen Grafen Benno angezeigt wurde, drängten sich die meisten Großsprecher in die Ecken des Saals, und die Frauenzimmer fürchteten sich so sehr, daß sie Kopfputz, Schminke und Anzug vergaßen, und sich wie Schaafe an einander engten.

Ein Franziskaner und ein Karmelit, welche vorher die Existenz der Gespenster wider ihre freygeisterischen Gegner tapfer vertheidigten, und theils aus der heiligen Schrift, theils aus der Erfahrung kräftig bewiesen hatten, schienen allein keine Furcht zu empfinden, und sich vielmehr zu freuen, daß ihre Behauptungen durch

eine Thatsache abermals waren bestätiget worden. Doch wollten sie auch zeigen, daß sie Gewalt hätten, den Geistern zu befehlen.

Sie nahmen also ihre Beschwörungsbücher, welche ein ächter Mönch stets bey sich haben muß, um im Nothfall dem Satan und seinem Anhang, den Gespenstern, Nachtgeistern, Kobolden, Nixen und andern Ungethümen den Weg zu weisen, aus einer zur Bewahrung dieser Schätze bestimmten Tasche, kreuzten sich, beteten einige Stoßgebeter, und gingen dann getrost, im Namen des Herrn Zebaoth, die Treppe hinab.

Der Jünger des heiligen Benedikts war inzwischen auch den Grafen gewahr worden, und hatte sich mit der Flucht gerettet. Die Donna, welche mit ihm in der Allee gewesen war, lag noch immer, wie entseelt, an der Erde.

„Was ist das, schrie der Pater Franziskaner, da liegt ja Donna Maria! Das ist also das Gespenst? Kommen Sie geschwinde, Herr Frater, wir wollen sehen, ob sie noch lebt. —

Hm, hm, die gute fromme Dame iſt blos ohnmächtig! Allons, laßt ſie uns auspacken, und in den Saal tragen.“

Dieß geſchah, und die Paters hielten einen weitläuftige Sermon, worin ſie bewieſen, daß man zwar das Daſeyn der Geſpenſter nicht läugnen, aber auch kein andres Nichtgeſpenſt, am allerwenigſten aber ein ſchönes Frauenzimmer für ein Geſpenſt anſehen, und ausſchreien müſſe.

Die Rede der geiſtlichen Herren ſchien einigen Gäſten den paniſchen Schreck zu benehmen, aber die, welche auf dem Gang geweſen waren, verſicherten ſowohl die Donna Maria, als den Grafen Bonno geſehen zu haben, und baten die Paters, die Sache näher zu unterſuchen.

Die Paters ſtiegen nun abermals hinab in den Gang, und ſahen nun den Grafen da aufrecht ſtehen im Leichengewand und mit auseinander geſperrten Armen.

Sie entsezten sich vor dem Gesichte, doch faßten sie wieder Muth, gingen in den Saal zurück, und ersuchten einige Herren mitzugehen, und der Beschwörung des gräflichen Geistes beyzuwohnen.

Aber alle ihre Vorstellungen, alle ihre Versprechungen einer vollkommnen Sicherheit von den bösen Geistern waren vergebens; keiner von allen Anwesenden wollte mitgehen, also mußten sie die Beschwörung ohne Zeugen unternehmen, welches ihnen aber nicht recht war; denn sie hofften bey dieser Gelegenheit alle Zweifel wider die Existenz der Gespenster gründlich zu heben, und diese große und wichtige Lehre der Kirchen, nicht nur der katholischen, sondern auch der protestantischen, aufs klärste zu beweisen *). Allein

*) Pastor Trunk, zu Bretten in der Pfalz, ein Katholik, irrach in seinen Katechismuslektionen oft und stark gegen die Gespenster, deswegen verketzerten ihn die Mönche, und verklagten

was wollten sie machen? Sie mußten sich bequemen, das große Werk ohne Zuschauer zu verrichten, welches sie dann auch endlich thaten, nachdem der Graf Mello für die Beruhigung, oder wenigstens Wegbannung seines verstorbenen Vetters, den Bannern eine große Summe Geld mit Zittern und Zagen versprochen hatte.

Die Patres legten also Hand an ihr Geschäfte, und begaben sich in den Gang, wo der alte Graf noch immer stand. Hier wurden erstlich Kreise gemacht, und mit Weyhwasser besprengt; dann langten sie ihre Bücher heraus,

---

ihn beym Vikariate zu Speyer. Ein lutherischer Geistlicher in der Pfalz predigte gegen die Schlappohr und das Muhkalb — so hießen die vornehmsten Gespenster in seinem Dorfe — und wurde deßwegen scharf zur Inquisition gezogen; eben dieses wiederfuhr einem pfälzischen reformirten Geistlichen, welcher das Daseyn des feurigen Mannes bezweifelt hatte. Die Lehre von den Gespenstern muß doch wohl allgemeine Kirchenlehre seyn.

und fingen an zu beschwören; allein wer nicht wich, war der alte Graf.

Die Beschwörer wiederholten ihre Formeln zwey, dreymal, aber immer vergebens; denn das Ungethüm blieb, wo es war, und nun erst merkten die Paters, warum das Gespenst nicht weichen wollte. Es war schon längst Mitternacht vorbey, und sie hatten nach zwölf Uhr Wein getrunken.

Wir sind nicht vorbereit, sagte Pater Gervasius zum Pater Protasius; wir können nicht valide exorzizen *). Wir haben nach Mitternacht Wein getrunken.

Pater Protasius. Das ist auch wahr. Lassen Sie uns nur fortgehen; denn das Ungethüm mögte Gewalt über uns haben, weil. —

Lilio, welcher vor der Thüre stand, und den ganzen Spas zugesehen hatte, fing überlaut an zu schreien: „Hohau, Hohau, Wauwau,

*) Kräftig beschwören.

Mau, Drau!“ und die Patres fuhren die Treppe hinauf, wie ein Student, dem die Häscher auf dem Nacken sind.

Außer Athem kamen sie in den Saal gesprungen, und die Gäste fuhren noch mehr zusammen, und glaubten nun ganz gewiß, der alte Herr, oder gar sein gegenwärtiger Gebieter, der höllische Satan, stünde ihnen auf dem Fuß nachfolgen. Die Frauenzimmer erhoben ein klägliches Geschrey, welches einem Offizier aufweckte, der zu viel getrunken hatte, und im Nebenzimmer eingeschlafen war.

Aergerlich über den seine Ruhe störenden Tumult und Geschrey kam der Offizier in den Saal, und fragte nach der Ursache des Lärmens. Niemand getraute ihm Bericht davon zu geben, bis er endlich einen Bedienten am Kragen faßte, schüttelte, und ihm befahl zu sagen was vorgefallen wäre.

„Ach Herr Major, lassen Sie mich doch. Morgen, wenn's Tag ist, sollen Sie alles erfahren.“

Major. Schunke, ich will's aber jezt wissen. Willst Du sprechen, oder der Teufel hol's Dich.

Bedienter. Ach lieber Herr Major, ich getraue mich nicht, es bricht mir sonst den Hals.

Major. Wer bricht Dir den Hals, Du Flegel? (schüttelt ihn stark.) Ich werde Dir ihn aber brechen, wenn Du nicht sprichst, Bäsfel. Rede, Du Schlingel!

Bedienter. Ach bester Herr Major, der alte Herr Graf. —

Major. Nun der alte Graf; was ist mit dem? Ist er bey Gott, dann wohl ihm, ist er in der Hölle, so ist er nicht all in, ist er aber im Fegefeuer, so feg' ihn der Teufel. Sprich, Du Räkel, was radotirst Du da vom alten Grafen?

Bedienter (leise). Er spukt.

Major (schreit). Er sch....ßt. In Deinem Hirn spukts Kerl.

Bedienter (noch leiser). Ach mein Herr Major, drunten im Gang steht der alte Herr Graf.

Major. Da will ich zusehen. Aber Kerl, hast Du mich belogen, so wisse, daß ich Dich zum alten Herrn ins Todtenreich schicken werde; bete immer einige Vaterunser und ein Dutzend Avemarias.

Der Major lief hinab in den Gang, und fand da, wie ihm der Bediente gesagt hatte, den alten Graf Venno an der Wand stehen. Einiges Schauer überfiel ihn zwar, allein auf der Stelle schämte er sich seiner Schwachheit, und beschloß das Ding genauer zu untersuchen.

Der Major war schon ehemals bey Untersuchungen dieser Art gewesen, und hatte gefunden, daß allemal Betrug oder Gaukeley im Spiele war, und daß die Furcht vor Gespenstern und der Glaube an solche Fratzen der stärkste Beweis eines schwachen Gehirns ist.

Er trat also nahe zu dem vermeinten Geist.

„Wer bist Du?“ redete er ihn an. (Stillschweigen von Seiten des Grafen, wie ganz na-

türlich war, da die todten Körper nicht reden.) „Kerl, wer bist Du? Sprich, Flätz, wenn Du sprechen kannst. (Pause.) Hast, ich will Dich sprechen lehren; (zieht den Degen) doch nein, der Flätz hat ja auch keinen Degen, und ich zog nie gegen Unbewaffnete (steckt den Degen ein). Nun, Du Flätz, zum leztenmal frage ich Dich, gieb Antwort; wer bist Du? (Pause.) Willst Du nicht reden? (Pause.) Nun dann ins drey Teufels Namen (giebt ihm eine derbe Ohrfeige, die Leiche fällt um). Ein hübsches Gespenst, mein Seele, das hinstürzt, wie der hölzerne Esel auf der Hauptwache. Aber laßt einmal das Ding visitiren (begreift ihn). Hole mich der Teufel eine Leiche, und zwar die Leiche des alten Grafen. Heda, he, herunter! Graf Mello, ins Henkers Namen, was ist denn das für eine Wirthschaft? Wer Teufel hat denn alten Grafen hieher auf die Schildwache gestellt? He, herunter!“

Zwölfter Abschnitt.

Der Major rief immer lauter und zitirte die Gäste, besonders aber den Grafen Mello herunter, um die schöne Wirthschaft mit dem alten Grafen in Augenschein zu nehmen, allein er rief vergebens; denn die Furcht hatte sich oben noch vermehrt, da der Major immer den alten Grafen bey seinem Zetergeschrey hören ließ.

Endlich wurde der Major ungeduldig, und lief zur Gesellschaft. „Sie sind mir brave Leute," schrie er, „lassen einen da unten allein, und den todten Körper zum Spektakel im Gang liegen. Ich dächte doch, Graf Mello, der alte Herr hätte Ihnen genug hinterlassen, um wenigstens Ruhe im Grabe durch Ihre Anstalten hoffen zu können. Aber, Schwerenoth,

da ſtellt einer, wahrſcheinlich ſo ein Schurke von Bedienten, den alten Grafen auf die Schildwache! Wüßt' ich nur wer's gethan hätte, ich bräche dem Kerl den Hals.

Pater Gervaſius. Was ſagen Sie da, Herr Major, der alte Graf —

Major. Stand unten auf dem Poſten; ich hab' ihm eine Schelle gegeben, da fiel er um.

Pater Protaſius. Alſo ein Cadaver? —

Major. Allerdings, und zwar derſelbe Cadaver oder daſſelbe Menſchenaas, welches wir heute begraben haben.

Graf Mello. Meines ſeligen Onkels Leiche wäre aus dem Grabe gezogen worden. Teufel und Hölle!

Major. Da teufelt und da hölle ſich nichts; der Leichnam war nicht in der Hölle; da kann höchſtens die arme Seele ſeyn, welcher der Leichnam einſtens nachſähnt:

wenn die letzt' Trompet erklingt,
die auch durch die Gräber dringt.

Der Teufel hat ihn auch nicht auf die Schildwache geſtellt, das hat ſo ein Mosjeh Spaßvogel gethan, den ich aber doch kennen möchte; denn Späſe dieſer Art kann ich nicht leiden.

Der Major ging wieder herab; aber während ſeines Diſputirens eben im Saal hatten Lillo und Commodo die Leiche weggenommen, und eine Viertelſtunde vom Schloß an den Galgen gehenkt.

Der Major ſuchte, da er die Leiche nicht mehr fand, ſchwur hoch und theuer, daß ſie wirklich da geweſen wäre, und ſchlechterdings von einem Bedienten weggebracht worden ſeyn müßte. Im ganzen Schloßhof wurde herum geſucht; aber nichts gefunden. Da fingen dann die Paters Gervaſius und Pretaſius wieder an zu beweiſen, daß der alte Graf nicht nach ſeinem Körper, ſondern nach ſeinem Geiſte da ge-

weſen, jezt aber verſchwunden ſey, ohne allen Zweifel aber wieder kommen würde.

Man war aus Furcht auf den Saal zurück gegangen, und da wurde, bis der Tag anbrach, von nichts als von Geſpenſtern geredet, tauſend Hiſtörchen, immer eines abenthéuerlicher als das andre, wurde erzählt, wodurch die Furcht nur noch bey den Zuhörern vermehrt wurde. Das Trinken ſelbſt ſchmekte keinem mehr, als dem Major, und den ehrwürdigen Patern Gervaſius und Protaſius.

Als es nun völlig Tag war, forderte der Major durchaus, daß man die gräſliche Gruft unterſuchen, und nach der Leiche des Grafen Bruno ſehen ſollte. Er ging ſelbſt zuerſt in die Kirche, wo er die Thüre erbrochen fand; auch das Erb-Begräbniß der Grafen ſtand offen, und der neue den vorigen Tag eingeſenkte Sarg war leer. „Da haben wir ja das liebe Gut," rief der Major; „die Leiche iſt fort, und hat dieſe Nacht im Vorhallen Schildwache geſtanden.

Laßt uns suchen, wo sie die Schurken hingeworfen haben.“

Aber alles Suchen war lange vergebens; denn die Herren suchten die hochgräfliche Leiche nicht am Galgen, und lange hätte sie da hängen können, wenn nicht einige Bauern vorbey gegangen, und ihren alten Herrn erkannt hätten.

„Schau mal, Hans, wer da am Galgen hängt,“ sagte Kunz zu seinem Nachbar.

Kunz. Bey meiner höchsten Seele, Hans, das ist ja unser hochseliger Herr.

Hans. Ja wohl. — Ich wär er doch vor zehn Jahren gehaut worden, so hätte ich meine Aecker noch.

Kunz. Gestern haben sie ihn aber begraben; wie er doch hieher an den Galgen kommen mag.

Hans (wichtig). Das will ich Euch sagen Nachbar Kunz. Schaut, wenn einer gottlos ist, muß er spucken, wenn er noch gottloser war, muß er im Grabe seine eignen Hände

fressen, war er aber gar des Teufels, wie der hochselige Herr, so hängt ihn der Böse gar an den Galgen. Die arme Seele wird der Teufel erst recht in der Hölle herumkuranzen.

Die Bauern kamen in die Scheune, welche zum Schloß gehörte, und erzählten da, daß sie den Herrn Grafen an seinem eignen Galgen gesehen hätten. Nun lief alles hinaus, das Abentheuer zu sehen, und bald kam die Nachricht vor den Grafen Mello, welcher den werthen Leichnam seines Onkels wieder herabnehmen und zu seiner Ruhe bringen ließ, wo er auch ungestört liegen blieb.

Nachdem die Gäste Abschied genommen hatten, ließ Graf Mello auch anspannen, und befahl die großen Koffer seines Onkels aus dem Kabinette desselben mitzunehmen.

„Sie haben die Schlüssel zum Kabinett, gnädiger Herr," erwiederte der Haushofmeister.

„Recht! Ich werde gleich aufschließen," sagte der Graf, und eilte ins Schloß.

Aber er hatte nicht nöthig aufzuschließen; denn die Thüre des Kabinetts stand angelweit auf, und so auch die Schatulle. Nun sah der Graf und seine Leute, daß sie bestohlen waren, und schlossen, daß eben die, welche den Diebstahl begangen, auch den Spuck mit der Leiche müßten getrieben haben. Wer sich den Zustand des Grafen Mello vorstellen will, denke sich einen ausschweifenden Wollüstling, der Plane nach seiner Art in Menge gemacht, und dabey sich auf eine etwas Gewisses unfehlbare Rechnung gemacht hat, dem aber dieses Etwas mißlingt, und wer zu wissen begehrt, wie er geflucht hat, der höre einen Studenten fluchen, welchem der Pferdephilister kein Pferd auf Pump geben will, um nach Landshüdt in die Komödie zu reiten, der also zu Fuße wattern muß, und auf dem Hin- und Rückzug den armen Pferdephilister ohne aufzuhören verwünscht, und in den Abgrund der Hölle verflucht.

Tullien und seine Gesellen, welche den Spas mit der gräflichen Leiche aus dem Schießhof an-

gesehen, und das Kläglichthun der Gäste auf dem Saal im Pavillon angehört hatten, lachten sich satt über den Austritt, und zogen mit ihrer Beute nach ihrem Thal zurück.

In einer Versammlung, welche unter Tullians Vorsitz gehalten wurde, fielen alle Stimmen dahin aus, daß man noch drey Monate auf Astolfo's Rückkunft warten wollte; würde er aber auch dann nicht erscheinen, so sollten alle kräftige Mittel angewendet werden, um ihn in ihren Zirkel zurück zu bringen.

Dreizehnter Abſchnitt.

Der Oberforſtmeiſter Hartung galt ſehr viel bey ſeinem Fürſten. Dieſer war nämlich einer von jenen Regenten, deren Name, beſonders in Deutſchland, Legion heißt, welche ſich einbilden, daß ſie gar nichts zu thun hätten, und noch dazu die herrliche Meinung hegen, daß Geſchäfte einem Regenten unanſtändig ſeyen. Nun quält aber die lange Weile dem Müſſiggänger, ſey er auch ein Fürſt oder ein Herzog, und um der Qual zu entgehen ſucht der Müſſiggänger einen Zeitvertreib; fürſtliche faule Bäuche gehen auf die Jagd, ſtellen Parforßejagden an, halten brav Hunde und Pferde, welche ſie täglich, wie weiland der kaiſerliche Müſſiggänger, Rudolf der Andre, einigemal die Revü paſſiren laſſen. Inzwiſchen mag das hingehen, und wenn nur

kluge und redliche Verwalter der fürstlichen Geschäfte da sind, so geht alles noch erträglich, wenigstens immer besser, als wenn der Fürst sich einbildet, er verstehe die Kunst zu regieren, und versteht sie nicht: denn in diesem Falle ist das Land kreuzübel dran. Der Herr Fürst verachtet jeden Rath, der sich mit seinen Einfällen nicht reimen läßt, als abgeschmackt und dem Staat zuwider; denn er ist ja klug genug, das Beste des Landes einzusehen, und die gehörigen Mittel aufzufinden, dasselbe zu erhalten. Bald merken die, welche das regierende Wesen umgeben, wo es ihm fehlt, und geben ihm lauter Anschläge, die sich vollkommen zu seinen hochfürstlichen Grillen passen, dadurch erschleichen sie das Vertrauen des eingebildeten Kurzsichtigen, lachen in die Faust, und werden wirklich Fürsten, indem der Klügling Wunder denkt, wie hübsch und unabhängig er selbst regieren könne.

Ich kenne so einen Regentling, — ob in Deutschland oder sonst wo, daran liegt nichts —

der auch denkt, er sey Herr in seiner Duodezmonarchie, und doch ist es nicht Er, sondern der Galan der Frau Gemalin, ein gewesener Hundeabrichter — Hundeprofessor heißen Leute dieser Art auf einer gewissen Universität — welchem der Fürst, wegen seiner hohen Einsichten in die Staatsgeschäfte, zu seinem Hofrath gemacht hat. Die übrigen Justiz- und Finanzbedienten hängen alle von dem gewesenen Hundeprofessor ab, so wie die Geistlichkeit; und doch wird der Fürst weit und breit als ein Regentenmuster ausposaunt, sogar hat ehnlängst ein Schriftsteller den unverschämten Vorschlag gethan, die Annalen dieses kleinen Nabobs drukken zu lassen — zum Gebrauch und zum Nutzen für alle Regenten in Europa, Asia, Afrika und Amerika, für die Monarchen in Spitzbergen und Neuholland.

Doch ich schweife aus, bitte daher meine Leser um Verzeihung wegen meiner Extravaganz, und kehre zu unserm Astolfo zurück.

Also der Fürst von Mezendore hatte den Grundsatz: ein Fürst müsse keine Regierungsgeschäfte betreiben; und deßwegen betrieb er die Jagd, und Hartung, der Oberforstmeister, war sein Liebling, weil er ein vollkommner Weidmann war.

Schon von der Schenke, wohin Hartung nach dem von den Räubern erlittenen Ueberfall zurück gekehrt war, hatte er an den Fürsten geschrieben und ihm den ganzen Zufall gemeldet; daß er Asolfo's, oder wie er nun heißt, Silvano's und Trumps in allen Ehren werde gedacht haben, versteht sich von selbst.

Der Fürst las den Brief mit Erstaunen, ließ sofort ein halb Dutzend Jäger aufsetzen und ritt mit ihnen weg, um in dem nahen Forst zu rekognosciren, ob Räuber da wären. Weit und breit wurde herumgestreift, aber kein Räuber ließ sich sehen.

„Kommt nun wieder nach Haus," rief der Fürst seinen Jägern zu, „für heute ist genug; ein andermal wollen wir den Kerln nachsetzen."

Die Jäger gehorchten gern; denn sie wußten wohl, daß eine Streiferey nach Räubern am hellen Tage in einem lichten Forst ganz vergeblich war.

Auf dem Nachhauseweg mußte die Streifpartey neben dem Forsthause vorbey, worauf Hartung wohnte. „He da, Barril," sagte der Fürst zu einem jungen Jäger, „reite aufs Forsthaus, und bleib da, bis der Oberforstmeister zurück kommt; er kommt vielleicht heute noch oder Morgen früh; aber er mag kommen, wenn er will, Du bleibst da, aber so bald er kommt, so sitzest Du auf, und rapportirst mir, daß er da ist: nun fort, marsch."

Der Jäger ritt aufs Forsthaus, aber erst den andern Tag gegen Mittag kam der Oberforstmeister; er hatte sich unterwegs bey einem guten Freunde aufgehalten.

Der Jäger sah ihn ankommen, grüßte ihn, und machte sich zur Abreise fertig. „Warum wollen Sie so schnell fort, Barril?" sagte der Oberforstmeister.

Barril. Ihre Durchlaucht haben es so befohlen.

Oberforſtmeiſter. Iſt der Fürſt hier?

Barril. Nein; aber geſtern hat er mich hieher geſchickt, mit dem Befehl, ihm ſogleich zu melden, wenn Sie ankommen würden. Ihr gehorſamer Diener meine Damen und Herren! (ab.)

Der Oberforſtmeiſter merkte, was der Fürſt im Sinn habe, nämlich ihn zu beſuchen. Nicht unſchicklich wäre es zwar geweſen, Seiner Durchlaucht zuvor zu kommen, und ſich Höchſtdenſelben allerunterthänigſt zu Füßen zu legen; und vielleicht würde er es auch gethan haben, wenn ihm nicht ganz andre Gedanken eingefallen wären. Er wollte ſeine Freunde und Retter dem Fürſten empfehlen, und dieß konnte bey dieſer Gelegenheit am füglichſten geſchehen, indem die tapfere That, welche ſie ausgeführt hatten, und welche der Fürſt ſchon wußte, noch ſo neu war. Zudem waren es ja ſchöne junge Män-

ner, und waren Weidmänner, und der Fürſt liebte Leute dieſer Art; Hartung zweifelte daher gar nicht, der Beſuch des Fürſten würde ſeinen Wünſchen entſprechen, und blieb ruhig.

Aſtolfo und Trump gingen ins Holz; denn ihr Wirth hatte ihnen geſagt, in ſeinem Hauſe herrſche Freiheit und Gleichheit, jeder dürfe thun, was ihm wohlgefiele, ohne Störung zu befürchten.

„Wie gefällt Dir's hier, Aſtolfo," ſagte Trump.

Aſtolfo. Sehr wohl.

Trump. Nicht wahr, ſo ein Oberforſtmeiſter hat ein herrliches Leben?

Aſtolfo. O ja.

Trump. Pardiß, ſo'n Mann hat ſein gutes Auskommen, wohnt im Freien, ſchaut aus allen ſeinen Fenſtern ins Freie, und nie ſtört ihn ein dummer Städter im Genuß ſeiner Freiheit und ſeines weidmänniſchen Vergnügens. Hat er Wein, ſo trinkt er ihn mit etwa einem

guten Freunde, der ihn beſucht; hat er eine hübſche Tochter, ſo braucht er ſie nicht zu hüten; denn da giebts keine Verführer, wie in den Städten.

Aſtolfo. Meinſt Du? O Freund, Du weißt nicht, wie weit Verführung geht. Ich hab's erfahren. Ich hatte eine Schweſter; ah!

Trump. Komm doch jezt nicht auf dieſes Kapitel.

Aſtolfo. Erinnerſt Du mich nicht ſelbſt oft genug dran?

Trump. Aber nur dann, wenn ich Dir will recht fühlbar machen, was Du als unſer Hauptmann zu thun haſt.

Aſtolfo. Ach hätte ich doch nie, nie den unſeligen Gedanken gehabt, durch Rauben und Morden mit Gerechtigkeit zu verſchaffen; ein Bube hatte mich beleidigt, und ich räche mich am ganzen menſchlichen Geſchlecht, werde der Vorſteher einer Bande, deren Glieder ſich zur

Ausrottung der Menschengattung verschworen zu haben scheinen. —

Trump. O ho! Sorgen wir auch nicht mit unter für ihre Vermehrung?

Astolfo. O auf eine treffliche ganz eigne Art. Eine Bande von hundert und funfzig Menschen zieht mit einem Dutzend Weibern von dem Auswurf ihres Geschlechts herum, zerstört die Gesundheit dieser Elenden aufs unverantwortlichste, und denkt doch noch für die Bevölkerung zu sorgen; wenn aus diesem irokesenartigen Umgang dann und wann ein Wesen entspringt, welches, wenn es ja leben bleibt, vom Menschen nichts behält, als die äußerliche Figur.

Trump. Sey kein Thor, Astolfo, und schicke Dich in die Zeit.

Astolfo. Ja, ja — komm; wenn ich so da sitze, fallen mir alle meine Sünden ein.

Trump. Und wenn mir die meinigen nicht einfallen sollen, so muß ich sitzen, aber, versteht

ſich, bey einer Faſche Wein; oder einem Glas Kranzbambuli.

Aſtolfo. Du bleibſt doch immer, wie Du biſt. Willſt Du denn nie ernſthaft werden, nie geſetzte Denkungsart annehmen?

Trump. Was hilft geſetzte Denkungsart, wenn es unmöglich iſt, auch geſetzte Lebensart zu ergreifen.

Aſtolfo. Beinahe geb' ich Dir ſelbſt Recht. Der Menſch, welcher einmal einen Weg betreten hat, welchen er nicht wieder verlaſſen kann, thut unrecht, wenn er ſich durch moraliſche Betrachtungen ſelbſt quält, und ſeine Stunden verbittert.

Trump. Ja, wenn ich noch glaubte, wie ſonſt, oder wenn ich das Syſtem der Gießer Theologen für Gottes Wort hielte, wüßte ich wohl, was ich thäte. — Ich bekehrte mich.

Aſtolfo. Du, Dich bekehren! Wie wär' es Dir möglich, Deine Laſter und Deine ge-

losen Neigungen abzulegen? Ich glaube nicht einmal, daß Du Dir den Trunk und die Schäkereyen mit Mädchen abgewöhnen könntest.

Trump. Das ist auch alles bey der Bekehrung nicht nöthig. Dazu gehört, wie die Gießer Herren lehrten, und ich glaube, die Geistlichen lehren fast alle so, denn ich habe gefunden, daß sie fast alle nur eine Lebensregel haben, und so wird dann auch ihre Glaubensregel beinahe durchaus dieselbe seyn. Also zu einer rechtgläubigen christlichen Bekehrung gehört, versteh mich wohl, ich weiß das Ding noch aus dem Katechismus, und habe ja auch Theologie studiert.

Astolfo. Mach' nur nicht zu viel Schnickschnak.

Trump. Also zur wahren Bekehrung gehört erstlich: Erkenntniß der Sünden, und zweytens: Reue und Leid über die Sünde.

Astolfo. Gut, wenn Dir Deine Sünden leid sind, so mußt Du sie lassen.

Trump. Wer sagt das? Aber sieh, Herr Bruder, hier ist nur von ganz grober Sünde die Rede, z. B. vom Mord, vom Diebstahl, vom Ehebruch und dergleichen. David that auch nicht Buße, wenn er so einen kleinen Bock geschossen hatte, aber als er den Urias hatte ermorden lassen, und dessen Weib verführt hatte, da that er Buße, aber erst mußte der Prophet Nathan kommen, und ihn zur Buße ermahnen, wer weiß hätte er sonst dran gedacht, und war doch ein Mann nach dem Herzen Gottes. Kleine Lappalien kommen gar nicht in Betracht. Wer kümmert sich darum, daß er sich einige hundertmal besoffen, und mit mehrern Schocken von hübschen Mädchen sich einen Zeitvertreib gemacht hat, wenn er sich bekehren will? Pardi, da hätte einer viel zu thun, und selbst die Moralisten hätten viel zu thun. Kennst Du nicht den Pastor Feldruso zu Säuflinga?

Adolfo. Den scheinheiligen Buben, der den Orthodoxen spielt, und doch im Grunde ein

wäſſer Freigeiſt iſt, der um eine Profeſſur nach-
ſucht, und unwiſſender iſt, als ein Staarmatz?
Dieſen Burſchen kenne ich nur zu gut. Er iſt
ein einleuchtender Beweiß, daß der Pöbel durch
nichts leichter zu betrügen iſt, als durch Schein-
heiligkeit. Mit der kraſſeſten Unwiſſenheit ver-
bindet dieſer Menſch noch obendrein die ſchmutzig-
ſten Sitten; in ſeinem Beichtſtuhl iſt keine Frau,
kein Mädchen ſicher; mit den verworfenſten
Menſchen hat er den vertrauteſten Umgang,
und täglich iſt er beſoffen; liegt ein reiches
Beichtkind von ihm krank, ſo weiß er immer ein
Legat für ſich zu erſchleichen, und gar das Te-
ſtament zu verfälſchen. So kenne ich den Men-
ſchen; aber was willſt Du mit dieſem Weaxruf?

Trump. Je nun, ſein Beyſpiel ſoll mir
beweiſen, daß man bekehrt ſeyn könne, ohne ſich
gerade zu ſcheniren.

Aſtolfo. Ha, ha, ha, bey ſolcher Re-
densart!

Trump. Schau an, Herr Bruder, wie
ich mir das Ding vorſtelle, wenn Zelriſe ein

wüster Freigeist ist, so ist er's für sich, und giebt kein öffentliches Aergerniß, und nach der Lehre der Moralisten sündigt nur der, welcher ein öffentliches Aergerniß giebt; wenn pro secundo der Ehrenmann bey krasser Ignoranz eine Professur sucht, so thut er ja was Tausende thun, und was Mode, allgemeine Mode ist, nicht nur bey Professuren, sondern auch bey andern Aemtern, wo Kopf und Wissenschaft erfordert werden, das ist löblich; denn jede Mode ist es. Das Unrecht, was Du an Felicitas thatest, ist wahre Bagatelle, Herrn Simons Sünde, die der Künstler schon vergiebt. Er liebt Weiber und Mädchen, warum lassen sie sich lieben? Volenti non fit injuria, sagen die Juristen. Er ist täglich besoffen, ein Bier, er hat täglich großen Durst; warum hat aber auch der Wein eine berauschende Kraft, und warum macht der Brenner den Schnapps so stark. Er weiß Legate zu erschleichen? Das ist ja ein Beweis seiner Klugheit, und Klugheit ist eine Gabe Gottes nach Jacobi 1, 17. Er verfälscht

Teſtamente? Warum ſind die Gerichte dumm oder ſchmutzig genug, Teſtamente verfälſchen zu laſſen? auf den braven Feldriſe kommt keine Schuld; denn er concipirt und ſchreibt nie ein Teſtament.

Aſtolfo. Wahrlich eine Apologie für einen ſchmutzigen hellſehen Pfaffen, die ſich hören läßt. Aber höre, lieber Trumpf, mit Deiner Belehrung ſieht es windig aus.

Trumpf. Du haſt recht, darum denk' ich auch noch nicht dran. Kommt Zeit, kommt Rath. Aber laß uns zurück gehen, ich habe Durſt.

Vierzehnter Abschnitt.

Unsere Abentheurer fanden in dem Hause des Oberforstmeisters Seine Durchlaucht den Fürsten von Mezendore, welcher blos in der Absicht dahin gekommen war, die tapfern Erretter seines lieben Hartungs zu sehen.

„Na, meine Herren," sagte der Fürst, „Sie haben die Tage ein Stückchen gemacht, worüber ich mich gewaltig gaudirt habe. Danke Ihnen recht sehr, will auch erkenntlich seyn."

Adolfe. Gnädigster Herr, wir sind schon hinlänglich belohnt; wir haben blos eine unbedeutende Schuldigkeit gethan.

Fürst. Gar zu bescheiden, lieber Freund, gar zu bescheiden! Wenn die Racker den guten Hartung ermordet hätten; Pardiß, wo hätten

ich denn wieder einen ſolchen Weidmann herkrie-
gen ſollen?

Oberforſtmeiſter. Hier, Herr Silva-
no hätte mich leicht erſetzt.

Fürſt (freudig). Wa, was, Sie ſind
ein Jäger?

Aſtolfo. Ja, gnädigſter Herr.

Fürſt. Seyen Sie mir willkommen, be-
ſter Freund! (reicht ihm die Hand.) So oft
ich einen Jäger ſehe, freut ſich mein Herz; denn
noch nie hat mir ein Jäger trübe Stunden ge-
macht.

Aſtolfo. Ein ſo weiſer glücklicher Regent,
wie Ihre Durchlaucht ſind, hat nie trübe
Stunden.

Fürſt. Ja ich dachte gar; aber Gottlob,
man hat Mittel ſie zu vertreiben. Sehen Sie,
Herr, da war mein Vater ſeliger, der war faſt
immer mißmuthig; ich war damals noch ein
junger Kerl, und wunderte mich, wie mein Va-
ter, der doch regierender Herr war, immer ein

so griesgrämisch Gesicht machte. Alle Tage gab mein Vater drey, vier Stunden Audienz, und arbeitete doch noch vier, sechs Stunden im Kabinett, und wenn er von der Audienz oder aus dem Kabinett kam, war er immer grämlich, die Fliege an der Wand ärgerte ihn. Was mag doch deinem Vater fehlen, dachte ich so bey mir selbst. Ist er doch Fürst, hat er doch Geld im Ueberfluß, muß doch jedermann thun, was er haben will. Hm, dacht ich, wenn du 'mal Fürst seyn wirst, so soll der Teufel die Grillenfängerey holen. Nicht lange drauf starb mein Vater, und siehe da, ich war Regent. Die ersten drey Monate gingen mit Einrichtungen hin, die nothwendig gemacht werden mußten, die Jagd, den Pferdestall und andre Dinge von Importanz betreffend. Als dieß vorbey war, erinnerte mich der alte Kanzler Hellbach, es sey nun auch Zeit, daß ich mich um die Regierungsgeschäfte bekümmerte. Ja, ja, sagte ich, das will ich auch; und ging in den Staatsrath. Herr Gott, da brachte man mir so viel vor,

daß es mir anfing zu ſchwindeln, aber was war zu thun, ich mußte aushalten, und war hernach ſo grießgrämig, daß ich meinen guten Büchſenſpanner Poldes, einen ſeelenguten Kerl, den ich noch nie ſcheel angeblickt hatte, einen alten Eſel ſchalt. Erſt auf der Jagd verging mir der Unmuth. Den folgenden Tag rief mich der Kanzler noch einmal in den Staatsrath, und es war wieder ſo. Aha, dachte ich, dein Vater ward mißmuthig, weil er in den Rath ging; wer hat's ihm geheißen? Wer hat ihn dazu gezwungen. Nein, nun und nimmermehr ſoll man mich dort erblicken. Der Kanzler kam wieder. „Was giebts, Herr Kanzler? Was wollen Sie?“ Gnädigſter Herr, das Collegium iſt verſammelt. „Ah was Collegium, ich muß auf die Jagd.“ Aber Sachen von der höchſten Wichtigkeit. „Schreiben Sie die Sachen auf.“ Sie leiden keinen Aufſchub. „Nun ſo machen Sie das Zeug aus, ſo gut Sie können.“ Der Kanzler krummte in den Bart, ging fort, machte die Sachen aus, und als ich von der Jagd kam,

war er schon bey der Hand, und wollte mir den Kohl vorlesen. Geben Sie her, rief ich ärgerlich. Froh gab er mir das Papier, aber er runzelte verflucht die Stirne, als ich schnell meinen Namen drunter schrieb, und ihm das Ding zurück gab. Ihre Durchlaucht, sagte er, unterschreiben, ohne zu wissen was. „Herr Kanzler, haben Sie die Ausfertigung gemacht?“ Ja gnädigster Herr. „Je nun, so hat's also seine Richtigkeit.“ Ich will es wünschen, aber. — „Ey, was aber: sind Sie nicht ein ehrlicher und ein gelehrter Mann?“ Ich habe mich bestrebt das zu lernen, was mir nöthig ist, und meine es gewiß gut; allein ich kann irren. „Freilich, aber ich noch eher; bin kein Gelehrter, hab' das Corpus Juris nicht studirt. Aber ich, gnädigster Herr, bin nicht der Regent des Landes, nicht einmal der Mitregent; der Regent muß selbst urtheilen, sonst — „Herr Kanzler, Sie bleiben hier zur Tafel, und schicken mir in Zukunft, was ich unterschreiben soll, haben Sie mich verstanden?“ Glauben Sie,

Herr Silvane, daß der Alte dran wollte, er bestand drauf, ein Fürst müßte selbst mit eignen Augen sehen.

Trump (einfallend). Er hatte aber auch recht. Zum Teufel, wenn ein Hauptmann, exempli causa, will sagen, zum Beispiel, ein Spitzbubenhauptmann, einen andern wollte seine Stelle vertreten lassen, was wär das für'n Hauptmann. Ein Hanzfett wäre das, aber kein Hauptmann!

Fürst (aufgebracht). Herr gilt das mir?

Oberforstmeister (unterbrechend). Verzeihen Sie allergnädigst, Monseigneur, daß ich Sie unterbreche. Ew. Durchlaucht haben allerdings vollkommen recht.

Fürst. Das sollt ich meinen, daß ich recht habe. Pardi, mein ganzer Hof sagt es.

Astolfo (ironisch). Und darn muß es auch außer allem Zweifel sein. An so einem Hof giebt es so sehr viel kluge Leute.

Oberforſtmeiſter. Aber Herr Trump hat auch recht.

Fürſt (ärgerlich). Was, Herr Trump hat recht? Ich wäre alſo, wie ſo 'n Spitzbuben hauptmann, der ſeinen Dienſt durch andre thun ließe? Wär alſo ein Hunzfott? — Das dich der Saſſafraß!

Oberforſtmeiſter. Nicht doch, Monſeigneur. Man muß hier unterſcheiden. —

Fürſt. Zwiſchen mir und einen Spitzbubenhauptmann? Ein hübſcher Vergleich, mein Seele.

Oberforſtmeiſter. Haben Ihre Durchlaucht die höchſte Gnade, mich nur einen Augenblick geneigteſt anzuhören.

Fürſt. Ich höre ſchon, ich höre; aber, Hartung, wenn Ihnen meine Freundſchaft lieb iſt, ſo vergleichen Sie mich weder mit dem Spitzbubenhauptmann noch mit dem Hunzfott.

Oberforſtmeiſter. Ich werde nie den tiefſten Reſpekt gegen Ihre Durchlaucht aus den

Augen ſetzen, doch bitte ich allergnädigſt zu bemerken, daß ein Fürſt eigentlich durch die Geburt Fürſt iſt.

Fürſt. Das verſteht ſich. Wär mein Vater nicht Fürſt geweſen, wer weiß was ich jezt wäre; vielleicht ein Schuſter oder ein Schneider, oder wohl gar ein Schweinhirte, ha, ha, ha *).

Oberforſtmeiſter. Ihre Durchlaucht ſind immer bey guter Laune. — Nun, da alſo der Fürſt geboren wird.

---

*) Bey einer gewiſſen Kaiſerkrönung in den ältern Zeiten ſagte der Kurfürſt von der Pfalz zu dem von Brandenburg: Es iſt doch eine Schande, wir ſind geborne Prinzen, und da iſt der Kurfürſt von Mainz ein lumpiger Edelmann, und geht uns vor. Der Kurfürſt von Mainz hörte dieſe Worte, drehte ſich um, und ſagte ganz laut: Ihr Herren Fürſten, wenn Ihr keine geborne Prinzen wärt, Ihr wäret vielleicht nicht einmal geſchickt, das zu thun, was jezt Euer Stallknecht thut. Ein grobes Bonmot, welches aber doch viel Wahrheit enthält.

Fürst. Natürlich, wenn ich zum Exempel, was aber Gott verhüten welle in allen Gnaden, wenn ich zum Exempel ablebte, so wäre mein Carl gleich regierender Herr, und hat doch erst sechs Monate.

Oberforstmeister. Und doch könnte der junge Herr die Staatsgeschäfte noch nicht betreiben. Daher ist klar, daß die fürstliche Würde mit der Betreibung der Geschäfte durchaus nicht zusammen hängt.

Fürst. Richtig, lieber Hartung, so was gefällt mir, fahren Sie nur fort in dem Text.

Oberforstmeister. Mit dem Spitzbubenhauptmann hat es aber eine ganz andre Bewandniß. Ein Spitzbubenkapitän wird von der Bande erwählt, muß also halten, was er ihr verspricht, er verspricht aber, sie zu regieren, und ihre Geschäfte zu besorgen, also ist er auch zur Regentschaft seiner Bande verbunden, und thut er es nicht, sondern überträgt sein Amt einem andern, der für die Regierung schlecht sorgt, so —

Fürſt (einfallend). Iſt er ein Hunzfott. Richtig, richtig, lieber Hartung, Sie haben Ihre Sache hübſch gemacht, und Herr Trump hat Recht, ich aber auch. Ein gebornet Fürſt iſt gar nicht verbunden, ſich um die Geſchäfte der Regierung zu bekümmern, kann daher auch mit einem Spitzbubenhauptmann gar nicht verglichen werden. — Aber, um von der Hauptſache zu reden; was wollen die Herren thun, was wollen ſie anfangen?

Aſtolfo. Uns hier ausruhen, gnädigſter Herr, und dann weiter gehen. Wir ſuchen Kondition.

Fürſt. Die können Sie hier haben. Ich brauche juſt einen Büchſenſpanner; mein alter wird zu ſtumpf, und hat um ſeinen Abſchied angehalten. Wollen Sie dieſen Poſten bey mir bekleiden?

Aſtolfo (bückt ſich).

Fürſt. Gut alſo, und richtig. (Reicht ihm die Hand.) Mit dem Salarium ſollen Sie zufrieden ſeyn.

Oberforſtmeiſter. Herrn Trump aber muß ich behalten, Monſeigneur: einer von meinen Reitern muß bey mir bleiben. —

Es wurde nun alles verabredet; Aſiolis ließ ſich's gefallen, fürſtlich Mezenderiſcher Büchſenſpanner zu werden, und Trump blieb beym Oberforſtmeiſter Hartung.

Funfzehnter Abschnitt.

Der alte Kanzler, dessen der Fürst oben als eines scharfen Präceptors gedacht hatte, war vor einem Jahre gestorben, und ein Baron von Fatutto, der Liebling der Fürstin, hatte diesen Posten erhalten.

Fatutto wußte es gleich so einzuleiten, daß der Fürst mit Dänksagungen, Lobschriften, Panegiriken und Lobgedichten von allen Seiten her bombardirt wurde.

„Kind," sagte eines Tags der Fürst zu seiner Gemalin, „sag mir 'mal, wie das zugeht; seitdem Fatutto Kanzler ist loben mich meine Leute, als wären sie rasend. Sag mir, wie ist das? Beym alten Kanzler kam kaum an meinem Geburtstag einmal ein Karmen an, wie ich jezt täglich mir muß verlesen lassen."

Fürstin. Da siehst Du ja, lieber Moritz, daß Dein alter Kanzler seine Sachen nicht so gut gemacht hat, als der Herr von Fatutto. Diesem allein, und seinen heilsamen Anstalten hast Du alles zu danken.

Fürst. Hast mein Seele Recht; Fatutto ist ein ganzer Kerl, wenn er nur besser schießen könnte.

Fürstin. Je nun, er geht doch oft mit Dir auf die Jagd.

Fürst. Benimmt sich aber, wie ein dummer Junge mit seinem Blaßrohr. Keinen Hasen kann er treffen, geschweige denn einen Fuchs oder einen Eber, von Vögeln will ich gar nichts sagen, die sieht er nicht einmal. — Es schadet aber auch nichts, daß der Kanzler nicht schießen kann; ich hab da 'n Menschen aufgesackt, der trift wie 'n Kobold, hab'n schon probirt.

Fürstin. Einen Jäger hast Du angenommen, lieber Moritz?

Fürſt. Ja, ja, einen von den Leuten, welche meinen Hartung von den Mördern errettet haben. Ich verſichre Dich, 'siſt ein Burſche, der Dir eine Schwalbe, wer weiß wie hoch, aus der Luft ſchießt.

Fürſtin (lacht). Den Tauſendkünſtler möcht' ich doch ſehen.

Fürſt. Sollſt ihn ſehen, mein Kind, ſollſt ihn ſehen, will Dir ihn herſchicken; aber Du mußt ihn nicht begegnen wie ſo einem gemeinen Jäger, verſtehſt Du mich? Er iſt mein Büchſenſpanner, und alſo ſchon ein großes Thier. Verſtehſt Du mich?

Fürſtin. Ich weiß mit Leuten umzugehen, und werde auch die Verdienſte Deines Büchſenſpanners zu ſchätzen wiſſen.

Der Fürſt ließ Aſtolfo herbeirufen, und die Fürſtin fand gleich beym erſten Anblick, daß ſeine Figur nicht abſchreckend war, zwey Augenblicke drauf überzeugte ſie ſich, daß man ihn ſehr wohl leiden könne, und als Aſtolfo wegging,

war es ihr sehr wahrscheinlich geworden, daß er liebenswürdig sey.

Also hatte der Fürstin merken lassen, daß er etwas von der Musik gelernt habe. Die Dame war eine leidenschaftliche Liebhaberin dieser Kunst, und Asolfo mußte seine Probe machen. Die Fürstin fand ihn vortreflich, und nun theilte sich der Fürst und die Fürstin in die Personen unsers Helden und in seine Zeit. Früh mußte er mit dem Fürsten auf die Jagd, und nach der Tafel und der Caffeegesellschaft nahm ihn die Frau Fürstin mit auf ihr Zimmer, wo jeden Tag ein kleines Concert gegeben wurde.

„O es ist doch ein herrlicher Mann, der Silvano," sagte einst die Fürstin zu ihrem Gemal, „täglich entdecke ich neue Vollkommenheiten an ihm. Nicht wahr, lieber Moritz, Du hättest keinen bravern Mann an Deinen Hof bringen können. Aber das ist doch Schade, daß der gute Silvano nichts anders ist, als Büchsenspanner.

Fürſt. Pardiè, was ſagſt Du, mein Kind? Iſt mein Büchſenſpanner nicht ein geehrter Mann? Halte ich nicht alles auf ihn? Denn daß Du es nur weißt, es gehört mehr zu einem guten Büchſenſpanner, als zu einem Hofrath, verſtehſt Du mich?

Fürſtin. Alles gut; aber der Titel? —

Fürſt. Der Titel? Iſt denn Büchſenſpanner ein Schubiak? He? Iſt Silvano nicht mit ſeinem Titel zufrieden?

Fürſtin. O was ihn anbelangt, er iſt ſo ſehr von allem Stolz entfernt, daß ihm jeder Titel gleich viel iſt. Um der Welt wegen aber wünſchte ich, daß er einen andern Titel hätte, etwan Hofrath oder ſo was.

Fürſt. Daß Du und Deine Titel! Doch es ſey, ich will ihn zum Forſtrath machen.

Fürſtin. Schön, lieber Moritz; ſobald er einen Titel hat, kann er doch zur Tafel gezogen werden, und mir die Zeit vertreiben, die mir allemal entſetzlich lang wird.

Also also wurde Forstrath, und von nun an spielte er an dem Hofe des Fürsten eine glänzende Rolle. Fanutto, der Kanzler, sahe den neuen Günstling mit Verdruß, und beschloß, ihn zu stürzen; allein alle seine Maschinerien waren vergeblich, Also also hatte die Gunst des Fürsten in sehr hohem Grade, und die der Fürstin im allerhöchsten. Fanutto sahe dieß wohl, bemühete sich daher um die Freundschaft des neuen Forstraths, und dieser ging mit ihm freundschaftlich um, ob er gleich sehr gut einsahe, daß es der Bursche weder mit ihm, noch mit dem Fürsten und dem Lande gut meinte.

In Mezendere war es schon seit Olims Zeiten gewöhnlich gewesen, daß die Herren Fürsten lustige Mätressen hielten; dieß gehörte in diesem Lande zur Hofmode, und Seine Durchlaucht, der regierende Fürst, unterließ nicht, diese Mode mitzumachen, wie sein in Gott ruhender Herr Vater, sein hochseeliger Herr Großvater und alle seine Ahnherren. Die Fürstin

wußte, daß ihr Herr Gemal eine Nebenliebschaft hatte, aber da es einmal so hergebracht war an dem Hofe zu Mezendore, so ließ sie es sich gefallen, und suchte ihrer Seits sich zu entschädigen.

Fatutto war sonst der Entschädiger für die Dame, allein seit Astolfo am Hofe war, sank Fatutto gewaltig in ihrer Gunst, und wurde endlich ganz verabschiedet.

Astolfo war wirklich in großer Verlegenheit, als die Fürstin ihm grade heraus erklärte, daß sie ihm gewogen sey, und es nicht übel nehmen würde, wenn er vergäße, daß sie eine Prinzessin sey. Astolfo schwieg und schlug die Augen nieder.

„Wundern Sie Sich nicht, lieber Silvano, daß ich mich so gradezu erkläre," sagte die Fürstin, „bürgerliche Frauen und Mädchen müssen warten, bis sich der Geliebte erklärt, wir aber müßten wohl ewig warten, bis ein Geringerer, als wir sind, seine Erklärung ablegte. So dreist

iſt niemand einer Dame von unſerm Stande Liebe zu geſtehen; denn wie leicht könnte ihm nicht begegnen, was dem Herzog von Ripperda begegnet iſt *)? Wir müſſen alſo den erſten Schritt thun, aber dann erwarten wir auch, daß unſer Günſtling die folgenden thue. Was meinen Sie, lieber Silvano?

Aſtolfo. Gnädigſte Frau, die Verehrung gegen Sie und Ihren Gemal — (ſtockt).

Fürſtin. Nicht wahr, Liebe gegen mich iſt Ihnen Verbrechen an meinem Gemal?

Aſtolfo. So ſcheint es.

Fürſtin. Ha, ha, ha, kennen Sie meines Gemals Verhältniſſe? Wiſſen Sie nicht, daß er öffentlich ein Mädchen unterhält?

Aſtolfo. Es kann ſeyn; Fürſten eignen ſich dieſes Recht. —

---

*) Ein unvorſichtiges Liebesgeſtändniß, welches er der Königin von Spanien ablegte, brachte ihn um alle ſeine Hoheit und endlich gar ins Gefängniß.

Fürſtin. Recht? Wer hat denn dem Fürſten ein Recht gegeben, Mätreſſen zu halten, wenn er eine Gemalin hat? Wird nicht dieſe durch eine ſolche Wirthſchaft ſo gut beleidigt, wie die gemeinſte Ehefrau? Muß der Fürſt das, was er ſeiner Gemalin verſpricht, nicht eben ſo gut halten, als der Paſtor Ehrlich? Und wenn der Fürſt ausſchweift, ſo iſt er ſo ſtraffällig, wie der Paſtor Ehrlich, wenn dieſer zur Magd ſteigt, und Ehebruch treibt.

Aſtolfo. Fürſten pflegen kein Geſetz über ſich zu erkennen.

Fürſtin. Das heißt ſo viel, als man kann Fürſten nicht beſtrafen, weil ſie wegen ihrer Macht über die Strafen erhaben ſind; allein nichts deſto weniger ſind ſie ſtraffällig. — Und ich habe Sie auserſehen, mein Theuerſter, meines Gemals Untreue zu rächen.

Mit dieſen Worten nahm die Dame unſern Mann bey der Hand, und zog ihn ſanft neben ſich aufs Sofa. Aſtolfo war jung und feurig.

die Fürſtin ſehr ſchön, und hatte ihn ſelbſt aufgemuntert; er ward dreiſter, fand keinen Widerſtand, und ſo wurde der Rachgöttin ein ſüßes Opfer gebracht, welches in der Folge ſo oft wiederholt wurde, als ſich Gelegenheit dazu fand, und dieſe fand ſich alle Tage.

Montagne hat wohl ſehr recht, wenn er behauptet, ſich rächen hieße nicht allein andern wehe thun, ſondern ſie auch fühlen laſſen, daß gerade wir es ſind, die ihnen wehe thun. Aus dieſer Erklärung der Rache würde dann folgen, daß eine Frau, die ihrem Manne ſeine Untreue durch ein Gleiches vergelten will, ihm auch müſſe bemerken laſſen, daß ein andrer ſeine Rechte wirklich uſurpirt habe. Bloß Vermuthungen geben iſt nicht hinreichend, und erfährt er vollends gar nichts, je nun, ſo iſt es eben ſo gut, als wäre nichts vorgefallen; denn, nach dem Sprichwort: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Der letzte Fall war der Fall des Fürsten von Mezendere; seine Gedanken reichten nicht so weit, daß ihm nur die geringste Untreue von seiner Gemalin als möglich hätte einfallen können. Aber was er nicht sah, sahen andre.

Sechzehnter Abſchnitt.

Aſtolfo kam oft zum Oberforſtmeiſter Hartung, aber jedesmal als Begleiter des Fürſten. Da die Jagd dieſem Herrn ſo ſehr am Herzen lag, ſo blieben ſie jedesmal nur ſo lange, als ſich der Oberforſtmeiſter fertig machte, und dann ging's fort. Julchen war zwar bey dieſen kurzen Viſiten immer zugegen, weil der Fürſt jedesmal nach ihr fragte, ihr in die Backen kneipte, einen Kuß gab, und ihr beym Abſchied eine fürſtliche Zote vorſagte.

Aſtolfo ſahe dieß, ſahe wie ſich das Mädchen immer ſträubte, wenn der Fürſt ſo nach ſeiner Art mit ihr ſchön that, wie ſie bey ſeinen Zoten erröthete, und wie ſie endlich, aber gleichſam verſtohlen, einen ſchmachtenden Blick auf ihn ſelbſt warf, der ihm durch die Seele ging.

Aſtolfo konnte den Fürſten als einen Wüſtling, der gerne ſeinen Lüſten fröhnte, aber ſo, daß die Präparatorien ihn nicht viel Mühe koſteten. Er nahm, was er vorfand, und war zufrieden mit dem, was ſich ihm ſelbſt in den Weg warf; aber die Kunſt, die Unſchuld auf eine feine Art zu verführen, oder ſpröde Schönen zu beſiegen, verſtand er nicht, wenigſtens übte er ſie niemals, weil er als Fürſt jede Bemühung, jede Anſtrengung unter ſeiner Würde hielt.

Leute dieſes Schlags ſind nicht gefährlich; die Unſchuld iſt vor ihnen ſicher, und ein Frauenzimmer, welches ſich von einem ſolchen Wollüſtling bedienen läßt, iſt ſchon ſo verderben, daß weiter nichts an ihr verhunzt werden kann. Dieß wußte Aſtolfo recht gut, fürchtete daher nichts für Julchen, und doch ärgerte er ſich über die plumpen Kareſſen und zotologiſchen Schmeicheleien, womit der Durchlauchtigſte das ſchöne Mädchen heimſuchte.

Eines Tags früh kam der Fürſt wüthend auf Aſtolfo's Zimmer. „Wiſſen Sie was Neues, Silvano?“ ſchrie er mit donnernder Stimme, He!

Aſtolfo. Was iſt das, gnädigſter Herr? Sie ſcheinen aufgebracht.

Fürſt. Da möchte der Teufel auch ruhig bleiben. Wiſſen Sie denn die verfluchte Hiſtorie noch nicht?

Aſtolfo. Nicht ein Wort weiß ich von einer Neuigkeit, die Ihnen könnte Verdruß machen, und Sie ſo in die Hitze bringen.

Fürſt. Schock Schwerneth über den kaltblütigen Menſchen. Wie können Sie bey einer ſolchen verfluchten Geſchichte ſo ruhig bleiben?

Aſtolfo. Ich weiß ja nichts, gnädigſter Herr.

Fürſt (heftig). So will ich's Ihnen ſagen. Hartungs Julchen iſt zum Teufel.

Aſtolfo (erſchrickt). Hartungs Julchen!

Fürſt. Ja, ja, eben die. O! raſend möchte ich werden, mir ſo einen verfluchten Streich zu ſpielen. Aber jetzt will ich ſehen, lieber Silvano, ob Sie mein Freund ſind.

Aſtolfo. Immer Ihr unterthänigſter Diener, gnädigſter Herr.

Fürſt. Hätte den Henker von unterthänigen Dienern, das ſind alle Schurken vom erſten Miniſter an bis auf den letzten Küchenjungen. Ich brauche jetzt einen Freund. —

Aſtolfo. Den Sie in mir finden ſollen.

Fürſt. Sie müſſen ſich aufmachen, und Julchen ſuchen. Wollen Sie?

Aſtolfo. Ihr Wille iſt Befehl für mich, gnädigſter Herr.

Fürſt. Das iſt brav. Sie werden das Mädchen gewiß finden; denn aus der Welt kann ſie nicht gelaufen ſeyn. Die Anſtalten überlaſſe ich Ihnen; Sie ſind ein Piſſikus, auf den ich mich verlaſſen kann.

Astolfo. Ich werde alles thun, was mir möglich ist.

Fürst. Aber es ist keine Zeit zu verliehren; noch heute müssen Sie fort. Hier haben Sie Geld.

Der Fürst reichte Astolfo eine volle Börse, und dieser kleidete sich wie ein Jäger, und ließ sich eins der besten Pferde aus dem fürstlichen Marstalle satteln. Der Fürst drang sehr auf die Abreise, und so konnte Astolfo nicht einmal von der Fürstin Abschied nehmen, welche eine Spazierfahrt auf ein Landhaus gemacht hatte.

Astolfo wollte seinen Freund Trump, welcher bey dem Oberforstmeister sich als Hausfreund aufhielt, auf seiner Wallfahrt mitnehmen; er ritt also auf das Forsthaus, wo er alles in der äußersten Verwirrung antraf. Hartung ging mit verbissenem Schmerz herum, seine Gattin heulte und wehklagte, und so viel Astolfo verstehen konnte, machte sie sich und ihrem Manne die bittersten Vorwürfe über Julchens Entweichung.

Die Leute ſchienen unſern Aſtolfo gar nicht zu bemerken, bis dieſer endlich nach ſeinem Kumpan Trump fragte.

„Der Böſewicht,“ erwiederte Hartung mit einem zornigen Blick auf Aſtolfo! „Hätten wir ihn doch nie geſehen!“

Aſtolfo. Wie ſo? Hat Trump Sie beleidigt?

Oberforſtmeiſter. Schrecklich, ſchrecklich hat er das. Er hat mein Kind entführt.

Aſtolfo, Unmöglich! Trump iſt nicht fähig einen Bubenſtreich dieſer Art auszuüben.

Oberforſtmeiſter (unwillig). Nicht? Da Herr, leſen Sie ſelbſt. (Giebt ihm einen Brief.)

Aſtolfo (lieſt). „Es giebt Handlungen, wodurch der Menſch Rechte verliehren kann, welche ihm die Natur ſelbſt gegeben hat. Sie haben Ihre Vaterrechte auf Jalchen verlohren, mein Herr Oberforſtmeiſter; um es Ihnen aber unmög-

lich zu machen, eine Gewalt zu mißbrauchen, die sie sich gar nicht mehr zueignen können, habe ich Ihre Tochter an einen Ort gebracht, wo sie vor Ihren Verfolgungen sicher seyn wird. Daß ich nicht zu Ihnen zurück kehren werde, verstehen Sie ohne mein Erinnern. Meinem Freund Silvano sagen Sie, wenn Sie wollen, er sey gefordert und müsse erscheinen, und ich sey es, der ihn habe fordern lassen.“

Trump.

Oberforstmeister. Nun sehen Sie, Herr Silvano, sehen Sie!

Astolfo. By Gott, ich verstehe von der Sache weniger als ein Kind, das noch nicht reden kann. — Wer gab Ihnen den Brief?

Oberforstmeister. Vor einer Stunde gab ihn ein einäugiger Bettler einem meiner Jagdbursche.

Astolfo. Welchen Weg nahm der Bettler?

Oberforſtmeiſter. Er ging nach der Reſidenz zu.

Aſtolfo. Aber mein Gott, warum haben Sie denn den Bettler nicht näher befragt?

Oberforſtmeiſter. Das hab' ich wohl gethan; ich ritt ihm, ſo bald ich den Brief geleſen hatte, ſchnell nach, und fand ihn am Weg ſitzen und ein Stück Brod eſſen. Er ſagte mir: ein Fremder, an deſſen Beſchreibung ich aber Trump nicht erkannte, habe ihm geſtern den Brief gegeben, und ihm befohlen, ihn an mich abzuliefern, dafür habe er ihm ſechs Batzen geſchenkt. Weitere Auskunft konnte er mir nicht geben.

Aſtolfo. Hm, hm, wunderbar! — Leben Sie wohl! (will fort.)

Oberforſtmeiſter (hält ihn zurück). Wohin wollen Sie?

Aſtolfo. Julchen aufſuchen, und ihren Verführer ſtrafen.

Oberforſtmeiſter. Ach, wenn Sie das vermöchten!

Aſtolfo. Ich werde es. Gott ſey dem gnädig, der Julchen verführt! (ſchnell ab.)

Aſtolfo ritt vorwärts, ohne die Wege zu kennen, ohne zu wiſſen, wohin Trumpf ſich mit Julchen gewendet hätte. Es war fürchterlich warm, deswegen ſahe er ſich genöthiget, an manchen Schenken abzuſteigen, welche im Walde zerſtreut an den Straßen gebaut waren, aber nirgends fragte er nach den Flüchtlingen; denn er kannte ſeinen Trumpf zu gut, und war überzeugt, daß dieſer ſo gereiſet war, daß man ſeine Spur nicht erfragen könnte. Die Nacht brachte er unter einem Baume zu, und ließ ſein Pferd graſen.

Am folgenden Tag kam Aſtolfo aus dem Walde in eine ſchöne flache Gegend, welche mit Dörfern, gleich der Pfalz am Rhein, überſäet war, und mit wohlgebauten Feldern, Weinbergen und Wieſen prangte; jenſeits der Ebne erblickte er hohe Gebürge in der Ferne.

Er erreichte bald ein Dorf, und kehrte da in
em Gasthofe ein. Das ganze Dorf schien ein
großes Fest zu feiern; denn alle Einwohner hat-
en ihre besten Kleider an, und in den Schenken
rtönte Musik zu fröhlichen Tänzen.

Astolfo kümmerte sich wenig um dieses Fest,
nd würde gewiß nichts von der Ursache desse-
en erfahren haben, wenn nicht ein alter ge-
chwätziger Mann sich mit Gewalt zu ihm ge-
drängt, und ihm eine Nachricht gegeben hätte,
ie er nicht gesonnen hatte.

„Ja, lieber Herr," sagte der Alte, „heut'
t alles in unserm Ländchen lustig."

Astolfo. Ich sehe wohl, daß man hier
n Dorfe sich bemüht nicht traurig zu scheinen.

Der Alte. Nicht allein nicht zu schei-
en, sondern es auch nicht zu sein. Bey Gott,
er freut sich nicht, wenn die gute Herrschaft
ch freut.

Astolfo. Wer ist denn Eure Herrschaft?

Der Alte. Kennen Sie denn die nicht, lieber Herr? Ich meine doch, so ein guter Herr, wie der Graf von Cortina, wäre in aller Welt bekannt.

Astolfo (stutzt). Der Graf von Cortina?

Der Alte. Ja wohl, wer denn sonst?

Astolfo (gefaßt mit angenommener Gleichgültigkeit). Und dem zu Ehren feiert ihr ein Fest?

Der Alte. Ja wohl wegen seiner glücklichen Zurückkunft.

Astolfo. Ist er verreiset gewesen.

Der Alte. O recht sehr lange ist er weg gewesen, viele Jahre lang, aber jetzt ist er wieder bey uns, und wird auch da bleiben.

Astolfo. Wißt Ihr nicht wo er alle gewesen ist.

Der Alte. Ja das weiß der liebe Gott; ich komme zwar alle Tage hieher; denn wer bey uns nichts zu thun hat, geht ins Wirthshaus.

Da iſt denn viel von unſerm Herrn und ſeinen Geſchichten erzählt worden. Er ſoll ſogar einmal unter einer Spitzbubenbande geweſen ſeyn, aber das glaub' wer da will; ich glaub's nicht.

Aſtolfo (erſchrocken, doch ſich gleich faſſend). Unter einer Spitzbubenbande?

Der Alte (ſachte Aſtolfo ins Ohr). Ja, ja, unter einer Bande, weit, weit von hier. Der Anführer der Bande ſoll Aſtolfo geheißen haben.

Aſtolfo (fährt zuſammen). Ah!

Der Alte. Was iſt Ihnen, lieber Herr?

Aſtolfo. Nichts, es ward mir übel, aber es iſt ſchon vorbey.

Der Alte. Ja, wie ich Ihnen ſage, man hat ſo heimlich herum geſchwatzt, aber die Leute wollten's doch nicht recht glauben.

Aſtolfo. Die Leute haben Recht.

Der Alte. Ja wohl, ſo ein hübſcher, junger, lieber Herr ſollte ſich mit dem garſtigen

Spitzbuben abgeben! Das kann nicht seyn. Die Bande hat aber auch ihren Lohn gekriegt.

Astolfo. Wie das?

Der Alte. Ja, da hat es in den Zeitungen gestanden, daß sie alle sind zusammen gehauen worden, und daß der Oberhauptmann Astolfo am Galgen henkt.

Astolfo. Ist der Graf hier?

Der Alte. Nein, er ist heute mit seiner Braut auf ein Landhaus gefahren; gegen Abend kommt er wieder.

Astolfo. Hat er eine Braut?

Der Alte. Er hat eine mit gebracht von weit her.

Astolfo (geht einigemal wüthend im Zimmer auf und ab). So ist denn alles verlohren!

Der Alte (für sich). Der Herr hat gewiß die vergangne Nacht geknöchelt; aber so geht's, das verfluchte Knöcheln bringt weder Heil noch Segen. Jetzt bedauert er, daß sein Gelöchen fort ist.

Astolfo (zum Wirth). Bestellen Sie mir doch einen Boten, der mir den Weg nach Ihres Grafen Landhaus zeigen kann.

Astolfo ritt nach dem Landhaus des Grafen Cortina, stieg ab, und befahl einem Bedienten, seinem Herrn zu sagen: ein Fremder warte seiner im Garten, und habe ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu hinterbringen. Hierauf ging er in den Garten, und erwartete den Grafen an einer Laube. Er durfte nicht lange vergebens lauern; denn der Graf, neugierig zu erfahren wer ihn rufen lasse, war schnell in den Garten geeilt, doch hatte er, aus Vorsicht, seinen Degen an die Seite gesteckt.

Astolfo war in tiefes Nachdenken versunken, aus welchem er erst erwachte, als ihn der Graf mit diesen Worten anredete: was wollen Sie von mir, mein Herr?

Astolfo (mit schrecklicher Stimme). Ha, Verräther, finde ich Dich endlich? Kann ich endlich meine Beleidigung in Deinem Blut abwaschen.

Graf. Astolfo!

Astolfo. Ja wohl bin ich der verrathene, beleidigte, in der Seele gekränkte Astolfo. Aber rächen will ich mich, schwer will ich mich rächen.

Graf (mit sanfter Stimme). Freund: entferne Dich, wir dürfen uns nicht mehr sehen.

Astolfo. Wir wollen auch nicht; einer von uns, entweder ich oder Du, schließt heute die Augen auf ewig.

Graf. Astolfo, Deine Geister sind verirrt; sammle sie und bedenke.

Astolfo (heftig). Wo ist Clelia?

Graf. Für Dich ist sie todt.

Astolfo. Für mich ist Clelia todt? Nun wohl dann, so sterbe auch Du, und sey auch für Clelia todt. (Zieht den Degen.) Jetzt, Verräther, zieh!

Graf. Um Gottes willen, Freund! —

Astolfo. Was Freund? Kennst Du dieses Wort noch, meinst Du ich ließe mich nochmals täuschen? Zieh, oder ich ersteche Dich auf der Stelle.

Astolfo drang mit dem Degen dergestalt auf den Grafen ein, daß dieser endlich gezwungen ward seinen Degen zu ziehen, und sich zu vertheidigen. Astolfo ging blindlings zu, aber der Graf parirte blos seine Stöße aus. Endlich eilte ein Frauenzimmer herbey, und warf sich zwischen die Streitenden. Das Frauenzimmer bekam einen Stich in die Brust, und stürzte zur Erden; Astolfo erkannte Elellen, und ward noch rasender. Einer von seinen mörderischen Ausfällen streckte den Grafen zu Boden.

Astolfo.

Zweites Buch.

Erster Abschnitt.

Schnell entfloh Astolfo durch den Garten, fand sein Pferd, und eilte eine Gegend zu verlassen, wo er Gefängniß und Tod vor Augen sah, wenn er sich erhaschen ließe. Ein Bettler begegnete ihm, diesem kaufte er das zusammen gebettelte Brod ab, und nährte sich damit mehrere Tage, indeß sein Pferd blos grünes Gras und Baumblätter fraß. Sorgfältig vermied er Dörfer und Städte, und sorgfältig suchte er die Abwege, um nicht auf der Landstraße Menschen anzutreffen, die ihn verrathen könnten.

Endlich dünkte ihn weit genug zu seyn, um nicht mehr erkannt zu werden. Er stieg also an einem einsamen Gasthofe ab, und ließ sich zum erstenmal wieder warmes Essen und für sein Pferd gutes Futter geben.

Asolfo hatte mehrere Tage nichts genossen, als Brod und Wasser; nun setzte ihm der Wirth Fleisch und Fische vor; unser Held ließ sich's wohl schmecken, aß mehr als er vertragen konnte, überlud den Magen, und erkrankte. Am folgenden Tag mußte er das Bett hüten, und der Wirth rieth ihm, sich des Doktors Sierig zu bedienen, welcher im nächsten Städtchen seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Freilich war Asolfo, wie alle kluge Leute, kein großer Verehrer der Aerzte; er kannte die Medizin, und wußte, daß sie eine äußerst betrügerische Kunst ist, daß der Medikus beinahe immer im Finstern tappt, und daß die vielen Systeme, welche Witz und Aberwitz ausgeheckt haben, hinlänglich beweisen, daß man noch gar nichts

mit voller Gewißheit einsehen kann. Dennoch ließ er sich vom Herrn Sierig Recepte verschreiben, und nahm seine Arzneien. Sierig war ein Quacksalber, der auch nicht die allergeringste Kenntniß von der Arzneikunde besaß, aber ein Maul hatte, wie ein Sachsenhäuser Hökerweib, und eben diese böserweibische Suade hatte ihn in großen Credit bey dem Pöbel gebracht, und war ein klarer Beweiß, daß das Maul eine höchstnöthige Eigenschaft an einem Arzte ist, wenn er nicht Hungers sterben will.

Astolfo sahe bald ein, daß sein Medicus Doktor, der sich das Diplom auf einer berühmten armseligen Universität für baar Geld gekauft hatte, ein trauriger Prinz war; aber er dachte, einen verdorbenen Magen kann er doch kuriren, und ließ sich daher von ihm behandeln. Aber Herr Sierig gab so übel erathene Arzneien, daß Astolfo wirklich sehr krank ward, und der Wirth den Pastor holen ließ.

Dieſer Mann erſchien, fand aber bald, daß der Kranke ſeinen geiſtlichen Rath und Troſt nicht verlangte, und da er nicht, wie viele ſeiner Amtsbrüder, mit ſeiner Seelenarzney zudringlich war, lenkte er das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, und ſuchte den Kranken durch das Vorleſen der Zeitung aufzuheitern.

In jenem Lande waren eben ſo, wie bey uns, die politiſchen und die gelehrten Zeitungen wahre Repertorien von Unſinn, Unwahrheiten und läppiſchen Urtheilen, doch aber immer gut genug, den politiſchen und gelehrten Kannegieſſern Stoff zum Räſonniren zu geben.

Aſtolfo ließ ſich vorleſen, fuhr aber ſchrecklich zuſammen, als ihm der Paſtor folgenden Satz vorlas:

Tiefenbrunn, den 6ten Jul. 17—

„Der Graf von Cortina und ſeine Schweſter Clelia ſind geſtern von einem Fremden ermordet worden. Der Graf wurde in ſeinem Garten bey ſeinem Landhauſe überfallen, und

zur Gegenwehre gezwungen; das Fräulein warf sich zwischen die Duellirenden, und empfing eine tödliche Wunde, bald drauf fiel auch der Graf; beide starben eine Stunde nachher: und das sterbende Fräulein rief mehrmals den Namen Astolfo. Aus ihren verwirrten Reden merkte man, daß dieser Astolfo ihr Geliebter und ihr Mörder war. Die Braut des Grafen, mit welcher er sich nächstens verbinden wollte, ist über diese traurige Begebenheit ganz untröstlich. Dem Mörder hat man noch nicht auf die Spur kommen können."

Der Pastor sahe nicht auf Astolfo, sonst hätte er die Zuckungen bemerken müssen, in welche ihn diese Nachricht versetzte; aber der Zustand des Kranken ward so schlimm und bedenklich, daß der Pastor verschlug, den Herrn Professor Pillendrechsler zu holen, welcher in noch größerm Rufe stand, als Herr Sierig. Pillendrechsler wurde geholt, und nun begannen die beiden Aesklape die Kur des armen

Astolfo, welcher gewiß zu Charons Kahn hinabgefahren wäre, wenn nicht die gute Mutter Natur, die einzige Retterin ihrer Kinder, ihn auch gerettet hätte.

Astolfo fühlte schwer seine Verbrechen, und kümmerte sich nicht um ein Leben, das mir für ihn mit Bitterkeit erfüllet war, allein wer gern sterben will, stirbt gemeiniglich nicht.

Astolfo ward wieder gesund, und konnte schon nach drey Wochen seine Reise weiter fortsetzen. Er bezahlte seinen Wirth, seine zwey Aerzte, den Chirurgus Noskorius, der ihm einige Klystiere gesetzt hatte, und zog weiter, ohne bestimmt zu wissen, wohin er gehen sollte.

Noch hatte er nicht vergessen, weswegen er eigentlich seine Reise unternommen hatte; Julchen wollte er aufsuchen, aber wo war Julchen? Wenn sie ihm der Zufall nicht in den Weg warf, so konnte er sie unmöglich finden, dennoch gab er diesen Plan nicht auf, und fand einigen Trost in dem Gedanken, ein Mädchen zu retten, und

einen ſchlechten Menſchen — denn für einen ſolchen hielt er Trump — zu beſtrafen.

Mehrere Tage war er herumgeſtreift, als er von ungefähr von einem Reiſenden angeredet wurde, welcher ſich nach dem Weg erkundigte.

„Ich bin fremd in dieſem Lande,“ verſetzte Aſtolfo auf des Fremden Frage; „ich kann Ihnen nicht dienen.“

Fremder. Das iſt ſchlimm. Ich bin vom Wege abgekommen, und ſo gut ich ſonſt auch die hieſigen Gegenden kenne, weiß ich mich doch jetzt nicht zu finden. Indeſſen iſt mir's doch ſehr lieb, einen Geſellſchafter gefunden zu haben; die Gegend ſoll unſicher ſeyn.

Aſtolfo. So? Gibt's liederliches Geſindel hier herum?

Fremder. Ja, ſo ſagt man: es ſollen Ueberbleibſel von der Bande des berüchtigten Aſtolfo ſeyn.

Aſtolfo. Möglich — aber weiß man nicht, wo der ſeltſame Burſche ſich aufhält? Er läßt gar nichts mehr von ſich hören.

Fremder. Und producirt ſich doch ſogar an fürſtlichen Höfen.

Aſtolfo. Nun und? —

Fremder. Am fürſtlichen Hofe zu Mezendore war er lange Zeit das sac totum; der Fürſt liebte ihn wegen ſeiner groſſen Geſchicklichkeit im Schieſſen, und die Fürſtin wegen ſeiner muſikaliſchen Kenntniſſe, und noch wegen anderer körperlicher Vorzüge, wie die Leute ausſprengen. Es mag aber doch dem guten Silvano — denn ſo nannte er ſich — endlich vorgekommen ſeyn, als könne man ihn verrathen, deswegen machte er ſich aus dem Staube.

Aſtolfo. Wer brachte es denn heraus, daß dieſer Silvano gerade Aſtolfo war?

Fremder. Einer von der Bande ſelbſt. Die Kerl hatten ſich nach verſchiedenen Unglücksfällen und verlohrnen Schlachten nach dem Arviner Thal gezogen, hatten Aſtolfo's Aufenthalt ausgewittert, und ſchickten einen gewiſſen Gerſtenmann, welcher ehedem Gerichtsaſſeſſor

in einer Mezenderischen Stadt gewesen, aber wegen seiner übergroßen Schurkerey doch endlich zum Henker gejagt worden war. Dieser Gerstenmann sollte den Hauptmann Astolfo aufsuchen, und ihn zur Bande zurückbringen.

Astolfo. Und dieser Gerstenmann verrieth seinen Hauptmann?

Fremder. Ja wohl, aber erst nach manchen andern Vorfällen. Ehe er in die Residenz kam, mußte er durch die Stadt passiren, wo er ehedem Gerichtsassessor gewesen war. Er ging, um nicht erkannt zu werden, in der Dämmerung hinein, zeigte am Thore seine falschen Pässe vor, und legirte sich in einen wenig besuchten Gasthof. Hier wurde ihm die Zeit todtlang; um sich zu decenuyiren, ging er in ein Bordell, aber hier sah ihn ein Bürger, den er durch seine Schurkenstreiche ehemals um alle seine Habe gebracht und zum Bettler promovirt hatte, und der vom Unglück niedergebeugt, aus einem fleißigen ordentlichen Mann der ärgste Hans Lie-

derlich geworden war. Kaum erkannte der Bürger seinen Feind, als er über ihn herfiel und mit Stockschlägen regalirte. Gerstenmann setzte sich zur Wehre, und versetzte seinem Feind einen Dolchstich. Die Wache kam herbey, und Gerstenmann wurde ins Gefängniß geführt. Bey der Visitation fand man nicht nur allerhand verdächtige Waffen, einige Sackpuffarte, einen Dolch, einige Dosis Opium und Arsenik; kurz die Stadtgerichte schlossen, er müsse ein Räuber oder sonst ein Spitzbube seyn. Er wurde nach der Residenz abgeführt, und da erkannte ihn der Kanzler Fatutto, ehedem sein College, und beschloß ihn zu retten, weil er ihm selbst ehemals sehr wesentliche Dienste geleistet hatte. Unter andern Papieren fand man auch einen Brief an Silvano, den der Interimshauptmann von der Bande geschrieben hatte. Fatutto, der Kanzler, versprach dem Gerstenmann seine Freiheit, wenn er alles entdecken würde, was er von Silvano wisse.

Astolfo. Wahrscheinlich sind Silvano und Fatutto keine Freunde?

Fremder. Nein gewiß nicht. Sonst war Fatutto der Günstling der Fürstin, und durch sie auch der des Fürsten; aber so lange Silvano am Hofe war, galt Fatutto gar nichts mehr. Zur größten Freude des Letztern fand sich's nun, daß Silvano der weltberühmte Räuber und Bandit Astolfo war.

Astolfo. Und der wurde nun auch eingezogen?

Fremder. Ja, wenn er nicht klug gewesen, und sich vorher schon entfernt hätte. Er gab vor, daß er die Tochter des Oberforstmeisters Hartung, welche von einem seiner Spießgesellen entführt worden war, aufsuchen wollte, und zog ab. Man hat ihm Steckbriefe nachgeschickt, aber die werden den schlauen Räuber nicht erreichen.

Astolfo. Wie ging's aber mit dem Gerstenmann?

Fremder. Der entkam aus ſeinem Gefängniß, und wie man ſagt, auf Taruffo's Veranſtaltung.

Unter dieſem Geſpräche waren unſre Reiſenden in ein Dorf gekommen, wo ſie an der Schenke abſtiegen.

Zweiter Abschnitt.

Astolfo nahm einen Trunk Wein und etwas Brod, sein Pferd ließ er füttern, und machte sich bald wieder auf den Weg; der Fremde, der ihn begleitet hatte, blieb zurück.

Der Wirth sahe, daß sein Gast kaum den fünften Theil von dem Frühstück verzehrt hatte, er wickelte ihm also, gegen die Gewohnheit der Gastwirthe, den Rest in ein Stück gedrucktes Papier, und steckte es dem Reisenden in die Tasche, welcher diese Gastwirthshöflichkeit annahm, ohne zu danken.

Den ganzen Tag ritt Astolfo, ohne zu wissen wohin? weder Dorf noch Schenke lag auf den einsamen Wegen, welche er einschlug, und kein Mensch begegnete ihm. Sein Weg ging

durch dichte Wälder und durch enge Thäler, an deren beiden Seiten sich fürchterliche Berge und Felsenklippen erhoben. Astolfo sahe, außer sich, keinen Gegenstand, seine ganze Seele war mit Elelia, seiner Geliebten, und ihrem Bruder beschäftigt, und der Gedanke, daß er beide Unschuldige einer ungegründeten Eifersucht aufgeopfert habe, drückte ihn gänzlich zu Boden; und schon verzweifelte er, Jemahls zu finden, und fand er sie auch, so war sie doch ohne Zweifel ohne Rettung verlohren. Unstreitig hatte Trump sie entehrt; auf keinen Fall konnte er sie zu ihrem Vater bringen, denn in Mezendore wußte man ja, daß er Astolfo, der berüchtigte Banditenhauptmann war, welcher das Banditengeschäft aufgab, und aus Noth der Anführer einer Räuberbande ward.

Endlich erinnerte ihn sein Pferd, daß er absteigen müsse, denn das Thier konnte vor Ermattung nicht mehr vorwärts schreiten. Astolfo gab dem Thiere den Rest seines Frühstücks, wel-

chen der höfliche Gaſtwirth eingewickelt hatte, und warf gleichſam, ohne dran zu denken, die Augen auf das gedruckte Blatt. Das erſte Wort, welches er las, hieß Steckbrief, und nun las er weiter. Er fand ſich hier ſo ſignalliſirt, daß er ſich ſelbſt wunderte, wie man ihn noch nicht angehalten habe; aber in jenem Lande ging es, wie bey uns, niemand las die Steckbriefe, und niemand hielt gern Räuber und Diebe an, weil ein ſolcher Dienſt, den man der öffentlichen Sicherheit leiſtet, immer mit Koſten, Zeitverluſt und Unruhe verbunden iſt.

Aſtolfo war ſo betäubt, daß das Leſen des Steckbriefs weiter keinen Eindruck auf ihn machte; er warf ihn auf die Erde, und legte ſich unter einen Baum; ein Geräuſch weckte ihn aus einem düſtern Halbbewußtſeyn, er ſah auf und erblickte von weitem drey Dragoner, welche denſelben Weg herkamen, welchen er gekommen war. Unwillkührlich wollte er dieſen Leuten aus dem Weg gehen, aber ſie waren ihm ſchon zu nahe.

„Du entgehſt uns nicht, Spitzbube,“ ſchrie ihm einer von den Dragonern zu, „wir kennen Dich, Du biſt Aſtolfo. Ergieb Dich, oder wir ſchießen Dir Arm und Beine entzwey; denn lebendig müſſen wir Dich haben, Du mußt auf dem Rade ſterben.“

„Ihr habt mich noch nicht,“ rief ihnen Aſtolfo entgegen, und da lag ein Dragoner, den er mit einem Piſtol vom Pferde warf.

Die beiden andern gaben Feuer auf ihn, aber ohne ihn zu beſchädigen; ein zweites Piſtol, welches Aſtolfo losbrannte, zerſchmetterte den Arm eines Dragoners, und der dritte hatte nicht Luſt, die Bataille fortzuſetzen.

„Komm, Kammerad,“ ſagte er zu dem Verwundeten, „der Kerl iſt ganz des Teufels, aber entgehen kann er uns doch nicht, alle Päſſe ſind zu gut beſetzt, aus dieſen Gebirgen kommt er nicht, der Teufel müßte ihn denn durch die Luft davon führen.“

Die Dragoner ritten fort, nahmen aber das Pferd ihres todten Kammeraden, so wie Astolfo's Pferd, welches weit unten grasete, mit, und noch von weitem hörte sie dieser schreien: „Du entgehst uns nicht, Hauptmann der Räuber!“

So wenig sich jetzt auch Astolfo um die Erhaltung seines Lebens bekümmerte, welches ihm zur Last und zur Qual geworden war, so wenig Lust hatte er doch, es auf dem Schafott zu verlieren, er beschloß also sich zu retten, und verfolgte den steilen Fußweg weiter.

Aber der Fußsteig führte ihn nicht gar weit; er endigte sich an einem unabsehlichen Abgrund; auf der andern Seite ragten unerklimmliche Felsen gen Himmel.

Lange stand Astolfo da, und war unentschlossen, ob er in die Tiefe hinabspringen, oder sich zurückbegeben und durch die Dragoner durchschlagen sollte. Er entschloß sich zum letztern, fand aber zu seinem größten Verdruß, daß er

den Stein von einer seiner Pistolen verlohren hatte. Einen einzigen Schuß konnte er also noch thun, und schon sah er von Ferne einen grossen Haufen Dragoner ankommen, welche es ihm unmöglich machten, an den Rückweg zu denken.

Als wäre er wahnsinnig, warf sich Astolfo gegen den Felsen, ergriff sein Pistol, setzte es vor die Stirne, und drückte los: aber — das sonst so sichere Pistol versagte dieses Mal.

Er warf das Pistol weg, holte es aber gleich wieder, schüttete frisches Pulver auf, taumelte gegen den Felsen, und war eben im Begriff, das Mordinstrument zum andern Male anzusetzen, als eine sehr nervige Faust ihm dasselbe aus der Hand riß.

Astolfo blickte auf, und erkannte seinen Freund Trump.

Dritter Abſchnitt.

„Ha! Du hier, Trump,“ ſchrie Aſtolfo. „Wie finde ich Dich?“

„Hier wird keine Zeit verlohren, Freund,“ erwiederte Trump, „ſiehſt Du nicht die Dragoner dort? Komm!“

„Wohin?“

„Das ſollſt Du ſchon ſehen: allenk, marſch!

Trump nahm unſern Mann beim Arm, und ſchleppte ihn um den Felſen herum, ließ ihn dann zwiſchen Hecken und Dornen hinanklimmen, führte ihn durch beinahe ungangbare Felſenklüfte eine große Strecke vorwärts, und als beide nicht mehr gehen konnten vor Ermattung, ſetzte Trump ſich nieder, und zog ſeinen Freund neben ſich auf ein Felſenſtück.

„Hier ſind wir ſicher, Aſtolfo; hieher verfolgt uns gewiß kein Dragoner.“

Aſtolfo. Wo ſind wir denn?

Trump. Im Gebiete des Grafen von Mello.

Aſtolfo. Des Grafen von Mello? Und in dem Gebiete dieſes Abſcheulichen glaubſt Du ſey ich ſicher?

Trump. Allerdings in dem Gebiete des Grafen von Mello. Ich weiß, daß Du ihn haſſeſt, und daß er Dein großer Feind iſt, aber hieher kommt er nicht, er verſchwelgt weit von hier die Güter ſeines Onkels.

Aſtolfo. Iſt denn Graf Bonno todt?

Trump. O ja, und zwar ſchon lange. Unſre Leute haben auch von ihm geerbt.

Aſtolfo. Unſre Leute?

Trump. Ja, ja, unſre Leute, die im Arviner Thale hauſen, haben alles bare Geld des alten Sünders geraubt. — Ich will Dir

ſchon alles erzählen; jetzt ſag mir, wie kommſt Du in dieſe unwirthlichen Gegenden?

Aſtolfo. Das weiß ich ſelbſt nicht; ich reiſete, ohne zu wiſſen wohin?

Trump. Beim Merkurius, unſerm Patron und Schutzengel, das iſt eine ſchnurrige Reiſe! — Weßhalben aber reiſeſt Du?

Aſtolfo. Kannſt Du fragen?

Trump. Wenn ich's wüßte, ſo fragte ich nicht.

Aſtolfo. Du haſt Hartungs, unſers Freundes —

Trump. Sprich den ſchurkiſchen Namen nicht aus, Hartung iſt ein ſchändlicher Kerl — aber der Schurke ſoll auch geſtraft werden, oder ich wollte mich ſchämen, jemals in Gießen kommerſirt und den Eulenkapper perint zu haben; ſchämen wollte ich mich der hübſchen Teſtimonien, die ich dem Profeſſor Kleveſahl abkaufte; ſchämen der Kreuzzüge, auf welchen ich den Nachtwächtern, auf den Dörfern um das un-

vergeßliche Gießen herum, die Tuthörner wegnahm, und Trotz dem besten Stundentrompeter drauf tutete, wenn ich nicht den schuftigen Hartung zur Strafe zöge.

Astolfo. Faselst Du denn noch immer, Trumpf?

Trumpf. Ich war nie ernsthafter. Meinst Du denn, ein Wort von Gießen, vom Eulenkapper, von Klevesahls Testimonien und von den gestohlnen Tuthörnern sey Faseley?

Astolfo. Sey es, was es will; aber gieb Antwort auf meine Frage. Du hast Julchen entführt?

Trumpf. Weggenommen hab' ich sie ihrem bübischen Vater, aber entführt hab' ich sie nicht. Julchen ist in guten Händen, Du sollst sie sehen.

Astolfo. Führe mich zu ihr (steht auf).

Trumpf. Bleib nur sitzen; heute siehst Du Julchen nicht. Trink einmal (reicht ihm eine Flasche).

Astolfo. Warum willst Du mich aber nicht noch heute zu Julchen führen, oder ist sie zu weit von hier?

Trump. Nein, ohngefähr drey Stunden; aber heute mußt Du hier bleiben, ich werde Dich mit Speiß und Trank versorgen. Warte ich komme bald wieder (geht fort).

Astolfo wußte nicht, was er bey der Begebenheit denken sollte, aber er hatte schon sogar manches Abentheuer in der Welt bestanden, daß es ihm wenig Mühe kostete, auch den Ausgang von diesem zu erwarten, und das Vertrauen, welches er sonst auf Trump gesetzt hatte, behauptete auch nun wieder seine ganze Stärke in seinem Herzen. Er erwartete also ruhig die Wiederkunft seines Freundes, welcher auch nicht lange wegblieb, und ein Körbchen voll Speiß und Trank mitbrachte.

„Jetzt, lieber Freund, labe Dich, und sey fidel. Wer wollte grillisiren, wenn er seinen Freund wieder gefunden hat? Ich will Dir auch

von Julchen erzählen. Aber ehe wir in den Text kommen, ſage mir erſt aufrichtig; liebſt Du Julchen?

Aſtolfo. Nein.

Trump. Gewiß nicht?

Aſtolfo. Nein ſage ich Dir; kennſt Du mich denn nicht beſſer? Habe ich Dir jemals eine Unwahrheit geſagt?

Trump. Ich will Dir glauben, und freue mich, daß Du Julchen nicht liebſt.

Aſtolfo. Ach ich verſtehe: Herr Trump ſpielt ſelbſt den Liebhaber bey dem ſchönen Mädchen.

Trump. Beim Merkurius, unſerm Patron, ſchwöre ich Dir, daß Du Dich irrſt, Aſtolfo. Ich habe in der Liebe meine eignen Grundſätze.

Aſtolfo. Und dieſe ſind? —

Trump. Daß ein Burſche, der nur zu Zeiten das Liebesbedürfniß fühlt, und nie im Ernſt verliebt wird, ſich mit jungen unſchuldi-

gen Mädchen nicht abgeben, und sie nicht verführen muß. Was hat er davon? Sey er auch der roheste Wüstling, so machte ihm doch so ein dummer Spaß unruhige Augenblicke, er müßte denn so wenig menschliches Gefühl haben, als unser Gerstenmann, der Dich sogar in Mezendore verrathen hat.

Astolfo. Weißt Du das schon?

Trump. O ja — doch laß mich meine Grundsätze respectu der Liebeleien näher erklären. Also ein Flattergeist muß leichte Waare suchen, welche er auch unter Mädchen und Weibern, unter Damen und Nichtdamen, in abundantia findet, wie der Beichtvater der Königin von Portugall, aus eigner Erfahrung, gar gründlich bemerket hat. Ich folge diesen Grundsätzen und verführe nie die Unschuld, habe also auch Julchen nicht verführt. Aber ich freue mich doch, daß Du Julchen nicht liebst; denn sonst würde vielleicht ein braver junger Mann unglücklich.

Astolfo. Darüber sey nur ruhig, und sag' mir, warum Du Julchen aus dem Hause ihrer Aeltern wegstahlst?

Trump. Ja, ja, ich bin schon dran. — Hast Du die Mätresse des Fürsten von Mezendore gekannt?

Astolfo. Die Donna Potta? Allerdings.

Trump. Diese Donna Potta regierte den Fürsten, wie kluge Mätressen schwachköpfige Fürsten immer regieren. Einverstanden mit Tatutto, dem Großkanzler, setzte sie durch, was sie durchsetzen wollte, erwarb sich unermeßliche Schätze, und — fuhr ab. Sie gab vor, daß sie ein Bad besuchen wolle, wohin sie aber der Fürst nicht begleiten konnte, weil die Jagdgeschäfte, und die Sorge für seine Hunde, seine Gegenwart bey Hofe nothwendig machten. Donna Potta wußte dieß wohl, nahm alle ihr Geld und ihre besten Effekten mit, fuhr ab und kam nicht wieder.

Astolfo. Klug dem Dinge. Wer weiß, wenn sie geblieben wäre —

Trump. Vom Fürsten hatte sie nichts zu befürchten; den hatte sie ganz in ihrem Garn gefangen. Aber der Fürst kann abfahren, er kann leicht auf der Parforcejagd den Hals brechen, auch verspricht ihm seine wüste Lebensart kein hohes Alter. Noch so ein Durchzug, wie der letzte war, und Seine Durchlaucht sind auf dem Hund *).

Astolfo. Ja wohl, und die Mätressen verstorbener Fürsten werden immer vom Nachfolger übel behandelt.

Trump. Aber mit Unrecht.

Astolfo. Mit Unrecht? Solche Blutigel!

Trump. Die Mätresse ist nie der Blutigel, der Fürst ist es, welcher, der Mätresse wegen, das Land aussaugt, und seine Unterthanen schindet.

---

*) Ein Ausdruck, den Herr Trump wahrscheinlich noch als Student gelernt hat. Diese Herren haben ihre eigne Sprache.

Astolfo. Aber die Dame verführt ihn dazu.

Trump. Schande über den Regenten, der sich von einem feilen Frauenzimmer verführen läßt. Von allem Anfang ist immer der große Herr der Verführer, und das Mädchen die Verführte. Ich hab' noch mein Tage nicht gehört, daß ein Mädchen zu so einem Vestern- ten und Bebänderten gesagt hätte: „Monseignenr, ich will Ihre Mätresse werden; haben Sie doch die Gnade mich zu nehmen.“ Nein, immer macht der Große die Avancen, das Dirnchen läßt sich vom Wetterglanze blenden, und ergiebt sich. Kann es ihr nun einer verdenken, wenn sie für sich sorgt? He!

Astolfo. Wenn sie aber Verbrechen begeht, Aemter an Unwürdige vergiebt, die Schuldigen von der gesetzmäßigen Strafe befreit, und die Unschuld niederdrückt, die Finanzen in Unordnung bringt, und den Fürsten in unnütze, ungerechte und verderbliche Kriege verwickelt, dann ist sie doch höchst strafbällig?

Trump. Nichts weniger als das. Ist denn die Mätresse Regentin, oder ist sie Criminalrichter, Oberpolizeypräsident, Finanzminister, oder Vorsitzer im Kriegsrath? He? Die Mätresse muß keinen Einfluß haben, und hat sie solchen, und mißbraucht ihn, so sind diejenigen responsabel dafür, welche ihr den Einfluß gestattet haben, nicht aber die Mätresse. Daher halte ich's auch für sehr ungerecht, wenigstens für verteufelt filzig, diesen Creaturen das Bißchen erworbene Geld und Gut abzunehmen. Aber ich will ja keine Dissertation über die Mätressenschaft in genere halten, und erzähle weiter. Als Donna Petta fort war, ärgerte sich der Fürst, und suchte sich eine neue Donna.

Astolfo. Die er leicht finden konnte.

Trump. Julchen hatte er oft gesehen, aber erst als Donna Petta fort war, fand er, daß sie schön war, und beschloß, sie zur Nachfolgerin der Abereißerin zu machen. Er theilte seine hohe Resolution dem Entrateur seiner menus plaisirs mit.

Astolfo. Wer ist dieser?

Trump. Kennst Du denn den Herrn Carrajo nicht, den hochfürstlichen Kammerdiener? Eben dieser Moesjeh Carrajo hatte dem Fürsten die Donna Potta procurirt, und sollte ihm nun auch Julchen procuriren.

Astolfo. Der Niederträchtige!

Trump. Dem Fürsten zu Gefallen leben und ihm heißt Ehre erwerben, verstehst Du mich? Du mußt den Kommang der Höfe schlecht kennen, mein Freund; aber Moesjeh Carrajo verstand ihn, und bemühete sich, Julchen zu mätressifiziren. Er wendete sich an das Mädchen selbst, kam hinten herum, aber doch so, daß Julchen bald merkte, was er haben wollte. Mit Unwillen und Verachtung wieß ihn das tugendhafte Kind ab.

Astolfo. Und lief mit Dir davon?

Trump. So weit sind wir noch lange nicht. Carrajo sahe, daß mit dem Mädchen nichts anzufangen war, und wendete sich an die

Aeltern. Die Mutter ſchmeichelte er mit den Vergnügungen des Hofes, die ſie bald genießen ſollte, und dem Vater mit der Oberjägermeiſterſtelle. Nun war die Sache richtig.

Aſtolfo. Das ſind doch abſcheuliche Aeltern.

Trump. Ohne Zweifel; aber welche Aeltern geben nicht gern ihr Kind her, wenn ſolche Vorſchläge fallen? — Julchen wurde vorgenommen, die Mutter verſchwendete ihre ganze Ueberredungskunſt, und ſtellte ihrer Tochter das Mätreſſenleben ſo ſüß, ſo abſcheulich ſüß vor, daß jedes andre Mädchen würde lüſtern geworden ſeyn, und ſich ergeben hätte, aber Julchen blieb ſtandhaft und verwarf den Antrag. Nun legte ſich der Vater ans Bett, und verſuchte die Gewalt ſeines Anſehens, drohte auch Julchen dem Fürſten, ohne alle Schonung, zu überliefern, wenn ſie nicht gutwillig folgen wollte. Verfolgt von ihren eignen Aeltern, machte Julchen mich zu ihrem Vertrauten, und ich brachte

sie in Sicherheit. Morgen sollst Du sie selbst sprechen.

Astolfe. Warum denn nicht heute?

Trumpy. Weil Deine Kleidung Dich verrathen würde; die Steckbriefe, welche Dir von Mezendore aus nachgeschickt wurden, sind auch zu uns gekommen. Aber ich will Dir andre Kleider schaffen, und Dich Morgen früh abholen; bleibe nur hier unter diesem Felsen. Du fürchtest Dich doch nicht?

Astolfe. Ich? Wie kannst Du so reden!

Trumpy. Es war auch nur mein Spaß. Lebe wohl!

Vierter Abschnitt.

Trump ging, und überließ seinen Freund, wie er sagte, der Ruhe und dem Schlaf. Aber beides war weit von Aselso entfernt, und die bittersten Rückerinnerungen verdrängten aus seiner Seele alles ruhige Nachdenken. Das Bild seiner Jugend und seines angehenden männlichen Alters stand lebhaft vor ihm; aber wie häßlich, wie abschreckend war dieses Bild! Es zeigte ihm nichts, als Thorheiten und Verbrechen, und bey der Stille der Nacht, in der grausen Einsamkeit, fühlte er das Unwürdige seiner vorigen Lebensart; am Ende dieser drückenden Scene stellte sich ihm seine geliebte Clelia und der Graf Cortina, ihr Bruder, durch seine Hand blutend vor Augen, und raubten ihm alle Besinnung.

Ich habe meinen Lesern noch nicht erzählt, wer eigentlich Astolfo war, vielleicht möchten sie es gern wissen, und da jetzt unser Held an seine Thaten schaudernd denkt, und Trumy fort ist, Kleider für ihn zu holen, so will ich indessen diesen Wunsch der Leser erfüllen.

Astolfo war der Sohn eines reichen Barons im Fürstenthum Faunien; sein Geschlechtsname war Rollini, und sein Vater hatte große Bedienungen im Fürstenthum bekleidet, und würde gewiß seinen Sohn auf den schönen Pfad der Ehre und des wahren Verdienstes geführet, und ihn drauf wachsam fortgeleitet haben, aber er starb, als kaum Astolfo das dritte Jahr erreicht hatte.

Astolfo's Mutter war noch in der Blüthe ihrer Jahre, war reich und mit den ersten Häusern des Fürstenthums verwandt; unter diesen Umständen konnte es ihr nicht an Bewerbern fehlen, unter welchen sich vorzüglich der Graf Bonno auszeichnete. Sie gab ihm ihre Hand, und ward Gräfin von Bonno.

Der Bruder des verstorbenen Barons war Astolfo's Pathe; er lebte in der Residenz als Privatmann, hatte keine Kinder, und beschloß den jungen Astolfo zu sich zu nehmen und zu erziehen. Die Gräfin Benno machte einige Schwierigkeiten, aber ihr Gemal, der ohnehin das Stiefkind nicht gern um sich sah, beredete sie, den Bitten ihres Schwagers nachzugeben, und Astolfo wurde in die Residenz geschickt.

Astolfo's Onkel hatte ehedem auch dem Fürsten von Jaunien in hohen Posten gedient, allein sein unruhiger Kopf konnte nicht lange den Geschäften eines Hofes sich widmen, wo alles so unregelmäßig und so kabalistisch zuging. Er nahm daher schon früh seinen Abschied und lebte von seinem eignen ansehnlichen Vermögen.

Indessen unterließ er nicht, genaue Nachricht von allem einzuziehen, was im ganzen Lande vorging; sein Hauptaugenmerk richtete er auf das Betragen der Minister, der Generale und der Finanzbedienten; wo er hinblickte,

glaubte er Unordnungen, Verrückungen, Schurkereien und Thorheiten zu entdecken, nichts gefiel ihm, daher tadelte er alles, und dieses unaufhörliche sarkastische Tadeln und Durchhecheln alles dessen, was die Großen thaten, zog ihm den Haß derselben in hohem Grade zu.

Sonst war aber der Ritter Rellini ein rechtschaffener Mann, an dessen Betragen niemand etwas auszusetzte, über den sich kein Mensch beklagte; daher fanden die durch seine Satire beleidigten Herren keine Gelegenheit ihm zu schaden, oder ihren Haß fühlbar zu machen. Dieß kränkte sie, und gern hätten sie, nach Art der juristischen Schurken, Lügen von ihm eingegeben, und diese Lügen hernach auf Pflicht und Gewissen als Wahrheit bestätiget, aber der Fürst war ein Freund des Ritters, so wie ja ihn dieser auch schonte, und würde in diesem Fall das Urtheil nimmermehr nicht sofort unterschrieben haben, wie es in so vielen andern zu ihrem Gerichte war.

Aſkelfo erhielt eine vortrefliche Erziehung; ſein Onkel ſelbſt unterrichtete ihn in allem, was der Mühe lohnt zu wiſſen, ließ ihn alle Künſte und Wiſſenſchaften lernen, welche uns und andern nützen, und unſer Leben angenehm machen können. Freilich lernte Aſkelfo die Theologie nicht; denn er haßte die Pfaffen und ihren ganzen Kram, und war feſt überzeugt, daß die Lehren der Religion ſich nicht im Syſtem vortragen laſſen, weil es ſonſt ſo viele Syſteme als denkende Menſchen geben müſſe. Die Juriſterey ließ ihn Ritter Rollini auch nicht lernen, er meinte, eine Kunſt, welche ließ damit umgehe abgeſchmackte deſpotiſche Geſetze zu erklären, und ihre Anwendung zum Vortheil des Begünſtigten zu lehren, ſey unter der Würde eines gradedenkenden Menſchen. Von der lieben Philoſophie hielt der Ritter gar nichts; die Logik, meinte er, mache den Dummkopf zu keinem Denker; die Moral aus einem Schurken keinen ehrlichen Mann, und in der Metaphyſik ſey ſelbſt nach dem Geſtändniß der philoſophiſchen

Obendistateren weiter nichts, als subtile abgeschmackte Träumereyn.

Dagegen aber lernte Astolfo Naturlehre und Naturgeschichte, Mathematik, vaterländische Historie, Erdbeschreibung, Musik, Zeichnen und Malen, und damit er auch ein kluger und ehelicher Mann würde, brachte ihm sein Onkel selbst eine vernünftige Sittenlehre bey, und machte ihn mit dem Gange der menschlichen Leidenschaften im Kleinen und Großen bekannt.

So wuchs Astolfo auf, und wurde sehr bald bemerkt; alle Väter und Mütter wünschten sich solche Söhne, und alle Mädchen solche Liebhaber; jedermann, sogar die Feinde seines Onkels, konnten dem jungen Astolfo ihre Verwunderung, und seinem Betragen ihren Beifall nicht versagen.

Aber das Schicksal wollte, daß Astolfo die angefangne schöne Laufbahn nicht weiter verfolgen sollte, und daran war selbst sein Onkel, der

so sehr für sein Glück besorgt war, die erste Ursache.

Ritter Rellini wollte die Hofkabalen und die Schurkereien der Gerichtshöfe im Fürstenthum Faunien nicht allein besatirisiren, und verhaßt und lächerlich machen; denn er wußte wohl, daß Hofschranzen und galgenmäßige Justizhandhaber sich um die Satire und den allgemeinen Haß, welcher sie drückt, wenig kümmern — er wollte dem Unwesen abhelfen, und den bedrückten Unterthanen thätige Hülfe verschaffen.

Eben so wie Ritter Rellini, dachte auch der Graf Coltina, welcher ehedem General gewesen war, aber seinen Abschied genommen hatte, weil er die vielen abgeschmackten Neuerungen nicht billigen und mitmachen wollte, welche von müssigen Köpfen bey der Armee eingeführt, und alle Augenblicke wieder verändert wurden.

Gleiche Gesinnungen, besonders aufgebrachte und mißlaunige, vereinigen die Seelen, und so wurden Nellini und Certina bald die besten unzertrennlichsten Freunde.

Da sie immer in ihren Häusern alle Personen versammelten, welche wegen ihrer Kenntnisse und Verdienste im Ansehen standen, oder sich durch ihre Handlungen und Schicksale Celebrität verschaft hatten, so konnten sie leicht diejenigen ausspähen, welche so, wie sie dachten, und diese würdigten sie dann ihres vorzüglichen Zutrauens, und machten sie nach und nach mit ihren Grundsätzen und den Zwecken bekannt, welchen sie entgegen strebten.

Auf diese Art entstand eine geheime Gesellschaft, welche sich öfters versammelte, und worin der Ritter und der Graf den Vorsitz führten. In diesen Zusammenkünften wurde nun alles mitgenommen, was auf gesetzliche und religiöse Volksbeförgung Bezug hatte, ohne alle Schonung wurden die Fehler der Regierung aufge-

deckt, die Pfafferey wurde von allen Seiten beleuchtet, und das Resultat fiel immer dahin aus, daß eine allgemeine Reform vorgehen müsse, wenn das Volk aufgeklärt und glücklich werden sollte.

Aber hierzu war Publicität nöthig, und doch konnten und wollten die Volksfreunde nicht jeden zu ihren Sessionen lassen, noch weniger mochten sie die Apostel der Weisheit machen, welche sie so gerne der ganzen Welt mitgetheilt hätten.

Was war zu thun? Sie schlugen den Weg ein, den so manche einschlagen, um ihre guten und schlechten Gedanken, ihren Sinn und Unsinn in Kurs zu bringen; das heißt, sie schrieben ein Journal unter dem Titel: Despotism und Pfafferey.

Schon der Titel läßt vermuthen, wie der Inhalt beschaffen war. Die Verfasser gingen von gewissen Grundsätzen aus, und folgerten viele hundert Sätze daher, welche jedem Justizkorpus und jedem Wächter des heiligen Zions auffallen und zuwider seyn mußten.

Aber in Fauvien müßte dieses Blatt noch weit mehr Sensation machen, es kamen darin von Zeit zu Zeit Personalien vor, welche deren gewaltig auffallen mußten, die sich getroffen fanden.

Fünfter Abschnitt.

Da wurde, um doch ein Beispiel anzuführen, unter andern erzählt, wie der Herr Magister Kopfhänger war geprellt worden. Dieser Herr Magister stand wegen seiner hebräischen Gelehrsamkeit und seiner erbaulichen Predigten bey dem Pöbel in größter Achtung; klage Leute lachten freilich über den theuern Gottesmann, und lustige Brüder ahmten in ihren Gelagen zur Erbauung ihrer Saufbrüder des Herrn Magisters lächerliche Sprache und Gesticulationen nach, womit er die Kinder taufte, und das Nachtmal austheilte. Geld hatte der Magister, aber vor lauter Geiz fürchtete er sich, ein Glas Wein anders als auf Kindtaufen und Hochzeiten zu trinken, oder sich sonst das geringste Vergnügen zu machen, das ihm Geld kostete.

Unter seinen Zuhörern bemerkte der Magister unter andern eine Dame, welche keine Predigt, keine Betstunde versäumte, und alle vier Wochen regelmäßig zum Nachtmal ging. Diese Dame — sie hieß Madam Moschkupi — war sonst als eine erzliederliche Creatur bekannt, welche vermögende Ehemänner an sich zog, ihnen große Summen abnahm, und ganze Familien ruinirte. Seit einiger Zeit aber hatte ihr Gewerbe einen ziemlichen Stoß bekommen, denn ihre Liebhaber starben oder verdarben, oder wurden der täglich älternden Schönheit überdrüßig, und nun warf sich die Kokette in den Mantel der Gottesfurcht und der Andacht, und besuchte des Herrn Magisters Predigten und seinen Beichtstuhl.

Der Magister, welcher die vorige Lebensart der Madam Moschkupi auch kannte, schrieb der Kraft seiner Predigten und geistlichen Ermahnungen ihre Bekehrung zu, um aber doch zu erfahren, wie die zuvorkommende Gnade gewirkt

habe, ließ er ſie eines Tages zu ſich bitten. Dieß war eben, was Madam Moſchkupi haben wollte.

Demüthig und mit frommer Miene erſchien die hübſche Sünderin vor dem ehrwürdigen Herrn. Er nahm ſie freundlich bey der Hand, ließ ſie neben ſich ſetzen, und fragte ſie nach dem Zuſtand ihrer Seele.

„Ach ehrwürdiger, allerliebſter Herr Magiſter, ich bin eine große Sünderin!“

Magiſter. Wenn die Sünde mächtig geworden iſt, ſo iſt die Gnade Gottes noch mächtiger. Dieß ſey Ihr Troſt, liebe Madam. Wenn eure Sünden roth ſind wie Blut, ſpricht der Herr, ſo ſollen ſie doch weiß werden wie Wolle.

Mad. Moſchkupi. Ach, ehrwürdiger Herr, wenn das Wort Gottes auch nicht mein Troſt wäre, vergangen wäre ich in meinem Elende.

Magiſter. Ein zerſchlagenes Herz iſt ein gottgefälliges Opfer.

Mad. Moſchkupi. O mein Herz iſt gewiß zerknirſcht (nimmt des Magiſters Hand). Fühlen Sie ſelbſt, ehrwürdiger Herr, wie mein Herz vor lauter Zerknirſchung ſchlägt (führt des Magiſters Hand nach ihrem Buſen).

Magiſter (begeiſtert). Ach wie mächtig, wie allmächtig doch die Gnade iſt. (Er fährt fort das zerknirſchte Herz zu ſuchen; Madam Moſchkupi lenkt ihr Geſicht nach dem ſeinigen, ihre Küſſe begegnen ſich, die linke Hand des Magiſters unterſucht eine andre Zerknirſchung an der bußfertigen Sünderin, findet ſie und beide fallen aufs Sofa.)

Mad. Moſchkupi (nach einer ſehr langen Pauſe weinend). Ach wie tief bin ich wieder geſunken, bin von neuem wieder aus der Gnade gefallen!

Magiſter (küßt ſie). Nicht doch, meine liebe Freundin; Aergerniß haben wir nicht gegeben, und wo kein Aergerniß iſt, da iſt auch keine Sünde.

Madam Moschkupi beruhigte sich bald bey den Vorstellungen des Herrn Magisters, das Duodram wurde wiederholt, und Madam schied vergnügt vom Magister, der über die nie so gefühlte Wonne ganz entzückt war; denn Madam Moschkupi verstand in solchen Manövern den rechten Kommang.

Noch einige Mal besuchte Madam Moschkupi den Magister, beseligte ihn jedesmal mit himmlischer Seligkeit, wie er es nannte, schlug aber allezeit die Geschenke aus, die er ihr machen wollte, da es schändlich wäre, vom Seelsorger etwas zu nehmen, indem dieser, nach dem klaren Ausspruch des heiligen Apostels Pauli, sich als Verkündiger des Evangelium, auch vom Evangelio nähren müsse.

Einst kam Madam Moschkupi mit rothgeweinten Augen zum Magister. Dieser erschrak über ihre niedergeschlagne Miene und über ihre thränenden Augen. „Gott," sagte er, „beste theuerste Madam, was fehlt Ihnen?"

Mad. Moſchkupi. Ach Herr Magiſter, beſter, liebſter, engliſcher Herr Magiſter, mich drückt mein Elend zu Boden. Schimpf und Schande harren meiner.

Magiſter. Da ſey Gott vor! Aber ſagen Sie mir doch, liebe Madam, was vorgefallen iſt?

Mad. Moſchkupi. Ach Herr Magiſter, liebſter, goldner, ſilberner, elfenbeinerner Herr Magiſter, ich bin in Acciſeſtrafe gefallen, und muß 600 Thaler bezahlen.

Magiſter. Das Gott im Himmel erbarme! In Acciſeſtrafe! Aber mein himmliſcher Vater wie kam denn das?

Mad. Moſchkupi. Ich ließ mich verführen, und einen halben Centner Kaffee für den Kaufmann Tripp auf meinen Namen kommen. O die verwünſchte Spadille und die vertrackte Manille! (weint.)

Magiſter. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ſpielen, liebe Madam; und doch ſcheint

es beinahe ſo, weil ſie die Spielkarten ſo verwünſchen.

Mad. Moſchkupi. Die Spadille und Manille, die ich verwünſche, ſind keine Spielkarten, es ſind die Töchter des Kaufmanns Boſta, die mich zu dieſem Acciſefrevel verführt, und mich in ſo großen Schaden gebracht haben (weint).

Magiſter. Ich habe doch gehört, der Accisinſpektor Rhinoceros ſey Ihr Freund —

Mad. Moſchkupi. Ja geweſen, liebſter ehrwürdiger Herr Magiſter; aber er iſt es nicht mehr, ſeitdem ich ihm einen ſchweren Proceß abgeſchworen habe.

Magiſter. Schlimm, bey den fünf Wunden die Sache ſteht ſehr ſchlimm. Aber will denn der Kaufmann Tripp Sie nicht aus der Gefahr retten? Sie leiden ja um ſeinetwillen.

Mad. Moſchkupi. O ja, er will wohl, aber er kriegt erſt in acht Tagen Geld, und

Morgen werde ich ausgepfändet, wenn ich nicht bezahle.

Magiſter. Daß Gott, die arme Madam!

Mad. Moſchkupi. Sie könnten mich retten, liebes beſtes Magiſterchen (küßt ihn).

Magiſter (erwiedert den Kuß). Und wie mein Schätzchen, ſprich liebes Engelchen.

Mad. Moſchkupi (macht allerley Handgriffe am Leichnam des frommen Magiſters). Liebes Marzipanmagiſterchen ſtrecke mir die ſechs hundert Thaler vor.

Magiſter (erwiedert die Handgriffe am Leichnam der Kokette). Ja, ja, ich will wohl; aber ums Lebens und Sterbens willen müßte ich doch Sicherheit haben.

Mad. Moſchkupi (froh). Das ſollſt Du auch haben, engliſcher Schatz; warte, ich will Mamſell Spadille und Miß Manille herholen (geht ſchnell ab).

Beide Mamſellen kamen bald mit Madam Moſchkupi zurück, und beſtätigten alles, was

dieſe dem Magiſter geſagt hatte. Der Magiſter war mit dieſen Verſicherungen zufrieden, nahm eine Verſchreibung von Madam Moſchkupi, welche dieſe ſchon fertig mitbrachte, zahlte das Geld aus, und hoffte es innerhalb acht Tagen wieder in ſeinen Kaſten zu legen.

Acht Tage gingen hin, und Madam Meſchkupi kam nicht; es vergingen vierzehen Tage, es vergingen endlich gar vier Wochen. Länger konnte Herr Kopfhänger nicht warten. Er zog ſeinen Ornat an, begab ſich zu der Madam, welche er über dem Leſen des allein ſeligmachenden Wortes Gottes, oder doch wenigſtens über Hands wahrem Chriſtenthum anzutreffen hoffte. Aber wie erſchrak er, als er ein wahres Pachanal im Zimmer ſeines bekehrten Beichtkindes fand! Luſtige Brüder hatten barmherzige Schweſtern auf dem Schooß. Madam Moſchkupi ſelbſt wurde vom Accisinſpektor Rhinoceros auf dem Sofa handgreiflich bedient, Zoten wurden geriſſen, wie ſie auf Wachtſtuben Mode ſind,

und Wein, Bier und Schnapps floſſen in die Kehlen, wie auf einem Studentenkommerſch.

Da ſtand nun der Herr Magiſter, und wunderte ſich ſehr, daß man für ſeine Perrücke und für ſeinen Kragen nicht mehr Ehrfurcht hatte, ſondern that, als wäre er gar nicht da.

„Was wollen Sie, Herr Magiſter?“ fragte endlich Madam Meſchkupi mit bämiſchem Lächeln; wie komme ich zu der Ehre Ihres Beſuchs?

Magiſter. Sie werden Sich erinnern, liebe Madam —

Mad. Meſchkupi. An was, Herr Magiſter? Ich bitte Sie, deutlicher zu ſprechen.

Magiſter. Kann ich die Ehre haben allein unter vier Augen mit Ihnen zu ſprechen?

Mad. Meſchkupi. Ich habe keine Geheimniſſe vor dieſen Herren und Damen. Sagen Sie immer heraus, was Sie mir zu ſagen haben.

Magiſter. Sie wiſſen doch, liebe Madam, daß ich Ihnen ſechs hundert Thaler vorgeſtreckt habe.

Mad. Moſchkupi (aus vollem Halſe lachend). Ha, ha, ha, Sie hätten mir Geld vorgeſtreckt? Sie? Und wenn, und wozu?

Magiſter. Ey, ey, Madam, ich erſtaune. Sie mußten ja ſechs hundert Thaler Strafe für einen Acciſefrevel bezahlen.

Mad. Moſchkupi. Ich hätte einen Acciſefrevel begangen? Ich? Herr Magiſter raſen Sie? — Hören Sie doch um Moſes willen, Herr Acciſeinſpekter Rhinoceros, ich hätte Strafe auf der Acciſe gegeben?

Rhinoceros. Larifari, Herr Magiſter. Die Madam iſt mein Lebtag nicht in Acciſeſtrafe verfallen; das müßt' ich ja auch wiſſen.

Magiſter. Sie werden aber doch Ihre eigne Hand nicht leugnen, Madam?

Mad. Moſchkupi. Nimmermehr werde ich das. Haben Sie etwas Schriftliches von mir?

Magiſter (zieht die Handſchrift heraus). Hier ſehen Sie ſelbſt.

Mad. Moſchkupi. Was? Das hätte ich geſchrieben? Herr Magiſter, wenn ich nicht Reſpekt vor Ihrer heiligen Atzel hätte, ich hieße Sie einen Betrüger über den andern.

Ein luſtiger Bruder. Lieber Bruder, Meiſter des heiligen Katechismus, ſprich einmal den Segen über uns, daß uns der Trunk wohl bekomme, und daß es uns behagen möge bey unſern Schönen.

Magiſter. Ach Gott, wie iſt die Welt ſo blind.

Luſtiger Bruder. Ach Meiſterlein, Du biſt ein Rind.

Der Magiſter ergrimmte im heiligen Eifer, und fing an eine derbe mit Sprüchen aus dem alten und neuen Teſtament, wie auch aus dem alten Geſangbuch — denn das neue haßte er, und hielt es für ein Produkt der Freigeiſterey — geſpickte Strafpredigt zu halten; den luſtigen Brüdern behagte die Strafpredigt nicht, ſie fin-

gen also an das Ecce quam bonum zu singen, und der Magister zog vor diesem profanen Gesang aus, wie ein neugebackner Fähndrich vor einer Kanonenkugel *). Aber sein Geld wollte er doch nicht so liederlich verliehren. Er ging also in das Haus des Kaufmanns Vosta, und fragte nach den Mamselien.

---

*) Ich habe nicht nur Fähndriche, sondern auch Hauptleute und selbst noch höher geschorne Herren vor den Kugeln, sogar vor Flintenkugeln ausreißen sehen. Der Herr Hauptmann Reizholz in Schilda kann am besten Nachricht geben, wie's einem ehrlichen Kerl, der das fünfte Gebot gelernt hat, zu Muthe ist, wenn nach ihm geschossen wird. Der Herr Hauptmann trägt zwar den schildaischen Eulenorden pour le merite, aber an keiner unwürdigern Brust hat je dieser Orden gehangen, als an der Brust des Herrn Hauptmanns von Reizholz. Es scheint aber der Orden sey ihm zur Schande gegeben, weil er ihn zu einer Zeit erhielt, wo die von ihm so schändlich verlassene Batterie noch in frischem Andenken war.

Anmerkung des Setzers.

Meine Töchter haben Besuch, sagte dieser; wollen Sie selbige sprechen, so gehn Sie nur ins Hofzimmer."

Der Magister ging ins Hofzimmer, fand die Mamsellen in der Gesellschaft zweier Herren, die damals diesen Schönheiten die Kur machten, und sich von ihnen die Beutel fegen ließen. Der eine war auch ein Magister, aber ein sehr untheologischer, Namens Stregdein, welchen die ganze Stadt unter dem Namen Magister per eminentiam kannte, ob es gleich daselbst so viele Magister gab, daß man kaum ausspucken konnte, ohne einen zu treffen, wie sich einst der hochberühmte Weltumsegler Reinhold Forster über die Professoren ausdrückte; der andre hieß Damian, Doktor der Rechte und Advokat in allen Prozessen, worin kein Satan mehr arbeiten wollte, und vor welchem den Richtern ein Grauen aufging. Er war ehedem Franziskaner gewesen, hatte aber bey den Nonnen, deren Beichtvater er war, die große

Wahrheit eingesehen, daß es doch ganz hübsch sey, daß der liebe Gott zweierley Geschlechter erschaffen habe. Diese Ueberzeugung, welche er sich kräftig versinnlichte, bewog ihn das Asyl der bedrängten Herzen, und das Seminarium der Heiligkeit, ich meine das Kloster, zu verlassen, in ein protestantisches Land zu flüchten, und nach reiflicher Betrachtung der Dinge den Weg der Advokaterey einzuschlagen, welche in dem Land, wo Herr Damian lebte, eine wahre Goldgrube war.

Der untheologische Magister Stregdorn war der Liebhaber von Miß Manille, und der Doktor machte der Mamsell Spadille den Hof; man sagt, sie seyen beide erhörte Liebhaber gewesen.

Das verliebte Kränzchen wunderte sich über die Ankunft des hebräisch-theologischen Magisters, als er aber die Ursache seines Besuchs bekannt machte, wollten sich die Mamsellen halb todt lachen, und sagten ihm gerade ins Gesicht, sie wüßten von der ganzen Sache

nichts, und die Galane der Mamſellen, ohnehin keine Freunde der Geiſtlichen, und in ſpecie des Herrn Magiſters riethen ihm nach Hauſe zu gehen, und den Rauſch auszuſchlafen, den er ſich wahrſcheinlich auf einer Kindtaufe oder Hochzeit geholt hätte. Nun konnte ſich der Gottesmann nicht mehr halten, und fing an auf die Freigeiſter zu ſchimpfen, wobey auch die Mamſellen gar nicht verſchont wurden, aber Herr Doktor Damian, gleich ſtark mit Fauſt und Feder, griff den Herrn Magiſter, wie der Häſcher Hampel die Bauern zu packen pflegte, und warf ihn zur Thüre hinaus, und der anthropologiſche Magiſter machte hernach Pasquillen auf ihn, welche er ſeinen Faſtenſpeiſen einverleibte.

Alle Bemühungen des Magiſters nützten zu weiter nichts, als die ganze Sache, vorzüglich durch Stiegdorns Pasquille, unter die Leute zu bringen, und lange Zeit lachte man über den geprellten Pfaffen.

Sechster Abschnitt.

Ein Blatt, welches solche Geschichten enthielt, erbaute zwar die nicht angegriffnen Leser, aber die angegriffnen schworen auch dem Verfasser Verderben und Tod. Endlich entdeckten diejenigen, welche in dem Flugblatt waren als Scheusbeispiele aufgestellt worden, den Drucker desselben, und kamen den Verfassern nun bald auf die Spur; denn wenn man erst den Drucker einer Schrift weiß, und etwas Geld anwenden will, kann man auch, wie die leidige Erfahrung schon oft gelehrt hat, und noch lehrt, auch den Verfasser leicht herausbringen.

Der Fürst von Faunien starb um diese Zeit, und ihm folgte sein Sohn, ein an Leib und Seele verkrüppelter Mensch, welcher aber doch

so egoistisch-despotisch von seiner hohen Würde dachte, daß er nie Beleidigungen vergab, und in seiner Rache keine Gränzen kannte.

Nun hatten die Verfasser der Flugschrift den neuen Despoten nach dem Leben charakterisirt, und dieser entbrannte hoch im Zorn; da kamen dann hämische Höflinge, und entdeckten Seiner Durchlaucht wer die Verfasser der gottlosen Despoten-Charakteristik wären. Der Fürst gab Befehl sie zu verhaften, und ihnen den Prozeß zu machen.

Da rächten sich nun ihre Feinde, erklärten das Verbrechen für ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und verdammten den Grafen Cortina und den Ritter Rellini zum Tode.

Einige gutgesinnte Männer, und selbst Große riethen dem Fürsten, die Strenge des Urtheils hämischer, Rache schnaubender Richter zu mildern, und die Verdammten zu begnadigen; dieß würde, meinten sie, ihm mehr Ehre machen, als ihre Bestrafung; aber der Fürst suchte, wie alle

kurzsichtige Despoten, seine Größe in der Erfüllung seines Eigensinnes, und Cortina und Rellini verlohren ihr Leben auf dem Schafott. Ihr Vermögen fiel, wie billig, dem Fiskus heim. Der Sohn des Grafen, und Astolfo, der Neffe des Ritters, wurden des Landes verwiesen; kaum erlaubte der Fürst der Tochter des Grafen in Faunien zu bleiben, nur durfte sie sich nicht Gräfin von Cortina nennen; denn dieser Name war der Name eines Majestätsverbrechers gewesen, und solche Namen erklärte ein abgeschmäcktes Criminalgesetz für infam.

Der junge Graf und Astolfo verließen die Residenz; sie waren schon vorher Freunde, nun aber vereinigte sie das Unglück noch näher. Hand in Hand gingen sie aus der Residenz, und wollten ihren Weg zu Astolfo's Mutter nehmen, welche einige Stunden von der Residenz wohnte, als auf einmal der Graf stille stand, und voll Begeisterung ausrief:

„Ich verlasse dieses Land nicht, Astolfo!“

Astolfo. Wir gehn ja auch nur zu meiner Mutter!

Graf. Aber Morgen, wie wird es da?

Astolfo. Wir bleiben bey meiner Mutter.

Graf. Meinst Du? Denkst Du denn nicht, daß die Kerl, die Höllenbrut, welche das Blut meines Vaters und Deines Oheims vergessen haben, unsern Aufenthalt auswittern, und uns mit Schimpf und Schande über die Gränze bringen werden?

Astolfo. Du kannst Recht haben.

Graf. Drum will ich nicht zu Deiner Mutter; ich habe mich anders besonnen. Komm mit zurück.

Astolfo. Nach der Stadt?

Graf. Allerdings; komm!

Astolfo. Man wird uns erkennen.

Graf. Wahr, man wird uns erkennen, wenn wir so kommen. Wir müssen uns erst anders kleiden. Komm, ich kenne einen Eremi-

ten, der in jenen Gebürgen wohnt. Er war der vertrauteste Freund meines Vaters, und wollte auch mir wohl. Komm, wir wollen ihn aufsuchen und in seiner Zelle uns so verkleiden, daß man uns in Faunsburg gewiß nicht kennen soll.

Astolfo. Ich folge Dir Freund — aber was wollen wir in Faunsburg machen?

Graf. Welche Frage! Blutete nicht mein Vater, blutete nicht Dein Oheim auf der Mordbühne? Fordert ihr Blut nicht Rache? — Aber gerächt sollen sie werden, die theuern Schatten, das schwöre ich, und fordre von Dir Hülfe und Beistand. Willst Du?

Astolfo. Ich will. Hier meine Hand; gerächt sollen sie werden, die Unschuldigen von der Justiz Ermordeten; ich räche Elelia's Vater und meinen Oheim.

Graf. So ist's recht! Unser Bund zur Rache soll sich nicht eher lösen, als mit dem letzten Blutstropfen der Mörder. Laß uns ei-

len, die süße Pflicht zu erfüllen, welche unser Herz vorschreibt, und die Vernunft billiget.

Astolfo. Ich folge Dir in allen Stücken; meine Kräfte kannst Du gebrauchen, wie Du willst, und nie soll meine Zaghaftigkeit Deine Plane hindern oder gar vereiteln. Jetzt komm, führe mich, und schreibe mir vor, was ich zu thun habe.

Der junge Graf schlug mit seinem Freund einen Seitenweg rechter Hand ein, und gegen Mitternacht kamen beide ins Gebürge. Astolfo war niemals in dieser Gegend gewesen; sein Freund hatte zwar einige Mal den alten Eremiten besucht, aber in der Nacht hoffte er den Weg nicht zu finden, welcher zur Einsiedeley führte; beide waren also der Meinung, daß sie den Tag erwarten müßten, um ihre Reise sicher fortsetzen zu können. Sie setzten sich unter einen Baum, und machten Projekte für die Zukunft.

„Wer spricht hier?“ rief eine Stimme ganz nahe bey ihnen. Sie sahen auf, und erblickten,

ohngefähr fünf Schritte auf der Seite, einen Mann, welcher ſich eben aufrichtete.

„Wer ſeyd Ihr?“ ſagte dieſer Mann. Redet, oder (er nähert ſich ihnen, und hält ihnen ein Piſtol vor).

Aſtolfo (ſpringt auf). Wir ſind ehrliche Leute!

Der Unbekannte. Dieſe Antwort iſt nicht befriedigend für mich. Ich will wiſſen, wer Ihr ſeyd.

Aſtolfo. Und wer giebt Dir das Recht, uns zu fragen?

Der Unbekannte. Siehſt Du das Ding da? (aufs Piſtol deutend.)

Aſtolfo. O ja! Aber denkſt Du denn, daß wir uns vor dem Ding fürchten. Sieh hier! (zieht den Degen.)

Der Unbekannte. Junger Menſch, Du gefällſt mir; denn ich liebe jeden, der Muth beſitzt. Aber ſag' mir nun, wer Ihr beide ſeyd?

Astolfo. Darum frage diesen (auf Cortina zeigend).

Der Unbekannte. Bin ich nicht ein Thor, daß ich mich bekümmre junge Fäntchen kennen zu lernen, die vielleicht deswegen in diese Gebürge gekommen sind, weil sie ein verliebtes Abentheuer suchen oder fliehen.

Graf. Denk' Du von uns was Du willst; aber bey Gott, hier suchen wir kein verliebtes Abentheuer und fliehen auch keins.

Der Unbekannte. Habt Ihr Euch denn hierher verirrt?

Graf. Nein! Wir sind absichtlich hierher gekommen.

Der Unbekannte. Ich bin sehr bekannt im Gebürge; kann ich Euch dienen? Ihr interessirt mich.

Graf. Wir suchen den Einsiedler von Fernli.

Der Unbekannte. Was, den ehrwürdigen Pater Lorenz suchet Ihr? Was wollt Ihr

ben dem? Aber erſt ſagt mir, liebe Kinder, wer ſeyd Ihr?

Graf. Ich bin der Sohn des unglücklichen Grafen Cortina, und dieſer da iſt der Neffe des unglücklichen Ritters Rollini.

Der Unbekannte. Hä, ſeyd mir willkommen, Söhne der braveſten Aeltern, Söhne meiner liebſten Freunde (umarmt beide). Seyd mir willkommen und folgt mir. Ihr ſuchet den ehrwürdigen Lorenz, er wohnt nur noch einige Stunden von hier, und ſchon geht der Mond auf; wir haben Berge zu ſteigen und müſſen durch Geſträuche uns drängen, aber wenn Ihr Lorenzens Werth kennt, und ſeines Rathes bedürfet, ſo werdet Ihr gewiß keine Mühe achten, die Euch ihm nähert. Kommt, Kinder, folgt mir.

Der Unbekannte pfiff; ſchnell ſprangen vier ſtarke, bewaffnete Männer herbey; der Graf und Aſtolfo gaben durch Gebärden ihre Verwunderung zu erkennen, aber der Unbekannte lächelte,

und ſagte: „fürchtet Euch nicht, Kinder, die Leute thun Euch kein Leid an; denn ich ſchütze Euch, und errathe ſchon, was Ihr bey dem Eremiten ſucht; deßwegen bin ich Euer Freund, und Ihr könnt auf unſern Beiſtand rechnen, wenn Ihr glaubt — und Ihr müßt es glauben — daß Ihr noch Pflichten gegen den ſo ſchändlich hingemordeten Grafen und ſeinen Freund habt. (Zu den vier Männern.) Ihr beobachtet dieſen Poſten, und erſt mit Tagesanbruch erwarte ich Euch zurück.“

Der Unbekannte ging vorwärts, Aſtolfo und ſein Freund folgten ihm; gegen zwey Uhr kamen ſie nach vielen Beſchwerlichkeiten zu der Einſiedeley, und der Unbekannte pochte an.

Siebenter Abſchnitt.

„Wer ſtört mich in meinem Gebet?“ rief eine Stimme von innen.

„Mach' auf, Lorenzo,“ antwortete der Unbekannte, „ich bringe Dir Gäſte.“

Die Thüre wurde aufgemacht, und ein alter Greis mit einem langen Bart, mit einem Kapuzinerhabit bekleidet, trat heraus.

„Guten Abend, ehrwürdiger Vater,“ ſagte der Unbekannte, und reichte ihm die Hand.

„Grüße Dich Gott und die heilige Jungfrau, lieber Jobalde,“ erwiederte der Einſiedler, und ſchüttelte ihm die Hand. Wer ſind Deine Begleiter?

Jobalde. Komm in Deine Klauſe; die Luft iſt ſcharf und kalt, und wir ſind erhitzt.

Eremit. Ja, ja, folgt mir nur, und nun sprich, Fobaldo; wen hast Du mitgebracht?

Fobaldo. Der Graf Cortina war Dein Freund!

Eremit. Ja wohl war er das.

Fobaldo. Dieser ist sein Sohn, und dieser da ist Astolfo, Ritter Rellini's Neffe.

Eremerit (umarmt beide). Grüß Euch der seraphische Vater *), unser heiliger Ordensstifter, meine lieben Freunde! Ach mir blutet

---

*) Der heilige Franz von Assisi. Zur Erbauung meiner gelehrten Leser setze ich eine Stelle aus den Gedichten die Buchanä hieher, worin die Art beschrieben wird, wie dieses Cochon seraphique, nach Rabelais Ausdruck, die Lüste des Fleisches zu bekämpfen pflegte.

Nudus et in gelida stratus nive membra volutat,
Confingit globulos pectore aratque nivem,
Imponitque suo tanquam collaria peni
Et jubet optata conditione frui.

das Herz, wenn ich an den grausamen Tod Eurer Lieben gedenke, und mein Innerstes empört sich bey der Vorstellung, daß die unmenschlichen Unterdrücker der Unschuld noch leben, noch glücklich sind, und noch Macht genug besitzen, ihrer Grausamkeit neue Opfer zu bringen.

Graf. Ich bin Cortina's, des Hingerichteten, Sohn!

Adolfo. Und ich des hingemordeten Relini's Neffe!

Eremit. Recht, meine Kinder! Ihr habt eine schwere, aber heilige Pflicht auf Euch — die Pflicht der Rache. Fallen müssen sie, die Verfolger der Unschuld, die schändlichen Despoten, die tigerartigen Tyrannen, fallen müssen sie, und das von Euern Händen.

Adolfo und der Graf zugleich. Ja fallen sollen die Schändlichen durch unsre Hände!

Zebalde. Nehmt mich auf in Euern Bund, Freunde! Ich bin dieser Ehre würdig, denke schon längst auf Rache; denn auch ich bin

von jenem Kannibalen beleidigt, die Euern Vater und Oheim mordeten. Aber ihre Stunde ist gekommen! — Auf Brüder, schwöret den heiligen Bund zur blutigen Rache.

Adolfo und Cortina. Wir schwören ihn, den heiligen Bund. (Alle drey umarmen sich.)

Eremit. Ha, ein Auftritt, wie dieser, könnte mich fast mit den Menschen aussöhnen, hätte ich nicht diesem Geschlecht ewige Feindschaft geschworen.

Adolfo. Wie, ehrwürdiger Vater, Du hättest Haß dem Geschlecht der Menschen geschworen, Du ein Diener der Religion, welche allgemeine Menschenliebe gebietet?

Eremit. Ich verzeihe Deiner Unerfahrenheit die Behauptung, daß die Religion der Christen allgemeine Menschenliebe ihren Anhängern einschärfe. Heißt es nicht in der Bibel, Gott selbst wolle die Sünden der Väter an den Kindern strafen bis ins dritte und vierte

Glied *)? Drohte Gott nicht selbst ganz Ninive zu zerstören, und doch waren in Ninive gewiß nicht lauter Verbrecher, die den Tod verdient hatten **)? Rächte sich nicht der große Prophet Gottes Samuel, auf den Befehl des Herrn, an Agag, dem König der Amalekiter, indem er ihn wider das Kriegs- und Völkerrecht in Stücken zerhieb ***)? War nicht David ein Mann nach dem Herzen Gottes? Und doch befahl er noch einige Minuten vor seiner seligen Abfahrt seinem Sohn Salomon, den um ihn so sehr verdienten Joab, und den Simei, dem er doch eine Schimpfrede zum Schein verziehen hatte, zu ermorden ****). Wurden nicht die Einwohner Canaans, auf Befehl Gottes, aufs grausamste ausgerottet? Strotzen nicht die Psalmen von

*) 5. Mos. 5, 9.

**) Jon. 3, 4. Cap. 4, 11.

***) 1. Sam. 15, 33.

****) 1. Kön. 2, 5. 6. 8. 9.

Flüchen und Verwünschungen gegen die Nichtjuden? Sagt nicht Jesus selbst, er sey gekommen das Schwerd in die Welt zu bringen? Und hat nicht das Christenthum hinlänglich bewiesen, daß es eine Religion des Schwertes ist? Denk nur an die Ausrottung des alten Paganismus, an die Bekehrung der Völker in Norden, Osten und Süden, durchs Schwerd; denk an die Kreuzzüge, und an die Einführung des Christenthums in Amerika. — Doch wozu dieß alles? Das Bestreben, große empfindliche Kränkungen zu rächen, ist allen Menschen gemein, und wenn es nicht alle zur Ausübung bringen, so ist ihre Schwachheit oder ihr Leichtsinn Schuld daran. Ich habe nie die Beleidigung vergessen können, die mir widerfahren ist, und mag sie nicht vergessen.

Astolfo. Und wer hat Dich denn so empfindlich gekränkt?

Eremit. Der Vater des regierenden Fürsten, mein eigner Bruder.

Astolfo. Wie? Der Vater des Fürsten wäre Dein Bruder gewesen?

Eremit. So ist es. Ich war der ältere Sohn, aber weil ich mich bloß mit Wissenschaften beschäftigte, um dereinst die große Kunst, gut zu regieren, mit Würde, und zum Glück des Volks auszuüben, weil ich nicht Soldaten spielte, nicht auf die Parforcejagd ging, und an den abgeschmackten Vergnügungen des Hofes keinen Gefallen fand, sprengte mein Bruder noch bey Lebzeiten meines Vaters aus: ich sey verrückt und unfähig zu regieren; als mein Vater starb, sperrte er mich gar ein, und riß den Thron an sich. Seine Creaturen unterstützten ihn, das Volk wurde betrogen, und er regierte. Ich saß mehrere Jahre, endlich aber ward meinem Bruder die Zeit zu lange, und er gab Befehl mich zu ermorden. Der Gefängnißwärter erfuhr den abscheulichen Befehl, und durch seinen Beistand entkam ich. Ich begab mich in diese Gebürge, zog den Habit des heiligen Franz

an, und lebe nun viele Jahre als Einsiedler. Jetzt sage mir, ob ich nicht beleidigt bin, und nicht die gerechteste Ursache habe, blutige Rache an meinen Verfolgern zu üben?

Astolfo. Die hattest Du allerdings; aber Dein Verfolger ist todt.

Eremit. Lebt nicht der Sohn?

Astolfo. Dieser hat Dir nichts zu Leide gethan.

Eremit. Mainst Du? Sitzt er nicht auf dem Thron, der mir gehört, und den er beschimpft. Nein, bey Gott, kann ich's, könnt Ihr's, so muß er hinabstürzen, der Tyrann, und nicht mir — denn ich thue auf alle Hoheit Verzicht — sondern meinem Sohne Platz machen.

Astolfo. Und wer ist Dein Sohn?

Eremit. Vielleicht wirst Du ihn bald kennen lernen. Er ist entfernt von hier, schon ein großer Mann, dessen eigne Größe ein Fürstenthum nicht glänzender machen kann. Aber

ich will, daß er den Rang behaupte, welchen seine Väter seit Jahrhunderten mit Ruhm behauptet haben, und den erst die letztern Usurpatoren schändeten. Versprecht mir, Freunde, daß Ihr mir beistehen wollt!

Alle. Wir versprechen, wir schwören Dir es!

Eremit. Meine Faust kann Euch zwar nicht dienen, aber doch mein Rath und mein Geld.

Alfolso. Cortina will wieder nach der Stadt zurück.

Eremit. Eben wollte ich dieses auch rathen; verkleidet Euch, Fobaldo wird Euch einen Anzug geben, der Euch unkenntlich macht. In diesem Anzug müßt Ihr bisweilen die Stadt besuchen, und Mittel finden, Euern erhabenen Zweck auszuführen.

Fobaldo. Ey was, Stadt besuchen, Mittel ausfinden, und sich den Kopf zerbrechen. Einer fällt Morgen schon.

Eremit. Welcher?

Fobaldo. Der Großkanzler des Fürſten.

Eremit. Ha der! und wie fällt er?

Fobaldo. Frage mich doch nicht; Du weißt, daß ich ausführe, was ich anfange. Morgen iſt er weg.

Achter Abschnitt.

Fobaldo entfernte sich gegen Tag aus der Klause des Einsiedlers, wo Astolfo und Cortina blieben, von dem Eremiten nach der Regel des heiligen Franz bewirthet, und mit angenehmen Gesprächen unterhalten wurden. Gegen Abend kam Fobaldo mit noch einem Menschen zurück, der einen Pack trug. Es waren Jägerkleider, welche Astolfo und Cortina anziehen sollten.

Nachdem sie völlig weidmännisch angezogen waren, brachte ihnen der Eremit zwey Büchsen und zwey Hirschfänger, jedem reichte er ein paar Sackpistolen und eine volle Flasche.

„Was ist in dieser Flasche?“ fragte Astolfo.

Eremit. Siehst Du nicht, daß es eine Schnappspulle ist? Was wird sonst darin seyn, als ein guter Schluck.

Astolfo. Ich trinke nie dergleichen.

Zebaldo. Ihr werdet schon Schnapps trinken lernen; treibt unser Handwerk nur drey Tage, und ich stehe dafür, der Kümmel wird Euch besser schmecken, als der Mamsell die Limonade. — Jetzt aber kommt, wir müssen auf den Anstand.

Zebaldo ging voran, Astolfo und Certina hinten nach; auf dem ganzen Wege wurden kaum drey Worte geredet. Endlich kamen sie an die Landstraße, die hier mitten durch ein dickes Gebüsche ging.

Zebaldo blieb an einem Meilenzeiger still stehen, Astolfo und Certina glaubten, er wolle sonst was thun, und gingen gerade fort, aber er rief ihnen zu, und gebot ihnen zu bleiben.

„Also gehn wir nicht weiter?“ sagte Astolfo.

Fobaldo. Nein, nicht eher als bis das Werk ausgeführt ist, weßwegen wir herkamen.

Astolfo. Und weßwegen kamen wir her?

Fobaldo. Das wirst Du bald sehen; jetzt haltet Euch nur ruhig, und tretet hieher ins Gebüsche. Ich werde mich auf einen Augenblick entfernen, aber bald wieder bey Euch seyn.

Astolfo und Cortina wußten nicht, was sie denken sollten, alles kam ihnen so neu, so unerwartet vor, und schon fingen sie an es zu bereuen. Ungewiß standen sie da, und würden gewiß ihre Stelle verlassen haben, wenn Fobaldo nicht zurück gekommen wäre.

Er hatte noch sechs Männer bey sich, welchen er auf beiden Seiten der Heerstraße ihre Posten anwies. Astolfo wollte fragen, was das zu bedeuten habe, allein Fobaldo legte ihm die Hand auf den Mund, und hieß ihn schweigen.

Sie hatten noch nicht lange gestanden, als ein Wagen angerollt kam. Auf einmal sprang

gen zwey von Fedaldo's Leuten hervor, und hielten die Pferde an.

„Was soll das?“ schrie der Kutscher. Ein Schlag, den ihm ein andrer von Fedaldo's Gesellschaft mit dem Flintenkolben auf den Kopf versetzte, warf ihn auf die Erde.

„Lieben Fremde,“ rief eine Stimme aus dem Wagen, „Ihr sucht wahrscheinlich Geld; hier ist alles, was ich habe.“

Fedaldo sprang herzu, riß den Schlag des Wagens auf, und zog den Großkanzler Bossinor heraus.

„Laßt mir nur mein Leben, Ihr sollt ja alles haben, was Ihr bey mir findet.“

„Also so und Cortina nähert Euch,“ sagte Fedaldo. (Zu Bossinor.) Kennst Du diese?

Bossinor. Nein, bey Gott, ich kenne sie nicht.

Fedaldo. Dann will ich Dir sagen, wer sie sind. Dieser da ist der Sohn des Grafen Cortina, und dieser der Neffe des Ritters Rol-

Ant. Du haſt den Grafen und den Ritter ermordet, das haſt Du gethan, Schurke!

Voſſinor (zitternd). Gott ſtehe mir bey; ich habe keine Schuld an dem Tode dieſer Braven; Ihre Durchlaucht, der gnädigſte Fürſt. —

Fobaldo. Ey was gnädigſter Fürſt! Der Fürſt iſt ein Ungeheuer, das von Euch Schurken regiert wird, und die Unſchuld, welche Ihr ihm verwerft, mit ſeinen Tigerklauen zerreißet. Aber Du biſt der Erſte von denen, die wegen dieſes Mords zur Hölle fahren ſollen.

Voſſinor. Um Gottes willen ſchont meiner; ſchenkt mir das Leben!

Fobaldo. Ich bin nicht gefühllos gegen den Bittenden, aber ein Unthier, wie Du, dem nie fremdes Elend nahe ging, der nicht wußte, was Schonen und Erbarmen hieß, der alles, das Glück, die Ehre, die Freiheit und das Leben anderer ſeinen Begierden, ſeiner Wuth aufopferte, verdient kein Mitleiden. He da, Coello!

Cocllo, einer von denen, welche Fobaldo mitgebracht hatte, näherte sich. „Verrichte Dein Amt!“ sagte Fobaldo, und ein Dolch fuhr von Cocllo's Hand durch Tassirens Herz. Dieser stürzte, und hauchte unter krampfhaften Zuckungen seine schwarze Seele aus.

„Nun ist's gut,“ sagte Fobaldo. „Ihr andern nehmt, was Ihr findet, aber den armen Kutscher tödtet nicht; er scheint wieder zu sich zu kommen. Du Astolfo, und Du Cortina, kommt mit mir.“

Erstaunt über den Vorfall folgten beide mit zitternden, unwillkührlichen Schritten. Sie gingen die ganze Nacht vorwärts auf der Landstraße, und kamen gegen Tag an eine einsame Schenke, wo Fobaldo einkehrte. Sie hatten alle drey Ruhe nöthig, und legten sich zu Bette.

Gegen Abend erst erwachten sie, und nach eingenommenen Erfrischungen befahl Fobaldo unserm Astolfo, sich reisefertig zu machen.

„Und wo bleibe ich?“ sagte Cortina.

Fobalde. Du bleibst hier, bis ich Dich abhole. Fürchte nichts, der Wirth hier ist unser Freund, der eher sich die Hände abhacken, als Dich verrathen würde.

Cortina. Mich verrathen? Das könnte mir auch nicht nachtheilig seyn, hab' ich doch nichts Böses begangen.

Fobalde. Aber Du bist doch dabey gewesen, wo so was Böses, nämlich nach dem Urtheil der Welt, ist begangen worden. Der Wirth weiß alles; denn vor ihm habe ich keine Geheimnisse. Aber wie gesagt, Du darfst Dich nicht fürchten; denn der Wirth kann an uns nicht zum Schinken werden.

Astolfo. Fobalde, laß mich bey meinem Freunde bleiben; gehe Du allein.

Fobalde. Nimmermehr. Ihr seyd unter meiner Leitung, ich bin Euer Führer, und wehe Euch, wenn Ihr Euch meinem Befehlen widersetzt. Ich liebe Euch beide; denn Ihr und Euer Unglück geht mich näher an, als Ihr wohl

glaubt. Haſt Du nie von dem Bruder Deines Vaters gehört, den der Fürſt als Geſandten nach Mezendore geſchickt hat?

Aſtolfo. O ja, aber gekannt habe ich ihn nicht; er war ſtets abweſend.

Fobaldo. Ganz recht. Aber wo iſt er geblieben?

Aſtolfo. Das weiß man nicht. Das Gerede ging, er habe ſein Leben im Duell verlohren.

Fobaldo. So ging das Gerede, aber Dein Oheim hat ſich nie duellirt, weil er nie Petron, nie Renommiſt war, weil er niemand beleidigte, und bey kleinen Beleidigungen gleichgültig blieb. Aber ich will Dir's beſſer ſagen: der Fürſt haßte Deinen Oheim, deſſen Gattin er nicht verführen konnte. Er ließ alſo in Mezendore Banditen beſtellen, die ihn umbringen ſollten. Zum Glück wurde dieſer höllische Anſchlag Deinem Oheim entdeckt, und dieſer floh. Die Banditen gaben vor, ihm abgefertigt zu haben, um ihren bedungenen Lohn zu erhalten.

Astolfo. Schrecklich!

Fobaldo. Freilich schrecklich; aber Fürsten halten alles für erlaubt, was sie wollen; ihr Wille ist ihr Gesetz, und wer nach dem Gesetz handelt, thut ja nichts Unrechts. Daher kommt es auch, daß die Fürsten und ihre Schmeichler behaupten, sie könnten weder angeklagt noch gerichtet werden, und aus keinem andern Grund können sie dieß behaupten, als weil die Fürsten über alle Gesetze erhoben, und folglich unfähig sind, ein Gesetz zu beleidigen oder zu übertreten.

Astolfo. Denken denn alle Fürsten so?

Fobaldo. Nein, mein Freund, zur Ehre der Menschheit giebt es noch Fürsten, welche wissen, daß auch sie dem Gesetz unterthan sind, und die daher auch recht handeln, aber diese Fürsten sind selten.

Astolfo. Wo ist denn mein Oheim jetzt?

Fobaldo. Er steht vor Dir.

Astolfo (zusammenfahrend). Du wärst mein Oheim!

Fobaldo. Der bin ich, liebſter Aſtolfo. Dein Vater iſt todt, ich will Dir Vater ſeyn; aber meinen Bruder will ich rächen, und werde es gewiß.

Aſtolfo. Ich bin begierig Deine fernern Schickſale zu erfahren.

Fobaldo. Ich glaube Dir's? zu ſeiner Zeit ſollſt Du auch alles hören, aber für jetzt ſey Dir das genug, was Du gehört haſt. Komm.

Neunter Abſchnitt.

Trump kam früh zu Aſtolfo zurück, brachte Kleider für ſeinen Freund mit, und dieſer war bald ausſtaffirt.

„Wofür ſoll ich mich ausgeben?“ ſagte Aſtolfo.

Trump. Für einen reiſenden Gelehrten.

Aſtolfo. Das iſt ein herrlicher Einfall. Aber wie kommt ein reiſender Gelehrter in dieſe einſamen Gebürge? Wird das nicht auffallen?

Trump. Wo kommen doch die Gelehrten nicht hin? Die Gelehrten ſind ja Ueberalémänner; man findet Gelehrte in den Kabinettern und in der Wachtſtube, in der Kirche und im Bordell, im akademiſchen Hörſal und im Tollhaus, unter allen Formen erſcheinen die Gelehr-

ten. Du darfſt ja nur ſagen, Dein Lieblings-ſtudium ſey Botanik, Du habeſt die Gebürge durchſtrichen, um Beiträge zu Linne's Pflanzenſyſtem zu liefern.

Aſtolfo. Ja, ja, das geht. — Alſo heute werde ich Julchen ſehen?

Trump. Ja, lieber Freund. Aber wie willſt Du Dich nennen?

Aſtolfo. Wie wenn ich mich Haſenmann nennte?

Trump. Pfui Aſtolfo, weg mit dieſem Namen; er klingt bald wie Gerſtenmann bey unſrer Bande. Ich habe den Kerl nie recht leiden können, es war immer ein heimtückiſcher, ſchurkiſcher Bube. Nenne Dich Aſtuzzi.

Aſtolfo. So mag ich auch nicht heißen, lieber Correo; ich laufe ja doch in der Welt herum. Aber mache, daß wir zu Julchen kommen.

Trump. Du ſcheinſt ſehr nach dem Mädchen zu verlangen. Bald ſollſt Du ſie ſehen, und auch ihren Bräutigam.

Astolfo (erröthend). Ihren Bräutigam?

Trump. Wie Du roth wirst, Astolfo! Pfui, schäme Dich! Du darfst das Mädchen nicht lieben; denn Deine Liebe würde sie unglücklich machen. —

Astolfo. Sprich nicht von Liebe Trump; ich bin durch Liebe unglücklich.

Trump. Nicht durch Liebe, Freund, sondern durch die elende blinde Eifersucht, welche allemal übel angebracht ist. Denn meistens ist sie ganz ohne Grund, und folglich höchst beleidigend für ihren Gegenstand; ist sie aber gegründet, so ist der Gegenstand unsrer Liebe, folglich auch unsrer Eifersucht unwürdig.

Astolfo. Komm, Freund, Du fängst sonst eine Deduktion über die Eifersucht an.

Trump führte seinen Hauptmann durch stelle Fußsteige aus dem Gebürge zu einer schön gelegnen Villa, aber nicht geradezu ins Haus, sondern in eine Laube, welche funfzig Schritte von der Wohnung angelegt war, er ließ ihn da-

ſelbſt, und ging allein nach dem Hauſe. Bald kam er zurück und führte Julchen an der Hand. Er hatte dieſe zwar ſchon vorbereitet, doch erröthete ſie mächtig bey Aſtolfo's Anblick, und konnte, ſo wenig als dieſer, ein Wort herausbringen. Trumip aber half ihnen, indem er ihnen die Vorſchriften gab, welche beide zu befolgen hatten.

Julchen wußte auch ſchon, daß Silvano, der geweſene Büchſenſpanner und Rath des Fürſten von Mezendore, niemand anders war, als der ihr längſt dem Namen nach bekannte Räuberhauptmann Aſtolfo, und dennoch erſchrak ſie nicht und fürchtete ſich nicht vor ihm.

Mein Freund heißt Correo, liebes Julchen, ſagte Trumip, und nicht mehr Silvano, daß Sie Sich ja nicht verſchnappen. Sie wiſſen, wie aufmerkſam man auf den Namen Silvano geworden iſt.

Julchen hatte ſich völlig von ihrer erſten Aufwallung erholt, ſprach ganz unbefangen mit

Silvano, und führte ihn nach der Villa, wo sie ihn ihrer Muhme als einen Mann vorstellte, welcher ehedem ihrem Vater wichtige Dienste geleistet habe, und in ihrem Hause sehr bekannt gewesen wäre. Die Muhme war eine alte brave Frau, dachte an nichts arges, und empfing ihren Gast mit aller, solchen Leuten eignen, Herzlichkeit.

Julchens Bräutigam schien aber weniger mit diesem Besuch zufrieden zu seyn; er konnte Astolfo seine Bewunderung nicht versagen, und mußte sich selbst gestehen, daß er mit einer sehr vortheilhaften Figur sehr liebenswürdige Eigenschaften verbände, und so eine Entdeckung ist einem ernstlich Verliebten allemal höchst unangenehm. Indessen beruhigte er sich nach und nach, da Astolfo sich ganz und gar nicht mit Julchen ins besondere unterhielt, und eine gänzliche Unbefangenheit zeigte.

Werden Sie lange in unsrer Gegend bleiben, Herr Correo? fragte Julchens Bräutigam.

Astolfo. Nein, ich denke schon Morgen weiter zu reisen.

Trump. Warum nicht gar Morgen schon! Du mußt hier bleiben, bis ich auch reisefertig bin, und das währt noch einige Tage.

Julchen. Was, Sie wollen auch fort!

Trump. Allerdings; ich hab's Ihnen ja schon oft gesagt, daß ich nach Hause muß, und meines Freundes Weg geht eben auch dahin, also werde ich die Gelegenheit nicht versäumen, in so guter Gesellschaft zu reisen.

Die alte Muhme, Julchen und ihr Bräutigam bemüheten sich, ihren lieben Trump, den Retter Julchens, von seinem Entschluß abzubringen, aber dieser bestand drauf, daß er fort müsse, doch versprach er ihnen bald einen Besuch in Faunien abzustatten.

„In Faunien?" fragte Astolfo betroffen.

Trump. Ja wohl, Julchen wird bald da wohnen.

Die Muhme. Und ich auch, ich ziehe mit Julchen; die Villa hier ist schon verkauft.

Trump. Ich will Dir alles erklären, lieber Correo. Schau, als ich Julchen hieher brachte, war Herr Lucius — so heißt der Herr Bräutigam — eben auf der Universität zu Philisterstadt, welches nur vier Stunden von hier liegt.

Asolfo. Ich dächte in Faunien hätten Sie eine recht gute Universität zu Manichäa.

Lucius. Auch habe ich in Manichäa studiert, aber ich wollte Doktor der Rechte werden, und da haben dann meine Landsleute ein wunderliches Vorurtheil, daß die im Auslande kreirten Doktoren besser wären, als die auf der Landesuniversität fabricirten. Ich sahe mich also genöthigt nach Philisterstadt zu gehen, und verdanke einer Grille meiner Landsleute mein ganzes Glück (auf Julchen blickend).

Muhme. Ja denken Sie, da ist der Herr Lucius ein großer Liebhaber von der Jagd, und

auf ſeinen Streifereien kam er einige Mal zu mir, ich konnte ihn gut leiden, denn er war ein artiger Menſch, der nicht fluchte und keine Zoten riß, ſich nicht beſoff und nicht nach den Menſchern lief, wie die andern Studenten.

Aſtolfo. Sie haben einen übeln Begriff von den Zöglingen der Gelehrſamkeit, Madam.

Muhme. Ach lieber Herr Correo, ich hab' ſie kennen lernen, die lieben Herren zu Philiſterſtadt; ich hab' da gewohnt, hab' welche im Hauſe gehabt, und bin rechtſchaffen von ihnen geprellt worden. Soll ich Ihnen meine Bücher holen, ich meine meine Pumpbücher, da ſollen Sie Ihr blaues Wunder ſehen, wie ich geprellt worden bin.

Lucius. Laſſen Sie's doch; Sie können die Pumpbücher nur ins Feuer werfen. —

Trump. Oder ſie zu Fidibus und Propfen hergeben.

Muhme. Ja, ja, ſchon recht; warum war ich auch ſo dumm, und gab ſo vielen Pump!

Aber wo blieb ich denn? Ja, da kam Herr Lucius immer zu uns; ich kannte seine Familie, und freute mich allemal, wenn ich ihn sah. Endlich kam das arme verfolgte Julchen auch zu mir, und suchte Zuflucht. Ach wie mich das gute Kind dauerte! Herr Lucius ging oft mit Julchen spazieren, und endlich kam er und entdeckte mir, daß er Julchen liebte und gern zur Frau hätte.

Astolfo. Herr Lucius wendete sich also erst an Sie?

Muhme. Ey nicht doch, die jungen Leutchen waren schon vorher mit einander eins geworden, das sahe ich nun wohl, und dachte, was willst Du machen? Es ist besser, Julchen hat einen Mann, dann ist sie vor allen Nachstellungen sicher, und ihr Vater wird sich mit ihr aussöhnen, und nicht mehr verlangen, daß sie des Fürsten Mätresse werden soll. Ich war also recht gern zufrieden, daß Herr Lucius Julchen nehmen sollte, und gab ihm mein Wort.

Aſtolfo. Werden Sie bald nach Faunien reiſen, Herr Lucius?

Lucius. Sobald meine hieſigen Geſchäfte zu Ende ſind gehe ich dahin ab; ich wünſchte aber, daß dieſe Reiſe ſchon vorbey wäre.

Aſtolfo. Warum das?

Lucius. Des berüchtigten Aſtolfo's Bande regt ſich mächtig in den Wäldern und Gebürgen im ganzen Lande; viele Menſchen ſind ſchon unglücklich geworden durch dieſe Banditen.

Aſtolfo. Wo er ſelbſt ſeyn mag?

Lucius. Das weiß der Himmel, vielleicht kommandirt er gar ſeine Leute wieder, nachdem er ſich aus Mezendore geflüchtet hat. Doch er ſey wo er wolle, ſeinem Richter entgeht er nicht.

Aſtolfo. Schwerlich.

Zehnter Abschnitt.

Drey Tage blieb Astolfo auf der Villa ruhig, am vierten ging er mit Trump aus, um, wie er sagte, einige Pflanzen zu suchen, die in dieser Gegend einheimisch seyn sollten. Trump hatte ihn vorher drum gebeten.

„Jetzt ist's Zeit, lieber Trump, daß wir abziehen."

Trump. Ja, es ist Zeit. Aber wohin ziehen wir?

Astolfo. Das ist eben die Frage, die ich nicht weiß zu beantworten. Fort müssen wir; wohin? das weiß ich nicht.

Trump. Komm mit mir zur Bande.

Astolfo. Nimmermehr.

Trump. Wenn Du aber mußt.

Astolfo. Wer will mich zwingen.

Trump. Ich.

Astolfo. Du? Versuche es einmal, wenn Du das Herz dazu hast.

Trump. Siehst Du dort oben auf jenem Berge das alte Gemäuer?

Astolfo. Ja; aber wie hängt jenes Gemäuer mit unserm Geschäft zusammen.

Trump. Mehr als Du denkst, lieber Freund; geh' nur mit dahin, und wenn Du dann nicht freiwillig mit zur Bande gehst, so will ich Deine Freundschaft verliehren, und das ist viel gesagt. Willst Du mit nach dem zerstörten Raubschloß gehen?

Astolfo. Gern will ich; komm.

Sie stiegen den steilen Berg hinan, und gelangten endlich mit großer Mühe an die alten Rudera eines Schlosses, wo ehedem einer von jenen Junkern gewohnt und gereufelt hatte, welche von unsern Ritterbüchlern als Helden und biedere Männer in ihren Rittergeschichten geschildert

werden, im Grunde aber nichts weiter waren, als Räuber, Gauner und Spitzbuben.

Trump führte seinen Freund in diese Trümmern, welche alle Augenblicke einzustürzen drohten. Trump gab ein Zeichen, und Lilio erschien.

„Sey willkommen, theurer Hauptmann!“ rief Lilio, und faßte Astolfo's Hand. „Wie froh bin ich, Dich wieder zu sehen!

Astolfo. Woher kommst Du?

Lilio. Aus dem Arviner Thal. Tausend Mühe habe ich gehabt, Dich auszuspähen, aber Du weißt wohl, daß ich gewiß finde, wenn ich suche. Ich kam Dir auf die Spur, und gestern fand ich auch unsern Freund Trump, der mir versprach, Dich heute hieher zu bringen.

Astolfo. Wie stehts bey Euch?

Lilio. Gut, sehr gut; wir sind ziemlich sicher, wo wir existiren, und unser Interimshauptmann Tullian führt sein Kommando, wie's

einem braven Obereſſizier, der einen ſchweren Poſten behauptet, allemal zunimmt.

Aſtolfo. Ich freue mich, daß Ihr einen braven Hauptmann habt; ich kenne den Tullian, er iſt thätig und klug.

Lilie. Das iſt er auch, aber unſer Hauptmann iſt er nicht; wir haben nur einen Hauptmann, und dieß iſt Aſtolfo.

Aſtolfo. Der es aber nicht mehr ſeyn kann, nicht mehr ſeyn will.

Lilie. Ich will mich mit Dir nicht diſputiren, aber ich frage Dich, ob Du wieder zu uns willſt oder nicht?

Aſtolfo (geſetzt). Nein.

Lilie. Haſt Du denn Deine Schwüre vergeſſen, womit Du Dich gegen uns verbunden haſt?

Aſtolfo. Zur Begehung eines Verbrechens giebt es keine Verbindlichkeit.

Lilie. Gut. Haſt Du vergeſſen, was wir für Dich thaten?

Astolfo. Nein das habe ich nicht; dankbar erinnere ich mich noch an die bösen Werke, welche Ihr verübtet, um meinen Befehlen zu gehorchen; aber ich mag nicht durch neue Uebelthaten Euch meinen Dank beweisen.

Lilio. Glaubst Du, daß wir uns an Dir rächen, und Dich für Deine Falschheit bestrafen werden?

Astolfo. Das glaube ich wohl, aber ich fürchte mich nicht.

Lilio. Hier ist ein Brief an Dich von Tullian.

Astolfo. Lies mir ihn vor.

Lilio (liest).

Tapfrer Hauptmann!

Lange schon sehnt sich die ganze Bande nach Dir, und jetzt ist ihr Verlangen so hoch gestiegen, daß es keine Gränzen mehr kennt. Ich bitte Dich daher, ich beschwöre Dich im Namen der ganzen Bande, und

aller einzelnen Mitglieder derſelben, Dich aufs ſchleunigſte zu uns zu begeben, wo große Geſchäfte Deiner warten. Wiſſe, theuerſter Hauptmann, daß Deine Mutter, welche Du für natürlich geſtorben hielteſt, noch lebt, und durch uns iſt gerettet worden; wiſſe, daß Deine Clelia durch uns den Klauen eines Erzbiſchofs iſt entriſſen worden, der ihre Unſchuld morden wollte. Deine Mutter iſt in Sicherheit, und zwar unter unſerm Schutz; Deine Geliebte iſt bey ihr. Komm zu uns, wir ſehnen uns nach Dir, Deine Mutter verlangt Dich zu umarmen, und Clelia nennt unaufhörlich Deinen ihrem Herzen ſo theuern Namen; Du biſt ihnen und uns unentbehrlich. Ein großes Werk wartet auf Dich, durch Dich muß ein Plan ausgeführt werden, der der Menſchheit Ehre macht. Wenn wir ſchon ein den Geſetzen zuwiderlaufendes Handwerk treiben, ſo wiſſen wir doch, was die Geſetze fordern,

die alle Menſchen binden, und ſtrafen die, welche ſie mit Füßen treten. Drum eile in unſre Mitte.

Tullian,
Interimshauptmann.

Aſtolfo ſtand da, wie verſteinert. „Nun,“ ſagte Lilio, „Signor Capitano, wie ſieht es aus? Gehſt Du jetzt mit? Oder willſt Du Deine Mutter und Deine Clelia nicht mehr ſehen?“

Trump. Nicht wahr, Aſtolfo, ich habe Dir geſagt, daß ich Dich zwingen würde, zur Bande zu gehen? Und hab' ich nicht Wort gehalten?

Aſtolfo. Gieb mir den Brief, daß ich noch einmal leſe (nachdem er ihn geleſen). Ja, hier, Freunde, iſt meine Hand, ich gehe mit, und bin von nun an wieder was ich war, Euer Hauptmann Aſtolfo.

Lilio und Trump (ihn umarmend). Hoch ſollſt Du leben, theurer Hauptmann; glücklich iſt der Tag, an dem Du uns wieder gegeben wurdeſt.

Astolfo wollte nun geschwinde nach der Villa, um seine dort zurückgelaßnen Sachen zu holen. „Laß dieß nur seyn, sagte Trump, wir sind völlig reisefertig; ich habe alles mitgenommen, was wir brauchen; Lilio hat uns Geld gebracht, und Waffen haben wir auch; Jägerpäße habe ich für uns alle drey gemacht. Lilio weiß alle Wege und wird uns gewiß richtig und sicher führen. Jukchen wird sich zwar wundern über unser Verschwinden, aber ich hoffe ihr mit der Zeit das Räthsel zu lösen.“

So sprach Trump, Astolfo fand, daß er recht gesprochen hatte, und alle drey machten sich auf den Weg nach dem Alviner Thal.

Ende des ersten Theils.

Adolfo,

eine

Banditengeſchichte

von

Fr. C. Laukhardt.

Zweiter Theil.

Pegau und Leipzig 1802,
in der Güntherſchen Buchhandlung.

40c 775 (2)

Vorerinnerung
zum zweiten Theil.

Ich finde für nöthig auch diesem Theile eine kurze Erklärung vorzusetzen, und zwar wegen der schiefen Urtheile, welche

von einigen superklugen Menschen über den ersten sind gefällt worden.

Ich konnte zwar mit Grunde hoffen, daß die Vorrede zum ersten Theil hinlänglich seyn würde, die künstlichen Leute unter meinen Lesern von allen finstern und schiefen Explicationen meines Werkchens abzuhalten; demohnerachtet hat es nicht an Menschenkindern gefehlt, welche beinahe alles wußten, worauf ich gezielt habe, und zu jeder erzählten Begebenheit einen Gegenstand in der wirklichen

Welt auffanden. Durch Briefe ſogar von vielen Meilen her wurde ich aufmerkſam gemacht, und — gratia ſit onerolae induſtriae — recht freundſchaftlich gewarnt, doch nicht Perſonen an den Pranger zu ſtellen, welche in Franken, in Schwaben, und Gott weiß vielleicht gar in Island oder in Otaheiti angeſehene Aemter bekleideten.

Was es doch für komiſche Ausleger in der Welt geben mag! Solchen künſtlichen Leuten ſollte man rathen, die

Stelle aus Terentius Prolog zur Andria:

Faciunt nae intelligendo, ut nihil intelligant

fleißig auszulegen, und die Auslegung dann auf sich anzuwenden.

Ich würde übrigens kein Wort über solche Lappalien verlieren, wenn nicht sonst gutgesinnte Leute durch solches elende Räsonniren irre gemacht würden, und mich für einen Spaßvogel halten könnten, die gern andre Personen herumholen, und ihnen Etwas anhängen mögten.

Ich erkläre daher nochmals, daß im ganzen Astolfo auch nicht ein einziges Personal vorkommt, daß alle und jede im ganzen Werke aufgestellte Geschichten, bloße, in meinem eignen Hirnkasten entstandene Erdichtungen und Fictionen sind, und daß alle die, welche lebende oder auch schon verstorbene Personen hier beschrieben finden wollen, gar gewaltig neben das Ziel schießen. Will aber doch jemand glauben und behaupten, daß ich die Ehre und den guten Namen andrer Menschen beleidigt habe, so verklage er

mich, und dann will ich ihm Rede ſtehn: denn auch ich weiß, quid ſit injuria et famosus libellus, und habe Herrn Profeſſor Webers vortreffliches Werk über dieſen Gegenſtand auch geleſen. Und ſo viel zum letztenmal über dieſen ärgerlichen Gegenſtand.

Halle, im März 1802.

Laukhard.

Adolf v.

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Nach vielen Umwegen, welche unſre Abentheurer um ihrer Sicherheit willen machen mußten, kamen ſie endlich im Arwiner Thal an dem Orte an, wo die Bande ihren Hauptſitz hatte. Lilio, der alle Schleichwege genau kannte, führte ſie an die Höhle, worin ſich das große Magazin der gemeinſchaftlichen Beute befand, und wo er ſicher war, wenigſtens einige von den Discre-

ten *) der Räuberklicke und vielleicht gar den Hauptmann selbst zu finden.

Die Hoffnung war nicht trügerisch: sie fanden den Hauptmann und die meisten Mitglieder der Societät, welche eben ein großes Fest zu begehen schienen. Einige tanzten in wilden Reihen bei dem schnarrenden Ton verschiedener Instrumente, welche von trunkenen Räubern gespielt wurden, andre saßen bei der Weinflasche, und

*) Discreten sind in den Mönchsklöstern diejenigen, welche in allen Ordensgeheimnissen eingeweihet sind, und durch ihr ächt monastisches Betragen sattsam bewiesen haben, daß ihnen die Befolgung der Ordensregel über alles gehe, und daß sie lieber das ärgste Bubenstück ausüben, als von der äußerlichen Observanz der heiligen Regula abweichen würden. Man begreift leicht, daß auch unter den Banditen gewisse Discreten seyn müssen: wie könnte sonst die Gesellschaft bestehen?

erzählten sich ihre Großthaten mit dem innigsten Wohlgefallen, noch andre machten sich mit den Nymphen der Bande unter den Hecken lustig.

Der Interimshauptmann stand da, redete kein Wort, und schien mißvergnügt zu seyn. „Was fehlt dir Hauptmann, sagte Trillo, ein angesehener Discrete? Du machst ja so ein finsteres Gesicht, das sich nicht zur heutigen Freude paßt.

Tullian. Wir sollten überhaupt kein Freudenfest anstellen; Lustigkeiten ziemen uns nicht.

Trillo. Warum denn nicht? Haben wir nicht einen Streich ausgeführt, der uns Ehre macht, und uns bereichert hat?

Tullian. Der uns aber auch wieder Leute gekostet hat. Wie werde ichs verantworten können!

Trillo. Bei wem verantworten? Wem bist du Rechenschaft schuldig?

Tullian. Unserm Hauptmann. —

Trillo. Wie dann dem Hauptmann? Was wird der dir thun, wenn er auch jetzt käme? Du bist Interimshauptmann, und was du thust, ist wohlgethan, gesetzt auch, du hauteſt über die Schnur. Aber wer will dir auch nur eine Uebertretung unsrer Gesetze vorwerfen? Das kann keiner. (sehr laut) Nicht wahr, ihr Brüder, unser Interimsoberhaupt Tullian, ist ein rechtschaffner Kapitän?

Viele Räuber zugleich. Ja, bei allen Teufeln, das ist er! Wer etwas gegen ihn hat, den soll der Satan frikassiren.

Trillo. Hört Brüder, ich hätte Euch ein Wort zu sagen. Die meisten von der Bande sind heute versammelt, wer weiß, wenns wieder so kommt.

Räuber. Laß hören.

Trillo. Ich glaube nicht, daß wir jemals unſern alten Hauptmann Aſtolfo wieder haben werden. Er iſt ſchon zu lange fort, und hat unſrer Geſellſchaft gewiß entſagt.

Tullian. Nimmermehr kann das Aſtolfo.

Trillo. Sag vielmehr, das ſollte er nicht. Aber ich wollte meine arme Seele zum Pfande ſetzen, er mag nicht mehr zu uns. Er wußte wo wir waren, wir hatten ihn fordern laſſen, und doch kam er nicht.

Tullian. Lilio iſt fort ihn aufzuſuchen.

Trillo. Wird er ihn aber auch finden? Und wenn er ihn findet, wird Aſtolfo mit ihm gehen?

Tullian. Er wird dem gewiß folgen, der ihm den Weg zu seiner Clelia zeigt.

Trillo. Meinst du? Oh die Clelia hat Astolfo längst vergessen. Weißt du nicht, daß er die mezendorische Fürstin bedient hat? Daß er der Tochter eines Forstmeisters nachgerennt ist? Das sind lauter Beweise, daß Clelia ihm nicht mehr am Herzen liegt. Dazu kommt noch, daß er schwerlich glauben wird, was ihm Lilio von seiner Mutter und von Clelien erzählen kann: er wird alles für eine Erdichtung halten, die von uns erfunden sey, um ihn wieder in unsere Mitte zu locken.

Räuber. Trillo, du hast Recht: Astolfo kommt schwerlich wieder. Aber sag, was hast du uns vorgeschlagen!

Trillo. Wir müßten einen wirklichen Hauptmann haben.

Räuber. Ja wohl. Es ist eine Schande, daß unsre ansehnliche Gesellschaft nur einen Vicekapitän hat, da doch selbst die jämmerlichen Compagnien der traurigen Emigranten-Armee ihre wirklichen Hauptleute haben.

Tullian. Es sind aber auch Kerle darnach.

Trillo. Thut nichts zur Sache; wenn auch die Hauptleute der Emigranten, so wie ihre ganze Armee, liederliches Gesindel sind, so sind sie doch auf ihren Posten das, was sie seyn würden, wenn sie rechtschaffne Soldaten wären, nämlich Hauptleute.

Räuber. Trillo hat Recht! Einen Hauptmann müssen wir haben.

Trillo. Und der sey unser Tullian, Brüder!

Räuber (schreiend.) Ja, vivat hoch, der Hauptmann Tullian, Bruder Tullian, vivat hoch! Muſikanten ſpielt auf.

Es lebe Hauptmann Tullian recht hoch!

Ein Hunzfott der ihn ſchimpfen ſollt!

So lange wir ihn kennen

Woll'n wir ihn Hauptmann nennen.

Es lebe Hauptmann Tullian recht hoch!

Tullian (tritt unter ſie.) Burſche, was macht ihr?

Räuber. Was wir thun dürfen! wir haben das Recht, einen Hauptmann zu wählen. —

Tullian. Aber habt ihr auch das Recht einen Hauptmann ohne Urſache abzuſetzen? he!

Räuber. Wir haben unſern Hauptmann nicht abgeſetzt; Aſtolfo hat uns verlaſſen.

Tullian. Er wird wiederkommen, gewiß wird er es. Bis Lilio nicht da iſt, und wir nicht ganz beſtimmt wiſſen, daß Aſtolfo nicht mehr unſer Anführer ſeyn will, werde ich Euer Hauptmann nicht. Schwerenoth, was würde Aſtolfo ſagen, wenn er zurückkäme, und erführe, daß ich niederträchtig genug geweſen wäre, ſeinen Poſten einzunehmen? Er durchbohrte mir, hole mich der Teufel, den Wanſt.

Aſtolfo (tritt auf.) Nein Bruder, das thäte er nicht, er wünſchte dir vielmehr Glück.

Räuber. Was Teufels, der Hauptmann!

Tullian. Willkommen Hauptmann Aſtolfo! (zu den Räubern:) Hier iſt Euer Anführer, Euer Oberhaupt! Sehr ihr nun Kerls, was für einen dummen Streich Ihr beginnen wolltet. Du, Tril-

lo, komm näher. (Trillo nähert ſich ſchüchtern.) Hier, Aſtolfo, ſiehſt du einen Kerl, der die ganze Bande aufrühriſch machte, und mit Gewalt auf die Wahl eines neuen Hauptmanns drang.

Aſtolfo. Ich habe alles gehört.

Tullian. Nun ſo ſprich ſein Urtheil.

Aſtolfo. Er that nicht unrecht; er meinte es gut.

Trillo. Ja bei meiner armen Seele, Hauptmann, da ſagſt du die Wahrheit. Schau, ich dachte gar nicht daran, daß du wieder kommen würdeſt, ich hielt dich für verlohren für uns, und weils anfängt, unordentlich unter uns herzugehen, ſo ſchlug ich die Wahl eines wirklichen Hauptmanns vor: denn mit einem Interimshauptmann iſts eine lumpige Sache.

Aſtolfo (reicht ihm die Hand.) Du biſt ein braver Kerl, Trillo; du haſt keine Strafe, ſondern Lob verdient.

Räuber. Vivat der Hauptmann Aſtolfo!

Das Feſt, welches durch dieſen Umſtand einige Minuten war unterbrochen worden, wurde nun noch lebhafter als zuvor: jeder trank auf die Geſundheit des wiedererhaltenen Hauptmanns, und die Bande ſtimmte die fröhlichſten Lieder an, daß das ganze Thal davon ertönte. Aſtolfo fragte nach der Urſache, warum die Bande heute ein ſolennes Freudenfeſt feierte, und Tullian ſagte: „Du haſt doch den Gerſtenmann gekannt, der kurz vor deiner Entfernung zu uns kam.“

Aſtolfo. Gewiß habe ich ihn gekannt, aber gefallen hat er mir nie.

Tullian. Der konnte auch keinem ehrlichen Kerl gefallen, er war ein eingemachter Schuft, und so ein Kerl mag sich wohl für manches Justizkollegium schicken, aber für unser Kollegium schickt er sich nicht. Als wir hörten, daß du in Mezendore ein Amt bekleidetest, schickte ich den Gerstenmann dahin, weil er da bekannt war. Er hat aber hübsche Streiche gemacht, kam ins Gefängniß, entwischte, und verband sich mit vielem liederlichen Gesindel von weit und breit her. So entstand dann eine Spitzbubenbande, deren Obervorsteher Herr Gerstenmann ward.

Astolfo. Ein schöner Hauptmann.

Tullian. Wie die Bande war, so war auch der Hauptmann. Ihr gemeinschaftlicher Zweck war bloß Stehlen und Rauben, wehrlose Leute anfallen, und Feuer anlegen: es waren keine wahren

Räuber, keine ächten Banditen; Spitzbuben waren es, Mörder und Mordbrenner, weiter nichts. Diese Horde beunruhigte erst das Fürstenthum Merzendorf gar sehr, man ging ihr aber bald scharf zu Leibe, und da solche Kerle sich nicht wehren können, verließen sie das Land, zogen nach Faunien, trieben da ihr Wesen, und kamen vorgestern in unser Thal. Sie wußten nicht daß wir noch da waren: denn wir hatten durch unsre Frauenzimmer ausſprengen lassen, wir hätten dieses Thal verlassen, und unsern Aufenthalt im Lande Colchis genommen. Verwichne Nacht griffen wir sie an, lieferten ihnen ein Treffen, zerstreuten die Spitzbuben, und fingen den edlen Kapitän Gerstenmann selbst. Wegen dieser Victorie feierten wir heute ein Fest, aber von diesem Augenblick an ist deine Ankunft die glückliche Ursache dieser allgemeinen Freude.

Astolfo. Dank Euch, Kammeraden! Aber wo ist Gerstenmann?

Tullian. Ich habe ihn gleich an einem Weidenbaum aufhängen lassen: wir haben ein Gesetz, jeden zu hängen, der sich zu Diebesbanden hält.

Astolfo Du hast recht gethan; ich hätte zwar gerne den Schurken gesprochen, aber er hat seinen Lohn dahin, an einem Weidenbaum.

Tullian. Ich ließ ihn deswegen an einem Weidenbaum aufknüpfen, weil Judas der Verräther sich einst auch an einem solchen Baum verewigt hat,

Astolfo. Wo hast du das gelesen?

Tullian. Nirgends hab ichs gelesen, aber unser Pastor hat es oft genug auf der Kanzel gesagt, drum muß es auch wahr seyn; man kanns auch an den Weidenbäumen sehen, welche alle bersten, wenn sie

einige

einige Jahre alt ſind: denn ſie ſind verflucht, und müſſen berſten, wie Judas der Verräther, der ſich an einem Weidenbaum erhing, mitten entzwei barſt, und alle ſeine Eingeweide ausſchüttete.

Aſtolfo lächelte über Tullians Argumente, doch mochte er ſich nicht die Mühe nehmen, ſie zu widerlegen. Er hatte andre Dinge zu beſorgen, die ihn näher angingen.

Zweiter Abschnitt.

Das Freudenfest der Astolfischen Bande dauerte bis spät in die Nacht, und grade so lange, als sich die Lustigen auf ihren Beinen halten konnten; fast kein einziger, die Frauenzimmer nicht ausgenommen, war mehr nüchtern, als Astolfo und Tullian, selbst Trumpy hatte so starken Antheil an dem Trinkgelage genommen, und sich für seine auf der Reise ausgestandnen Strapatzen dermaßen entschädigt, daß er ohne Besinnung da lag.

„Wie meinst du," sagte Astolfo zu Tullian, „wenn uns jetzt nur sechs Husaren oder Dragoner angriffen, wir wären alle verlohren."

Tullian. Freilich, wenn ich die Päſſe nicht gut beſetzt hätte; aber niemand kann hieher kommen, ohne bei uns vorbeizupaſſiren, und dieſe geben augenblicklich ein Signal. Du würdeſt auch nicht haben ſo ungehindert hieher kommen können: denn wenn dich ſchon Lilio durch Schleichwege führte, ſo bemerkten dich die Aufpaſſer doch, aber ſie erkannten dich und deine Begleiter, und ſo kamt ihr ungehindert durch.

Aſtolfo. Du verſtehſt das Handwerk, Tullian.

Tullian. Wie ſollte ich nicht? Ich hab ja einen guten Lehrmeiſter gehabt.

Aſtolfo. Zur Hauptſache, Bruder! Wo iſt Clelia, und wo iſt meine Mutter.

Tullian. Sie ſind beide in Sicherheit, und wohl aufgehoben.

Aſtolfo. Aber wo ſind ſie?

Tullian. Auf der Villa Florida.

Aſtolfo. Gott, im Fürſtenthum Faunien!

Tullian. Warum nicht; ſie haben da nichts zu befürchten. Clelia mögte immer erkannt werden, die iſt ſicher: aber auch ſie kennt niemand. Deine Mutter wird längſt für todt gehalten, und könnte in der Hauptſtadt wohnen, ohne daß jemand die Donna Bonno in ihr finden ſollte. — Aber höre, Aſtolfo, es wundert mich ſehr, daß du noch nicht gefragt haſt, wie deine Mutter leben konnte, da ſie doch dein Stiefvater hatte begraben laſſen?

Aſtolfo (fällt Tullian um den Hals.) Ach Freund, ich fürchtete ſchreckliche Geheimniſſe zu erfahren.

Tullian. Freilich wirſt du ſchreckliche Geheimniſſe erfahren; aber ein Mann

wie du darf ſich vor ſolchen Sachen nicht fürchten.

Aſtolfo. Haſt Recht. Erzähle.

Tullian (giebt ihm ein Papier.) Lies ſelbſt, was dein guter Mosjeh Stiefvater, der Schurke, ſeinem vortrefflichen Neffen, dem Racker, geſchrieben hinterlaſſen hat.

Aſtolfo. Wirklich die Hand des Grafen Bonno. (Lieſt:)

Liebwertbeſter Neffe!

„Das Ende meines Lebens nahet heran, und die Furcht vor der Hölle mehrt ſich in meiner Seele. Ach ſonſt dachte ich, das ſey alles Fabelwerk, und wenn ich bei luſtiger Geſellſchaft war, wenn nur der Wein ſchmeckte, und ich mein Vergnügen mit hübſchen Mädchen hatte, lachte ich über Himmel und Hölle, und ſpottete über Engel und Teufel. Aber leider, das Ding

ist gar anders geworden, und die Furcht vor dem höllischen Feuer, welches ist der andere Tod, foltert mich Tag und Nacht. Ach liebster Neffe, erbarme dich meiner, und rette meine arme Seele! Du wirst doch nicht weilen, daß dein lieber Onkel ewig in der Hölle brennen soll, daß ihn der Drache, die alte Schlange, der leidige Satanas ewig geißele! Ich habe schwere Sünden auf mir, aber die allerschwerste ist, daß ich, um dir den Reichthum meines guten Weibes zuzuschanzen, der doch ihrem Sohne dem jungen Ritter Rellini und seiner Schwester gehörte, eben dieses gute Weib auf das alte Schloß Viebera einsperrte, und vorgab, sie sey gestorben. Ein leerer Sarg wurde begraben mit gräflichem Gepränge, und die Gräfin saß im Kerker auf Viebera. Um das Bubenstück vollkommen zu machen, schob ich ein Testament unter,

worin die Gräfin mir alles vermachte, was sie besaß, und ausdrücklich erklärte, daß ihre beiden Kinder todt wären, und daß sie davon sichre Nachricht hätte. Ach Gott, der junge Ritter Rellini lebt vielleicht noch, vielleicht ist er dahin; aber die Schwester lebt ja noch, du weißt es, und ich bin ein Räuber. Ach, wie mir das auf dem Gewissen brennt. Ich habe das ächte Testament meiner Gattin noch, und bin fest entschlossen, es der Obrigkeit abzuliefern, damit mich der Teufel nicht hole, und dann soll auch die Gräfin wieder frei werden. Aber ich möchte mich auch nicht gerne vor der ganzen Welt beschimpfen, also komm aufs schleunigste zu mir, mein Uebel wird stündlich bedenklicher, und ob mir gleich der Doktor viel von baldiger Genesung nach Art aller Aerzte und Quacksalber*)

*) Die Aerzte heißen auf ächt altdeutsch unter andern Benennungen, Lach, Läckner, auch

daher plappert, so fühle ich doch, daß ich bald dahin seyn werde. Komm ja, lieber Neffe; laß alles stehn und liegen, und eile zu deinem kranken Onkel; wir wollen Maaßregeln ergreifen, wie ich mein Gewisser frei machen kann, ohne mich vor der Welt als einen Erzbösewicht darzustellen. Lebe indessen wohl, und verschmähe deines treuen Onkels Bitte nicht. Eile dich ja, lieber Neffe, es kommt mir vor, als wollte der Satan alle Augenblicke meine arme Seele holen." Dein Onkel,

der Graf Vanne.

Quacksalber. Das Wort Arzt ist fremd, und kommt vom barbarisch lateinischen Artist- her. Sollte man nicht das ächt deutsche Wort Quacksalber, versteht sich, gereinigt von seinem fatalen Nebenbegriff, wieder in den Gebrauch zu bringen suchen? Gar manche sogenannte Doktoren der Medizin sind ja so schon nichts als Quacksalber nach dem heutigen bösen Sinne des Wortes.

Astolfo (heftig.) Verfluchter Böse-wicht, ewig müsse deine verdammte Seele in dem Abgrunde des höllischen Feuers bei allen Teufeln —

Tullian (einfallend.) Schwerenoth, Astolfo, ich glaube gar, du schwärmst? Kann ein vernünftiger kluger Mann noch vom höllischen Feuer, vom Teufel, vom Beelzebub und dergleichen Fratzen sprechen?

Astolfo (unwillig.) Sprachst du nicht vorher vom Wunderwerk bei der Henkerei des Judas?

Tullian. Erzählt nicht auch ein kluger Mann ein läppisches Geistermährchen? Aber er glaubt das Ding doch nicht.

Astolfo. Laß nun Teufel und Hölle seyn, wo sie wollen. — Wie kamst du zu diesem Briefe?

Tullian. Wir leerten des Grafen Banno Schatulle, und ich fand da einen

Päck Schriften, die ich mitnahm. Es war das Teſtament deiner Mutter und dieſer Brief. Wahrſcheinlich kopirte der Graf, ehe der Brief abgeſchickt werden konnte. Ich las den Brief, und rettete deine Mutter.

Aſtolfo (umarmt ihn.) Tauſend Dank, Bruder! Aber wie haſt du dieſes mir ſo werthe Werk ausgeführt?

Tullian. Auf eine ſimple Weiſe, ſo nach unſrer Gewohnheit. Ich nahm ſechs rüſtige Kerle von der Geſellſchaft mit, und zog nach dem Schloß Vibera, welches in einer einſamen Gegend auf einem Berge liegt, und ſehr verfallen iſt; denn ſeit hundert Jahren hat da keine Herrſchaft mehr gehauſet. Bruder Trillo, der bei ſolchen Expeditionen ein treffliches Subjekt iſt, ging gegen Abend ins Schloß, forderte gegen baare Bezahlung ein Glas Wein, und gab vor, er habe den Magenkramyf. Er

fand nur einen alten Kerl, ſo ein Stück von Kaſtellan, ſeine Frau und eine alte Magd, weiter war keine Seele auf dem Schloß. Er bekam, was er forderte, und noch ein Pulver für den Magenkrampf obendrein. Auf Trillos Bericht erbrachen wir gegen Mitternacht die morſchen Thore des Schloſſes, und kamen ohne Hinderniß ins Schlafzimmer des alten Baumers. Der Kerl lag bei ſeiner alten Hexe im Bette, und im nämlichen Gemach ſchlief auch die Magd: er erſchrack heftig, als er uns ſo gerüſtet vor ſeinem Bette erblickte, mogte aber gleich merken, weß Geiſtes Kinder wir waren: denn er bat gleich um Gottes und aller Heiligen willen für ſein Leben, und verſprach uns alle ſein Geld, welches freilich nicht viel wäre, wenn wir wieder abziehen, und ihn in Ruhe laſſen wollten. „Alter Spitzbube,“ rief ich ihm mit meiner

Baßdonnerſtimme zu, „wir brauchen dein Geld nicht, wir ſuchen die Gräfin von Banno, welche der Schurke ihr Gemahl hier eingeſperrt hat.“ Der alte Kerl kam vor Schreck außer ſich, und antwortete auch keine Sylbe, ich aber ſetzte ihm den Dolch auf die Bruſt, und drohte, ihn zu durchbohren, wenn er nicht gleich aufſtünde, und uns das Gemach zeigte, wo die Gräfin eingeſperrt wäre. Der alte Sackerment fing an zu leugnen, und ſchwur hoch und theuer bei der heiligen Jungfrau, es ſey außer ihm, ſeiner alten Orſchel und ſeiner ſechszigjährigen Magd keine Seele im Schloß, aber ich ließ mich nicht irre machen, riß den alten Schurken aus dem Bette, und befahl dem Bruder Plump die Karbatſche zu brauchen. Plump war ehedem preußiſcher Korporal und Exerzliermeiſter, verſteht alſo das Zuhauen, und

zeigte dießmal auch seine Künste, allein der alte Schuft schien die Hiebe zu verachten: denn er hielt aus, und sagte kein Wort. Nun befahl ich dem Plumy eine Probe mit der alten Here, seiner Frau, zu machen, aber diese ließ den Buckeldrescher nicht zur Uebung kommen, und versprach uns nach dem Gemach der Gräfin zu führen. Ich ließ den Alten und die Magd festknebeln, und folgte dann der alten zitternden Here nach. Sie führte mich und noch zwei Gesellen über den Hof nach einem einsam stehenden Thurm, schloß auf, und nun mußten wir wohl hundert Stufen hinauf steigen, bis wir an eine fest verwahrte kleine Thüre kamen. Die Alte öffnete diese, und stelle dir vor, Astolfo — wir fanden eine weibliche Figur auf dem Stroh liegen, welche einem Todtengerippe ähnlicher sah, als einen lebenden Menschen.

Adolfe. Ah, wenn ich dieſe Gräuel nicht räche, ſo — (ſchlägt ſich vor die Stirne.)

Tullian. Dazu iſt noch immer Zeit — höre nur weiter. Deine Mutter — denk ſie war, das weibliche Gerippe — richtete ſich in die Höhe, und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ihr kommt ohne Zweifel her, mich zu ermorden: quält mich nur nicht lange.“ Ich benahm ihr den Irrthum; ſie war aber nicht froh, als ich ihr Befreiung ankündigte, ſie ſchien gleichgültig gegen das Leben zu ſeyn. „Seit länger als ſechs Jahren ſchmachte ich ſchon in dieſem Kerker, worin mich der grauſame Graf Mello ſperren ließ, bei Waſſer und Brodt, unter der Aufſicht dreier Ungeheuer, die mich ſo oft mit Verwünſchungen plagten, als ſie das Gefängniß öffneten.“ Sie wollte weiter reden, aber ich ſagte ihr, unſre Zeit ſey kurz, wir müßten forteilen. Zwei

von unſern Leuten führten ſie aus dem Gefängniß und aus dem Schloßhof, ich aber und Gerſtenmann, der damals noch bei der Bande war, gingen zurück in das Zimmer des Kaſtellans, und Gerſtenmann ſchleppte auf meinen Befehl das alte Weib, welches nicht mit wollte, an den Haaren dahin. Ich kündigte dem alten Buben und der Hexe ſeiner Frau, ſo wie der ſechszigjährigen Magd an, daß ſie ſterben müßten, aber da hätteſt du dieſe Höllenbrut ſehen ſollen bitten. Ich ließ mich aber nicht rühren; denn wer einen unſchuldigen Menſchen quälen kann, verdient zu krepiren. Gerſtenmann mußte ihnen die Hirnſchädel mit einem Hammer zerſchmettern, den er in der Stube fand, und zu dieſer Exekution für ſchicklich hielt. Das war ein Gaudium für den lieben Gerſtenmann.

Astolfo. Ich glaub es gerne; es sieht dem Gerstenmann ähnlich: denn er hat sich stäts über Barbareien gaudirt, die er verüben konnte. Ich erinnere mich noch, mit welchem Wohlgefallen er die Bübereien erzählte, die er als Gerichtsassessor ehedem verübt hatte; — Aber Tullian, es war doch nicht hübsch, daß du die Leute ermorden ließest.

Tullian. Warum denn das? Hatten sie es nicht verdient? Es ärgert mir nur, daß ich die Racker nicht an Händen und Füßen binden und dann das alte Nest anstecken ließ.

Astolfo. Pfuy schäme dich, die Leute waren ja wehrlos.

Tullian. Hatten aber ihre Strafe verdient. Ich kann mir keinen schlechtern Menschen denken, als der Schurke und Hunzfott zugleich ist. Wer Menschen

quält,

quält, um einem gnädigen Herrn zu gefallen ist dieß so, und keine Strafe ist für ihn scharf genug.

Astolfo. Ich mag nicht disputiren: erzähle nur weiter.

Tullian. Deine Mutter bat, sie nach der Villa Florida zu bringen, wo sie eine alte Anverwandte hat. Wir thaten es, und ich versichre dich, daß sie sich wieder völlig erholt hat: ich habe sie vor einigen Wochen heimgesucht.

Astolfo. Weiß sie, wer ich bin?

Tullian. Nein, sie hält dich für todt.

Astolfo. Gottlob, daß die gute Mutter nicht weiß, daß ich ein Räuber bin! Dieser Gedanke würde sie ins Grab werfen. Aber ich muß doch zu ihr, muß sie sehen, und sie überzeugen, daß sie ihren Sohn vergebens betrauert hat.

Tullian. Nur jetzt noch nicht, es giebt wichtigere Dinge, die erst ausgemacht werden müssen.

Astolfo. Welche Dinge?

Tullian. Alles hat seine Zeit, sagt der weise König Salomon: Erzählen hat also seine Zeit, aber auch Schlafen. Ich bin müde, und du nicht minder. Komm in die Höhle: Morgen ist auch ein Tag.

Dritter Abſchnitt.

Du haſt mir noch nichts von Clelia erzählt, ſagte früh Aſtolfo zu Tullian.

Tullian. Du haſt mich noch nicht nach ihr gefragt. Wir haben hier erfahren, daß du in Mezendore andre Liebſchaften kultivirteſt, da ſchloß ich dann, Clelia ſey dir gleichgültig, und wollte deiner ſchonen: denn nichts iſt odiöſer, als Nachrichten von einer abgeſetzten Liebſchaft.

Aſtolfo. Meine Mezendoriſchen Abentheuer haben Clelias Bild nicht aus meinem Herzen verbannt. Aber laſſen wir dieß; denn ich bin begierig zu erfahren, wie das ſchöne Mädchen in Eure Gewalt kam?

Tüllian. Es mögen jetzt vier Wochen seyn, als ich, um mir die Zeit zu vertreiben, den Entschluß faßte, einen Zug zu machen, und die umliegenden Gegenden zu recognosciren. Ich nahm zwei brave Kerle mit, und so machten wir, als reisende Jäger gekleidet, und mit guten Attestaten versehen, verschiedne Turen. Unter andern Städten, die wir besuchten, kamen wir auch nach Salstadt, wo eine berühmte Universität ist.

Astolfo. Ich kenne diese Stadt und die Universität; hab mich ehedem einige Tage da aufgehalten.

Tullian. Nicht wahr, Bruder, da ist eine Universität, die sich gewaschen hat? Da giebts Studenten, die den besten Straßenräuber vorstellen könnten. Die Kerls haben Kurasche, wie die Löwen, und so wenig Gewissen, als ein Advokat, der

seit dreißig Jahren praktizirt. Ich habe mich unter diesen Söhnen der Musen recht wohl befunden.

Astolfo. Ich dachte du wolltest mir von Clelia erzählen, und fängst an, die Universität zu Salstadt zu beschreiben.

Tullian. Die Literatur zu Salstadt hängt mit deiner Clelia näher zusammen, als du denkst, wie du sehen wirst. Eines Abends kam ich in Begleitung von mehr als hundert Studenten von einem Dorfe zurück, wo wir einen sogenannten Fuchskommersch gefeiert hatten. Das ist aber ein Saufgelag, wo die Neulinge unter den Studenten zu diesem Leben so recht eingeweihet werden, und oft bei dieser Initiation sich so hinrichten, daß sie ihr folgendes kurzes Leben durchsiegen müssen. Wir waren alle bespitzt, und sangen Studentenlieder. Endlich blieb der ganze Haufe

vor einem Hauſe ſtehen, und ſchrie da einmal über das andre:

Mutte beiß mich nicht!
Mutte beiß mich nicht!
Du haſt ein ſcheußlich Angeſicht!
Mutte, Mutte, Mutte, beiß mich nicht!

Dann wurde einigemal pereat gerufen, und die Schwärmer gingen nach Hauſe. Ich logirte im Hirſchchen, wo ſich alle Tage eine zahlreiche Studentengeſellſchaft einfand: ich fragte mehrere, was das Mutte beiß mich nicht zu bedeuten hätte, aber keiner konnte mir Auskunft geben, denn du mußt wiſſen, Freund, daß die Herren Muſenſöhne gar oft Dinge vornehmen, ohne zu wiſſen, warum? Endlich fragte ich den Wirth, und dieſer war im Stande mir Antwort zu geben.

Mutte iſt ein Ekelnahme, ſagte er, welchen die Studenten einigen Frauenzimmern gegeben haben. Es ſind der Schweſtern drei, und heißen daher die drei Mutten. Ihre Lebensart iſt die der barmherzigen Schweſtern; das mögte noch hingehen: denn jedermann iſt Meiſter ſeines Körpers, ſo wie ſeiner Gedanken, und wer andre nicht beleidigt, mag thun, was er will. Aber wirklich haben die Menſcher ſich ſchändlich verſündigt, und wenn unſre Polizey was taugte, ſo ſäßen ſie alle drei auf dem Zuchthauſe. Ein Frauenzimmer von vornehmem Stande war ohngefähr zehn Meilen von hier von Räubern geplündert worden, und hatte ſich zu einer armen Paſtorswittwe geflüchtet. Eine von den Schweſtern war mit einem Bordelhalter von hier auf Kundſchaft ausgezogen, und kam zu der Paſtorswittwe, bei welcher das

fremde Frauenzimmer ſich aufhielt. Meiſter Ovila, der ſchmutzige Bordelhalter fand, daß das Frauenzimmer in ſeiner Spelunke ein einträgliches Möbel ſeyn könnte, und theilte ſeine Gedanken der Mamſell Mutte mit. Dieſe war gleich entſchloſſen, das fremde Mädchen in Ovilas Klauen zu liefern, und da die Paſtorwitte arm war, folglich nicht viel für die Fremde thun konnte, verſprach ſie dieſer, ſie hier in Salſtadt unterzubringen, und ihr ſo viel Arbeit zu verſchaffen, daß ſie ruhig davon leben könnte. Die Fremde ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und begleitete das ſaubere Paar hieher. Eine Stunde von der Stadt ſtiegen ſie in einer Schenke ab, um nicht an hellem Tage ihren Einzug zu halten: denn ein blendend ſchönes fremdes Frauenzimmer wurde in Geſellſchaft der Mamſell Mutte und des Meiſters Ovila nicht wenig Auf-

ſehen gemacht haben. Ein Student von hier kam in die Schenke, ſah das fremde Mädchen, und redete ſie an. Er erſtaunte über das artige Benehmen und über die Sittſamkeit der Fremden, und vermuthete ſchon von weitem ſo ein Stück von Büberei: denn er kannte die Mamſell Mutte und den Meiſter Ovila. „Sie wollen alſo nach Salſtadt, meine Schöne, ſagte er.

„Ja.

„Haben Sie Bekanntſchaft in der Stadt?“

„Ich bin fremde, die Mamſell und der Herr, die haben mir verſprochen, mich unterzubringen, und mir Arbeit zu verſchaffen.“

„Das werden ſie auch gewiß thun; aber es iſt die Frage, ob Ihnen auch die Arbeit anſtehen wird?“

„Ich kann alle Arten von Damenputz machen.“

„Für Damen hat weder Mosjeh Ovila noch die Mamsell Mutte einige Arbeit: beide bedienen nur junge Herren.“

Das fremde Frauenzimmer schöpfte Verdacht, und bat den Studenden, sich näher zu erklären; er that es, und das Mädchen erschrack zum Erblassen. Der Student zog sie auf die Seite, und da mag ihm dann die Fremde ihre wahren Umstände entdeckt haben. Als er wieder in die Wirthsstube kam, warf er den Ovila und die Mutte zur Thüre hinaus, schrieb sogleich an eine adliche Dame, seine Verwandte, und schon den folgenden Tag wurde das fremde Frauenzimmer zu der Dame gebracht.

Ich fragte den Wirth nach dem Namen des Frauenzimmers, aber er konnte mir ihn nicht sagen: meine Neugierde war rege gemacht, und da ich ohnehin noch herum-

ſtreichen wollte, nahm ich meinen Weg über Niederwießen, wo ſich die Dame aufhielt. Der Schloßgarten daſelbſt iſt ſehr anſehnlich, und ſteht jedem Fremden offen. Ich ging hinein, und fand in einer einſamen Allee deine Clelia, welche dein Bildniß in der Hand hatte. Sie that einen Schrei, als ſie mich erblickte, und ſank auf eine Raſenbank. „Wo iſt Aſtolfo,“ war ihr erſtes Wort?

Ich wußte ſchon, was zwiſchen dir und ihr vorgefallen war, wußte, daß du Clelia und ihren Bruder ſchwer verwundet hatteſt, daß aber die Wunden nicht tödtlich waren, und daß der Graf und ſeine Schweſter wieder geneſen waren, weiter aber wußte ich nichts, und war begierig zu erfahren, wie Clelia ſich in dieſen Gegenden befand, allein ich mußte ihr vorher erzählen, was ich von dir wußte. Ich that

es, aber ob ich gleich heilig versicherte, daß du auf jeden Fall würdest wieder gefunden werden, beruhigte sich Clelia doch nicht ganz. Ich versprach ihr, sobald ich könnte, Nachricht von dir zu geben, und begab mich nach meinem Wirthshause zurück, wo —

Astolfo. Du hast ja vergessen mir zu sagen, wo der Graf von Cortina hingekommen ist.

Tullian. Das ist auch wahr, aber in der Eile vergißt ja sogar der Pfaffe das Predigtkoncept. Der Graf, welcher sich auf seinem Gute nicht mehr sicher glaubte, überließ einem Verwandten die Sorge dafür, und wollte in fremden Ländern warten, bis der Sturm vorüber wäre, der ihm den Untergang drohete. Clelia wollte ohne ihren Bruder nicht zurück bleiben, und reißte mit, in der Hoffnung, dich auf der Fahrt anzutreffen, oder doch von dir

zu hören. Der Graf hatte sein Geld und seine besten Sachen mitgenommen, wurde aber unterwegs von Gerstenmann und seiner verfluchten Spitzbubenbande angegriffen, und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht sogleich alle seine Habseligkeiten herausgäbe. Der Graf kannte den feigen Buben, den Gerstenmann, glaubte also eine gut angebrachte Kugel würde die ganze Rotte zerstreuen, und schoß wirklich so glücklich, daß einer von Gerstenmanns Leuten dahin stürzte. Aber nun ging das Gefecht wüthend los: Gerstenmann selbst zog sich zwar zurück, allein seine Helfershelfer waren muthiger als er, und ob sich der Graf schon wie ein Löwe wehrte, erlag er doch der Uebermacht, und starb von mehr als funfzig Hieben zerfetzt.

Astolfo Der Unglückliche!

Tullian. Clelia war inzwiſchen vor Schrecken aus dem Wagen geſprungen, und hatte ſich hinter einem Geſträuche verborgen. Die Spitzbuben durchſuchten den Wagen, nahmen, was ſie fanden, und zogen ab, ohne ſich weiter um Clelia zu bekümmern.

Aſtolfo. Woher wußte Clelia daß Gerſtenmann den Wagen angegriffen hatte? Sie kannte ihn ja nicht.

Tullian. Aber ihr Bruder kannte ihn doch, und dieſer hatte ihm gleich beim erſten Angriff zugerufen: Gerſtenmann, ich bin Cortina, Aſtolfos Freund, laß mich ruhig weiter reiſen.

Aſtolfo. Der ſchändliche Bube! Hätte ich den Kerl doch nie gekannt. Es iſt mit ſolchen Rackern doch nichts als Noth und Unglück.

Tullian. Ja wohl, ja wohl: aber es iſt nun einmal nicht anders. Clelia

rief dem Postillion, welcher sich beim Angriff der Spitzbuben auch aus dem Staube gemacht hatte, und dieser fuhr sie bloß auf die nächste Station. Entblößt von allem, konnte sie nicht weiter fahren, und gerieth zu der Pastorswittwe, von welcher sie Mamsell Mutte und Meister Ovila verschleppten, und beinahe in ein Bordel versetzt hätten. Das Uebrige weißt du schon aus der Narration des Hirschwirths.

Astolfo. Aber wie Clelia in deine Gewalt kam —

Tullian. In meine Gewalt? Schäme dich so zu reden. Clelia überließ sich mir, um den Nachstellungen des Fürsten von Mezendore zu entgehen. Dieser brutale Wollüstling war einst auf Jagdexpeditionen auf das Landgut der adlichen Dame gekommen, wo deine Geliebte sich aufhielt.

Er fand so nach seiner Art Geschmack an ihr, und schlug ihr vor, an seinen Hof zu kommen, und seiner Gemalin Gesellschaft zu leisten. Clelia ließ sich auf den Rath der Edelfrau das Ding gefallen, aber an dem korrupten Hof von Mezendore waren auch so korrupte Sitten, daß sie es nicht lange aushalten konnte, und in ihr Asyl zurück floh. Das war gerade den Tag vorher geschehen, als ich ankam. Der Fürst über die heimliche Entweichung aufgebracht, schickte seinen Günstling Caraffa; dieser concertirte mit der Dame des Hauses, und der Zweck ihres Concerts war die Zurückbringung des Fräuleins an den korrupten Hof, sie mögte nun wollen, oder nicht. Clelia entdeckte das Complott, vertraute sich mir an, und ich brachte sie wohlbehalten an den Ort wo deine Mutter ist. So oft ich bei Clelia war, sprach sie von

dir,

dir, und ich konnte auch ohne ihr ausdrückliches Geſtändniß leicht merken, daß ſie dich noch eben ſo feurig liebte, wie nach eurer erſten Erklärung.

Aſtolfo (reicht Tullian die Hand.) Empfange meinen Dank, Bruder, und ſage mir, was ſoll ich für dich thun, da du ſo viel für mich thateſt?

Tullian. Du ſollſt uns nicht mehr verlaſſen, das iſt alles, was ich von dir fordere, was die ganze Bande wünſcht. Willſt du mir dieß verſprechen Aſtolfo?

Aſtolfo (feſt.) Ja Bruder, ich will! Schande ſey mit meinem Namen, wenn ich euch verlaſſe!

Tullian über Aſtolfos ernſte Erklärung vor Freuden außer ſich, machte dieſelbe der ganzen Bande bekannt, und da

wurde dann einmüthig beschlossen, auch diesen Tag ein Fest zu begehen. Der Jubel desselben dauerte wieder fort, bis niemand mehr jubeln konnte.

Vierter Abschnitt.

In Mezendore war über Astolfos Verschwinden niemand froher, als Fatutto, der Kanzler. Bei dem durchlauchtigsten Fürsten hatte er zwar durch den Ebentheurer nichts verlohren: denn dieser kümmerte sich gar nicht um Staatsgeschäfte, und nur um die Finanzen in so fern, als er Geld nöthig hatte: wo es herkam, war seine Sache nicht zu untersuchen, genug wenn nur welches da war, so oft er welches brauchte. Aber bei der Fürstin war Astolfo alles, und noch mehr, als der Kanzler sonst gewesen war, und wäre sein Bleiben am Mezendorischen Hofe nicht so kurz gewesen, Herr von Fatutto würde seine Rolle bald

ausgespielt haben: denn Astolfo haßte den schleichenden Schurken, hatte viele seiner Schurkereien entdeckt, und würde sich gewiß seines Ansehns bei der Fürstin und dem Fürsten bedient haben, einen Burschen außer Activität zu setzen, der eine Pest für das ganze Land war. Aber es war anders beschlossen: Astolfo mußte fort, und Fatutto der Kanzler blieb.

Es versteht sich von selbst, daß Herr von Fatutto alles werde angewendet haben, um sich wieder bei der Gnädigsten in Gunst zu setzen, aber seine Bemühungen waren vergebens: denn die Gnädigste liebte den Räuber Astolfo wirklich, und diese Neigung wurde auch dann noch nicht geschwächt, als die Gnädigste schon erfahren hatte, daß ihr Geliebter, der Forstrath Silvano, nicht mehr und nicht weniger

ſey, als der berüchtigte Aſtolfo, von welchem ſie ſchon ſo manches gehört hatte.

Weiber ſind einmal nicht anders, ein Liebhaber von gewöhnlichem Schlage, habe er auch ſonſt noch ſo viel gute Eigenſchaften, gefällt ihnen bei weitem nicht ſo, als einer, von dem das Publikum voll iſt, geſetzt auch das Publikum rede nur von ſeinen ſchlechten Streichen, wenn dieſe nur von außerordentlicher Art ſind. Die leidige Erfahrung beweiſet dieſe Behauptung hinlänglich, und diejenigen meiner Leſer, welche den Lauf der Dinge in der Welt kennen, werden ſich gewiß an beſtätigende Beiſpiele erinnern.

Aber Aſtolfo war nicht nur ein außerordentlicher Menſch, er hatte auch noch Eigenſchaften genug, welche im Stande waren, einem minder beſtändigen Weſen, als die Fürſtin von Mezendore war, we-

nigstens auf Wochen und Monate den Wankelmuth abzuhalten.

Fatutto bemühte sich auf alle Art, und wollte durchaus wieder Hahn im Korbe werden; alle Hoffräulein und alle Kammerkätzchen der Fürstin wurden in Beschlag genommen, und diese wendeten allen ihren Credit bei der Fürstin an, aber diese hörte nicht auf die Einleitungen, und als die Fräulein und Zofen in der Meinung, die Fürstin verstehe sie nicht, deutlich zu reden anfingen, so verbot ihnen diese dergleichen Insinuationen weiter fortzusetzen, und die Fräuleins und Zofchen mußten stille schweigen. Fatutto der Kanzler war also recht derb geprellt: denn es versteht sich von selbst, daß sich die Fräuleins und Zofen hatten pränumeriren lassen.

Eines Morgens kam Mamsell Lorchen, der Fürstin liebstes Kammermäd-

chen, zu der Gnädigsten und that sehr geheimnißvoll.

„Was ist dir, Lorchen, sagte die Fürstin? Du hast was auf dem Herzen.

Lorchen (gezwungen.) Vergeben mir Ihre Durchlaucht, ich weiß nicht — Ich sollte nichts sagen.

Fürstin. Hast du Geheimnisse vor mir?

Lorchen. Das nicht, gnädigste Frau; aber es mögte ihnen nicht recht seyn.

Fürstin. Also betrifft dein Geheimniß mich?

Lorchen. Ach nein Ihre Durchlaucht, aber es betrifft einen Mann, der sonst Ihrer vorzüglichen Gnade genossen hat.

Fürstin (aufgebracht.) Lorchen, ich hab dir es schon oft gesagt, daß ich von Fatutto nichts mehr hören will.

Lorchen. Es iſt auch nicht Fatutto, den ich meine.

Fürſtin. Und wer iſt es dann (heftig) doch nicht Silvano?

Lorchen. Eben der.

Fürſtin. Was weißt du von ihm.

Lorchen. Ich weiß nichts von ihm, aber wenn Ihre Durchlaucht wollen, können Sie viel von ihm erfahren.

Fürſtin. Laß hören wie?

Lorchen. Der Herr Hoffiskal Schluck hat mir ganz im Vertrauen öffenbart, daß der neulich eingezogne Räuber und Spitzbube Rohrdommel einer von Aſtolfos Bande ſey; denn Silvano und Aſtolfo iſt eine Perſon.

Fürſtin. Weiß dieſes Fatutto?

Lorchen. Nein, der Räuber Rohrdommel hat es ganz ins Geheim dem Hrn.

Hoffiskal entdeckt, und ihn gebeten, Ihnen davon Nachricht zu geben.

Fürstin. Warum kommt dann der Hoffiskal nicht zu mir, und gebraucht dich zur Unterhändlerin?

Lorchen. Je nun, er muß gedacht haben —

Fürstin. Er mag gedacht haben, was er will, ich will ihn selbst sprechen.

Lorchen (freudig.) Nicht wahr, gnädigste Frau, heute Nachmittag um drei Uhr, wenn Ihre Durchlaucht der Fürst auf der Jagd sind.

Fürstin (nachlässig.) Ja ja.

Der Hoffiskal, welcher mit dem Kammermädchen ein Liebesverständniß unterhielt, und durch diese zu einem hohen Posten zu gelangen hoffte, fand nichts erwünschter, als den Befehl der Gnädigsten, und eilte zur bestimmten Stunde in den Garten, wo

ihm Lorchen gesagt hatte, daß er sie gewiß finden würde. Er stattete folgenden allerunterthänigsten Bericht ab:

„Der Mensch, Namens Damian Rohrdommel, sagte er, wurde ohngefähr zehn Meilen von hier in Gesellschaft einiger verdächtiger Personen gefunden, und hierher gebracht. Bei der Untersuchung ergab es sich, daß er bei der Ermordung des Oberamtmanns Pistor von Bergheim zugegen gewesen sey, und hülfreiche Hand bei dieser grausamen That geleistet habe. Er gestand auch bald, nachdem er zuvor mit der Folter bedroht worden war. Die Sache wird nun instruirt, und in kurzer Zeit wird die Sentenz gefället werden. Gestern ließ er mich zu sich holen, und trug mir ganz ins Geheim auf, Ihrer Durchlaucht allerunterthänigst zu referiren, daß er ehmals unter der Bande des berüch-

elgten Astolfo, der sich am hiesigen Hofe Silvano nannte, befunden habe, und von der Bande sowohl, als ihrem Anführer viele Nachrichten zu geben im Stande sey. Aber Herr Hoffiskal, setzte er hinzu, hüten Sie sich, jemand anders, als der Fürstin selbst, das zu sagen, was ich Ihnen jetzt gesagt habe? es würde Ihnen gewiß nicht wohl bekommen."

Fürstin. Und doch haben Sie gegen mein Mädchen geplaudert, Herr Hoffiskal?

Hoffiskal. Ich kenne die Verschwiegenheit dieser Person, welche das Vertrauen Ihrer Durchlaucht in so hohem Grade besitzt.

Fürstin. Sie verstehn sich aufs Komplimentenmachen, Herr Hoffiskal, trotz dem besten Advokaten. Doch es mag darum seyn; vertrauen Sie sich nur über diese Sache niemand anders mehr an, und sagen Sie mir, wie der Mensch kann zu

mir gebracht werden. Ich muß ihn ſprechen.

Hoffiskal. Das wird ſchwerlich angehen, gnädigſte Frau; der Karzerknecht*) iſt ein garſtiger Kerl und mein Feind, durch ihn kann wenigſtens ich nichts erhalten. Wenn aber Ihre Durchlaucht etwann ſich ſelbſt bei ihm verwenden oder durch den Herrn Kanzler wollten Anſtalt treffen laſſen. —

Fürſtin (aufgebracht.) Was meinen Sie, Herr? Ich ſoll wohl dem Karzerknecht gute Worte geben? Oder ſoll ihm durch den Kanzler welche geben laſſen? Pfui ſchämen Sie ſich? — Jetzt gehen Sie; weil Sie mir aber doch eine Nachricht gegeben haben, die ich nutzen will, ſo nehmen Sie dieſe Kleinigkeit, und rechnen Sie auf meine fernere Dankbarkeit.

*) An andern Orten heißen Leute dieſer Art Stockmeiſter.

Der Hofſiskal Schluck ging mit vielen tiefen Bücklingen ab, und die Fürſtin ließ Franz den Gärtnerburſchen herbeiholen.

„Franz, ſagte ſie ganz gnädig zu ihm, die Arbeit wird dir wohl recht ſauer?

Franz. Ja wohl Ihre Durchlaucht, bei meiner höchſten Seele, die Arbeit wird mir alle Tage beſchwerlicher. Aber ſo gehts, jung gefaulenzt, alt gebettelt oder gerackert, daß man mögte die Schwerenoth kriegen. Aber das iſt der Welt ihr Lohn ſo, und iſt nicht anders.

Fürſtin. Was willſt damit ſagen, Franz?

Franz. Sie dürfen wohl noch fragen, Ihre Durchlaucht? Schon ſeit acht Jahren heißt es immer: Franz du ſollſt verſorgt werden, Franz warte nur, bald ſollſt du ein Aemtchen haben! Ja Franz wird verſorgt werden, ſobald er zu Eulen-

Berg*) kommt, eher nicht. Verlaßt euch nicht auf Fürsten, sagt die Schrift, sie sind Menschen, und alle Menschen sind Lügner, sagt gleichfalls die Schrift.

Fürstin. Du bist witzig, Franz; aber daß du siehst, daß du Unrecht hast, so will ich dich versorgen. Willst du Karzerknecht werden?

Franz. Schwerenoth, gnädigste Frau, das wär so ein Fressen für mich; aber der alte Schlappenbach lebt ja noch.

Fürstin. Weißt du keine Bubenstreiche von ihm?

Franz. O mehr als hundert: der Kerl ist für Geld feil, das wollte ich ihm wohl in die Nase hinein beweisen; aber was hilfts? Hier zu Lande kann man einem noch so viel Schurkenstreiche beweisen, er bleibt doch wie er ist.

*) So hieß der Todengräber.

Fürstin. Nicht allemal: Morgen sollst du Karzerknecht seyn, darauf verlaß dich.

Franz. Doch nicht so ganz; hab mich schon so oft verlassen müssen, daß ich die Zusagen jetzt nichts mehr achte. Werden ja sehen. (ab.)

Der Fürst kam von der Jagd, sein grosser Jagdhund Moloch hatte diesen Tag drei Hasen lolo gefangen, worüber Seine Durchlaucht außerordentlich munter waren. Als er vor der Fürstin Zimmer trat, umarmte er sie, und rief: höre mein Schatz, was ich dir neues sagen will! Du kennst doch meinen großen Moloch, der hat dir heute drei Hasen lolo gefangen. 'S ist ein kapitaler Kerl, der Moloch, bei meiner armen Seele ein Kernhund.

Fürstin. Deine Hunde sind gut, lieber Moritz, aber —

Fürſt (einfallend.) Was aber? Meine Hunde ſind alle ohne Tadel, beſonders der Moloch, der den Haſen ſo herrlich lolo ſangen kann. O es iſt himmliſch, nur zuzuſehen, wie der Burſche ſängt, bei meiner hohen Ehre, es iſt fürſtlich! So ein Hund, Pardiöh, muß Verſtand haben wie unſer einer, ſollte ich meinen.

Fürſtin. Das kann wohl ſeyn: ich habe auch gar nichts gegen deine Hunde, aber deſto mehr gegen deine Menſchen.

Fürſt. Nun gegen meine Menſchen! Gegen wen dann?

Fürſtin. Der Karzerknecht Schlappenbach iſt ein ſchlechter Kerl; ich hab ſchöne Stückchen von ihm gehört.

Fürſt. Was ſcher ich mich um den Karzerknecht Schlappenbach? iſt er ein Schuft, je nun, wo will er was beßres gelernt

lernt haben? Geht er doch mit lauter Schuſten um? Ha, ha, ha.

Fürſtin. Willſt du dich aber durch Schuſte bedienen laſſen, lieber Moritz?

Fürſt. Ey ſeht doch einmal an! Bedient mich dann der Schlappenbach, oder denkſt du, ich würde auch bald aufs Brummſälchen kommen, wo mich der Herr Kärzerknecht bedienen müßte? Ha, ha, ha!

Fürſtin. Du biſt bei guter Laune, Moritz.

Fürſt. Ja, bei meiner Ehre, ſo luſtig bin ich lange nicht geweſen. Heute könnte jemand Rock und Wammes von mir fordern, ich glaube ich zög mich aus bis aufs Hemde.

Fürſtin (freundlich.) Höre, lieber Moritz, ich hätte wohl eine Bitte.

Fürſt. Laß hören.

Fürstin. Der Karzerknecht Schlappenbach ist ein Schurke.

Fürst. Gut, Schlappenbach ist ein Schurke: soll ich den Kerl zum ehrlichen Mann machen?

Fürstin. Wie du doch sprechen kannst. Jage ihn weg.

Fürst. Ich habe dirs ja schon gesagt, daß mich das ganze Ding nichts angeht. Seine Obern werden ihn schon zum Teufel jagen, wenn sie ihn nicht mehr brauchen können.

Fürstin. Der arme Franz muß versorgt werden.

Fürst. Das soll er auch, und wäre es schon längst, wenn er nur was von der Jagd verstünde.

Fürstin. Karzerknecht könnte er werden.

Fürſt. Meinetwegen, ich habe nichts dawider. Sags dem Kanzler.

Die Fürſtin ſchrieb ſofort an den Herrn von Fatutto, dieſer erſchien, hörte das Verlangen der Gnädigſten mit Erſtaunen, denn er war ein großer Gönner des Karzerknechts Schlappenbach, allein was wollte er machen? die Gnädigſte inſiſtirte auf ſeine Verabſchiedung, und Schlappenbach verlohr noch denſelbigen Tag ſeinen einträglichen Poſten, und Franz, der bisherige Gärtner, erhielt denſelben. Jedermann ſperrte zwar Maul und Naſe auf, aber deßhalben blieb es dabei, daß Herr Schlappenbach ſeinen Poſten verlohren hatte. Viele freuten ſich über Schlappenbachs Abſetzung: denn er hatte nach Art der Karzerknechte oft ſehr anomaliſch gehandelt, und häufig quid pro quo gemacht, aber alles war ihm ſo

hingegangen, wie dann der überhaupt ein schlechter Kärzerknecht seyn muß, der sich wegen eines quid pro quo oder wegen sonst einer Anomalie zu fürchten hat. Neulich erzählte jemand dem Verfasser dieses Werkchens, die Bauern zu Schnurrhausen ohnweit Schilda freuten sich gar mächtig, daß ihr Oberhäscher und Kärzermeister Stempel abgesetzt würde, weil er sich gar gröblich wider die hohen Befehle seiner höchablichen Herrschaft vergangen, und die exekutive Justiz für Geld feil gemacht hätte. Der Verfasser, welcher den Gang der Gerichte kennt, und den nahen Zusamhang weiß, welcher zwischen den Justizherren und Justizknechten obzuwalten pflegt, widersprach und prophezeihte, daß Meister Stempel seinen Posten behalten würde, und siehe — es geschah also. Wenn indessen doch die gnädige Frau auf Stempels

Absetzung gedrungen hätte, so ist kein Zweifel, daß man ihn mit dem Versprechen einer baldigen guten Versorgung würde removirt haben.

Nachdem Franz sein neues Amt angetreten hatte, ließ die Frau Fürstin den Hofsiskal Schluck holen, beredete sich mit ihm, und noch denselben Abend wurde der gefangene Räuber zu der Gnädigsten gebracht.

Fünfter Abschnitt.

Der Räuber Korbky war ehemals wirklich Mitglied der Astolfischen Bande gewesen, war aber von derselben weggejagt worden, weil seine Bübereien sogar mit den Pflichten eines Räubers inkompatibel waren: denn auch Räuber haben ihre Gesetze, nach welchen sich die Conserten strenge richten müssen, oder Gefahr laufen, mit Schimpf und Schande von der saubern Gesellschaft gejagt, und unter der ganzen Spitzbubenschaft für infam erklärt zu werden. Korbky hatte wider die ehrenvollen Verordnungen seiner Bande gesündigt, und deßwegen hatte ihn der Interimshauptmann Tullian weggejagt: er trieb sich hierauf

weit und breit herum, ging einigemal unter die Soldaten, lief aber stäts wieder weg, diente einer Kommödiantenbande eine Zeitlang als Suffliör, und kam endlich als Hausknecht zu dem im ersten Theil genannten Kneipenwirth Grand, wo er mit einer Gesellschaft Gauner in Bekanntschaft gerieth. Grand hatte nämlich, nachdem er durch das Patrociniren eines alten Advokaten, dessen Mätresse Grands Tochter gewesen war, seine Freiheit erhalten hatte, die alte Kneiperei wieder fortgesetzt, seine alten nächtlichen Kundleute fanden sich nach und nach wieder ein, und merkten bald, daß Korbky ihr Mann sey: es geschah eine gegenseitige Entdeckung, und das Ende vom Liede war, daß Mosjeh Korbky an ihren Expeditionen Theil nahm. Unglücklicherweise streifte er und einige andre von der Klicke ins Fürstenthum Mezen-

dore, und wurden bei einer Mordgeſchichte ertappt. Das Criminalgericht zu Mezendore, welches bei dieſen Spitzbuben eben keinen Grund fand, den Criminalgeſetzen eine Ohrfeige zu geben, ob es gleich ſonſt Schuldige loegeſprochen und Unſchuldige verdammt hatte, fing an den Prozeß dieſer Kerle nach der beſten Form zu inſtruiren, und Freund Korbky würde wenigſtens den Galgen geziert haben, wenn ſich die Frau Fürſtin ſeiner nicht angenommen hätte.

Sie ſprach ihn alſo im Garten, und fand, daß er ihren Silvano oder Aſtolfo gut kannte, die Gänge und Schliche der Aſtolfiſchen Bande genau wußte, und daher im Stande war, ihr einen weſentlichen Dienſt zu erweiſen, welcher in weiter nichts beſtand, als einen Brief von ihr an den berüchtigten Mann zu beſtellen.

Der Kerl war bereit, alles zu verſprechen: denn er fürchtete ſich vor dem Halsband, welches ſeiner ohne allen Zweifel wartete, und zwar an dem Mezenderiſchen Galgen. Die Fürſtin verſprach ihm ſeine Befreiung, ließ ihn aber dennoch ins Gefängniß zurückbringen, und der treue Franz leitete alles ſo artig und geſchickt ein, daß Korbky durchkam und ſich aus dem Staube machen konnte, nachdem er vorher den Brief der Fürſtin an Aſtolfo und eine gute Börſe auf den Weg erhalten hatte.

Korbky glaubte unter dem Schutz der Fürſtin und völlig ſicher zu ſeyn, aber die Fürſtlichen Dragoner, welche die Gegenden in den Wäldern wegen der täglich ſich mehrenden Banditen und Spitzbuben fleißig viſitiren mußten, hielten ihn an, und begehrten ſeine Päſſe zu ſehen. An dieſes Erforderniß war nicht gedacht worden, der

Mosjeh konnte also keine Papiere aufweisen, und die Dragoner führten ihn deßwegen fort, und überlieferten ihn dem Oberamtmann Joſt zu Thalsheim, der ihn einstecken und sofort inquiriren ließ.

Bei der Untersuchung fand sich auch der Brief der Fürstin an Astolfo: Der Oberamtmann Joſt öffnete ihn, und laß wie folget:

Mein theuerster Freund!

Ich weiß daß du nicht Silvano, sondern Astolfo biſt, der berüchtigte Vorsteher einer Banditenbande, das weiß ich, und liebe dich noch! Gott, was iſt ein Weib, das den Mann ihres Herzens gefunden hat, und sich von ihm nicht losmachen kann, und wenn er ihrer Liebe auch noch so unwürdig wäre. Aber, lieber Astolfo, du biſt der meinigen nicht unwürdig. Du biſt ein Räuber geweſen, biſt es vielleicht, wie ich be-

fürchte, von neuem geworden! Was iſt das aber? Sind nicht beinahe alle kultivirte Menſchen, alle, welche ſich über den niedrigen Pöbel erheben, auch Räuber? Der Unterſchied zwiſchen einem fürſtlichen Diener, welcher das Land ausſaugt, einem ſchurkiſchen Advokaten, der die Geſetze verdreht, ſeine Clienten zu falſchen Schwüren verleitet, und falſche Documente ſchmiedet; einem heuchleriſchen Pfaffen, welcher die Religion zum Deckmantel ſeiner Bübereien mißbraucht, und einem Straßenräuber iſt eben ſo gar groß nicht, ja der Räuber ſcheint noch einen Vorzug vor jenen zu haben: denn der Miniſter, der Advokat, der Pfaffe und andre Buben dieſer Gattung, haben bloß Kopf nöthig, der Räuber muß Kopf und Muth zugleich beſitzen. Siehſt du, mein Freund, wie dich meine Liebe entſchuldigt! Seitdem du von hier weg biſt,

habe ich keine frohe Stunde gehabt. Der Fürſt, mein Gemal, iſt ein Dummkopf, wie du gut genug weißt: Fatutto, der Erzſchurke, hat ihm ſeine Nichte zur Mätreſſe zugeſchanzt, und regiert nur das ganze Land. Alles ſeufzet über die Bedrückungen des Böſewichts, aber er ſtehet zu feſt, als daß er ſich fürchten dürfte. Zwar könnte ich allen Einfluß haben, wenn ich den Anträgen dieſes Blutigels Gehör geben wollte. Du weißt, wie ich ehedem mit Fatutto ſtand, daß ein gewiſſer Umgang zwiſchen mir und ihm Statt gefunden hat, deſſen ich mich nun ſchäme: ich wähnte, ihn zu lieben, aber als ich dich kennen lernte, du Einziger, fühlte ich wohl, daß meine Neigung gegen Fatutto etwas ganz anders war, als Liebe. Ich haſſe den Menſchen von ganzer Seele, bin aber zu ſchwach ihn zu ſtürzen, dazu habe ich deine Hülfe

nöthig, lieber Astolfo. Ich bitte dich also, komm zurück, aber nicht in die Residenz: melde dich nur auf meinem Lustschloß Fallstein, der Kastellan wird dich da verbergen, und ich werde dich da sprechen. Wir werden schon Mittel finden, den unwürdigen Kanzler Fatutto zu verderben, und die Mätresse zu entfernen: ich bin überzeugt, daß wir Mittel zu diesem Werke finden werden. Ich höre, bei deiner Bande sollen Leute seyn, mit welchen man alles durchsetzen könne: wie, wenn du einige davon mitbrächtest? Eile dich mein Freund, mein Einziger, Bester, und komm ja bald in die Arme

Deiner

Louise.

Jost, der Oberamtmann, fand natürlicherweise den Inhalt dieses Berichts sehr sonderbar, und gleich fiel ihm ein, daß er Nutzen aus der gemachten Entdeckung zie-

hen könnte. Der Kanzler Fatutto war sein Freund, ohne diesen würde Herr Jost noch lange haben den Abschreiber bei dem Advokat Laufer machen müssen, aber der Kanzler hatte ihn aus der Dunkelheit gezogen, und von den Impertinenzen seines Prinzipals befreit, weil er eine Papaschaft übernommen hatte, die eigentlich dem Herrn Kanzler hätte zustehen sollen. Nun sahe Herr Jost, daß die Fürstin im Sinne habe, den Kanzler zu stürzen, und hoffte diesem nicht nur seine Dankbarkeit für erwiesene Gunstbezeigungen zu beweisen, sondern sich noch fester bei ihm zu setzen, wenn er ihm seine Entdeckung mittheilte. Er schickte daher einen vertrauten Burschen an den Kanzler mit einem Brief, worin er ihn ersuchte, ja bald zu ihm zu kommen, weil er ihm Dinge zu sagen habe, die er dem Papier nicht anvertrauen dürfte.

Fatutto war, wie alle schlechte Minister; gleich voll Furcht, sobald man ihm eine Gefahr oder ein Geheimniß nur von weitem zeigte: das Geheimniß schien ihm stäts eine Kabale zu seinem Sturz zu seyn, und die Gefahr war nach seiner Meinung für ihn bereitet. Er wartete also nicht lange, und war schon den folgenden Tag um zehen Uhr in Herrn Josts Behausung. Dieser nahm ihn allein mit ins Kabinettchen, und zeigte ihm den Brief der Fürstin.

Fatutto zitterte am ganzen Leibe, als er diesen Brief gelesen hatte, und konnte lange kein Wort herausbringen: endlich fand er die Sprache: „Bester Mann, sagte er, wie kamen sie zu diesem höllischen Brief?“ Der Oberamtmann erzählte ihm alles.

„Ach das ist brav, fuhr Fatutto fort; wir haben den Kerl, der soll aber auch gewiß aufgehenkt werden.

Jost. Was würde Ihnen dieß helfen? Die Fürstin wird immer ihre Feindin bleiben, und wer weiß —

Fatutto. Sie haben Recht; die Fürstin muß fallen, sonst bin ich verlohren. Ich hoffte sie nach Astolfos Entfernung wieder zu gewinnen, aber ich sehe wohl, daß ich vergebens arbeiten würde, also muß sie fallen.

Jost. Aber hüten Sie sich vor Unglück: die Fürstin hat eine mächtige Verwandtschaft.

Fatutto. Das weiß ich wohl, und besser wie Sie, aber selbst diese Verwandschaft muß mir dienen, ihren Fall zu bereiten. Ich fürchte nun nichts mehr.

Jost. Gott der Allmächtige gebe Ihrer Exzellenz Glück und Gnade zu ihrem Vorhaben.

Fatut-

Fatutto. Ja lieber Herr Oberamtmann, ohne Gottes des Allmächtigen Gnade können wir arme Menschen gar nichts thun. —

Jost (einfallend.) Als Schurkenstreiche ausüben: denn dieß geschieht mit der Hülfe des Teufels.

Fatutto. Und doch hat mir mein gewesener Hofmeister, der jetzige Oberhofprediger Mokenreiter oft gesagt, daß auch Schurkenstreiche nicht könnten ohne göttliche Gnade verübt werden; er nannte das Ding concursus oder göttlichen Beistand.

Jost. Mokenreiter ist ein gescheider Mann.

Fatutto. Pardioh, das sollt ich meynen; und intrigant, wie der beste Hof-

schranz: aber ein rechter Pfaffe muß auch wissen, wo Barthel Most holt, sonst ist er ein Esel. Wenn man die Pfaffen bloß zum Predigen, Messelesen und Beichtesitzen brauchen könnte, dann wäre ihre Herrlichkeit längst am Ende, aber so können sie zu allerlei Dingen gebraucht werden, wozu sich niemand schickt, als grade ein Pfaffe, daher sitzen sie auch so fest. Der Oberhofprediger Mokenreiter soll mir schon noch nützlich werden; ich habe ihm ein Geschäft zugedacht, dem er Ehre machen soll.

Der Kanzler verließ den Oberamtmann, welchem er ein ansehnliches Geschenk gemacht und seine vollkommenste Gnade von neuem zugesichert hatte, und kehrte nach der Residenz zurück. Unterwegs brütete er über seinen Anschlag gegen die Fürstin, aber lange war er mit sich uneins, wie er die Sache klug und fürsichtig einleiten sollte.

Dem Fürſten mußte natürlich das Verhältniß, worin ſeine Gemalin mit dem Räuberhauptmann Aſtolfo geſtanden hatte, bekannt gemacht werden, und dieß konnte auf keine leichtere Art geſchehen, als wenn er den Brief der Fürſtin vorwieß. Aber die Dame ſtand damals bei ihrem Gemal ſehr in Gunſt, und er wußte es ihr großen Dank, daß ſie ihm in Rückſicht ſeiner Liebeleien und Mätreſſen auch nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legte, und ſich deßhalben niemals mit ihm überwarf. Wie leicht wär es ihr alſo möglich, ſo dachte Fatutto, dem ſchwachköpfigen Fürſten etwas vorzumachen, ſich zu rechtfertigen, und trotz aller Gegenmaſchienerien doch über ihre Feinde zu ſiegen! Fatutto dachte recht: denn wer ein kluges Frauenzimmer ſupplantiren will, der ſehe ſich ja vor: niemand hat mehr Reſſourcen, als ſo Eine.

Diesen Bemerkungen zufolge beschloß Fatutto die Fürstin erst mit ihrem Gemal zu entzweien, und dann wider sie aufzutreten; so hoffte er seinen Zweck gewiß nicht zu verfehlen.

Sechster Abschnitt.

Fräulein Klärchen, Fatuttos Nichte, war nach dem Abschied der Donna Potta, und nach des Fürsten fehlgeschlagnen Bemühungen, Julchen Hartung in seine Gewalt zu bekommen, Mätresse des Gnädigsten Herrn von Mezendore geworden, und seine Durchlaucht befanden sich ungemein wohl bei dieser Acquisition, vorzüglich da Klärchen reiten konnte, und den Fürsten immer auf die Jagd begleitete.

Da nun Klärchen die Gunst des Gnädigsten im hohen Grade besaß, so versteht es sich auch schon von selbst, daß ihr Onkel der Kanzler von Fatutto auch in der Gunst des Fürsten stieg, und täglich mächtiger ward.

Nachdem Fatutto sich vorgenommen hatte, die Fürstin vom Hofe zu entfernen, um sie ganz unschädlich zu machen, fand er für gut, daß Fräulein Klärchen in den Grafenstand erhoben würde.

Er that diesen Vorschlag der Schönen zuerst; diese war vor allen Freuden außer sich, und billigte das, was ihr Onkel über diese Standeserhöhung sagte, von ganzem Herzen; denn nichts ist Titelsüchtiger, als ein Frauenzimmer, und besonders eine fürstliche Mätresse.

„Liebster Onkel, sagte Klärchen, reden sie doch so bald es möglich ist, über diesen Punkt mit dem Fürsten.“

Fatutto. Warum nicht gar: da muß der Fürst so gleichsam von sich selbst auf verfallen.

Klärchen (lacht.) O der fällt auf nichts, als auf neue Benennungen seiner

Jagdhunde: der iſt ja — ich mags nicht ſagen.

Fatutto. Nicht wahr, dumm wie ein Strohmann? Aber wir wollen ihm ſchön hinten herum kommen, daß er das Ding von vorneher merken ſoll. Von nun an, Klärchen, rathe ich dir, dich mißlaunig und traurig zu ſtellen, dich aber dabei ſtäts an den Fürſten immer mehr anzuſchmiegen, und ihm, ſo viel du nur immer kannſt, gefällig zu ſeyn.

Klärchen. Aber wozu dieß, liebſter Onkel.

Fatutto. Du ſollſt das ſchon erfahren: jetzt thuſt du, was ich dir ſage, und lege deine Munterkeit ab, wenigſtens ſo oft du um den Fürſten biſt,

Klärchen errieth zwar nicht, warum ihr Onkel haben wollte, daß ſie niedergeſchlagen und mißmüthig ſeyn ſollte, da es

ihr doch gar nicht unbehaglich ums Herze war; aber sie wußte aus der Erfahrung, daß er ihr stäts gut gerathen hatte, und beschloß ihm zu gehorchen.

Schon den folgenden Tag bemerkte der Fürst einige Veränderung an seiner Vielgeliebten: sie ritt mit ihm auf die Jagd, war aber einsilbig, und verzog ihr niedliches Gesicht auch nicht zu einer frohen Miene, geschweige dann zum Lachen. Bei der Tafel sprach sie sehr wenig, und that den Mund bloß auf, wenn Ihre Durchlaucht sie fragten, und im Conzert jähnte sie, obgleich ihr Leibstück gegeben wurde, nämlich Bendas Ariadne auf Naxos.

Sackerment, was doch der Klare fehlen mag, sagte der Fürst zu Herrn Carajo, seinem ersten Kammerdiener. Das Mensch wird doch nicht krank seyn?

Carajo. Es scheint wenigstens nicht: das Fräulein hat die beste Farbe von der Welt. Eine wahre lebendige Schminke!

Fürst. Ja lieber Carajo, lieber wollte ich selbst krank werden, als daß das Mädel oder einer von meinen Jagdhunden da lägen und krepiren sollte.

Carajo. Ihre Durchlaucht haben das beste Herz. Jedermann freuet sich, einem so vortrefflichen Fürsten unterthan zu seyn.

Fürst. Ja bei meiner Seele, Carajo, du hast Recht, ich mögte gern jedermann froh sehen, und glaube auch, daß wenigstens die Meisten in meinem Lande froh und lustig sind.

Carajo. In ihrem Lande klagt niemand über seine Lage: wie sollte er auch? Ihre Durchlaucht wollen ja, daß alle Ihre Unterthanen glücklich und zufrieden leben sollen, und der Wille des Regenten ist ja doch das höchste Gesetz.

Fürſt. Haſt Recht, Carajo: aber die vertrackten Bauern von Kiebitzenſtein laufen mich doch alle Tage an, und klagen fürchterlich. Da ſoll ihr Richter Pauſe ein Spitzbube ſeyn, da ſoll ſie das Oberamt um den Beitrag zum Chauſſebau betrogen haben, und was des Zeugs mehr iſt. Ich verſtehe gar nicht, wie die Kerls wider meinen ausdrücklichen Befehl können unruhig und unzufrieden leben.

Carajo. Die Kerls haben Unrecht, und müſſen ins Loch.

Fürſt. Ins Loch, meynſt du? da ſind ſie ſchon geweſen. Der Juſtizamtmann Schurkius hat ſchon eine ganze Hetze von den Kerls einſtecken laſſen, bloß damit ſie ſein ruhig und zufrieden ſeyn mögten; aber hat es dann geholfen? die Burſche wurden nur noch impertinenter.

Carajo. Je nun, gnädigſter Herr, ſo laſſen ſie die Kerle klagen, ſo lange ſie wollen,

Fürſt. Das hat mir der Hofrath Buchmann auch geſagt. Ihre Durchlaucht, ſagte er, wenn die Unterthanen klagbar werden, ſo iſt kein beſſer Mittel, ſie zur Räſon zu bringen, als daß man ſie klagen läßt, aber immer ihnen Unrecht giebt. Das bringt erſtlich Geld ein, und zweitens macht es die Bengel endlich ſo müde, und ſo mürbe, daß ſie gerne alles liegen laſſen, und ſich bequemen, ruhig und friedlich zu leben. — Aber Spaß bei Seite! Sag was ſollte wohl der Klare fehlen?

Carajo. Wenn ich wüßte, daß ich Ihre Durchlaucht nicht beleidigte. —

Fürſt. Mord Schwerenoth, Kerl, Carajo, was radotirſt du da vom Beleidigen? Haſt du mir doch noch heute früh

gemeldet, daß der große Sultan, mein Soldhasenfänger krank ist? Scheuest du dich also, mir etwas unangenehmes zu sagen? He Carajo!

Carajo. Das Fräulein ist ein Frauenzimmer. —

Fürst. Ha, ha, ha, über den Eselskopf! Freilich ist Klare ein Frauenzimmer: wenn sie ein Ding hätte, wie du Schliffelinsky, wozu wäre sie mir dann nütze?

Carajo. Verzeihen Sie, gnädigster Herr: ich will sagen, Fräulein Klärchen ist, wie alle Frauenzimmer stolz.

Fürst. Immerhin! Ihr Stolz hat ja Nahrung genug: bin ich nicht ihr Galan? und ist das nichts?

Carajo. Und doch sieht das Fräulein immer Personen um sich, die mehr sind, als sie.

Fürſt. Das müßte der Teufel ſeyn! Iſt dann eins von allen den Geſichtern eine fürſtliche Scharmante?

Carajo. Eben deswegen ärgert ſich das Fräulein, daß ſie mehr iſt als die Gräfinnen und Baroneſſen, und dennoch bloß Fräulein Klärchen heißt.

Fürſt. Und darüber ärgert ſie ſich? Kuriös! Aber halt, dieſer Harke werde ich einen Stiel machen.

Der Leſer merkt ohne mein Erinnern, daß Mosjeh Carajo vom Kanzler geſtempelt war, aber der Fürſt von Mezendore merkte gar nichts, und ließ ſogleich den Kanzler holen. Fatutto erſchien, und ob er gleich ſchon durch Herrn Carajo von der Urſache des fürſtlichen Befehls unterrichtet war, ſo ſtellte er ſich doch ſehr betroffen, und fragte ängſtlich, was Ihre Durchlaucht zu befehlen geruheten.

..Eh, antwortete der Fürſt, 's iſt eine Schnacke, lieber Großkanzler, eine Schnurre: der Quark betrifft meine liebe Klare, der mögte ich gern einen Gefallen thun.

Fatutte. Ihre Durchlaucht ſind auch gar zu gnädig gegen das arme Mädchen.

Fürſt. Das arme Mädchen verdient es aber auch. Sapperluft; das iſt ein Mädel, wie ich noch keins hatte, ein ganz ander Ding als meine Vorige, die Donna Potta. Eine einzige Nacht bei Klara, Herr Großkanzler, iſt bei meiner höchſten Ehre mehr werth, als hundert tauſend Jahre beim Corpus Juris zugebracht. So heißt doch Euer juriſtiſcher Katechismus?

Fatutte. Ihre Durchlaucht zeigen ſelbſt im Scherz große Einſichten und Kenntniſſe; ſogar den Namen des Corpus Juris wiſſen Höchſtdieſelbe.

Fürſt. Je nun, mich hat auch kein Eſel aus der Wand geſchlagen. Aber, damit wir nicht Eins ins Andre reden, Herr Kanzler, meine Klare ſoll eine Gräfin werden.

Fatutto. Eine Gräfin! Ich erſtaune.

Fürſt. Nun kann ich dann ſolch Zeug nicht machen? He? Genug ich will, und mein Wille, was iſt der?

Fatutto. Das höchſte Geſetz, welchem niemand ſich widerſetzen darf, ohne ſich des crimen majeſtatis ſchuldig zu machen. Verſtehen Sie mich, ein limetum majeſtatis.

Fürſt. Alſo will ich auch, daß meine Klara eine Gräfin werden ſoll, und wer ſich widerſetzt, und ſie nicht dafür erkennen will, der ſoll ein limetum majeſtatis begangen haben.

Der Kanzler ging das Diplom auszufertigen, und noch an selbigem Tage wurde Fräulein Klärchen von Faruttо dem ganzen Hofe, als Gräfin von Minerva vorgestellt. Jedermann rümpfte zwar die Nase, besonders die Altadelichen und die gräflichen Familien; aber niemand hatte das Herz zu widersprechen, als die Fürstin.

„Lieber Moritz, sagte diese zu ihrem Gemal, was fängst du doch in aller Welt an, daß du die Klare zur Gräfin machst? Schämst du dich dann nicht?

Fürst. Was sagst du da Louise? Ich soll mich schämen? Vor wem dann? Bin ich nicht Herr, und kann thun, was ich will?

Fürstin. O ja; aber du mußt auch gewärtigen, daß die Welt von dir redet, was sie will.

Fürst.

Fürst. Das soll sie wohl bleiben lassen. Warte, Morgen des Tages soll der Kanzler den Befehl ausfertigen, daß die Welt nicht mehr reden soll, versteht sich, von mir, und meinen Geschichten, was sie will.

Fürstin. Armer Moritz, meinst du ohnmächtiges Ding dann, so Etwas ließe sich durch Befehle ausmachen?

Fürst (aufgebracht.) Louise, siehst du dort (auf die Thüre zeigend) das hat der Zimmermann zurück gelassen.

Fürstin. Ich verstehe dich und gehe. Fahre immer fort, Moritz, der Welt zu beweisen, daß du dich besser zu einem Sackträger, als zu einem Fürsten geschickt hättest. (ab.)

Kaum war die Fürstin zur Thüre hinaus, so trat Herr von Fatutto ein. Der Fürst erzählte ihm, wie impertinent sich sei-

ne Gemalin gegen ihn betragen hätte, und Fatutto vergrößerte das vergebliche Verbrechen so sehr, daß der Fürst seinen Carajo rief, und ihm befahl, auf der Stelle zur Fürstin zu gehen, und ihr zu sagen, daß sie innerhalb acht Tagen dem Gnädigsten nicht vor die Augen kommen sollte.

Die Fürstin sagte zu Carajo, welcher ihr das saubre Compliment auf gut kammerdienerisch hinterbracht hatte: sag Er seinem Herrn, er sey ein eingemachter betrogener Thor, und ich sey recht froh, daß ich acht Tage lang keinen so verrückten Menschen sehen dürfe, wie sein Herr ist. Hat Er mich verstanden, Carajo?

Carajo meldete dem Fürsten, was die Gnädigste gesagt hatte, und der Herr Fürst gerieth so in den Harnisch, daß sich Carajo nicht erinnern konnte, seinen Herrn so böse und ärgerlich gesehen zu haben, seit

der Zeit, als sein Bruder der Prinz August einen jungen Hund todt trat, den die Bella eben geworfen hatte.

Nun dachte Fatutto, es sey Zeit, von dem Briefe Gebrauch zu machen, den die Fürstin an Astolfo geschrieben hatte.

„Kennen Ihre Durchlaucht die Hand Ihrer Frau Gemalin," fragte er geheimnißvoll?

Fürst. Die Hand meiner Frau? Schwerenoth da hab ich noch einen Zettel von heute früh von ihr: der Wisch stecke voll Impertinenzen.

Fatutto. Dann wird es wohl sehr leicht seyn, auszumachen, ob dieser Brief von der Hand Ihrer Gemalin ist.

Fürst. Hier ist der Wisch.

Fatutto (konferirt den Brief der Fürstin mit dem Zettel.) Richtig, alles richtig — leider, leider!

Fürſt. Was leiern Sie dann ſo Kanzler? Nicht wahr es iſt leider Gott erbarmes eine Schande, daß meine Frau ſo mit mir umſpringt?

Fatutto. Ich darf und mag über Ihre wahren Verhältniſſe nicht urtheilen: aber dieſer Brief der Fürſtin enthält ein Verbrechen, das zu den gefährlichſten und ſchwärzeſten gehört, und ich würde kein rechtſchaffener Mann ſeyn, wenn ich es verſchwiege.

Fürſt (erſchrecken.) Ein Verbrechen hätte die Fürſtin begangen? Leſen Sie mir doch den Brief.

Fatutto laß das fatale Schreiben, und bekommentirte es ſo artig, daß der Fürſt vor Zorn außer ſich gerieth, und bei ſeiner höchſten Ehre und höchſten Seele tauſend fürchterliche Schwüre that, er wolle nicht eher ruhen bis die Fürſtin fort wäre: noch denſelben Tag ſollte ſie zu ihren Verwandten zurück geſchickt werden.

„Das geht nicht," sagte Fatutto: „denn sehen Sie gnädigster Herr, die Frau Gemalin hat sich nicht allein an Ihnen, sondern auch an dem ganzen Staate versündigt, und muß daher auch bestraft werden. Verweisung auf ein Schloß ist in solchen Fällen die gewöhnliche Züchtigung.

Der Fürst war alles zufrieden, was ihm Fatutto in Absicht seiner Gemalin für gut fand, vorzuschlagen, diese wurde sogleich auf ihrem Zimmer arretirt, und nach dem Schlosse Katzenstein gebracht, welches über zehn Meilen von der Residenz in einer Wildniß lag, und ehe em den Landgrafen von Katzenstein gehört hatte.

Fatutto, welcher doch befürchtete, die Familie der Fürstin möchte sich derselben annehmen, schickte einen Kurier an ihren Bruder ab, welcher diesem die Originaldokumente des Prozesses überbringen mußte.

Der Bruder der Fürstin war ein Regent, der auf die Ehre seines Hauses eifersüchtig hielt, er konnte also nicht anders, als die Schritte seiner Schwester durchaus verdammen, und sie selbst der schärfsten Strafe schuldig erkennen. Er schrieb an seinen Schwager, billigte dessen Maaßregeln gegen die Verbrecherin, und bat nur um öffentliche Schonung ihrer Ehre, damit wenigstens, wie er sich ausdrükte, die Familie, zu welcher sie gehörte, nicht beschimpft und an den Pranger gestellt würde.

Da aber, wie jeder weiß, an großen Höfen nichts so verborgen gehalten werden kann, daß es nicht gar bald stadt- und landkundig werde, wegen der übergroßen Klatscherei und Fraudaserei, welche an Höfen vorzüglich herrsche, so ward auch dieses hochfürstliche Skandal bald weit und

breit herum bekannt, und der allgemeine Gegenſtand im ganzen Fürſtenthum und in den angränzenden Ländern; die politiſchen Kannegießer propheceiheten einen nahen Krieg, und ein rüſtiger Schriftſteller beſchrieb die Hiſtorie der unglücklichen Fürſtin, unter dem Titel: Leben einer afrikaniſchen Prinzeſſin. In dieſem Buche war freilich die Geſchichte aufs jämmerlichſte verhunzt, und doch wurde es fleißig gekauft und noch fleißiger geleſen, ſo ohngefähr wie Saul König im Kanonenlande, der Gott der Lazzeroni und andre Mißgeburten dieſer Art noch jetzt fleißig gekauft und geleſen werden.

Siebenter Abschnitt.

Astolfo hielt einige Tage nach seiner Ankunft eine Generalmusterung der ganzen Bande, und da fand sich es, daß dieselbe achtzig Mann stark war. Der Hauptmann war freundlich gegen jeden, aber dabei traurig und niedergeschlagen: endlich ertheilte er seine Befehle, welche bloß die wachsamste Besetzung aller Zugänge in dieses einsame Thal betrafen, und entfernte sich dann mit Thränen in den Augen. Tullian und Trump schlichen ihm nach, und fanden ihn endlich unter einem Baume im tiefen Nachdenken liegen.

„Was fehlt dir Hauptmann," sagte Tullian mit ernstem Tone? „Seitdem

du hier bist, hast du noch keine fröhliche Miene gemacht, und täglich nimmt dein Unmuth zu. Selbst heute, da du dich über unsre braven Kerle hättest hoch freuen sollen, bist du grisgrämisch und mürrisch. Ich kann mich nicht mehr in dich finden.“

Astolfo. Bedenkt meine Lage, lieben Freunde, und sagt Euch dann selbst, ob ich froh und vergnügt seyn kann.

Tullian. Deine Lage ist wahrlich beneidenswerth, lieber Astolfo. Bist du nicht das Oberhaupt so vieler braven Leute, die dich alle verehren und lieben, und die ihr Leben mit Freuden für dich aufopfern würden.

Astolfo. Das ist es eben, was mich niederschlägt. Unsre ganze Bande besteht aus Leuten, welche durchaus sehr brauchbare Mitglieder in der menschlichen Gesellschaft seyn könnten. Ihre Brauchbarkeit

für die Welt ist dahin, die Welt ist für sie verlohren: sie sind Räuber, und ich — bin ihr Hauptmann.

Tullian. Das ist zum Theil wohl wahr; aber es ist doch nicht mehr zu ändern. Wer kann wider das Schicksal.

Astolfo. Das Schicksal thut viel in der Welt, aber es zwingt doch keinen Menschen, jemals ein Böſewicht zu werden.

Tullian. Ueberlege nur die Verfolgungen, die du selbst hast ausstehen müssen; bedenke, wie so mancher von unsrer Gesellschaft deßwegen unser Handwerk ergriff, weil ihn fremde Bosheit und fremde Bübereien zu Boden drückten.

Astolfo. Das sind lauter falsche Entschuldigungen, lieber Tullian; elende Beschönigungen, welche ganz und gar keinen Grund haben. Fremde Bosheit kann höchstens unglücklich machen, aber wenn

wir klug und rechtschaffen sind, so kann sie es äußerst selten: die Bosheit, wie ein englischer Schriftsteller sagt *), wird müde an der verfolgten Tugend, aber gesetzt auch, wir wären alle, ich und ihr beide und alle übrige Mitglieder unsrer Bande, durch die Bosheit der Menschen unglücklich geworden; gab uns dieß ein Recht, uns wider die Gesetze aufzulehnen, und eine Lebensart zu ergreifen, welche den ersten Grundsätzen der Vernunft zuwider ist? Wir waren unglücklich, sagst du: aber sind wir jetzt glücklich? Und am Ende, ist es nicht besser und beruhigender, unglücklich zu seyn, als ein Böswicht?

Tullian. Nun so erfinde ein Mittel, wie wir diese Lebensart aufgeben können, ohne unsern Weg nach dem Galgen, oder nach den Galeren zu nehmen.

*) Der Graf Shaftesbury.

Astolfo. Längst habe ich auf dieses Mittel gedacht. Finde ich eins, so theile ich es euch allen mit, und bediene mich selbst desselben: finde ich aber keins, je nun, so bleibe ich bei euch und erwarte alles standhaft, was mir begegnen kann.

Trump. Hast Recht, Herr Bruder. Mein alter Lehrmeister sagte auch immer:

Accidit in puncto, quod non speratur in anno.

Und sonach könnten wir auch noch dereinst als ehrliche Bursche in der Welt leben, uns redlich nähren und im Lande bleiben.

Diese Unterredung wurde durch einen Räuber unterbrochen, der schnell herbei eilte, und dem Hauptmann meldete, daß nach dem Berichte eines ihrer Mädchen morgen in dem Thal eine Streifung durch Husaren vorgenommen werden sollte. Das Mäd-

chen war in der nächſten Stadt geweſen, und hatte es da erfahren.

„Es gilt zwar nicht uns,“ fuhr der Räuber fort: „denn uns vermuthet man gar nicht mehr, als exiſtent, wenigſtens weiß man auf keinen Fall, daß wir in dieſen unwegſamen Gebirgen hauſen. Die Obrigkeit ſucht eine Gaunerbande, welche die Landſtraßen unſicher macht, einzelne Perſonen anfällt und ausplündert, auch wohl in den Dörfern herum ſtiehlt. Dieſes Bändlein ſoll ſich auch in dieſen Gebürgen aufhalten, und da fragt es ſich dann, was zu thun iſt?

Aſtolfo. Kennt ihr die ganze Lage dieſer Gebürge?

Tullian. So ziemlich.

Aſtolfo. Nun ſo werden wir doch einen Ort finden, wo wir uns ſo lange ganz verbergen halten können, bis die Streifereyen vorüber iſt. Kommt, Tullian und du Trump, wir wollen Anſtalten machen.

Die Höle, worin die Bande ihre Hauptniederlage hatte, wurde so verwahrt, und der Eingang dahin so versteckt, daß es fast unmöglich war, dieselben zu finden: dennoch theilte Astolfo seine Leute in mehrere Divisionen, und verlegte sie auf unzugängliche Felsen oder in undurchdringliches Gebüsche, er selbst aber erklimmte mit Tullian und Trump den steilsten Felsen, auf welchem ein verfallnes Schloß stand, in dessen Rudern sich diese drei einige Tage aufhalten wollten, bis es wieder unten im Thale sicherer seyn würde.

Astolfo und seine Gefährten hatten zwar Speiße mitgenommen, aber schon am andern Tage waren ihre Weinflaschen leer, und nun waren sie genöthigt, auszugehn, und einen Trunk zu suchen. Tullian ging zuerst, fand bald eine Quelle in einem einsamen Grunde, und brachte seinen Ge-

fährten eine Flasche frisches Wasser. Diese Flasche war bald leer, und nun holte Trump zu trinken. Endlich kam die Reihe an Astolfo. Tullian und Trump wollten zwar für ihn gehen, aber er wollte dieß durchaus nicht zugeben, und stieg den Abhang hinab in den Grund.

Es war sehr heißes Wetter, und da Astolfo die Quelle von einem schönen Ulmenbaume beschattet fand, warf er sich an dem Rande des Brunnens hin, labte sich mit dem frischen kühlen Liquor, und überdachte sein Schicksal.

Schon hatte er ausgeruhet, und wollte mit der gefüllten Flasche seinen Rückweg nehmen, als eine seltsame Figur durch das Gebüsch daher schlich, und sich dem Brunnen näherte. Etwan zwanzig Schritt von der Quelle blieb sie stehen, und kniete dann vor einem hölzernen Kreuze nieder, wel-

ches Aſtolfo noch nicht bemerkt hatte. Sie ſchien zu beten — es war eine Weibsperſon mit eisgrauen Haaren, und nur mit Lumpen bedeckt — lange blieb ſie auf ihren Knieen liegen, weinte bitterlich, küßte dann den Boden mit tiefen Seufzern, und ſtand auf, um, wie es ſchien, an die Quelle zu gehen, und zu trinken: denn ſie zog eine hölzerne Trinkſchale aus ihrer Taſche. Nun erblickte ſie unſern Aſtolfo, der in grüner Jägerkleidung vor ihr ſtand, und fiel mit einem Jeſus Maria! auf die Erde nieder.

„Fürchte dich nicht, ſagte Aſtolfo mit ſanfter Stimme, wer biſt du? Doch wohl eine Unglückliche?

Unbekannte (ſich aufrichtend nach einer langen Pauſe.) Ach ja, gewiß eine ſehr Unglückliche.

Aſtol-

Aſtolfo. Magſt du mir deinen Namen nicht ſagen?

Unbek. Den habe ich beinahe vergeſſen. Seit länger als funfzig Jahren währt ſchon mein Elend, und meine Buße.

Aſtolfo. Was iſt das dort für ein Kreuz, vor welchem du ſo brünſtig zu beten ſchienſt?

Unbek. Ach unter dieſem Kreuze liegt er begraben, der die Urſache meines herben Kummers und meiner ſtrengen Buße iſt.

Aſtolfo. Ich wäre doch neugierig —

Unbek. Höre, Fremdling, verſprich mir meine Geſchichte nicht eher bekannt zu machen, als nach einem Jahre, und ich erzähle ſie dir.

Aſtolfo. Ich werde ſie niemals bekannt machen, das verſpreche ich dir heilig.

Unbek. Das verlange ich nicht: mein Schickſal kann andern zur Warnung die-

heit, und daher verlange ich selbst, daß du es nach einem Jahre bekannt machest: denn himmlische Offenbarungen versichern mich, daß ich kein Jahr mehr leben werde.

Als Astolfo hörte, daß die Unbekannte himmlische Offenbarungen hatte, hörte er ihr gerne die Erzählung ihrer Schicksale geschenkt, aber diese fuhr fort: Seit zwanzig Jahren lebe ich schon in dieser Wildniß, abgesondert von aller Welt: niemand kommt zu mir, und ich komme zu niemand: du bist seit so langer Zeit der erste Mensch, den ich sehe. Ach meine Buße ist schwer, aber doch nicht schwer genug für meine Sünden. Wäre der freiwillige Hungertod kein Verbrechen, längst wäre ich ihn gestorben, aber so nähren mich noch elende Kräuter und Wurzeln.

Astolfo. Deine Buße ist sehr hart, aber dein Verbrechen?

Unbek. Iſt abſcheulich, iſt unmenſchlich: ich kann es kaum durch Worte ausdrücken; aber ich will mich faſſen, um dir es zu erzählen. Ich bin aus Faunien, aus einer edlen Familie. Mein Vater war ein Graf Frontini: er hatte dem Fürſten als Officier gedient, und alle ſein Vermögen zugeſetzt. In einer Schlacht verlohr er ſein Leben, und eine geringe Penſion war alles, was der Fürſt für die Aufopferungen meines Vaters, meiner Mutter gab. Meine Mutter erzog mich unſerm Stande gemäß, und man ſagte mir, ich ſey ſchön, und beſitze viele weiblichen Vollkommenheiten. Alle dieſe Schmeicheleien rührten mich nicht: endlich fing der junge Ritter Andradi an unſer Haus zu beſuchen; ich bemerkte den ſchönen jungen Mann vor allen andern, und er entdeckte mir ſeine Liebe mit einer ſo großen Herzlichkeit, daß

ich ihm nicht widerſtehen konnte, und ihn deutlich einſehen ließ, daß er mir nicht gleichgültig war. Meine Mutter entdeckte bald unſer Verſtändniß, und verbot mir aufs allerſtrengſte, dem jungen Andradi ferner Gehör zu geben. Ich erſchrack, und fiel meiner Mutter zu Füßen, geſtand ihr alles, und bat ſie mit Thränen, ſich unſrer Liebe nicht zu widerſetzen.

Nimmermehr kannſt du die Gattin des jungen Ritters werden. Ich kenne ſeine Familie, und bin die vertrauteſte Freundin ſeiner Mutter. Sein Vater iſt ſtolz und geitzig im höchſten Grade, glaubſt du, daß er zugeben werde, daß ſein einziger Sohn, der Erbe eines unermeßlichen Vermögens, ein Mädchen wähle, das weder Geld noch vornehme Verwandte hat? Und überdieß hat der alte Andradi ſchon für ſeinen Sohn gewählt: die Tochter des Grafen

Pascali ist für ihn bestimmt, unter den Vätern ist diese Verbindung schon richtig, und ich mag mir und dir nicht Familien auf den Hals hetzen, welche mächtig genug sind, uns zu verderben.

Ich mußte freilich mir selbst gestehen, daß meine Mutter Recht habe, aber mein Herz lehnte sich wider alle Gründe der Vernunft auf. Mein Geliebter kam: ich hatte meiner Mutter versprochen, ihm Vorstellungen zu machen, und ihn zu bitten, dem Willen seines Vaters nachzugeben, und auf mich Verzicht zu thun; aber wie hätte ich dieß gekonnt? Ich stellte ihm vielmehr die Gefahr vor, worin unsre Liebe schwebte, aber anstatt, daß diese Nachricht, die ihm noch unbekannt war, ihn hätte niederschlagen sollen, schien sie ihn nur mit mehr Muth zu beseelen. Er schwur, daß ich die Seinige werden müßte, und sollte es

ihm das Leben kosten. Ich sagte ihm ewige Treue zu, und meine Mutter trat eben ein, als wir unsre Schwüre mit den feurigsten Küssen versiegelten.

„Undankbares Kind, rief sie zornig aus, lohnst du so der Liebe deiner Mutter? Hälst du so, was du mir noch gestern aufs heiligste versprochen hast? Du kannst und sollst nicht die Gattin dieses Herrn werden, durchaus kann und soll dieß nicht geschehen, und ohne Hoffnung einer gesetzlichen Verbindung leide ich kein Liebesverständniß.

Alle Vorstellungen des Ritters, alle Versprechungen, mich nie zu verlassen, waren vergebens: bloß unter der Bedingung, daß der alte Ritter Andradi seine Einwilligung in unsre Verbindung geben würde, wollte meine Mutter ihm den fernern Zutritt in ihr Haus gestatten. Ich war vor Freuden außer mir bei dieser letztern

Aeußerung meiner Mutter, und der junge Rafaele Andradi gab ihr die zärtlichsten Nämen; allein die kluge Frau blieb ernßhaft, und versicherte uns, daß sie nicht die geringste Hoffnung habe, der Ritter werde unsre Liebe begünstigen. Der junge Rafaele mußte versprechen, uns nur sparsam zu besuchen, und nie anders, als wenn dann und wann Gesellschaft bei meiner Mutter war.

Inzwischen wagte es mein Geliebter, seinem Vater mich zu loben, und denjenigen glücklich zu preisen, welcher einst mein Gemal seyn würde. Der alte Ritter antwortete seinem Sohn nichts, aber es mißfiel ihm, daß er auf die Vorzüge eines jungen Frauenzimmers aufmerksam geworden war, welches er selbst gar nicht kannte. Er zog Erkundigungen ein, und erfuhr durch die

Schwatzhaftigkeit der Bedienten *) was er vermuthete: einer derselben überlieferte ihm gar einen Brief, den der junge Andradi an mich geschrieben hatte. Der alte Ritter gerieth in den fürchterlichsten Zorn, und kündigte seinem Sohn seine ganze Ungnade an, wenn er noch einen Fuß in unser Haus setzte, oder auf irgend eine Art seiner thörigten Liebe Nahrung zu geben suchte.

Mein Geliebter hatte einen festen unbiegsamen Sinn, und kannte keine Furcht: er erklärte daher seinem Vater grade hin, daß er mich seiner Liebe würdig gefunden habe, daß er von mir wieder geliebt würde, und mich nie verlassen würde. Der alte

*) Les mots terminés en aille sont féminins, comme muraille canaille, valetaille, chopaille etc.

Bouhoux remarques p. 15.

Ritter ſchwieg und lächelte bei dieſer Aeußerung ſeines Sohnes: denn er glaubte, es würde ihm leicht ſeyn, alles zu vereiteln, was dieſer etwan unternehmen könnte.

Er kam zu meiner Mutter, und erklärte ihr mit ſehr bedeutenden Worten, daß er nie in die Verbindung ſeines Sohnes mit ihrer Tochter willigen würde: mit dieſer Erklärung verband er noch harte Drohungen, und ließ Worte von ſich hören, die den ganzen Stolz meiner Mutter rege machten.

„Liebe Tochter, ſagte die gute Frau zu mir, als der Ritter weg war, der Vater des jungen Andradi hat auf eine Art mit mir geſprochen, daß ich es nie vor der ehrbaren Welt werde verantworten können, wenn ich ſeinem Sohn den Zutritt in mein Haus noch ferner geſtatten wollte. Deine eigne Ehre würde leiden, wenn du noch weiter Umgang mit ihm haben könnteſt; du

müßt ihn vergessen. Versprich mir, liebe Tochter, daß du den Bitten deiner Mutter folgen willst.“

Ich schwieg, und winkte; aber meine Mutter drang so stark in mich, daß ich ihr endlich mit vielen Thränen unbedingten Gehorsam versprach, und ihr zusagte meinen Geliebten nicht mehr zu sehen.

Ach ich hatte mehr versprochen, als ich zu leisten im Stande war: ich sah meinen Geliebten täglich durch die Fürsorge meines Kammermädchens, und bald zeigten sich die Folgen einer allzugroßen Vertraulichkeit. Ich erschrack über meinen Zustand, entdeckte ihn mit tausend Thränen meinem Geliebten, und dieser war edel genug sich heimlich mit mir in einem Kloster trauen zu lassen.

O Gott, welche Folgen hatte unsre Unbesonnenheit! Der Vater meines Rafae-

le erfuhr unsre Verbindung, und sein Unwille darüber war ohne alle Gränzen. Er lief zur Fürstin, gab vor, wir, ich und meine Mutter hätten seinen Sohn verführt, und dadurch seine Familie beschimpft: er forderte, daß ich in ein Kloster gesperrt werden sollte, auch drang er auf die Trennung unsrer Ehe. Den ersten Punkt bewilligte der Fürst auf der Stelle, und noch am nämlichen Tag wurde ich noch in ein Nonnenkloster gebracht: aber die andre Forderung des Ritters hatte mehr Schwierigkeiten. Die Ehe ist nach der Lehre unsrer heiligen Kirche ein Sacrament, und kann auf keine Weise getrennt werden; der Erzbischof in unsrer Stadt war ein heiliger Mann, der auf keine Art zu bewegen war, in die Verletzung der Kirchengesetze zu willigen, so sehr auch selbst der Fürst auf unsre Ehescheidung drang, daher muß-

ee die Sache nach Rom gebracht werden, aber das heilige Collegium übereilte sich nicht, und vielleicht hoffte es durch Verzögerung der Sentenz noch mehr Geld zu erlangen, als mein Vater versprochen hätte, kurz es gingen mehrere Monate hin, ehe der Ausspruch des Papstes in dieser Sache kam.

Mein Geliebter hatte indessen meinen Aufenthalt ausgekundschaftet, und war so geschickt mich aus dem Kloster zu entführen und fort zu bringen. Er eilte nach den Gränzen, aber sein Vater erfuhr seine Entweichung mit mir, und zeigte sie auf der Stelle dem Fürsten an, bei welchem auch zugleich die Aebtissin des Klosters, worin er gewesen war, klagend einkam, daß ihr Heiligthum durch meine Entführung sey profanirt worden. Der Fürst schickte uns

einen Haufen Husaren nach, und der Bruder des Fürsten wollte selbst die Ehre haben, den Räuber und Klosterschänder zurück zu bringen, und führte daher diesen Haufen selbst an.

Achter Abschnitt.

Wir waren indessen im Arviner Wald angekommen, und mein Geliebter hielt in einer einsam gelegnen Schenke an, wo wir ausruhen wollten: denn diese Schenke schien uns ein sehr sichrer Zufluchtsort zu seyn. Einige Tage blieben wir, und obgleich kein Fremder in das Haus kam, drang der Wirth doch am vierten Tage auf unsre Abreise: wir machten uns selbst dazu bereit, als auf einmal der Bruder des Fürsten mit mehrern Husaren in die Schenke trat.

Mit fürchterlichem Fluchen und mit den unanständigsten Schimpfreden befahl er den Husaren, meinen Geliebten und mich zu

binden und wegzuführen. Mein Rafaele zog seinen Degen, und schwur eher zu sterben, als die geringste Gewaltthätigkeit zuzugeben: dem Prinzen sagte er dabei so derbe Worte, daß dieser vor Wuth schäumte, den Degen zog, und auf meinen Geliebten eindrang. Dieser vertheidigte sich, der Prinz aber vor Wuth außer sich, spießte sich in den Degen seines Gegners, und fiel todt zur Erde.

Nun sprangen die Husaren mit entblößten Säbeln auf ihn zu, und würden ihn ohne Zweifel in Stücken zerhauen haben, wenn nicht eine fürchterliche Stimme vor dem Fenster: „Halt ihr Schurken, oder ihr seyd alle des Todes!“ geschrieen hätte. Die Husaren stockten einen Augenblick, und auf einmal war die Stube voll gewaffneter Männer.

„Was wollt ihr hier, sagte ein ältlicher Mann mit einem großen Knebelbart, der eine Pistole in der Hand hielt, welche er auf die Husaren richtete: Sprecht, Kerls, was suchet ihr in diesem Hause? Sprecht, oder ich drücke los:

Wir sind gekommen, antwortete ein Husar, da den Herrn, und da dieses Frauenzimmer nach der Residenz zu bringen."

Der ältliche M. So, und weiter nichts?

Husar. Bloß deßwegen sind wir hier.

D. ä. M. Wißt ihr, wer wir sind?

Husar. Nicht im geringsten.

D. ä. M. Nun, dann könnt ihr hinziehen. Den jungen Mann aber und das Frauenzimmer da kriegt ihr nicht mit: denn wen ihr erst abholen müßt, geht nicht gerne von selbst dahin, wohin ihr ihn führt.

Euren

Euren Anführer könnt ihr mitnehmen. Jetzt macht, daß ihr fortkommt.

Die Husaren packten den todten Körper des Prinzen auf ein Pferd, und eilten, so schnell sie konnten, einen Ort zu verlassen, wo sie einen so großen Verlust gelitten hatten.

Der ältliche Mann wendete sich nun an uns, und mein Rafaele mußte ihm unsere Begebenheiten erzählen. Er schüttelte mit dem Kopfe. „Eure Sachen, sagte er, stehn schlecht, sehr schlecht: nach Hause dürft ihr nicht wieder: denn der alte Ritter, den ich selbst kenne, würde unversöhnlich seyn, und der Fürst noch mehr. Also dächte ich, ihr saget mit uns, bei uns findet ihr Sicherheit, und — je nun, kommt Zeit, kommt Rath.

Die Noth zwang uns, das Anerbieten des Mannes anzunehmen, wir zogen mit,

und kamen nach unendlichen Umwegen, und beschwerlichen Märschen, welche stäts bei Nacht gethan wurden, endlich in jene Ruinen, die man von hieraus sehen kann. Hier entdeckten wir, wer unsre Retter und Beschützer waren. Es waren Räuber, welche dies Land weit und breit unsicher machten; ihr Anführer, eben der ältliche Mann, hieß Cornari.

Dieser Mann hatte Mitleiden mit uns, und versprach uns sicher über die Gränze in ein benachbartes Land zu bringen, wo ich einige Verwandte hatte, zu welchen wir uns begeben wollten. Alles war zu unsrer Abreise bereit, als auf einmal das ganze alte Schloß von fürstlichen Husaren und Reitern besetzt wurde. Auch nicht ein Ausweg blieb übrig. „Wir müssen uns durchschlagen,“ sagte Cornari mit fester Stimme: „das ist ausgemacht, aber Rafaels Gattin

kann bei dem Durchſchlagen nicht ſeyn, die mag ſich mit meiner Frau verſtecken.“

Ich war halb todt, aber Cornaris Gattin nahm mich bei der Hand, und führte mich in einen Keller, wo ſie eine Fallthüre öffnete, und mir befahl einzuſteigen. Nachdem wir in dem finſtern unterirdiſchen Gemache angekommen waren, zog ſie die Fallthüre wieder zu, und nun ſaßen wir da, ohne ein Wort zu reden, kaum getrauten wir uns, Athem zu holen.

Wir waren noch nicht lange an dieſem ſchauervollen Ort, als wir viele Schüſſe fallen hörten: Das Schießen währte über eine halbe Stunde, hörte aber endlich auf, und wir bemerkten bald darauf Tritte über uns, die ſich aber auch bald verlohren. Ohne Eſſen und Trinken brachten wir ohngefähr zwölf Stunden in dieſer finſtern Gruft zu. „Jetzo iſts Zeit,“ meine Freundin,

fügte Cornaris Gattin, „daß wir diesen Ort verlassen, komm!“

Ich folgte ihr stillschweigend, als wir ins Freie kamen, sahen wir den Mond scheinen, und meine Gefährtin bemerkte, daß es eben Mitternacht sey. „Wir müssen eilen, sagte sie: denn es könnte seyn, daß dieser Ort, sobald es Tag wird, wieder durchsucht würde.“ Ich gab ihr Recht, und folgte ihr nach.

Wir waren etwan zwei Stunden gegangen, als wir an die Klause eines Einsiedlers kamen. Der Tag fing an zu grauen, aber ich war nicht im Stande, auch nur einen Schritt weiter zu thun.

„Du kannst nicht weiter fort,“ sagte Cornaris Frau zu mir, „und ich kann und darf nicht länger in dieser Gegend bleiben, und muß dich also zurück lassen. Setze dich hier vor diese Klause des Ein-

ſiedler, welcher ſie bewohnt, iſt ein guter Mann, der dir gewiß beiſtehen wird.“ Mit dieſen Worten verließ ſie mich, und verſchwand bald im Gebüſche.

Als der Tag angebrochen war, öffnete der Einſiedler ſeine Thüre, und erſtaunte nicht wenig, mich vor derſelben ſitzend zu finden. Er bemerkte meine äußerſte Schwäche und Entkräftung, nahm mich beim Arm und zog mich in die Klauſe, wo er mich mit Brodt und Wein erquickte, und mich hernach ausruhen hieß. Ich bedurfte der Ruhe, und ſchlief bald ein.

Als ich erwachte, welches gegen Mittag geſchah, fragte mich der Einſiedler nach meinem Namen, und wie ich in dieſe Einöde gekommen ſey. Das ehrwürdige Anſehen des Greiſes hatte mir Zutrauen gegen ihn eingeflößt, und ich fand kein Bedenken ihm meine ganze Geſchichte zu erzählen.

Er antwortete nichts auf das, was ich ihm gesagt hatte, bat mich, die Klause verschlossen zu halten; denn er müsse ausgehen um Kräuter zu suchen.

Gegen Abend kam er wieder, sprach mir vielen Trost zu, und redete vorzüglich von der Vergänglichkeit und Eitelkeit aller menschlichen Dinge. Ueber dieser erbaulichen Unterhaltung schliefen wir endlich ein. Früh Morgens setzte der fromme Einsiedler sein Gespräch fort, und sagte dann endlich: Liebe Tochter, ich ging gestern nach dem alten Schloß, wo du gewesen bist: der Weg ward mir sehr sauer, aber ich wollte doch sehen, ob ich etwas von deinem Gatten erfahren könnte. Ich fand auf dem Schloß einige Landreiter, welche alles genau untersuchten, aber nichts fanden. Diese berichteten mir, daß sich die Räuber fürchterlich gewehrt und viele von

den fürstlichen Leuten erschossen hätten, aber endlich bis auf zwei, die sich mit der Flucht gerettet hätten, niedergemetzelt worden wären.

Ich merkte wohl, daß diese Leute mir von deinem Rafaele nichts sagen konnten, und ging zurück. Im Gebüsche, nicht weit von einer mir bekannten Quelle suchte ich einige heilsame Kräuter, und fand einen Todten; dem Ansehen nach war er weit von dieser Stelle verwundet worden, und hatte sich dahin geschleppt, wo er endlich erlag. Ich ging wieder nach dem alten Schloß, um die fürstlichen Soldaten von meinem Fund zu benachrichtigen, aber sie waren schon fort. Wahrscheinlich ist dieser Todte einer von der Räuberbande, aber unbegraben muß er nicht liegen bleiben. Ich werde dich daher morgen früh bitten

mit mir zu gehen, und mir bei der Beerdigung des Unglücklichen behülflich zu seyn.

Ich zitterte bei der Erzählung des Eremiten; ach, dachte ich, wenn dieser Todte dein Rafaele wäre! Vergieb mir meine Thränen, Fremdling; ich vermag sie noch heute nicht zurück zu halten, wenn ich an diese traurige Scene gedenke. Ich fand meinen Rafaele in seinem Blute liegen; er hatte mehrere Wunden bekommen, die alle tödtlich waren. Er war dahin, und ich dachte den Schmerz nicht überwinden zu können, den ich bei dem Anblick der mir so theuern Leiche empfand. Ich konnte nichts thun, nicht einmal Thränen vergießen.

Der Einsiedler machte mit vieler Mühe eine Grube, legte meinen Rafaele in dieselbe, bedeckte ihn mit Erde und steckte ein Kreuz, welches er mitgebracht hatte, auf das Grab; dann kniete er nieder, rief die

göttliche Barmherzigkeit für den Verſtorbenen an; und bat mich, dieſen Ort mit ihm zu verlaſſen.

Du kannſt dir vorſtellen, wie nun mein Zuſtand war: ich lebte in der Klauſe des Einſiedlers, der wie ein Vater für mich ſorgte, und durch ſeine Tröſtungen meinen bittern Schmerz zu lindern ſuchte. Sehr oft beſuchten wir dieſes Grab, und jedesmal ſchickten wir für das Heil der Seele des Verſtorbenen brünſtige Gebete gen Himmel, und ich kehrte nach einer ſolchen Andacht getröſteter zurück.

„In meiner Jugend," ſagte einmal der Einſiedler zu mir: „kam ich auf meinen Reiſen in Länder, worin Chriſten wohnen, welche aber nicht in der Gemeinſchaft unſrer Kirche begriffen ſind. Dieſe Leute läugnen unter andern auch, daß man für die Verſtorbenen beten dürfe, und verdammen ſol-

che Fürbitten als abergläubig und gotteslästerlich. Ich kenne die Gründe nicht, warum sie dieses thun, aber sie scheinen mir doch sehr Unrecht zu haben: denn wenn auch die Fürbitten dem Verstorbnen nichts helfen sollten, so geben sie doch dem gläubigen Beter, das ist dem, der mit der Ueberzeugung betet, sein Gebet werde seinem lieben Todten nützen, unendlichen Trost. Welch ein herzerhebender Gedanke ist es nicht, einem geliebten Freunde, einem theuren Verwandten zu nützen, der nun schon vor dem Richterstuhl des Allgerechten steht, um sein Urtheil zu empfangen! Die Sache mag sich übrigens verhalten, wie sie will; ein solches Gebet kann der Gottheit nicht mißfällig seyn, da es aus einem edel fühlenden Herzen herkommt, und wenn es auch unsern Verstorbenen unnütz ist, so werden sie uns dennoch dereinst dafür dan-

ken am Tage unsrer Wiedervereinigung: denn wir gaben ihnen dadurch ja einen hohen Beweis unsrer Liebe gegen sie.“

Ich blieb über einen Monat bei dem redlichen Eremiten: dann bat ich ihn, mich auf den Weg nach Calle zu bringen, wo meine Base wohnte. Der brave Mann erfüllte meine Bitte, und ging mit mir ohnerachtet seines hohen Alters, bis in die nächste Stadt, wo er mich verließ, nachdem er mir noch die trefflichen Trostgründe wiederholt hatte, die er mir täglich ertheilte. Ich reisete unter verändertem Namen, und kam glücklich in Calle an. Meine Base nahm mich gütlich auf, und ich lebte mehrere Jahre bei ihr bis an ihren Tod. Meine liebe Mutter war aus Kummer und Schmerz über meine Entweichung erkranket und gestorben: das Wenige, was sie hinterließ, ward ein Raub der herr-

schaftlichen Gerechtigkeit. Meine Base hinterließ mir in ihrem Testament ihr ganzes Vermögen, und ich glaubte dieses nicht besser anwenden zu können, als wenn ich es einem Kloster schenkte, und mein Leben in der heiligen klösterlichen Einsamkeit beschlösse. Ein Nonnenkloster in Calle wurde von mir zu dieser heiligen Absicht erwählt, und ich bezog dasselbe, ohne jedoch mein Gelübde abzulegen. Ich war nur büßende Kostgängerin, und bereuete meine Sünden, deren Wichtigkeit und Strafbarkeit mir täglich mehr einleuchtete. Ich hatte durch Ungehorsam gegen die Befehle meiner Mutter mein eignes Unglück und das Verderben meines geliebten Rafaele bereitet, ich hatte zu dem Mord des Prinzen von Faunien Gelegenheit gegeben, und ach, meine Mutter war vor Kummer über mich, das ungerathene Kind, vor der

Zeit hingestorben; mußte ich nun nicht in mir die größte Sünderin erkennen und verabscheuen? Doch hoffte ich alles von der Gnade des Himmels, und die Abbüßungen im einsamen Kloster sollten mich mit der beleidigten Gottheit versöhnen.

Aber auch in diesem Stück wurde meine Hoffnung getäuscht: der Landesfürst hob den Orden auf, zog die Einkünfte der Klöster ein, um seine Armee, die er in den Krieg gegen die Türken führen wollte, zu unterhalten: unser Kloster hatte das Schicksal des ganzen Ordens, und den Nonnen wurde ein sehr geringer Jahrgehalt ausgesetzt, mir aber wurde nichts gegeben, weil ich nicht wirklich Nonne war. Ein Rechtsgelehrter, an welchen ich mich wendete, um mein dem Kloster geschenktes Vermögen wieder zu erhalten, verlohr den Prozeß, welchen er

in meiner Sache angefangen hatte; und mußte die Kosten noch obendrein bezahlen.

Ich war nun ohne alle Mittel, ohne Unterstützung, und würde in die kläglichste Lage gerathen seyn, wenn mich nicht eine fromme Dame aufgenommen, und unterstützt hätte. Ich fand in dieser Dame eine zweite Mutter; und nach und nach ward selbst der Zustand meines Herzens ruhiger, aber die Dame starb, und ich fiel vor Schmerz über ihren Tod in eine heftige Krankheit, welche mich dem Grabe nahe brachte.

Der Geistliche, welcher mich in meiner Krankheit besuchte, war ein heiliger Franziskaner; diesem frommen Manne entdeckte ich meine ganze Lage, und alle meine Vergehungen. Ich schwieg; aber von diesem Augenblick an sprach der fromme Mönch nur vom beschaulichen Leben mit mir, worin

der reuvolle bußfertige Sünder allen Troſt für ſeine bekümmerte Seele finden konnte. Die Reden des frommen Mannes machten tiefen Eindruck auf mein Herz, und ich faßte den Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen, wenn mir Gott die Gnade verliehe, mich wieder geſund zu machen. Mein Beichtvater verwarf meinen Vorſatz nicht ganz, doch meinte er, in den Klöſtern ginge es oft auch nur zu weltlich her, und eine unerfahrne Perſon, welche die geiſtliche Salbung noch nicht in ihrer Vollkommenheit beſitze, laufe Gefahr, auch mitten im Kloſter ihr Seelenheil zu verſcherzen.

Pater Lorenzo beſuchte mich noch einigemal, endlich blieb er aus, ich ſchickte nach ihm, aber der Bote brachte mir die traurige Nachricht, von dem Tode des heiligen Mannes. Mein Zuſtand war gränzenlos elend; ich lag da, ohne Troſt, und

doch siegte meine gute Natur über die Krankheit, welche mich plagte. Ich ward gesund, und beschloß nun, den frommen Einsiedler zu besuchen, welcher mich ehedem so gütig aufgenommen hatte; dieser sollte mir einen Rath geben, wie ich meine übrigen Tage hinbringen sollte: denn ich wollte durchaus nicht mehr in der Gesellschaft leben.

Ich traf den frommen Eremiten in seiner Zelle: er litte großen Mangel: denn er war kaum noch im Stande, sich die nothwendigen Kräuter und Wurzeln zu seinem Unterhalt zu suchen. Als ich sahe, wie es ihm ginge, entschloß ich mich, seine Wärterin zu werden: ich kehrte zurück, verkaufte alles, was mir die fromme Dame zurück gelassen hatte, und nachdem ich einige Nothwendigkeiten angeschafft hatte, kehrte ich nach der Zelle des Eremiten zurück. Meine Unterstützung und Wartung machten,

ten, daß der arme Mann seine verlohrnen Kräfte wieder erlangte, und so lebten wir in heiliger Ruhe, in heiligen Betrachtungen, und später Buße, noch einige Jahre. Fast täglich besuchte ich das Grab meines unglücklichen Rafaele, und schickte für das Heil seiner Seele brünstige Gebete zu dem Allerhöchsten.

Ich fand eines Morgens den frommen Einsiedler vor der Thüre knieen, wo er gewohnt war, sein Morgengebet zu verrichten. Ich wollte ihn nicht stören, und wartete, bis er würde ausgebetet haben. Ich wartete lange, endlich ergriff mich ein heiliger Schauer! ich eilte auf den frommen Mann zu, und ach, er war nicht mehr! Seine heilige Seele hatte sich zu der Wohnung der Engel erhoben. Denke dir, o Fremdling, meinen Schmerz, den

ich nicht vermögend bin, dir mit Worten zu schildern.

Ich machte der ehrwürdigen Hülle des frommen Eremiten ein Grab, verscharrte sie, und beschloß, die Einöde nicht mehr zu verlassen. Und gewiß, ich habe wohl gethan; Freude ist zwar nie in mein Herz gekommen, aber meine Traurigkeit ist mir so unaussprechlich theuer, mein Seelenleiden ist mir so süß, daß ich es nicht gegen alle Vergnügungen der Welt vertauschen mögte.

Seit einigen Wochen erschienen mir meine Lieben im Traum, ich sahe meine Mutter, meinen Rafaele, den frommen Eremiten und den ehrwürdigen Pater Lorenzo mit den Augen meines Geistes, wenn mein Körper auf seinem harten Lager schlummert. ... Diese Erscheinungen bestimmen mich zu hoffen, daß ich bald diese

Erde verlassen, und in das himmlische Vaterland, zurückkehren werde zu meinen Geliebten.

Ich habe dir nun meine Geschichte erzählt, lieber Fremdling, und bitte dich, sie nicht eher bekannt zu machen, als nach einem Jahre: denn ich mögte nicht, daß die Neugierde mich zu sehen, und mehr von meinen Begebenheiten zu erfahren, müßige Leute in diese Einsamkeit triebe, welche meine Ruhe gewiß stören würden.

Astolfo versprach der unglücklichen Waldschwester ihren Befehlen nachzukommen, und sie schied mit einem heiligen Segenswunsch von ihm, und ging das Thal hinab, nachdem sie noch einen wehmüthigen Rückblick auf das Grab ihres Rafaele geworfen hatte.

Neunter Abschnitt.

Astolfo sahe der Büßerin traurig nach, dann ergriff er die Wasserflasche, und stieg den Berg hinan. Tullian und Trumpf wunderten sich über sein so langes Außenbleiben, und fragten ihn, ob er vielleicht weiter, als an die Quellen gegangen, und vielleicht Entdeckungen gemacht hätte.

Freilich habe ich Entdeckungen gemacht und zwar von Wichtigkeit: schade nur, daß wir sie nicht funfzig Jahre früher gemacht haben.“

Tullian. Hm, das ist doch schnurrig. Vor funfzig Jahren, war noch keiner von uns in der Welt. Du sprichst von alten Geschichten, die auf uns keinen Bezug haben.

Aſtolfo. Doch, doch, lieber Freund. Bedenke, wer wir ſind, und dann überlege, daß ehedem eine Räuberbande hier auf dieſem Schloſſe gehauſet hat. Es war die Bande des berüchtigten Corneri.

Trump. Ach von dem Kerl und ſeinen Leuten hab ich einmal ein dickes Buch geleſen, das mit allerliebſten Kupferſtichen oder Holzſtichen geziert war. Es ſind drum ganze Kerls unter ihnen geweſen.

Aſtolfo. Hört Brüder, wie wäre es, wenn wir Unterſuchungen anſtellten, ob vielleicht noch Reliquien dieſer Bande auf dieſem Schloß geblieben wären?

Trump. Ja, ja, das wollen wir: es ſind hier viel alte Keller, vielleicht finden wir was darin.

Aſtolfo und ſeine beiden Gefährten ſtiegen in die unterirdiſche Gewölbe hinab, und hatten bei ihrem Nachſuchen mit

mancher Gefahr und mancher Schwierigkeit zu kämpfen: denn die Treppen wären meistens verfallen, und an mehrern Orten schien das Gewölbe den Einsturz zu drohen. In mehrern Kellern fanden sie Geräthschaften, welche ehedem von den Räubern mochten gebraucht worden seyn, Brecheisen, Hämmer, Zangen, sogar verrostete Pistolen und andre Gewehre.

Schon hatten sie beinahe alle Keller durchsucht, und wollten ihre Nachforschungen aufgeben, da sie nichts von Betracht fanden, als Astolfo im hintern Keller einen viereckigen Stein bemerkte, welcher seine Neugierde rege machte.

„Sollte dieser Stein da nicht einen Eingang decken," dachte er bei sich selbst, „und bat seine Kameraden, ihm denselben aufheben zu helfen. Mit Brecheisen wurde der Stein glücklich gehoben, und nun stan-

ten unſre Helden an dem Eingang einer finſtern Höle, wohin eine ſteile ſteinerne Treppe führte.

„Hierin mag vielleicht der Teufel ſelbſt wohnen,“ ſagte Trump: „denn mein Rektor beſchrieb uns ehedem das hölliſche Loch, wodurch Aeneas hinab in die Hölle ſtieg, gerade ſo, wie dieß Loch da ausſieht.“

Aſtolfo. Du fürchteſt dich wohl, einen zweiten Aeneas hier zu machen?

Trump. Bewahre! Hab ich gleich keinen goldnen Aſt von der alten Hexe der Sibylle, um die unterirdiſchen, avernischen, hölliſchen Ungeheuer zurück zu ſcheuchen, ſo hab ich doch einen Hirſchfänger, eine Sackpiſtole und einen Dolch, und mit dieſen Inſtrumenten trete ich dem Satan ſelbſt vor die Schnauze.

Aſtolfo. Wollen ſehen, ob dein Muth nicht ſinken wird. Komm!

Astolfo stieg mit einer Blendlaterne in der Hand voran die Treppe hinab, Tullian und Trump folgten ihm. Ueber zwanzig Stufen hatte die enge Treppe, und führte in ein ziemlich weites ganz finsteres Gemach, dessen mephitische Luft unsern Räubern einen sehr unangenehmen Geruch machte.

„Das muß wahrhaftig die Vorhölle seyn, sagte Trump: hier stinkts grade wie der Gestank, den der Teufel allemal zurück läßt, wenn er verschwindet.“

Tullian. Hast du jenen Gestank schon gerochen?

Trump. Ich nicht, aber meiner Großmutter Schwester hat mir oft von den teuflischen Erscheinungen erzählt, und jede Erscheinung endigte sich mit einem scheußlichen Gestank, das kannst du mir glauben.

Aſtolfo. Ihr Leute redet, wie die kleinen Kinder. Wir ſind nicht hier, uns Geſpenſterhiſtörchen zu erzählen. Kommt vorwärts.

Sie ſchritten vorwärts, und ſtießen nicht weit von der Treppe auf einen Sarg, oder vielmehr auf einen aus ungehobelten Bretern zuſammengenagelten Kaſten. Auf dem Kaſten lag ein Papier: Aſtolfo nahm es, und las folgendes:

Vielleicht kommt einſt jemand in dieſe ſchreckliche Gruft: der ſoll dann wiſſen, daß dieſer Kaſten die Gebeine des Erzbiſchofs Carlini von Faunien einſchließt. Ich fing dieſen Buben, ſchleppte ihn hieher, und ließ ihn in dieſem Verließ Hungers ſterben. Er hatte dieſe Strafe hundertmal verdient, hatte Weiber und Mädchen geſchändet, hatte ſeinen guten Fürſten vergiftet, um einem elenden Burſchen den Weg

zum Thron zu bahnen, und tausend andre Bosheiten verübt, die ihn zum Scheusal der Menschheit machten. Aber vielleicht denkt derjenige, welcher dereinst dieses Papier lesen wird, ein Räuber, wie ich bin, habe kein Recht, einen Bösewicht zu bestrafen: aber man wisse, daß der Erzbischof einst meine einzige Schwester zum Opfer seiner Lüste machen wollte, und als er kein Gehör fand, warf er einen tödtlichen Haß auf meine ganze Familie; mein rechtschaffner Vater wurde ins Gefängniß geworfen, worin er bald starb. Meine tugendhafte Schwester wurde in ein Kloster gesteckt; dessen unwürdige grausame Vorsteherin dem Erzbischof vollkommen ergeben, das arme Mädchen schrecklich plagte. Ich rettete meine Schwester aus ihrem infamen Gefängniß, und führte sie in die Arme ihres Geliebten, welcher sich ins

Ausland geflüchtet hatte, um der eifersüchtigen Rache des entsetzlichen Erzbischofs zu entgehen: denn dieser Schändliche schrieb die Widersetzlichkeit meiner Schwester ihrer Liebe gegen den guten Jungen zu. Ich wurde nun für einen Kirchenräuber und Religionsschänder erklärt *), und auf Befehl des dem Erzbischof sklavisch ergebenen Fürsten proscribirt. Meine Güter wurden zum Besten des Nonnenklosters, worin meine

*) In allen Zeiten haben die Pfaffen ihre eigne Sache, und die Sache ihrer Frauen zur Sache Gottes, der Religion und der Kirche gemacht. Bei den Pfaffen bedeuten die Worte: Gott, Christen, Religion und Kirche, weiter nichts, als — Pfaffen, und pfaffische Frauen. Man nehme sich daher wohl zusammen, wenn man so einen Menschen von heiligen Dingen sprechen hört. Die Religion ist heilig und wohlthätig, aber ein Pfaffe ist und bleibt — ein Pfaffe.

Schweſter gefangen geſeſſen hatte, konfiscirt. Ich hatte nun kein Vaterland mehr, aber um mich an dem ſchändlichen Pfaffen zu rächen, ſammelte ich mehrere Mißvergnügte und Unglückliche um mich her; wir verſchworen uns, Räuber zu werden: wir wurden es. Ich fing den Erzbiſchof, plünderte jenes Nonnenkloſter und frage nun noch, ob ich Unrecht hatte, daß ich es that? Wer dereinſt dieſes Blatt lieſt, mag dieſe Geſchichte der Welt erzählen.

Corneri.

Wunderbar, ſagte Aſtolfo, als er das Papier durchgeleſen, und den Inhalt deſſelben den beiden andern bekannt gemacht hatte. Wahrlich, die Geſchichte des unglücklichen Corneri ähnelt der meinigen gar ſehr.

Trump. Es muß ein braver Kerl geweſen ſeyn, der Mosjeh Corneri, ein

Kerl muß er geweſen ſeyn, beinahe wie du Bruder; aber ſeine Leute waren zuverläſſig auch keine Eſelsköpfe.

Aſtolfo antwortete nichts auf dieſe Lobrede; und fuhr fort, das grauſe Gemach näher zu unterſuchen. In einem etwas entferntern Winkel ſtand ein Schrank, der ſich, ob er gleich verſchloſſen war, doch ſehr leicht öffnen ließ: denn die Bretter, woraus er beſtand, waren faſt gänzlich vermodert.

Bei der Eröffnung dieſes Schranks erſtaunten unſre Leute, welche ſonſt nicht ſo leicht zu erſtaunen gewohnt waren. Sie fanden ganze Säcke mit Gold- und Silbermünzen, und eine große Menge andrer Koſtbarkeiten, vorzüglich Monſtranzen, Patenen, Kelche, Ciborien, und andre aus Kirchen geraubte Sachen von Werth, dann viele goldne Uhren, Frauenzimmer-

schmuck, und eine Menge andrer aus Silber und Gold verfertigten Sachen, womit der sehr große Schrank angefüllt war.

„Ha, schrie Trump, nachdem er alle diese Kostbarkeiten, vorzüglich aber das ihm sehr in die Augen stechende baare Geld näher betrachtet hatte, das müssen rechte Kerle gewesen seyn, die Bursche von Carneri! Sackerment, dieß da ist nur ihr Nachlaß, und wir armen Schlucker haben nie solche Summen zusammenbringen können."

Astolfo. Aber sieh doch die Sachen selbst näher an, Trump, und dann sprich wer waren die Bursche von Carneri?

Trump. Je nun, Räuber waren sie.

Astolfo. Es kann seyn, daß sie Räuber waren, aber sie waren auch zugleich Diebe. Siehst du nicht, daß sie Kirchengeräthe, silberne Teller, Löffel, Perlen

und Diamanten angeſchleppt haben? Und nun ſprich, ſtielt wohl ein Räuber von Ehre dergleichen Dinge anders als im äußerſten Nothfall?

Trump. Du diſtinguirſt fein, Aſtolfo; aber ich zweifle ob man dieſe Diſtinktionen ſelbſt unter Leuten von unſerm Handwerk würde gelten laſſen. Aber dem ſey wie ihm wolle, der alte Carneri muß ein braver Mann geweſen ſeyn, dieß erhellet ex actis, wie unſer Gerichtshalter immer ſagte, wenn er ſeine Schuftsſtreiche rechtfertigen wollte; alſo müſſen ſeine Burſche gleichfalls brave Leute geweſen ſeyn, nach dem alten Sprichwort: noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se, und nach der Grundregel der Philoſophie des Montaigne: dis mois qui in hantes, et je te dirai, qui tu es; folglich —

Tullian. Höre doch endlich einmal mit deinem Geschwätz auf, Trumpy, und laß den Hauptmann sagen, was mit diesen Schätzen anzufangen ist?

Astolfo. Große erhabene Gedanken steigen in meiner Seele auf. Gerne möchte ich diese Reichthümer zum Besten unsrer Brüder, und zu unsrer aller Rettung anwenden; aber wer giebt mir ein Recht, dieses alles als unser Eigenthum anzusehen?

Trumpy. O wehe über die Moralisten! Sprich doch, wem gehören diese Güter?

Astolfo. Das weiß ich nicht: aber uns gehören sie doch wahrlich nicht.

Trumpy. Warum denn nicht? Haben wir sie nicht gefunden?

Astolfo. Recht gut. Aber es ist klar, daß sie gestohlen worden sind, und gestohlne Sachen darf man sich durchaus nicht zueignen.

Trump. Wie meinst du aber, Hauptmann, wenn der Fürst, in dessen Landesbezirk diese Einöde liegt, diesen Schatz gefunden hätte? He? Nicht wahr, er hätte ihn mir nichts, dir nichts, sich zugeeignet; nicht wahr? Aber hat der Fürst ein größeres Recht auf das Gefundene, als wir?

Astolfo. Ein Fürst (stockt) — man muß unterscheiden. —

Trump. Laß dein Unterscheiden beim Henker, Astolfo, und sprich, was soll mit dem Gefundnen gemacht werden. Sprich, Hauptmann!

Astolfo (zerstreut.) Laßt uns alles unter unsre Leute austheilen.

Tullian. Nein, Hauptmann, das geht nicht. So viel Geld auf einmal würde unsre Leute erzliederlich machen, und

die ganze Bande sprengen; Ordnung und Subordination würde durchaus aufhören.

Astolfo. Vielleicht zum Vortheil aller Mitglieder.

Tullian. Nicht doch; unsre Leute würden sich freilich trennen, jeder würde denken, er habe genug; aber bald würde das Bischen zum Henker seyn, sie würden sich zum Theil wieder zusammen finden, und aus der großen ehrwürdigen Räuberbande würden viele kleine Spitzbubenbanden entstehen. Dein Vorschlag geht nicht.

Astolfo. Laßt uns diese finstre Gruft verlassen; eben unter Gottes freiem Himmel wollen wir überlegen, was zu thun ist.

Trumm. Ich dächte es auch, wir verließen den Ort des höllischen Gestanks. Kommt Brüder.

Trump verließ, so schnell er konnte, das unterirdische Gemach, und Astolfo und Tullian folgten ihm langsam nach. Als sie in den Schloßhof zurück kamen erblickten sie den getreuen Lilio.

Zehnter Abschnitt.

Woher Lilio? rief Trump dem Ankömmling entgegen, bringst du etwan schlimme Nachrichten? Sind uns die fürstlichen Kerle auf dem Nacken?

Lilio. Nicht doch. Sie haben die Spitzbuben glücklich gefangen, von uns aber wissen sie nichts, und daher ist wieder alles so sicher, wie es immer war. Aber ich bringe andre Nachrichten. Höre Hauptmann, kennst du einen gewissen Asmodeo?

Astolfo. Nun, Asmodeo — was ist mit dem?

Lilio. Ich frage bloß, ob du ihn kennst? War so ein Kerl jemals zu deiner Zeit Kammerdiener der Fürstin von Mezendore?

Astolfo. Ja.

Lilio. Und war der Vertraute der Fürstin?

Astolfo. Er war es. Aber wozu alle diese Fratzen.

Lilio. Du sollst ihn bald selbst sehen. Er ist hieher gekommen, dich aufzusuchen.

Astolfo. Freunde, ich darf mich dem Manne nicht zeigen. Wir sind alle verrathen.

Lilio. Fürchte nichts: ich kenne Asmodeo; er ist ein braver Kerl, aber er hat dir wichtige Dinge zu entdecken.

Astolfo. Wer hat ihm gesagt, daß ich in diesen einsamen Wäldern mich aufhalte? Wer hat ihm den Weg nach diesen unwegsamen Gegenden gezeigt?

Lilio. Niemand, als ich selbst.

Trump (erboßt.) Du hast also den Hauptmann zu sehr unrechter Zeit in Ver-

legenheit gesetzt, Lilio; ich will nicht sagen, du habest ihn verrathen.

Lilio. Schweig doch, Trump, und laß mich reden, und schwatze hernach, wenn du glaubst schwatzen zu müssen. Gestern kam ich auf meinen Streifereien, welche ich um die Feinde zu bekundschaften, in Form eines nach der Schweiz armen reisenden Schlucker von Kandidaten der lutherischen Theologie nach den umliegenden Dörfern machte, auf ein Dorf, und fand meinen Asmodeo in der Schenke. Asmodeo ist ein schlauer Kerl; er erkannte mich zwar auf der Stelle, aber da ihm die Kandidatenform, der weiße Rock mit schwarzen Knöpfen und dito couleur Schleiffen, die schwarze Weste und die schwarzen Hosen und Strümpfe, besonders meine Axel und mein niedriger dreieckiger Huth sehr auffielen, so schloß er gleich hier müsse ein quid pro quo seyn: denn er

wüßte wohl, daß der Haarkräußler Lilio, der nicht lesen und schreiben kann, nicht so leicht in Wirklichkeit zu einem Kandidaten der Theologie kann umgeschaffen werden: denn ob man gleich bei einem theologischen Kandidaten überhaupt wenig Wissenschaft und Kenntnisse sucht, so will man doch sogar in der Pfalz, daß die Menschenkinder sollen lesen und schreiben können. Asmodeo schwieg also, und ich machte es eben so, um meinen alten Freund nicht durch Vorschnelligkeit in Verlegenheit zu setzen. Ja, Brüder, pfiffig muß man seyn, sonst gehts, hole mich der Teufel, alles den Krebsgang.

Astolfo. Ueber dein Gewäsche, Lilio! Komm doch zur Hauptsache.

Lilio. Laß mich doch: du weißt, Vorreden müssen seyn, hab ja mein Tage gehört, daß die Autoren, besonders die in

Deutschland, vor jeden unbedeutenden Wisch, den sie herausgeben, ellenlange Prämbulanis setzen. Aber ich will mich kurz fassen. Asmodeo stand endlich auf, und fragte mich ganz höflich: „Herr Kandidat, wohin geht Ihr Weg? Vielleicht ist er der meinige, und dann könnten wir zusammen reisen.“ Ich antwortete, daß ich nach dem nächsten Dorfe rechts der Schenke zuginge, und mein Asmodeo fand natürlich, daß dieß auch sein Weg sey. Als wir vor das Dorf kamen, ließen wir unsre Freude über unsre unvermuthete Zusammenkunft laut werden. Asmodeo wußte wer ich war; wie er es erfahren hatte, ist hier zu erzählen der Ort nicht; aber ich fand auch kein Bedenken, ihm mich ganz zu entdecken: denn ich kannte des Menschen unverbrüchliche Treue. Ich fragte ihn endlich, warum er in diese Gegenden

gekommen ſey, und da ſagte er mir dann mit einem recht herzlichen Händedruck, daß er durch mich den Zweck ſeiner beſchwerlichen Reiſe zu erlangen hoffe: denn er ſuche dich. Ich war, wie ihr denken werdet, überaus froh, einem rechtſchaffnen alten Freund dienen zu können, und verſicherte ihn, daß er ſich an niemand vortheilhafter hätte wenden können, und brachte ihn hieher. Dort ſitzt er hinter jener Mauer, und erwartet, ob und wenn du ihn ſprechen willſt: aber ſprechen mußt du ihn: denn er hat dir wichtige Dinge zu entdecken, bei denen, wie er ſagt, dir die Ohren gellen werden. Soll ich ihn rufen?

Aſtolfo. Alſo kein andrer von unſern Leuten weiß, daß ein Fremder mich hier ſucht und finden wird?

Lilio. Wie du doch fragen kannſt, Hauptmann! Ich komme ja grade mit ihm

von einer sechs Stunden von hier gelegenen Dorfschenke, und habe unterwegs keine Seele gesehen oder gehört.

Astolfo. Ich will selbst zu ihm gehn, bleibt nur immer hier.

Astolfo ging hinter die Mauer, wo Asmodeo nach Lilios Anweisung seyn sollte, fand ihn da richtig, und Asmodeo war vor Freuden außer sich, den so lange und so mühsam gesuchten Astolfo endlich gefunden zu haben. „Wie soll ich Sie nennen, mein theuerster Herr,“ sagte er zu ihm? „Rellini, Silvano oder Astolfo?“

Astolfo. Rellini? — Wer sagte dir diesen Namen?

Asmodeo. Was hab ich gemacht! Im Taumel der Freude, Sie zu finden, verschnappte ich mich.

Astolfo (ſtark.) Wer ſagte dir den Namen Rellini?

Asmodeo (mit leiſer Stimme.) Pater Lorenzo, der mich zu Ihnen ſchickt.

Astolfo. Vurſche du lügſt, Pater Lorenzo iſt längſt zu ſeinen Vätern verſammelt.

Asmodeo. Würden Sie wohl ſeine Hand kennen?

Astolfo (haſtig.) Zeig her.

Asmodeo. Leſen Sie (giebt ihm einen Brief.)

Astolfo. Ja wahrlich Lorenzos Hand! Aber die Hand allein würde mich noch nicht überzeugen, daß der Ehrwürdige dieſes geſchrieben habe, wären es nicht auch ſeine Zeichen.

Astolfo las nun folgendes:

Freund meines Herzens!

Du biſt zu großen Dingen beſtimmt; dieß müßte dir ſelbſt ſchon einleuchten, wenn

du die Schicksale, welche dich von deiner ersten Jugend an betroffen haben, überlegen willst. Die Zeit ist gekommen, wo du etwas mehr seyn mußt, als der Hauptmann einer Bande Räuber. Große Dinge warten auf dich, aber erwarte nicht, daß ich dir in diesem Briefe das erkläre, was du selbst sehen und erfahren mußt. Folge dem treuen Asmodeo; er wird dich zu mir bringen, und bei mir wirst du auch deine Mutter, und deine Clelia finden: ich habe sie deßwegen zu mir kommen lassen, um dich desto geschwinder hieher zu ziehen. Also eile dich.

Lorenzo.

Astolfo erstaunte über den Inhalt dieses Briefs, und stand lange da, ohne ein Wort mit Asmodeo zu sprechen; endlich wurde diesem die Zeit lang, er fragte also, wozu er sich entschlossen habe?

„Entſchloſſen, fuhr Aſtolfo haſtig auf? Sprich, giebt es einen Entſchluß ſich in einen Abgrund zu ſtürzen? So was iſt Verzweiflung, aber nicht Entſchluß.

Asmodeo (nach einer langen Pauſe.) Aſtolfo, gehn Sie mit?

Aſtolfo. Nein.

Asmodeo. Im Ernſt?

Aſtolfo. Wie ich dir ſage.

Asmodeo. Gut; ich habe meinen Auftrag ausgerichtet: mir kann weder von Ihnen, noch von Lorenzo der geringſte Vorwurf gemacht werden; die Schuld mag fallen auf wen ſie will, wenns ſchief geht: Leben Sie wohl, Aſtolfo! (geht langſam fort.)

Aſtolfo. Asmodeo!

Asmodeo (kehrt um.) Was wollen Sie? Haben Sie vielleicht an Ihre Mutter, oder an Clelien etwas zu beſtellen?

Astolfo. Sag mir, was ich thun soll?

Asmodeo. Mein und Ihrer Freunde sehnlichster Wunsch ist, daß Sie mir folgen, wohin ich Sie führen werde. Aber Sie müssen es selbst wissen, ob Sie es thun können, und wollen.

Astolfo stand lange nachdenkend da, dann reichte er Asmodeo die Hand, und sagte mit fester Stimme: Ich gehe mit dir. Komm näher in die Ruinen.“

Hier saßen Astolfos zwei Gefährten mit Lilio auf dem Grase, unter dem Schatten eines Baums, und ärgerten sich daß ihr Hauptmann sie nicht hören ließ, was er mit Asmodeo sprechen würde: denn für sie hatte Astolfo niemals Geheimnisse gehabt. Astolfo warf sich mürrisch neben sie nieder, befahl Asmodeo sich auch hinzusetzen, und gab dann dem neben ihm sitzenden Trump den Brief des

Pater Lorenzo mit den Worten: ließ ihn laut vor, du verſtehſt ja dieſe Schrift zu leſen.

Trump that es, und dann ſagte Aſtolfo: Nun Freunde, was meint ihr?

Tullian. Das iſt ein verfluchter Streich! Hauptmann du wirſt uns doch nicht verlaſſen?

Aſtolfo. Muß ich nicht? Wenn ich Euch verlaſſe ſo exiſtirt Ihr doch noch immer nicht ohne mich. Haſt du nicht während meiner langen Abweſenheit die Bande kommandirt, und gut kommandirt, vielleicht beſſer, als ich es ſelbſt würde gethan haben? Kannſt du es in Zukunft nicht wieder thun? Bleibe ich aber hier, ſo —

Asmodeo (einfallend.) So ſind Sie unglücklich.

Trump. Burſche, erkläre dich näher.

Asmodeo. Meine Zunge ist mir gebunden.

Trump (greift ihn an, und schüttelt ihn.) Sprich Bursche, oder ich löse dir die Zunge, daß du dich wundern sollst. Sprich Bursche! (schüttelt ihn stärker.)

Astolfo (reißt Trump weg.) Mensch was machst du! In meiner Gegenwart unternimmst du Gewalt! Asmodeo hat Befehl zu schweigen, und dieser Befehl ist ihm von Personen gegeben worden, die ich selbst verehre.

Tullian. Schäme dich, Trump! Verzeih ihm aber, lieber Hauptmann, er hat es nicht böse gemeint. — Also du willst wirklich fort?

Astolfo. Muß ich nicht?

Lilio. So scheint es: aber wenn du fort gehst, so schwöre uns, wieder zu uns

zu

zu kommen, sobald es geschehen kann. Willst du das?

Astolfo. Ich schwöre es euch!

Tullian. Nun dann sey dieß unser Bund: Astolfo geht mit dem Fremden, wohin? das weiß er ja selbst nicht, kann es uns folglich nicht sagen. Ich übernehme indessen das Kommando wieder, und liefre es in die Hände des Hauptmanns, sobald er zurück kommt. Er kommt aber zurück, sobald er kann.

Trump und Lilio stimmten dem nunmehrigen Interimshauptmann secundam bei, und begaben sich vom alten Schlosse nach der Haupthöle hin, wo sie schon viele von der Bande antrafen, die sich nach überstandner Gefahr nach und nach wieder sammelten.

Elfter Abſchnitt.

Die Räuber waren ſehr erſtaunt, als ihnen Aſtolfo ſeine abermalige Entfernung ankündigte, und ihnen Gehorſam gegen den Interimshauptmann Tullian empfahl! einige murrten laut dagegen, und behaupteten, ſie hätten das Recht, vom Hauptmann zu fordern, daß er bey der Bande bliebe, er habe es verſprochen, und noch vor einigen Tagen ihnen mit einem Eide angelobet, allein Trump, deſſen barſche Beredſamkeit bey Leuten ſolches Gelichters immer Eingang fand, beſänftigte ſie, indem er ihnen vorſtellte, daß ein ſo kluger Mann, wie Hauptmann Aſtolfo, allerdings ſeine Urſachen haben müſſe, war-

um er ſich auf einige Zeit entfernte, daß er es allerdings der Bande wegen, deren Beſtes er ſuche, thun werde, daß man ihn aber deßwegen nicht anhalten könne, ſeine Urſachen jedem Flätz, wie er ſich ausdrükte, auf die Naſe zu hängen. Bey dieſen Vorſtellungen, vorzüglich aber bey dem Verſprechen, welches ihnen Aſtolfo that, bald zurück zu kommen, wurden endlich die Leute ruhig, und, ſo ungern es der Hauptmann ſahe, wurde doch noch ein Feſt veranſtaltet, und eine ganze Nacht auf Aſtolfos glückliche Reiſe hingeſchwärmt.

Früh begleiteten Tullian und Trump den Hauptmann eine gute Strecke: als aber Tullian die Bemerkung machte, es ſey Zeit umzuwenden, ſagte Trump: „Geh du nur immer zurück, Tullian: ich bleibe beym Hauptmann.“

Astolfo. Wirst du bey der Bande nicht nöthig seyn?

Trump. Kann seyn; aber dir werde ich vielleicht noch nöthiger seyn.

Asmodeo. Der Hauptmann hat bei mir nichts zu befürchten, ich führe ihn auf sichern Wegen.

Trump. Daran zweifle ich auch nicht: denn schau, Menschenkind, wenn ich zweifelte an deiner Ehrlichkeit, von deinem Gebeine käme auch kein Stückchen aus diesen Gebürgen. Aber auf allen Fall gehe ich mit.

Astolfo und Tullian wendeten noch verschiednes ein, aber Trump ließ sich nicht abweisen: Tullian nahm darauf Abschied von dem Hauptmann, und dieser setzte in Begleitung seiner beiden Gefährten seine Reise durch unwegsame Gegenden fort. Asmodeo wußte

alle Gänge, und ſo kam die kleine Caravane ohne alle Hinderniſſe weiter. Endlich war ihr ganzer Mundvorrath verzehrt, und Trump rieth, Kartoffeln auszugraben, und ſie im Walde am Feuer zu braten.

„Das iſt nicht nöthig,“ antwortete Asmodeo, „eine Stunde von hier iſt ein Dorf, darin wohnt ein Paſtor, ein ſeelenguter Kerl und mein vertrauteſter Freund; bei dieſem wollen wir einſprechen.“ Trump und endlich auch Astolfo waren es zufrieden, nachdem ihnen Asmodeo alle Zweifel wegen ihrer Sicherheit benommen hatte.

Sie kehrten bei dem Paſtor ein, welcher ſie zwar freundlich, aber mit ſo ſichtbarer Verlegenheit empfing, daß ſie alle drei dadurch beunruhigt wurden. Er ſetzte ihnen Eſſen vor, und nachdem dieſes unter

einem sehr einsylbigem Gespräch verzehrt war, fragte der Pastor seine Gäste, wohin sie dann noch heute reisen wollten? Sie stutzten gewaltig bey dieser Frage, und Asmodeo machte ihm bemerklich, daß es ja schon zu spät sey, weiter zu reisen, er möge ihnen daher ein Nachtlager gestatten.

„Meine Herren," erwiederte der Pastor, „das kann ich nicht thun: wir haben den strengsten Befehl von unsrer hohen Obrigkeit, keinen Fremden, er sey auch wer er wolle, über Nacht zu behalten, und zwar bey schwerer Strafe im Betretungsfall. Sie wissen selbst, daß ich als Geistlicher meiner Gemeinde mit gutem Beispiel vorgehen muß, und Sie folglich nicht beherbergen kann. — Gehn Sie doch in die Schenke, die unten im Dorfe liegt."

„Kömmt, Freunde,“ fiel Trump ein: „wir wollen dem Herrn Pastor nicht länger beschwerlich fallen. Allons!“

Die Gesellschaft brach auf, und der Pastor wünschte ihnen gute Nacht und glückliche Reise.

„Wollen wir in die Schenke gehen,“ fragte Trump.

Astolfo. Nein, Bruder: es ist eine schöne warme Nacht; wir wollen unterm freien Himmel schlafen, und morgen weiter ziehen. Wir sind müde, sonst gingen wir die Nacht durch.

Trump. Hast Recht, Astolfo: aber unterm freien Himmel brauchen wir auch nicht zu bleiben. Hier an der Kirche ist eine Halle, wie ich merke; darin können wir übernachten.

Astolfo. Und wenn man uns entdeckt, hält man uns für Kirchendiebe.

Trumy. Warum nicht gar? Will man aber ja was mit uns, so erzählen wir, wie uns der Pastor Loci so spät aus seinem Hause getrieben hat, und jedermann wird finden, daß wir wegen des Pastors Grobheit in der Halle schliefen.

Trumys Vorschlag wurde genehmigt und die Halle zum Nachtquartier gemacht.

Gegen Mitternacht hörte Astolfo, welcher nicht schlief, ein Geflüster: er ward aufmerksam und bemerkte zwei Personen, welche mit einer Blendlaterne in der Hand, sich der Kirchthüre näherten, und sie aufschlossen. Ganz leise richtete sich Astolfo auf, und folgte dem Unbekannten, als er aber in die Kirche kam, sahe er den Pastor und den schon mehrmals in dieser Geschichte genannten Gerstenmann am Altar stehen. Man kann sich vorstellen, wie groß Astolfos Er-

ſtaunen war, da er den berüchtigten Gerſtenmann entdeckte, welcher doch, wie Tullian verſichert hatte, längſt aufgeknüpft war.

Gerſtenmann hatte ein Brecheiſen bey ſich, womit er den Altar öffnete, die Monſtranz, das Ciborium, den Kelch, die Patene und andre heiligen Geräthe herausnahm. Dann gings in die Sakriſtei, und von da an den Gotteskaſten: kurz, die Kirche wurde rein ausgeplündert. Nachdem alles, was der Paſtor und Mosjeh Gerſtenmann ſuchten, in ihren Händen war, ſagte der Paſtor: „Jetzt, mein lieber Kumpan, ſchlag hier ein Kirchenfenſter ein, damit die Leute glauben, die Diebe ſeyen da eingeſtiegen.“ Gerſtenmann that es, und lachte dabei faſt überlaut.

„Es iſt doch ſchnurrig, ſagte er, unter den Auſpicien des Herrn Paſtors die

Kirche zu bemausen. Hole mich der Teufel, das ist äußerst schnurrig.“

Pastor. Du hast Recht: aber es geht nun einmal in der Welt nicht anders. Der Pastor bemauset die Kirche, der Richter macht aus der Gerechtigkeit das schreiendste Unrecht, der Arzt vergiftet seine Patienten, der Philosoph redet eitel Narrheit und der Grammatiker verhunzt die Sprache zum Erbarmen: jeder findet bei der Wirthschaft seinen Vortheil, und wer kanns ihm verdenken?

Gerstenmann. Hast wahr geredet, Bruder Pastor, und bist ein Kerl, wie er seyn soll. Aber wir müssen machen, daß wir fortkommen. Den Bettel da wollen wir in deinem Keller deponiren: nach einigen Tagen werde ich kommen zur Theilung.

Sie verließen die Kirche, woraus Astolfo sich schon vorher entfernt hatte, und gingen nach der Pfarrwohnung zu: Astolfo aber, der nach dem, was er gesehen hatte, nicht länger mehr auf dem Kirchhofe verweilen wollte, weckte seine Begleiter, und nöthigte sie, ihren Weg weiter zu verfolgen.

Zwölfter Abschnitt.

Eine Meile von Menna, so hieß das Dorf wo der schöne Pastor hauſete — kamen unſre Reiſenden an einem Gasthofe, welcher an der Straße lag und das Bedürfniß auszuruhen nöthigte ſie da einzuſprechen, Sie ließen ſich warmes Bier machen, und frühſtückten mit Wohlbehagen. Astolfo dachte über den Vorfall der Nacht nach, Asmodeo ſchlief ein, und Trump ſchäkerte mit der dicken Wirthin, welche ſehr fidel war, und ihre Gäſte auf mehr als eine Art zu bedienen wußte.

Gegen Mittag trat ein wohlgekleideter Mann mit ohngefähr ſechs Bauern in die

Stube. Meine Herren, ſagte er zu Aſtolfo und ſeiner Geſellſchaft, Sie ſind ohne Zweifel die Fremden, welche geſtern Abend dem Herrn Paſtor zu Menna zugeſprochen haben?

Aſtolfo. Ja, mein Herr; wir haben geſtern dem Paſtor zu Menna zugeſprochen.

Fremder. Ihre Namen?

Aſtolfo. Ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen, und ob Sie ein Recht haben uns nach unſern Namen zu fragen.

Fremder. Ich bin der Gerichtshalter von Menna.

Aſtolfo. Das iſt was anders. Ich heiße Carreo, und hier dieſer, heißt Trump. Wir ſind beide reiſende Jäger, und hier ſind unſre Päſſe.

Gerichtshalter (nachdem er die Päſſe geleſen.) Dieſe Papiere ſcheinen ſehr

richtig zu seyn: aber Sie werden mir doch nicht verübeln, wenn ich Ihnen sage, daß Sie alle drei Arrestanten sind.

Astolfo. Wie denn so?

Gerichtsh. Die Kirche zu Menna ist diese Nacht bestohlen worden.

Astolfo. Das weiß ich.

Gerichtsh. Man hat Sie vom Kirchhof kommen sehen.

Astolfo. Möglich; wir haben einige Stunden darauf zugebracht.

Gerichtsh. Der Pastor selbst vermuthet, daß Sie diesen Kirchenraub begangen haben.

Astolfo. So was sieht Ihrem Pastor ähnlich.

Gerichtsh. Unser Pastor ist ein sehr ehrlicher Mann.

Astolfo. Er scheint es vielleicht zu seyn; aber es wird sich ausweisen.

Gerichtsh. Der Schein ist wider Sie, meine Herren, ich muß sie mitnehmen.

Astolfo. Wir machen keine Schwierigkeiten Ihnen zu folgen.

Gerichtsh. Bravo! Ich wünsche, daß Sie unschuldig mögen befunden werden.

Astolfo. Das wird zu ihrer eignen Verwunderung gewiß geschehen.

Trump und Asmodeo wußten nicht was sie zu diesem Vorfall sagen sollten; Astolfo hieß sie, ruhig seyn: denn das Ding würde eine wunderbare Wendung bekommen, und nun gingen alle drei mit dem Gerichtshalter nach Menna, welcher sie sofort in das Schloß des daselbst wohnenden Grafen führte.

Der Graf, ein erzorthodoxer Herr, nach dem Schlag vieler seiner Herren Amtsbrüder, die da glauben, der liebe Gott habe Himmel und Erde, nebst den zwei

großen Lichtern, der Sonne und dem Monde, bloß um des Menschen willen erschaffen, daß aber so per accidens alle Menschen nur wegen der großen Herren da wären, und des Tagelichts genössen, um den Hochzugebietenden desto besser dienen zu können — also der Herr Graf hatte eben den Pastor bei sich, der beinahe täglich mit ihm speisen, und ihm mit Erzählung seiner Universitätsstückchen die Zeit vertreiben, und zur Verdauung behülflich seyn mußte.

Da kommen Ihre Exzellenz, sagte der Pastor.

Graf. Wer kommt, lieber Pastor?

Pastor. Die Sacrilegen, die Kirchenräuber.

Graf. Ah, bei meiner höchsten Ehre, da bringt der Gerichtshalter die Kerle. Nur näher, immer näher.

Astolfo (geſetzt.) Sie haben uns als Diebe und Kirchenräuber auffangen laſſen, gnädiger Herr —

Graf (einfallend.) Und werde euch auch in dieſer Qualität an den Galgen hängen laſſen, ihr Spitzbuben, ihr Kirchendiebe, ihr Straßenräuber!

Astolfo. Herr Graf, wir verbitten uns dieſe Titel; ſie kommen uns nicht zu.

Graf. Was, Kerle wie ihr ſeyd, welche Kirchen beſtehlen, wollen es noch übel nehmen, wenn man ſie Spitzbuben nennt!

Astolfo. Unterſuchen Sie erſt die Sache, ehe Sie urtheilen.

Graf. Ich glaube, der Kerl will mir noch gar vorſchreiben, was ich thun ſoll. Fort, ins Loch mit den Hallunken!

Gerichtsh. Ihre Exzellenz verzeihen, wenn ich ſage, daß zuvor das Corpus delicti muß ausgemittelt werden, ſo lange es vielleicht noch Zeit iſt, und ehe daſſelbe per complices auf die Seite geſchafft wird. Ich meine, es muß erſt auspunktirt werden, wohin die geſtohlnen Sachen gebracht worden ſind.

Graf. Ganz recht: unterſuchen Sie. Oder warte, ich will inquiriren. Sagt an, ihr Schurken, wohin habt ihr das Kirchenzeug gebracht?

Aſtolfo. Das weiß der Herr Paſtor am beſten.

Paſtor (erſchrocken.) Ich? Ich? Um Gottes und aller Heiligen willen, der Menſch iſt verrückt, oder wohl gar mit dem Teufel beſeſſen. Erlauben Ihre Exzellenz,

daß ich nach Hauſe gehe, und mein Exorcirbuch hole (will fort.)

Aſtolfo. Ich bitte, Herr Graf, daß ſie den Paſtor hier behalten.

Graf. Bleiben Sie, Paſtor!

Paſtor. Ich muß nothwendig fort; ich hab einen Kranken zu verſehen.

Graf. Das kommt mir verdächtig vor: der Paſtor verſprach, den ganzen Nachmittag bei mir zuzubringen, und zu poculiren; jetzt will er mit Gewalt fort. (zu den Bauern): Laßt den Paſtor nicht zur Thüre hinaus.

Aſtolfo. Eben der Paſtor hat in Geſellſchaft eines Andern die Kirche beſtohlen: der Raub iſt in des Paſtors Keller gebracht worden.

Der Graf und der Gerichtshalter erblaßten, aber Astolfo drang drauf, daß des Pastors Keller sogleich durchsucht werden mögte! Es geschah, und alles wurde gefunden, was aus der Kirche entwendet war. Der Pastor wurde ins Gefängniß gebracht, und der Graf schwur hoch und theuer, daß er ihn wolle hängen lassen, doch diese Drohung blieb ohne Wirkung: denn nicht lange hernach fand Gerstenmann, der saubre Spießgeselle des Pastors, der dessen Schicksal erfahren hatte, eine Gelegenheit den Gefangnen zu retten, und zwar durch den Kanal der Frau Grässin, welcher der dicklendige Pastor ehedem öfters die Zeit vertrieben hatte, wenn der Herr Gemal sich auf seinen Lindhäusern mit Bauerndirnen erlustigte. Wir werden die Ehrenmänner in der Folge wieder auftreten sehen.

Der Gråf machte nun, nachdem sein eigner Pastor als Kirchendieb war befunden worden, weiter keine Schwierigkeit, die Reisenden frei zu lassen, und ihnen die Fortsetzung ihrer Reise zu erlauben. Man gab ihnen ihre Flinten wieder, und da gefiel dann die, welche Astolfo trug, Seiner Exzellenz über die Maaßen. Er schlug sofort einen Tausch vor, und wollte eine von seinen Flinten für das hübsche Pusserchen geben, wie er sich ausdrückte, aber Astolfo war nicht gewohnt, seine Lieblingssachen aufzuopfern, um einem gnädigen Herrn, der ihm nichts zu befehlen hatte, einen Gefallen zu erweisen; er schlug daher den Tausch ab. Der Graf ward ärgerlich, und meinte, da es nichts zu tauschen gebe, so sey es Zeit, daß die Herren sich abführten.

Astolfo und seine Gefährten nahmen höflich Abschied und gingen.

Asmodeo, welcher die Wege wohl kannte, führte die Gesellschaft durch einen Wald, welcher ohngefähr zwei Stunden von der Residenz des Grafen von Menna seinen Anfang nahm, aber kaum hatten sie diesen Wald erreicht, so sprangen vier bewaffnete Jäger auf sie zu, und ehe sie sichs versahen, hatten ihnen diese die Flinten von der Schulter gerissen.

„Was soll das, rief Astolfo? Wofür sieht man uns an?

Ein Jäger. Für reisende Jäger.

Astolfo. Gut; warum nehmt ihr uns dann unsre Flinten.

Jäger. Weil die Schlösser nicht abgeschraubt sind.

Astolfo. Wir haben nicht geladen.

Jäger. Mags seyn: durch meines Herrn Forst darf niemand mit einem schießfähigen Gewehr passiren.

Astolfo. Wer ist dann der Herr dieses Forstes?

Jäger. Der Graf von Menna. Ich dachte ihr kenntet ihn, kommt ja eben von seinem Schlosse.

Trump. Höre Kammerad, hier hast du einen Thaler, gieb mir die Flinte wieder.

Jäger. Hier Kammerad, hast du deine Flinte. (zu Asmodeo) Giebst vielleicht auch einen Thaler für deine?

Asmodeo. O ja; hier:

Astolfo. Einen Thaler wende ich auch dran.

Jäger. Ja übermorgen, mein guter Freund; deine Flinte ist für den Grafen.

Da käm ich schön an, wenn ich die nicht hinbrächte.

Astolfo. Sie habt ihr uns wohl auf Befehl Seiner Exzellenz angefallen.

Jäger. Allerdings! Meinst du dann, daß wir so impertinente Flegel wären, wenn uns Seine Exzellenz die Flegelei nicht befohlen hätte. Der Herr Graf wollte die doch heute früh dein Gewehr abtäuschen, aber du wolltest nicht. Er schickte uns also voraus, um euch zu plündern, damit er so dein Flintchen acquiriren mögte. Doch wenn du eine Flinte haben willst, will ich dir meine eigne verkaufen.

Astolfo ließ sich den Vorschlag gefallen, und kaufte dem Jäger die Flinte ab: Trump wolle Anstalten treffen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, aber Astolfo winkte ihm, und so gingen sie weiter.

Unſre Freunde hätten gerne die gräfliche Impertinenz thätlich gerochen *) aber die Klugheit rieth ihnen, den Schaden zu verſchmerzen, und nicht länger in einer Duodezmonarchie, zu verweilen, wo der Monarch der dux gregi iple caper, ſich nicht ſchämte, die durchpaſſirenden Fremden unter dem Schein des Rechts zu bemauſen.

Kein Ehentheuer ſtieß unſern Reiſenden weiter auf, man ließ ſie aller Orten, wo durch ſie kamen, ungehindert paſſiren, nur daß hier und da von Werbern, beſonders von Preußiſchen und Kaiſerlichen höflich

*) Dieſe hier erzählte Jagdſchnurre iſt keine Erdichtung. Der Herr Graf von W... zu M.. verübte ſie in der That im Frühling 1780, und war noch unverſchämt genug, ſich der unwürdigen Extorſion zu rühmen, wodurch er den guten Damian von Alzey ſeiner ſchönen Jagdflinte beraubt hatte.

befragt wurden, ob sie nicht Lust hätten, ihren Allerhöchsten Principalen zu dienen. Die Preußischen versprachen ihnen Stellen unter den reitenden Feldjägern, und die Kaiserlichen versicherten sie, daß sie halter, dem größten Herrn auf der ganzen Erde dienen, und bald ihr Glück als Vicecorporäle halter machen könnten, jeder sollte halter vier und zwanzig Gulden Handgeld haben, und halter noch obendrein drei Batzen täglich auf dem Transport. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Vorschläge höflich abgewiesen wurden.

„Nun sind wir dem Ende unsrer Wallfahrt nahe, sagte Asmodeo am neunten Tage der Reise gegen Abend zu seinen Gefährten, und wieß ihnen von weitem ein Schloß auf einem Berge.

Trumpf. Was, jenes Schloß dort wäre das Ziel unsers Wegs? Ich sollte es

kennen: ja, mein Seele, das ist ja eine Burg, die dem Grafen Trippo gehört.

Asmodeo. Ganz recht: der Graf wohnt jetzt da.

Astolfo. Was, Graf Trippo: der wohnte ja sonst in der Residenz Mezendore. Ich kenne ihn, und werde mich sehr hüten, ihm unter die Augen zu treten: denn er kennt auch mich.

Asmodeo. Freilich kennt er dich; aber eben weil er dich kennt, darfst du dich vor ihm nicht fürchten.

Trumy. Kerl, wenn du ein Verräther wärst, du könntest uns ins größte Unglück stürzen: aber wisse, Bürschchen, bist du ein schlechter Kerl an uns, und wird da diesem (auf Astolfo zeigend) auch nur ein Haar gekrümmt, so wisse, daß hundert

Dolche bereit sind, dich zu strafen, und keine Macht, selbst die des höllischen Satans nicht, soll dich vom Verderben retten.

Asmodeo. Freunde, liebste, beste Freunde, Eure Furcht ist vergeblich; Ihr habt nichts zu fürchten. Kommt nur getrost mit mir.

Trump. Was meinst du, Hauptmann?

Astolfo. Es mag werden wies will, ich gehe mit. Ich schäme mich wahrlich, Bedenklichkeiten geäußert zu haben.

Stillschweigend gingen alle drei vorwärts, und standen endlich an einer aufgezognen Zugbrücke still. Asmodeo gab ein Zeichen, die Brücke wurde niedergelassen, und unter dem Schloßthore empfing Graf Trippo und Pater Lorenzo die Ankömmlinge. Sie wurden in einen großen

Saal geführt, und Astolfo erschrack nicht wenig, als er meist lauter Personen, welche er sonst in Mezendore wohl gekannt hatte, daselbst versammelt erblickte. Willkommen Silvano; willkommen Truniy, willkommen liebste Freunde, ertönte es von allen Seiten her. Unter den Anwesenden war auch der Prinz August, der Bruder des regierenden Fürsten. Der Anblick dieses Herrn brachte Astolfo beinahe aus aller Fassung, aber Prinz August umarmte ihn, und versicherte ihn, daß er ihn sehnlich erwartet habe.

„Wir sind hier lauter Freunde, sagte der Prinz, und Sie, Silvano, sollen unsern Bund noch mehr befestigen.“

Astolfo. Alles was ich sehe und höre ist mir ein Räthsel.

Lorenzo. Das glaube ich; aber das Räthsel wird sich schon auflösen. Jetzt setz dich, mein Lieber, und labe dich an einem guten Bissen und einem guten Trunk: Morgen sollst du Alles erfahren.

Ende des dritten Buchs.

Adolfo.

Viertes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Im Fürſtenthum Mezendere waren ſeit der Einkerkerung der Fürſtin gewaltige Veränderungen vorgefallen. Der Fürſt blieb zwar, wie er war, ein groſſer Jäger vor dem Herrn, und ein groſſer Verehrer der Weidmänner, der Spaßmacher und der Mätreſſen, unter welchen Fräulein Klärchen um dieſe Zeit die Präferenz hatte.

Fräulein Klärchen war ein kluges ausgelerntes Mädchen, ſie wußte, daß ununterbrochner Genuß am Ende Ueberdruß und lange Weile erzeugt, und daß

ein Gemüthszuſtand dieſer Art nur gar zu leicht in Haß und Verachtung übergeht: damit nun Seine Durchlaucht, der Fürſt, nicht auch in einen ſolchen Seelen- oder Empfindungszuſtand gerathen mögte, ſahe ſie es nicht allein gerne, daß er ſich dann und wann nach andern Schönen umſah, ſondern ſie war ihm ſelbſt zum Genuß mancher feilen Reize behülflich, ohne daß er es ſelbſt errathen konnte. Fürſten ſollen ſich ohnehin aufs Errathen nicht ſehr verſtehen, und daher ihre Räthe haben, welche dieſes Geſchäft für ſie treiben.

Aber Fräulein Klärchen war ein Frauenzimmer, und als ſolches konnte ſie ihrem Fürſten keine Untreue vergeben; nicht aus Eiferſucht: denn ſie liebte den ausgemärkelten Wollüſtling nicht, ſondern aus Stolz, daß er ſich an ihren Reizen nicht genügen ließ, und dann hatte ſie eine

ziemliche Dosis Fleisch und Blut von der lieben Mutter Natur bekommen. Diese Umstände machten nun, daß mancher begünstiget wurde, der sich es nie hatte einfallen lassen, mit seinem gnädigsten Fürsten an einem dritten Orte zusammenzu treffen, wie sich einer unsrer besten Schriftsteller in einem seiner besten Stücke fein verblümt ausdrückt. Hofkavaliere, Kammerdiener, Prälaten, Reitknechte, Minister, Jäger, Officiere und rüstige gemeine Soldaten konnten sich der speciellen Gnade des schönen Fräuleins rühmen, und Viele der Begünstigten waren so indiskret, daß sie sich dessen, was sie genossen hatten, öffentlich rühmten, besonders thaten dieß die jungen Officiere. Die Dame erfuhr wieder, was von ihr am Hof und in der Stadt herumgetragen wurde, aber statt sich darüber zu ärgern,

gab sie vielmehr Gelegenheit, daß man die Zünglein noch munterer spatzieren ließ: denn sie hatte selbst ein Interesse darunter, daß jedermann sahe, der Sultan-Fürst habe nicht allein das Recht neben den Weg zu treten, oder zu latschen, wie man in Obersachsen sehr significant spricht; dieses Recht stehe der Donna auch zu.

Jedermann am Hofe wußte um die Galanterie des Fräuleins, nur der Herr Fürst nicht; der hielt seine Geliebte für die Seinige im strengsten Sinn, und ließ sichs gar nicht einfallen, daß ein andrer ihm ins Gehäge kommen könnte. Er hatte zwar schon die leidige Erfahrung an seiner eignen Gemahlin gemacht, aber er traute der Geliebten mehr, und war in Absicht ihrer in der allerseligsten Zufriedenheit.

Ueberhaupt wird der Geliebten größeres Vertrauen geschenkt, als der Gattin, und dieß vielleicht nicht mit Unrecht. Ein Mädchen, welches ein ernsthaftes Liebesverständniß angefangen hat, wird sich gewiß sehr hüten, ihrem Geliebten ungetreu zu werden, theils aus Neigung des Herzens, theils aber auch aus Klugheit: denn welcher Mann würde sich noch ferner mit einem Frauenzimmer abgeben, das ihm Liebe und Treue log, und doch andre neben ihm begünstigte? Das Mädchen verliert nicht allein ihren Liebhaber, sondern kommt so in üblen Ruf, daß es um sie für die Zukunft geschehen ist. Aber mit einer Ehefrau hat es eine andre Bewandniß. Wenn diese es nur nicht gar zu arg macht, so ist ihr guter Name geborgen, und wenn der Mann sich zureden läßt, so stört auch den Hausfrieden nichts. Wie leicht ist es

aber nicht, einen Ehemann hinters Licht zu führen, wenn er seinem Weibe gut ist, und wenn sie sich stäts gut gegen ihn stellt? Ich kenne Ehemänner, welche beinahe mit der Nase auf ihre eigne Schande fallen könnten, von deren Hahnreischaft weit und breit herumgeklatscht wird, und die sich doch für die Tugend ihrer lieben, einsichtigen, klugen und sparsamen Weiber todtschlagen ließen. Doch es wäre unverantwortlich, solchen Herren die Augen zu öffnen, sie sind in ihrem eignen Sinn glücklich, und würden ihre ganze Ruhe verlieren, wenn ihnen jemand ihren Irrthum benehmen, und sie von der Wahrheit unterrichten wollte. „Was ich nicht weiß," heißt es im Sprichwort, „macht mich nicht heiß."

Am Hof zu Mezendore gab es keinen einzigen Menschen, der sich unterstanden,

oder sich auch nur die Mühe genommen hätte, Seine Durchlaucht von den Extragängen des Fräuleins zu unterrichten: einige fürchteten den Zorn des Fräuleins und ihres Anhangs, andre meinten, was dem einen recht wäre, sey dem andern billig, und fanden es daher ganz konsequent, daß Fräulein Klärchen jene Stunden, welche der Herr Fürst bei andern Mädchen und Weibern genoß, in guter Gesellschaft zubrachte, und da das schöne Fräulein keinen besonders auszeichnete, und niemand, wäre es auch der Kutscher oder der Gärtnerbursche gewesen, durch Sprödigkeit abschreckte, und sich noch viel weniger für beleidigt hielt, wenn ihr jemand die mächtigen Reize auf sein Nervensystem eingestand, so entstanden ihrentwegen keine Zänkereyen, keine Kabalen und keine Befehdungen, alles blieb ruhig am Hofe.

Fatutto der Kanzler hatte ein unvergleichliches Mittel erfunden, sich zum unumschränkten Beherrscher aller Gerichtshöfe im ganzen Fürstenthum zu machen. Als er seine Stelle erhielt, saßen in allen Dikasterien noch Männer, welche der verstorbene Fürst angestellt hatte: diese waren geschickte und meistens rechtschaffne Männer: denn, daß sie durchaus so gewesen wären, will ich nicht behaupten, indem ich völlig überzeugt bin, und zwar per inductionem durch die leidige tägliche Erfahrung, daß ein aus lauter Rechtschaffnen bestehender Gerichtshof ein Unding sey, und ich befürchte nicht, daß mir hierin jemand widersprechen werde, nicht einmal im Gerichtshof selbst. Gab's doch sogar im Areopagus zu Athen große Schurken, wie der Redner Demosthenes sich nicht scheute, öffentlich zu sagen. Aber wenn

nur die Pluralität der Collegien aus biedern Männern besteht, so geht es noch immer gut, und so war es im Fürstenthum Mezéndore, als Fatutto Großkanzler ward.

Fatutto sahe wohl ein, daß er bey solchen Umständen mit seinen ehrgeitzigen despotischen Absichten schief ankommen würde, und suchte die Rechtschaffnen nach und nach zu entfernen. Absetzen konnte er sie nicht, das würde zu viel Aufsehen gemacht, und wohl gar seinen eignen Sturz vorbereitet haben: aber er fand andre Mittel, die weniger auffielen, und eben deßwegen um so sichrer den Hauptzweck herbeyführten.

Die Männer waren meistens alt: Fatutto schlug dem Fürsten vor, sie auf Pension zu setzen; es sey ja doch unbillig, daß verdiente Männer nicht die letzten Tage

ihres Lebens in Ruhe zubringen dürften. Der Fürst, der ohnehin äußerst gutmüthig war, billigte Fatuttos Vorschlag; die braven Leute erhielten ansehnliche Jahrgelder, und jedermann lobte Fatuttos Sorge für das abgeschwächte Verdienst.

Denjenigen aber, welche noch jung und rüstig waren und keine Lust bezeugten, so nach Art mancher ihrer Herrn Amtsbrüder, zu faullenzen, und ihr Leben mit Tagedieben, und Schlinkenschlagen hinzubringen, kam er auf eine andre Art bey, und zwar so wirksam, daß sie selbst um ihre Entlassung anhielten, die ihnen dann auch niemals versagt wurde.

Er besetzte die erledigten Stellen in den Dikasterien mit seinen Kreaturen, welches meistens Leute ohne Kenntnisse und ohne Sitten waren: denn grade solche Leute mußten

die Geschäfte des Landes und der Regierung verwalten, weil Fatutto wohl wußte, daß mit diesen alles anzufangen war, was er mit ihnen anfangen wollte. Ein gelehrter Mann fühlt sich doch noch dann und wann selbst, und erinnert sich an seine eigne Würde, aber ein Ignorant sagt zu allem Ja, weil er nichts versteht, und ist er noch obendrein ein Taugenichts, so findet er sogar ein Wohlgefallen an den Verdrehungen der Gesetze, und an den juristischen und kameralistischen Filustreichen.

Die redlichen und geschickten Mitglieder der Dikasterien im Fürstenthum Mezendore schickten Vorstellungen wider dieses Unwesen an den Herrn Kanzler, und da sie keine Antwort darauf erhielten, so wendeten sie sich an den Fürsten selbst. Aber da kamen sie schön an: der Fürst war nämlich durch Fatutto überzeugt worden,

daß die Perückenhänse in den Gerichtshöfen und in den Konsistorien Pedanten seyen, welchen es gar nicht zustehe über fürstliche Verordnungen zu moralisiren, oder gar dagegen einzukommen. Er ließ daher ein Edikt drucken, und öffentlich bekannt machen, daß sich niemand, und am allerwenigsten ein fürstlicher Beamter, wäre er auch der erste Geheimerath, sich sollte einfallen lassen, seine Mißbilligung der Höchsten Verordnung durch Remonstrationen an den Tag zu legen: man würde auf dergleichen läppische Vorstellungen für die Zukunft nicht allein keine Notiz nehmen, sondern den Urheber derselben noch obendrein zur Verantwortung ziehen und raisonnabel heimsuchen.

Dieses despotische Edikt empörte alle rechtschaffnen Männer, welche bisher Rem-

ter bekleidet hatten: einer nach dem andern hielt um Entlassung an, und Fa-tutto machte, daß der Fürst jeden, der nur wollte, laufen liß.

In kurzer Zeit waren alle Aemter mit Kreaturen des Großkanzlers besetzt, und so konnte dieser im Fach der lieben Gerechtigkeitspflege thun und machen was ihm gefiel. Es ist schon eine sehr schwere Sache, wenn ein einsichtiger gutdenkender Fürst, welcher durch habile und dem äußersten Anschein nach, redliche Männer bedient wird, den Gang der Themis grade leiten will, daß nicht dann und wann ein Uebersprung gemacht werde: wenn aber der Fürst nicht selbst Regent ist, wenn er die Sorge für sein Land herrschsüchtigen Ministern überläßt, und wenn diese, um desto sicherer tyranniſiren zu können, alle Stel-

len mit Ignoranten, Dummköpfen und Plusmachern beſetzen, ſo muß Bedrückung und Verwirrung allgemein werden, und ſo war es grade auch im Fürſtenthum Mezendore.

Zweiter Abschnitt.

Der Fürst hatte einen Leibarzt, welcher schon den verstorbenen Herrn bedient hatte: er hieß Doktor Lakrizius, und war ein sehr erfahrner Arzt, aber auch zugleich ein Mann von derben Ton, der sich nicht scheute, seinem Gnädigsten nicht nur in diätetischer sondern auch in politischer Hinsicht öfters die reine Wahrheit zu sagen, und was den Hofschranzen und den Staatsbedienten schlecht gefiel, Herr Lakrizius war bei dem Fürsten nicht übel gelitten.

Geben Sie mir ein Mittel an die Hand, sagte Fatutto zu seinem Sekretär Fürfanto, wie wir den Kerl, den verdammten Quacksalber vom Hofe entfernen. Der

Burſche gukt uns in die Karte, und verdirbt uns noch das ganze Spiel. Der Fürſt läßt ſich freilich am Seile leiten, wie ein Tanzbär, aber er mögte doch einmal zum Nachdenken kommen, und dann gute Nacht mit uns.

Fürſanto. Schlagen Sie doch einen andern Leibarzt vor.

Fatutto. Und wenn auch; der extrakte Lakrizius bleibt in dieſem Falle doch.

Fürſanto. Wenn wir nur erſt einen zweiten Leibarzt am Bret haben, ſo wird ſchon alles gehen.

Fatutto. Bin's zufrieden; aber der neue Leibarzt muß uns angehören, ſonſt wird alles doch nichts.

Fürſanto. Das verſteht ſich von ſelbſt. Ich werde an meinen Freund Febrilex nach Eulenhof ſchreiben; ich hoffe, er ſoll

dem

dem Fürſten gefallen, und für ſeine Anhänglichkeit an unſer Syſtem ſtehe ich.

Febriler wurde verſchrieben, und kam. Er hatte auf einer berühmten deutſchen Univerſität ſtudirt, wo es damals Mode war, neue Syſteme aufzuſtellen, und ihnen den Platz einzuräumen, welchen ſonſt die auf richtigen Erfahrungen gegründeten Lehren einnahmen. Da es nun viel leichter iſt, ein willkührlich erfundenes Lehrgebäude zu lernen, als den mühſamen Weg der Erfahrung und des eignen Forſchens einzuſchlagen, ſo hatten die Profeſſores auf jener deutſchen Univerſität, wo Febriler ſtudirte, großen Zulauf, und ſchickten ihre Eleven von Gelehrſamkeit ſtrotzend nach Hauſe. Freilich waren alle dieſe ſuperkluge Syſtemsmänner nur elende Schlucker in der ausübenden Arzeneikunde, welche ſogar von den Dorfbarbirern, ſo

elende Wichte diese auch sonst gewöhnlich sind, weit übertreffen wurden, wenn es darauf ankam, eine individuelle Krankheit zu beurtheilen, oder zu kuriren; desto besser aber konnten sie räsonniren, und schwadronniren, und eben ihr ewiges Gewäsche von Irritabilität, von Cänesthesis, von Typhus, von Galvanismus, von Magnetismus, von Seelenorgan und wie die Nationsdinger oder Hirngeburten der Systematiker sonst noch heißen, verschaffte ihnen den Ruhm der Gelehrsamkeit, und dieser Ruhm brachte ihnen reichliche Kundschaft. Herr Dekter Febriler war einer von dieser Art.

Er wurde dem Fürsten als ein fremder sehr gelehrter Arzt vorgestellt, überreichte demselben seine Dissertation de homogeneitate et heterogeneitate variarum materiarum, quibus organon animi

eſi compoſitum, cum liguris aeneis *) 22½ Bog. in Quart. Der Fürſt war auſſerordentlich artig gegen den ſyſtematiſchen Aeſkulap, welcher auch neben ſeiner metaphyſiſchen Arzneikunde, viel Biegſamkeit des Rückens und der Kunſt beſaß, auf die unverſchämteſte Art zu loben und zu ſchmeicheln, eine Kunſt, ohne welche ſich nie ein Arzt viele groſſe Praktik verſchafft hat: denn ſo was gehört zum Handwerk, und der Verfaſſer dieſer Geſchichte kennt recht brave geſchickte Aerzte, welche aber, weil ſie die Kunſt zu leben nicht gelernt haben, beinahe hungern müſſen, indeß andre ganz unwiſſende Charlatane und Pillendrechsler im Ueberfluß leben. Doch das ſind Wahrheiten, die jedermann weiß,

*) Wie lange wird man wohl noch ſagen, ein Bild auf Papier ſey eine figura aenea?

ohne ſich darnach zu richten. Mundus vult decipi, decipiatur ergo, das heißt, auf deutſch, die Herrn wollen bedient ſeyn; ſie ſollen auch bedient werden.

Herr D. Febriler gefiel dem Fürſten, und durch die Empfehlungen des Großkanzlers erhielt er die Stelle eines zweiten Leibarztes bei ſeiner Durchlaucht. Der alte Doktor Lakrizius hatte zwar nichts wider die Anſtellung eines zweiten Leibmedicus, aber er wollte doch ſehen, was der neue Herr für ein Aeſkulap ſey, fühlte ihm daher auf die Zähne, und fand einen Erzignoranten in allen Wiſſenſchaften, welche man noch hier und da für nöthig zu dieſer Wiſſenſchaft hält. So war zum Beiſpiel Herr Febrilex in der Anatomie dermaßen ein Schächer, daß er auf die Frage, wo das Schlüſſelbein läge? ſich aller Orten befühlte, und ſogar in ſeine Hoſen griff, ob

er vielleicht ein einem Schlüssel ähnliches Bein entdecken mögte.

Doktor Lakrizius, ein äußerst kolérischer Mann, rüffelte nicht allein den Unwissenden rechtschaffen, sondern warnte auch den Gnädigsten vor seinen Kuren, und beging noch obendrein die Unvorsichtigkeit, jedermann zu sagen, der es nur hören wollte, der neue Archiater sey ein Quacksalber und ein jämmerlicher Salbader. Daß die Klicke des Großkanzlers seinen Untergang beschloß, versteht sich von selbst: allein Faktotes hatte nicht nöthig, ihn erst beim Fürsten anzuschwärzen, er zog von freien Stücken ab, und dazu gab folgender Vorfall die Gelegenheit.

Ein gewisses Fräulein Julchen von Fümarapo hatte mit einer gewissen Mamsell Malchen Henkel ein artiges Logie in der Residenz bezogen, und ließen

sich daselbst von jungen Herren bedienen, versteht sich, daß die Herren bezahlen, oder nach dem damals gewöhnlichen Ausdruck klotzen müßten. Man sagte damals in der ganzen Stadt, das Fräulein und die Mamsell wären barmherzige Schwestern von heterogener Art — aber so heterogen sie auch seyn mogten, waren sie doch beide darin homogen, daß sie niemandes Seufzer verschmähten, der ihnen Geld bot, und da sie hübsch waren, so fehlte es ihnen nicht an Kundleuten, aber die Kundschaft wurde so stark betrieben, daß sich die häßlichsten und abscheulichsten Folgen bald an dem Körper der Schönen zeigten.

Das Fräulein Fumacapo würde gewiß geliefert worden seyn: denn sie verstand die Natur der Krankheit nicht, von welcher sie gequält wurde, und eine gewisse übel angebrachte Schamhaftigkeit würde

ſie verhindert haben, ſich einem Arzte zu entdecken, aber Mamſell Malchen war in dieſen Schulen beſſer erfahren. „Wir müſſen uns heilen laſſen, liebes Julchen, ſagte ſie zu ihrer Kumpanin, ſonſt kommen wir auf den Hund.“

Julchen. Herr Jemineh, liebes Malchen, was fehlt uns dann? ich weiß es wahrhaftig nicht.

Malchen. Närrſches Thierchen, wir haben die Galanteriekrankheit. Krepiren müſſen wir, wenn uns nicht geholfen wird. Ich will einen Doktor holen laſſen.

Julchen. Malchen, ach ich ſchäme mich.

Malchen. Hat ſich da wohl was zu ſchämen. Unſer einer und Schaam! Ich bitte dich um Moſes willen, Julchen, ſey kein Narr. Ich will einen Doktor holen, und zwar den Leibarzt Lakrizius, das iſt ein Mann, der ſo was zu heilen verſteht.

Julchen. Wenns doch einmal seyn soll, so laß lieber den Herrn Doktor Meier holen, der uns so oft besucht hat.

Malchen. Was, den Meier, den Judenpractikanten? der Bursche wäre mir der Rechte.

Julchen. Was schadets dann, daß er ein Jude ist?

Malchen. Das schadet eben nichts; ein Jude kann so gut die Doktorei lernen, als ein Christ: aber Meier ist ein einfältiger Quacksalber und Dummkopf; die Fakultät hat ihn schon einigemal in den Klauen gehabt, und seine mortalischen Kuren untersucht: aber demohnerachtet prakticirt er noch immer fort. Nein, Julchen, den Sündenbock Meier hole ich nicht, ich hole den Doktor Laktizius

Laktizius wird also Arzt der Lustdamen, und so sehr auch das Uebel bei ih-

nen eingewurzelt wär, brachte er es doch so weit, daß beide Frauenzimmer bald völlig hergestellt waren, und gewiß ihr einträgliches Gewerbe hätten fortsetzen können, wenn sie durch die Kur nicht eine vorzügliche Weiberzierde verlohren hätten, nämlich ihre schönen elfenbeinernen Zähne. Der Merkurius, den Doktor Lakrizius in ziemlich reichlichen Dosen verschrieb, weil er ihn höchst nöthig fand, hatte diese Verwüstung in dem Munde der Schönen verursacht, und diese waren darüber untröstlich. Sie schrieben ihren Unfall dem ehrlichen Leibarzt zu, und klagten laut und bitter über denselben.

Von ohngefähr hörte Fürfanto, der Sekretär, von dieser Begebenheit, und beschloß sie zu benutzen. Er ging in Begleitung des Leibarztes Febriler zu den entzahnten Frauenzimmern, instruirte sie,

und wieß ihnen den Advokaten Ezechiel zum Aſſiſtenten an. Ezechiel, der ärgſte Rabuliſt im ganzen Fürſtenthum, welchem der verſtorbene Fürſt wegen Verfälſchung der Akten und andrer Teufeleien die Praxis gelegt hatte, der aber unter Fatuttos Regiment wieder in alle ſeine verlohrnen Rechte eingetreten war, gab eine Schrift gegen Doktor Lakrizius ein, worin er ihn beſchuldigte, daß der Leibarzt den Mamſellen fälſchlich eingebildet hätte, als ſeyen ſie veneriſch; das habe er aber bloß gethan, um eine gefährliche Kur mit ihnen anzufangen, und ſie um alle ihre Reize zu bringen. Da ſie nun beide im Begriff geweſen wären, ſich zu verheirathen, dieſes aber wegen der ausgehaltenen Merkurialkur und des dadurch bewirkten Ausfalles ihrer Zähne, rückgängig geworden ſey, ſo

forderten die Schönen Ersatz wegen des erlittenen Schadens u. s. w.

Die Klage wurde dem Doktor Lakrizius zugeschickt, dieser ärgerte sich fürchterlich, und beantwortete den infamen Wisch nach seiner heftigen Art; aber das Gericht war einmal angewiesen, den Leibarzt zu verdammen, und so erschien eine Sentenz, nach welcher Herr Doktor Lakrizius dem Fräulein Julchen Fumacapo 4000, der Mamsell Malchen Henkel aber 2900 Thaler bezahlen, und nichts für seine Kur nehmen, auch die Prozeßkosten noch obendrein alle tragen sollte.

Doktor Lakrizius gerieth über dieses abgeschmackte Dekret dergestalt in die Hitze, daß er ein heftiges Libell aufsetzte, und an den Großkanzler schickte: in diesem Libell fehlt es freilich nicht an derben Invectiven, die man aber doch einem Mann, der so

wie Lakrizius war beleidigt worden, hätte verzeihen müssen. Das wollten auch einige Räthe, welchen Fatütto die Schrift des Leibarztes vorlegte, allein Fatütto fand darin, wer weiß, welche Beleidigung der Hochfürstlichen Regierung, und ließ den Doktor vorladen, um wegen seiner Calumnien und Injurien — so heißt man gewöhnlich in den Gerichtshöfen alle Beschwerden wider die Obrigkeit, sie mögen gegründet seyn, oder nicht — eine Inquisition über sich ergehen zu lassen.

Doktor Lakrizius lief zu dem Fürsten ins Kabinett, als dieser grade Fräulein Klärchen auf seinem Schoos wiegte.

„Na, woher Doktor, sagte der Fürst? Sehn ja so roth aus, als wenn Sie geschnappst hätten.“

Lakrizius. Mein, gnädigſter Herr, geſchnappſt habe ich nicht, aber daß ich roth bin; macht der Aerger.

Fürſt. Haben Sie Aerger gehabt? Je nun, Sie ſind ja ein Doktor: nehmen Sie doch niederſchlagend Pulver.

Lakrizius. Da hilft kein niederſchlagend Pulver; da können nur Sie helfen, gnädigſter Herr. Sehn Sie, ich bin aufs gröbſte beleidigt. Ich muß Ihnen die ganze Sache erzählen, damit Sie ſelbſt ſehen, was Sie für ſchöne Kundleute zu Juſtizpflegern haben. Hören Sie mich nur an.

Fürſt. Von Juſtizſachen mag ich überhaupt nichts hören, und zudem habe ich jetzt keine Zeit dazu. Gehn Sie doch nur zum Großkanzler, wenn Sie eine Klage haben.

Lakrizius. Eben gegen den Großkanzler habe ich eine Klage, und wohin

soll ich mich anders wenden, als zu Ihnen, gnädigster Herr?

Fürst (aufgebracht.) Ich mag aber nichts wissen. Haben Sie mich verstanden, Doktor? Jetzt gehn Sie, haben Sies gehört?

Lakrizius. O ja (im Abgehn) Salomon hat doch bei meiner armen Seele recht, wenn er sagte: wehe dem Land, dessen König ein Kind ist.

Fürst. Was war das? Was sagte der Dokter?

Klärchen. Was er sagte? Sie wären ein Kind, sagte er, das heißt, auf gut deutsch, ein elender Fürst, oder wohl gar ein Narr.

Fürst. Dann soll ja der Teufel den Kerl holen. Warte nur, du verfluchter, vermaledeiter Quacksalber, du Salbader, du Pillenhengst, du Uringlasgucker du, warte.

Fräulein Klärchen, und Falutte, der eben dazu kam, nützten die Laune des Fürsten und seinen Unwillen so, daß der Fürst den Doktor Lakrizius den Hof verbot, und binnen acht Tagen die Stadt zu verlassen befahl. Der Doktor gehorchte gern, und so waren die Herren zu Mezendore einen Mann los, der ihnen mit der Zeit beim Fürsten das Spiel hätte verderben können.

Dritter Abſchnitt.

Es ging aber dem Großkanzler Fatutto und allen ſeinen Kreaturen, wie es ſo manchen geht, welche ſich einbilden, unter der Autorität des Fürſten könne man alles thun, was man wolle, und laufe auf keinen Fall Gefahr, wenn man nur vor dem Bemerken des Regenten ſicher wäre. Aus dieſer Vorſtellung entſteht eine ganz falſche Politik, und dieſe befiehlt Mittel anzuwenden, welche grade das Gegentheil von dem bewirken, was durch ſie erhalten werden ſoll.

Es fiel zwar dem Großkanzler ein, daß der Unwille der Unterdrückten mit der Zeit Unruhen und vielleicht gar Aufſtand erregen

gen könnte: aber diese Uebel hoffte er gleich bei ihrer Entstehung zu unterdrücken. Der Fürst hatte ja einen ansehnlichen Haufen Soldaten, und wer brave Soldaten hat, dachte er, wird mit rebellischen Unterthanen bald fertig. Er vermehrte das Militär, machte bloß seine Günstlinge zu Officieren, und glaubte nun so sicher zu seyn, wie ein Invalidenkommandant in einer Festung zu Friedenszeiten ist.

Da er doch dann und wann ein Buch in die Hände nahm, fiel er von ohngefähr auf das politische Journal des politischen Propheten zu Altona, ich meine den Herrn von Schirach, dem es aber leider geht, wie allen neuen Propheten, und wie es den alten selbst gegangen ist: denn der aristokratische Großschauer weissagt allemal das Gegentheil von dem, was hernach wirklich eintrifft. Doch machte das politi-

sche Journal und noch einige Bücher dieser Art Eindruck auf den Großkanzler, und er beschloß die Regeln zu befolgen, wodurch nach Schirach und Konsorten, die Ruhe der Staaten auf ewig kann erhalten werden. Unter andern goldnen Regeln zur Erreichung dieses großen Zwecks, gefiel ihm besonders diese, daß man das Volk fein hübsch bei der Krippe der geistlichen Futterung und Mastung erhalten müsse, das heißt, daß man in dem Religionsunterrichte durchaus keine Neuerung gestatten müsse; je rechtgläubiger, oder welches einerlei ist, je dummer und hornviehmäßiger der Pöbel erzogen und angeführt werde, desto gehorsamer und demüthiger sey und bleibe er.

Fatutto besprach sich über diesen Punkt mit dem Präsidenten des geistlichen Obercollegiums, und dieser veranstaltete

die allgemeine Kirchenvisitation im ganzen Fürstenthum. Hier und da fanden die Visitatoren grobe Ketzer, das ist, Leute, welche etwas heller dachten, als die Verfasser des alten Katechismus und des alten Gesangbuchs. Alle diese, welche nun für Ketzer gehalten wurden, mußten ihre Stellen aufgeben, und durften sich nicht einmal vertheidigen. Daher erhielt auch der Fürst den Beinahmen des Rechtgläubigen: denn im Fürstenthum Mezendore herrschte auch die Gewohnheit, daß die Regenten, so lange sie lebten, öffentlich vergöttert, und mit artigen vielbedeutenden Zunamen versehen wurden: diese Zunamen wurden mit dem Abfahren des Fürsten vergessen, und ihr Andenken selbst verachtet. Dieß ist aber auch an andern Gästen der Fall, und wahrlich ein Fürst thut sehr unrecht, wenn er sich den Schmeichlern über-

läßt, um nachher desto tiefer in den Augen des denkenden Publikums herunter zu sinken: denn das Publikum irret sich selten, und spielt denen unbarmherzig mit, welche sich so viel anmaßen.

So sehr aber der Fürst von Mezendore, oder vielmehr seine Dienerschaften für die Aufrechthaltung der Religion und des Ansehens der Regierung sorgten, so kamen doch die Sitten gar sehr in Verfall, und Ausschweifungen jeder Art wurden so allgemein, daß Vornehme und Niedrige sich der entehrendsten Handlungen rühmten. In der Residenz unter den Augen des Fürsten ging es am tollsten her, damit aber doch die Regierung scheinen mögte, für die Sitten auch zu sorgen, wurden allerhand Verordnungen gemacht, welche so etwas zu bezwecken scheinen sollten; zum Beispiel wurde verboten, während der Kir-

chenhaltung, wobei gewöhnlich unverständliche Lieder ohne Saft und Kraft hergeleiert werden, und worauf der Herr Seelsorger gelehrten und ungelehrten Halimathias hinorgelte, Bier, Wein und Schnapps zu verkaufen, wer gekriegt wurde, mußte nebst dem Wirthe, der ihm das Getränk verkauft hatte, derbe Strafe geben, aber dagegen hatte man nichts, daß die Wirthshäuser, Keller und Kneipen die ganze Nacht hindurch offen blieben, daß man sich in denselben pferdemäßig besoff, sich mit Straßenmenschern in den Winkeln herumtrieb, sich balgte, und erst gegen Tag nach Hause taumelte. So sah es mit der Polizey in Mezendore aus; doch diese und fast alle andere Anstalten, welche gemacht, aber auch oft genug wieder verändert wurden, gefielen den lustigen und kurzsichtigen Mezendorern, weil sie dabei nach Herzenslust

wirthſchaften konnten, und keine Hinderniſſe in ihren Luſtigkeiten zu fürchten hatten.

Der Adel galt längſt in dieſem Lande als die Hauptſtütze des Staats, und wurde ganz vorzüglich begünſtiget: in allen Prozeſſen gewann der Edelmann, alle ehrenvolle einträgliche Aemter erhielt der Edelmann, und Officier konnte ſonſt niemand werden, als der Edelmann; dabei hatte doch jeder Junker das Privilegium, ein unwiſſender Eſelskopf zu bleiben; der Adel erſetzte Verſtand und Geſchicklichkeit. Daß alſo auch der Adel ſehr mit der Mezendoriſchen Regierung zufrieden geweſen ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

Niemand haßte dieſe Einrichtung, als alle rechtſchaffnen Leute, und alle Bedrückte. Die Anzahl der erſtern war zwar ſehr geringe, aber der Name der Letztern hieß Legion, und dahin gehörten alle nützlichen

Bürger des ganzen Staates. Der Bauernstand war von Olims Zeiten her, vielleicht von seiner ersten Existenz an, unterdrückt und schrecklich mißhandelt worden; der Adel, die Pfaffen, die fürstlichen Beamten und besonders die Finanzmänner lagen ohnaufhörlich auf dem armen Bauern, und kuranzten ihn gar mächtig herum; der arme Bauer dachte, das müsse so seyn, und ließ sich kuranzen, wie es den geistlichen und weltlichen Kuranzern nur immer gefallen mögte. Die Bürger in den Städten, der Handwerker und andre Personen von der erwerbenden Klasse waren gleichfalls sehr übel dran, und erlagen beinahe unter ihren Lasten; sie murrten zwar, aber die Furcht vor den fürstlichen Soldaten verhinderte sie laut zu murren.

Fatutto der Großkanzler hatte im ganzen Lande seine Spionen, welche ihm

gehörigen Rapport von allem, was vorging, abstatteten; er freute sich über die allgemein herrschende Ruhe, und schmeichelte sich mit der süßen Hoffnung, daß dieses Schlaraffenleben, ewig währen würde, und so dachte er auch immer ein Land zu gebrauchen und zu mißbrauchen nach Wohlgefallen, dessen Fürst ein Schwachkopf war. Fräulein Klärchen spielte bey der ganzen Geschichte eine der bedeutendsten Rollen, und fand bey der Lebensart, die sie führte, ihre allerhöchste Glückseligkeit: denn welches Frauenzimmer hält sich nicht für vollkommen glücklich, welches so nach Herzenswunsch, und ohne jemals ihren Eigensinn beleidigt zu sehen, den Hauptleidenschaften des schönen Geschlechts, der Koketterie, dem Stolze, und der Pracht- und Aufwandssucht nachhängen darf?

Vierter Abschnitt.

Astolfo und seine Freunde befanden sich auf dem Schloß des Grafen Trippo, Dieses Schloß lag ohngefähr zehn Meilen von der Residenz, aber in einer so unfreundlichen abgesonderten Gegend, daß nur selten botanisirende Professoren und Studenten von der Mezendorischen Universität Miranda dahin kamen, welche vom Schlosse nur einige Meilen entfernt war. Der Besitzer des Schlosses, Graf Trippo, war ehedem in Mezendorens Residenzstadt Minister der auswärtigen Geschäfte gewesen, und hatte seinem Amte mit unverbrüchlicher Treue, aber auch mit einem Eigensinn vorgestanden, welcher dem Großkanz-

ler Fatutto durchaus nicht gefiel: er beſchloß, ihn zu ſtürzen, aber der edle Graf Trippo merkte kaum die heimtückiſchen Abſichten des Großminiſters, ſo forderte er ſeinen Abſchied, und bezog ſein Schloß, um ſich aller Connexion mit dem Hofe und der höfelnden Reſidenz gänzlich zu entziehen.

Graf Trippo war ehedem Hofmeiſter des Prinzen Auguſt von Mezendore geweſen, hatte dieſen ganz nach ſeiner Art gebildet, und ihn auf ſeinen Reiſen begleitet. In Frankreich lernte der Prinz ein Fräulein kennen, welches alle Eigenſchaften in ſich vereinigte, die ſich gewöhnlich nur in dem Ideal einer vollkommnen Schönheit befinden. Er liebte ſie, und das Fräulein war nicht gleichgültig gegen ſeine Liebe: da er kurz vorher in franzöſiſche Kriegsdienſte getreten war, ſo verband er ſich

mit seiner Geliebten, und kümmerte sich wenig über die Urtheile der Welt und über die Verbindung eines gebornen Fürsten mit einem simpeln Fräulein.

Nach dem Tode des alten Fürsten besuchte der Prinz August seinen Bruder, aber die Hofetikette verstattete nicht, daß seine Gemalin, das ehemalige französische Fräulein, zur Tafel gezogen wurde, oder sonst an den öffentlichen Feten des Hofes Theil nahm. Der Prinz ärgerte sich, verließ Mezendore, und kehrte nach Frankreich zurück, fest entschlossen, niemals wieder in ein Land zu kommen, wo eine so läppische Etikette herrschte. Er würde gewiß auch seinem Vorsatz treu geblieben seyn, wenn er nicht von der abscheulichen Haushaltung seines Bruders wäre unterrichtet, und von seiner Schwägerin selbst aufgefordert werden, sich des Landes anzunehmen, und

wenigstens ihre Schmach zu rächen, welche sie seit ihrer Einsperrung auf das Schloß Katzenstein ausstehen mußte.

Prinz August kam ganz incognito nach Mezendore, erfuhr daselbst den Aufenthalt und das Schicksal seines ehemaligen Hofmeisters, und eilte auf dessen Schloß. Nun gings natürlicherweise an ein Raunzießen, und das Resultat davon war: daß man das Ding im Ganzen ändern, und eine totale Revolution veranstalten müsse; damit alles wieder in richtige Ordnung käme. Das war im Allgemeinen geschwind ausgemacht, aber desto schwieriger war es, die Mittel zu einem Vorhaben dieser Art aufzufinden. Pater Lorenzo, der Einsiedler, hatte aus guten Gründen, die ich noch erzählen werde, seinen Aufenthalt in Terni verändert, und war in das Fürstenthum Mezendore gezogen, wo er seine Klause

ohnewēit dem Schloß des Grafen Trippo anlegte. Graf Trippo war mit dem Einſiedler Lorenzo bekannt worden, hatte ihn mehrmals beſucht, und einen großen Politiker unter dem Habit des Walobruders verſteckt gefunden. Der Einſiedler wurde daher auf das Schloß des Grafen geholt, und zu der geheimen Conferenz deſſelben und des Prinzen Auguſts gezogen.

Pater Lorenzo gab ſichtbarlich ſeine Freude über dieſe Umſtände zu erkennen, und verſicherte den Prinzen, daß er ihm einen Mann zuweiſen würde, der ſich zur Ausführung eines ſo ſchweren Plans herrlich ſchickte.

„Kenn ich den Mann vielleicht, lieber Lorenzo, deſſen Geſchicklichkeit Sie ſo herausſtreichen,“ fragte der Prinz?

Lorenzo. Wahrſcheinlich dem Namen nach, ſo par renommée, wie man ſagt.

Prinz. Nun, und der Name?

Lorenzo. Ist Astolfo!

Prinz. Was, Astolfo, der bekannte Räuber in Faunien, der jenes Fürstenthum so lange unsicher gemacht hat?

Lorenzo. Eben der. Ich versichre Sie, gnädigster Herr, Sie können niemand finden, der sich für ihren Plan besser schickt, als eben Astolfo. Ich habe ihn selbst schon zu diesem Geschäft bestimmt.

Prinz (erstaunt.) Zu diesem Geschäft? Mein Himmel, was konnten Sie davon wissen, ehe Sie es von mir erfuhren?

Lorenzo. Meinen Sie dann, mein Prinz, Sie seyen der Einzige, oder Ihre Freunde seyen die Einzigen, denen die fürchterlichen Bedrückungen der Haushaltung in Mezendore auffielen? Nein, bei

Gott, weit und breit ertönt der Ruf von einer ſo artigen Regierung.

Prinz. Aber wie erfuhren Sie dann die Händel in Ihrer einſamen Klauſe in Nerin? Und wann ſie alles erfuhren, warum wollten ſie ſich in Dinge miſchen, die ſich mit dem heiligen Stande und der Ruhe eines Einſiedlers gar nicht vertragen.

Lorenzo. Man hat wohl eher Einſiedler geſehen, die große Bewegungen in der politiſchen Welt verurſacht und unterhalten haben: führt doch ſelbſt Kukupeter, der halb Europa aufhetzte und in die Kreuzzüge jagte, auch den Namen eines Einſiedlers. Aber ich hatte noch andre Gründe, mich der Dinge in Mezendore anzunehmen.

Prinz. Laſſen Sie hören.

Lorenzo. Ich war in meiner Jugend lange Zeit am Hofe zu Filtra: der Fürſt

von Filtra, der Vater der Gemalin ihres Bruders erzeigte mir viel Gefälligkeiten, und ich würde jenen Hof allen andern Orten in der Welt vorgezogen, und mich daselbst fixirt haben, wenn irgend ein Hof ohne Hofluft seyn konnte, an welche ich nie im Stande war, mich zu gewöhnen; doch blieb ich, so lang es mir möglich war, und lernte Astolfos Mutter daselbst kennen.

Prinz. Astolfos Mutter? Pater Lorenzo, Sie spaßen.

Lorenzo. Nichts weniger, als dieß, gnädigster Herr. Astolfos Mutter war damals Hofdame bei der verstorbenen Fürstin, und diese Dame hielt so viel auf das damalige Hoffräulein, daß sie auch nachher, als diese den Ritter Rellini geheirathet hatte —

Prinz (einfallend.) Was sagen Sie, den Ritter Rellini?

Lorenzo. Eben den: der Ritter Relini aus Faunien ist Astolfos Vater: als daher Astolfos Mutter den Ritter geheirathet hatte, mußte sie doch alle Jahre einmal nach Filtra kommen, und das geschah so lange, als ihre Freundin, die alte Fürstin lebte. Diese starb endlich, und die ganze freundschaftliche Neigung von Astolfos Mutter ging auf ihre Tochter, die Prinzessin über, welche hernach ihre Schwägerin ward. Astolfos Mutter wurde bald darauf sehr unglücklich, und mußte lange, sehr lange im Kerker schmachten; sie wurde endlich gerettet, und da erfuhr sie, daß die Tochter ihrer Freundin die Fürstin von Mezendore, ein ähnliches Schicksal leide, und auf dem Schloß Katzenstein eingeschlossen sey. Sie gerührt von dem Unglück einer ihr so werthen Person, schrieb sie derselben einen Trostbrief.

und erbot sich, ihr in dem Gefängniß Gesellschaft zu leisten. Die bedaurungswürdige Fürstin war entzückt über dieses Anerbieten und ließ sie zu sich kommen. Es kostete zwar Mühe den Kastellan dahin zu bewegen, daß er der Fürstin Gesellschaft gestattete, allein für Geld kann man bei solchen Leuten alles ausrichten, und Astolfos Mutter durfte zu Katzenstein wohnen: ein gewisses Fräulein Clelia, Astolfos Geliebte, begleitete dessen Mutter nach dem Gefängnißschloß, und ich wurde bald hernach von der Fürstin aufgefordert, ihr Retter zu seyn. Ich hielt es für meine Pflicht, nicht nur die Tochter eines Fürsten zu retten, den ich einst für meinen Freund hielt, sondern auch alles zu wagen, um eine Regentenwirthschaft zu stürzen, welche die Menschheit entehrt, und das häßlichste Bild eines abscheulichen Despotismus

darſtellt. Ich ſchlug in dieſer Gegend meine Einſiedelei auf, beſuchte die Fürſtin heimlich auf ihrem Schloß, und wir wurden einig, daß Aſtolfo geholt werden ſollte; denn auf dieſen Mann, und ſeine Geſellſchaft haben wir alle unſer Vertrauen geſetzt; wenn ja etwas kann ausgeführt werden, ſo kann es durch Aſtolfo und ſeine Leute geſchehen.

Prinz. Aber, mein Gott, eine Räuberbande!

Lorenzo. Das thut nichts: führen doch die Großen auch ihre Abſichten durch Heere aus, welche kaum dem Namen nach von Räuberbanden unterſchieden ſind! Doch wir wollen erſt hören, was Aſtolfo ſagt; er ſoll allein kommen. Will er dann ſeine Leute bei ſich haben, ſo kann er ſie leicht kommen laſſen.

Der Prinz und der Graf Trippo fanden bald selbst für gut, daß Astolfo in ihre Mitte gerufen, und mit allen ihren Geheimnissen bekannt würde. Wie dieses wirklich ausgeführt wurde, wissen wir schon, aus dem letzten Abschnitt, des dritten Buchs.

Fünfter Abschnitt.

Zwei Tage waren schon vergangen, und Astolfo hatte weder seine Mutter noch seine Clelia gesehen. Oft nannte er ihre Namen, und fragte nach ihnen, aber jedesmal fiel ihm Lorenzo in die Rede, und bat ihn, sich noch zu gedulden, er sollte die lieben Seelen noch zeitig genug sehen und sprechen.

Endlich riß die Geduld bei Astolfo, und als er sich mit dem Einsiedler allein im Garten befand, erklärte er ihm gerade zu, daß wenn er ihm seine Mutter und seine Geliebte nicht zeigte, er gleich den folgenden Tag das Schloß verlassen, und zu seiner Gesellschaft zurückkehren würde. Der

Einſiedler wollte wieder um Aufſchub bitten, aber Aſtolfo blieb feſt bei ſeinem Begehren, und wiederholte ſeine Erklärung mit ſolchen Ausdrücken, daß Lorenzo wohl ſahe, alle Vorſtellungen würden nun nicht mehr anſchlagen, „du ſollſt deine Lieben morgen Abend ſehen, darauf verlaſſe dich.“ Mit dieſen Worten gab er ihm die Hand, und verließ ihn ſchnell. Kaum war Lorenzo weg, ſo kam Trump in den Garten. „Bon jour, mon ami, ſagte er, wie geht dirs? Du philoſophirſt wohl?

Aſtolfo. Es philoſophirt ſich was weg, das Jahr iſt lang. Ich wenigſtens weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht.

Trump. O ja, wo mir der Kopf ſteht, weiß ich recht wohl, und weiß es allemal recht wohl, wenn ich nicht zu viel Spiri-

tus Kornus, oder Spiritus Vinus darin habe.

Aſtolfo. Trump ich bin ernſthaft —

Trump. Meinetwegen, ſey du ſo ernſthaft, wie der Paſtor Feldriſo, der allemal eine abſcheulich ernſthafte heilige Miene macht, wenn er vom Menſch kommt, als wollte er ſagen: ihr Leute, ſeht ihr mirs dann nicht an meinem heiligen Geſicht an, daß ich ohnmöglich beim Menſch geweſen ſeyn kann. Und doch war der Heuchler beim Menſch.

Aſtolfo. Wozu dieſes närriſche Geſchwätz.

Trump. Um dich aufzuheitern.

Aſtolfo. Um mich aufzuheitern, erzählſt du mir läppiſche Pfaffengeſchichten.

Trump. Gut, ſo will ich von etwas reden, das intereſſanter iſt, zum Exempel vom Eulerkapper in Gießen. — .

Astolfo. Schweig.

Trump. Höre Astolfo, hier gefällt mirs nicht.

Astolfo. Und mir noch weniger. Man versprach mir, den Anblick meiner Mutter und Cleliens, ach, und ich werde nur so hingehalten.

Trump. Das alles kann dich wohl rühren; mich rührt es aber nicht. Ich habe aber andre Ursachen, warum es mir hier ganz und gar nicht gefällt.

Astolfo. Darf ich deine Gründe wissen?

Trump. Allerdings; und ich suchte dich eben auf, um dir meine Entdeckungen mitzutheilen. Höre Freund, es kommt mir vor, als wollte man so quodammodo in unsre Fußstapfen treten.

Astolfo. Wie meinst du das?

Trump. Ich meine es so, daß die Herren im Sinne haben, hier in dieser Einsamkeit eine Gesellschaft zu errichten, wie unsre ist. Du verstehst mich.

Astolfo. Dießmal hast du neben das Ziel geschossen, lieber Freund.

Trump. Wollt' ich hätt' es; aber es kommt mir gerade so vor, als wollten die Herren unser edles Handwerk treiben. Etwas heimliches muß übrigens auf alle Fälle auf dem Tapet seyn; es geht ja alles so heimlich zu. Aber auf den Fall, daß ja etwas im Spiel seyn sollte, versprichst du mir doch keinen Antheil daran zu nehmen, und uns getreu zu bleiben.

Astolfo. Das verspreche ich dir heilig (giebt ihm die Hand.)

Trump. So ists recht: du mußt unser Hauptmann bleiben, und wenn du nicht mehr bei uns seyn willst, darfst du keine

andre Gesellschaft zieren; verstehst du mich?

Astolfo. Ich verstehe dich wohl, und werde Wort halten. Gieb du übrigens hübsch Acht, was hier vorgeht, ich werde es auch thun, und was wir entdecken, wollen wir einander redlich mittheilen. Morgen soll ich meine Mutter und meine Elelia sehen.

Trum p. Sieh ja zu, daß man dich nicht anführt. Der Kerl, welcher dich hieher führte, der Asmodeo, versprach, dich zu deiner Mutter und deiner Geliebten zu bringen, aber er führte dich hier auf ein alt Schloß, wo wir grade wie im Gefängniß sind. Nun ist der Kerl gar selbst fort: ich habe heute früh nach ihm gefragt, aber da hieß es, er sey in wichtigen Geschäften verreiset. Der Pater Lorenzo scheint mir auch, ein rechter Vokativus zu seyn.

Astolfo. Pater Lorenzo ist der beste Mann von der Welt.

Trumpy. Aber ist er nicht ein Pfaffe?

Astolfo. Du hast eine seltne Antipathie gegen die Geistlichkeit, unter welcher es so viel brave und rechtschaffne Männer giebt.

Trumpy. Meinst du? Nun wer glaubt, wird selig. Aber ich schwöre dir, daß ich noch keinen redlichen Pfaffen gekannt habe, und daher schloß ich, der Grund der Pfaffenschurkerei müßte in dem Wesen der Pfafferei selbst liegen. (gravitätisch) Als ich aber noch Metaphysik studierte, da lernte ich, daß alles, dessen Grund in dem Wesen eines Dinges liegt, oder welches einerlei ist, quicquid per essentiam determinatur, eine Eigenschaft oder Attribut des Dinges selbst, als solches Dings sey, und daher allen Dingen dieser Gattung, sey

ejusdem generis nothwendig zukommt. Wenn daher die Schurkerei in dem Wesen der Pfafferei liegt; so muß sie allen Pfaffen nothwendig zukommen: quod erat demonstrandum.

Astolfo. Du bist ein Thor, Trumy, mit deiner Demonstration. Unter allen Ständen giebt es Schurken, aber auch brave Leute. Laß du die Pfaffen, Pfaffen seyn, und wenn du ja glaubst, Lorenzo sey ein schlechter Pfaffe, so gieb Acht auf ihn: der schlechte Kerl verräth sich immer einmal.

Trumy ging weg, um wie er sagte, alles genau zu rekognoscirn: Astolfo aber wartete mit Sehnsucht auf die Rückkehr des Einsiedlers: denn als er nach ihm fragte, sagte Graf Trippo ganz kurz: Lorenzo ist ausgegangen, um Ihnen Ihren Willen zu thun. Es wäre zwar besser,

Sie hätten mehr Geduld; aber da es doch nicht anders ist, so müssen wirs geschehen lassen.

Den folgenden Tag kam Lorenzo zurück; der Prinz und Graf Trippo nebst Astolfo und Trump, saßen grade bei Tische, als der Einsiedler eintrat. Das Gesicht desselben war heiter, und als der Prinz seine freundliche Miene bemerkte, sagte er: "Sie haben gewiß gute Verrichtung gehabt; Alter?"

Lorenzo. Ich habe selten oder niemals schlechte Verrichtungen; denn ich unternehme nichts, was ich nicht ausführen könnte.

Prinz. Astolfo hat Sie schon längst erwartet.

Lorenzo. Dann hat er unrecht gethan. Ich versprach ihm heute zu seiner

Mutter zu bringen. Der Tag ist ja noch lange nicht vorüber.

Astolfo. Werde ich denn heute so glücklich seyn?

Lorenzo. Ich hab dirs versprochen, und halte mein Wort. Mache dich bereit, mich zu begleiten. Als Arzt wirst du introducirt werden.

Astolfo bekam vom Grafen einen Habit, worin er den Arzt vorstellen konnte, setzte sich dann mit dem Waldbruder in einen Wagen, und so ging die Reise durch allerhand Umwege nach dem Schloß Katzenstein. Der Einsiedler stieg aus, und befahl seinem Begleiter vor dem Schloß zu warten; nicht lange hernach kam er zurück, und beide gingen nun durch die Thüren, welche ihnen der Kastellan öffnete, ins Zimmer des grausen Gebäudes. Endlich verließ sie der Kastellan nachdem er zum Pa-

ter diese Worte gesagt hatte: „ich erwarte Sie hernach im bewußten Zimmer.“

Lorenzo nahm Astolfo'n bei der Hand, führte ihn noch einige Treppen höher, schloß dann eine Stube auf, und Clelia fiel in die Arme des Räuberhauptmanns.

Sechster Abschnitt.

„Gott, mein Rellini, rief das holde Mädchen! Müssen wir uns so treffen?“

Astolfo. Clelia!

Clelia. Liebster Rellini, warum mußtest du eine Lebensart ergreifen, die uns auf ewig trennt? Warum mußtest du Astolfo heißen, damit Clelia ihren theuren Rellini nicht wieder fände?

Lorenzo. Klage doch nicht, liebe Tochter: Correo ist deiner würdig.

Clelia. Correo! Wer ist Correo?

Lorenzo. Dein Geliebter, den du eben umarmtest. Er ist auf dem Wege, glänzende Thaten zu thun, und der Mensch-

Menschheit zu nützen. Stolz wirst du seyn, daß dich ein Mann liebt, wie Corradin, den man bisher unter dem Namen Astolfo kannte, und als einen grosen Räuber und Banditen fürchtete und verabscheute.

Clelia. Ach theurer Carlo, wäre es möglich! (umarmt Astolfo.)

Astolfo. Geliebte meiner Seele, ich verstehe von alle dem nichts, was der Alte sagt.

Lorenzo. Aber du wirst bald alles verstehen; und dann dem Himmel danken, daß er dich prüfte, und geschickt machte, Thaten zu unternehmen, zu welchen die gewöhnlichen Menschen nicht geschickt sind. Jetzt komm zu deiner Mutter.

Astolfo. Clelia, theures Mädchen, komm mit.

Lorenzo (ernſthaft.) Du haſt jetzt deine Clelia genug geſehen; komm jetzt zu deiner Mutter, und dann — handle.

Kaum erlaubte der Einſiedler der Liebenden noch eine Umarmung, und ſchleppte dann den zitternden Aſtolfo in ein anderes Zimmer, worin er ſeine Mutter in ſchwächlichen Umſtänden antraf. Sie lag auf einem Sopha, und wäre beinahe vor Freuden geſtorben, als ſie ihren ſo lang nicht geſehenen Sohn wieder in ihre Arme ſchließen konnte. Auch dieſen Beſuch kürzte der Einſiedler mit Gewalt ab, und riß ſeinen Freund aus den Armen der troſtloſen Mutter: er verſicherte, bald würde alles gut gehen, jetzt aber müſſe man Geduld haben, und nicht heulen und weinen, ſondern handeln.

Aſtolfo folgte betäubt dem Einſiedler, der ihn wieder einige Treppen herab-

führte, und dann in ein geräumiges Zimmer brachte, wo ihm gleich sein eignes Bild in die Augen fiel.

„Was ist das," fragte Astolfo hastig?

Lorenzo. Kennst du das Gemälde?

Astolfo. Was sollte ich nicht?

Lorenzo. Du siehst doch, daß man auch hier deiner gedenkt. (Geht an eine Thür und klopft an.) Er ist da, den Sie erwarten.

Die Thür öffnete sich, und die Fürstin trat mit Trauerkleidern angethan aus derselben.

„Kennen Sie mich noch, Silvano," sagte sie mit sanfter Stimme?

Astolfo. Ach gnädigste Frau, unter welchen Umständen muß ich Sie antreffen.

Fürstin. Sie sind gewisser Maßen die unschuldige Ursache meines Unglücks.

Aber denken Sie ja nicht, daß ich auf Sie zürne. Nein, ich liebe Sie noch, obgleich unsre Liebe nicht weiter mehr bestehen darf. Ich kenne Ihre Clelia, und würde die verworfenste Kreatur seyn, wollte ich dem guten Kinde den Liebhaber entreißen, der von ihr so zärtlich geliebt wurde. Aber Silvano —

Lorenzo (einfallend.) Unser Freund heißt Correo.

Fürstin. Nun dann Correo, wie sind Sie gegen mich gesinnt?

Astolfo. Ich bewundere und verehre Sie, und könnte ich etwas zur Verbesserung Ihres Schicksals beitragen, mein Blut sollte für Sie fließen.

Fürstin (reicht ihm die Hand.) Ich glaube Ihnen, edler Mann. Sie werden mich retten!

Aſtolfo. Geben Sie mir ein Mittel an, wie ich Ihr Verlangen erfüllen ſoll, und niemand wird Ihrem Willen mit mehr Bereitwilligkeit erfüllen, als ich.

Fürſtin. Pater Lorenzo wird Ihnen die Mittel ſchon anzeigen. Er weiß um alle meine Geheimniſſe, und um alle meine Plane, wenn anders ein gefangnes Weib noch fähig iſt, Plane zu machen.

Lorenzo. Der Bedrängte und der Unglückliche macht Plane, indeß der Glückliche ſorglos dahin geht, und ſich unwiſſend dem Abgrunde nähert. Ich weiß gewiß, die in der Reſidenz machen keine Plane, dem Schlage vorzubeugen, der ihnen droht.

Fürſtin. Wenn nur der Schlag den Fürſten nicht ſelbſt triffe! Ich gönne ihm wahrlich nichts böſes.

Aſtolfo. Und doch beleidigt er Sie ſo.

Fürstin. Er gewiß nicht, er kennt keine feindselige Gesinnung, und beleidigt mit Willen auch keine Seele: seine Kreaturen haben mich beleidigt, mögen sie also auch büßen.

Lorenzo. Ein Fürst, der nicht selbst regieren kann, soll auch nicht Fürst seyn. Diesen Grundsatz hatten die Jesuiten: man verdammte ihn, und behauptete, die Fürsten hätten ihr Recht, die Unterthanen zu despotisiren, oder durch Pfaffen, Mätressen und Schurken despotisiren zu lassen, von Gott selbst erhalten, und könnten daher von niemand zur Rechenschaft gezogen werden. Aber selbst die Fürsten müssen eben nicht sehr von der Göttlichkeit und Unverbrüchlichkeit des Fürstenrechts überzeugt gewesen seyn. Als König Jakob der Zweite von England abgesetzt wurde, erkannte Wilhelm von Oranien

dieſe von den Engländern gewirkte Abſetzung für recht, und behauptete ſelbſt, die Unterthanen hätten allerdings das Recht, einen ſchlechten Fürſten abzuſetzen.*) Eben ſo gings in Schweden, in Dänemark, in Polen, in Rußland und faſt in der ganzen Welt.

Fürſtin. Wozu jetzt Ihre Diſſertation, lieber Pater? Die Zeit iſt kurz und koſtbar. (Zu Aſtolfo.) Alſo, mein Theurer, Sie helfen mir, und retten mich aus dieſem fürchterlichen Gefängniß.

Aſtolfo. Das ſchwöre ich Ihnen, gnädige Frau. Unternehmen will ich wenigſtens alles, und ſollte ich auch dabei umkommen, ſo will ich doch wenigſtens Ihnen beweiſen, daß ich mein Wort zu halten weiß.

*) Hiſtoire du Urbigisme et du Forisme par Mr. de Cize, p. 307.

Lorenzo. Es ist Zeit, daß wir weggehen: der alte Kastellan möchte sonst Verdacht schöpfen.

Fürstin. Es wundert mich, daß er Sie nicht begleitete.

Lorenzo. Ich machte dem alten Kerl weiß, Ihre Freundin habe einen verborgenen Schaden, bei dessen Untersuchung keine Zeugen seyn dürften: und überdem traut er mir ja vollkommen. Er ist bigott, und da ich für einen halben Heiligen passire, würde er sichs nicht einfallen lassen, einen Betrug von meiner Seite zu vermuthen.

Fürstin. Es ist doch eine herrliche Sache um den Ruf der Heiligkeit, und da dieser so leicht zu erhalten ist —

Lorenzo (einfallend.) Nicht doch, gnädigste Fürstin; der Ruf der Heiligkeit ist schwer zu erhalten: er fordert eine ganze

Reihe scheinheiliger Thaten, und dann eine von aller weltlichen Gesellschaft entfernte Lebensart; kurz, eine gänzliche Verläugnung seiner selbst, wozu von tausend Menschen kaum einer geschickt ist. Aber wenn der Ruf der Heiligkeit auch einmal fest steht, so hält er auch wie eine eherne Mauer, und es ist leichter, den rechtschaffnen Mann um seinen guten Namen zu bringen, als einen Heuchler zu entlarven. Aber jetzt komm, Freund, unsre Zeit ist verstrichen.

Astolfo. Werde ich Clelien nicht noch ein Mal sehen?

Lorenzo. Heute nicht mehr, aber bald wieder. Tröste dich mit der Zukunft und handle.

Beide verließen das Zimmer der Fürstin, welches Lorenzo von außen wieder verschloß. Sie kamen zum Kastellan, der

ihrer unten in einem Gemach ängstlich harrete. „Sie sind lange geblieben, lieber Pater,“ sagte er zu Lorenzo: „schon wollte ich sie aufsuchen.“

Der Herr Doktor, antwortete Lorenzo, fand den Zustand der alten Dame bedenklich: er hatte nothwendig ganz genaue Untersuchungen anzustellen, und so verging die Zeit. Sie müssen ihr nur mehr Gesellschaft erlauben.

Kastellan. Die Fürstin darf alle Tage zwei Stunden bei ihr zubringen, und eben so viel das junge Fräulein. Aber freilich darf sich die Leutchen nicht immer beisammen lassen; man weiß manchmal nicht, wie der böse Feind sein Spiel treibe.

Lorenzo. Das ist auch wahr, lieber Kastellan: ich lobe Ihre Gewissenhaftigkeit, aber man muß auch handeln, wie ein Menschenfreund.

Kaſtellan. Iſts nicht genug, daß ich überhaupt der Fürſtin Geſellſchaft erlaube? Wenn man das in der Reſidenz wüßte, bei Gott, man würde mir ſchön mitſpielen.

Auf dem Weg nach dem Schloß des Grafen Trippo, ſaß Aſtolfo im Wagen, und ſprach kein Wort: Lorenzo ſuchte ein Geſpräch mit ihm anzufangen, als er aber ſah, daß Aſtolfo ihm nur in einſilbigen Wörtern, und allemal verkehrt antwortete, ſo redete er ferner nicht mehr auf ihn, und überließ ihn ſeinen Gedanken. Sie kamen aufs Schloß und Aſtolfo ging in den Garten, um daſelbſt ſeine Ueberlegungen und Anſchläge in Ordnung zu bringen. Noch wußte er nicht, wie Clelia und ſeine Mutter nach der Burg Katzenſtein gekommen waren, und ärgerte ſich, den Pater Lorenzo nicht darum befragt zu haben;

aber das konnte er ja noch immer erfahren. Schwerer wars aber die Gefangnen aus der Burg zu befreien; denn außer dem Kastellan und seinen Leuten waren noch ohngefähr 100 Mann Invaliden zur Wache auf dem Schloß. Doch die Fürstin hatte ihm ja gesagt, Pater Lorenzo würde ihm den Plan anweisen, den er auszuführen hätte, und da suchte er nun auch den Pater auf, um mit ihm zu überlegen, wie dem der Fürstin gethanen Versprechen Genüge geleistet werden könnte. Er fand den alten Eremiten auf seinem Zimmer.

„Nun, Freund, rief ihm dieser entgegen, sind die Grillen vergangen?

Astolfo. Nie hab ich die Last der Ungewißheit mehr gefühlt, als eben jetzt; nie war mein Gehirn mehr voll Grillen.

Lorenzo. Das ist eben das schlimmste, daß sich der Mensch Grillen macht,

wo er handeln könnte, und handeln ſollte. Dir geht es auch ſo.

Aſtolfo. Immer ſpricht man mit mir von handeln und ſagt mir doch nicht was ich thun ſoll. Zeige mir einen Weg, und du ſollſt ſehen, daß ich mich nicht ſcheuen werde, ihn zu betreten, wäre er auch noch ſo gefahrvoll. Aber ſag mir, mein guter Vater, wie kam Clelia, wie kam meine Mutter auf das Schloß Katzenſtein.

Lorenzo. Das mag dir die Eine und die Andre ſelbſt erzählen; jetzt iſt dazu keine Zeit — Sage du mir aber, kann man ſich auf deinen Trump verlaſſen?

Aſtolfo. Der Menſch iſt von erprobter Treue.

Lorenzo. Das iſt ſehr gut; klug ſcheint er auch zu ſeyn.

Astolfo. Zuverläſſig; wenn ja etwas kann ausgeführt werden, ſo iſt Trump der Mann, der es ausführt.

Lorenzo. Herrlich. Trump muß in unſern Plan mitwirken.

Astolfo. Du ſprichſt immer von Planen; erkläre mir doch nur einiges davon.

Indem Astolfo dieß ſagte, kam ein Bedienter und rief beide hinab ins Zimmer des Grafen Trippo.

Siebenter Abſchnitt.

Hier fanden ſie den Prinzen Auguſt, den Grafen Trippo, und noch einige Herren verſammelt, welche wichtige Dinge zu verhandeln ſchienen.

Wir haben Sie rufen laſſen, lieber Correo; damit ſie an unſern Berathſchlagungen Theil nehmen mögten, ſagte der Prinz zu Aſtolfo; ſetzen Sie ſich, und laſſen Sie ſich erklären, weßwegen wir Sie aus ihren arviniſchen Thälern haben herbitten laſſen. Sie, Graf Trippo, mögen unſerm Freund dieſe Erklärung geben.

Der Graf fing nun eine weitläuftige Diſſertation an, und ſchilderte die Bedrückun-

gen des Landes durch die Kreäturen des Großkanzlers und der fürstlichen Mätresse mit den grellsten Farben; dann kam er auf die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform des ganzen Unwesens, und schloß damit, daß Astolfo ihnen hierin beistehen müßte: denn sie, der Prinz August, der Graf und mehrere Rechtschaffne hätten sich vorgenommen, das Vaterland von seinem Untergange zu retten.

Als Trippo endlich ausgeredet hatte, fragte Astolfo, wie er ihnen nützlich seyn könnte?

Graf. Sie haben eine Bande, mein Lieber, welche sie liebt, und alles thut, was Sie ihr vorschreiben.

Astolfo. Das ist wahr: soll meine Bande aber hieher kommen, und Revolutionen anfangen? Ich begreife noch nicht recht, wie dieß angehen kann.

Loren-

Lorenzo. Deine Bande soll nach und nach sich ins Fürstenthum ziehen, nicht als Räuber, wie sichs von selbst versteht. Deine Leute mögen jetzo stark seyn?

Astolfo. Etwan achtzig oder neunzig Mann.

Lorenzo. So viel Leute können schon ohne alles Aufsehen in unser großes Land kommen, wo man ohnehin so delikat nicht ist, und jedem zu bleiben erlaubt, der nur für sein Geld zehren kann. Die Pfiffigsten deiner Leute gebrauchen wir zu Spionen, und die andern mögen einstweilen als Bediente, als Soldaten oder als Handwerker existiren. Sie mögen sich im ganzen Lande zerstreuen, die Gesinnungen des Volks ausspähen, und es so nach und nach zu einem Aufstande vorbereiten.

Astolfo. Ein schweres Stück Arbeit.

Lorenzo. In einem gut regierten Lande ist das allerdings schwer, oder vielmehr, es ist gar unmöglich. Aber in einem so satanisch schlecht zugerichteten Staate, wie der Mezendorische ist, ist auch nichts leichter, als den Pöbel in den Harnisch zu jagen. Doch das wird sich alles schon geben. Du weißt nun, was überhaupt zu thun ist, die näheren Bestimmungen der Ausführung überlassen wir deiner Klugheit.

Astolfo verließ die Versammlung, und suchte seinen Trump auf, welchen er mit einem Buche in der Hand im Garten hinter einer Haselstaude antraf.

„So fleißig, Trump," redete er den Lesenden an.

Trump. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, daher nahm ich das Buch da, und las.

Astolfo. Was ists für ein Buch?

Trump. Die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Astolfo. Eine interessante Geschichte.

Trump. Für mich eben nicht; ich finde gar nichts neues, nichts außerordentliches am ganzen Kriege. Es ist die Geschichte einiger Räuberbanden, aber freilich im Großen. Der Mansfeldi, der Christian von Braunschweig, und Tilli und Wallenstein, waren theils privilegirte und theils unprivilegirte Räuber.

Astolfo. Wenn auch einige von den Helden des dreißigjährigen Kriegs Räuber waren, wie du sagst, so finden sich doch Männer in jener Geschichte, wahre Helden und keine Räuber, zum Exempel Gustav Adolph. —

Trump. Ha, ha, mit deinem Gustav Adolph. Der kam freilich unter einem gar herrlichen Prätexte nach Deutsch-

land, aber alles, was er unternahm, beweiſet zur Gnüge, daß er nichts anders im Sinne hatte, als Deutſchland ſich wenigſtens zum Theil zu unterwerfen, denn ſieh an —

Aſtolfo. Laß das jetzt ſeyn, Trump; mögen die Helden im dreißigjährigen Kriege, ſo wie in allen Kriegen überhaupt, Räuber geweſen ſeyn, oder nicht. Das kann uns ziemlich gleichgültig ſeyn. Ich habe mit dir von wichtigern Dingen zu reden. Du mußt zu unſrer Bande reiſen.

Trump. In deiner Begleitung? Mit Vergnügen.

Aſtolfo. Du reiſeſt allein, und veranſtalteſt, daß unſre Leute ſich in dieſes Fürſtenthum ziehen.

Trump. Hab ichs nicht geſagt, die Herren wollen hier unſre Anſtalt nachmachen, damit ſie aber gleich geübte Leute ha-

ben, begehren ſie unſre Helden. Pardish, lieber Freund, ſey auf deiner Hut.

Aſtolfo. Ich hab alles überlegt, und es iſt beſchloſſen, daß unſre Leute in dieſes Land kommen ſollen. Es iſt ein großes Ding im Werk, welches durchgeſetzt werden muß. Ich habe verſprochen, alles zu thun, was zur Ausführung dieſes Projekts dienen kann. Auf dich kann ich mich doch verlaſſen?

Trump. So gut und ſicher, wie der Teufel auf ſeine Abgeſandten die Hurenwirthe, die Chikanenmacher von Advokaten, die Heuchler von Pfaffen; die —

Aſtolfo. Laß immer den Katalog von den Abgeſandten des Teufels, und verſprich alles zu thun, was ich dir auftrage.

Trump. Ich dächte, du kenneſt mich, Aſtolfo! Trag mir auf, was du willſt, und ich ſchwöre dir, ich führe es aus, oder

ich hänge mich auf, wie einſt der Verräther Judas.

Aſtolfo, welcher die ehrlichen Geſinnungen ſeines Trumps kannte, entwickelte ihm ſeine Abſicht deutlicher. Trump ſchüttelte zwar oft mit dem Kopfe, doch ließ er ſich den Vorſchlag im Ganzen gefallen, und bat ſich Asmodeo zum Reiſegefährten aus. Asmodeo mußte herbei, Aſtolfo ſchrieb einen weitläuftigen Brief an den Interimshauptmann Tullian, und Trump zog ab.

Aſtolfo lag nun dem Einſiedler Lorenzo an, ihn wieder auf das Schloß Katzenſtein zu führen, aber Lorenzo verſagte ihm ſeine Hülfe. „Du darfſt nicht mehr nach Katzenſtein ſagte er; deine Gegenwart iſt dort völlig unnütz, und könnte vieles oder gar alles verderben.“

Astolfo. Aber meine Mutter ist krank.

Lorenzo. Kannst du ihr helfen? Bist du ein Arzt? Deine Mutter wird gut versorgt; sey nur ruhig.

Astolfo. Aber Clelia!

Lorenzo. Einem Manne, wie du bist, ziemt es jetzt nicht, an das geliebte Mädchen zu denken. Die Zeit wird schon kommen, die der Liebe günstiger ist. Jetzt heißt es: handle. Und überdieß will ich dir nur sagen, daß ich dich nicht einmal aufs Schloß bringen könnte, gesetzt auch, ich wollte.

Astolfo. Du sprichst mir Räthsel.

Lorenzo. Höre mich an. Der Kastellan ist dem Hauptmann der Invaliden auf dem Schlosse verdächtig geworden. Der hat an den Großkanzler geschrieben, daß die Fürstin durch den Kastellan zwei Gesellschafterinnen erhalten habe, nun kam

gleich eine Commission vom Großkanzler, fand die Sache so, und das Ende vom Liede war, daß deine Mutter, und deine Clelia fort mußten, und daß der Kastellan seinen Dienst verlohr.

Astolfo (hastig.) Meine Mutter und Clelia sind nicht mehr auf dem Schlosse. Sag, bester Vater, wo sind sie?.....

Lorenzo. Nicht wahr, damit du hinrennen, und sie aufsuchen kannst. Nein, Freund, du erfährst es jetzt noch nicht. Geduld dich, und handle.

Astolfo hätte mögen unsinnig werden über den alten Starrkopf, aber Lorenzo blieb immer gelassen, und am Ende fand Astolfo selbst, daß er Recht hatte. Der Prinz August, Graf Trippo, Lorenzo und Astolfo setzten täglich ihre geheimen Berathschlagungen fort, aber sie wollten und konnten nicht eher etwas Bestimm-

tes beſchließen, bis Aſtolfos Bande im Fürſtenthum ſeyn würde. Endlich, nachdem ohngefähr vier Wochen ſeit Trumps Abreiſe vergangen waren, erſchien dieſer wieder auf dem Schloß, und brachte den Interimshauptmann Tullian, Lilio, und Klink mit. Alle waren ſehr anſtändig gekleidet, und hatten ſich unterwegs für niederländiſche Emigranten ausgegeben. Damals nämlich hätten die niederländiſchen Landſtände Händel mit der Regierung, weßwegen viele Brauſeköpfe auswanderten. Wo ſie hinkamen, nahm man ſie gerne auf, denn ſie hatten Geld, waren nicht geitzig, und ließen ſich durchaus nicht lumpen, wie man ſagt. Solche Leute ſind aber aller Orten ſehr willkommen, und darum, ob ſie wirklich das waren, wofür ſie ſich ausgaben, kümmerte ſich niemand, es wäre ohnehin Thorheit geweſen,

Päſſe von ihnen und Certificate zu fordern, indem Emigranten weder Päſſe noch Certificate mitbringen können. So grade ging es auch in Deutſchland vorzüglich mit den franzöſiſchen Emigranten, ſie konnten ſich ausgeben, wofür ſie wollten, man glaubte ihnen auf ihr bloßes Wort, und auf die Art laufen jetzt Marki's, Grafen und Ritter in Deutſchland herum, welche in Frankreich vielleicht Schuhputzer oder gar Gaudiebe geweſen ſind.

Aſtolfos Geſellſchafter wurden auf dem Schloſſe des Grafen Trippo wohl empfangen, und da Aſtolfo für ihre Treue Bürgſchaft leiſtete, wurde ihnen der ganze Plan mitgetheilt.

„Gut,“ ſagte Lilio, „ich übernehme die Univerſität zu Miranda; die Studenten mit allen ihren Anhängſeln ſollen bald auf

unſrer Seite ſeyn. Ich kenne die Univerſitäten.“

„Und ich,“ ſubjungirte Klink, „will ausforſchen, wie die Soldaten gegen die Regierung geſinnt ſind. Ich werde alle Städte bereiſen, wo fürſtliche Garniſonen liegen.“

Was thue ich dann, fragte endlich der Interimshauptmann? ſoll ich dann allein müßig gehen?

„Nicht doch, erwiederte Trump, du mußt hier bleiben oder doch nicht weit von hier: Asmodeo muß wiſſen, wo du biſt, damit alle unſre Leute, welche nach und nach kommen werden, ihre Rollen erhalten.

Trumps Vorſchlag gefiel allgemein, und Lilio und Klink reißten ſchon den folgenden Tag nach dem Ort ihrer Beſtimmung.

Achter Abschnitt.

Lilio hatte die hübsche Armina, von welcher im ersten Buche dieser Geschichte einiges erzählt worden ist, mitgebracht, wie eine Dame kleiden lassen, und Mamsell Julchen von Slys getauft; er selbst nannte sich Eduard von Slys, und unter diesem Namen, und in Qualität eines gewesenen niederländischen Justizbedienten zog er in Miranda ein, und nahm sein Quartier im vornehmsten Gasthofe.

Miranda war die erste Universität des Fürstenthums Mezendore, ehedem sehr berühmt wegen ihrer großen Lehrer, damals aber war grade eine neue Philosophie Mode geworden, wobei man ohne das Geringste

gelernt zu haben, doch fürchterlich gelehrt ſcheinen konnte: denn die neue Philoſophie docirte eine abſcheuliche barbariſche Sprache, und eine Menge unverſtändlicher Phraſen, die freilich genau unterſucht, die gemeinſten trivialſten Dinge ausdrückten, die aber doch die Ohren füllten, und denen, welche ſich derſelben recht zu bedienen wußten, ein gewaltig gelehrtes Anſehen gaben. Die Profeſſoren zu Miranda hatten alle die neue Philoſophie gelernt, und ſchwadronirten in den Tag hinein, ohne ſich ſelbſt zu verſtehen, und doch glaubten ihre Zuhörer, die hohe Weisheit begriffen zu haben, weil ſie die Wörter und die Phraſen der Philoſophen auswendig gelernt hatten, ließen daher alles gründliche Studieren, als unnütz ungegründet, die Feile der Critik nicht aushaltend und pedantiſch liegen, und lernten — Lebensphiloſophie.

Lillo fand die Studenten grade so gestimmt, wie er es wünschte. In dem Gasthofe, wo er logierte, kamen täglich mehrere von den vornehmsten und reichsten unter den Studenten zusammen, spielten da Billard und Hazardspiele, und vertrieben sich die Zeit mit Kanngießern und observirten die Fremden, welche in dem Gasthofe einkehrten. Lillo und seine Begleiterin, die schöne Armina, konnten ihnen nicht entgehen: denn diese legten es recht darauf an, bemerkt zu werden. Lillo war kaum auf seiner Stube, so befahl er dem Hausknecht, ihm einen Bedienten zu besorgen, indem der Seinige, wie er vorgab, unterwegs krank geworden, und zurück geblieben sey. Und ich, sagte Armina, mögte gern ein Mädchen zu meiner Bedienung haben, ich kann mich mit männlichen Bedienten nicht behelfen. Der Hausknecht,

welcher dergleichen Bekanntſchaften hatte, verſprach dem gnädigen Herrn und dem gnädigen Fräulein, den Auftrag aufs pünktlichſte auszurichten, und in weniger als einer Stunde hatte Lilio einen Bedienten und Armina ein Kammerkätzchen. Dieſe Domeſtikenſchaft war freilich ſo, wie Domeſtikenſchaften auf Univerſitäten zu ſeyn pflegen, das heißt, über allen Glauben liederlich; aber daran lag unſerm Lilio nichts, er wollte bloß Aufſehen machen, und das konnte er durch liederliche Bedienten beſſer, als durch ordentliche, und geſittete. Graßhof hieß der Bediente und Jettel das Mädchen: beide waren unter den Studenten ſehr bekannt, und daher ſehr geſchickt, die Geſchichte ihrer neuen Herrſchaften unter denſelben zu verbreiten.

Die Studenten erfuhren, was ſie wiſſen ſollten, denn daß ſie die Wahrheit nicht

erfuhren, verſteht ſich von ſelbſt, und da ſie hörten, der Herr und das Mamſellchen ſeyn die freundlichſten Leutchen von der Welt, ſo wünſchten ſie ſehnlich, die Bekanntſchaft dieſer guten Fremden zu machen. Sie hatten aber nicht nöthig, dieſe Bekanntſchaft zu ſuchen: denn ſie wurde ihnen gleichſam angeboten. Lilio ging ſchon am erſten Abend hinab in die Billardſtube, ließ ſich ein Glas Wein geben, und ſahe den Spielenden zu. Gleich kam der Bediente: „Mamſell läßt ſie bitten, ſagte dieſer, mit ihr ſpazieren zu gehen.“ Ich habe jetzt nicht Luſt auszugehen: vielleicht kann ich hier eine Parthie ſpielen, wenn die Herren fertig ſind. Die Studenten, welche eben ſpielten, endigten ſchnell ihre Parthie, und einer von ihnen, der Senior eines berühmten Kränzchens, bot Lilio einen

Queue.

Quene. Lilio ſpielte bis es Zeit zum Abendeſſen war.

„Werden Sie hier ſpeiſen,“ ſagte Lilio zum Studenten?

Student. O ja, und es ſollte mich freuen, wenn ich es in Ihrer Geſellſchaft könnte.

Lilio. Dann laſſen Sie ſichs gefallen mit mir zu ſpeiſen? aber in dieſem Fall müßten Sie ſichs gefallen laſſen, in Geſellſchaft eines Mädchens zu eſſen. Ich habe eine Anverwandte bey mir, die Ihnen aber hoffentlich keine lange Weile machen wird.

Mit Freuden nahm der Student Lilios Anerbieten an, und wurde durch die Artigkeit des Herrn und die Reize der Dame ganz bezaubert.

„Ich werde Sie bitten, mein Herr,“ ſagte Armina beym Abſchied, „mir mer-

gen, wenns ſchön Wetter iſt, die beſten Spaziergänge dieſer Stadt zu zeigen. Wir werden einige Zeit hier bleiben, und ich kann mich unmöglich auf dem Zimmer einſchließen. Wollen Sie uns morgen früh beſuchen?" Der Student verſprach es mit Entzücken, Küßte der ſchönen Dame die Hand, und ging ſelig wie Adonis nach Hauſe.

Gern wäre Herr von Flanel, ſo hieß der Student, ſchon um fünf Uhr auf den goldnen Löwen gelaufen, und hätte der ſchönen Fremden guten Morgen gewünſcht, wenn es der Wohlſtand erlaubt hätte: ſo aber dachte er, er müſſe doch wenigſtens bis nach acht Uhr warten. Aber kaum ſchlug es ſieben, ſo erſchien Graßhof, der Bediente, und meldete ein ſchön Compliment von ſeinem Herrn und der Mamſell an Herrn von Flanel, und Herr von

Flanel mögte doch zum Frühstück kommen, wenns ihm gefällig wäre.

„Du haſt wohl eine treffliche Herrſchaffe, Graßhof?“

Graßhof (wiehert wie ein Pferd, und zieht das Maul bis an die Ohren.) Jäh, Herr von Flanel, das ſind Leutchen, jäh, die han Moſen und die Propheten, jäh, ganze Kaſten voll Geld, jäh, Herr, das iſt 'n Herrſchaft.

Flanel. Die Mamſel iſt ein allerliebſtes Mädchen.

Graßhof (zieht das Maul noch ärger.) Jäh, Herr von Flanel, das iſt ein Thierchen, die Mamſell, jäh, die hat geſtern Abend noch eine ganze Stunde von Ihnen geſprochen, Herr von Flanel, jäh, das iſt bey meiner Seele wahr, jäh.

Flanel (außer ſich.) Was Graßhof, ſprich, iſt das wahr? Was hat

die allerliebſte Mamſell von mir geſagt?

Graßhof. Jäh, Herr, das darf ich nicht ſagen. Wer wird von ſeiner lieben Herrſchaft plaudern? Jäh, da kennen Sie mich ſchlecht, Herr von Flanel, Jäh.

Flanel. Hier, lieber Graßhof! (Giebt ihm einen Speciesthaler.) Itzt aber muß du auch beichten.

Graßhof (zieht das Maul fürchterlich nach den Ohren, und wiehert, daß die Fenſter wackeln.) Jäh, was hat ſie geſagt? Sie wären ein allerliebſter Herr, hat ſie geſagt; es wäre ewig Schade, daß Sie nicht ihr Landsmann wären, hat ſie geſagt. Dann hat ſie geſeufzt. Kurz und gut, Herr von Flanel, die Mamſell iſt in Sie geſchoſſen, jäh, oder mich ſoll der Teufel zerreißen, jäh.

Flanel glaubte alles, was ihm Graßhof vorsagte; aber Graßhof hatte auch nicht gelogen? denn Armina, die sich wohl vorstellen konnte, daß der schwatzhafte Bursche alles wieder plaudern würde, was er gesehen und gehört hatte, hatte in seiner Gegenwart sehr vortheilhaft von dem Studenten gesprochen. Dieser flog auch mehr als er ging nach dem goldnen Löwen und fand die fremde Herrschaft völlig angekleidet. Ein niedliches Frühstück wurde eingenommen, und dann eine Promenade gemacht.

Durch Flanel wurde Lilie in kurzer Zeit mit fast allen Studenten zu Miranda bekannt, und da er sich in jeden zu finden wußte, war er auch bey jedem beliebt. Lilie hatte nicht das Geringste von jenem renommistischen Air an sich, welches manchen zurückscheucht; sein Um-

gang war munter, und da er bey keiner Gelegenheit Geld ſchonte, ſo war er ſo recht der Mann für die Herren Univerſitäter: er ließ ſich ſogar öfters prellen, ohne zu thun, als merke er es, und dieſe Großmuth bewirkte ſo viel, daß er weniger geprellt wurde, als es ſonſt geſchehen wäre. Seine Verwandte — er gab ſie für die Tochter ſeines Bruders aus — war der Gegenſtand der Verehrung aller jungen Herren, und des Neides aller Schönen zu Miranda.

Nachdem Lilio etwan drey Wochen in Miranda zugebracht hatte, bat er ſeinen Freund Flanel, welcher den Liebhaber bey Armina, oder wie ſie jetzt hieß, bey dem ſchönen Julchen van Slys faſt öffentlich ſpielte, für eine kleine Geſellſchaft von Studenten zu ſorgen, welchen er in einem nicht weit von der Stadt ge-

legnen Garten die Geſchichte ſeines Vaterlandes vortragen könnte. Flanel brachte bald eine Geſellſchaft von dreißig der vornehmſten Studenten zuſammen, welche den Vorleſungen des Herrn van Slys beiwohnten, und ſeinen Vortrag ganz vortrefflich fanden. Lilio räſonnirte mehr, als er erzählte, und wenn er erzählte, ſo kümmerte er ſich wenig um die Wahrheit, und ſchwadronnirte ſo ins Gelag hinein, daß er den vollkommenſten Beifall ſeiner Zuhörer erhielt. Alle ſeine Räſonnements rollirten über Deſpotismus Intoleranz und Pfafferei, wozu er freilich die beſten Belege in der niederländiſchen Geſchichte fand. Die Studenten hörten ſo was gerne, und ſo war der Hörſal des neuen Profeſſors, ich meine das Gartenhaus, ſtäts voll Zuhörer.

Die Professoren zu Miranda würden wahrscheinlich auf die Garten-Akademie aufmerksam geworden seyn, und dieselbige verboten haben, hätte Lilio nicht die Klugheit gehabt, jede Woche zweimal in eben diesem Gartenhaus eine Collation zu geben, und dazu auch mehrere von den Herren Professoren einzuladen. Die er übrigens noch ganz umsonst, oder wie man in akademischem Latein sagte, publice, docirte, so ließen ihm die Herren gerne das Vergnügen, ein Collegium über Geschichte zu lesen.

Lilio lernte nach und nach alle Studenten der ganzen Universität, welche nur einiges Ansehen hatten, genau kennen, und beschloß eine engere Verbindung unter denselben zu errichten, welche zu dem großen Zweck einer Revolution dereinst nützlich werden sollte. Es existirten zwar

ſchon einige Verbindungen unter den Studenten zu Miranda, unter dem Namen Orden und Kränzchen, aber da Lilio ihr Weſen näher hatte kennen lernen, fand er, daß durch dergleichen Läpereien nichts könne ausgeführt werden, und war froh, daß grade damals alle dieſe Societäten ſich ihrer Auflöſung näherten.

Es war nämlich der Regierung zu Mezendore, ich weiß nicht von welchem politiſchen Kannegießer angegeben worden, daß in Miranda unter den Studenten gefährliche Verbindungen exiſtirten, welche dem Staat den Untergang drohten, ſolche Verbindungen ſeyen ein Staat im Staate, und wer ſich damit befaſſe, begehe ein Staatsverbrechen. Zu Mezendore kannte man eine Geſtalt der akademiſchen Kränzchen und Orden ſo wenig, als zu Regensburg und gab daher die ſchärfſten Verord-

nungen wider alle dergleichen Gesellschaften. *) Die Studenten erschracken und machten Anstalten, ihre geheimen Verbindungen noch geheimer zu machen, als bisher geschehen war, und trotz des fürstlichen Verbots fortzusetzen, allein Lilio dessen Ansehen unter den Studenten schon sehr geltend war, stellte den Musensöhnen das Läppische und Inkonsequente aller ihrer Verbindungen in so hellem Lichte dar, daß sie ihre Insignien, Degen, Gesetzbücher und Listen herausgaben, und öffentlich versprachen, alle dergleichen Verbindungen in Zukunft zu vermeiden.

*) Siehe meine Abhandlung über den Unsichtbaren Orden. Halle 1799.

Neunter Abschnitt.

So weit wollte Lilio die Studenten haben. Er bemerkte bald, daß die nun getrennten Jünglinge sich wieder nach Verbindungen sehnten, und gab ihnen selbst die Idee von einem neuen Orden an, dessen Zwecke weit höher, herrlicher und nützlicher seyen, als jemals die eines gewöhnlichen Studentenordens seyn könnten.

„Sie sehen, meine Herren," sagte er einst in dem Klub seiner Vertrautesten, wie ihr Vaterland verwaltet wird. Der Fürst ist ein Phantom; ein stolzer, geitziger und despotischer Minister, eine nichtswürdige Mätresse regieren den Staat und habsüchtige Richter, heuchlerische Pfaf-

ſen und müſſige Kriegsleute ſaugen die Unterthanen aus bis aufs Blut. Niemand widerſetzt ſich der Tyranney; denn alle Kräfte ſind gelähmt. Was wird noch geſchehen, wenn niemand auftritt, und den Deſpotismus zu Boden ſchlägt? — Aber wer kann dieß beſſer, als Sie, meine Herren? Sie haben Anhang, haben Verwandte und Freunde, im ganzen Lande. Schwören Sie die Rettung des Vaterlandes, wie einſt Brutus der Befreiung Roms ſchwur: Ihr Eid ſey der Anfang einer neuen Verbindung, eines neuen der Menſchheit würdigen Ordens für das Wohl des Vaterlandes!

Die Jünglinge längſt vorbereitet, ohne daß ſie es ſelbſt wußten, ſchwuren den ihnen von Lilio vorgelegten Eid, und der Orden pro ſalute patriae war errichtet, und bald waren beinahe alle Studenten

zu Miranda Mitglieder deſſelben, doch ſo, daß nur die Geprüfteſten zu den Hauptgeheimniſſen gelaſſen wurden, die übrigen hingegen ſelbſt nicht wußten, weßwegen ſie ſich Freunde des Vaterlandes nannten.

Lilio gab nun in Miranda eine Wochenſchrift heraus, der Weltbürger geſitelt, woran Aſielfe, Lorenzo, der Graf Trippo und er ſelbſt arbeiteten, und worin die allerfrechſten Urtheile über Regenten und Regierungen enthalten waren; beinahe ſo, wie in Marats Ami du peuple, im Journal de Perlet, im neuen grauen Ungeheuer, im Obſcuranten-Almanach und in andern Mißgeburten dieſer Art. Das Ding paſſirte die Cenſur: denn Lilio hatte den Cenſor, welcher ohnehin das Gift des neuen jakobiniſchen Wochenblatts nicht merkte, mit Geld und Burgunderwein beſtochen, und wurde bald

im ganzen Fürſtenthum verbreitet und geleſen. Es währte aber nicht lange, ſo bekam Fatutto von dem revolutionairen Blatt Nachricht, und ließ die Fortſetzung deſſelben verbieten. Lilio ließ daher ſeine Ephemeriden in einer benachbarten Duodezmonarchie drucken, und heimlich ausſtreuen, und auf dieſe Weiſe thaten ſie noch weit mehr Schaden, als vorher. Lilio berichtete ſtäts an den Generalconvent auf dem Schloß Trippo, welche Progreſſen er zu Miranda machte, und Lorenzo behauptete, Lilio ſey eine vortreffliche Stütze der inſtehenden Revolution.

Auch Klink that das Seinige: er durchſtreifte unter dem angenommenen Namen Cheſter, und in Qualität eines engliſchen Seeofficiers alle Garniſonen von Mezendore: hier fand er durchgängig das Militär in den drückendſten Umſtän-

den, und die Soldaten, ſo wie die Subalternenofficiere, völlig mißvergnügt; bloß die vornehmen Officiere waren Kreaturen des regierenden Großkanzlers und ließen ſich die buntſchäckige Regierung behagen, weil ſie dabei treiben konnten, was ſie wollten.

Nach und nach war die ganze Bande unſers Aſtolfo im Fürſtenthum angekommen, und hatte ſich ſo artig vertheilt, daß auch nicht ein einziger von dem ganzen Haufen für das bekannt wurde, was er eigentlich war. Geld hatten alle, alle wußten zu ſagen, wo ſie her waren, die Meiſten konnten dem Schein nach wichtige Certificate aufweiſen, und nicht einer von ihnen verging ſich an den Landesgeſetzen. Wer hätte ihnen unter ſolchen Umſtänden etwas in den Weg legen, oder ſie für verdächtig halten ſollen? Einige von ihnen traten ſogar in fürſtliche Dienſte, und kauf-

ten ſich Officierſtellen bei der Armée: denn alles war damals, ſo wie auch an andern Orten, im Fürſtenthum Mezendore für Geld feil.

Nun dünkte es den Häuptern der Revolution, welche auf dem Schloß Trippo, wie in einem Gefängniß eingeſperrt waren, daß es Zeit ſey, anzufangen, und dieſer Anfang ſollte mit der Befreiung der Fürſtin aus ihrem Kerker gemacht werden. Lorenzo war während der Zeit, als das Beſchriebne vorging, bei dem Bruder der unglücklichen Dame, dem Fürſten von Filtra geweſen, und hatte demſelben einen Brief von ſeiner Schweſter eingehändigt. Der Fürſt von Filtra war ſtolz auf die Ehre und das Anſehen ſeines Hauſes, und da er ſeiner Schweſter Verbrechen für gegründet hielt, ſo billigte er auch das harte Verfahren ſeines Schwagers gegen dieſel-

be und wollte gar nichts mehr von ihr hören. Lorenzo hatte daher viele Mühe dem Fürsten den Brief beizubringen, und mit ihm über die Lage der Unglücklichen zu sprechen. Aber endlich gelang es ihm, und da wußte der Einsiedler die gute Fürstin dergestalt zu rechtfertigen, daß ihr Bruder von ihrer Unschuld beinahe überzeugt wurde.

Lorenzo verlangte, der Fürst mögte sich seiner Schwester bei ihrem Gemal thätig annehmen, erhielt aber eine abschlägliche Antwort. Ich habe einmal das gut geheißen, sagte der Fürst von Filtra, was mein Schwager mit ihr vorgenommen hat: ich kann mir nicht selbst widersprechen.

„Aber gnädigster Herr, erwiederte Lorenzo, Sie sehen ja selbst ein, daß Ihre Schwester unschuldig leidet, und können

ſich noch mehr überzeugen, wenn Sie die Sache genauer unterſuchen wollen.

Fürſt. Das kann alles wahr ſeyn, aber ich mag einmal meine Meinung nicht öffentlich ändern.

Lorenzo. Auch dann nicht, wenn Sie ſehen, daß ſie geirrt haben?

Fürſt. Auch dann nicht: Irren iſt immer ſchändlich.

Lorenzo. Ich gebe gern zu, daß es eben keine große Ehre bringt, wenn man irret; allein Irren iſt doch immer menſchlich und kann folglich nie Schande bringen.

Fürſt. Aber ich mag doch nicht geſtehen, daß ich geirret habe, ſollte auch alles darüber zu Grunde gehen. Jetzt gehen Sie, Lorenzo, und wiſſen Sie, daß ich meiner Schweſter gerne Schutz geben will, wenn ſie zu mir kommen kann, auch ihre Freunde werde ich ſchätzen, aber

weiter kann und will ich nichts für sie thun.

Lorenzo war froh über diese Aeußerung des eigensinnigen Fürsten, und eilte zurück. Unterwegs kehrte er bei einem alten Officier ein, der gerne Mönche und Waldbrüder beherrschte; von diesem erfuhr er, daß der Fürst eben einige von seinen Truppen reducirte, und daß zu befürchten wäre, die Reducirten mögten sich aufs Rauben und Stehlen legen, und das Land beunruhigen. Lorenzo gedachte aus dieser Nachricht Vortheil für das große Projekt zu ziehen, und beschleunigte seine Rückreise.

Als er auf dem Schloß Trippo wieder angekommen war, und Rechenschaft von seiner Sendung abgelegt hatte, fuhr er also fort:

Der Fürſt von Filtra wird uns, ſeiner Schweſter wegen, auf keinen Fall verlaſſen, wir haben wenigſtens eine ſichere Retirade in ſeinem Lande: denn alles was wir thun, wird das Anſehen haben, als wäre es der gefangnen Fürſtin zu Gefallen geſchehen. Außerdem haben wir jetzt Gelegenheit, Truppen für uns ſelbſt zu werben, der Fürſt reducirt mehrere Regimenter, und wird gewiß geſtatten, daß dieſe Leute in fremde Kriegsdienſte treten. Ich rathe daher, daß Aſtolfo, welchen in Filtra niemand kennt, dahin reiſe, ſich für einen ſpaniſchen Officier ausgebe, und für den katholiſchen König ſo viele Soldaten werbe, als er nur werben kann. Er kann von ſeinen Leuten ſo viel mitnehmen, als er zu dieſem Geſchäfte für nöthig hält. Ohngefähr ſechs Meilen von hier wohnt ein Graf, welcher für Geld und gute

Worte gern erlauben wird, daß Astolfo die Neugeworbenen in seinem Ländchen organisire: für Waffen und andre Dinge kann auch gesorgt werden, dergleichen kaufen wir in der nächsten Reichsstadt. Die Reichsstädte verkaufen ja ohnehin sogar an die Feinde des Reichs, Kanonen und Flinten, Pulver und Kugeln. Kurz, das Ding kann und muß gehen, wenn nur gethan wird, was ich vorschlage.

Die Präposition des Einsiedlers wurde ad deliberandum genommen, und nachdem alles sattsam überlegt worden war, so wurde beschlossen, daß Astolfo, welchem indessen eine spanische Uniform verfertiget wurde, nach dem Fürstenthum Filtra abreisen sollte. Er wollte, daß ihn niemand begleiten sollte, als Trump, Asmodeo und der Interimshauptmann Tullian, diese drei sollten die Unterwerber machen.

Zehnter Abschnitt.

In Filtra, der Residenzstadt des Fürstenthums gleiches Namens nahm Astolfo sein Quartier im vornehmsten Gasthof, und ließ sich gleich den folgenden Morgen bey dem Durchlauchtigsten Regenten anmelden. Er producirte sein Patent, als Hauptmann Seiner Katholischen Majestät und hielt um Erlaubniß an, in den Staaten Seiner Durchlaucht Rekruten für seinen König anzuwerben. Der Fürst behandelte den Hauptmann sehr herablassend, und versprach, die Sache in Ueberlegung zu nehmen, er mögte nur noch einige Tage sich gedulden, dann sollte er bestimmte Resolution erhalten: zugleich

bat ihn der Fürſt bey der fürſtlichen Tafel zu erſcheinen.

Hier zeigte ſich Aſtolfo als einen vollkommnen Hofmann, und gefiel der ganzen Geſellſchaft

„Wenn alle Spanier ſo wären, wie Sie ſind, mein Herr Hauptmann, ſagte der Fürſt, ſo müßte man das Urtheil von Ihrer Nation ablegen, welches doch allgemein und wohl gegründet iſt.“

Aſtolfo. Die Urtheile von ganzen Nationen ſind meiſtens zu allgemein, gnädigſter Herr, aber eben deßwegen auch ſehr übel gegründet. Ich weiß recht gut, was von den Spaniern geurtheilt wird: man beſchreibt unſer Volk als bigott, falſch, eiferſüchtig, feige, diebiſch, und ſchmutzig, aber ein ganzes Volk kann unmöglich aus lauter falſchen, garſtigen Leuten beſtehn, und ich verſichere Sie gnädigſter Herr, daß

es eben so viel brave rechtschaffne Männer in Spanien giebt, als in irgend einem andern Lande.

Astolfo nahm sich der Spanier mit so vieler Wärme an, daß er die Gunst des fürstlichen Beichtvaters in hohem Grade erlangte, denn dieser Mann schätzte die Spanier wegen ihrer Rechtgläubigkeit und wegen ihres Gehorsams gegen die Gebote der heiligen Kirche, mehr als ein Volk auf dem Erdboden.

„Wozu braucht dann Ihr König Soldaten, fragte der ehrwürdige Beichtvater? Es ist doch kein Krieg, so viel ich in den Zeitungen gelesen habe.

Astolfo. Wozu grade jetzt der König Soldaten in fremden Ländern werben läßt, weiß ich auch nicht gewiß; aber es heißt, er wolle den Kasier von Marokko angreifen, und ihm die Länder wieder

entreißen, welche dieser Ungläubige der Krone Spanien entzögen hat.

Beichtvater. Auch das ist ja ein gottseliges Vorhaben! Einen ungläubigen Türken zu bekriegen ist ein verdienstliches Werk, und Ihre Durchlaucht, unser gnädigster Herr, werden gewiß diese gottgefällige Werbung in Dero Landen nicht hindern.

Fürst. Ich wünschte der Herr Beichtvater bekümmerte sich um sein Brevür und um sein Meßbuch, nicht aber um meine Geschäfte.

Der Beichtvater ward über und über roth, und der Grimm sah ihm aus den Augen, welcher sich noch vermehrte, da die Herren und Damen beinahe überlaut lachten, und unter sich anfingen zu zischeln.

Zwei Tage hernach wurde Astolfo folgende Resolution vom Fürsten durch ei-

nen General eingehändigt: „Seine Durchlaucht wollte zwar gerne gestatten, daß der Hauptmann Correo in Diensten Seiner katholischen Majestät diejenigen Soldaten, welche nun aus den fürstlichen Diensten entlassen würden, in Dienste nähme; doch sollte die ganze Werbung nicht länger als vierzehn Tage dauern, und damit man sicher sey, daß alles konventionsmäßig zuginge, so sollte Herr von Correo die Summe von tausend Dukaten Caution stellen.

Rolfo ließ sich alles gefallen, stellte die geforderte Caution, und ließ öffentlich bekannt machen, daß er die verabschiedeten fürstlichen Soldaten, welche in Spanische Dienste treten wollten, annehmen und ihnen gutes Handgeld geben wolle.

Sofort schrieb er an den Grafen von Pharos, und bat ihn um Erlaubniß,

seine Rekruten in der Grafschaft zu sammeln: er fügte zu dieser Bitte ein ansehnliches Präsent, und erhielt die erwünschteste Antwort.

Nun ging die Werberei los, und nach Verlauf der zugestandenen vierzehn Tagen waren mehr als 400 Mann für den katholischen König engagirt. Es ging bey dieser Werbung zu, wie bey allen dergleichen Werbungen: diejenigen reducirten Soldaten, welche sich auf eine bessere Art zu nähren gedachten, bedankten sich vor Astolfos schwerem Handgeld, und gingen ihrer bessern Lebensart nach, aber die Sausewinde, die Müßiggänger und die Taugenichts ließen sich das Handgeld gefallen, nahmen Dienste, und zogen nach der Grafschaft Pharos, wo ihnen ihr Geld ausbezahlt und ihre Kleidung gegeben werden sollte.

Astolfo forderte nach vollendeter Werbung seine tausend Dukaten zurück, welche er als Caution gestellt hatte, aber man machte ihm so viel Schwierigkeiten, daß er wohl einsah, man wünschte diese Summe zu behalten: er ließ also sein Geld im Stich, und zog nach Pharos.

Hier erhielten die neuen Soldaten ihre Kleidungsstücke, wurden mit Flinten und Säbeln versehen, aber um einer allgemeinen Ausreißerey vorzubeugen, wurde ihnen nur die Hälfte ihres Handgeldes ausgezahlt, das Uebrige sollten sie den Tag vor ihrem Aufbruch erhalten. Die Burschе waren alles zufrieden: denn Astolfo ließ sie täglich auf seine Kosten bewirthen und wenn nur der Soldat zu fressen und zu saufen hat, murrt er niemals, gesetzt auch er müsse noch so viel Mühseligkeiten ausstehen, und noch so mancher Gefahr

ſich unterziehen, aber ſobald die Lebensmittel anfangen zu fehlen, dann iſt auch aller Soldatenmuth dahin, und dann kommt es bloß auf den Feind an, wenn er die unzufriedne Armee nicht ſchlägt; er kann es, wenn er es klug anfängt.

Aſtolfo hatte ſeine 400 Mann in drei Haufen, welche er Compagnien nannte, abgetheilt; den erſten commandirte Tullian, den andern Trump und den dritten Asmodeo; alle drei ließen ſich nun auch Hauptleute nennen, und gaben vor, das Patent unmittelbar von Aranjuez erhalten zu haben. Täglich wurde dieſe Armee etwa eine halbe Stunde in den Waffen geübt, worauf Schnapps und gutes Brodt unter die Soldaten vertheilt wurde, daher liefen dieſe ſo gerne auf den Exerzierplatz, als mancher kurzweilige Rath auf den Ball oder in die Komödie nach Weimar.

Der Staab dieſer Armee lag in der Reſidenz des Grafen von Pharos, einem kleinen Dorfe, wo das gräfliche Schloß ſtand, das Stammhaus des ur-ur-uralten Geſchlechts der Grafen von Pharos, deren Ahnen ſchon unter Kaiſer Heinrich dem Heiligen Hofcavaliere bey der heiligen Cunigunde waren, aber ſich doch nie recht heben konnten, und jetzt ſo von Schulden geplagt wurden, daß ſie nicht wußten, wo aus noch ein. Sie gterauten ſich kaum über ihr Gebiet zu ſchreiten, aus Furcht man mögte ſie auffangen und in Arreſt ſchleppen, wohin ſie ſahen, vermutheten ſie einen exequirenden Manichäer. Es ging dieſen Herren grade wie gewiſſen Herren in Deutſchland, welche ſich auch fürchten, das Gebiet einer nahgelegenen Reichsſtadt zu betreten, weil die Herren Reichsphiliſter unhöflich genug ſeyn könnten, Ihren Excellenzen ein

unangenehmes Quartier auf ihren vom großen Roland bewachten Rathhaus zu geben.

Astolfo selbst hatte sein Logis auf dem gräflichen Schlosse selbst, und machte da die intimste Bekanntschaft des Grafen Ludwigs, Bruders des regierenden Grafen. Dieser entdeckte ihm seine mißliche Schuldenlage, und Astolfo war großmüthig genug, dem Leidenden tausend Dukaten anzubieten. Graf Ludwig erstaunte über die Freigebigkeit eines Mannes, welcher zu einem Stande gehörte, bei dem das Geld eben nicht pflegt im Ueberflusse zu seyn. Gern wäre auch er großmüthig gewesen, und hätte das Angebotene ausgeschlagen, aber die Noth war zu dringend, und er nahm die tausend Dukaten aus Astolfos Hand.

Eilfter Abschnitt.

Lorenzo kam oft zu Astolfo; dieß machte in Pharos gar kein Aufsehen: denn da war es, wie in allen katholischen Ländern, sehr Mode, daß Personen von jedem Stande, jedem Alter und jedem Geschlecht von Mönchen besucht würden, ja es gehörte gewissermaßen zur Etikette, Mönchsbekanntschaften zu haben, und von Leuten in der Kutte besucht zu werden.

Eines Tages kam Lorenzo, und eröffnete unserm Helden, daß nun alles zur Revolution bereit sey, und daß man das Werk selbst anfangen müsse.

„Ich

„Ich bins zufrieden, antwortete Aſtolfo; ich hab einmal A geſagt, muß alſo ſchon B ſagen.

Lorenzo. Morgen Abend um eilf Uhr beſtürmen wir das Schloß Katzenſtein, und befreien die Fürſtin.

Aſtolfo. Das iſt geſchwind genug geſagt.

Lorenzo. Und eben ſo geſchwind ausgeführt. Verhalte dich nur leidend bei der ganzen Sache, auch Tullian und Trump müſſen ſich leidend verhalten. Es mag vorgehen was da will, ihr verhaltet euch leidend.

Aſtolfo. Ich begreife dich nicht, aber ich will thun, was du vorſchreibſt.

Lorenzo. Mache deine Sachen nur klug, und gehorche. Lebe wohl.

Lorenzo entfernte ſich; Aſtolfo ließ Tullian, Trump und Asmodeo kom-

men, und eröffnete ihnen, was ihm der Einsiedler befohlen hatte. Sie stutzten alle drei, und doch glaubten auch sie, daß man thun müsse was Lorenzo gesagt hatte.

Sie speißten alle vier beim Grafen, als sich ein spanischer Generallieutenant melden ließ. Der Graf befahl, ihn einzuführen. Nach den ersten Complimenten, sagte der Fremde, indem er sich an Astolfo und seine Mitofficiere wendete, meine Herren, der König schickt mich, die in hiesigen Gegenden für Seine Majestät geworbenen Truppen zu übernehmen, und für ihren Transport zu sorgen. Hier ist mein Creditiv. (überreicht Astolfo ein Papier.)

Astolfo. Ich verehre den Willen des Königs, und werde ihm nachleben.

General (heimlich zu Astolfo.) Kennst du mich?

Astolfo (blickt ihn scharf an, erkennt Fobaldo und erblaßt.) Ah!

General (laut.) Sollten Sie kein gutes Gewissen haben? Beinahe (blinkt ihm zu) sollte ich meinen!

Astolfo. Herr General, werden Sie deutlicher.

General. Ich werde Ihnen deutlicher werden, als Sie es selbst wünschen. Man hat mir Verschiednes von Ihnen hinterbracht, welches weder der König noch ich von Ihnen vermuthet hatten. Ich werde alles untersuchen lassen.

Astolfo. Thun Sie das, Herr General. Ich fürchte mich nicht, mein Gewissen ist rein.

General. Desto besser für Sie: bis dahin sind Sie Arrestant.

Astolfo. Ohne Widerrede.

General. Auch die Herren Trump, Tullian und Asmodeo werden es sich gefallen lassen. —

Trump. Wir werden uns nicht weigern: wir wissen, was Subordination ist.

General (zum Grafen.) Darf ich bitten, Herr Graf, daß diese Herren bis nach der Untersuchung, welche nicht lange währen kann, in ihrem Schloß bleiben dürfen?

Graf. Mit Vergnügen erlaube ich es.

General. Ich habe zwar Wache mitgebracht: und doch halte ichs für überflüssig, Männer bewachen zu lassen, welche sonst sehr auf Ehre hielten. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich nicht entfernen wollen bis zur ausgemachten Sache, versprechen Sie dieß?

Astolfo. Sie haben mein Ehrenwort General.

General. Das ist mir genug. Sind die Truppen marschfertig?

Astolfo. Völlig.

General. Morgen müssen alle marschieren: geben Sie mir die Rangliſten.

Astolfo (übergiebt ihm dieſelbe.) die Truppen marschieren ab, und wir bleiben zurück?

General. Bis ihre Sache unterſucht ist: wir werden Sie zeitig genug einholen.

Fobaldo ging weg: Astolfo, Trump und Tullian stellten sich sehr betroffen, und die ganze gräfliche Familie war es wirklich. Man zerbrach sich dem Scheine nach die Köpfe, worin doch die Anklage gegen Astolfo und seine Mitofficiere bestehen mögte, fand aber nichts gewisses, weil die Grafen nichts wußten, und Astolfo die Wahrheit nicht sagen wollte.

Die Soldaten bekamen Order sich den folgenden Tag marschfertig zu halten: längst hatten sie schon vermuthet, daß es bald fortgehen würde, daher fiel dieß nicht auf. Sie forderten ihr rückständiges Handgeld, erhielten es bis auf den letzten Heller, und machten sich die letzte Nacht noch nach abgehender Soldaten- und Studentenart recht lustig.

Früh marschierte das Corps aus, und grade nach dem Schloß des Grafen Tripozu, wo es gegen Mittag ankam. Fobaldo hatte Wein und alle Arten von Schnapps und Bier an den Ort bringen lassen, wo sie ihr Lager aufschlugen, und die Leute wurden so munter, daß sie den Augenblick durchs Feuer gelaufen wären, wenn mans verlangt hätte.

Gegen Abend versammelte Fobaldo das ganze Corps, und hielt folgende Rede an dasselbe:

Soldaten, und liebe Kameraden!

Ihr seyd alle Männer von Ehre, und deßhalben glaube ich etwas mit euch ausführen zu können. Nicht weit von hier liegt ein Mezenhorisches Schloß, Katzenstein genannt: darin sitzt eine Prinzessin, welche man unverschuldeter Weise eingesperrt hat. Ich habe Befehl, die Prinzessin zu befreien, und hoffe, ihr werdet mich bei diesem Unternehmen nicht verlassen, wer mit will, trete vor, wer aber eine Memme ist, oder seinen General nicht liebt, der ist ein Scheißkerl, und kann zurück bleiben. Jetzt thut was ihr wollt!"

„Es lebe der General, schrie der ganze Trupp, es lebe die Prinzessin auf dem Katzenstein! Pereat wer sie eingesperrt hat, pereat tief, tief, tief! Wir wollen hin, und das Nackernest einnehmen, führe uns an General.

Sogleich gab Fobalda Befehl zum Aufbruch: gegen zehn Uhr kam das Armeechen am Schloß Katzenstein an, ſtürmte die Thore, und ſchon um halb eilf Uhr war das ganze Schloß in Fobaldos Gewalt. Die Fürſtin wurde ſofort in Freiheit geſetzt, und auf des Schloß Trippo gebracht, und die Invalidengarniſon aus dem Schloß gejagt: den alten Kaſtellan ließ Fobaldo aufknüpfen, und den Burgpfaffen zum Fenſter herabſtürzen. Von Stund an wurden Anſtalten gemacht, das Schloß Katzenſtein, welches durch ſeine natürliche Lage, und durch die Kunſt ſehr befeſtigt war, in den wehrhafteſten Zuſtand zu ſetzen. Und ſo war dann der Anfang einer Revolution gemacht, welche für das Fürſtenthum Mezendore und die umliegenden Staaten die fürchterlichſten Folgen hatte.

Ende des vierten Buchs und des zweiten Theils.

Astolfo,

eine

Banditengeschichte

von

Fr. C. Laukhard.

Dritter und letzter Theil.

Leipzig,
im Magazin für Litteratur.

LANDES...

Adolfo.

Fünftes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Zu Dornberg einem Dorfe in der Gegend des Schloſſes Katzenſtein hauſete ein Edelmann Namens **Federduft**, geweſener Oberjägermeiſter des vorigen Fürſten von Mezendore, welcher aber längſt ſeinen Abſchied genommen hatte, weil er ſich mit dem alten Kanzler nicht recht ſtallen konnte. Denn der Oberjägermeiſter glaubte, den Waidmännern ſey alles erlaubt, nahm daher keine Rückſicht auf die Unterthanen, ließ die Bauern bei den Triebjagen aufs Aer-

ſte mißhandeln und ihr Getreide von Pferden und Hunden zu Grunde richten: denn er glaubte, die Racker und ihr ganzes Habe ſey um der fürſtlichen Jäger und Hunde willen da. Der Kanzler war aber andrer Meynung, und auf ſeine Vorſtellung gab der Fürſt dem tollen Nimrod *) eine derbe Naſe, und verbot ihm ſeine Unterthanen zu quälen. Dieß verdroß den Jäger, er gerieth in die Hitze, und forderte ſeinen Abſchied, den ihm der Fürſt auch auf der Stelle ertheilte.

Herr von Federduft zog jetzt aus Unmuth auf ſeine Güter, und haußte da, wie er als Oberjägermeiſter gehaußt hatte, das heißt, er ging oder ritt alle Tage auf die Jagd, und behandelte ſeine Unterthanen ärger als ſeine Hunde. Wer da weiß, wie

*) Er hieß der erſte Jäger, deſſen Namen gedacht wird.

die adelichen und gräflichen Despoten in und außerhalb Deutschland, vorzüglich in den Rheinländern und in Schlesien ihre Bauern kuranzen, kann sich schon einen richtigen Begriff von der Kuranzerey des Herrn von Federduft machen.

Den Tag nach der Eroberung des Schlosses Katzenstein kam Herr von Flanel aus Miranda nach Heißenstamm — so hieß die Residenz des jägerischen Edelmanns, und stieg an der Schenke ab. Er war zu Hause gewesen, und würde die Ferien noch länger, ohngefähr bis nach Pfingsten, nach Hallischer Studentenart *) genossen haben, wenn ihn nicht die schöne Armina mächtig

*) Wenn die Professoren jährlich eilf Wochen Ferien machen, so machen manche Studenten funfzehn, auch wohl zwanzig Wochen Stillstand im Besuchen der Collegien, und studiren indessen die Natur.

nach Miranda zurück gezogen hätte. Lilio, oder wie er jetzt hieß, der Baron von Slys war mit ihm gereiset, und hatte dem alten Baron Flanel so sehr gefallen, daß dieser die Liebe seines Sohnes zu Lilios Nichte von ganzem Herzen billigte: weder Lilio noch Armina dachten im Ernste an eine Verbindung dieser Art; aber da aus allen Dingen Vortheil für den Hauptzweck sollte gezogen werden, sah es Lilio gerne, daß er durch ein Mädchen der Bande einen jungen Mann fesseln konnte, dessen Familie die reichste und angesehenste im ganzen Fürstenthum war.

Lilio und Flanel setzten sich zu Tische, wo ihnen Herr Busse der Wirth, einen Eyerkuchen auftischte, und verzehrten das zähe Gericht mit vieler Eßlust, als auf einmal Lilios Bedienter Graßhof hereinstürzte, das Maul bis an die Ohren zog,

und mit wiehernder Stimme ausrief: Jäh, meine Herren, da im Schloßhof ist ein Hauptspaß, kommen sie, jäh, das ist ein Spaß, den müssen Sie sehen, jäh. Allons marsch, kommen Sie, jäh!

Lilio. Was giebts dann?

Graßhof. Allons, fort nun, jäh, fort nur, die Comödie mögte sonst aufhören, jäh.

Flanel. Gewiß übt der Edelmann hier wieder ein Stückchen von seinen gewöhnlichen aus. Kommen Sie, Freund, wir wollen einmal sehen.

Graßhof. Jäh, sie werden sich gaudiren, meine Herren, jäh, gaudiren werden Sie sich, und das gar mächtig, jäh.

Lilio und Flanel ließen sichs gefallen, dem Großschreier Graßhof zu folgen, und kamen auf den Edelhof, wo ein Bauer auf einem großen Eber oder Hatsch

mit Stricken befestigt, durch Jagdhunde herumgepreſcht wurde, zum großen Gaudium des Herrn Barons und ſeiner Hofcanaille. Graßhof fand an dieſem Spectakel großen Geſchmack, und wiehrte ſeinen Beifall, wie das magerſte Philiſterpferd nach Haſer wiehert: aber Flanel und Lilio gaben ihren Unwillen murrend zu erkennen.

Herr von Federduft erblickte die Fremden, und erkannte den Herrn von Flanel. „Bon jour, Herr Vetter, rief er ihm von weiten zu: nur noch einen Augenblick, und ich kann Sie ſprechen.“ Indem er dieſes ſagte, befahl er den Hakſch mit dem Bauren in einen Pfuhl zu hetzen, worin ſich die hochadeligen Gänſe und Enten zu baden pflegten. Dieß geſchah, und beide, Hakſch und Bauer, würden ertrunken ſeyn, wenn man ihnen nicht zu Hülfe geeilt wäre, und

sie heraus gezogen hätte. Nun wurde der arme Teufel auf eine große Friesdecke gelegt, und von acht baumstarken Kerlen so lange geprellt *) bis es ihm endlich so übel ward, daß er sich fürchterlich übergab, und beinahe alle seine Eingeweide ausschüttete, wie einst Judas der Verräther that.

Als die Comödie zu Ende war, rief das versammelte Grobzeug ein lautes Brave! und klatschte in die Hände: der Edelmann neigte sich gegen die Zuschauer, als wollte er ihnen für ihre geneigte Gegenwart und ihren Beifall danken, und ging dann mit schnellen Schritten auf Flanel und Lilio los.

„Diener Herr Vetter, sagte er zu Flanel, und reichte ihm die Hand,! seyen Sie mir willkommen. Was ist denn das da für ein Herr? (auf Lilio deutend.)

*) In die Luft geschnellt.

Flanel. Herr von Slys, ein niederländischer Edelmann, und mein bester Freund.

Federbuft. So? Na, das ist brav. (zu Lilio) Wie gefiel Ihnen das Schauspiel, Herr von Slys?

Lilio. Ich kann davon nicht urtheilen; denn ich weiß ja nicht, ob die Akteurs freiwillig oder mit Zwang agirt haben.

Federbuft. Was, freiwillig? Meynen Sie dann, die Bauern machten ihrer Herrschaft freiwillig eine Lust?

Lilio. Eine Lust? Ich dächte die Mißhandlung eines Menschen könne niemand Vergnügen machen.

Federbuft. Nicht? Schwerenoth ich empfinde nie größere Wollust, als wenn ich Bauern und pöbelhaftes Grobzeng scheren kann. Wozu ist denn das Grobzeug sonst da, als um geschoren zu werden.

Lilio. Saubre Grundſätze.

Federduft. Jeder hat ſeine Grundſätze für ſich, und machts wie er will.

Lilio. Muß ſich aber auch gefallen laſſen, was daraus folgt.

Federduft. Ich fürchte mich vor keinen Folgen: ich bin Herr auf meinen Gütern, und kann ſchalten, wie mirs beliebt. Verſtehen Sie mich? Vorzüglich mag ich keine Hofmeiſter leiden.

Lilio. Es wäre auch eine ſehr unnütze Arbeit, einen Mann von Ihren Grundſätzen vernünftig hofmeiſtern zu wollen.

Federduft. Was ſagen Sie da Herr? Wiſſen Sie mit wem Sie ſprechen. Ich bin ein Edelmann!

Lilio. Ich auch. Was wollen Sie?

Federduft. Daß ſie gleich abfahren, oder gewärtigen ſollen, daß ich Sie transportiren laſſe.

Lilie. Ich gehe schon. (entfernt sich.)

Federduft. Sie, Vetter, kommen mit mir: (Flanels Hand ergreifend) Heut wollen wir einen honorigen Soff machen: Ihr Herren Studenten müßt wissen, daß ihr nicht allein saufen könnt; wir Waidmänner könnens auch, und besser noch als Ihr.

Flanel. Lassen Sie mich: ich folge meinem Freunde.

Federduft (trotzig) Meinetwegen, wenn Ihnen der Firlefanz lieber ist, als ich, so laufen Sie ihm immer nach. Aber, wohl gemerkt, daß Sie augenblicklich mein Gebiet verlassen, sonst lasse ich den Mosjeh's den Weg zeigen.

Zweiter Abschnitt.

Flanel traf seinen Freund noch an ehe dieser in die Schenke zurück gekommen war: beide entschlossen sich, sogleich abzureisen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von dem brutalen Feelmann insultirt zu werden. In der Schenke aber änderte Lilio seinen Entschluß: denn hier traf er den uns schon bekannten Asmodeo, als spanischen Offizier, mit noch acht andern Leuten an, die alle spanische Uniform trugen. Lilio und Asmodeo erkannten sich bald, gaben sich ein Zeichen, gingen nach einander hinaus, und fanden sich im Garten wieder. Asmodeo erklärte Lilio die am vorigen Tag vorgefallene Eroberung des Schlosses Katzen-

ſtein, worüber dieſer außerordentlich froh war: denn das müßige Leben unter den bei all ihrem Queckſilber doch äußerſt unthätigen Studenten zu Miranda fing ihm an, läſtig zu werden.

„Was machſt Du dann hier, Asmodeo, fragte Lilio?“

Asmodeo. Wir gehn recognoſciren, welche Senſation unſre Conquête gemacht hat.

Lilio. Hier weiß man davon noch nichts.

Asmodeo. Wirds aber bald wiſſen: Paulo geht als Theriakskrämer im ganzen Dorfe herum und verkündigt den Bauern: er wird auch aufs Schloß gehen, und dem Edelmann die Neuigkeit bringen.

Lilio. Weßhalben haſt du dann die vielen Kerle bei dir?

Asmodeo. Die gehn wieder zurück: ſo wie ich. Ich nahm ſie mit, wenn ich etwan Gelegenheit hätte, einen Coup zu machen, daß ich doch Beiſtand hätte. Es ſind derbe Kerls.

Lilio. Das ſieht man ihnen an.

Asmodeo. Es ſind lauter relegirte Studenten, und zwar wegen Ordenshändeln relegirte, Leute dieſer Art taugen für uns. Nicht wahr? Aber jetzt komm hinein, mich durſtet.

„Wo bleiben Sie dann, Herr von Slys, rief Flanel Lilio entgegen? Wollen wir nicht fort?

Lilio. Noch nicht.

Flanel. Und dann ſetzen wir uns den Grobheiten des hieſigen Edelmanns aus?

Lilio. Hat nichts zu ſagen: wir haben Schutz. Wollen Sie ſich aber fürchten, ſo ziehen Sie allein.

Flanel. Für wen sehn Sie mich dann an? Für eine Memme.

Lilio. Julchens guter Freund wird ja keine Memme seyn.

Indem kam der Gerichtsfrohn vom Schlosse, und befahl den beiden Burschen von Miranda, wie er sich ausdrückte, sogleich das freiherrliche von Federdustische Territorium zu verlassen, oder zu gewärtigen, durch Neppe *) fortgeschafft zu werden. „Gut gute Wege, erwiderte Lilio; wir bleiben so lang es uns gefällt.“ Der Gerichtsfrohn brummte und ging fort.

Nach einer Virtelstunde erschien Herr von Federdust an der Spitze von vier Neppen,

*) Hösher. Ich wundre mich, daß dieses significante Wort mit seinen Derivaten, neppisch, Nepperey, Ober-Nepp, Unter-Nepp, nicht bekannter und gebräuchlicher ist. Doch was noch nicht ist, kann noch werden.

Neppen, welche mit Stangen oder Bleyſtiften verſehen waren. Der Edelmann, welcher hier den Obernepp machte, trat barſch in die Stube: „Burſche,“ redete er Flanel und Lilio an, „warum reſpectirt Ihr meine Befehle nicht?“

Lilio. Weil Er uns nichts zu befehlen hat, Mosjeh Grobian.

Federduft. Donner und Teufel! (zieht das Jagdmeſſer, Lilio ſchlägt es ihm aus der Hand, und ergreift es ſelbſt.)

Lilio. Was will Er nun, Mosjeh Schlunks? He?

Federduft. Bataillonſakkerment! Neppe, greift zu! Die Neppe griffen zwar zu, wurden aber von Lilio und Asmodeo gleich in die Flucht geſchlagen; keiner getraute ſich einen neuen Angriff zu wagen.

Indeſſen hatten die Bauern im Dorfe gehört, es ſey Scandal in der Schenke,

und waren haufenweise dahin gekommen. Lilio, Asmodeo und die relegirten Studenten in spanischer Uniform, mischten sich unter die Bauern, tranken ihnen brav zu, und schilderten ihnen den Edelmann, als das ärgste Ungeheuer auf der Welt ab. Die Bauern gaben ihnen in allen Stücken Beifall, nur meynten sie, daß sie das eiserne Joch des Despotismus tragen müßten, weil sie einmal darunter wären. „Ei was," sagte Lilio mit starker Stimme, „Ihr wollt die Tyranney Eures Junkers noch länger leiden? Dann seyd Ihr würdig alle Tage, wie die kleinen Kinder, mit Ruthen gehauen zu werden. Schämt Euch, und werft das infame Joch ab. Bald wird das ganze Fürstenthum es thun; der Anfang ist schon gemacht, und Katzenstein ist schon in den Händen derer, welche die Freiheit herstellen wollen. Es lebe die Fred

heit! Allons Brüder, trinkt! Es lebe die Freiheit!“

Alle Bauern hoben ihre Gläser in die Höhe und schrieen: es lebe die Freiheit!

Indessen war der Edelmann auf sein Schloß zurückgegangen, nachdem er die Neppe, als feige Bursche derb ausgescholten hatte, und hatte seinen Amtmann, den Herrn Licentiat Knorr, einen Vetter des Winkeladvokaten Knorr zu Schilda, holen lassen, um ihm die seiner Herrlichkeit und seiner Neppschaft zugefügte Beleidigung vorzustellen, und seinen Rath deßwegen zu hören. Knorr war immer durstig, und ohne derb getrunken zu haben, konnte er auch nicht das geringste Respons von sich geben: dieß wußte der Edelmann, er ließ daher einschenken, was das Zeug hielt, und beide thaten bei der Berathschlagung so stark Bescheid, daß sie endlich ganz heroisch

in den Köpfen wurden. „Ja, ja," schrie Herr von Federduft, „ich will die Gemeinde zusammen läuten lassen, und alle Bauern sollen mir helfen, die Hallunken in der Schenke zu fangen und ins Loch zu stecken."

Der Vorschlag wurde ausgeführt, und das Bauerglöckchen gezogen. Die in der Schenke versammelten Bauern hörten läuten, und steckten die Köpfe zusammen, was das wieder bedeuten mögte. Was wirds seyn, sagte Michel der Grobschmidt?" Wir werden morgen wieder ein Treibjagen versehen sollen." Nein erwiederte Caspar, der Schuster; des Junkers Hunde sind meistens krank: heut ist der Hunde-Doctor da gewesen; sagen kann der Junker nicht. Er wird gewiß seine Priveter wollen reinigen lassen, wie gestern der große Schlagtodt, der Steinbrecher gesagt hat.

Michel. Was? und das ſollten wir thun?

Caſpar. Warum nicht, wenn's der Junker befiehlt.

Michel. Sind wir dann Schinderknechte? So was muß der Schinder thun, und nicht ehrliche Leute. Ich bin Meiſter und Du auch — Sakkerment, ein Meiſter ſollte derlei Dienſte thun!

Steinbrecher (tritt eben ein.) Meiſter hin und Meiſter her. Ihr müßt thun, was der gnädige Herr befiehlt.

Michel. Ja wohl, aber nur muß er nichts haben wollen, was dem Schinder zuſteht.

Steinbrecher. Der Schinder iſt eben ſo gut Meiſter wie Ihr.

Caſpar. Tauſendſakkerment, verfluchter Moloch, verdammter Schlagtodt, was ſprichſt du da? He, Kerl, ſprich!

Steinbrecher. Daß Ihr nicht besser seyd, als der Schinder.

Caspar. So soll dich ja das Donnerwetter erschlagen, Du verdammter Packan. (wirft den Steinbrecher auf die Erde: die andern Bauern fahren über ihn her, schlagen ihm das Leder voll, und werfen ihn zur Thüre hinaus).

Steinbrecher (draußen.) Wartet nur ihr Hallunken, Ihr Spitzbuben.

Lilio. Was ist das für'n Mensch?

Caspar. Der Hofmeister des Edelmanns, er meynt, weil er das Edelguth besorgt, so könne er auch thun, was ihm wohlgefällt.

Lilio. Er wird gewiß dem Edelmann wieder sagen, was ihm hier geschehen ist.

Michel. Natürlich: aber es mag werden wie es will. Horch, man läutet

wieder: kommt, wir wollen doch sehen, was es ist.

Michel, Caspar und alle andre Bauern verließen die Schenke, und gingen nach dem Platz unter den Linden, wo sich die Gemeine zu versammeln pflegte. Die Meisten waren heroisch im Kopfe, und warteten begierig auf die Dinge, welche kommen sollten. Der Edelmann erschien, trat auf die Bühne, und haranguirte die Gemeine, wie folget.

„Der liebe Gott hat mich zu Eurem Herrn gemacht, Ihr Rökel, und der Teufel danke es Euch, daß ihr mir gehorchet. Ich hab Euch zu befehlen, und was ich sage, müßt Ihr thun. Im Gasthof sind zwei Fremde, die sollt Ihr herausschmeissen, und ins Loch stecken, auch die Kerle in der spanischen Uniform sollt Ihr einstecken, und das alles stante pene, habt

Ihr mich verſtanden, Ihr Rülpſe? Das Gewitter ſoll Euch regiren, wenn ihr nicht gleich zufahrt; aber halt, was ſehe ich? Da kommen ja die Kerle mit der Spaniſchen Uniform, und die beiden Fremden von Miranda! Auf, greift ſie an, und werft ſie ins Loch! Auf, friſch gewagt, iſt halb gewonnen.“

Die Bauern brummten unter einander, aber keiner wagte ſich an den Feind. Lilio trat näher zu der Gemeine, und ermahnte ſie, in den ſpöttiſchſten Ausdrücken den Befehlen des gnädigen Junkers nachzuleben: der Junker erboßte ſich mächtig über die ſarkaſtiſche Rede des Fremden, und in ſeinem Eifer ſprang er hinzu, und wollte dieſen mit ſeinem dicken Dornſtock eins verſetzen, aber Lilio wich dem Dornſtock aus, und entriß ihn dem Junker: alles

fing an zu lachen, aber nun zog der Junker ſein Jagdmeſſer, und drang ein: ein Soldat in Spaniſcher Kleidung wurde von ihm getroffen, und ſank; jetzt kannten die Uebrigen auch kein Maaß mehr, und der Junker wurde mit hundert Hieben niedergeſäbelt. Als er entſtellt und blutend auf der Erde lag, ſchauderten die Bauern, und betrachteten die Leiche des Deſpoten mit fürchterlichen Verzuckungen des Geſichts. Lilio trat der Leiche näher, Freunde, rief er den Soldaten zu, vollendet Euer Werk! Der Bube, welcher Euern Camaraden getödtet hat, liegt hier, aber ſchon fangen die, welche er wie Sklaven behandelt und gequält hat, an um ihn zu trauren. Kommt auf ſein Schloß und laßt uns Beute machen: denn es iſt nicht genug, den Feind zu ſchlagen. Allons.

„Bravo, riefen alle. Aber eine Trophäe müssen wir mitnehmen. Den Kopf des Böſewichts.“

Der Kopf des Junkers wurde abgeſäbelt, auf eine hohe Stange geſteckt, und ſo im Triumph durch die Gaſſen nach dem Schloß zugetragen, wobey das edle Lied „Ein freyes Leben führen wir,“ welches Studenten, Soldaten und Landſtreichern ſo wohl gefällt, abgeſungen wurde. Das Schloßthor war verſchloſſen, aber die tapfern Haufen unter Lilios und Asmodeos Anführung ſprengten es bald, und drangen ein: nachdem alles Hofgeſinde ausgetrieben war, ließ Asmodeo einen von ſeinen Leuten auf dem beſten Pferde des Edelmanns im Dorfe herum reiten, und den Bauern anſagen, daß das Schloß vier Stunden lang der Plünderung überlaſſen ſey: wer Luſt hätte, ſich etwas von den

Effecten, des seligen Herrn zuzueignen, möge nur kommen; denn nach Verlauf dieser Zeit würde kein Beutemachen ferner erlaubt.

Anfänglich kamen nur wenige, und zwar bloß solche, welche nichts zu verlieren hatten, der Hirtenjunge, der Schäferbursche, zwey Dreſcher, und ein Invalide, welcher bey einer alten Frau wohnte, und sich mit Betteln nährte. Alle diese Leute brachten schwere Beute aus dem Schlosse ins Dorf, und dieß machte, daß alle Bauern Muth bekamen, an der Plünderung der Habseligkeiten des Junkers Antheil zu nehmen, sie zogen also aufs Schloß und leerten es aus, wie die französischen Evacuationscommissäre die Städte, Schlösser und Dörfer in der rheinischen Pfalz im Jahr 1794 und 1795. Freilich erwischten sie kein Geld und keine Pretiosen: denn

dieſe Sachen hatten ſich Lilio, Asmodeo und ihre Bande zu eigen gemacht, aber ein Vorrath von Kleidern, Möbeln, Küchengeräthe und andern brauchbaren Sachen fiel in ihre Hände, und ſo war ihre Beute: immer beträchtlich.

Nachdem das Schloß geleert war, wurde der Keller geöffnet, aber Lilio hatte befohlen, keinen Wein wegzuſchleppen, ſondern gleich auf der Stelle ſo viel davon zu verzehren, als jeder faſſen konnte und wollte. In weniger als einer Stunde, waren alle Bauern mit ihren Weibern und Kindern ſo ſelig, daß Lilio und Asmodeo mit ihnen machen konnten was ſie wollten.

Dritter Abſchnitt.

Der Paſtor des Dorfes, Herr Wittekind, vernahm bey ſeiner Zuhauſekunft von Schmeerbauch, was auf dem Schloſſe vorgefallen war, und eilte dahin, um Zeuge von Auftritten zu ſeyn, wovon er ein großer Freund war. Als Senior des Ordens der ſchwarzen Brüder zu Jena hatte er ſich ein Syſtem formirt, nach welchem die bisherige Ordnung der Welt umgekehrt, und die urſprüngliche Freyheit der Menſchen wieder hergeſtellt werden müßte, wenn dieſe ſo leben und genießen ſollten, wie es die Natur von allem Anfang eingerichtet hatte. Freylich fand Herr Wittekind nach ſei-

ner Zuhausekunft von der Universität für nöthig sein System geheim zu halten, und sich so zu fügen, wie es die gegenwärtige Ordnung erheischte: er fügte sich und ward Pastor. Als Pastor predigte er wider alle seine Ueberzeugung nach Art aller Pastoren von Dingen, die das Consistorium abzukanzeln vorschrieb, und erklärte öfters den Spruch des Apostels Paulus Röm. 13, 1. Jedermann sey Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Diese Stelle hielt er zwar für untergeschoben, nach Art unsrer gelehrten Theologen, welche alles was in ihrem Kram nicht dient, für untergeschoben halten, und doch erklärte er sie: als er aber von der Ermordung des Junkers und von der Plünderung seines Schlosses hörte, glaubte er, nun habe die Stunde der Befreyung geschlagen, und eilte, Theil an den großen Thaten zu neh-

men, welche Lilio und seine Gesährten verübt hatten.

Ich werde, sagte er zu den Heiden, eine Rede an das Volk halten, und ihm den Werth der wahren Freyheit zeigen: Reden thun große Wirkung, und mich wird Eleutheria, die Angebetete, gewiß beseelen!

Lilio lobte den Eifer des Pastors, welcher nun mitten unter den besoffenen Bauern Platz nahm, und sich wie diese, in dem Wein des erschlagenen Junkers einen Rausch anhing. Früh ließ der Pastor zur Kirche läuten; wohin sich alle Bauren nebst Lilios Anhang begaben. Der Kopf des Junkers wurde auf dem mitten in der Kirche stehenden Crucifix aufgesteckt: und nun bestieg der Pastor die Kanzel: sein Anzug war sehr unpastorisch: seinen Kopf bedeckte ein runder Huth, Sein Rock

war grün mit gelben Knöpfen — es war noch ein Rock von Jena her und gelbe lederne Hosen nebst großen Canonenstiefeln zeugte von dem gewesenen Renommisten: in der Rechten hielt er eine große Hetzpeitsche, womit er bey den Kernausdrücken trotz dem besten Schweinhirten klatschte.

So wie der Anzug des Redners war, so war auch seine Sermon; er sprach ohngefähr so wie Hebert im Vater Ducheine oder Marat im Ami du peuple; da aber diese unsinnige Tiraden durch die Zeitungen in Deutschland so stark verbreitet sind, daß man sie in allen Kneipen täglich hören kann; so mag ich nichts aus Herrn Pfarrers Wittekind Predigt wiederholen. Auf die Bauern, welche noch immer den Wein im Kopfe hatten, machte die Rede so starken Eindruck, daß sie aus der Kirche liefen, das Schloß des Edelmanns

aber-

abermals angriffen, und so fürchterlich darin haußten, daß es bald einer Mördergrube ähnlich sahe.

Der Graf von Neideck, welcher einige Meilen weiter seinen Wohnsitz hatte, hatte durch reisende Roßhändler von den Begebenheiten zu Dornberg gehört, und da er diesen Scandal für eine Bauernempörung hielt, entschloß er sich seinem Freunde und Gevatter, dem Baron von Federduft beyzustehen, und ließ seine Jäger, Bedienten und die mannhaftesten seiner Bauern Waffen aus seiner Rüstkammer nehmen, stellte sich an die Spitze dieses Heeres von 20 Mann, und rückte so gegen Dornberg an. Asmodeo, welcher auf den Schloßthurm gestiegen war, sich umzusehen, erblickte die Caravane von weitem, und gab sofort Lilio Nachricht davon. „Auf allen Fall müssen wir uns in Positur setzen,“ sagte

dieſer: „laß unſre Freyburſche — ſo hießen die Revolutions-Soldaten — ſich ſammeln, und ihre Gewehre in Ordnung halten: die Bauern müſſen alle aufs Schloß; dort ſind ſo viele Flinten, daß jeder ſich bewaffnen kann.“ Dieß wurde in aller Geſchwindigkeit veranſtaltet, und ehe noch Graf Neideck ſich dem Dorfe näherte, war das Dorfthor von Freyburſchen beſetzt, und das Schloß hatte eine Bauerngarniſon.

Als der Feind ohngefähr 400 Schritt vom Dorfe war, ſchickte Lilio ſeinen Freund Flauel, zu fragen, was der Zug ſagen wollte, und in welcher Abſicht man mit den Waffen in der Hand käme.

„Meinen Freund, den Baron Federduft, will ich retten,“ erwiederte Graf Neideck.

Flauel. Dann kommen Sie zu ſpät, Herr Graf: der Baron iſt beym Teufel,

ſein Kopf iſt in der Kirche auf dem groſſen Crucifix aufgeſteckt.

Graf. Teufel und Hölle, ſo ſoll auch kein Stein im Dorfe auf dem andern bleiben: alle Hunde will ich niedermachen laſſen. Kommt Kinder! Marſch!

Flanel ſprengte zurück, und berichtete die Abſicht des Feindes; Lilio zog die Hälfte der Garniſon aus dem Schloſſe, und verſtärkte den Thorpoſten: das Thor ſelbſt ließ er ſchließen.

Der Graf berennte das Thor mit ſeinen Leuten, aber vergebens; er ließ alſo abmarſchieren, und verſuchte durch einen Garten ins Dorf zu dringen: aber Lilio hatte in aller Geſchwindigkeit dieſen Zugang ſo gut beſetzt, daß die gräfliche Armee mit einem Verluſt von vier Mann zurückgeſchlagen, und der Graf ſelbſt gefangen wurde. Nun zeigte er ſich wie die feigſte Memme,

bat um gut Wetter, und erbot ſich, ein anſehnliches Löſegeld zu geben, wenn man ihm die Freyheit ſchenken wollte. Lilio ſchlug das Löſegeld aus, und ſchickte ihn gebunden nach Katzenſtein: ſofort aber ließ er ſeine Freyburſche nach Neideck marſchieren, und das daſige feſte Schloß beſetzen.

Vierter Abſchnitt.

Die Nachrichten von den Begebenheiten, welche auf Katzenſtein, und in der daſigen Gegend vorgefallen waren, verbreiteten ſich wie ein Lauffeuer im ganzen Fürſtenthum, und kamen auch in die Reſidenz. Der Kanzler Fatutto, war eben verreiſet, und der Fürſt erfuhr den Scandal eher, als ihn der Liebling drauf vorbereiten konnte. Er fluchte fürchterlich, daß ſeine Canaille von Gemahlin, wie er ſich hochfürſtlich ausdrückte, nun in Freyheit ſey, und da er ſich durch Clärchen bereden ließ, der Bruder der Fürſtin müſſe ſie befreyet haben, ſchwur er hoch und theuer, dieſen Kerl, ſeinen Schwager, mit Krieg zu

überziehen. In dieser Absicht ließ er seine Generalität versammeln, und einen Kriegsrath halten, worin beschlossen wurde, die Truppen marschieren zu lassen, und den Fürsten von Filtra anzugreifen.

Indem man so in Bewegung war, erschien ein gedruckter Bogen, worin der Prinz August und seine Verbündeten, welche sich Freunde der Volksfreyheit, und Wiederhersteller der Menschenrechte nannten, alle Einwohner des Fürstenthums Mezendore aufforderten, das Joch der Sklaverey und des Despotismus abzuschütteln, und jene alte Freyheit und Gleichheit wieder einzuführen, welche die Natur allen Menschen geschenkt habe, und die folglich unveräußerlich sey.

Die Schrift war in einem äußerst imposanten hohen Ton abgefaßt: und wurde so

häufig gelesen, oder vielmehr verschlungen: daß Freund Zwanzig, ein Spekulant seltsamer Art, welcher allen Sudel nachdruckte, wenn er nur ein Paar Groschen zur Bezahlung seiner Menscher verdienen konnte, sie sofort nachdrucken, und durch junge Herumläufer vertrödlen ließ.

Fatutto kam zurück, und erschrack nicht wenig über das Geschehene, noch mehr aber über die Gährung, welche in der Residenz und im ganzen Lande herrschte. Der Fürst meynte noch immer, sein Schwager habe, um seine Schwester zu befreyen, und die ihr angethane Schmach zu rächen, Katzenstein erstürmt und andere Exzesse verüben lassen, aber Fatutto belehrte Seine Durchlaucht eines Bessern. Die Unterthanen sind von der neuen Philosophie angesteckt, sagte er, die hat ihnen die Köpfe verrückt und da haben sie Rebellion angefangen.

Fürſt. Aber es waren ja Spaniſche Soldaten, die Kahenſtein ſtürmten.

Falutto. Es waren gewiß keine Spanier: wie ſollten Spanier hierher kommen in unſer Land? Ich weiß zwar ſelbſt noch nicht, was es mit dieſen Soldaten für eine Beſchaffenheit hat, aber ich will es bald erfahren, und würde mich ſehr irren, wenn es nicht Truppen ſind, welche die Mißvergnügten des Fürſtenthums zuſammen gebracht haben.

Fürſt. Mißvergnügte? Ich dachte, in meinem ganzen Lande wäre keine Seele mißvergnügt.

Falutto. Keine rechtſchaffne, gutdenkende Seele, das iſt auch wahr, gnädigſter Herr. Aber ſchlechte Leute ſind mit den beſten Anordnungen und den beglückendſten Anſtalten nie zufrieden. Aber ein

Fürſt kann allen Meutereyen verbeugen, wenn er nur klug iſt.

Fürſt. Sie meynen doch nicht, daß ich dumm ſey, Kanzler? Das wollte ich mir verbitten.

Fatutto. Bewahre Gott mich vor einem ſo läſterlichen Gedanken. Ich bin überzeugt, daß Ew. Durchlaucht der Weiſeſte von allen Fürſten Europas ſind.

Fürſt. Denke auch. Aber wie machen wirs dann, daß alles wieder ruhig wird? Wie kriegen wir die Fürſtin wieder auf Katzenſtein.

Fatutto. Geben Sie mir nur völlige Macht zu handeln, wie ich es für gut finde, und ich verſpreche Ihnen, alles ſo zu leiten, daß Sie ſich völlig beruhigen ſollen.

Fürſt. Bon, bon, lieber Kanzler! Machen Sie, wie Sie wiſſen und können.

Ich werde nach Eckstein reiten, Clärchen im Wochenbette zu besuchen.

Ehe der Fürst nach Eckstein ritt, ließ Fatutto den Staatsrath und die Generalität im Cabinet versammeln, und Seine Durchlaucht ertheilten Dero hohen Dienerschaft die ausdrücklichsten Befehle, dem Großkanzler in allen Stücken zu folgen und seine Befehle nach bestem Wissen und Gewissen auszuführen.

Das erste, was Fatutto that, war daß er den Buchdrucker Zwanzig, welcher den Aufruf der Freiheitsapostel hatte nachdrucken lassen, einstecken, und sein Verbrechen criminaliter verhandeln ließ. Zwanzig hatte zwar wegen seiner lächerlichen Lebensart, und wegen der hämischen Ausfälle, welche er in seinen Wischen gegen angesehene Männer gemacht hatte, keinen einzigen Freund in der Residenz

Mezendorf, aber deſto mehr Freunde hatte die Freyheit, und dieſe glaubten, durch die Einſteckung des Meiſter Zwanzigs, habe man dieſe heilige Freyheit ſelbſt eingeſteckt, und eilten, ſie zu befreyen. In dieſer Abſicht ſchickten die auf dem großen Keller verſammelten Bürger eine Deputation von vier Männern an den Kanzler, um im Namen der Bürgerſchaft die Loslaſſung des Buchdruckers zu fordern.

Weßhalb, fragte Fatutto, fordert Ihr Leute dieſes? Er iſt ein Verbrecher, und muß beſtraft werden.

Meiſter Klöber der Maurer. Er ſoll aber nicht, das iſt gegen die Freyheit?

Fatutto. Was wollt Ihr mit Eurer Freyheit? Sklaven wie Ihr ſeyd, dürfen von Freyheit nicht ſprechen.

Meiſter Kron, der Glaſer. Was Herr Kanzler? Sklaven wären wir? da müßt ja der Donner hinein ſchlagen. Vivat es lebe die Freyheit.

Fatutto. Wartet Rebellen, Das ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen. (Er klingelt; ein Gerichtsdiener tritt ein) Sechs Neppe! Geſchwind.

Sechs Neppe waren in dem Augenblick da; denn es giebt kein ämſiger Thier auf der Welt, als einen Nepp, wenns ans Einſtecken geht. Auf Befehl des Kanzlers wurden die vier Bürger-Deputirten ins Loch geſchmiſſen.

Die Bürger auf dem großen Keller warteten auf die Rückkehr ihrer Geſandten, aber wie erſchracken ſie, als ſie hörten, ſie wären im Loch. Ihr Schreck vermehrte ſich beym Breyhan und Schnapps und verwandelte ſich in Wuth. Nachdem ſie ſich

endlich satt gesoffen und satt räsonnirt hatten, fing ein Emissar der Freyheitsbande an, und erzählte, wie die Freiheitsfreunde den Baron Federduft und dem Grafen Meideck mitgespielt hätten, und schloß damit, daß es nur an einem Anfang in der Residenz fehle, und die Dinge würden bald eine ganz andere Gestalt gewinnen. Wenn zum Beyspiel, fuhr er fort, die Herren ihre Freunde jetzt aus dem Gefängniß befreyten, so stehe ich dafür, daß die ganze Stadt sich auf ihre Seite schlagen würde, und dann — gute Nacht Tyranney!

Mein Seele, riefen alle, der Herr hat Recht! Allons, wer ist unser Anführer!"

So trunken die Herren alle waren, getraute sich doch keiner, den Hauptanführer zu machen: sie wollten lieber geleitet werden, als selbst leiten: sie würden lange noch nicht einig geworden seyn, wenn sich nicht Nicco

— so hieß der Aſtolfiſche Emiſſar — ins Mittel geſchlagen, und ihnen ſeine Führung angeboten hätte: gleich waren alle zufrieden, und in wenigen Minuten war das Gefängniß erbrochen, und die Gefangnen in Freyheit.

Fünfter Abſchnitt.

Ehe noch Fatutto von ſeiner Reiſe zurück gekommen war, hatte der Fürſt die Truppen, welche in der Reſidenz garniſonirten, abmarſchieren laſſen: ſie hatten zwar Befehl erhalten wieder zurück zu kehren, nachdem Fatutto dem Fürſten bewieſen hatte, daß ſein Schwager an den Scandalen nicht Schuld, und kein auswärtiger Krieg zu befürchten ſey, aber ſie waren noch nicht eingerückt, als die Bürger auf dem großen Keller das Signal zur Rebellion gaben. Mit Soldaten konnte er alſo gegen die Aufrührer nichts ausrichten, doch glaubte er, daß noch redlich-geſinnte Einwohner in Mezendore ſeyn würden, welche der eben

ſich zeigenden Hyder der Empörung den Kopf zertreten könnten.

Er ließ alſo durch alle Straßen ausruſen, daß alle, welche ihren Fürſten liebten, den allergnädigſten Befehlen gehorſam wären, und die bisherige Ordnung und beglückende Verfaſſung erhalten wiſſen wollten, ſich ſofort mit ihren bequemſten Waffen auf dem Schloßplatze einfinden ſollten. Es kamen freylich Leute zuſammen, aber kein Bürger, der ſich ſelbſt nährte, kein Handwerker, kein Lohnarbeiter, wohl aber kamen Comödianten, Hurenwirthe, Schreiber und Copiſten, Poeten, Candidaten der Theologie und der Rechte, verabſchiedete Lakayen, bankrottirte Kaufleute und Krämer, verdorbene Spieler, Glücksritter und andres Geſindel in Menge. Factutto freute ſich über die in aller Eile verſammelte Defenſionsarmee, ließ denen,

welche

welche gar keine Waffen hatten, dergleichen reichen, und machte den Obriſtleutnant Stromer zu ihrem General.

Stromer theilte ſeine Armee in drey Bataillons; eins beſetzte das Schloß, und zwey zogen durch die Straßen der Stadt, um der Rebellion zu ſteuern. Das Geſindel, welches bloß in der Hoffnung, Vortheile zu erhalten gekommen war, fiel in die Häuſer derer ein, welche für Rebellen gehalten wurden, plünderte ſie rein aus, und beging die fürchterlichſten Exzeſſe.

Jetzt war es nicht mehr nöthig, daß ſich ein Emiſſar der Aſtolfiſchen Bande aufwarf, um die Bürger in den Harniſch zu jagen: denn dieſe fingen jetzt von ſelbſt an, ſich zur Wehre zu ſetzen und in weniger als einer Stunde, war ganz Mezendore im Aufruhr. Die Schmiede und Schlöſſer, die Maurer und Steinhauer erſchienen mit

großen Hämmern, die Zimmerleute hatten Aexte, die Tischler führten Schnitzmesser, die Schneider bewaffneten sich mit ihren großen Scheeren, und die Schuster mit ihren Kneifen, kurz jeder Handwerker nahm das Instrument, welches er am besten verstand zu regiren, und die übrigen Bürger hatten auch ihre Waffen, Degen, Pistolen, Flinten, ja gar Bratspieße und Ofengabeln: so gerüstet widersetzte sich die Bürgerschaft den Plünderern.

Anfänglich wagten es die Defensionstruppen, welche aber bloß durch Rauben und Stehlen defendirten, sich der aufgestandnen Bürgerschaft entgegen zu setzen, und so kam es dann an mehrern Orten der Stadt zu einem blutigen Gefechte; mehrere fielen von beyden Seiten, aber in allen Bataillen zog das Defensionsgesindel den Kürzern, und mußte zurück weichen. Die

Häufchen liefen aus einander, einige verließen die Stadt, andre verkrochen ſich, und ehe es finſter ward, war auch kein Deſenſiſt mehr auf der Straße anzutreffen. Die Bürger aber blieben unter den Waffen, zwar nicht geradezu auf der Straße, aber doch verſammelt in den Schenken und Kneipen, und auf jeden Augenblick zum Angriff bereit.

Früh ſollte das Schloß beſtürmt werden, aber die Garniſon war die Nacht über abgezogen, und ſo ſtand das ganze Schloß offen da: jeder konnte hinein gehen, wie er wollte, keine Seele von den Hofbedienten ließ ſich hören und ſehen: alle hatten die Stadt verlaſſen, ſo wie Fatutto der Großkanzler und alle ſeine Creaturen die Flucht ergriffen und ſich nach Eckſtein zu dem Fürſten begeben hatten.

Gegen Abend deſſelben Tages kam ein gedruckter Bogen heraus, welcher folgenden Titel führte: Wer A ſagt, muß auch B ſagen. Der Verfaſſer dieſes Bogens, der aber zweymal wöchentlich fortgeſetzt werden ſollte, war ein von Fatutto außer Activität geſetzter Advokat, welchem die neue Umwälzung der Dinge ſehr gefiel. Da er befürchtete, die Bürger mögten das angefangne gute Werk fahren laſſen, und ſich wieder unter das alte tyranniſche Joch ſchmiegen, ſo unternahm er es, ſie über ihr wahres Intereſſe zu unterrichten, und ihnen insbeſondre, begreiflich zu machen, daß ſie nach dem gethanen Schritt keine Verzeihung erhalten könnten, und auf jeden Fall fürchterliche Strafen ausſtehen müſſen würden, wenn alles wieder ins alte Geleis kommen ſollte. Das Blatt welches der Doctor Dreher auf eigne Ko-

ſten hatte drucken laßen, ſo ſehr ſeine Frau dagegen proteſtirte, wurde ſo häufig gekauft, daß ſchon Abends um 9 Uhr kein Exemplar mehr zu haben war, ob es gleich tauſendmal war abgedruckt worden. Als die Frau Doctorin Abends die tauſend Groſchen zählte, und davon 96 abzog für den Druck und das Papier, fuhr ſie hoch auf, umarmte ihr Männchen, und ſprach: Schau her, liebes Doctorchen, 37 rthlr. 16 gr. reinen Profit fürs Blatt: ach liebes Herzchen, ſchreib doch gleich Morgen wieder eins: dann will ich mich auch recht putzen. „Hm, hm,“ knurrte der Doctor, „für'n Putz ſchreib ich nicht, ich ſchreib für die Wahrheit.“

Die Revolutionsſchrift des Doctors that ihre vollkommene Wirkung, beſonders gefiel den Bürgern der Vorſchlag, alle Regierung abzuſchaffen, und eine Volks-

herrschaft einzuführen. Ein Courier wurde von den auf dem großen Paradeplatz versammelten Philistern an den Fürsten abgeschickt, um ihm anzuzeigen, daß er nun nicht mehr Fürst sey; wolle er aber als gemeiner Bürger leben, so möge er immer nach der Residenz zurück kehren, wolle er aber nicht, so sey er hiermit in den Bann gethan, und für vogelfrey erklärt.

Der Fürst ärgerte sich so häßlich über diesen impertinenten Antrag, daß er den Botschafter auf der Stelle mit einem Pistol erschoß.

Sechster Abſchnitt.

Die raſche und unüberlegte That des Fürſten wurde zwar von ſeinem Großkanzler und von allen fürſtlichen Hofdienern, welche ſich zu Eckſtein befanden, gar mächtig gerühmt, und als das Zeichen eines Heroismus ausposaunt, welcher der ganzen Rebellion bald ein Ende machen würde. Der Pöbel hat nie Muth, nur eine raſche That, und er zittert, dachten die Herren, und hatten Recht, wenn vom Pöbel die Rede iſt, welcher ohne Leitung für ſich agirt, Brauſeköpfen und Dummen folgt, und nur das vornimmt, was ihm unter die Hände kommt, ſich aber deßwegen um keine Folgen kümmert, weil

er vor lauter Kurzſichtigkeit keine Folgen entdecken kann. So ein Haufen Pöbel gleicht einem Haufen Studenten, welche eben vom Commers kommen, mit den Häſchern oder mit den Gnoten Krieg, Gott weiß warum? anfangen, einige Stunden, oder wenns hoch kommt, einige Nächte durchtoben, und am Ende, wenn nur einige gut angeführte Neppe *) unter ſie treten, aus einander fliegen, und von dannen ſchleichen, wie die Soldaten vom Saufgelage, auf das barſche Wort des groben Knüppelhelden: nach dem Quartier, Ihr Tauſendſakkerment! Bei ſolchen unſinnigen Ruheſtörern thut freilich ein raſcher Schritt die beſte Wirkung, aber bei einer tobenden Menge, die von einſichtigen, beſonders von ſolchen Obern geleitet wird, die

*) Häſcher.

dem Janhagel ſelbſt unbekannt ſind, iſt alles Barſche mehr ſchädlich als nützlich.

Das letzte war der Fall in Mezendore. Die Nachricht von der Hinrichtung des Volksgeſandten auf Befehl des Fürſten kam ſchnell wie ein Lauffeuer, in die Hauptſtadt und brachte alles in die fürchterlichſte Gährung.

Der Fürſt iſt ein Tyrann, war die allgemeine Stimme des Volks, und Tyrannen muß man nicht gehorchen, predigten die Propagandiſten laut: ergo muß man den Fürſten todtſchlagen, ſchloß der Janhagel hinter drein.

Noch wußten die Mezendorer nicht recht, wie ſies anfangen ſollten, ſich ſo zu conſtituiren, daß ſie als großes Volk exiſtiren, und dem Fürſten und ſeinem großen und geringen Anhang trotzen könnten. In allen Wein-, Bier- und Schnapphäuſern,

in den Bordellen, auf der freien Straße, und wo nur zwei oder drei verſammelt waren, wurde über dieſen Gegenſtand Rath gehalten, aber die Räthe waren immer ſo wenig übereinſtimmend, daß niemand wiſſen konnte, was eigentlich der Wille des Volkes ſey, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil das Volk keinen Willen hat. Alles war und blieb in Unordnung.

Den nächſten Sonntag trat Herr Oberhofprediger Schreier auf die Kanzel in der Hauptkirche, und predigte über das Evangelium vom Zinsgroſchen, worin die Worte vorkommen: gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Er nahm die Stelle Pauli Röm. 13, 1. Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, zum Eingang, predigte über die göttliche Einſetzung der Obrigkeiten, und

deklamirte aufs allerärgſte wider alle Widerſetzlichkeit gegen die von Gott ſelbſt in gerader Linie abſtammende oberſte Gewalt, ſprach von Rebellen, die man viertheilen, von Aufwieglern, die man verbrennen müſſe, und ging endlich zu dem gegenwärtigen Vorfall über, wobey ſein heiliger Mund von Schurken, Spitzbuben und Volksverführern überfloß: er ſchien das politiſche Journal des Altonaer Großpropheten und Radoteurs, des verkrüppelten Schirachs ſtark ſtudiert zu haben.

Als es der Hofprediger gar zu bunt machte, entſtand ein lautes Murren unter der verſammelten Menge, und endlich ließ ſich eine ſtarke Stimme hören: „herunter mit dem unſinnigen Pfaffen.“ Herunter mit dem Pfaffen, ſchallte es, wie ein hundertfältiges Echo von allen Seiten wieder, und gleich kamen zwei rüſtige Kerle, und

warfen den Hofprediger von der Kanzel. Bravo! rief die Verſammlung, und gab gerade ſo wie die Verſammlungen in den Schauſpielhäuſern, ihren Beyfall durch Händeklatſchen zu erkennen.

Siebenter Abſchnitt.

Noch ehe die Verſammlung aufgehört hatte, Bravo zu ſchreien, und in die Hände zu klatſchen, erſchien ein Unbekannter auf der Kanzel, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: ſilentium! ſilentium! Auf einmal war alles ſtille; denn alles gaffte nach der Kanzel, woher die fürchterliche Stimme kam. Ein groſſer Mann in einem rothen Kleide ſtand auf der Kanzel: ſein Kopf war mit einer allmächtigen Pudelmütze bedeckt, ſein Geſicht zierte ein gewaltiger Knebelbart, und an ſeiner Seite hing ein mächtiger Hieber. Die Leute gafften den Mann an, und ſchwiegen einige

Augenblicke, würden aber gewiß wieder angefangen haben, zu lärmen, wenn der Mann auf der Kanzel diese Stille nicht benutzt, und zu reden angefangen hätte.

Meine Freunde, fing er an, ich stehe hier an einer Stelle, worauf vor wenig Augenblicken ein schwarzröckiger Narre stand. Man nennt diese Stelle heilig, weil sie von Narren und Betrügern bestiegen wird; denn Heiligkeit steht mit Betrügerey und mit Narrheit in der engsten Verbindung. Habt ihr wohl gehört, was der Bengel daher schwatzte? Habt ihr verstanden, wie sauber er den göttlichen Ursprung der Tyrannen bewiesen hat? Mit Aussprüchen aus der Bibel! Du lieber Gott, aus der Bibel, aus einem alten verlegenen Schmöcher, nach welchem niemand mehr fragt, als Pfaffen und alte Betschwestern. Aber gesetzt auch, die Bibel hätte so viel

Anſehen in der ganzen Welt als das Corpus Juris auf der Reichskammer zu Wetzlar, ſo könnte doch ſelbſt der ärgſte Demonſtrirheld keinen Beweis für den Deſpotismus daraus herleiten. Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, ſagt Chriſtus im Evangelium. Freilich ſagt er ſo, aber Chriſtus war garſtig in der Klemme: um ſich heraus zu wickeln, um ſeine Feinde die ſcheinheiligen Schurken Phariſäer hineinzubringen, nahm er dieſe Wendung und ſie gelang ihm. Ja Freunde, das war ein pfiffiges Stückchen. Paulus ſpricht: Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat: denn es iſt keine Obrigkeit, ohne von Gott. — Dieſer Spruch beweiſt wieder keinen Pfifferling. Sankt Paul ſchrieb an die Römer, und wie konnt er anders, als ihnen den freundſchaftlichen Rath geben, dem Herrn Kai-

ser, und seinen Kerlen, hübsch zu folgen, und zwar deßwegen, weil sie von Gott wären? Man hatte dem Christenthum vorgeworfen, es hebe alle weltliche Macht auf, nein, sagt der politische Paulus, das ist nicht wahr, das liebe Evangelium lehret, alle Obrigkeit ist von Gott, und wer sich dieser opponirt, der opponirt sich Gottes Ordnung. Politisch war der Herr Christus, nnd seine Apostel waren auch keine Narren. Also meine Freunde, hat vorhin der Pfaffe gar nichts bewiesen; aber ich will beweisen, daß alle Obrigkeit, die durch Erbschaft geworden, nicht von Gott, sondern vom Teufel ist: denn seht, der Erste, welcher zu regieren anfing, und seine Gewalt auf Nachfolger vererbte, war ein Erzschurke, u. s. w.

In diesem Ton predigte der Redner einige Stunden hinter einander weg, und

die

die Zuhörer waren so aufmerksam, wie sie vor hundert Jahren bei den kraftvollen Predigten eines Johann Friedrich Mayers immer seyn konnten.

Endlich trat der Redner ab, und ein Kerl ohne Schuhe und ohne Strümpfe, in einem zerrissenen Wammes, den Kopf bedeckt mit einem alten heruntergekrempten Huthe, fürchterlichen Bart, und krallenartigen Nägeln an den Fingern, erschien auf der Kanzel. „Hunzfötter seyd Ihr, Bursche, lieben Freunde, hob der neue Demosthenes an, ja ewige Hunzfötter und Eselsköpfe seyd Ihr, wenn Ihr noch einen Augenblick ansteht, das abscheulige Fürstenjoch abzuschmeißen. Ich hoffe, daß Ihr Menschen seyd, und noch Gefühl im Bauche habt. Ihr seyd ein freies Volk, Mordsakkerment, und ein freies Volk muß sich

ſelbſt regieren. Regiert Euch ſelbſt! (mit brüllender Stimme) Regiert Euch ſelbſt!

Wir wollen frei ſeyn! Wollen uns ſelbſt regieren! war das Echo des Volks.

„Wie ſoll der Regierer heißen, fragte der Redner?

„Du ſollſt es ſelbſt ſeyn, war die Antwort der Menge.

Wohl, ſagte nun mit ſanfter Stimme der ohnbeſchuhete Redner, wohl, ich nehme die Bürde auf mich: aber verfluchte Ariſtokraten ſehe ich noch tauſend und tauſend um mich. Schwerenoth! die wollen alle nicht. Verdammt? Greift die Ariſtokraten! Schlagt die Feinde todt?

Der Poſtmeiſter Graf hatte dem Schuſter Schäfer vierzig Thaler geborgt: der Schuſter Schäfer erklärte den Poſtmeiſter für einen Ariſtokraten, und mit ſeinem Tode hörte die Rechnung auf. Aber dieſer

Schäfer, der Schuster, war dem Bauer Engelmann funfzehn Thaler schuldig. Engelmann war grade am Revolutionstage nach der Stadt gekommen, und hatte auf dem Rathskeller den Schuster etwas unförmlich gemahnt. Der Wirth Heine erklärte, bei Meister Schäfer sey alles verlohren: er selbst sey des Mahnens müde, Engelmann solle sich nur weiter keine Mühe geben. Darüber schwur der Schuster dem Bauern und dem Wirth die bitterste Rache, verklagt sie als Aristokraten, und beide wurden niedergemacht, und ihre Köpfe wurden über die Rathskellerthüre zur Erbauung des tollen Pöbels aufgesteckt, und ärger begafft, als das wächserne Kind, welches grade damals auf dem Kellerdache saß.

Schäfer der Schuster, machte seine Sachen so gut, daß ihn die ganze Regie-

rungsverſammlung für einen der erſten Patrioten erklärte, und zum öffentlichen Ankläger machte. Schäfer der Schuſter ſchlug folgendes Geſetz vor.

„Item wird der öffentliche Ankläger für unfehlbar erkannt, und wenn er ſagt, der oder der Kerl, das oder das Menſch iſt ariſtokratiſch geſinnt, ſo wird ihnen ſofort der Kopf herunter geſäbelt mir nichts dir nichts.“

Das Geſetz iſt billig ſchrie die Menge der Regierungscanaille: nur einige widerſprachen, aber die fühlten bald die Kraft des neuen Geſetzes, und ihre Köpfe ſtacken bald auf Pfählen, welche Gaſſenjungen herumtrugen.

Der unbeſchuhte und unbeſtrümpfte Kerl band ſich Stücke Solenleder unter die Füße, um ſie nicht an den Steinen zu verwunden, und ſiehe da, alles was für ächt

patriotiſch wollte angeſehen ſeyn, und wer das nicht wollte, wurde als verdächtig behandelt, und eingeſteckt, warf Schuhe und Strümpfe weg, und ging in Sandalien, wie ſonſt der vir conſularis zu Rom, deſſen Bild wir vor einem gewiſſen Buche ſchauen können.

„Jedermann iſt Herr ſeiner Perſon, und wer ihm nicht erlaubt, mit ſeiner Perſon zu machen, was er will, iſt ein Ariſtokrat.“ So hieß das erſte Geſetz im neuen Codex, welcher nun gedruckt wurde.

Herr Friſch, der Schulmonarche, hatte einem dummen Jungen, welcher einem Mädchen in öffentlicher Schule, unter den Rock gegriffen hatte, einige derbe Producte auf den Hintern gegeben, und das Mädchen, welches den Jungen zu dem Griff veranlaßt hatte, erhielt einige Ohrfeigen

von Herrn Frischens halbehliger Hausgehülfin. Der dumme Junge, und das lüsterne Mädchen gingen heulend aus der Schule. Da stand Meister Simon der Kramer, und fragte die Heulenden, was ihnen wäre?"

„Ach Herr Frisch und die Frau Frischin haben uns geschlagen, war die Antwort."

Simon. Donnerwetter, geschlagen! Was habt ihr dann gemacht?

Junge. Ich hab da der Ficke untern Rock gegriffen.

Simon. Ficke hast du das dann nicht haben wollen?

Ficke. O ja, Herr Simon, gerne, gerne.

Simon. Dann soll ja Frisch und seine Frau die Schwerenoth kriegen. Je-

der iſt Herr ſeines eignen Leibes. Kommt mit.

Die Kinder erſchienen mit Simon vor dem Tribunal, und Simon ſtellte Friſchens Frevel mit ſo derben Farben vor, daß das anſehnliche Gericht Friſchen und ſeine Halbfrau verdammte, auf Bänke gebunden, und von den Schuljungen, und Schulmädchen ausgehauen zu werden, und zwar auf öffentlicher Straße.

Ein angeſehener Mann fand einen Tambour bei ſeiner Frau im Bette: der Tambour entſprang, aber die Frau erhielt gottloſe Hiebe von der Hand des erzürnten Ehemanns, und wurde zum Hauſe hinaus gejagt. Sie wendete ſich an das Tribunal, und dieſes dictirte dem Ehemann die Verbannung zu: ſeine Güter fielen an die Frau, nachdem das Tribunal

auch sich besorgt hatte. Ehebruch war kein Verbrechen mehr, weil jeder mit seinem Leibe schalten und walten konnte, wie er wollte.

Achter Abschnitt.

Lilio und Flanel waren wieder zu Miranda angekommen, und ersterer hatte das Vergnügen auch hier alles drunter und drüber gehn zu sehen. Der Prorector der Universität wollte verschiedne Mißbräuche abschaffen, welche die Studenten zu ihren Privilegien rechneten, und daher über die Anordnungen des Prorectors schrecklich aufgebracht waren, und alle Augenblicke droheten, sich durch einen Aufstand in dem Besitze ihrer alten Freiheiten zu erhalten.

Ein gewisser Herr von Affenzagel studierte damals in Miranda, und ob er gleich nur achtzig Thaler jährlich zu verzehren hatte, dachte er doch, er müsse, als

Edelmann alles mitmachen, und that dieß auch so fleißig, daß er bald in Schulden, bis über die Ohren saß: alles ging bei ihm auf Pump, auf Pump aß und trank er, auf Pump kutschirte und ritt er, auf Pump gab er Bälle, und besuchte die öffentlichen Mädchen auf Pump. Die Studenten sahen das läppische Leben des edlen Herrn von Affenzagel, und straften ihn mit Verachtung. Affenzagel sahe sich von allen Studenten verachtet und gehaßt, und um doch Gesellschaft zu haben, machte er Gemeinschaft mit Gnoten, und die Studenten thaten ihn in den Bann, oder wie sie sagen, in den V. . . . s: ein lustiger Bruder machte den edlen Herrn und einen Schustergesellen in einem Wirthshause an der Wand, und schrieb die Unterredung des edlen Paares dazu.

„Prost Bruder Affenzagel.

„Proſt Bruder Bunzlauer! Höre Bruder Bunzlauer, borge mir einen Groſchen, will 'nmal trinken.“

„Gerne Bruder Affenzagel, hier haſt du zwei Groſchen: kannſt auch 'nmal Butterbrod eſſen.“

Affenzagel kam klagend beim Prorector ein, und dieſer ließ die Mahler einſtecken, und verbot den Studenten, jemand, er ſey wer er wolle, in den Studentenbann vulgo Verſchiß zu thun.

Bock, der Senior der Desperatiſten und Kunz der Senior der Inviolabiliſten und Herr Schranz, Senior der Diaboliſten machten gemeinſchaftliche Sache mit einander, ſo ſehr ſie ſonſt auf einander erbittert waren, und ſchwuren nicht eher zu ruhen, bis man ihnen das Privilegium, jemanden in Verſchiß zu thun, wieder geben würde: und um zu beweiſen, daß ſie

ſich an die Befehle des Prorectors nicht kehrten, thaten ſie noch am nämlichen Tage den ganzen freilich ſehr geringen Orden der Beelzebubiſten, und das Kränzchen des Leviathans in den Verſchiß.

Der Prorecter ergrimmte aufs ärgſte, und ließ auf dem Senate die Relegation gegen funfzehn Studenten ergehen, welche ſich am gröbſten verſündiget hatten. Dieſe appellirten, und ſchickten eine Geſandtſchaft nach Mezendore, als aber die Legation dahin kam, war alles in der größten ſchon beſchriebenen Unruhe,, und Herr Wauwau ohne Schuhe und Strümpfe, war Regierer des Volks und führte den Titl eines Dominators. Die Geſandten wendeten ſich an dieſen Dominator, und ſtellten ihm die Noth der guten Univerſität zu Miranda vor. Der Dominator gab kurz und gut den Beſcheid, daß die Stu-

denten das Recht hätten, ſich ſelbſt zu organiſiren, wie es ihnen gut dünkte, doch ſollten ſie ſich bloß zu einer literariſchen Geſellſchaft, und nicht etwan zu einer Demokratenbande organiſiren. Die Herren zogen ab, und zwei Stunden von Miranda kam ihnen Lilio entgegen, welchem ſie ſofort entdeckten, was ſie ausgerichtet hätten. Lilio wußte dieß ſchon voraus aus andern Nachrichten, und der Studentenaufruhr ſollte auch in den großen Revolutionsplan wirken. Die Profeſſoren, ſagte Lilio, müſſen zur neuen Organiſation ſchwören, ſonſt werden ſie abgeſetzt: die Orden müſſen aber die Organiſation einrichten: denn das verſtehen die Profeſſoren nicht, am wenigſten der Prorector.“

Der Vorſchlag gefiel den Geſandten, und nachdem auf dem Markte zu Miranda öffentliche Comitien waren gehalten wor-

den, wurden Gesetze aufgeschrieben, nach welchen sich die ganze Universität richten sollte. Der Prorector wurde nebst dem Kanzler abgesetzt: ein aus Studenten bestehender Senat war der höchste Richter in allen Controversien, die Pedellen, welche sich, wie fast auf allen Universitäten bei den Studenten verhaßt gemacht hatten, wurden gleichfalls cassirt, und statt ihrer führte der Senat eine Universitäts-Meppschaft ein, welche aus zwölf derben Meppen bestand, und den Studenten factische Hülfe gegen ihre Feinde, die Philister und Manichäer leisten sollten. Das neue Gesetzbuch enthielt, wie die Gesetze der Franzosen, welche während der Fieberhitze der Revolution sind gegeben worden, tausend Fratzen und Läppereien, und doch sollte es als allgemein gültig aufgenommen werden.

Einige Professoren dachten niedrig genug, das neue Sammelsurium zu beschwören, andre hingegen, und zwar die Meisten wollten lieber nicht mehr Professoren seyn, als sich nach der unsinnigen Verordnung der Studenten richten: sie erklärten dieß, und der Senat befahl ihnen, die Stadt zu verlassen. Da besannen sich mehrere, leisteten den neuen Gesetzen Gehorsam, und blieben Professoren.

Lilio ward Präses des Senats, und Professor der Politik. Er hielt ein Seminarium, und machte seine Sachen darin so gut, daß er schon in den ersten vierzehn Tagen funfzig Emissarien nach allen Provinzen des Fürstenthums schicken konnte, welche die ächten Grundsätze des Freiheitssystems verbreiteten, und den Revolutionsschwindel im ganzen Lande herum fortpflanzten.

Alle Wissenschaften, die einzige Politik und Medicin ausgenommen, wurden für überflüssig erklärt. Die Politik heilet die Gebrechen des Staats, hieß es, die Medicin die Krankheiten des Körpers, also müssen beide bleiben, hingegen die Theologie ist die Mutter der Pfafferey und die Juristerey erzeugt die infame Schikane der Rabulisterey, peteant. Die Philosophie ist vollends gar nichts, und wer die alten Schmöcher lesen, oder ein Versifex werden will, mag es thun, ohne daß man es nöthig hätte, Lehrer für diese Lappalien zu besolden.

Neunter Abſchnitt.

„Das geht munter, ſagte Pater Lorenzo, als er die Ausbrüche der Revolution im ganzen Fürſtenthum vernahm.“

Prinz Auguſt. Ja wohl geht es munter, und das ganze Land leidet einen unerſetzlichen Schaden, einen Schaden, den wir durch alle unſre Klugheit nicht wieder erſetzen können.

Lorenzo. Freilich, wenn wir unthätig ſind.

P. Auguſt. Wie ſollen wir aber bei ſolcher Unruhe thätig werden?

Lorenzo. Stellen Sie ſich an die Spitze der Rebellen.

P. August. Um ihrer Raserey zu folgen, oder um sie zu lenken?

Lorenzo. Und zwar zu Ihrem Vortheile. Einige Zeit lang richten Sie sich ganz nach dem Willen des Volks, und nehmen den Schein an, als billigten Sie alles, was der große Haufe vornimmt, sogar die absurdesten Possen und die ärgsten Bübereyen. So erlangen sie die Gunst des Pöbels und können durch ihn ausführen, was Sie wollen.

P. August. Und wie wirds endlich?

Lorenzo. Endlich treten Sie auf, erklären sich zum Fürsten des Landes —

P. August (einfallend.) Aber mein Bruder? —

Lorenzo. Ihr Bruder kann nicht mehr Fürst bleiben: er hat sein Schicksal verdient, und niemand wird ihn bedauern. Er ist ohnehin ein Schwachkopf, und wird mit

einem Jahrgeld zufrieden seyn. Vor allen Dingen müssen Sie jetzt nach Mezendore reisen.

P. August. Um von dem rasenden Pöbel mißhandelt zu werden?

Lorenzo. Das hat gute Wege. Astolfo ist schon dahin abgegangen, und hat, wie er schreibt, alles so eingeleitet, daß man sie mit dem größten Jubel empfangen wird.

Der Prinz reiste wirklich mit dem Graf Trippo und mit Lorenzo ab, um sich nach der Residenz zu begeben. Ihr Weg ging über Miranda: Lilio, welcher um die Ankunft des Prinzen wußte, zog ihm mit der ganzen Musenschaft von Miranda entgegen, und der Prinz wurde mit dem lautesten Jubel empfangen: ganz Miranda war des Abends illuminirt, und die Studenten brachten dem Prinzen eine tür-

kiſche Muſik mit Fackeln, nach deren Beendigung Lilio dem Prinzen als dem regierenden Fürſten des freien Fürſtenthums Mezendore ein Vivat ausrief.

Was ſoll das heißen, fragte Prinz August ſeine Begleiter, Fürſt des freien Fürſtenthums? Wo ein Fürſt iſt, giebts keine Freiheit. Ein freies Fürſtenthum iſt ein Widerſpruch.

Lorenzo. Nicht ſo ſehr, als Sie denken, mein Prinz. Ein freies Fürſtenthum will ſo viel ſagen, als eine Nation, welche ſich ſelbſt Geſetze macht, und die Verwaltung derſelben einem einzigen aufträgt, welcher deßwegen auch Fürſt heißt.

P. August. Im Grunde wäre ich doch nur Schattenfürſt.

Lorenzo. Freilich wären Sie kein Deſpote, aber doch immer der Vornehm-

ſte. — Doch das wird ſich ja geben; kommten Sie nur nach der Reſidenz.

Damit kein Auflauf geſchehen ſollte ſtieg Prinz August, Lorenzo und Trippo eine Stunde vor der Hauptſtadt aus dem Wagen, und gingen zu Fuße. Am Thor ſtand keine Wache mehr: denn es ſchien wider die Freiheit zu ſeyn, das Aus- und Eingehen durch Viſitiren und Examiren zu hindern. In den Gaſthöfen war es eben ſo: kein Wirth kümmerte ſich um ſeine Gäſte; wenn ſie zahlten, und ſich prellen ließen, war es jedem dieſer Herren gleich viel, ob die fremden Straßenräuber oder ehrliche Leute waren. Auf dieſe Art war es dem Prinzen und ſeinen Begleitern leicht, unbekannt zu bleiben. Lorenzos und des Prinzen Geſicht war ohnehin ganz unbekannt, und den Grafen Trippo verſtellte

ein fürchterlicher Knebelbart dergestalt, daß man ihn unmöglich kennen konnte, auch jene, konnten ihn nicht kennen, welche ehedem seine Vertrauten gewesen waren.

Astolfo existirte schon seit einigen Monaten in der Hauptstadt, unter dem Namen Correo: er trug Spanische Uniform, und gab vor, den Dienst seines Königes bloß deßwegen verlassen zu haben, weil er im Lande der Freiheit leben wollte: Zwölf von der ehemaligen Räuberbande, unter welchen vorzüglich Trump, Asmodeo und Klink waren, hielten sich gleichfalls in der Hauptstadt auf: letzterer war in jener Wildniß gewesen, wo ehemals Astolfo die Schätze des Räubers Cornelli entdeckt hatte, und hatte aus den verfallnen Schloßkellern ansehnliche Reichthümer mitgebracht, welche dazu dienten, der

Revolutionsparthey Anhänger unter dem Volke zu verschaffen.

Astolfo ging mit seinen Vertrauten täglich in die Volksversammlungen, und hielt so schöne durchdringende Reden über die Freiheit des Volks und über die Gleichheit der Menschen, daß er bald der beliebteste Revolutionsredner ward, und daß man alles nachschrieb, und druckte, was aus seinem Munde ging.

Einst redete Astolfo öffentlich über die Nothwendigkeit der Gesetze, und bewies, daß eine Nation ohne Gesetze eine Anarchie sey, die sich selbst zerstören müsse. Dieses Thema ist zwar seit Draco und Lykurgus bis auf den elendesten Sudler, von denen, welche sich an der französischen Revolutionshistorie versündigt haben, und deren Name Legion heißt, auf hundert

und tausend Maniren ventilirt werden, aber Astolfo ventilirte es auf seine eigne Art, und sein Vortrag machte so mächtigen Eindruck auf die Seelen der Zuhörer, daß sie alle einmüthig schrieen, sie wollten Gesetze haben, nur sollte man ausmachen, ob das corpus juris romani, oder das allgemeine Mezendorische Landrecht, oder die Bücher Mosis, oder Nettelbladts Naturrecht *) oder die Englischen Gesetze, oder sonst ein Gesetzcoder gelten sollte: denn zur Machung neuer Gesetze habe man doch keine Zeit. „Bürger, Freunde, rief Astolfo, welche Forderungen macht Ihr? Ihr wolle

*) Niemals hat ein Buch einen unrichtigern Titel gehabt, als dieses Naturrecht. Mit eben so viel Recht könnte man auch die Pandecten ein Naturrecht heißen, denn einem Demonstrierhelden aus der Wolfischen Schule sonte es sehr leicht fallen, alle L. I. ff. ex principiis juris naturalis zu beweisen.

ein Geſetzbuch haben, welches ſchon ſonſt wenig galt! Bedenkt, daß ihr auch alsdann denjenigen Staat herſtellet, in welchem jenes Geſetzbuch die Handlungen und Rechte der Einwohner beſtimmte. Wollt Ihr das römiſche Recht, ſo werdet ihr Römer: Ihr müßtet es dann machen wollen, wies in Deutſchland Mode iſt, wo freilich das römiſche Recht auch gelten ſoll, wo aber jeder Richter, jeder Advokat daſſelbe modeln und umſtoßen kann, wie er will. Wollt Ihr deutſchartige Rechtspflege bei uns einführen? Juden werdet Ihr doch auch nicht werden wollen: denn die Juden waren einſt die abſcheulichſte und verächtlichſte Nation auf der ganzen Erde, ſo wie ihre zerſtreute Nachkommen die Hefen und der Auswurf des menſchlichen Geſchlechts ſind: ihre Geſetze ſind ein Chaos unſinniger, abgeſchmackter, intoleranter und grauſamer Vorſchriften, ganz ih-

res unreinen Ursprungs würdig *). Was wollt Ihr also mit den Büchern Mosis? Kurz fremde Gesetze taugen uns nicht, und unser altes Mezendorisches Landrecht taugt uns vollends gar nicht: in die alte Sklaverey würden wir fallen, wenn wir unsre alten Gesetze wieder nehmen wollten, darin heißt es, der Fürst sey über die Gesetze, und könne nach Willkühr schalten und walten, der Adel sey die Stütze des Staats, ohne unsre Pfaffenreligion könne kein Volk existiren, und was der Fratzen mehr sind, Mein Freunde, Brüder, neue, ganz neue

*) Das Gegentheil hat Herr Michaelis im Mosaischen Recht bewiesen, aber der große Mann hat gar manches Sophisma brauchen müssen, um die Vernunftmäßigkeit seiner Mosaischen Legislation darzuthun, und die befehlnen — den Jehovah befehlnen Unmenschlichkeiten zu verschleyern und zu bekleistern.

Geſetze müſſen wir haben, Geſetze, welche unſerer, als freier Menſchen würdig ſind.

„Ja, ja, rief die Menge, und beſonders der unwiſſende Janhagel unter der Menge, neue Geſetze müſſen wir haben: Bürger Correo, unſer philoſophiſcher patriotiſcher Bürgerbruder ſoll uns neue Geſetze machen, welche unſrer würdig ſind.

Aſtolfo beredete ſich mit Lorenzo, und einem ehemaligen Profeſſor zu Miranda, und dieſe drei verfertigten in einer Zeit von vierzehn Tagen ein Geſetzbuch für die neue Republik Mezendere. Es wurde vorgeleſen, erhielt allgemeinen Beifall, und wurde als einzig geltend eingeführt, hingegen wurden alle bisherigen Geſetze und Verordnungen durchaus abgeſchafft.

Ich würde Etwas ſehr überflüſſiges thun, wenn ich hier Proben von der neuen

Mezondoriſchen Legislation geben wollte; doch muß ich mich in der Folge mehrmals darauf beziehen, und da wird man ſehen können, weß Geiſtes Kind der neue Codex war.

Zehnter Abschnitt.

Die Gesetze müssen einen Exekutor haben, predigte nun Astolfo in der großen Versammlung, welche seit der legalen Abschaffung des öffentlichen Gottesdienstes in der Hauptkirche gehalten wurde: denn was helfen Gesetze: die nicht befolgt werden? Und tausend werden sie nicht befolgen, wenn sie nicht dazu gezwungen sind. Also muß jemand da seyn, der über die Haltung der Gesetze wacht, und die Widerspänstigen zum Gehorsam anhält.

„Ja, ja, schrie der Janhagel, so ein Mann muß da seyn, Correo sey es? Vivat Correo der Gesetzhandhaber! Vivat hoch!

Astolfo. Nicht doch, Bürger. Ich bin ein Ausländer, ein Spanier!

Janhagel. Was thut das? Sind nicht alle freie Menschen Cosmopoliten? Und ist nicht jeder Cosmopolite ein würdiger Mezendorier?

Astolfo. Ihr habt Recht, Bürger! Aber ich kenne einen würdigern, einen gebornen Mezendorier.

Janhagel. Nenne ihn uns! Er soll Gesetzhandhaber seyn.

Astolfo. Dieser Würdige ist ein Exprinz, und heißt August, der Bruder des abgesetzten Fürsten. Dieser Würdige ist, wie ich Euch schon mehrmals belehrt habe, der Urheber der ganzen so wohlthätigen Revolution. Wollt Ihr ihn annehmen?

Janhagel. Ja, ja, Bürger Correo, wir wollen. Vivat der Bürger August unser Gesetzhandhaber! Vivat hoch!

Alles war vorher schon veranstaltet, und Prinz August erschien auf der Bühne, worauf Astolfo stand. Das Volk jauchzte, und der Janhagel machte ein Freudenspectakel, daß man lange Zeit sein eigen Wort nicht hören konnte. Lorenzo hatte eine Rede aufgesetzt, welche August an das Volk halten sollte: dieser hatte sie auswendig gelernt, und wollte sie deklamiren, aber lange konnte er nicht dazu kommen vor übergroßem Lärmen und Geschrey des Janhagels. Endlich ward es stiller, und Astolfo ermahnte die ruhigere Menge ganz zu schweigen, und die Rede des neuen Gesetzhandhaber anzuhören. Alles ward nun ganz Ohr, und August begann seine Rede, welche in zwei Theile zerfiel. Im ersten Theile bewies der Redner, daß alle monarchische Regierungen der Natur und der Vernunft zuwider laufen, und im

zweiten erklärte er, wie ein Volk ſich ſelbſt regieren müſſe: er räſonnirte gerade ſo, wie Hebert, Marat, Orleans und Robespierre. Wahrheit und Trug, richtige Schlüſſe und Sophismen, ächte Thatſachen, und verſtellte wechſelten ſo artig ab, und waren ſo miteinander verkettet, daß Auguſts Rede tiefen Eindruck auf die horchende Menge machte, und ſie, wie ſie ſelbſt glaubten, vollkommen überzeugte.

Als Auguſt ausgeredet hatte, trat Aſtolfo hervor, und ſchrie: „es lebe Auguſt, der Namophylax von Mezendore!“

„Was Phylax, ſchrie einer aus dem Haufen! Mein Hund heißt Phylax, unſer Geſetzhandhaber ſoll keinen Hundenamen führen.

„Nein, mein Seele nicht, rief ein anderer! Gleichheit iſt unter den Menſchen, nicht

nicht aber unter Menſchen und Hunden; weg mit den Hundenamen!“

Ei was Hundenamen, brüllte jetzt Herr Motz der illuſtre Interprete einiger ſchon hundertmal beſſer interpretirten alten Schriftſteller! Nomophylax iſt kein Hundename, es kommt aus dem Griechiſchen, und zwar von Nomos, Geſetz und Phylaſſe, attiſch Phylatto ich bewahre, halte aufrecht; es heißt Geſetzbewahrer, oder Aufrechthalter der Geſetze. Seyd Ihr dann unklug, theure Bürger? Nomophylax den ſchönen Namen zu einem Hundenamen zu machen?

Schön geſagt, rief der Janhagel: unſer Nomophylax Auguſt ſoll leben. Vivat Bürger Motz, unſer Zurechtweiſer!

Motz ſtieg nun auch auf die Bühne, wo Auguſt und Aſtolfo ſtanden. Einen Vorſchlag habe ich zu thun, redete er die

Bürger an, welche die Bühne umgaben. Wollt Ihr mich anhören?

„Sprich, Bürger Motz, rief der Haufe.“

So höret dann meine Worte: fuhr Motz fort. Augusti ist Nomophylax, aber ist er im Stande alles durch sich selbst zu thun? Gebt ihm einen Rath zu, der aus vier und zwanzig Mitgliedern bestehe, ohne dessen Willen er nichts, und mit dem er alles thun könne.

„Ja, ja, einen Rath von vier und zwanzig muß der Nomophylax neben sich haben. Nur frisch die Glieder gewählt. Schlag vor Bürger Motz.

Bürger Motz. Wohl, meine Bürger, ich werde Euch gehorchen. Also Nummer eins, Bürger Correo.

Auguſt. Verzeihe, Bürger: Freund und Bürger Correo wird die republikaniſche Armee kommandiren.

Janhagel. Recht, General Correo ſoll leben? Bürger Motz ſchlag Du andre vor zum geſetzhaltlichen Rath.

Motz. Bürger Lorenzo. —

Auguſt. Bürger Lorenzo wird ein Amt dieſer Art nie annehmen.

Aſtolfo. Und warum nicht?

Auguſt. Aus guten Gründen.

Aſtolfo. Und dieſe ſind?

Auguſt. Ich werde ſie zu ſeiner Zeit erklären.

Janhagel. So wollen wir ſelbſt wählen.

Ein ſchrecklicher Lärmen entſtand nun, und nach Verlauf einer Stunde waren doch vier und zwanzig Perſonen erwählt, welche

Prinz August mit sichtbarer Freude, als Assistenten bei seinen künftigen Verrichtungen empfing, von welchen aber auch nicht einer unserm Astolfo bekannt war. „Kennst du die Leute Lorenzo, sagte er nach vollendeter Farce zu dem alten Einsiedler?

Lorenzo. „Noch nicht, aber ich werde sie kennen lernen, erwiederte dieser. Sey nur ruhig.“

Astolfo. Und was wird aus uns, aus unsern Gefährten?

Lorenzo. Auch das wollen wir bald wissen.

Astolfo. Ich reiße mich von der zerstörenden Klicke los. Lebe wohl Lorenzo.

Lorenzo. Was ist das, Astolfo? Welcher Dämon ist dir ins Herz gefahren?

Plagt dich Eiferſucht? Willſt Du Herr von Mezendore werden?

Aſtolfo. Nein! aber wiſſen will ich, was man aus mir machen will. Ich finde daß ich hier überflüſſig bin, und trete ab.

Lorenzo. Freund, willſt Du uns jetzt verlaſſen, da wir Dich nöthiger haben, als jemals? — Ich ſage Dir, verlaß uns nicht: bleibe! — Willſt Du?

Aſtolfo. So ſprich nur, Lorenzo, was dann werden ſoll?

Lorenzo. Könnt ich Dir antworten, wie gerne thäte ichs! Ich werde ſuchen, und von mir ſollſt Du erfahren, wie alles ſteht, wie alles werden wird, Willſt Du bleiben?

Aſtolfo. Ich will.

Lorenzo. Kannſt Du Dich verſtellen?

Aſtolfo. Welche Frage!

Lorenzo. Freilich dem Räuber Astolfo hätte ich solche Frage nicht vorlegen müssen. Verstelle Dich Freund, und sey was man haben will, oder was Du seyn sollst.

Eilfter Abſchnitt.

Aſtolfo ging ungewiß, was er thun ſollte, von dem alten Lorenzo, und verbarg ſich auf ſeinem Zimmer. Prinz Auguſt begegnete ihm auf dem Flur, grüßte ihn nachläſſig, und ſchien es übel zu nehmen, daß Aſtolfo ſich nicht verbeugte. Dem Scharfſehenden entging dieß nicht, doch hielt er nichts weniger für rathſam, als den Prinzen jetzt zu verfolgen, oder ihn gar um die Urſache dieſes veränderten Verfahrens zu befragen.

Die Wuth des Volks hatte ſich meiſtens gelegt, das erſte Aufbrauſen war vorüber, und die neue Freiheit äußerte ſich bloß noch in kleinen Zügelloſigkeiten, welche

alle ungestraft hingingen. Die alten Polizeygesetze waren aufgehoben: Knöcheln und Kartenspiele regierten jetzt in allen Kneipen, welche die ganze Nacht durch nicht nur offen standen, sondern auch stäts angefüllt waren: Schlägereien, Duelle und andre Excesse fielen in Menge vor, aber wo kein Kläger ist, da ist kein Richter hieß es im Fürstenthum Mezendore, niemand wurde wegen solcher Kleinigkeiten gestraft. Kein braver Mann, kein ehrbares Frauenzimmer ließ sich mehr öffentlich sehen, um sich nicht den Beleidigungen des Janhagels auszusetzen: alle Schulen waren geschlossen: denn die frei gewordne Jugend fand es nicht für gut, sich von dem Stock der Schulmeister, die sie ihre alten bösen Feinde nannte, regieren zu lassen. Nicht einmal Eltern hatten über ihre Kinder zu be-

fehlen; denn so Etwas stritt ja gegen die natürliche Freiheit.

Astolfo war ganz unthätig: Lorenzo hatte sich entfernt, ohne zu sagen, wohin er ginge; die andern Freunde Astolfos waren auch verschwunden, warum? war ihm ein Räthsel. Der Prinz August begegnete ihm zwar höflich, aber mit täglich mehr steigender Kälte: zweimal reiste August weg, ohne ihm zu sagen, wo er hin reise, und als Astolfo, welcher glaubte, so etwas könne er wohl wissen, den Prinzen fragte, wo er gewesen sey, antwortete dieser mit sichtbarer Verwirrung, er habe eine Jagdpartie gemacht.

Astolfo besuchte täglich die Versammlungen des Volkes, man hörte ihn anfänglich mit Entzücken, aber nach und nach hörte man andre lieber: diese andern waren Kreaturen des Prinzen: Astolfo sprach

ſtäts mit Gründlichkeit und Verſtand, jene predigten Unſinn, und doch gefielen ſie. Aſtolfo erklärte ſich dieß aus dem ihm längſt bekannten Geſchmack des Janhagels, und ließ es gut ſeyn, aber nichts war ihm verdrüßlicher, als ſeine Zeit unthätig zubringen zu müſſen; da aber alle Geſchäfte überhaupt zu ſtocken ſchienen, ſo gab er ſich drein, und wartete auf künftige Veränderungen der Dinge.

Endlich kam Trumy, welcher nach dem Schloß des Grafen Trippo gereiſet war, nach Mezendore zurück, und ſtattete ſeinem Freunde einen Bericht ab, welcher dieſem gar nicht gefiel.

„Du weißt Bruder, ſagte Trumy, daß der geweſene Fürſt von Mezendore durch die Lappen gegangen iſt?“

Astolfo. Er ist nach Faunien geflüchtet, und alle seine Kreaturen sind eben dahin auch gelaufen.

Trumpy. Aber weißt du dann auch, daß er mit dem Prinz August in stätem Briefwechsel steht, daß Boten hin und her gesendet werden, und daß selbst der Fürst von Faunien Theil an diesen Geschäften nimmt?

Astolfo (erschrocken.) Trumpy, täuschest Du Dich nicht?

Trumpy. Gewiß nicht. Ich habe Beweise. Hast Du unsern Schilling gekannt?

Astolfo. O gewiß. Ich habe mich nicht wenig geärgert, als Schilling unsre Bande verließ.

Trumpy. Das hat er aus Liebe gethan. Er hatte in Faunien eine Liebschaft, und ehe wollte er die Bande lassen, als sein Mädchen, und desertirte. Es war Scha-

de um ihn, und ein braver Kerl an ihm verlohren.

Astolfo. Ich dachte wichtige Entdeckungen von dir zu hören, und du erzählst mir Schillings alte Geschichte.

Trumpf. Alles muß eine Einleitung haben, ehe man zur Hauptsache kommt. Sieh, gestern kehre ich auf meiner Reise von Schloß Trippo hieher in einem einsamen Gasthofe ein, und finde da meinen Schilling, als Kurier gekleidet: auch er erkannte mich gleich, und erschrack heftig, ich that auch so, als fürchtete ich mich und verließ das Zimmer. Schilling folgte mir auf dem Fuße nach. Du kannst dir vorstellen, daß der Empfang von beiden Seiten frostig genug war, kaum thaten wir, als kennten wir uns noch. Schilling fragte endlich, nachdem wir uns weitgenug vom Gasthofe entfernt hatten, um

von andern gehört zu werden, was man bei unſrer Geſellſchaft von ihm denke? was man zu ſeiner Entweichung geſagt habe?

..Räſonnirt hat man dieſes und jenes: was man aber jetzt da denkt oder ſpricht, kann ich nicht ſagen, denn ich bin auch entwichen.

Schilling. Seit wenn mein Lieber?

Ich. Schon ſeit einigen Jahren. Ich glaube gar, die ganze Bande iſt aufgelöſt.

Schilling. Das wäre! Freilich hört man ſchon ſehr lange nichts mehr von dem Geſindel.

Ich. Pfuy ſchäme Dich, Schilling! Du haſt ſelbſt dazu gehört. Laß andre Geſindel ſchimpfen, uns kommt es nicht zu. — Aber woher kommſt Du jetzt?

Schilling. Ich darf Dir doch trauen?

Ich. Kreuzbattaillon kennſt Du Trumpen nicht?

Schilling. Wahr iſts, Du biſt ein Mann, dem man trauen darf. Ich komme aus Faunien.

Ich. Wußte man da, daß Du bei Aſtolfos Bande geweſen biſt?

Schilling. Nein, das wußte man nicht. Ich war im Lande zu Hauſe, und zog wieder dahin. Freilich fragte man mich ſcharf, wo ich unterdeſſen geweſen ſey, aber ich erdichtete einen Roman, und gab vor, ich habe den Preußen einige Zeit gedient, ſey aber wieder entlaufen, und mache mir auch deßwegen keine Vorwürfe, da mich die Preußiſchen Werber mit Gewalt weggekapert hätten. Man glaubte mir, ich heirathete mein Mädchen, und zog in die Reſidenz, wo ich mich mit Abſchreiben ernährte. Neulich ſchickte der Prinz Auguſt einen geheimen Boten an den vertriebnen Fürſten, welcher ſich bei

uns aufhält, und jetzt schickt mich der Fürst an den Prinzen in geheimen Angelegenheiten.

Ich. Und diese betreffen?

Schilling. Aussöhnung von beiden Seiten. Mehr kann ich Dir nicht sagen — Du mein Lieber, hast doch mit dem Wirrwarr nichts zu thun, welcher hier im Lande vorgeht?

Ich. Nicht das Geringste.

Schilling. Recht gut, daß es so ist: denn alle die, welche jetzt damit zu thun haben, gehn zu Grunde.

Ich. Möglich! Aber was kümmert das mich? Ich werde nicht lange mehr in diesem Lande verweilen: denn ich gehe nach Amerika.

Schilling suchte mir den Vorsatz, nach Amerika zu gehen, auszureden, und versprach mir, für mich zu sorgen, wenn alles wieder in diesem Fürstenthum würde

zur Ruhe und Ordnung gebracht seyn, welches, wie er hinzusetzte, nach den so weißlich genommenen Maaßregeln nicht lange mehr anstehen könne. Siehst Du jetzt Astolfo, daß August ein Schurke ist!

Astolfo. Das folgt noch nicht.

Trumpy. Freilich folgt es, und weit heller noch, als die Behauptungen eines schwarzen Kanzelmanns aus dem Texte. Es ist klar, daß der Prinz mit seinem Bruder in Traktaten steht, und daß wir alle verlohren sind, wenn die Traktaten so ausgehn, wie die Herren wünschen.

Astolfo. Hm, hm, kannst Recht haben, Trumpy. Ich werde aber sicher gehen, denn ich werde alles anwenden, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Astolfo begab sich zum Prinzen, den er bei sehr übler Laune antraf, wie es schien. „Fehlt Ihnen Etwas, Bürger No-

Nemophylax, fragte er ihn? Sie ſehen heute ſo unmuſtern aus.

P. Auguſt. Bins auch! hab' Kopfweh — Schwindel.

Aſtolfo. Bedaure ſehr, und doch muß ich mit Ihnen von einer wichtigen Sache reden.

P. Auguſt. Bitte es ja kurz zu machen: bin gar nicht aufgelegt zu Geſchäften.

Aſtolfo. So kurz als möglich. Sie wiſſen, daß ich mich bloß aus Eifer fürs gemeine Beſte den gegenwärtigen Geſchäften unterzogen habe. —

P. Auguſt (einfallend.) Und verlangen daher ſchon eine Belohnung?

Aſtolfo (unwillig.) Nein, die verlange ich nicht, die habe weder ich, noch Sie, noch irgend ein andrer bis jetzt noch verdient.

P. Auguſt (haſtig.) Was fordern Sie dann?

Aſtolfo. Beſchäftigung fordre ich (ſtark.) Ich fühle, daß ich nicht ruhen kann, und mag meine Zeit nicht verſchlafen.

P. Auguſt. Sie haben ja Beſchäftigung: Sie kommandiren ja die Miliz der Hauptſtadt.

Aſtolfo (bitter.) Das iſt was, bei Gott, ſo eine Miliz zu kommandiren! Sie verſprachen mir ein ganz ander Amt.

P. Auguſt. Und welches?

Aſtolfo. Das Amt eines republikaniſchen Generals.

P. Auguſt. A la bonne heure, Sie ſollen General ſeyn. Aber die ganze Armee können Sie doch nicht kommandiren.

Aſtolfo. Warum nicht?

P. Auguſt. Weil wir nicht ins Feld ziehen. Es iſt alles ſo ſtille und ruhig um uns her.

Aſtolfo. Wirds auch ſo bleiben?

P. Auguſt. Dieß ſey meine Sorge.

Aſtolfo. Gut. Leben Sie wohl Bürger Nomophylax!

Der Prinz war froh, daß Aſtolfo ſich entfernte, und dieſer, und Trump und einige andere ſeiner treuen Anhänger nahmen den Weg nach Katzenſtein, wo ſie den Grafen Trippo, den alten Lorenzo und Fobaldo antrafen.

Zwölfter Abschnitt.

Der Prinz wunderte sich nicht wenig, daß Astolfo, ohne ihm ein Wort zu sagen, abgezogen war: aber August dachte wie ein Prinz, und schrieb die Entweichung des Räuberhauptmanns ganz falschen Ursachen zu. Astolfo, dachte er, ärgert sich, daß er hier wenig gilt: er zieht gewiß aus dem Lande, und fängt sein altes Handwerk wieder an. Mag er doch! Ich bin sicher, und weder er noch sonst jemand soll mir schaden können."

Ruhig war Prinz August, aber nicht so unser Held, welcher bei seiner Ankunft auf Katzenstein alles in großer Bestürzung fand. Seine alte betagte Mutter fiel ihm

ſchluchzend in die Arme. Aſtolfo erſchrack und fragte nach der Urſache der Thränen, welche er fließen ſah.

„Deine Clelia iſt verlohren,“ war alles, was die alte Mutter hervorbringen konnte.

Clelia verlohren, erwiederte Aſtolfo, und lief wie raſend im Zimmer herum!

Der Graf Trippo, welcher bei dieſer Scene gegenwärtig war, bemühete ſich, den Tobenden zu beruhigen, aber kaum konnte er mit vieler Mühe ſo viel erlangen, daß dieſer ſich die Sache erzählen ließ.

Clelia, ſagte Trippo, lebte hier ſeit vier Wochen, wie Sie wiſſen: gerne wäre ſie nach Mezendore zu Ihnen gekommen, aber wir hielten dieß für unrathſam. Das liebende Mädchen gab unſern Vorſtellungen nach, und zitterte bei der Betrachtung der Gefahren, welche Ihnen be-

vorſtehen konnten. Wir beruhigten ſie, und Ihre Clelia ſahe dem Ausgange der Revolution mit Verlangen entgegen. Der Prinz Auguſt, welcher ein einzigesmal hier geweſen iſt —

Auguſt war kürzlich hier? fragte Aſtolfo mit Erſtaunen?“

„Ja wohl, antwortete Trippo, aber nur auf eine Stunde. Er ſchien große Eile zu haben, und ſagte, dieſe Reiſe ſey nur ſo ein Abſtecher: er reiſe ganz incognito, und unterſuche die Denkungsart der Landbewohner. Der Prinz verſicherte Ihre Clelia, daß nun alles bald völlig aufs Reine ſey, und daß alsdann Ihrem und Ihrer Geliebten Glück nichts mehr im Wege ſtünde. Wer war froher, als Ihre Geliebte? Sie liebte nun die Einſamkeit noch mehr, als ſonſt, und ging täglich mehrere Stunden in dem Wäldchen ſrazieren, wel-

ches dort gleich über dem Fluß liegt. Ich und meine Schweſter begleiteten ſie öfters, aber wir bemerkten bald, daß ſie ſich lieber mit ihrem Toſſo, und mit Wielands Agathon und andern Büchern, als mit uns beſchäftigte, und um nicht zudringlich zu ſeyn, ließen wir ſie immer allein gehen, wenn ſie uns nicht ausdrücklich zum Mitgehen aufforderte. Vorgeſtern ging ſie auch ſpazieren, und ach! kam nicht wieder! Wir haben alles angewendet, um wenigſtens auf die Spur zu kommen, wohin ſie mag gebracht worden ſeyn, aber alle unſre Bemühungen waren fruchtlos. An eine freiwillige Flucht iſt gar nicht zu gedenken, alſo muß ſie geraubt worden ſeyn.

„Laßt mich; ich werde Clelien aufſuchen, rief Aſtolfo mit fürchterlicher Stimme, und find ich ſie, wie ich ſie gewiß finden werde, ſo ſey Gott ihrem Räuber gnädig.“

Astolfo verließ das Zimmer des Grafen mit der größten Hast, warf sich auf sein noch nicht abgesatteltes Pferd, und eilte vom Schloß. Er nahm seinen Weg durch das Wäldchen, wo Clelia sonst ihren Spaziergang gemacht hatte, und ritt so lange, bis sein Pferd vor Mattigkeit nicht mehr weiter konnte. Er mußte daher im Gasthofe eines kleinen Dorfes einkehren. Die Stube war voll Gäste, welche über die neue Revolution räsonnirten, und trotz den besten Ohnehosen in Frankreich und Deutschland darüber aburtheilten. Astolfo war sehr müde, und da ihn das Gespräch der Schwadronnirer weder erbaute noch unterhielt, setzte er sich auf eine Bank und schlief ein.

Einige Stunden mogte er geschlafen haben, als eine sehr unsanfte Hand ihn schüttelte, und mit einem derben „Heda

Landsmann! aus dem Schlaf weckte. Er blickte auf, und ſah ſich von ſechs Männern umgeben, unter welchen er auch den berüchtigten Gerſtenmann erblickte.

Was giebts hier? fragte Aſtolfo, und griff nach ſeinem Degen, den er neben ſich gelegt hatte, aber nicht mehr fand.

Gerſtenmann. Ja nun was giebts? Merken Sie dann nichts, Herr Räuberkapitän?

Aſtolfo. Hier iſt Verrätherey. Ha, wo iſt mein Degen?

Gerſtenmann. Der iſt in guter Verwahrung. Stehen Sie nur auf, und folgen Sie uns. Sie ſind unſer Gefangner.

Aſtolfo. Auf weſſen Befehl?

Gerſtenmann. Das brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, Herr Mosjeh; aber ich wills doch thun. Sie ſind auf Befehl des Prinzen Auguſt arretirt.

Astolfo. Ohnmöglich!

Gerstenmann. Können Sie lesen?

Nun überreichte Gerstenmann unserm Helden einen vom Prinzen August unterschriebnen Verhaftsbefehl.

Astolfo erkannte die Hand, und warf das Papier mit Verachtung von sich. Die sechs Männer banden ihm Hände und Füße, und trugen ihn so gebunden in den Keller des Gasthofes, wo er den ganzen Tag bewacht wurde. Man bot ihm Speise und Trank an, da er aber nichts nehmen wollte, bemühete man sich nicht weiter, mit der Bemerkung, daß noch niemand freiwillig verhungert oder verdurstet sey.

Als es finster geworden war, wurde Astolfo aus seinem Keller in einen Wagen getragen, drei starke Männer stiegen mit ein, und der Wagen rollte sehr schnell fort. Astolfo würdigte seine Begleiter

keiner Frage: denn er konnte leicht vermuthen, daß ſie ihm entweder gar nicht, oder doch ſchief und falſch antworten würden.

Nach einigen Stunden hielt der Wagen vor einem Thore. Dieſes wurde aufgemacht: einer von Aſtolfos Begleitern ſtieg aus, und gleich darauf kamen einige Bediente, welche den Gefangenen herausheben, und ihn eine ſehr hohe Windeltreppe hinaufführten. Man brachte ihn in eine kleine aber artig möblirte Stube, deren Fenſter aber ſtark mit Eiſen verſehen waren. Hier mein Herr, ſagte einer von den Bedienten, iſt Ihr Logis: es wird Ihnen an nichts fehlen, wenn ſie ſich hübſch ruhig verhalten. Alle Tage wird man Sie dreimal nach Ihren Bedürfniſſen fragen, und wenns ſeyn kann, ſollen Sie allemal ſatisfacirt werden.

„Wo bin ich dann, fragte Astolfo?

„Darfs Ihnen nicht sagen, war die Antwort, und was würde es Ihnen auch helfen? Hieraus kommen Sie ja doch nicht.

Mit diesen Worten ließ der Bediente den Gefangnen allein, und schloß die Thüre zu. Zwei Lichter brannten auf dem Tische und eine Portion kalter Braten nebst einer Flasche Wein regten Astolfos Appetit auf. Er hatte lange nichts gegessen, und dachte, derjenige sey ein Narre, welcher aus lauter Unwillen Hunger und Durst litte, wo es nicht nöthig wäre. Als er gegessen hatte, warf er sich aufs Lager und schlief ruhig, bis an den hellen Tag. Früh forderte er Bücher zum Zeitvertreib, man gab ihm Pater Kochems Heiligenlegende, und Astolfo laß das abgeschmackte Zeug mit einigem Wohlbehagen. Es geht

mit dem Leſen, wie mit dem Eſſen: wer recht hungrig iſt, dem ſchmeckt trocknes, ja gar verſchimmeltes Brodt ſüß wie Marzipan, und wer lange Weile hat, und ſonſt ans Leſen gewöhnt iſt, kann das abgeſchmackteſte Buch vertragen.

Dreizehnter Abschnitt.

Auf dem Schloß Trippo wunderte sich jedermann, daß Astolfo nicht wieder kam. Der Graf schickte einen Boten nach der Residenz, und ließ sich bei Trump erkundigen, ob Astolfo etwan wieder dahin gegangen sey? Trump erstaunte, und schrieb folgenden Brief an den Grafen:

„Da Astolf nie ein Schurke war, so konnte er uns auch jetzt nicht verlassen. Aber ich merke Unrath; vielleicht ist er mit Fleiß entfernt, vielleicht gar ermordet worden. Wehe dem, der Etwas gegen Astolfo vornahm, aber auch wehe ihm selbst, wenn er treulos uns verließ, um einem Mädchen nachzurennen. Morgen kommt

Lilio nach Katzenstein: er wird Maaßregeln treffen, welche die Anschläge unsrer Feinde schon niederschlagen und vernichten sollen.“ Trump.

Der Graf Trippo stutzte: von welchen Feinden war hier die Rede? Von Auswärtigen? Alles war auf den Gränzen ruhig, und es schien, als wenn die Herren Nachbaren gar keine Lust hätten, sich in die Mezendorischen Händel zu mischen. Im Fürstenthum selbst gings zwar hier und da ziemlich bunt her, aber im Ganzen schien jedermann mit der neuen Einrichtung zufrieden zu seyn. Von welchen Feinden sollte also Trump reden?

Indessen kam Lilio zu Katzenstein an, welches mit ohngefähr 400 Mann besetzt war: ein gewesenes Mitglied der Astolfischen Bande war der Commandant, aber eben dieser hatte den Tag vorher vom

Prinz August Befehl erhalten, seine Truppen bis auf 40 Mann zu verabschieden. Er zeigte Lilio diesen Befehl. Das lassen wir wohl bleiben, erwiederte Lilio: Der Prinz läßt alle Truppen auseinander gehen, und schon merke ich, wohin alles zielt. Das angefangne Werk soll vernichtet, und eine der jetzigen ganz entgegenlaufende Einrichtung getroffen werden. Wir hatten zwar nicht nöthig, uns länger in diesem Lande aufzuhalten, aber da wir einmal eine Revolution bewirkt haben, so wollen wir dieselbe auch ausführen, es gehe auch wie es immer wolle. Katzenstein soll wenigstens unser bleiben."

Astolfo hatte das Geld, welches er aus Corneris Niederlagen hatte holen lassen, auf Katzenstein in Verwahrung gebracht, und Lilio, welcher jetzt das Commando dieser Festung übernahm, bediente

sich

ſich deſſelben, um Magazine anzulegen, Munition anzuſchaffen, und die Mannſchaft zu verſtärken. Viele von den Kriegsleuten, welche der Prinz verabſchiedete, wurden von Lilio in Dienſte genommen und da er ſehr ſtarkes Handgeld gab, war der Zulauf zu ihm täglich größer.

Der Prinz Auguſt erfuhr die Anſtalten, welche wider ſeinen Willen auf Katzenſtein gemacht wurden, und ſchickte einen Offizier dahin mit dem Befehl, daß Lilio alle ſeine Truppen verabſchieden und alle Munition an den General Muffler abliefern ſollte.

Lilio lachte dem an ihn geſchickten Offizier ins Angeſicht, und erklärte, daß er von allen Befehlen des Herrn Prinzen auch nicht einen einzigen befolgen würde. Der Prinz, ſagte er, verdankt der Revolution die Gewalt, welche er jetzt hat: mißbraucht

er dieſe ſo nehmen wir ihm ſie wieder, und ziehen ihn zur Verantwortung.

Wer will den Prinzen zur Verantwortung ziehen, fragte der Offizier? Doch Sie nicht?

Lilio. Ich nicht allein; das wird die Nation thun.

Offizier. Und wo iſt dieſe Nation?

Lilio. Die iſt immer da, wo die Gewalt iſt, und dieſe iſt in unſern Händen.

Der Offizier vergaß ſich, und zog den Degen: Lilio auch, und beide ſchlugen ſich, ſo ſehr auch Lorenzo, welcher zugegen war, dawider proteſtirte. Der Offizier wurde hitzig, und gab ſeinem Gegner ſo viele Blößen, daß dieſer ihn ohne Mühe entwaffnen konnte. Er wollte Katzenſtein verlaſſen, aber Lilio befahl ihn feſt zu halten, und zu viſitiren: man fand zwar nichts verdächtiges bei ihm, aber der Arreſt

ſo wohl als die Viſitation alles deſſen, was er bei ſich führte, reizten ihn dergeſtalt zum Zorn, daß er verſchiedne Drohungen ausſtieß, welche Lilio'n in der Vermuthung beſtärkten, der Prinz Auguſt habe Böſes im Sinne.

Drey Tage behielt Lilio ſeinen Arreſtanten, und nachdem er hinlänglich im Stande zu ſeyn glaubte, einem gewaffneten Angriff zu widerſtehen, ließ er ihn wieder abziehen. Sagen Sie Ihrem Prinzen, was ſie gehört und geſehen haben, ſagte er zu ihm beim Abſchied; meynt es der Prinz gut mit uns und mit dem Volke, ſo ſind wir ſeine Freunde, aber zittern ſoll er, wenn er falſch und hinterliſtig iſt.

Der Prinz ſtampfte mit dem Fuße, als er die Botſchaft von Katzenſtein vernahm. Schnell verſammelte er den ihm zugeordneten Senat, und trug die Widerſetzlichkeit

des Commandanten auf Katzenstein mit den grellsten Schilderungen vor.

„Aber warum soll denn Katzenstein seiner Besatzung entbehren, rief Trump? eine Festung mit 40 Mann besetzt, ist ja gar nichts.

Prinz August. Die Festung braucht nicht mehr Leute. Wir haben keinen Krieg.

Trump. Das ist nichts gesagt, Bürger Nomophylax! Wir haben noch keinen Krieg, aber wir können bald Krieg haben. Und wenn alles so ruhig und so stille ist, warum verstärkt sich dann der General Muffler in der Grafschaft Niederberg? Warum geschieht dieß?

P. August. Um eine Armee zu haben für den Nothfall.

Trump. Auch ich bin der Meynung, daß eine Armee gehalten werden müsse,

aber die muß mitten im Lande, in den Hauptſtädten und Feſtungen, und nicht in einer weit entlegnen Herrſchaft, wie Niederberg iſt, organiſirt und in gutem Stande erhalten werden.

P. Auguſt. Jetzo iſts nicht Zeit, über dergleichen Fragen uns aufzuhalten: Wir haben wichtige Dinge zu überlegen. Was iſt Ihre Meinung, Bürger, wegen Katzenſtein? Was ſoll in Rückſicht dieſes Rebellenneſtes vorgenommen werden?

Nun gabs allerley Meynungen und Anſchläge; einige hielten das was geſchehen, für ein Verbrechen, und behaupteten, dieſer Frevel müſſe derb beſtraft werden; andre waren der entgegengeſetzten Meynung, und ſchrieen, das Geſchehene ſey Exploſion des Freiheitsſinnes, den man nicht ſchwächen, noch weniger unterdrücken muß. Die Verſammlung ward ſehr lebhaft, und

endlich ging man auseinander ohne Etwas beſchloſſen zu haben.

Der Prinz blieb, bis der ganze Saal leer war: Trump bemerkte dieſes, und blieb auch. „Werden Sie nicht weggehen Bürger Trump, fragte Auguſt? Die andern ſind alle fort.“

Trump. Hab eben keine dringende Geſchäfte: und Sie ſcheinen auch keine zu haben, Bürger Nomophylax.

P. Auguſt. Doch! Ich erwarte einige Generale hier. Die Verſammlung hat nichts beſchloſſen, alſo ſoll ein Kriegsrath beſchließen.

Trump. Iſt Correo auch dabei?

P. Auguſt. Gott weiß, wo der iſt? Ich zweifle gar an ſeiner Exiſtenz im ganzen Fürſtenthum.

Trump. Mir kömmts auch ſo vor. (kalt) Ich kümmre mich aber wenig drum,

wo er iſt. Haben Sie nicht einige Nachrichten von ihm?

P. Auguſt. Ein anonymer Brief meldet mir, er ſey mit Clelien, ſeiner Geliebten nach Indien gezogen.

Trump (verwundert.) Nach Indien? Das begreife ich nicht.

P. Auguſt. Und doch kommt es mir ſehr wahrſcheinlich vor (leiſe, klopft Trump auf die Achſel) Sie kennen das Handwerk, lieber Trump, welches Aſtolfo getrieben hat?

Trump (einerley.) Weiß davon. Aber wie hängt das mit ſeiner Fahrt nach Indien zuſammen.

P. Auguſt. Mehr vielleicht, als Sie denken. Aſtolfo oder Correo — das iſt doch eins — liebt die junge Gräfin Cortina. Ihr Bruder würde aber nie zuge-

ben, daß ſeine Schweſter einen Mann lieb-
te, wie Aſtolfo iſt.

Trump. Aſtolfo iſt aus einer eben ſo guten Familie, wie der Graf Cortina.

P. Auguſt. Wohl wahr. Aber das alte Handwerk —

Trump. Sie können Recht haben. Aber bis jetzt haben Sie mir noch nichts bewieſen.

P. Auguſt. Werden Sie ſchweigen können?

Trump. Zweifeln Sie daran?

P. Auguſt. Verzeihen Sie, Bürger: die Frage war für einen Mann von Ihrem Charakter beleidigend. Hier (giebt ihm einen Brief.)

Trump (lieſt.) Bürger Nomophylax, wundern Sie ſich nicht über mein Verſchwinden. Die alte Welt hat für mich keine Wohnſtätte: ich gehe, mir eine

in Amerika zu ſuchen. Clelia begleitet mich: bemühen Sie ſich nicht, meinen künftigen Aufenthalt zu erforſchen: vielleicht würden Sie immer vergebens ſuchen, und wenn Sie mich ja endlich entdeckten, würde es Ihnen keinen Nutzen wohl aber Schaden bringen. Meinen Freunden wünſche ich alles Gute, und werde mich freuen, wenn gute Nachrichten von der allbeglückenden Revolution in Mezendore auch in meine Einſamkeit durchdringen.

Ich bin ewig Ihr

Correo oder Aſtolfo.

„Das hätte ich doch wahrlich in Aſtolfo nicht geſucht, ſagte Trump, ziemlich gelaſſen, als er den Brief geleſen hatte. Er war doch ſonſt — doch iſt er fort, ſo ſey er fort. Wir haben ſeiner nicht mehr nöthig.

P. Auguſt. Können Sie Ihren Freund ſo ſchnell vergeſſen?

Trump. Astolfo war nie mein Freund: gewisse Verhältnisse machten, daß wir mit einander umgehen mußten, und da erzeigten wir uns auch äußerlich jede Gefälligkeit, im Grunde waren wir weder gleichgesinnt, noch Freunde. Astolfo war stäts herrschsüchtig, stolz und unverträglich, ich hingegen liebte mehr die Ruhe.

P. August. Sie haben Recht! Hier würde er lauter Verwirrung machen, wenn er noch da wäre. Aber lieber Trump, Sie haben heute im Senat auch nicht wie ein Mann gesprochen, der die Ruhe sehr liebt.

Trump. Das ich nicht wüßte.

P. August. Sie mißbilligten des Glye's Verfahren auf Katzenstein nicht. Sie schienen vielmehr die Frevler zu vertheidigen, aber die vorgenommene Organi-

ſation der Truppen in der Grafſchaft Niederberg tadelten Sie.

Trump. Aufrichtig zu ſagen, bin ich mit Ihren Abſichten nicht genug bekannt, Bürger Nomophylax, und deßwegen tadle ich was nur Tadel zu verdienen ſcheint. Ich rede, wie ichs verſtehe, und nach der jetzigen Lage der Dinge verſtehen muß.

P. Auguſt. So wie die Sachen jetzo ſtehn, können und ſollen ſie nicht bleiben.

Trump. Das denk ich auch. Aber wie ſolls dann werden?

P. Auguſt. Das wird die Zeit lehren.

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Generale, und Offiziere, welche zum Kreigsrath kommen ſollten, traten eben ein, und Trumps Unterredung mit dem Prinzen, hatte ein Ende. Trump ging dem Schein nach ganz gleichgültig weg, aber in ſeiner Seele tobte es fürchterlich. Tauſendfältiger Verdacht fiel auf den Prinzen, und Aſtolfo war ihm zu ſehr gut bekannt, als daß er ihn einer Flucht mit Clelien hätte fähig halten können: und wenn er hätte fliehen wollen, ſo hätte er doch vorher ſeinen Freunden, und unter dieſen wenigſtens ſeinem vertrauten Trump ſich entdecken müſſen. So ſchloß Trump, fand, daß Aſtolfo unſchuldig, und der

Prinz ein hinterliſtiger Patron war. Aber warte, ſprach Trump bei ſich ſelbſt, ich komme dir hinter die Rechnung, und dann ſollſt du mit Freund Trump zu ſchaffen haben, welcher dich ander Latein lehren wird.

Der Prinz hatte Aſtolfos Brief in Trumps Händen gelaſſen, vielleicht abſichtlich, damit dieſer die Flucht dieſes Mannes allen ſeinen Freunden beweiſen könnte. Trump nahm den Brief nochmals genau durch: es war Aſtolfos Hand, aber doch kam es ihm vor, als wenn die Züge allzuängſtlich nachgekünſtelt wären. Er erinnerte ſich, daß Gerſtenmann ehedem auch Aſtolfos Hand nachgemacht hatte, hielt den nachgemachten Zettel, den er in ſeiner Schreibtafel aufbewahrte, gegen den, welchen er vom Prinzen in Händen hielt, und fand unendlich viel Aehnlich-

keit zwiſchen beiden: der Erſte ſchien noch mehr Aſtolfos Hand zu ſeyn, als der andere, und doch war jener nachgemacht, und falſch. Herr Gerſtenmann nämlich hatte die Fertigkeit, fremde Hände nachzumachen, in Sauflingen gelernt, wo er die Rechte ſtudirte. Ein angeſehener Profeſſor der Rechte daſelbſt, empfahl dieſe saubere und nützliche Kunſt ſeinen Zuhörern, und verſicherte ſie, daß ſie ihnen als Advokaten vorzüglich nützlich ſeyn würde: ſie könnten nämlich, meynte er, durch Hülfe dieſer Kunſt falſche Documente unterſchieben, und alle Prozeſſe gewinnen. Gerſtenmann übte ſich ſo ſtark in dieſer Kunſt, daß er ſich derſelben hernach als Advokat und als Gerichtsaſſeſſor mit vielem Nutzen für ſeinen Beutel bedienen konnte. Trump wußte dieß alles, und nun war ihm nichts gewiſſer, als daß Gerſtenmann den

angeführten Zettel geſchrieben habe, und daß hierunter andre Geheimniſſe ſtecken müßten. Aber wo iſt Gerſtenmann? Dieſe Frage konnte ſich Trumy nicht löſen, doch hoffte er, damit bald aufs Reine zu kommen.

Vor allen Dingen brachte er einen Bedienten des Prinzen durch Geld auf ſeine Seite, und zwar einen Bedienten, welcher das größte Zutrauen ſeines Herrn deßwegen genoß, weil er allerlei Taſchenſpieler- und Kartenkünſte verſtand, woran Bürger Momophylar großen Geſchmack fand. Trumy kannte den Geitz des Prinzen, und Hang des Kammerdieners zu ſinnlichen Vergnügungen. Ein luſtiger Bedienter aber, ſo ſchloß Trumy, und ſchloß recht, muß darben und barmen, oder ſeinen Herrn betrügen. Letzteres iſt wahr-

ſcheinlich bei Herrn Majezky der Fall, alſo tentunam fortemus.

„Wie gehts, Bürger Kammerdiener, ſagte einſt Trump ganz unbefangen zu Majezky, als dieſer eben mit einem ſehr finſtern Geſichte aus einem Weinhauſe kam. Wie ſteht's Leben? Wie floriren die Commercien?

Majezki. Lumpig, Bürger Trump.

Trump. Das iſt doch beſonders, daß es Ihnen ſchofel gehen ſollte. Wer den Papſt zum Freunde hat, kann ja bald Biſchof werden.

Majezky. Wie meinen Sie das?

Trump. Je nun, ich meine, da Sie der vertraute Diener des Bürgers Nomophylax ſind, kann es Ihnen an nichts fehlen.

Majezki. Fehlgeſchoſſen, lieber Bürger! Der Nomophylax iſt wohl ein guter

Mann,

Mann, oder ein guter Herr, wie man will, aber er iſt wenns ans Geldgeben geht, ſo zach und zähe, wie ein Eierkuchen auf der Schinkenberge zum goldnen Anker.

Trumpy. Je nun, der Nomophylax hat viele Ausgaben. —

Majezky. Was ſcheren mich ſeine Ausgaben. Ich habe auch welche, und die kann ich von dem Wenigen, was der Nomophylax giebt, nicht beſtreiten.

Trumpy. Hören Sie, wenn ich Sie nicht beleidige, kann ich Ihnen ein Sümmchen vorſtrecken.

Majezky. Beleidigen? Mich, ein Mann wie Sie? Nimmermehr.

Trumpy. Je nun, ein Dutzend wilde Männer ſtehn zu Dienſten (zieht die Börſe, und zählt dem Bedienten zwölf Dukaten.)

Majezky. Bravo, Herr Vetter Trump! Aber wenn muß ich Zahlung leiſten?

Trump. Wenns iſt; nach Ihrer Bequemlichkeit.

Majezky (für ſich.) Dann möcht' es ſobald nicht geſchehen. (laut) Aber kann ich Ihnen ſonſt dienen?

Trump. Nein, mein Lieber. Doch es fällt mir Etwas ein: aber reinen Mund! —

Majezky. Donnerwetter, glauben Sie dann, ich ſey ein altes Weib? Ich kann ſchweigen.

Trump. Im Grunde iſts auch nur eine Kleinigkeit. (nachläßig) Ich hatte ehemals, als ich noch in Gießen ſtudierte, einen Freund, Gerſtenmann, dieſer ſchrieb mir neulich, er habe mit dem Nomophylar Bekanntſchaft gemacht, und

würde zu ihm kommen. Wenn er kommt ſo geben Sie mir doch Nachricht, aber in aller Stille: denn ich möchte meinen Freund gerne mit Etwas überraſchen.

Majezky. Alſo Gerſtenmann war Ihr Freund?

Trumpy. Einer meiner beſten Freunde.

Majezky. Nun ſo ſage ich Ihnen, daß er ein abgefeimter Schuft gegen Sie iſt.

Trumpy. Wie denn ſo? Sie kennen ihn ja nicht.

Majezky. Ich ihn nicht kennen. Er iſt ſchon ſeit acht Wochen auf des Nomophylax Luſtſchloß Etcetera: immer kommt er nach der Stadt, aber incognito bei Nacht, und geht bei Nacht wieder ab nach Etcetera.

Trumpy. Hieraus erhellet doch aber noch lange nicht, daß er ein Schurke gegen mich ſeyn müſſe.

Majezky. Freilich nicht. Aber ich weiß, was ich weiß.

Trump. Und was wissen Sie?

Majezky. Daß Gerstenmann ein Schurke ist, weiß ich. Uebrigens spreche ich nicht gern von solchen Dingen.

Trump. Reden Sie immer: ich bin verschwiegen. Beweisen Sie mir, daß Gerstenmann ein Bube gegen mich ist, so lasse ich ihn gehen, und wende Ihnen das zu, was ich ihm zuwenden wollte.

Majezky. Und was wollten Sie ihm zuwenden?

Trump. Zwei Dutzend Buteillen Champagner.

Majezky. Und die sollen mein werden, wenn ich Ihnen zeige, daß Gerstenmann flegelhaft an ihnen handelt?

Trump. Allerdings.

Majezky. Sie verſtehn es, einem die Zunge zu löſen. Hören Sie an: Gerſtenmann hat Sie bei dem Nomophylar gewaltig eingehauen, und auch den Bürger Correo. Er hat geſagt, Sie wären ſo und ſo, und hat ſogar gerathen, Sie und noch viele von ihren Freunden einzuſtecken. Aber fürchten Sie ſich nicht, der Nomophylar, ſcheuet den Anſtand des Volks, das Ihnen gut iſt. Ob Ihnen nun gleich Gerſtenmann nicht im Stande iſt zu ſchaden, ſo ſehen Sie doch, daß er eine Canaille iſt.

Trump. Ich danke Ihnen. Ihre Beuteillen laſſen Sie abholen, ſobald Sie wollen.

Majezky. Bon, bon, lieber Bürger Trump. Ha die ſollen ſchmecken!

Trump ſuchte nun von ſeiner Entdeckung den möglichſten ſchnellen Vortheil

zu ziehen. Er ließ noch denselben Abend acht seiner Vertrautesten versammeln, und offenbarte ihnen, was er erfahren hatte. Es wurde beschlossen, daß einer von ihnen nach Etcetera gehen, und sich da umsehen sollte, wenn Etwas von dannen des Nachts nach der Stadt abginge: sieben sollten im hohlen Wege auspassen, und die Kommenden arretiren, das Uebrige würde sich schon von selbst finden.

Alles gelang, wie Trump vermuthet hatte, Freund Gerstenmann wollte nach der Residenz incognito reiten, und fiel auf dem Wege seinen Feinden in die Hände, welche ihm Hände und Füße banden, in einen Wagen warfen, und nach Katzenstein transportirten. Jedermann wunderte sich über den saubern Gast, welcher ehedem an einen Weidenbaum war gehenkt worden, und nun wieder herumspukte.

Schurkiſche Juriſten und Advokaten ſpuken an allen Orten, ſagte Trump. Holt einen der Teufel, ſo kommen gleich ſechs an ſeine Stelle und die ſind ärger, als der war, den der Teufel geholt hat. Ich will Euch aber doch ſagen, daß der Teufel niemand mehr ſchont, als die Advokaten. In einer gewiſſen Stadt krepirte ein Advokat: als er in die Hölle kam, wunderte ſich Beelzebub über die ſchnelle Ankunft ſeines Sohnes. Dieſer verſicherte, er ſey nicht von freien Stücken gekommen, ſondern der Herr Doctor und Profeſſor Braunianus habe ihn mit eitel Synoche, Typhus und Paralyſis expedirt. Der Teufel ſchüttelte den Kopf. Den folgenden Tag, kam wieder ein Advokat aus derſelbigen Stadt in der Hölle an. „Mein Sohn, ſagte der Teufel, wer hat dir befohlen, deine ewige Wohnung ſo bald zu beziehen.

Der Herr Braunianus antwortete der Advokat: es ſind noch einige Advokaten in unſrer Stadt krank. „Und wer iſt ihr Arzt? „Niemand anders als Herr Braunianus.“ Donner und Wetter, da müſſen wir vorbeugen: denn wenn alle Advocaten in Eurer Stadt krepiren, und das müſſen ſie ſchon durch die Synocho, des Typhus und die Paralyſis des Braunianus, ſo würden vielleicht gar, pfui der Schande! ehrliche Leute daſelbſt Advocaten, und die könnten ſogar vielleicht die dortigen Schurken von Richtern zwingen, ehrliche Leute zu werden. Seht Ihr Herren, daß der Teufel es nicht gerne ſieht, wenn Advocaten in die Hölle fahren.

Funfzehnter Abſchnitt.

Gerſtenmann mußte ein ſtrenges Verhör aushalten, da aber die Schurken ſelten Muth haben, ſo kam auch dieſer Schurke dermaßen außer aller Faſſung, daß er alles geſtand, was er wußte. Seine Ausſagen beſtätigten folgende Stücke.

Der Prinz Auguſt hatte von dem Fürſten von Faunien, zu welchem der weiland regierende Fürſt von Mezendore geflüchtet war, ein Schreiben erhalten, worin er ihm den Umgang mit Räubern und Banditen gewaltig verwieß, und es als eine einem Prinzen höchſt unanſtändige und ſchimpfvolle Sache erklärte, daß er ſich durch Rebellenhülfe und Räuberbeiſtand zum Re-

genten des Landes gemacht habe. Das Haus des Fürsten von Mezendore habe nun schon seit vielen Jahrhunderten glorreich regiert, er sey gerade der Erste, welcher durch sein abscheuliches Betragen allen seinen Vätern und so vielen mit ihm verwandten Häusern Schande machte: alle Welt würde sich wider ihn auflehnen, und ihn nebst seinem Gesindel zur Strafe ziehen.

Ich war, fuhr Gerstenmann fort, der Ueberbringer des Briefes. Der Prinz las ihn in meiner Gegenwart, und ich sahe es ihm an, daß er aufs Heftigste erschüttert war. Der Inhalt des Schreibens war mir wohl bekannt: denn ich hatte es unterwegs künstlich geöffnet, und nachdem ich es gelesen hatte, eben so künstlich wieder verschlossen. Halt, dachte ich, als ich den Prinzen so consternirt sahe, da ist Etwas

zu machen: arrige aures, Pamphile! Gnädigſter Herr, ſagte ich, wenn werde ich Ihre Antwort erhalten? Er ſtockte und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Nicht wahr, ſagte ich mit der mir eignen Dreiſtigkeit, auf dieſen Brief iſts ſchwer zu antworten? Er fragte mich, ob ich den Inhalt des Briefes wüßte, und ich ſagte ihm, daß ich denſelben wohl vermuthen könne, da ich mit des Prinzen und ſeines Bruders welcher zu dem Fürſten von Saumien ſeine Zuflucht genommen habe, gar wohl bekannt ſey. Nun fing der Prinz an zu beichten, und da ich den Politiker machte, begehrte er meinen Rath. Ich ſtellte ihm weitläuftig vor, daß er ohnmöglich als Oberſter einer rebelliſchen Nation exiſtiren könne, es möge auch unter einem Namen ſeyn, wie es wolle, er möge Nomophylax, Dictator, Conſul, Präſes, Pro-

tector, Statthalter, Anwald, Volkstribun oder anders noch heißen, so müßte er dennoch fallen. Die benachbarten und nicht benachbarten Fürsten würden bald kommen, den Usurpator, oder die Usurpatoren zu Paaren treiben, und nach aller Strenge bestrafen. Der Prinz wurde noch unruhiger als vorher, und rief einmal über das andre: verfluchte Lage, worin ich mich befinde, verdammtes Labyrinth, worin ich verwickelt bin! Ich verständigte ihn von weitem, daß noch alles könnte verbessert werden, wenn er nur die Hand dazu bieten wollte. Nun öffnete sich mir der Prinz ganz und ich nahm einen Brief mit nach Faunien, welchen ich so zu sagen, selbst diktirt hatte. Der Inhalt des Briefes belehrte den Fürsten von Faunien von dem Haß aller Mezenderer wider ihren Fürsten. Augnst habe bloß die Regentschaft

des Landes erſt wieder angenommen, um es nicht in fremde Hände fallen zu laſſen: einige Nachbarn mögten ſonſt Lehen davon reißen, die man ihnen vor Zeiten geraubt hatte. Indeſſen erböte ſich **Auguſt**, dem Fürſten von Faunien, die Grafſchaft **Borzelbach** abzutreten, wenn er ihm behülflich zum Thron von Mezendore ſeyn wolle: dann würde er, um den Bund zu befeſtigen, die Schweſter des Regenten von Faunien heirathen: ſeinem Bruder wolle er den Titel eines Fürſten laſſen, und ihm eine hinlängliche Penſion anſetzen: mit den Rebellen müſſe er noch zur Zeit glimpflich verfahren, aber er werde bald Mittel finden, die Vornehmſten derſelben zu ſtürzen und zu entfernen, und dann bäte er den Fürſten von Faunien mit ſeiner Armee in Mezendore einzufallen; die Mezendoriſchen Truppen, welche alle auf An-

gust's Seite wären, würden zu den Faunischen stoßen, und wenn man erst einige tausend Rebellen würde gehenkt, erschossen und ertränkt haben, so würden alle andre gern zum Kreutz kriechen, und das Joch noch geduldiger tragen, als vorher.

Als ich, fuhr Gerstenmann fort, dieses Schreiben dem Fürsten von Faunien überreichte, war er vor Freuden außer sich, umarmte mich, nannte mich seinen Freund. —

„Schon recht, fiel Trump ein, Gleich sucht sich, Gleich findet sich, heißts im Sprüchwort. So ein Advocate wie du, und so ein Fürst, wie der Faunische, ein hübsches Pärchen, ein par nobile fratrum: einer ein Schuft wie der andere, aber auch einer ein Esel wie der andere. Nun rede weiter. „Ich war von dieser Zeit an bei allen Berathschlagungen, wel-

che wegen der Mezenderischen Händel gehalten wurden, reiſete hierauf wieder zum Prinzen, und hielt meine Unterſzienen, welche die Briefe hin und her bringen mußten. Geſtern erhielten wir Nachricht, daß die ganze Faniſche Armee gegen Mezendore im Anmarſch ſey, und binnen zwei Monaten einrücken werde.

Trump. Iſt das alles, was du uns bekennen kannſt?

Gerſtenmann. Alles, bei meiner armen Seele.

Trump. Weißt du nicht wo Aſtolfo iſt?

Gerſtenmann. So wahr Gott lebt, ich weiß es nicht.

Trump. Kerl, ſchwöre nicht: Haſt du nicht einen Brief geſchrieben, als wäre er von Aſtolfo an den Prinzen, und haſt du nicht Aſtolfos Hand nachgemacht?

Gerstenmann. Das hab ich wohl: er hat mir ihn dictirt, aber wo er ist, weiß ich nicht.

Trump. Wir wissen genug, und werden ohne Dein Geständniß noch mehr erfahren.

Gerstenmann. Ich erhalte doch jetzt meine Freiheit wieder?

Trump. O ja; du hättest zwar verdient, daß man dich zum andernmal an einen Weidenbaum aufknüpfte; aber wir wollen dich frei lassen: denn du kannst uns dienen. Sieh Kerl, du mußt ausforschen wo Astolfo ist, und uns Nachricht davon geben. Thust du das nicht, so schreibe ich selbst an den Prinzen, und melde ihm, welchen saubern Burschen seine Geheimnisse anvertraut worden sind: und dann mußt du uns einige Originalschriften, die die Revolution betreffen, aber wichtige

Schrif-

Schriften in die Hände ſchaffen. Willſt Du das?

Gerſtenmann. Herzlich gern: aber ich bliebe lieber bei Euch, und diente Euch.

Trump. Wir können und mögen Dich noch nicht brauchen. Aber mit der Zeit kann Rath dazu werden. Jetzt gehe nur.

Gerſtenmann entfernte ſich, und wurde einige Stunden von Kriegern aus Katzenſtein begleitet. Trump, Lilio, Trippo und Lorenzo hielten ſtäts Kriegsrath, aber nie konnten ſie recht ausmachen, was ſie unternehmen ſollten. Trump rieth die Truppen in die Feſtung mit Rekruten, welche man auf dem platten Lande werben ſollte, zu verſtärken, und dann die Stadt Mezendore unverſehends zu überrumpeln: andre: vorzüglich Trippo riethen zu Tractaten mit dem Prinzen, Lorenzo meynte, man müſſe die ganze

Nation aufbieten. Alle kamen darin überein, daß das gute Werk der heilsamen Revolution fortgesetzt werden müßte, aber allen Vorschlägen, welche zu diesem Zweck gemacht wurden, widersprachen immer einige.

Als sie eines Tages gegen Abend im besten Rathschlagen waren, kam Flanel, der ehemalige Student, jetzt Procurator des armen Landvolks, angesprengt, und begehrte ohngesäumt Lorenzo und Tripo zu sprechen.

Er wurde vorgelassen; keuchend rief er: Meine besten Bürger und Freunde, Sie schweben in der größten Gefahr. Der Prinz läßt gegen Sie marschiren, und noch diese Nacht werden Sie angegriffen werden. Man hofft Sie zu überrumpeln.

„Uns überrumpelt niemand, sagte Lilio: indessen danke ich Ihnen für die Nach-

richt, ich freue mich ſchon im Voraus auf die Niederlage unſrer Feinde.

Lilio überließ dem alten Lorenzo und Trumpy die Bewachung der Feſtung, und zog mit dem Kern der Garniſon, etwa mit vierhundert Mann aus.

Sechszehnter Abſchnitt.

Flanel hatte keine Unwahrheit geſagt: denn um Mitternacht — es war eine finſtere ſtürmiſche Nacht, wurde ein Thor, welches der Feind für das am ſchlechteſten beſetzte hielt, heftig angegriffen. Das Thor war beſſer verwahrt, als Herr von Gänſekopf, der General, dachte: da er aber einmal dem Prinzen verſprochen hatte, das Nackenneſt Katzenſtein zu erobern, es möge auch koſten was es wolle, wagte er einen Sturm auf das Thor, aber Lilio kam von hinten her, fiel ihn an, und machte ſeine Sachen ſo artig, daß der General und die ganze Mannſchaft beinahe gefangen wurde. Dem Herrn von Gänſekopf

gings grade, wie dem Herrn von Bamboſt bei einer Feſtung, welche er im letzten franzöſiſchen Kriege überrumpeln wollte, er rief ohne Aufhören: Licht! Licht! macht doch Licht ins Teufels Namen, daß wir ſehen können, wo wir ſind! Die Unordnung ward allgemein, und wer ausreißen konnte, riß aus; wenige wurden zwar nur getödtet, aber deſto beträchtlicher war die Anzahl der Gefangnen, welche Lilio machte. Selbſt Gänſekopf wurde gefangen, und auf Katzenſtein gebracht.

Gänſekopf war ehedem als Obriſt in fürſtlichen Dienſten geweſen: aber ehe wollte er ſeine Charge verlieren, als ſeinen Adel ablegen, und in den Bürgerſtand zurück treten: er emigrirte daher, und zog nach Faunien: Prinz Auguſt ließ ihn heimlich zurückrufen, und vertraute ihm die Beſtür-

mung der Festung Katzenstein an, welche er aber schlecht genug ausführte.

„Ey siehe da, rief Fobaldo, als er ihn erblickte, das ist ja Herr von Gänsekopf, der sonst so artig tanzen konnte! Was macht Jungfer Liesetchen Braun, die Inspectorstochter?

Gänsekopf (protzig.) Herr, wissen Sie mit wem Sie reden? Ich bin General!

Fobaldo. So? Das ist ein anders! Ich glaubte Sie wären Pastor in der Pfalz geworden.

Gänsekopf. Wie kommen Sie auf den närrischen Gedanken, Herr, wenn ich bitten darf?

Fobaldo. Haben zu befehlen, gnädiger Herr! Erinnern Sie sich noch, wie Sie, ob Sie gleich schon damals, freilich ohne alle Ihr Verdienst und Würdigkeit,

Herr Fähndrich, oder nach Pfälziſcher Sprachart, Herr Hennerich waren *), doch in Alzey für einen Kanditaten der Theologie ausgaben, bloß, um bei dem Inſpector Braun oder vielmehr bei ſeinen Töchtern Eingang zu finden? Das wiſſen Sie doch noch wohl, Herr von Gänſekopf? und dann werden Sie auch noch wiſſen, wie der Jäger Damian von Alzey ihre Betrügerey auswitterte, und ihnen deßwegen das Fell rein durchwalkte? Unter uns geſagt, Herr von Gänſekopf, vor dem verfluchten Kerl, dem Damian hätten

*) Das F verwandeln die Spanier in vielen Wörtern der lateiniſchen Sprache, woraus die Spaniſche großentheils herkommt in ein H, z. B. hermoſa, formoſus: hyjo, filius; hineſtra, feneſtra warum alſo nicht Händrich oder Hemerich, ſtatt Fähndrich? — Herr Lieutnant heißt auf ächt Pfälziſch, Herr Ludig.

Sie ſich müſſen in Acht nehmen, denn auch er karreſſirte Mamſell Lieschen.

Gänſekopf. Herr, Sie werden bitter.

Fobaldo. Nicht im Geringſten: ich erinnere Sie nur an alte Geſchichtchen, damit Sie dieſelben nicht vergeſſen. Es thut einem im Alter ſo wohl, wenn man ſich an die Großthaten ſeiner Jugend erinnert.

Gänſekopf. Herr! wäre ich kein Gefangner —

Fobaldo. Nun, und wenn Sie keiner wären?

Gänſekopf. Ein kalter Stahl ſollte Richter zwiſchen uns ſeyn: Ihre Beleidigungen ſollten Sie mit Ihrem Blute büßen!

Fobaldo. Wenns weiter nichts iſt, als das, mein Herr General von Gänſe-

kopf, ſo ſollen Sie Ihren Degen zurück haben (reicht ihm den Degen.)

Gänſekopf. Was ſoll der Gefangne mit dem Degen?

Fobaldo. Fragen Sie noch? Sie halten ſich für beleidigt, wünſchen ſich Genugthuung; ich gebe Ihnen das Inſtrument dazu, und Sie fragen noch?

Gänſekopf. Ich werde mich nicht eher wieder ſchlagen, als bis ich in Freiheit bin.

Fobaldo. Auch gut. Die Gefangenſchaft verleihet Sicherheit.

Gänſekopf. Alle Beleidigungen, welche mir angethan werden, oder meinen Offiziren, wird Auguſt beſtrafen.

Fobaldo. Sobald er kann.

Gänſekopf. O ja, das kann er, ſobald er will. Aſtolfo —

Trump (hastig.) Was ist mit Astolfo. Wo ist er?

Gänsekopf. In guter Verwahrung.

Trump. Wo?

Gänsekopf. Werde mich hüten.

Trump. (zieht den Degen) Sprechen Sie, sagen Sie, wo ist Astolfo, oder ich stoße Sie nieder!

Lilio (entreißt ihm den Degen.) Pfuy Trump, schäme dich, den Gefangnen so zu behandeln. Es war schon unrecht, daß Fobaldo seiner spottete; ich leide dergleichen nicht mehr.

Trump. Aber Donner und Hagel! wir müssen ja wissen, wo Astolfo ist.

Lilio. Genug, daß wir wissen, der Prinz habe ihn in Verwahrung. Nun wollen wir ihn schon frei machen.

„Lilio ließ die Gefangnen versammeln, und redete sie an wie folget:

, Cameraden!

Angeführt von Stöhrern der Ruhe und von Feinden der Freiheit habt ihr uns angegriffen, und durch unsre Niederlage das gute Werk schwächen wollen, welches in diesem Lande zum Heil der Menschheit angefangen ist. Wir vergeben Euch, nachdem wir Euch gezeigt haben, daß Liebhaber der Freiheit von Sklaven der Tyrannei vergebens angegriffen werden. Ihr habt nun zu thun was ihr wollt. Eure Waffen könnt Ihr sogar mitnehmen, und wieder zurück zu Euren Despoten kehren. Die hiesige Besatzung erklärt den Exprinzen August, welcher bisher Nomophylax zur Ungebühr genannt wurde, für einen Feind der Freiheit, und wird alles anwenden, sich gegen den Abscheulichen und Feigen zu vertheidigen. Kehrt zurück zu ihm, und helft ihm, wenn ihr niedrig genug denkt,

einem Tyrannen gegen die Freunde der Freiheit zu helfen.“

Das wollen wir aber nicht, riefen viele unter dem Haufen; man hat uns verführt, betrogen, hintergangen: vivat die Freiheit! Wir bleiben bei Euch Cameraden!“

Lilio, Trump und Fobaldo hielten jetzt Musterung: alle Offizire, vom General an bis auf den letzten Junker Mätz, wurden fortgeschickt, mit der Weisung, ihrem Herrn Prinzen zu sagen, was sie gesehen und gehört hatten: viele von den Soldaten mußten gleichfalls wandern, und nur solchen wurde erlaubt, der Freiheit zu dienen, von denen man wahrscheinlich voraus sehen konnte, sie würden nicht ungetreu werden. Auf diese Weise vermehrte sich die Garnison auf Katzenstein um dreihundert Mann.

Siebzehnter Abſchnitt.

Der Prinz Moritz zweifelte nicht im geringſten, daß die Expedition des Herrn von Gänſekopf gegen Katzenſtein glüklich ablaufen würde, und um zugleich auch einen Hauptſtreich auszuführen, ließ er Fauniſche Truppen, welche auf der Gränze des Fürſtenthums ſtanden, ganz in der Stille gegen die Reſidenz anrücken: auf der ganzen Marſchruthe hatte er von ſeinen Creaturen poſtirt, und wer ſich darauf blicken ließ, wurde angehalten, und zurück geſchickt.

In der Reſidenz befanden ſich ſehr viele von denen, welche bey dem Anfang der Revolution ausgewandert waren, nun aber

wieder zurück kamen, weil sie gegründete Hoffnung hatten, daß alles wieder gehen würde, wie es seit Olims Zeiten gegangen war. Alle diese Leute hatten sich bey dem Prinzen gemeldet, waren bewaffnet worden, und hatten Befehl erhalten, auf ein gewisses Zeichen, welches durch ein allgemeines Sturmläuten gegeben werden sollte, sich auf dem großen Schloßplatze einzufinden, und daselbst weitere Ordre zu erwarten.

In jener Nacht, wo die Festung Katzenstein bestürmt wurde, kamen sechstausend Faunier vor den Thoren der Residenz an: der Prinz August, welcher davon war benachrichtigt worden, ließ auf einmal alle Glocken läuten, und die bewaffneten Emigranten nebst vielen andern Anti-Republikanern griffen zu den Waffen, versammelten sich, und da die

ganze Bürgerschaft und alle Patrioten in Schreck und Angst geriethen, drangen die Faunier leicht in die Stadt, und besetzten alle Thore und alle Straßen.

Früh sahe man alle Häuser verschlossen: keine Seele traute sich auf die Gasse zu treten, welche von feindlichen Soldaten wimmelten. Nun gings, wie es während des französischen Freiheitskriegs in vielen Deutschen Städten gegangen ist. Neidische Menschen wollten sich an ihren gehäßigen Mitbürgern rächen, und gaben sie als Erzpatrioten an: die Faunischen Soldaten ließen sich die Häuser dieser Freiheitsfreunde zeigen, schlugen die Thüren auf und hauseten darin, wie die Emigranten in Speyer, die Preußen in Worms, und die Oestreicher in Weißenberg gehauset haben. Die Plünderungen waren die am wenigsten schrecklichen Vorfälle, manche

Bürger wurden als Patrioten todt geſchlagen, Weiber und Mädchen wurden geſchändet, und zwar im Angeſicht ihrer Männer und Väter, welche an die Bettſäulen angebunden waren, während der raſende Soldat die Frau oder die Tochter auf dem Bette entehrte. Es ging gerade hier, wie im franzöſiſchen Freiheitskriege.

Der Prinz August, und ſeine Intimen ſahen dem Spektakel ruhig zu, und erſt Nachmittags um zwey Uhr forderte der Prinz durch einen allgemeinen Aufruf, welcher durch öffentliche Straßenſchreier geſchah', daß die Bürgerſchaft Deputirte aufs Stadthaus ſchicken ſollte, indem er der lieben Bürgerſchaft ſehr wichtige Sachen zu eröffnen habe.

Ohngefähr funfzig Bürger, welche theils wirklich von ihren Nachbarſchaften als Deputirte erwählt waren, theils aber

ſich

ſich ſelbſt als ſolche aufgeworfen hatten, verſammelten ſich auf dem Stadthauſe, welches ſtark mit Soldaten beſetzt war, und Auguſt hielt folgende Rede an ſie:

Unterthanen!

So muß ich Euch anreden: denn das ſeyd ihr, und mehr nicht: daß Ihr Bürger ſeyd, und einige Freiheiten genießt, hängt blos von dem Willen Eures Fürſten ab. Verſteht Ihr mich? Unſinnige Kerle haben Euch verführt, und Euch weis gemacht, Ihr könntet frei werden, und hättet nicht nöthig der Obrigkeit zu gehorchen: das war Unſinn: denn Ihr ſeyd zum Gehorchen gebohren. Der liebe Gott hat nur zweierlei Menſchen erſchaffen; nämlich Freie, das ſind die Regenten, die können thun, was ſie wollen, und kein Teufel darf fragen, warum thut Ihr das? Und

dann hat Gott auch andre gemacht, die da dienen müssen, das sind die Unterthanen, wozu auch Ihr gehört. — Ich habe dem Schwindel nachgegeben, und selbst zur Revolution die Hand geboten, aber Gott weiß es, daß ich nie im Herzen republikanisch gesinnt war. Eine Republik ist ein Hirngespinnst, und hat noch nirgends existirt, so wenig als die weiße Frau und der feurige Mann. Aber der Freiheitsschwindel hat kurz genug gewährt. Die ordentliche Regierung des Landes kehrt zurück, und ich bin von nun an Euer regierender Fürst. Mein Herr Bruder hat dem fürstlichen Throne entsagt, und wird von nun an in Ruhe leben: ich werde alles thun, was Euer Glück befördern kann, aber ja nicht auf Unkosten meiner Ehre, und des Ansehens meines Hauses. Sprecht,

Ihr Deputirten der Hauptſtadt, ſeyd Ihr zufrieden?“

Die Deputirten machten es, wie gewöhnlich alle Deputirten: ſie riefen einſtimmig, daß ſie ſich über die Contrarevolution mächtig freuten, und Seiner Durchlaucht gerne gehorſam, hold und gewärtig ſeyn wollten. Der Fürſt verließ die Rednerbühne, und ging unter lautem Jubel und Jauchzen des Janhagels, welcher bei jeder Gelegenheit das größte Maul hat, ins Schloß zurück.

Jetzt wurde vor allen Dingen ein Contrarevolutions-Tribunal errichtet, und alle die, welche an der erſten Revolution Theil genommen und ſelbige befördert hatten, nahm man beim Kopfe, und ſteckte ſie ein. Fatutto war der Präſident des neuen Tribunals, und Gerſtenmann verwal-

tete das Sekretariat auf demselben. Mehr als hundert Personen waren eingezogen worden, und viele, welche sich vor einem ähnlichen Schicksale fürchteten, wanderten aus, und flohen mit Haab und Gut, wie sie es fortbringen konnten, nach Katzenstein wo sie die zu Mezendore vorgefallnen Scandale noch um ein Merkliches vergrösserten.

Wuth und Verzweiflung ergriff die ganze Garnison auf Katzenstein. Wir wollen hier, rief alles, wollen das Rackernest anstecken, und alle Schurken, vom Prinzen an bis auf den untersten Nepp todtschlagen. Lilio hatte alle Mühe, um nur die Raserey der Freyheitsmänner zu stillen, und sie zu verständigen, daß sie durch einen Aufbruch vom Schloß Katzenstein dieses der Gefahr überrumpelt zu werden aussetzen,

und so der guten Sache gar mächtig schaden würden.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, wurde Kriegsrath gehalten, und nach einigen Debatten, stand Flanel auf: Bürger, sagte er, unsre Brüder, die ehemaligen braven Bursche von Miranda sind im ganzen Fürstenthum zerstreut; laßt uns sie aufbieten, und ich stehe mit dem Leben dafür, die Gegenrevolution nimmt ein schmuziges Ende.

Flanels Vorschlag behagte Trumpen nicht, denn dieser hielt nicht viel auf Revolutionen, welche durch Studenten oder durch neulich gewesene Studenten sollten befördert werden: die Herren, meynte er, hätten gar starke vis locomotiva, und gäben das Hosenpanier beim ersten ernsthaften Angriff; er selbst habe dieß

ſchon oft bemerkt, vorzüglich in Gießen vor dem Hauſe des Eulerkappers, wo die Studenten auch fuchs waren flüchtig geworden, ſobald ſich Eulerkapper mit dem großen Bratſpieß oder ſeine Frau mit dem ſtumpfen Beſen habe ſehen laſſen.

„Schweig doch mit Deinen Poſſen, Trumpy, erwiederte Liljo! Bei jeder Gelegenheit haſt Du mit dem vertrakten Gießer Eulerkapper zu thun. Unſre Burſche von Miranda ſind andre Kerle als die Gießer.“

Trumpy (hitzig.) Menſchenkind, greif mir die Gießer nicht an, oder Du haſt mich auf dem Halſe! Wo gabs wohl, ſprich Menſch, wo gabs jemals fideiere Brüder, größere Säufer, kräftigere Zotelogen und ärgere Lärmenmacher, als in Gießen? Haſt Du je gehört, daß ein Gießenſer den Ange-

ber gemacht hat? Iſt dir ein Gießenſer bekannt worden, der wegen ſeiner Schiefiät hätte müſſen in B . . . ß getban werden? He?

Lilie. Laß es nur gut ſeyn: wir haben jetzt von wichtigern Dingen zu reden.

Trumy. Ja wohl: aber Gießen laß ich mir nicht proſtituiren. Vivat Gießen!

Nachdem ſich Trumy und Lilie noch eine Zeitlang wegen Gießen herumgezankt hatten: wurde die Hauptſache vorgenommen, und der Schluß gefaßt, daß man Emiſſare ausſenden, und durch die Ordensbrüder von Miranda, welche jetzt im ganzen weiten Fürſtenthum zerſtreut waren, die Nation in die Waffen jagen und ein republikaniſches Heer aufrichten wolle. Es geſchah, und alles ging ſo gut von ſtat-

ten, daß schon vierzehn Tage nach dem Aufgebot ein Heer von funfzigtausend Mann auf den Beinen war, welches bloß angeführt werden durfte, um die ganze Contrarevolution zu zernichten.

Astolfo.

Sechstes Buch.

Erſter Abſchnitt.

In der Reſidenz des Fürſtenthums Mezzendorf gerieth alles in die größte Unordnung, als das Gerücht von der ſich nähernden feindlichen rebelliſchen Armee näher kam: aber der General Muffler beſchwerte, daß die Burſche, die Rebellen durchaus nicht im Stande wären, gegen regulirte Völker zu ſtehen, und beruhigte durch ſeine Exclamationen und Demonſtrationen die Erſchrockenen. „Tauſendſackerment, ſagte er, und ſtampfte dabei mit den Füßen, wie der Paſtor Mitte zu Forſtdorf bei Schilda, wenn ihn die Bauern nicht wollen zu ihren Schmauſereien einladen. — Tauſendſackerment und die Schwe-

renoth, wie wollen die Lumpenhunde beſiehen? haben die Bengel exerziren gelernt? Können nicht rechtsum oder linksum machen, können's Gewehr nicht präſentiren, können nicht in Sections marſchieren, kurz ſie können gar nichts; und wer wollte ſich vor den Kerlen fürchten? S' iſt Lumpengeſindel, elendes Eſelspack, die man zerſtreuen kann, wie einen Haufen Hunde, die hinter einer Betze herlaufen."

Man glaubte in der Reſidenz, der General Muffler habe recht, und blieb ruhig: der Prinz Auguſt überließ die Sorge, den Aufſtand zu dämpfen, dieſem Helden, und der Held zog dem Feinde mit einem Corps von zehntauſend Mann entgegen.

Lilio und Zobaldo, die Anführer der republikaniſchen Armee waren froh, daß ſie den Feind ſo bald vor ſich ſahen,

und Gelegenheit bekamen, ſich mit ihm zu meſſen: denn nichts erkaltet eher, als der Muth und das Feuer der Revolutioniſten, wenn es nicht durch ſchnellen Fortgang und glückliche Vorfälle unterhalten wird. Ein Sieg macht aus dem feigſten Bauerjungen einen Helden; und wenn es hernach auch wieder ſchlecht geht, ſo läßt er doch ſo leicht den Muth nicht ſinken, ſondern hofft auf eine glückliche Cataſtrophe, die er ſchon geſehen und erlebt hat.

Sobald alſo das fürſtliche Heer ſich näherte, ließen Lilio und Fobaldo aufbrechen, und marſchirten ihm entgegen: der General Muffler wollte flugs angreiffen, aber ſein Adjutant, ein erfahrner Officier, welcher ehedem als Leutnant in Canonenländſchen Dienſten geſtanden, aber eine kleine Anomale gemacht hatte, indem er einen mit Silber beſchlagnen Pfeif-

senkopf stahl, und deßwegen fortgejagt worden war, machte ihm begreiflich, daß es sehr Unrecht seyn würde, wenn man den Angriff wagte. Die Spitzbuben sind uns an der Zahl weit überlegen, es sind ihrer über 40000 Mann, und die Kerle sind alle desperat wie der lustige Teufel: sie sind im Stande und stürzen mit ihren Bayonetten, Picken und Gabeln auf uns ein, derangiren uns und jagen uns zum Beelzebub und zu seiner Großmutter. Nein, Herr General, das geht nicht. Aber die Lausewänste sind schlecht mit Canonen versehen, und wir haben des Zeugs multum: wir wollen Batterien aufwerfen, und die Flegel ängstigen, daß sie sollen schwarz werden. Der General billigte den Vorschlag seines Adjutanten und das soll der Fall bey andern Armeen auch seyn, wo oft ein Subaltern einen Plan angiebt,

der hernach dem commandirenden Herrn General gewaltig viel Ehre bringt. Es wurden ſchnell Schanzen aufgeworfen, und als ſich die Republikaniſche Macht in der Nähe befand, ſpielten die fürſtlichen Batterien ſo artig lebhaft, daß die Republikaner die Naſen verbrannten, und in gröſſter Unordnung ſich zurück zogen.

Jetzt iſts Zeit anzugreifen, ſagte der Adjutant, und auf ein gegebenes Zeichen war die fürſtliche Armee ſchuſſfertig. Das Treffen war bald entſchieden: die Republikaner wichen, und waren eben auf dem Punct, eine totale Flucht zu geben, als der linke Flügel des fürſtlichen Heeres auf einmal in die gröſſte Unordnung gerieth. Ein kleiner Haufen unbekannter Leute war hinter dem Berge hervorgedrungen, hatte den fürſtlichen linken Flügel angegriffen, und eine Batterie erobert, ehe die mit

den Republikanern beschäftigten Soldaten bemerken kornten, daß etwas von hinten herkäme. Unvorhergesehene Unfälle machen plötzlich muthlos und unthätig: dieß war auch der Fall der Prinzianer: da stunden sie und ließen sich todt schießen. Lilio bemerkte den Spektakel von ferne, und als er seine Feinde wirklich angegriffen und in Unordnung sah, rafte er zusammen, was er sammeln konnte, und drang von fernen ein. Die Prinzianer machten es nun, wie die Franzosen und die Reichsarmeen bey Roßbach, und ehe eine Viertelstunde verging, war das Schlachtfeld im ruhigen Besitz der Republikaner

Jezt näherten sich die Auxiliaren der Hauptarmee, und siehe da, Astolfo war ihr Anführer.

Mein Gott, Astolfo! rief Lilio! Bruder wo kommst du her? Astolfo

Ihr

Aſtolfo. Ihr ſeyd mir die Rechten? Hätte ich mich nicht ſelbſt retten können, ſo wäre ich noch, wo ich war.

Lilio. Deine Vorwürfe ſind unger echt Freund: wußten wir dann, wo Du warſt? Hatteſt Du Dich nicht ſelbſt ins Verderben geſtürzt, da Du uns verließeſt?

Aſtolfo. Haſt recht Lilio! Ich allein habe gefehlt, und litte, was ich mir ſelbſt zugezogen hatte. Aber nun bin ich doch froh, daß ich fehlte: denn nie ſind meine Wünſche mehr geglückt, als eben jetzt.

Lilio. Du warſt gefangen?

Aſtolfo. Ja wohl. Ich ſaß auf Brummelsburg, und da hätte ich, wer weiß wie lange ſitzen können, wenn mich die Liebe nicht rettete.

Lilio. Wer rettete Dich?

Aſtolfo. Clelia.

Lilio. Die?

Astolfo. Ja die; und wenn Ihr mich liebt, so danket dem guten Mädchen, welches Männermuth bewieß, um ihren Geliebten zu befreien. — Der Prinz sahe die Herrliche auf Katzenstein, und ein unreines Feuer loderte auf in seiner Brust. Er raubte das Mädchen, und führte es nach Lilienthal, wo sonst sein Vater und sein Bruder ihr Serail hatten. Nichts blieb unversucht, Clelien zu verführen, aber Cleliens Tugend schützte sie gegen alle Reize der Verführung.

Trump (einfallend.) Vergiß Deine Rede nicht, Bruder Astolfo. Was Du hier sagst, ist salva venia, nicht wahr. Wer ein Mädel verführen will, muß weder Gewalt noch Tücke brauchen, sonst erhält er Numero Null. Das hat der Mosjeh Prinz August nicht verstanden, sonst wäre er klüger zu Werke gegangen.

Cleliens Tugend kommt hier so wenig in Anschlag, wie die Tugend aller andrer Weiber: das Ding ist ein non ens, so wie der Herrgott des Docter Thieß und des Professor Fichte; denn die schaffen sich so einen Herrgott und annulliren ihn wieder pro lubitu. Clelias Stolz schützte ihre Unschuld, aber nicht die Tugend. Nun rede weiter, Bruder Astolfo.

Astolfo. Das herrliche Mädchen fand an dem Castellan einen Freund der Revolution und einen argen Hasser alles Despotismus und aller Unterdrückung. Sie flohen mit einander, der Castellan hatte eine alte Muhme an den Gränzen des Fürstenthums: zu dieser flohen sie, und fanden daselbst einen Pastor, welcher noch vor einigen Monaten Student zu Miranda gewesen war.

Lilio. Und der Pastor hieß?

Astolfo. Holzmann.

Lilio. Donnerwetter Holzmann iſt ſchon Paſtor? Nun das heißt was. Der Kerl hat doch von der Welt nichts gelernt; ich glaube gar, daß er ſeinen eignen Namen nicht ſchreiben kann: aber im Commerſiren, Saufen, Huren und in Schlägereien kommt ihm ſo leicht niemand gleich. In Miranda hat er, wie er ſich ſelbſt rühmte, und der Doctor bezeugte, nicht mehr als eif Mal die veneriſche Seuche gehabt.

Trump. Das thut zur Sache gar nichts; ſo ein Kerl ſchickt ſich eben recht zum geiſtlichen Stande: ich habe Paſtores gekannt, welche in ihrem heiligen Amte die Galanteriekrankheit hatten, und ein wahres Luderleben führten. In Gießen kam der Paſtor Buff gar einigemal beſoffen auf die Kanzel.

Aſtolfo. Was gehn uns die Paſtores an? Meinetwegen komme Paſtor Buff und ſein Schwiegervater B..... alle Tage beſoffen auf die Kanzel. Genug, daß Paſtor Holzmann das Werkzeug zu meiner Rettung wurde, Von Clelien erfuhr er, wie ſie der Prinz behandelt hatte, und nun war ihm nichts gewiſſer, als daß auch ich in ſeinen Klauen ſey.

Er beſchloß mich zu retten, und ſchickte ſeinen Bruder den Advokaten, einen durch' triebenen Kerl —

Trump. Wie nämlich ein Advokat ſeyn muß. Eine Badeſuſe ſchickt ſich zu dieſem Handwerke nicht.

Aſtolfo. Freilich nicht; ein rechtſchaffner Advokat. —

Trump. Du verſprichſt Dich, Bruder: Du mußt ſagen ein rechter Advokat: denn ebs rechtſchaffne Advokaten giebt, maxi-

me dubium est, verſtehſt Du mich, Bruder?

Aſtolfo. O ja: doch laß nur jetzt die Advokaten, wie die Paſtores — Holzmanns Bruder ſchlich zum Prinzen: niemand kannte ihn, und ſo konnt er ſich leicht für etwas anders ausgeben, als er war. Er gab ſich wirklich für einen reiſenden Muſikus aus, und bot dem Prinzen ſeine Dienſte an. Bald war er der Günſtling des Prinzen, und da erzählte er ihm einſt auf einem Spaziergange, daß ich ihn ehmals ſchrecklich mißhandelt habe, als er, ich weiß nicht wo, in meine Hände gefallen ſey: dabei fluchte er pferdemäßig auf mich, und erklärte, daß er bloß deßwegen nach Mezendore gekommen ſey, um ſich an mir zu rächen: denn er habe gehört, ich hielte mich in dieſem Fürſtenthum auf. „Aſtolfo wird Ihnen nie ſchaden, antwortete der

Prinz: er ſteckt da, wo er nie wieder herauskommen wird, bis man ihm den Prozeß macht. Holzmanns Bruder drang in den Prinzen, und bat ihn, daß er ihm doch Aſtolfos Schickſal bekannt machen möchte, der abſcheuliche Räuber intereſſire ihn zu ſehr, und wenn ſeine Lage recht traurig und ſchrecklich wäre, könnte er ſich erſt beruhigen. Der Prinz traute dem Advokaten oder vielmehr dem Muſikus, alles Gute zu und entdeckte ihm, daß der große Spitzbube Aſtolfo ſonſt Correo genannt auf dem Schloß Brummelsburg gefangen ſitze, und daß man erſt die Revolution gänzlich dämpfen wolle, ehe man den Prozeß deſſelben anfange. Holzmann gab ſeinem Bruder, dem Paſtor, gebührende Nachricht von ſeinen Entdeckungen, und dieſer zog einige von ſeinen mit der Univerſitätsklicke zu Miranda eng Verbündeten zuſammen,

durch dieſe wurde ein Körchen aufgebracht, und bewäffnet, ſo gut es ſich thun ließ. Brummelsburg iſt zwar von Natur feſt, aber die Beſatzung war ſehr ſchwach, weil man ſich in jener einſamen Gegend keines Ueberfalls verſah. Der Paſtor hörte, daß einige alte Schindmähren von Pferden daſelbſt zu verkaufen wären; er ſuchte dieſen Umſtand zu benutzen, und ging mit noch ſechs andern dahin in der Qualität von Roßkämmer. Es war gegen Abend, und da der Verwalter den Preiß der elenden Roſſe ziemlich hoch anſchlug, kam die finſtere Nacht herbei. Endlich wurde der Handel geſchloſſen, und der Paſtor bat, ihm die Thore zu öffnen, daß er mit ſeinen Gäulen weiter könnte, Es geſchah: aber als die Zugbrücke niedergelaſſen, und die Thore offen waren, drang der ganze Holzmanniſche Hauſe, welcher ſich ganz in der Stille her-

angeſchlichen hatte, ein, und nahm Beſitz vom Schloſſe. Niemand getraute ſich Widerſtand zu thun: ich wurde befreit, und die Holzmänner blieben Meiſter vom Schloſſe: zwei Tage nachher kam der Advokat Holzmann mit einem Trupp Leute nach dem Schloß, welche ſich vor keinem Teufel fürchten, und wahre Republikaner ſind. Von dieſen erfuhr ich, daß Prinz August ſich gegen die Inſurgenten rüſte, und ihnen entgegen ziehe. Ich beſchloß daher, jenen zu Hülfe zu kommen: beſetzte das Schloß mit einigen Tapfern, und zog mit dem Reſt aus. Es gelang mir, der guten Sache einen ſehr weſentlichen Dienſt zu leiſten.

„Vivat Aſtolfo, riefen alle.

„Ja, vivat Aſtolfo, unſer Anführer, unſer Generaliſſimus rief Trump, und alle wiederholten ſeine Worte.

Zweiter Abschnitt.

Die große Niederlage, welche die Prinzianer erlitten hatten, wurde bald, wie durch ein Lauffeuer im ganzen Fürstenthum bekannt, und machte gewaltige Sensation. Der Prinz August hielt sich in der Residenz nicht mehr für sicher, und begab sich zur Armee, welche sich nach und nach wieder sammelte, so gut es sich thun ließ: aber die Republikaner rückten dieser Armee auf den Hals, und nöthigten dieselbe, ihren Rückzug zu nehmen: denn an thätigen Widerstand war nicht mehr zu gedenken, zumal da das Heer der Prinzianer täglich abnahm durch Desertionen und andre verdrüß-

liche Zufälle des Kriegs,' aber die Schaar der Republikaner wuchs täglich an.

Der Prinz ging mit seinen Vertrauten zu Rathe: diese wußten selbst nicht recht, was sie rathen sollten, und versicherten, wenn nur Astolfo noch in guter Verwahrung wäre, und nichts thätliches unternehmen könnte, wollten sie wohl Rath ertheilen, aber bei den jetzigen Umständen wüßten sie selbst nicht, was sie sagen sollten.

Gerstenmann, welcher dem Concilium beiwohnte, und bisher gänzlich geschwiegen hatte, that nun auch das Maul auf und sprach: „Meine Herren, ich habe allen Respekt gegen Ihre Einsicht, aber jetzt sind Sie, wie Sie selbst nicht werden in Abrede seyn, völlig perpler. Das thut aber nichts: denn wer ist nicht zu Zeiten völlig perplex? Unser Pastor sogar, der Herr Hofprediger Braun, den so leicht

niemand aus dem Concept bringen konnte, und welcher den unverschämteste Kerl weit und breit herum war, ward doch einst perplex, als am fünften Sonntag nach Trinitatis der Pferdephilister und Schuster Sauer von Sauflingen, dem er einst ein Pferd weggeritten und verkauft hatte, in seine Predigt kam, und sich grade unter der Kanzel hinpostirte: ich habe schon perplexe Richter, sogar mirabile dictu, perplexe Advokaten und perplexe Hurenwirthe gesehen. Das schadet alles nichts: denn wenn Sie auch perplex sind, meine Herren, so bin ichs doch nicht, und kann Ihnen sagen, was zu thun ist.

„Nun, nun, Gerstenmann, sagte der Prinz, laß hören, was Du vorzubringen hast.“

Herr, erwiederte der Abgefeinte, deßwegen habe ich ja auch mein Maul aufgethan: wenn ich nichts vorzubringen hätte, so schwiege ich stille, und ließ mich nicht auslachen, wie die Gerichtsassessores in mancher Reichsstadt, verstehn Sie mich, meine Herren? oder wie die Räthe an manchem Oberkriegscollegium. Meine ohnmaßgebliche Meinung geht dahin, daß der Astolfo, Trump, Lorenzo, Fobaldo, Lilio und Trippo aus dem Wege geschafft werden. Ist das nicht ein guter Rath?

Prinz August. Du hast Recht: aber es geht Dir, wie jenem königlichen Beichtvater.

Gerstenmann. Wie gings dem?

P. August. Der König berathschlagte sich mit einem General wegen des Uebergangs über einen Fluß. Die Karte lag

vor ihnen, und beide schienen sehr verlegen zu seyn. Der Beichtvater legte seinen Finger auf den Ort, wo er glaubte, daß der Fluß müßte passirt werden, und sagte: Hier, gnädigster Herr, hier muß die Armee über den Fluß! „Ja wohl, erwiederte der General, wenn Ihr hunzsöttischer Finger eine Brücke wäre.

Gerstenmann. Das war auch was ganz anders: zur Passage eines Flusses braucht man Fahrzeuge, oder Brücken, und wahrscheinlich fehlten diese.

P. August. Freilich fehlten sie, so wie uns jetzt die Mittel, die vorhin genannten Kerle aus dem Wege zu räumen.

Gerstenmann. Nicht doch: ich habe die Mittel in den Händen, lassen Sie mich nur machen.

Die Neugierde des Prinzen war hoch gespannt, aber Gerstenmann war

durchaus nicht dahin zu bringen, daß er ſein Geheimniß offenbart hätte. Er war in dieſem Stück völlig Advokat; denn dieſe Herren ſagen nur das, was ſie wollen, und keine Gewalt und Ueberredung vermag ihnen das zu entlocken, was ſie nicht ſagen wollen: deßwegen darf man ſich doch einem Advokaten nicht ſo grade hin, mir nichts, dir nichts entdecken: denn der Herr mögte grade einen Willen concipiren, unſer Geheimniß juris publici zu machen.

Gerſtenmann ſchwieg, und der Prinz Auguſt mußte ſich beruhigen. Früh des andern Tages verſchwand Gerſtenmann, und niemand wußte, wohin er gekommen war. Dem Prinzen fiel das Verſchwinden des ihm eben nicht durchaus von der beſten Seite bekannt gewordenen Gerſtenmanns auf: der Feind ſtand nicht weit von der Reſidenz, und die Ein-

wohner dieſer Stadt rottirten ſich ſchon wieder in Klicken und Klubs zuſammen, man hörte wieder von Freiheit und Gleichheit ſprechen, und einige, welche vor die hohe Obrigkeit citirt worden waren, hatten daſelbſt ſo geſprochen, als wünſchten ſie nicht nur, daß die alte Revolution ihren Fortgang haben mögte, ſondern als hofften ſie dieß.

Der Prinz beſchloß daher die Hauptſtadt zu verlaſſen, und ſich nach Drachenneſt zu begeben, welches eine ſtarke Feſtung auf den Fauniſchen Gränzen war, wo ehedem ein Raubgraf gehauſet hatte. Die Feſtung war mit Leuten beſetzt, welche dem Prinzen wohl wollten, und der Commandant war ein Vertrauter Freund deſſelben, und im Fall je die Republikaner Drachenneſt belagerten, konnte der Ort leicht durch Fauniſche Truppen entſetzt werden, da er

auf

auf der Gränze des Fürſtenthums Faunien lag. Der Prinz brach daher auf, und floh nach Drachenneſt: der Reſt ſeiner geſchlagenen Armee folgte ihm dahin nach.

Gerſtenmann zog indeſſen ganz unbefangen nach Miranda, wo die republikaniſche Armee ihr Hauptquartier hatte. Ganz unbefangen trat er in der Verſammlung der republikaniſchen Generalität, und wünſchte den Herren einen guten Abend.

„Schwerenoth, ſchrie Trump, da iſt ja Meiſter Gerſtenmann! Ei woher des Landes, Kamerad? Ich dachte, wir hätten die Ehre ſchon eher haben ſollen,

Gerſtenmann. A non posse, ad non esse valet consequentia, hab' ich ehedem gehört: ein Hunzfott thut mehr, als er kann.

Trump. So! Du haſt alſo nicht kommen können?

Gerſtenmann. Nein. Der Prinz merkte Unrath, und ließ mich ſcharf beobachten. Erſt geſtern konnte ich ihm entſchlüpfen. Es lebe die Freiheit!

Trump. Wir wollten, daß Du uns Aſtolfos Aufenthalt anzeigen ſollteſt.

Gerſtenmann. Konnt ichs? Aſtolfo ſaß auf dem Schloß Bally: aber er iſt ja wieder bei Euch.

Aſtolfo. Ich bin froh, daß du wenigſtens nichts dabei gethan haſt. Dir mögte ich nicht gerne Dank ſchuldig ſeyn.

Gerſtenmann. Und doch ſollſt Du es noch werden, lieber Bruder.

Aſtolfo. Alle meine Brüder ſind rechtſchaffne Leute.

Gerſtenmann (ärgerlich.) Für wen hälſt Du mich?

Aſtolfo. Das mag Dir Dein eigen Gewiſſen ſagen.

Gerſtenmann. Sagt Dir das Deinige nichts?

Aſtolfo. Leider!

Gerſtenmann. Nun dann, Bruder, dächt ich, Du wärſt ſo billig gegen mich, als gegen Dich ſelbſt.

Aſtolfo. Ich bin ſtreng gegen mich.

Gerſtenmann. Dann habe ich ſelbſt von Deiner Strenge nichts zu fürchten. Sieh an, Du haſt ein Handwerk getrieben, deſſen Du dich jetzt ſchämſt, worüber Du dich betrübſt und ärgerſt. Aber das Bewußtſeyn Deiner eignen Kräfte, der feſte Vorſatz, ferner nur Gutes zu wirken, giebt Dir Deine verlohrne Ruhe nach und nach wieder. Du biſt alſo ein Beweis, daß ein Menſch fallen, aber auch wieder aufſtehen kann. Ich werde Dir und Deinen Freunden beweiſen, daß ichs redlich meyne.

Trumy. Ja bei meiner Seele, Gerſtenmann, beweiſen mußt Du: denn auf Deine Worte trauen wir nicht. Du verſtehſt mich.

Gerſtenmann. Freilich verſtehe ich Dich. Ich ſelbſt traue ſo leicht niemand.

Trump. Das haſt Du in Deiner ehmaligen Praxis lernen können.

Gerſtenmann. Natürlich. Als Advokat ſuchte ich den Richtern einen blauen Dunſt vorzumachen, und fand manche, bei welchen ſo ein quid pro quo herrlich gelang. Andre aber ließen ſich nicht ſo leicht übertölpeln und ich bewies.

Trump. Warum bewieſeſt Du dann nicht gleich vom Anfang?

Gerſtenmann. Proſt die Mahlzeit: Beweiſe von der Art koſten Geld — auf gut Deutſch heißen ſie Beſtechungen, und ſind oft gar ſchwer zu führen, da manche

Richter Syllogismen aus allen Figuren und durch alle Modos, oft sogar Dilemmen und Soriten fordern. — Bald hernach ward ich selbst Richter, und da ließ ich mir beweisen.

Astolfo. Beweise dieser Art gelten aber bei uns nicht.

Gerstenmann. Das weiß ich wohl. Bestechen kann ich Euch nicht: denn ich bin ein armer Teufel; und Ihr habt auch kein Geld nöthig. Aber ich will Euch reelle Dienste leisten, und dann hoffe ich, werdet Ihr mich Eures Vertrauens würdigen. Wißt Ihr, daß der Prinz August gestern die Residenz verlassen hat, und nach Drachennest gewandert ist.

Astolfo. Ist das gewiß?

Gerstenmann. Gott strafe mich, so gewiß als es jetzt Tag ist. Ihr könnt in

die Stadt einziehen, ſo bald Ihr wollt: alles wimmelt drin von Republikanern und Patrioten.

Aſtolfo. Kerl, wenn Du lügſt!

Dritter Abſchnitt.

In dieſem Augenblick trat Lilio ein, welcher ausgeritten war, um die Gegend zu recognoſciren. Er hatte den Abzug des Prinzen und ſeines ganzen Anhangs aus der Hauptſtadt vernommen, und kam nun zurück, ſeinen Verbündeten Rapport abzuſtatten.

Gerſtenmann, welcher bei Lilios Rapport gegenwärtig war, klatſchte in die Hände und rief: nun ſeht Ihr doch beim Teufel ein, daß ich ein kreuzehrlicher Kerl bin, und Euch die reine Wahrheit berichte.

Trump. Ein Lügner kann auch einmal ein wahres Wort reden, ſo wie der

Schurke auch nicht immer, als Schurke handelt.

Gerstenmann. Ich werde nie als ein Schurke handeln: ich werde Euch Proben geben, hinlängliche Proben, daß ich ein kreuzbraver Kerl bin.

Trump. Dann hast Du auch nicht lange mehr zu leben.

Gerstenmann. Wie dann so?

Trump. Je nun, man sagt im gemeinen Sprichwort: als die Katze das Mausen ließ, krepirte sie.

Gerstenmann. Danke für das hübsche Gleichniß, Trump: aber sehen sollt Ihr, wie ich bin, ja das sollt Ihr sehen, so wahr ich Gerstenmann heiße. Aber nun bleibe ich bei Euch.

Astolfo. Ja Gerstenmann, Du kannst bei uns bleiben, aber wisse, daß wir Dir auf die Finger sehen werden. Machst

Du den geringſten Filuſtreich, ſo hängſt Du wieder am nächſten Weidenbaum, aber gewiß feſter und ſicherer, als das erſtemal.

Gerſtenmann ſchwur bei allem, was heilig iſt, daß er ein ehrlicher Kerl ſey: niemand glaubte ihm, doch ließ man ihn, weil er ganz unſchädlich zu ſeyn ſchien.

Den folgenden Tag ritt Trump und Fobaldo recognoſciren: Gerſtenmann wollte durchaus mit reiten; es wurde ihm nur mit Mühe erlaubt, und Trump drohete ihm das Hirn mit einem Piſtol zu zerſchmettern, wenn er nur die geringſte Miene machte, auszureißen. „Hat gute Wege, antwortete Gerſtenmann: kommt nur.“

Sie ritten einige Meilen in der Runde herum, und kamen endlich an eine Mühle.

Hier habe ich Etwas verborgen, wobei wir uns einen guten Tag machen wollen. —

Es war ein Flaschenkeller voll Rum, welchen der politische Gerstenmann dem Prinzen entwendet, und in der Mühle deponirt haben wollte. Der Müller wurde befehligt, den Flaschenkeller nach dem Hauptquartier zu bringen.

Als Gerstenmann mit seinen Begleitern wieder zurück kam, öffnete er den Flaschenkeller, nahm eine Bouteille Rum heraus, und trank der Gesellschaft zu. Sie waren alle an starke Liköre gewöhnt, und fanden Gerstenmanns Rum ganz vortrefflich; die Bouteille wurde beinahe ausgetrunken, und dann beschloß man, den noch übrigen zu Punsch anzuwenden, welcher auf den Abend getrunken werden sollte.

Lilio bemerkte indessen einigen Unterschied zwischen der Bouteille, woraus Gerstenmann eingeschenkt hatte, und den übrigen, unvermerkt nahm er eine von

dieſen aus dem Flaſchenkeller, und practicirte dieſelbe auf die Seite. Er hatte einen Hund, der ſehr gerne Brod fraß, worauf Schnapps gegoſſen war, dieſem gab er in Gerſtenmanns Rum getunktes Brod, und ſperrte ihn dann ein. Nach einer halben Stunde ſah er wieder nach ſeinem Hund. Dieſer hatte Convulſionen, und krepirte nach einigen Augenblicken. Lilie ſchüttelte ſich über die feige Bosheit des ſchurkiſchen Buben, und ließ ihn ſofort auf Adolfos Zimmer rufen, wo die übrigen Häupter der Revolutionsarmee auch verſammelt waren.

Gerſtenmann erſchien ganz unbefangen, und fragte, was es Neues gäbe?

Schurke, infamer Racker, rief Lilie, was iſt das für Rum, wovon wir Punſch trinken ſollen?

Gerſtenmann erblaßte.

„Sprich Canaille, infames Beeſt, was iſt das für Rum? (faßt ihn heftig beim Kragen) Sprich, oder ich erwürge Dich.

Gerſtenmann (zitternd.) Ei, mein Gott, was wirds dann für Rum ſeyn? guter, herrlicher Punſchrum iſts.

Lilio. Gift iſts, verfluchter Hund. —

Gerſtenmann. Ihr habt ja alle davon getrunken, und ich auch. War das Gift?

Lilio. Nein: aber der Rum in den übrigen Bouteillen iſt Gift. Laßt den Flaſchenkeller öffnen.

Der Flaſchenkeller wurde aufgemacht. und Lilio ſchenkte ein Glaß ein, welches er Gerſtenmann hinreichte, und ihm befahl es auszuleeren.

„Ich kann jetzt nicht trinken, ſagte Gerſtenmann, ich bekomme es ſonſt in den Kopf.

Lillo. Du machſt Dir aus einer Schnurre viel, du alter Sauſaus. Hat ſonſt immer geſoffen, bis er nicht mehr ſtehen konnte, und will jetzt den Enthaltſamen ſpielen. Sauf!

Gerſtenmann. Kann wahr und wahrhaftig nicht, lieber Freund: mir iſt nicht wohl.

Lillo. Sauf Canaille, oder ich ſtoße dich nieder.

Gerſtenmann (nimmt das Glas, läßt es aber fallen.) Ih mein Gott, hab' auch gar keine Kräfte mehr.

Lillo. Gut Burſche, ich ſehe wohl, daß ich dich nicht ohne Grund beſchuldigt habe. Nicht wahr, der Rum iſt vergiftet?

Gerſtenmann. Ach nein — ich weiß kein Wort davon.

Lilio. Geſtehe es nur, oder wir haben Mittel, dich zum Geſtändniß zu zwingen.

Gerſtenmann. Ich habe den Rum nicht vergiftet: der Prinz — (ſtockt.)

Lilio. Rum und der Prinz?

Gerſtenmann. Zwang mich, dieſe Flaſchen Euch in die Hände zu ſpielen. Er weiß daß ihr den Punſch liebet.

Lilio. Und ſo wollte er uns in die andre Welt promoviren. Den Prinzen können wir noch nicht beſtrafen, aber Du haſt den Strang verdient, und der ſoll Dir werden.

Gerſtenmann fiel auf die Knie, und bat um Gnade. Aſtolfo ſelbſt rieth, den Buben gehen zu laſſen, aber die andern widerſprachen, und forderten die Hin-

richtung des Böſewichts. Gerſtenmann wurde alſo zum andernmal an einem Weidenbaum aufgeknüpft, aber feſter als das erſtemal. Sein letztes Wort war: ach hätte ich doch niemals die Rechte ſtudiert, und wäre ein ehrlicher Schuhflicker geworden!“

Vierter Abschnitt.

Astolfo schickte nach Gerstenmanns seligen Hintritt folgenden Brief an den Prinzen August.

Mein Prinz!

Daß Sie eine Parthey verließen, welche Sie selbst gestiftet hatten, war zwar sehr häßlich von Ihnen, und bewies deutlich, daß Sie ein Mann ohne Grundsätze sind; doch konnte ich und meine Freunde von einem Manne Ihres Standes, wo nicht geradezu vermuthen, doch aber befürchten, und daher trauten wir Ihnen nie ganz. Sie demaskirten sich bei guter Zeit, und ließen uns nicht lange im Zweifel über Ihren wahren Charakter. Nun befremdet

es Uns auch nicht mehr, daß Sie ſolche abgefeimte Buben, wie Gerſtenmann war, in Ihre Dienſte nahmen: denn was würde überhaupt aus den Großen werden, wenn ſie ſich bloß durch ehrliche Leute bedienen ließen? Aber daß Sie ſo weit gehen, und den ſchuftigen Gerſtenmann gar gebrauchen würden, uns, Ihre vermeintlichen Feinde, durch Gift hinzurichten, das hätten wir Ihnen doch nicht zugetraut. Sie ſchelten uns Räuber: wir waren es zum Theil, aber doch nie ſo niedrig geſinnt, wie Sie, Herr Prinz! Wir entfernten den Gerſtenmann von Uns, ſobald Wir ihn und ſeinen ſchlechten Charakter ganz kannten, Ihnen aber war es vorbehalten, den Abgefeimten wieder in völlige Thätigkeit zu ſetzen. Doch wozu alles dieſes? Alle Ihre Geſinnungen ſcheinen ſo verdorben zu ſeyn, daß keine von allen im Stande ſeyn mögte,

Schaam oder Reue bei Ihnen rege zu machen. Dieß iſt auch nicht die Abſicht, warum Wir Ihnen jetzt ſchreiben: Wir wollen Ihnen bloß melden, daß wir geſonnen ſind, die im Fürſtenthum Mezendore angefangne Staatsumwälzung nach allem Vermögen zu unterſtützen, und daß Wir Sie, Herr Prinz und Ihren ganzen Anhang, und alle die, welche ſich unſern Maaßregeln widerſetzen, für Feinde erklären. Nehmen Sie Ihre Maaßregeln nun auch, und leben Sie wohl, wenn anders ein Mann von Ihrer Art wohl leben kann.

Aſtolfo und die verbündeten
Republikaner.

Prinz Auguſt erſchrack beim Empfange dieſes Briefes; aber er faßte ſich bald: denn er hoffte, Macht und Liſt ſollten ihm leicht helfen, einen Haufen Rebellen zu

Paaren zu treiben. Er ließ seine Festung aufs beste verwahren, und forderte die thätigste, schleunigste Hülfe von dem Fürsten von Faunien.

Ein neues Faunisches Heer drang ein, und verübte an allen Orten, wohin es kam, die abscheulichsten Gräuelthaten. Die Anführer hatten ihre Instruction, deren Hauptinhalt war, daß man die verfluchten Patrioten, die infamen Rebellen nicht schonen dürfe: freilich hatte das Kriegscollegium in Faunien den schönen Zusatz gemacht, daß durchaus das Völkerrecht nicht verletzt werden sollte; aber der rohe Offizier und Soldat versteht viel vom Völkerrecht, da ihm gegen den Feind, den er kaum als einen Menschen betrachtet, alles erlaubt zu seyn scheint. Ist nun der Feind gar ein Ketzer oder ein rebellischer Patriot, so wird vollends an keine Schonung gedacht,

und alles Gefühl abgelegt, weil hier, wie man denkt, Menschlichkeit und Nachsicht Sünde und Verbrechen wäre.

Im Fürstenthum Mezendore gerieth alles in Furcht und Schrecken, als die Faunischen Truppen eindrangen, und das Land weit und breit überschwemmten. Der Schreck und die Furcht verwandelten sich aber gar bald in Wuth, und die ohnmächtigsten Einwohner widersetzten sich ihren Tyrannen. Nun erging der scharfe Befehl des Prinzen August, daß jeder, welcher sich gegen die Anordnungen der Pacificationstruppen — so nannte man die Executionsarmee — setzen oder auch nur sprechen würde, als ein Meutmacher angesehen, und als ein solcher bestraft werden sollte. Die ehemaligen Richter, welche beim Ausbruch der Revolution flüchtig worden waren; wurden nun wieder angestellt, und ihnen über-

trug der Prinz die Unterſuchungen der Patriotereien. Die Richter kannten, wie ſonſt auch Mode iſt, ihre Leute, und wütheten auf ächt kannibaliſch gegen alle die, von welchen ſie ſich für beleidigt hielten.

Der Prinz August ließ an allen Orten, wo er den Meiſter ſpielte, Galgen errichten, und die Richter ſorgten dafür, daß keiner derſelben leer blieb. Ungeheure Erpreſſungen erſchöpften das Land, und die Lebensmittel wurden durch die alles verderbende Wuth der Soldaten, vorzüglich der Fauniſchen, ſo rar und theuer, daß viele Bürger und Landleute flüchtig wurden, und ſich zur Armee der Republikaner begaben.

Die Armee der Republikaner hatte ſich indeſſen der Hauptſtadt bemächtigt, und ſich daſelbſt aufs ſtärkſte verſchanzt. Täglich kamen aus den von Feinden eingenommenen Städten und Dörfern Leute an, und

verstärkten den Republikanischen Haufen, und brachten Nachricht von den Gräueln und Schandthaten, welche die Prinzianer und die Faunier verübten.

Trumy ärgerte sich mächtig über die Unthätigkeit der Republikaner, und drang fast täglich auf den Angriff der Feinde, aber Astolfo lehnte dieses unter allerley Vorwand ab. Endlich konnte Trumy und Lilio es nicht mehr ansehen, daß die Prinzianer so große Fortschritte machten, und das Land so schrecklich verwüsteten: sie traten in die Versammlung, welche täglich zweimal gehalten wurde, und forderten ihre Entlassung.

„Was wollt Ihr, Freunde, fragte Astolfo gelassen?“

Trump. Fort wollen wir! Wohin? daß wissen wir selbst nicht.

Astolfo (lächelnd.) Und das wäre
er Ernst?

Lilio. Unser allerernstlichster Ernst.
r bleiben nicht mehr.

Astolfo. Ihr fürchtet Euch wohl vor
Prinzianern und den Fauniern?

Trump. Schwerenoth und der Teufel,
r da sagt, daß wir Uns fürchten, ist ein
llunke. Der Teufel mag sich fürchten,
er Wir nicht. Ich dächte doch, Astol-
, Du kenntest Uns, und wüßtest, daß
r keine Furcht kennen. He!

Astolfo. Ich kenne Euch, und weiß,
ß Ihr brave Männer seyd. Aber war-
wollt Ihr fort?

Trump. Das ist noch eine Frage, bei
einer armen Seele! Sakkerment und der
ufel, wo's her geht, wie bei uns, da
ng der Schinder bleiben, oder solche Ker-

le, wie Mosjeh Gerſtenmann war, nun wir bleiben nicht.

Aſtolfo. Und die Urſache Eurer Unzufriedenheit?

Trump. Donnerwetter, Aſtolfo, Du fragſt noch? bedenke doch um Gotteswillen, wie es hier bei uns zugeht. Wir wollen Revolutionen anfangen, habens auch gethan, und ſind nicht unglücklich geweſen: alles lauft uns zu, wir verſtärken uns täglich; an Geld an Munition fehlt es uns nicht, das ganze Land, die Schurken ausgenommen, will uns wohl; und doch laſſen wir den elenden Auguſt und ſeine Creaturen und Witzlinge machen was ſie wollen. Ich kanns nicht begreifen, warum das ſo geht; aber es mag ſo gehen warum es will, wir fahren ab, ich und Lilio.

Astolfo. Weil Ihr Brauseköpfe seyd und nicht einsehen wollt, daß ich aus wohlüberlegtem Plan so handle, wie ich handle.

Trump. Ein herrlicher Plan, bey meiner Seele! Du läßt alles in den Grund und Boden hinein ruiniren und zu Schanden machen und schweigst dazu. Wenn ich Dich nicht kennte, und nicht wüßte wie Du bist, so dächte ich, Du wärst die ärgste Badefuse, und die feigste Memme von der Welt, oder wohl gar noch was Aergers — das ich nicht nennen mag.

Astolfo. Nenn es immer: Du wirst mich nicht aus meiner Fassung bringen.

Trump. Für einen Schurken würde ich Dich halten; hast Du mich verstanden, für einen abgefeimten häßlichen Buben, der sich heimlich mit dem Feinde verstünde.

Astolfo. Hast Du nun ausgeredet Trump? — Ich sollte Dir zwar nicht antworten: denn gegen den, der mich so wie Du kennst, brauche ich mich nicht zu rechtfertigen. Aber ich wills doch thun. Sieh Trump, deßwegen bleibe ich unthätig, damit die Prinzianer sichrer werden, und es noch ärger machen.

Trump. Also damit die Kerle noch mehr Städte und Dörfer verheeren, noch mehr Wittwen und Waisen machen, und das ohnehin schon unglückliche Land noch in größeres Verderben stürzen?

Astolfo. Eben deßwegen!

Trump. Ey seht doch einmal den Moralisten an, der sonst alle Bübereyen verhinderte, die er verhindern konnte, der nicht einmal, als Räuberhauptmann leiden konnte, daß Schurkereyen getrieben wurden; dieser Herr Moralist könnte jetzt

manchem Elende steuern, und mancher Bü-berey wehren, wenn er nur wollte, aber er bleibt ruhig, damit das Unheil nur noch größer werde.

Astolfo. Das Volk muß erst seine Tyrannen so verabscheuen lernen, daß es unmöglich wird, daß diese die Gunst des-selben je wieder erhalten. Dieß wird aber gewiß geschehen, wenn es sieht, was es an diesen Blutdürstigen gehabt hat. Jetzt sind noch viele im Lande, nicht gradehin Anhänger des alten Systems und der fürst-lichen Regierung, vielleicht gar Feinde der-selben, weil es Mode ist, daß man sich für einen Feind der Fürsterey erklärt: aber die haben das Drückende der Tyranney noch nicht gefühlt, habens vom bloßen Hö-rensagen, und glaubens deßwegen nur halb, daher halten sie es auch der Mühe nicht

werth, Etwas aufzuopfern, um die heilsame Revolution zu unterstützen.

Trump (einfallend.) Hole mich der Teufel, Astolfo, Du hast Recht. Jetzt capire ich dich völlig. Wie die große Revolution in Gießen war, im Jahr Christi anno 1777 gabs gar viele Drastica unter den Studenten, das heißt Kerle, die keinen Comment verstanden, und sich vom Prorector herumorgeln ließen, wie die Sau von ihrem Treiber: aber als Mosjeh Höpfner*), den Prorector, oder wies

*) Eben der Höpfner, welcher den Commentar über die Institutionen geschrieben, und dadurch manchem Herrn, der kein Latein verstieht, aus der Noth geholfen hat. Es giebt sogar Professoren, welche den guten Höpfner abschreiben, und doch, damit niemand es merke, auf den Höpfner weidlich schimpfen. Höpfner soll aber, wie neulich Herr Pandectistar bemerkte, grobe Fehler begangen haben. Z. B. bei §. unde liberi I. de bonor. poſſeſ.

in Gießen heißt, den Rector, den Dictator machte, und die Studenten behandelte, wie ein Schleſiſcher oder Curländiſcher Edelmann ſeine Bauern, da fingen ſogar die Draſtica an Kuraſche zu kriegen, und ſchlugen drein, wie die Pfälzer Bauern, auf den Dorfkirmßen. Meinetwegen laß es alſo noch gehen, lieber Freund, wies geht, und wenn auch der Teufel völlig los werden ſollte.

Aſtolfo. Du bleibſt doch Trumy?

Trumy. Das verſteht ſich. Hier iſt meine Hand, ein Hunzfott der dich je verläßt.

Lilio ſagte nichts, aber er blieb.

Fünfter Abschnitt.

Was Astolfo vorausgesehen hatte, geschah bald: die Prinzianer und Faunier wütheten dermaaßen, daß das ganze Volk im Fürstenthum aufstand, sich in die Waffen warf, und den Unterdrückern an allen Orten die Spitze bot. Blutige Spectakel fielen alle Tage vor, und die Gräuel erhoben sich so, daß der Bauerschreiber zu Kappershausen, Herr Ladenschwengel, und der Kurierfudler zu Schilda, Freund Pollak jede Woche zwei Bogen voll Neuigkeiten in ihr Publikum schicken konnten.

Da ich die Blätter dieser vortrefflichen Zeitungsschreiber vor mir habe, so brauche ich bloß einige von ihren hieher gehörigen

Artikeln abzuſchreiben, um den Leſern einen untuitiven Begriff von den Mezendoriſchen Geſchichten zu machen. No. XIX. des Bauers findet man folgendes.

Bauer. Was ſchwazzen ſe dann guts ſe Mezendore?

Soldat. Mezendore vom 17. Auguſt. Geſtern fielen zehn Soldaten von dem Heer des Prinzen Auguſt in eine Mühle, eine Stunde von der Hauptſtadt, und forderten Eierkuchen. Die Müllerin verſicherte, daß ſie keine Butter habe, und der Müller ſchwur hoch und theuer, ſeine Frau ſage die Wahrheit. Die tobenden Soldaten ließen ſich aber nicht ſo gradehin abweiſen, und zerprügelten den Müller und ſeine Frau fürchterlich. Beide hielten die Schläge aus, und blieben dabei, daß keine Butter da ſey, und daß folglich kein Eierkuchen gemacht werden könne. Die

Soldaten durchsuchten nun das ganze Haus, und siehe da, ein großer Topf voll Schmelzbutter wurde unter der Kellertreppe gefunden. Eierkuchen mußte nun gemacht werden, aber der Müller und seine Frau kamen so wohlfeil nicht weg. Die Frau wurde auf eine Bank gebunden, und die übriggebliebne Butter wurde ihr in den Hintern geschmiert, der Herr Müller mußte sie mit der Zunge herauslecken *).

Schil-

*) Man vergebe mir diese etwas schmutzige Anekdote. Sie ist ja nicht eigentlich mein Machwerk, sondern das Machwerk des Bauerschreibers zu Kappershausen, und obendrein ist sie wörtlich wahr, und hat sich zu Griesheim im Darmstädtischen zugetragen, wo im J. 1736. ein sächsischer Rittmeister, zwar nicht einen Müller und dessen Frau, wohl aber den hochnäsigen Herrn Dorfrichter und die wohlnäsigen Herren Schöppen alle behandelte.

Schildaescher Kurier vom 22. August.

Bauer. Was hürt mer dann vun Miranda.

Soldat. Der Prinz August hat ein Freykor errichtet, welches die Legion der Löwenritter heißt und aus viertausend Mann besteht. Die Soldaten dieses Kors erhalten keinen Sold, aber für jeden Rebellenkopf zahlt ihnen der Prinz einen Ducaten aus. Die Bauern werden aber auch von diesen Löwenrittern für Rebellen angesehen, bey Nacht in ihren Häusern überfallen, und niedergemetzelt: ihre Köpfe gelten nun für Rebellenköpfe, und werden gut bezahlt. In Bornheim schnitten neulich einige Löwenritter der Stiefmutter des Pfarrers den Kopf ab, und verkauften ihn für den Kopf eines großen Rebellen: Der Pfarrer, welcher seine Stiefmutter

haßte, soll die Ritter zu dieser schönen That selbst aufgefordert haben.

Die Mezendorer, aufs Aeußerste gebracht durch die Barbareyen und Grausamkeiten der Prinzianer und der Faunier erhoben sich in Masse, und alles, was von ihren Feinden, in ihre Hände fiel, ward ein Opfer ihrer Wuth. Täglich fielen blutige Auftritte vor, und täglich mehrte sich die Raserey des Volks: sogar Weiber und Mädchen bewaffneten sich und widerstanden ihren Tyrannen, oder griffen sie gar selbst an.

„Nun ists Zeit, sagte Astolfo zu seinen Vertrauten, daß auch wir activ werden! Der Augenblick ist gekommen, wo wir das ganze Volk lenken können, wie wir wollen".

Lorenzo schrieb Manifeste wider den Prinz August und seinen Anhang; Astol-

ſo ließ gedruckte Proclama's ausfliegen und nach Verlauf von drey Wochen ſah er ſich an der Spitze von mehr als 100,000 Bewaffneten, welche von Rachſucht und Wuth beſeelt, nichts heftiger wünſchten, als allen ihren Feinden die Hälſe zu brechen.

Allgemein war es bekannt, daß der Obergeneral der Republikaner der berüchtigte Aſtolfo ſey; aber der Titel Räuber war zu einem Ehrentitel aufgeſtiegen, man dachte ſich darunter einen Feind der alten Ordnung, und die alte Ordnung hielt man für Unterdrückung des Volks. Ein rüſtiger Schriftſteller beſchrieb Aſtolfos Leben, und verkettete deſſen Jugendlagen und Jugendbegebenheiten ſo, daß es nicht anders möglich war, als daß er Räuber werden mußte: auf allen Jahrmärkten trug man Aſtolfos Leben herum, und

es ging noch beſſer ab, als die Meluſina, der Kaiſer Octavianus, und die ſchönen neuen Lieder und Arien.

Sehr oft kam es zu Scharmützeln zwiſchen den Republikanern und ihren Feinden, jene ſiegten beſtändig, und vergalten nun den Prinzianern das Unrecht reichlich, welches ſie von ihnen erlitten hatten. Alles was fürſtlich geſinnt war, floh von neuem aus dem Lande, und die Ueberbleibſel der Prinzlichen Armee zogen auf die Gränzen des Fürſtenthums, wo ſie ſich in Feſtungen warfen, und ſich daſelbſt verſchanzten, ſo gut es gehen wollte.

Die Unruhen wurden allgemein, und eine völlige Anarchie war die Folge von der Unterdrückung der Prinzlichen Parthey. Aſtolfo, Trippo, und Lorenzo wollten zwar dem fürchterlichen Unweſen ſteuern und gaben Manifeſte und Aufforderungen

zur Ordnung in Menge heraus, aber sie predigten tauben Ohren, und alles ging nun desto mehr drunter und drüber.

Die Republikanische Armee bestand zwar aus tapfern, entschloßnen Leuten, welche ihr Leben gering achteten, und keine Gefahr scheuten: aber dieß war auch der ganze Vorzug, die einzige Tugend dieser Helden. Die Befehle der Obern befolgten sie nur in soferne dieselbe sich auf militärische Geschäfte bezogen, und ließen sich in keiner Hinsicht etwas vorschreiben. Eines Tages zog ein Haufen Republikaner durch Miranda, wo sonst eine Universität existirte; einige von ihnen, welche ehedem auf dieser Universität studiert, und ihre Collegien frustra gehört hatten *),

*) Wenn ein Professer am schwarzen Bret versichert, daß er frustra lesen wolle; so kann ja wohl auch ein Student frustra hören.

glaubten von ihren Hausphiliſtern beleidigt zu ſeyn, und wollten jetzt die ſchöne Gelegenheit, ſich Satisfaction zu verſchaffen, nicht aus den Händen laſſen: wüthend ſtürzten ſie in die Häuſer der Unglücklichen, und ſäbelten ſie, als Erzantipatrioten und ſchuftige Philiſter nieder, ohnerachtet der Leinweber Lahr und der Kaufmann Frühauf auf den Knieen ſchwuren, daß ſie ächte Patrioten und gute Republikaner wären. Daß die Häuſer der Philiſter rein ausgeplündert wurden, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Hauptmann dieſer Rotte erfuhr den Scandal, unterſuchte die Sache, und verurtheilte die Uebelthäter zum Galgen: aber nun ſtand die ganze Mannſchaft auf, und forderte die Losſprechung der beyden Böſewichter, welche die Mordthaten begangen hatten. Der Hauptmann weigerte ſich, und fing an derb zu reden. Henkt

den Hauptmann! ſchrie einer im Haufen: ja, ja, der Hauptmann muß an den Galgen! erwiederte der ganze raſende Haufe, und in weniger als einer Viertel Stunde hing der Hauptmann am Galgen: einer von den Mördern, Freund Preſſer, ward Hauptmann an ſeiner Stelle.

Sechster Abſchnitt.

Aus den Städten und von den Dörfern flüchteten alle Reiche, alle Wohlhabende, und alle Gutgeſinnte: denn alle dieſe waren der Gegenſtand der abſcheulichſten Beleidigungen des raſenden Pöbels, welcher ſich wegen ehemaliger wirklicher und eingebildeter Beleidigungen zu rächen ſuchte, und jede Schandthat, jede Grauſamkeit für erlaubt und für ächt republikaniſch hielt. Der Pöbel war eigentlich jetzt das Volk des Fürſtenthums, und hatte alle Gewalt in den Händen, welche er denen übertrug, die ihm gefielen, das heißt, den ärgſten Buben aus dem Pöbel.

Der Richter, welcher heute angeſtellt wurde, verlohr oft morgen ſchon den Kopf nach dem Ausſpruch andrer Richter, welchen es bald eben ſo ging, und dennoch fehlte es nie an Leuten, welche die Richterämter gerne übernahmen, weil jeder glaubte, der Pöbel würde beſſer gegen ihn handeln, als gegen ſeine Vorfahren, jeder betrog ſich, aber immer gab es Narren, welche hofften, ſie würden ſich nicht betrügen.

Sonſt waren verſchiedene chriſtliche Religionen im Lande privilegirt geweſen, und die Schacherjuden wurden mit ihren närriſchen Fratzen auch geduldet; aber jetzt fanden die Philoſophen im Lande für gut und nothwendig, alle Religion abzuſchaffen und allen öffentlichen und Privat-Gottesdienſt zu verbieten, bey Strafe des Galgens, wer ſich unterſtehen würde ein Ba-

ter-Unſer, oder ein Ave Maria zu Beten: Viele wurden Märtyrer ihres alten Glaubens, aber die meiſten ließen ſich die Atheiſterey gefallen, und ſchimpften auf den alten Glauben, was das Zeug hielt. Vorzüglich zeichneten ſich die Pfaffen aus, welche öffentlich auf die Kanzel traten, und über alle Religionslehren pferdemäßig loszogen. Ein gewiſſer berühmter Theologe, und ſonſt ein großer Schreier und Spektakelmacher wider alle Ketzereien, machte einen Katechismus zum Gebrauch der Jugend, deſſen erſte Fragen folgende waren:

F. Giebts auch einen Gott?

A. Was weiß ich es? Ich kann nicht begreifen, was Gott iſt, alſo brauche ich auch keinen Gott zu glauben, oder kann vielmehr keinen glauben.

F. Wenns aber ja einen Gott gäbe?

A. Was wärs dann weiter? Gott kümmert sich nicht um mich, was soll ich mich um ihn kümmern.

F. Es giebt also wohl keine Religion?

A. Nein! Religion wäre Glauben an Gott: aber man kann nicht an Gott glauben: ferner wäre Religion Verehrung der Gottheit: wie kann ich aber den verehren, um den ich mich nicht schere?

F. Wer hat dann die Religion erfunden?

A. Eigennützige Menschen, Tyrannen, Tyrannensklaven, Frömmlinge, bösartige Pfaffen und dumme Esel.

F. Was ist dann insbesondere von der christlichen Religion zu halten?

A. Das System der Christen ist abgeschmackt, dumm und im allerhöchsten Grade unduldsam.

F. Christus selbst soll jedoch ein weiser und duldsamer Mann gewesen seyn?

A. So sagt man, und es finden sich auch in seinen Reden hier und da Spuren, daß ers war: aber wenn er so weise und gut gewesen ist, als man vorgiebt, so haben seine ersten Schüler, die Apostel seine Lehre dermaßen verhunzt, daß sie unkenntlich geworden ist. In der Folge hat man sie noch mehr verscheußlicht.

So sah der Catechismus aus, welcher dem Mezendorischen Volk zum Unterricht dienen sollte: Die Landesdictatur, welche sich selbst in der Hauptstadt etablirt hatte, befahl den gewesenen Geistlichen, das herrliche Unterrichtsbuch statt der närrischen Predigten zu erklären, und die Geistlichen gehorchten meistens mit enthusiastischem Eifer.

So bunt es aber auch immer hergehen mogte, waren doch die Republikaniſchen Truppen muthig genug, den Prinz August, und allen Anhang deſſelben aus dem Lande zu jagen: kein einziger feſter Ort blieb in den Händen des Prinzen, und Aſtolfo konnte ſein Herr bald ins Faniſche Gebiet führen.

Siebenter Abſchnitt.

„Nun iſts bald Zeit, Rechte geltend zu machen, ſagte eines Tages Lorenzo zu Aſtolfo: jetzt iſt Gelegenheit dazu da.

Aſtolfo. Solls dann in unſerm Vaterlande eben ſo hergehen, wie in Mezendore?

Lorenzo. Warum nicht? Jede Umwälzung der Dinge fängt von Unordnungen an.

Aſtolfo. Nimmermehr werde ich die Hand dazu bieten, mein Vaterland zu Grund zu richten! Falſche Vorſtellung, grobe Irrthümer, und nichtswürdige Rath-

geber haben mich verführt, aber ich werde zurücktreten.

Lorenzo. So? Zurücktreten? Wer A ſagt muß auch B ſagen.

Aſtolfo. Dieſer Gemeinſpruch iſt für Schwachköpfe, nicht für den Mann, der ſeine Feſſeln zu zerbrechen weiß.

Lorenzo. Alſo willſt Du Dich ganz zurückziehen?

Aſtolfo. Noch nicht, aber doch dereinſt. Erſt will ich ſuchen in Mezendore gut zu machen, was wir ſo ſehr verdarben.

Lorenzo. Den vorigen Fürſten wieder einſetzen.

Aſtolfo. Freylich wäre es beſſer, wenn alles geblieben, wie es war. Die Regierung war zwar abſcheulich, aber doch immer eine Regierung, und beſſer als die jetzige allgemeine Anarchie. Indeſſen darf doch weder der vorige Fürſt noch ſein Bruder

Regent des Fürſtenthums werden. — In Faunien fange ich aber nichts an, und ſobald der Fürſt dieſes Landes verſpricht, uns in Ruhe zu laſſen, ſoll er Friede haben.

Der Fürſt von Faunien dachte aber noch gar nicht an Frieden: er ſelbſt war zwar kein Liebhaber vom König, er liebte bloß Jagd, Comödie und Mädchen, aber ſeine politiſche Miniſter weiſſagten alles Unglück aus der Mezendoriſchen Empörung, deren Gift ſich weiter ausbreiten, und die ganze Chriſtenheit, beſonders aber die benachbarten Länder anſtecken und in Harniſch jagen müßte. Der Fürſt fürchtete nur für ſich und ſeine Fürſtenheit, und überließ ſeinen Miniſtern, die Mittel, einem ſo enormen Uebel zu ſteuern, ausfindig zu machen. Sie fanden dieſe Mittel in einem offenſiven Angriff der Rebellen, und leiſteten daher dem

dem Prinz August, auch ehe er darum bat, thätliche Hülfe; aber Geſchlagenwerden war ihr Theil, ſo wie's allemal der Theil derer iſt, welche ſich in fremde Händel miſchen.

Trump hatte eine Armee auf den entfernteſten Gränzen des Fürſtenthums gegen eine königliche Armee kommandirt, und zwar mit ſolchem Glück, daß auch er in des fremden Königs Länder gedrungen war, und daſelbſt alles in Furcht und Schrecken ſetzte. „Hüte Dich Trump, ſchrieb Aſtolfo an den ehemaligen Gieſſer-Helden, und machs nicht zu grob, der König von Famia wird am Ende noch unſer Retter ſeyn.“ Der König von Famia ſahe bald ſeinen Vortheil, zog ſeine Völker zurück, nachdem er die fremden Gäſte aus ſeinem Lande vertrieben hatte, verſtärkte ſich, und blieb ruhig: die Laſt

des Kriegs blieb für den Prinz August und seinen Verbündeten den Fürsten von Faunien. Dieses Fürstenthum wurde eben so, wie Mezendore aufs Aeußerste gebracht, indem die Kasse und die Schatolle des Fürsten leer waren, und die Kriegskosten bloß durch das bestritten werden mußten, was von Erpressungen und neuen Auflagen herkam.

Der gewesene Fürst von Mezendore lebte in Faunien grade so unbesorgt und gleichgültig, als wenn er gar nichts verlohren hätte. Er genoß nur eines mäßigen Jahrgehaltes, welchen ihm der Fürst von Faunien auszahlen ließ; daher konnte er auch nicht viel Aufwand machen, aber sein Geld war doch hinreichend zu Unterhaltung einiger Jagdhunde, und einiger Pferde, und einer Mätresse, welche ihm Herr Carajo. sein Kammerdiener, zu-

ſchanzte. Clärchen hatte ſich von ihm getrennt: ſie war reich, und ein Fauniſcher Graf, der alle ſeine Habe in fremden Ländern verthan hatte, hielt um ihre Hand an, um durch ihr Vermögen ſeine Umſtände in beſſere Ordnung zu bringen. Die Hand erhielt er zwar, aber nicht das Vermögen: denn die neue Frau Gräfin erklärte grade zu, daß ſie nicht geſonnen ſey, ihr ſauer erworbenes Geld in einen durchlöcherten Beutel zu werfen. Der Herr Graf ſchmollte, und vernachläſſigte ſeine Gemalin; die Frau Gemalin verließ die Wohnung ihres Mannes, und bezog ein eignes Hotel: ſie hieß Frau Gräfin, und das war alles, was ſie wünſchte.

Der Fürſt von Mezendore war über Clärchens Abtritt nicht böſe: Carajo ſchaffte ihm eine wohlfeilere Mätreſſe, die Tochter eines Schenkwirths, ein dickes

korpulentes Mädchen, welche mit einem geringern Gehalte zufrieden war, und an ihrem Durchlauchtigen Liebhaber weiter nichts auszusetzen hatte, als dessen Impotenz. Lehnchen, so hieß das korpulente Geschöpf, forderte mehr, als der Herr Fürst, leisten konnte, und sah sich nach rüstigern Streitern um. Die waren bald gefunden, aber daß sich Lehnchen zu sehr jedem communicirte, der nach ihrem Genuß seufzete, brachte sie und den Fürsten ins Verderben. Lehnchen hatte einen rüstigen Husarenwachtmeister begünstigt, und war von ihm mit den häßlichsten Uebel begabt worden. Sie war nicht erfahren genug, ihre Krankheit zu erkennen, und so ward auch der Fürst inficirt. Dieser ohnehin ausgemärkelt, unterlag bald dem giftigen Uebel, und starb in den Armen seines Beichtvaters, der ihn zum Himmel

präparirt hatte. Lehnchen hatte während ihrer Mätreſſenſchaft ſchlecht für ſich geſorgt und folglich nichts erſpart: die Koſten ihrer Kur fraßen das Bißchen Geld noch auf, welches ſie beſaß, und noch immer war ſie nicht kurirt: denn ein Arzt, wie der unwiſſende Judendoctor Leier beſorgte ſie. Was war zu thun? Sie mußte ins Hoſpital, wo ſie lange lag, ein Auge, die halbe Naſe, die Stimme und die Zähne verlohr. Weil ſie nirgends fort kommen konnte, blieb ſie im Hoſpital und fegte die Stuben aus.

Nach des Fürſten Tode nahm der Prinz Auguſt den Titel eines Fürſten von Mezendore an, aber er hatte nicht die mindeſte Gelegenheit ſeine Macht zu zeigen. Der Krieg währte ſtäts fort, aber mit wenigem Glück für den Prinzen, welcher ſtäts im Auslande umherirren und von der Gnade fremder Regenten leben mußte.

In Mezendore gingen täglich Revolutionen vor, und an eine ordentliche Betreibung der Staatsgeschäfte war gar nicht zu gedenken: alles wurde mit Gewalt getrieben, mit Gewalt wurden die Auflagen eingesammelt, mit Gewalt hob man die Rekruten aus, mit Gewalt organisirte man die Soldaten, aber wer heute die Gewalt in Händen, verlohr sie schon morgen und unterlag der Gewalt eines Dritten.

Niemand kränkte sich mehr über das unheilbare Unwesen, als Astolfo und seine Freunde, aber sie konnten nichts bessern, und wenn sie Vorschläge thaten, wurden diese immer verworfen, weil dadurch immer die willkührliche Gewalt des Einen oder des Andern eingeschränkt wurde.

„Schwereneth, sagte Trumy zu Astolfo, das ganze Ding geht schief,

und wir ſtehn da: haben Maulaffen feil und legen die Hände in den Schooß.“

Aſtolfo. Was ſollen oder vielmehr, was können wir thun?

Trump. Dieſe Frage hätte ich von Dir nicht erwartet.

Aſtolfo. Nun ſo ſage Dir ſelbſt die Antwort.

Trump. Biſt Du nicht Generaliſſimus.

Aſtolfo. Leider.

Trump. Wer die Armee eines Landes kommandirt, kann auch das ganze Land kommandiren, ſobald er will. Widerſetze Dich den elenden Kerlen, die alles verwirren, und laß aufknüpfen, wer ſich widerſetzt.

Aſtolfo. Gewalt thut hier ſchwerlich gut: aber ich ſehe und fühle doch, daß ſie nöthig iſt.

Trumpy. Freylich: mein alter Rector ſagte oft:

immedicabile vulnus
Enſe recidendum eſt.

das heißt, wie ers auslegte: wenn das Ungeziefer überhand nimmt, muß man die Haare rein abſchneiden.

Achter Abſchnitt.

Aſtolfo ließ ein Manifeſt ausgehen, worin alle die für Feinde und Verräther erklärt wurden, welche ſich den Geſetzen widerſetzen würden, welche im Anfang der Revolution waren gemacht worden: „man würde dieſe Leute, hieß es im Manifeſt, zu züchtigen wiſſen, und harte Strafen über die Verbrecher verhängen.“

„Wer iſt der, hieß es nun im ganzen Fürſtenthum, der ſichs herausnimmt, in ſolchem Tone mit uns zu ſprechen? Iſt Aſtolfo unſer Fürſt? Iſt er unſer Regent?„ Er verſündiget ſich an der Majeſtät des Volks! Nieder mit ihm! ſchrien andre.

Das Manifest gefiel keiner Seele im ganzen Lande, auch die Gutgesinnten hatten das wenigstens daran auszusetzen, daß der Obergeneral sich wie ein unumschränkter Herr betrage, und da Gesetze geben und Strafen verhängen wolle, wo er selbst Befehle annehmen und für die Erfüllung derselben verantwortlich seyn müsse. So wurde erst alles unwillig über den Obergeneral; aber noch hoffte jeder, es würde beym Drohen bleiben, und alles blieb noch ruhig, so laut auch räsonnirt wurde.

Schwerenoth, General, sagte Trump zu seinem Freund, die Kerle räsonniren pferdemäßig, und spektakeln wie eine besoffene Hauptwache: ich fürchte, ich fürchte, das Ding läuft übel ab.

Astolfo. Ich glaube es selbst, aber ich fürchte es nicht. Es mag werden wie es will, ich bin einmal entschlossen, mei-

nen Vorſatz zu verfolgen, und werde davon nicht abgehen.

Trump. Und dieſer Vorſatz iſt —

Aſtolfo. Mit Gewalt das Böſe zu vertreiben wenns möglich iſt.

In einer großen Stadt des Fürſtenthums waren wenigſtens dreyßig Bordelle: aber die Prieſterinnen dieſer Venus-Tempel, ich meine die Puffmenſcher, waren aus allen Ländern her, und trugen meiſtens die häßliche veneriſche Krankheit an ſich. Dadurch geſchah es denn daß faſt alle junge Leute — denn die ganze Jugend dieſer Stadt beſtand aus Wüſtlingen — bepfeffert *) wurden, und daß die Aerzte und die Feldſcheerer und die Quackſalber einen hübſchen Groſchen Geld verdienten, Bür-

*) Poivré nennt man zu Lyon einen ſolchen Patienten.

ger, Proſter, ehedem Student zu Miranda, jetzt Procurator und der ärgſte Hurenjäger ſeiner Stadt, ärgerte ſich über das Unweſen der veneriſchen Krankheit und ſchlug ein Mittel dagegen vor. Er ließ durch einen Anſchlag bekannt machen, daß alle die, welche Luſthäuſer beſuchten, ſich bey ihm einfinden ſollten. Nachdem eine ſolche Menge junger Taugenichtſe und alter Hurenböcke beyſammen waren, trat Proſter unter ſie und ſprach:

„Ihr wißt Bürger, wie ſehr das Luſtübel ſchadet und wie manche Freude es verbittert. Ich habe ein Mittel dagegen. Wir ſind alle Republikaner, alſo auch unſre Weibsleute: dieſe ſind auch gehalten für das Wohl des Staats, und für den Wohlſtand der Staatsbürger das Ihrige beyzutragen. Wie kann aber das Wohl des Staats beſtehen, wenn die meiſten Bür-

ger venerisch sind? Und dieses Uebel kommt wenigstens hier aus den Bordellen, wo lauter lustkranke Menscher wohnen. Laßt uns diese schaßen, und die Bordelle mit reinen Mädchen füllen. Es giebt reine Mädchen genug in der Stadt —

Die Zuhörer verstanden den Bürger **Proster** und zogen in hellem Haufen hin zum Stadtheilstribunal. Dieses erschrack über den lärmenden Anzug, noch mehr aber über den Antrag dieser Bursche, daß man hundert und achtzig Bürgermädchen nach den Bordellen schicken sollte. Einige Assessoren des Stadtheilstribunals erklärten gradehin die Bitte für abscheulich und wiesen die Supplicanten ab; darüber kam es zu heftigen Debatten und endlich zu einer Balgerey, wobey ein Assessor des Gerichts das Leben, ein Anderer ein Auge und ein dritter die halbe Nase verlohr. Jetzt wur-

den die übrigen Herren nachgiebiger, und machten ein Gesetz, daß alle ledige Frauenzimmer sich den folgenden Tag früh um acht Uhr auf dem großen Marktplatz einfinden sollten.

Die Schönen zu Büchenstadt dachten, das Volksheilstribunal wollte Anstalt machen, sie zu verheirathen, und fanden sich schon um halb acht ein, obgleich die meisten sonst gewohnt waren, bis nach neun Uhr zu schlafen. Sie wurden nach der Reihe rangirt, die schönsten herausgezogen, und mit Gewalt nach den Bordellen geschleppt, woraus man schon vorher die vorigen Möbel geschaßt hatte.

Viele von den verbordellten Schönen folgten ihrem seltsamen Rufe ohne Murren, einige sogar mit Wohlbehagen; aber es gab doch viele, welche zum Schein sich mächtig sträubten, und einige die aus wah-

rem Ehrgefühl durchaus sich nicht so bestim-
men lassen wollten. Die Väter der Schö-
nen entrüsteten sich heftig über den Eingriff
des Volksheilstribunals in ihre väterliche
Gewalt, und die Liebhaber der Einbor-
dellirten sprühten Feuer und Flammen; die
vertriebnen Menscher suchten ihre gewöhn-
lichen Aufwärter auf: denn auch Bordell-
menscher haben Anbeter so gut als die gnä-
digen Fräuleins, die Madamen und die
Mamsellen. Diese Anbeter werden mei-
stens von den Liebchen besoldet: was Lieb-
chen von Reichen verdient, verschwendet
es wieder an seinen Soldaten, Be-
dienten, Gnoten und andre Her-
ren dieses Gelichters. Nun machten Vä-
ter, Verwandte, Liebhaber und Anbeter ge-
meinschaftliche Sache, stürmten alle Bordel-
le, befreyten die dahin einbordellirten
Schönen, und brachten sie wieder wohl-

behalten in ihre väterlichen Wohnungen zurück, obgleich die ſkandalöſe Chronik zu Buchenſtadt noch lange nachher wiſſen wollte, daß Dieſe und Jene ſich während des kurzen Aufenthalts im Tempel der Venus Cloacina habe cloacino modo bedienen laſſen.

Die frechen Wüſtlinge, welche dem Tribunal des Stadtheilstribunals den unheiligen Befehl die jungen Mädchen zu einbordelliren abgezwungen hatten, ärgerten ſich gar mächtig über den mißlungnen Verſuch und ſchwuren, das Project doch noch nicht aufzugeben, es möge auch draus werden, was da wollte. Sie ſchlugen ſtatt der vis publica nun den Weg der vis privata ein, raubten einzelne Mädchen, welche Abends auf der Straße gingen, und brachten ſie in den Gewahrſam der Commerzien-

die

räthe: denn so hieß man zu Buchenstadt die Bordellhalter: aber leider hatten die Burschе ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, und als sie die Tochter eines Kaufmanns einbordelliren wollten, überfiel sie der Liebhaber des Mädchens mit seinen Freunden, und die Embordelleurs wurden so neppisch zerprügelt, daß gleich mehrere auf dem Platze blieben.

Dieser Zufall war das Signal zum allgemeinen Bürgerkrieg in Buchenstadt, worin viele ihr Leben lassen mußten. Lilio stand nicht weit von dieser Stadt mit einem Kor von viertausend Republikanern: er erfuhr das fürchterliche Scandal, eilte dahin und machte sich zum Meister dieses Platzes. Kaum war er darin, so suchte er die Ordnung wieder herzustellen, und die Anstifter der vorgefallnen Abscheu-

lichkeiten zu strafen. Proster wurde aufgeknüpft, einige andere todt geschossen, und das feige Stadtheilstribunal cassirt: an die Stelle dieses Gerichtes setzte Lilio ein bloß militärisches, welches mit großer Strenge gegen die Unordnungsstifter zu Werke ging. Lilio gab Astolfo von seiner Expedition Nachricht und dieser dankte ihm nicht nur öffentlich, sondern ließ ein neues Manifest ausgehen, worin allen Städten und Orten, wo dergleichen vorgehen würde, gleiches Schicksal angedrohet wurde.

Das ganze Fürstenthum gerieth in Schrecken und Angst, da Astolfo stäts factisch zufuhr, und seine Drohungen immer pünktlich wahr machte, aber niemand getrauete sich aufzumukfen, weil jeder sich seiner Haut fürchtete. Astol-

so freute sich über die wieder hergestellte gute Ordnung, und hoffte das Beste, aber auch Er hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Neunter Abschnitt.

Eines Tages kam Tullian, welcher bisher auf Katzenstein den Commandanten gemacht hatte, in vollem Galopp zu Astolfo ins Lager, dieser wunderte sich über Tullians schnelle Erscheinung, und fragte, was ihn zu ihm bringe?

„Ein verfluchter Streich ist passirt, General; Deine Mutter und Deine Clelia sind wieder zum Teufel.

Astolfo. Was Teufel? — Wer hat sie entführt?

Tullian. Niemand — sie sind selbst abgefahren. Pater Lorenzo hat sie begleitet.

Astolfo (fast Tullian wild bey der Brust.) Lügner, Du sprichst Lästerungen.

Tullian (reißt sich los.) Brausekopf, schimpfe nicht! Ich habe keine Schuld. Lebe wohl (will fort.)

Astolfo (hält ihn zurück.) Sprich lieber Tullian, bleibe, sag mir die Wahrheit.

Tullian (ärgerlich.) Da lies selbst. (giebt ihm einen Brief.)

Astolfo (liest.) „Mein Sohn, Ich und Deine Geliebte können nicht länger in einem Lande bleiben, wo es so hergeht, wie in diesem unglücklichen Fürstenthum. Wir fliehen, und zwar an einen sichern Ort, wohin Du uns nicht folgen kannst. Der Graf Caelina — Doch Du sollst nichts wissen, eher nicht, bis

Du Deinen Posten, der Dich zum Anführer von Menschen macht, die das Menschenelend unendlich vermehren, aufgiebst, und — Aber das wirst Du nicht: Lebe also wohl, wenn Du kannst. Könnte ich doch vergessen, daß Du mein Sohn bist, und mögte Clelia Dich nicht mehr lieben.... Das arme Mädchen, unglücklich durch ihre Liebe zu Dir. Höre auf, Carlo, werde wieder mein Sohn, verdiene wieder die Liebe deines Mädchens. Leider bin ich noch Deine Mutter.

Wie vom Donner gerührt, stand Astolfo da, seine Augen rollten wild umher, und sein Leib zitterte: Tullian betrachtete ihn mitleidig, endlich fragte er ihn, ob er noch ein Lügner sey?

„Vergieb Bruder, Freund, vergieb! rief Astolfo und fiel Tullian um den

Hals: rathe mir, was ich thun ſoll? Wo ich meine Lieben wieder finden kann?

Tullian. Das weiß ich nicht — aber wenn ichs auch wüßte, ſo würde Dich es doch wenig helfen: Du ſiehſt ja, daß ſie nichts mit Dir zu ſchaffen haben wollen.

Aſtolfo (ſchlägt ſich vor die Stirn.) Leider iſt es wahr. Aber es iſt beſchloſſen, ich verlaſſe Mezendore, und ſuche meine Mutter und meine Clelia.

Tullian. Jetzt willſt Du uns verlaſſen? Ach, ſchäme Dich, Aſtolfo! Du riefſt uns, und wir folgten Dir hieher, und jetzt willſt Du uns dem Schickſal überlaſſen, und auf Ebentheuer ausgehen? Warum ließeſt Du uns nicht, wo wir waren? Du mußt aushalten, mußt bey uns

bleiben, mußt die Tragicomödie helfen ausspielen.

Astolfo. Du redest recht Tullian: ich muß bleiben: aber es muß auch hier besser werden.

Tullian. Allerdings muß es besser werden. Du hast die Gewalt in den Händen, nütze sie, und sey unerbittlich gegen alle Frevler. Bessern sie sich, wird Ruhe und Ordnung hergestellt, wird das Land frey vom Sklavenjoch und von Anarchie, so ist ein großes Werk vollendet, und Dein Ruhm und Dein Glück sicher auf immer: wird aber diese Absicht nicht erreicht, geht alles drunter und drüber, wies dann wirklich geht, und fällt dann das Volk noch tiefer in die Sklaverey, je nun, so war doch unsre Meynung gut; gehn wir zu Grunde, was ists weiter? Können wir

uns noch retten, je nun, so wird sich auch ein Plätzchen finden, wo wir existiren können.

Astolfo antwortete seinem Freunde nicht, aber entschlossen, streng auf Ordnung auch in der Armee zu halten, ließ er eine militärische Instruction für Offiziere und Soldaten bekannt machen, womit weder Offiziere noch Soldaten zufrieden waren. Unter andern war befohlen, kein Soldat solle von Bürgern oder Bauern etwas ohne Bezahlung fordern. Dieses brachte die ganze Armee auf, und alles murrte: doch schwieg noch alles, weil Astolfos und der übrigen Generalen Strenge anfing ziemlich handgreiflich bekannt zu werden. Graßhoff, den wir schon kennen, war von einem Bedienten zu einem Sergeant bey einem Freikor avancirt, er liebte das Beutemachen, das heißt, das Kaufen ohne Geld, über die Maaßen, und schwur hoch und theuer,

daß er den Befehl gegen das edle Freykoriren nicht respectiren würde. „Jäh, sagte er, wer wird dann den Verfluchten Philisterh und Kaffern *) etwas für ihre Waaren geben? Jäh, das müßte ein rechter Hunzfott seyn, jäh. Ich nehme wo ich kriegen kann, jäh, und sage dann zum Philister oder zum Koffer: im Himmel sollst du haben, ach Gott wie große Gaben, jäh. So mach ichs, jäh, ich bin Sergeant beym Freykor, und einem Sergeanten beym Freykor steht auch alles frey, jäh, weßwegen wär er auch sonst Sergeant beym Freykor jäh. **) Graßhoff

*) Bauern, wahrscheinlich vom Hebräischen Kephar, ein Dorf: denn die Juden nennen den Bauer einen Kaffer.

**) Graßhoff dachte grade, wie die Oestreichischen Freykoristen, die edlen Herren von Odanelli, Mahony-Jäger, Michalowitz-Juley u. s. w.

zog durch einige Dörfer, welche er mit seinen Cameraden ausplünderte. Die Bauern beschwerten sich und Graßhoff nebst seinen Gefährten wurden eingezogen. Sie hatten fürchterlich gewirthschaftet, und einige Bauern, welche sich ihnen thätlich widersetzten, todtgeschlagen: Astolfo ließ Kriegsrecht über sie halten, und Graßhoff der Anführer nebst vier andern sollten erschossen werden. Ein Aufstand des edlen Freykors rettete die Verurtheilten aus den Händen der militärischen Justiz. Astolfo ließ Anstalten machen, das edle Freykor selbst zu Paaren zu treiben, aber nun empörte sich die ganze Armee, und trennte sich auf die seltsamste Weise. Ein Theil der Armee, bey weitem der beträchtlichste, blieb dem Feldherrn getreu; aber ein andrer Theil derselben sammelte sich unter den Anführern eines Vagabun-

den, Namens Murner, der aber nun ſich Adramelich nennen ließ, überrumpelte die Feſtung Katzenſtein, ermordete was ſich derſetzte, und trotzte der Republikaniſchen Armee.

Zehnter Abſchnitt.

So weit wollte es der König von Famia ommen laſſen, ehe er den fürſtlich-geſinn- en Mezendorern, dem Prinz August, und em Fürſten von Faunien Gehör gab, und ie Empörer thätlich angriff. Der kluge Panurgo König von Famia wußte recht ut, daß ein Heer, das für ſeine wirkliche der eingebildete Freyheit ſtreitet, und noch n Allgemeinen einig iſt, nicht kann bezwun- en werden, zumal wenn es von klugen nd erfahrnen Männern geleitet wird: Das wußte König Panurgo, und ſo nge die Republikaner noch ſo ziemlich ei- ig waren, wagte er es nicht, den Vor-

ſtellungen und den Bitten des Prinzen Auguſt, noch dem Anhalten ſeines Vetters des Fürſten von Faunien nachzugeben, welche ihn zu einem thätlichen Angriff der ſogenannten Rebellen aufforderten: er tergiverſirte meiſterhaft, verſprach alles, aber alle ſeine Verſprechungen ſtanden auf Schrauben, und immer hatte er Entſchuldigung parat, wenn man ihn an ſeine Zuſagen erinnerte: Panurgo war ein weiſer König, das heißt, er unternahm nichts ohne ſeines Vortheils gewiß zu ſeyn, aber alsdann waren ihm die Mittel auch gleichgültig, und er fragte wenig darnach, ob das was er that, recht oder unrecht ſey, wenn er nur zu ſeinem Zwecke kam, oder nach Studenten Dialekt, welcher aber auch ſehr oft von geleſenen Schriftſtellern, exempli causa von Herrn Cramer nachgeahmt wird, andre Feinde oder Freunde,

raſiren und über'n Kochlöffel balbiren konnte.

König Panurgo zog nun mit einer ſtarken Armee gegen Mezendore: die Prinzianer und das Herr des Fürſten von Faunien drang auf der andern Seite ein, indeß ſich Aſtolfos Republikaner mit den Adramelichern herumbalgten. August hoffte, der König würde ſchnell vorwärts marſchieren, aber er irrte ſich: die königliche Armee blieb auf den Gränzen ſtehen, verſchanzte ſich da, und ſchien zu erwarten, daß man ſie angriffe. Aſtolfo merkte, was der König im Schilde führte, nämlich daß er ſo lange ſtill ſtehen würde, bis er ſelbſt den General Adramelich angriffe, um alsdann über beyde herzufallen, und beyde zu vernichten: eben dieß bemerkte Adramelich, und nun ſtanden drey Armeen da, die königliche, die Republikaniſche, und

die des Adramelichs oder die Anarchistische und alle drey — hatten Maulaffen feil.

Die Prinzianer und Faunier aber waren hitziger, sie griffen die Anarchisten an, wurden fürchterlich geklopft, und der Prinz August, ihr Anführer blieb auf der Wahlstatt. Die Flüchtlinge zogen sich in größter Eile zurück, verließen das Fürstenthum, und liefen wie einst die Schwaben von Roßbach aus nach ihrem Lande zu.

Nach dieser Niederlage, hätte man denken sollen, würde der König von Famia ganz stille bleiben, aber er machte starke Bewegungen, und Astolfo war gezwungen seine Armee zusammen zu ziehen. Trumpy wurde eines Tages beym Recognosciren von einem Haufen feindlicher Jäger angefallen, und gefangen genommen. Astolfo bedauerte den treuen Trumpy aufrichtig, und war untröstlich, wenn

wenn' er an deſſen Schickſal dachte: denn er konnte ſich nichts anders vorſtellen, als daß der König von Famia den ehrlichen Kerl würde aufhängen, oder wohl gar auf eine grauſamere Art hinrichten laſſen. Dieſer Gedanke war ihm äußerſt bitter, und wie groß mußte daher ſeine Freude ſeyn, als Trump den Tag darauf wohlbehalten zu ihm ins Zelt trat, und ihm um den Hals fiel. Kaum traute Aſtolfo ſeinen Augen, und wäre er ſo abergläubiſch geweſen, wie Weiland Herr Superintendent Olf zu Darmſtadt, ſo hätte er gewiß geglaubt, Trumps Geiſt erſchiene ihm: aber er überzeugte ſich bald von ſeines Freundes körperlichen Gegenwart.

Nicht wahr, Bruder, ſagte Trump, eher hätteſt Du Dir des Himmels Einfall vorgeſtellt, als daß Du mich ſobald wieder ſehen würdeſt?"

Astolfo. Noch begreife ich nicht, wie Du herkommst. Bist Du den Feinden eschappirt.

Trump. O lauf Dich warm, und schäme Dich! Trump, der General Trump sollte eschappiren! Nein Freund, der König von Famia hat mich mit allen Ehren entlassen. Vivat der König!

Astolfo. Dem Feinde rufst Du ein Vivat!

Trump. Der König von Famia ist mein Feind nicht: ich stehe in seinen Diensten, und bin sein Gesandter an den Herrn Obergeneral Astolfo. Drum höre, was ich Dir zu sagen habe. Erstlich läßt Dir der König sagen, daß er gern mit Dir nichts weiter zu thun haben mögte.

Astolfo. Dieser Wunsch kann erfüllt werden. Meine Armee schmilzt täglich zu-

ſammen: des Austreißens wird gar kein Ende.

Trump. Bene, optime, das iſt ja herrlich.

Aſtolfo. Das iſt ſo vortrefflich, ſo herrlich, daß ich darüber mögte unſinnig werden.

Trump. Alſo Du ſetzeſt den Krieg nicht weiter fort.

Aſtolfo. Wenns ſo fort geht, iſts bald alle. Ich habe ja keine zehntauſend Mann mehr.

Trump. Bene: der König von Famia mögte gern das Fürſtenthum Mezendore erobern, und für ſich behalten.

Aſtolfo. Hat er ein Recht dazu?

Trump. Das Recht der Eroberer hat er ſo gut, als Alexander, die Römer, Ludwig der Vierzehnte und alle große Helden. Er will das Fürſtenthum haben, und wird

es auch gewiß, denn alle übrigen Könige und Fürsten haben ihm ihre Rechte abgetreten.

Astolfo. Die sie nicht hatten.

Trump. Oho, Freund, Du redest, als verstündest Du die Sache nicht. Das Fürstenthum ist durch Augusts Tod erledigt.

Astolfo. Und nun hat das Volk ein Recht, sich einen Regenten zu wählen, oder eine Einrichtung zu treffen, wie es selbst will.

Trump. Das ist wohl wahr: aber das Volk wählt nie, und hat nie gewählt, weil es nie einig war, und in alle Ewigkeit nicht einig werden kann. So was thun nur die Kabalisten.

Astolfo. Wohl wahr, leider!

Trump. Und eben die Kabalisten in Mezendore, ich meine die Großen, welche Einfluß haben, riefen den König von

Famia auf, das Land zu erobern, und zu erhalten, und Du wirſt es nicht ändern. Drum iſt mein Rath, daß Du Dich zum Ziel legeſt, und thueſt was man von Dir begehrt, das heißt, daß Du Dich mit dem König verbindeſt wider den Adramelich. Willſt du?

Aſtolfo. Ja ich will, weil ich muß.

Trump lobte Aſtolfos Entſchloſſenheit, reißte den Augenblick ab, und gab dem Könige Nachricht. Schon den folgenden Tag wurde Adramelich angegriffen, völlig geſchlagen, und der König Panurgo von Famia, nahm das Land weg, nennte ſich einen ſuverainen Herzog von Mezendore, und führte eine Ordnung darin ein, wie ſie in Famia ſelbſt war.

Eilfter Abſchnitt.

Aſtolfos Mutter und Clelia waren nach Famia gezogen, und dort der Königin bekannt geworden. Dieſe Dame fand Geſchmack an Clelia, ſo wie der König, welcher Aſtolfo kennen lernte, nicht mehr ohne dieſen ſeyn konnte. Aſtolfo fing an, über ſeine Lage zu philoſophiren, und fand, daß ſeine bisherige Lebensart bey weitem ſo ſchlecht und abſcheulich nicht war, als ſie ihm mehrmals vorkam. Er hatte zu viel Abſcheulichkeiten geſehen und erfahren, als daß er ſich nun noch ſo ſchuldig hätte finden ſollen, als er ſich vor einigen Jahren fand.

„Ich war ein Räuber, ſagte er zu ſich ſelbſt: nun was iſts weiter? der König von Famia hatte auch kein Recht, das Mezendoriſche Fürſtenthum an ſich zu reißen, und doch that er es, und alle Welt billigte, was er that: er führt noch obendrein den Beynamen des Gerechten.* Ich habe an der ſcheußlichen Revolution Theil genommen, und eben durch meine Theilnahme ſind Tauſende hingefahren, und unſägliches Elend iſt über das arme Land gekommen. Das iſt wohl wahr, aber ich hatte doch nicht die Abſicht, das Land zu verderben: Die Leute ſind ſelbſt ſchuld daran.“

*) Wie Ludwig XIII von Frankreich, welcher auch der Gerechte hieß, und deſſen Günſtlinge und Miniſter, ein Ancre, ein Luines, ein Richelieu, doch die fürchterlichſten Ungerechtigkeiten ausübten.

Astolfo räsonnirte noch lange, und räsonnirte alle Schuld von sich weg auf den Zufall, auf andere Leute, auf die Umstände, und wenn ja noch mens conscia mali in mancher Hinsicht blieb, so tröstete er sich durch gute Vorsätze und ward ruhig.

Der König von Famia schlug ihm vor, in seinen Staaten Dienste zu nehmen, und Astolfo, welcher jetzt wieder Rellini hieß, begleitete diesen Fürsten nach der Residenz: hier fand er seine Mutter und seine Geliebte. Clelia äußerte viele Bedenklichkeiten, als Astolfo sie jetzt bat, sein Glück nicht länger zu verschieben, aber die Fürstin schlug alle Einwendungen des liebenden Mädchens nieder, und der Räuber und Revolutionnär Astolfo erhielt ihre Hand. Die übrigen Schätze des Räubers Cor-

neri wurden aus den unterirdiſchen Gemächern, worin ſie ſo lange gelegen hatten, herausgeholt, und heimlich durch Lilio und Trump nach Famia gebracht, wo ſie unter diejenigen vertheilt wurden, welche nach Banditenart einiges Recht daran haben konnten. Jeder erhielt noch ein anſehnliches pro rata, und alle würden ruhig haben leben können, wenn ihre vorige Lebensart ihnen erlaubt hätte, ſtille und häuslich zu wirthſchaften.

Der Fürſt ſchenkte Aſtolfo'n ein Landgut ohnweit der Reſidenz, machte ihn zum Kammerherren und die Fürſtin erhob Clelien zum Rang einer Hofdame: aber Aſtolfo brachte die meiſte Zeit ſeines noch übrigen Lebens in der Einſamkeit zu, philoſophirte und ſchrieb Abhandlungen über die höhere Moral, die Politik, das Naturrecht und die

Staatsökonomie: dieſe Werkchen kamen anonymiſch heraus, und ihr Verfaſſer ſchien nichts weniger geweſen zu ſeyn, als ein Räuber.

Trumy, welcher nichts weniger als die Einſamkeit leiden konnte, legte ſich ein Kaffeehaus an, wo er täglich vielen Zuſpruch hatte, und ſich satt kannegießern konnte. Dann und wann beſuchte er ſeinen Freund Aſtolfo, erklärte ihm die natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen und meynte, ſo eine Lebensart, wie ſie Aſtolfo führte, wäre nichts weniger als klug. Geſellſchaft, und zwar luſtige, fidele Geſellſchaft, bey einem Glas Wein, ſey ſo eigentlich die Würze des Lebens. Aſtolfo widerſprach immer, und ſo ſchied Trumy immer von ihn mit einem brummenden, „wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen.“

Lilio, Asmodeo und Tullian gingen mit ihrem Gelde nach England, legten Farobänke an, zogen auch nach den Deutschen Bädern und Messen, und prellten die Leichtsinnigen. Man sagt, kein Spieler habe vor ihnen aufkommen können. Graßhoff zog mit ihnen herum, und ward ihr Geschäftsträger.

Herr von Flanel liebte die schöne Armina noch immer, und auch dann noch, als er wußte, wer sie war: doch würde er sie nicht geheirathet haben, wenn seine Finanzen in besserm Zustande gewesen wären, aber so war er völlig fertig; Armina war reich, und konnte des Herrn Barons verschuldete Güter wieder frey machen. Sie ward also gnädige Frau von Flanel, und da es hoch bey Herrn von Flanel herging, vergaß man bald, wer die Gnädige vorher gewesen war.

Lorenzo ging wieder in seine Einsiedeley, wo er viel betete und bald starb, sein Nachfolger in der Klause ward Fobaldo.

So endigte sich die Geschichte der Astolfischen Bande, welche eine Zeitlang Aufsehn gemacht hatte: nichts von allem, was ihre Häupter beabsichtigten, war erhalten worden: aber so geht es in der Welt, im Großen und im Kleinen: hatte doch Alexander der Große auch kein Aegyptisches, Syrisches, Asiatisches und andre Reiche im Sinn, als er wider Griechen und Perser zog, und als Julius Cäsar den Römischen Staat erschütterte, wollte er wenigstens kein Imperium Romanum begründen.

Ende des dritten und letzten Theils.

Die Emigranten

oder

Geſchichte der Familie des Grafen von Vitacon

von

Friedrich Chriſtian Laukhard.

Erſter Band

Pegau und Leipzig, 1801.
in der Carl Günther'ſchen Buchhandlung.

HALLE (SAALE)

(112.)

An die Leſer,

Seit dem Anfange der Revolution in Frankreich ſind mehrere Romane erſchienen, welche die Begebenheiten der Emigranten zum Gegenſtand haben; ich ſelbſt habe an voriger Oſtermeſſe das Leben des Marki von Geboran (Leipzig bey Gerhard Fleiſcher 2 Theile) herausgegeben, und doch laſſe ich wieder einen Roman drucken, welcher die Begebenheiten einiger Emigranten erzählt. Dieſer Umſtand allein könnte ein übles Vorurtheil gegen die gegenwärtige Schrift erzeugen, dem ich begegnen muß.

Ich

— Ich thue dieſes aber wahrlich nicht, um den Herren Recenſenten etwa einen Fingerzeig zu geben, wie die Sentenz über mein Buch abzufaſſen ſey: mein Glaubensbekenntniß, dieſe Oberinſpectoren der Literatur betreffend, findet man in meinen Annalen der Univerſität zu Schilda, und dabey mag es ſein Bewenden haben. Ich ſchreibe für meine Freunde, erſtlich für meinen Freund den Verleger, und dann für meine Freunde, die Leſer; für den Erſten, damit das Buch gekauft werde, und Er keinen Schaden leide, und für Letztere, damit ſie wenigſtens keine lange Weile bey dem Leſen meiner Schriften haben mögen.

Ich ſchreibe deswegen ſoviel von den franzöſiſchen Emigranten, weil ich ſo viel von ihnen weiß, und es mir daher an Stoff nicht fehlen kann. Ich habe ſchon früh in meiner Jugend das Weſen der

Her-

Herren, welche jetzt in Europa als Emigranten sich herumtreiben, genau kennen gelernt, habe sie hernach am Rhein und anders wo gesehen und beobachtet, habe während der Hauptkrise der Revolution, von 1793 bis 1795 selbst in Frankreich unter mancherley Qualitäten, als Deserteur, Kriegsgefangener, Sansculotte, Krankenwärter, Sprachmeister, Schenkwirth, und Lohnbote existirt, bin hernach in die Dienste der Emigrantenarmee getreten, die ich aber aus guten Gründen bald wieder verließ, sehe die Herren noch alle Tage vor meinen Augen herum wandeln, und höre noch immer manche Histörchen von ihnen. Unter diesen Umständen kann es mir nun gewiß nicht an Stoff fehlen, ganze Alphabete von den französischen Emigranten voll zu machen.

In meinem Marki von Geboran habe ich die Ausgewanderten von der schlimmen

Seite vorgestellt: mein Markk und seine Freunde sind unwürdige Geschöpfe; welche wirklich nicht verdienen, daß sich gutmüthige Deutsche ihrer annahmen, und sich von ihnen prellen liesen. Aber nicht alle Emigranten sind solche Taugenichts: es giebt brave, rechtschaffne Leute unter ihnen, die immer Franzosen bleiben, und als solche ihre Nationalfehler bey jeder Gelegenheit äussern, die aber dennoch die Achtung derer verdienen, die sie näher kennen, und billig urtheilen.

Einige dieser letztern Art treten in diesem Roman auf, und ich hoffe, daß ihr Charackter nicht mißfallen, und ihre Schicksale nicht uninteressant seyn sollen. Die Leser, welche bisher meine Schriften nicht ungern gelesen haben, werden vielleicht einige ihrer müßigen Stunden bey

dieser

dieſer Geſchichte hinbringen, ohne vor langer Weile zu gähnen.

Ich habe manches angeführt, was auf den Gang der franzöſiſchen Revolution ſelbſt beſonders zur Zeit des Terrorismus, Bezug hat. Alles was ich in dieſer Hinſicht erzählt habe, iſt buchſtäblich wahr, und folglich kein unebner Beytrag zur Geſchichte dieſer großen Begebenheit, welche bey weitem noch nicht ſo aufgeklärt iſt, als mancher wohl glauben mag. Ich hoffe, dieſe Ausſchweifungen, welche aber doch ſparſam, und nur bey ſchicklichen Gelegenheiten vorkommen, ſollen wenigſtens manchem Leſer nicht zuwider ſeyn.

Uebrigens erkläre ich, daß in dieſem Buche keine Anſpielung auf noch lebende einzelne Perſonen, vorkommt, und daß jeder nur leeres Stroh dreſchen wird,

wird, welcher dergleichen hier ſieht. Es giebt gewiſſe künſtliche Leute, die ſo ſuperklug ſind, das ſie lauter bekannte Leute, und auch mit unter ſich ſelbſt, in meinen Büchern geſchildert angetroffen haben: dieſe künſtlichen Leute aber haben bey aller ihrer ſonſtigen Weisheit und kritiſchen Einſichten, doch gewaltig neben das Ziel geſchoſſen. Geſchrieben zu Halle den 4ten December 1800.

Fried. Chriſt. Laukhard.

Die Emigranten

oder

Geſchichte

der

Familie Vitacon.

Erſtes Kapitel.

So gut wie eine Einleitung.

Nicht weit von Dijon in Burgund wohnte vor der Revolution der Graf von Vitacon mit ſeiner Familie, welche aus ſeiner Gattin, einem Sohn und einer Tochter beſtand. Er ſelbſt ſtand in den Dienſten des Prinzen von Conde, ehemaligen Statthalters von Burgund: denn er war arm, und konnte, ohne Penſionen und Beſoldungen von Großen zu ziehen, nicht ſo leben, wie es einem Grafen zukam.

Freylich ärgerte er ſich nicht wenig, daß er, deſſen Geſchlecht ſich in den Kreuzzügen ſchon be-

kannt und berühmt gemacht hatte, als Intendant der Gärten und der Parke eines Prinzen angestellt seyn mußte: seine werthe Frau Gemalin, gleichfalls eine geborne Gräfin aus einem uralten Hause, machte ihm den Aerger nur noch größer, wenn sie ihm vorwarf, daß, hätte er ihre Aeltern und sie selbst nicht überrascht, sie jetzt wer weiß welchen großen Duc und Pair hätte, der Armeen kommandirte, Provinzen regierte, und in der Hauptstadt des Königreichs eine angesehene Rolle spielte.

Obgleich der Graf mit seiner Lage übel zufrieden war, so konnte er doch nicht leiden, daß die Gräfin so sehr viel dran auszusetzen fand. Sie hatte ihm nicht einen Heller zugebracht, und alles, was da war, kam von ihm her. Ihr glattes Gesicht, und die Begierde eine Frau aus einem alten Geschlecht zu haben, und durch sie mit den vornehmsten und ältesten Geschlechtern in Vetterschaft zu kommen, hatte ihn bewogen sie zu heirathen. Er fand aber nach und nach, daß ein hübsches Gesicht mit einem vollen Beutel in keine Vergleichung zu setzen ist, und daß die Herren Vettern sich gerade am taubsten stellen, wenn man sie um Unterstützung bittet.

Aus dieſer Urſache ward der Graf allemal recht böſe, wenn ihm Madame ſein Unvermögen, ihr den gehörigen Glanz zu verſchaffen, bitter vorwarf, und ihn immer heilig verſicherte, daß ohne ihn ſie in Paris Staat machen, und eine große Rolle ſpielen würde.

Um ſich zu rächen, zankte er nicht mit der Gnädigen; denn ob er gleich kein großer Philoſoph war, ſo wußte er doch, daß ein Mann, der mit ſeiner Frau zankt, ihr einen Gefallen damit thut; denn er giebt ihr Gelegenheit ihre Lunge und ihren Witz zu üben, und das thun die lieben Weiber nur gar zu gerne. Er wollte ihr aber keinen Gefallen thun, dafür daß ſie ihm kränkende Vorwürfe machte.

Er zankte alſo niemals; um ſich aber doch gewiſſer Maaßen zu rächen, verſagte er der Frau Gemalin das Geld, welches ſie für Putz u. d. gl. forderte, und wenn ſie Inſtanzen machte, ſo gab er vor, es ſey keines in ſeiner Kaſſe.

Die Frau Gräfin merkte aber bald, daß dergleichen abſchlägliche Antworten jedesmal erfolgten, wenn Remonſtrationen von der eben beſchriebenen Art vorhergegangen waren. Sie war daher mit dieſen ſparſam: da aber doch der Herr Gemal von Zeit zu Zeit die Würde ſeiner Allertheuerſten

sten fühlen mußte, so entbehrte sie lieber dann und wann einen Hut, Fächer, Spitze oder ein Paar Schuhe aus Paris, und las dem lieben Eheherrn den Text.

So ungern aber der Graf auch sahe, daß die Gräfin mit ihrer Lage unzufrieden war, so sehr glaubte er doch selbst Ursache zu haben, es zu seyn. Der Prinz behandelte ihn, als seinen Untergebenen, und gab ihm nicht selten Verweise, wenn die Gästen nicht jedesmal nach seinem prinzlichen Geschmack eingerichtet waren, oder wenn im Park das Wild nicht Futter genug fand; und da der Prinz gar sehr üble Launen hatte, so kamen die Verweise häufig und waren oft so bitter, daß der Graf sich mehrmals entschloß, seinen Posten, welchen er bey diesem Herrn bekleidete, gar aufzugeben.

Aber er war gewohnt, ohne den Rath der Frau Gemalin eingezogen zu haben, nichts von Wichtigkeit auszuführen: wenn er also mißmuthig und ärgerlich von Dijon zurückkam, fest entschlossen, dem Prinzen, wie man sagt, den Stuhl vor die Thür zu setzen, oder nach einem andern Ausdruck, den Löffel hinter die Thüre zu werfen, so vernichtete jedesmal die gnädige Gräfin den Entschluß, indem sie ihm mit vieler Em-

phase vorstellte, daß die drey tausend Liver, welche er von Seiner Hoheit zöge, nebst manchen Accidenzien mitzunehmen wären, und daß sie, wollten sie bloß von dem Ertrag ihres Gütchens leben, kaum als wohlhabende Bauern würden leben können.

„Sie haben Recht, Madam, antwortete der Graf dann immer, ich habe mich übereilt: ich werde bleiben, und die Launen des Prinzen fernerhin ertragen. Ist er doch ein großer Prinz von königlichem Geblüt!"

„Freilich, fiel die Gräfin jedesmal ein, ein Herr, der unser Geschlecht heben kann. Wir haben einen Sohn, und eine Tochter."

„Die heranwachsen", sagte der Graf.

„Ja wohl, und die bald versorgt werden müssen, erwiederte die Gräfin mit Feuer: Louis ist schon 20 Jahr alt: man muß auf ein Etablissement für ihn denken; und Manette tritt in ihr sechszehntes Jahr! Gott, was einem die Kinder für Sorgen machen? Das arme Mädchen hat noch gar keine Aussichten auf eine vortheilhafte Parthey!"

„Bedenken Sie doch, Madam, antwortete der Graf daß heut zu Tage bloß die reichen Mädchen gesucht werden, und jedermann kennt unsere

sere eingeschränkten Umstände; jedermann weiß, daß Nannette ihrem künftigen Gemal keinen Heller zubringt. Auf eine vornehme Heyrath darf sie gar nicht rechnen.

Gräfin. (hitzig) Sie wollen doch nicht gar, daß unsere Tochter unter ihrem Stande heirathen soll?

Graf. Ich würde eben nicht viel dawider haben, wenn ein braver Mann um sie anhielt, der auch einige Stufen niedriger gebohren wäre, als sie.

Gräfin. (wie vorher) Was? die Tochter des Grafen von Vitacon, die von väterlicher und mütterlicher Seite so viele Ahnen zählt, deren Voraltern Gouvernörs, Marschälle, und Ludwigsritter gewesen sind, die sollte eine Mésallianz treffen? — Schämen sollten sie sich, Herr Graf, so gemein, so niedrig zu denken.

Graf. (gelassen) Madam, der Kluge schickt sich in die Zeit, und verlangt nie höher zu fliegen, als seine Flügel reichen.

Gräfin. (bitterböse) Ja, beym Himmel, ehe ich meine Tochter unter ihrem Stand weg gebe, soll sie mir lieber ins Kloster.

Graf. Wenn Nanette Lust hat, ins Kloster zu gehen; wohl, so habe ich auch nichts dawider.

wider. Aber, meine Liebe, ich habe groſse Urſache zu zweifeln. —

Gräfin. Immer haben Sie Zweifel, wenn ich ſpreche, und etwas behaupte. Aber ich ſage Ihnen, Nanette wird wollen, was ich will: ſie hat keinen Willen, als den meinigen.

Graf. Ich werde niemals zugeben, daſs Nanette gezwungen werde, einen Stand zu wählen, den ihr Gefühl verabſcheut.

Gräfin. Und ich werde niemals zugeben, daſs meine Tochter einem Gefühl zu gefallen, ſich mesalliire, und Schande über unſre Familie bringe. Das merken Sie ſich, mein Herr Graf.

Nach diesem Muſter ſtritten der Herr Graf und die Frau Gräfin faſt täglich eines ihrer Geſpräche ein; das Ende davon war jedesmal, daſs der Graf aufſtand, und ſeine liebe Gemalin allein lieſs. Der Graf fand ſeine Ruhe wieder, wenn er die Demonſtrationen ſeiner Frau nicht mehr hörte, und die Gräfin ſahe das Stillſchweigen ihres Herrn für eine Art von Ehrfurcht an, die er gegen ihre Superiorität hegte; daſs er aufſtand und wegging, bewies ihr, daſs der Herr Gemal dieſe Superiorität fühlte und zu würdigen wuſste. Auf dieſe Art ſahen ſie ſich ſtets wieder,

der; ohne daß eins auf das andere böse gewesen wäre, und fingen das alte Lied von neuem an.

Zweytes Kapitel.

Die junge Herrschaft.

Da der junge Vitacon und Fräulein Nanette seine Schwester in der Folge dieser merkwürdigen Geschichte die ansehnlichsten Rollen spielen; so sieht sich der Verfasser verbunden, gleich im Anfange seines Buchs ihrer wahren Schilderung ein eignes Kapitel zu widmen, um den Leser in den Stand zu setzen, alles, was nachfolgen wird, auch hübsch nach einander zu verstehen. Hätte sonst diese Geschichte weiter keinen Vorzug haben, so soll man ihr wenigstens doch nicht vorwerfen, daß sie verworren und unverständlich sey.

Louis der einzige Sohn des Grafen von Vitacon, war zu der Zeit, wovon jetzt die Rede ist, ein Jüngling von zwanzig Jahren und von sehr vortheilhafter Bildung. Sein Vater, der Graf, hatte ihn, weil er eben nicht reich genug war, einen Hofmeister zu halten, selbst unterrichtet bis ins vierzehnte Jahr, und dadurch war der junge Mensch manchen Verführungen entgangen, welchen die Kinder der Vornehmen unter der Leitung der Herren Hofmeister nur gar zu oft ausgesetzt sind. An der falschen Stimmung mancher junger Leute, an ihren Fehlern und Lastern sind grösstentheils diejenigen Schuld, denen man sie anvertraut, und die man mit dem schönen Namen Erzieher beehrt, da man sie doch lieber Verderber und Verhunzer nennen sollte. Doch dieß gehört nicht hieher: sollte ich aber über kurz oder lang über Pädagogik schreiben, so soll mich keine pädagogische Autorität vom Aristoteles und Plutarchus an bis auf Niemeyer abhalten, zu beweisen, daß man die Kinder keinem Hofmeister und keiner Mamsel, keinem Pädagogium und keinem Waisenhaus, keinem Institut und keiner Winkelschule anvertrauen müsse.

Louis von Vitacon genoß unter seinem Vater eine ganz gute Erziehung. Der Graf war

ein

ein redlicher Mann, dem das Wohl seiner Mitmenschen nahe ging, er suchte also stäts in dem Herzen seines Sohnes die Keime der Menschenliebe, des Wohlwollens und der Schätzung anderer zu entwickeln, außerdem hatte der Graf ganz und gar keinen Theil noch Eigendünkel, er predigte also seinem Sohn ohne Unterlaß Bescheidenheit, und suchte ihm den Ahnenstolz aus dem Kopfe zu bringen, welchen die Predigten der Frau Maria darin gestiftet hatten. Denn die Frau Gräfin ließ keine Gelegenheit vorbey, ihr altes Geschlecht zu rühmen, und machte dabey stets die Bemerkung, der höchste Vorzug der Großen vor der gemeinen Volksklasse, Bürgerstand, sonst auch Canaille genannt, bestehe in den Ahnen.

Auf die Herzen junger Leute wirken dergleichen Vorspiegelungen von Familienvorzügen ganz besonders: denn da sie selbst keine Vorzüge, keine Verdienste haben, so freuen sie sich, zu einem Geschlecht zu gehören, in welchem die Ehre und der Ruhm gleichsam erblich sind, und da kann es denn nicht fehlen, daß sie nicht alle Vorurtheile einsaugen, die dem Ahnenstolz eigen sind, und wodurch sich der Adel so oft lächerlich und verhaßt macht.

Der alte Graf von Vitacon ſahe wohl ein, daß ſeine Kinder auf dem Dorfe nur verkrüppeln würden, wie denn überhaupt ein auf dem Dorf gezogner Junker und ein Dorffräulein gar eine traurige Figur machen, weil ſie mit Junkerſtolz und Fräuleindünkel zugleich das Weſen der Bauernjungen und der Miſtnympfen verbinden. Er beſchloß daher den jungen Grafen nach Straßburg zu ſchicken, wo er ſich in der daſelbſt geſtifteten Kriegeſchule zum Soldaten bilden ſollte.

Die Frau Gräfin war ſelten der Meynung des Herrn Gemals und hatte immer etwas zu erinnern und einzuwenden, wenn er dieſes oder jenes haben wollte: aber für dieſes Mal ertheilte [illegible] ihren vollkommenſten Beyfall. „Ja, ja, mein Theuerſter, ſagte ſie, die militäriſche Laufbahn iſt das Einzige, wodurch Louis ſich heben und dereinſt den Ruhm ſeines Geſchlechts behaupten kann, welches jetzt beynahe in den Staub nieder gedrückt iſt.

Der Graf ſeufzete vor Unwillen.

„Können Sie anders ſagen, Herr Graf, fuhr Madam fort, als daß der Stamm der Vitacon im Staube liegt? Ohne Glanz, ohne Anſehen, ohne Achtung —

„Hören

„Hören Sie auf, Madam, erwiederte der Graf, oder ich kann Ihnen nicht länger zuhören. Ohne Glanz iſt mein Haus, das gebe ich gerne zu: ohne Anſehen mag es auch ſeyn: denn Glanz und Anſehen gewährt nur das Geld; und Geld habe ich nicht. Aber Achtung — bey Gott, wer verachtet denn uns?"

Gräfin. Finden Sie denn, daß die Großen uns beſuchen und in ihre Cirkel ziehen? Heißt das nicht geringſchätzen, verachten?

Graf. Nein, ſage ich: die Großen verachten uns nicht: denn Verachtung ſetzt verächtliche Handlungen voraus, und dieſe finden ſie bey uns nicht: die Großen ignoriren uns bloß; ſie kennen uns nicht, weil wir keinen Aufwand machen, und mögen uns nicht kennen lernen, weil ſie unſer Unvermögen Aufwand zu machen, und es ihnen gleich zu thun, aus unſerer ſtillen Lebensart, und aus dem Amte ſchließen, das ich verwalte.

Gräfin. Ja, ja, Herr Graf, Sie ſollen Recht haben: aber ich freue mich doch ſehr, daß mein Louis eine Laufbahn betreten wird, worauf er ſich emporſchwingen kann.

Graf. Daß wünſche ich auch: er muß ſich Kenntniſſe ſammeln, und ſeine Talente ſo kulti-

viren, daß er dereinſt dem Könige und dem Vaterland als ein rechtſchaffner Mann dienen kann.

Gräfin. Louis ſieht recht gut aus; ſo bald er Hauptmann iſt, und eine Compagnie hat, will ich ihm ſchon eine Parthie beſorgen, die reich genug iſt, um ihn in den Stand zu ſetzen, als Graf von Vitacon zu leben.

Die letzten Worte pronuntirte ſie mit vielem Nachdruck; der Graf aber, der wohl wußte, wohin ſie das Geſpräch leiten werde, machte ihr einen leichten Bückling, und entfernte ſich, um Anſtalten zur Abreiſe ſeines Sohnes zu treffen.

Der Graf kannte den Intendanten der Militärſchule zu Strasburg von Jugend auf: als er ihm daher ſeinen Entſchluß, ſeinen Sohn dahin zu ſchicken, mittheilte, antwortete ihm dieſer aufs verbindlichſte, und verſprach für den jungen Vitacon ſo zu ſorgen, als wäre er ſein eigner Sohn.

Der Graf freuete ſich, daß ſein Louis in ſo gute Hände kam, und machte nun ernſtliche Anſtalten, ihn bald wegzuſchicken: denn er wollte nicht, daß Mama ihn durch ihren Privatunterricht, den ſie ihm täglich und reichlich ertheilte, in den Grund verhunzen ſollte.

Endlich kam der Tag heran, wo Louis abgehen ſollte. Der alte Graf wollte ihn ſelbſt nach

Stras-

Strasburg begleiten, und die Frau Gräfin war es auch sehr zufrieden, aber bloß deswegen, damit ihr Söhnchen, das sie mit Affenliebe liebte, unterwegs keinen Schaden nehmen mögte.

Die letzte Lektion, welche dem jungen Grafen von seiner Mutter mitgetheilt wurde, war gleichsam die Quintessenz aller vorhergehenden Lektionen.

„Liebster Louis, sagte sie zu ihm, nachdem sie ihm in ihr Boudoir*) gerufen hatte, du gehst jetzt nach Strasburg, und bereitest dich zu einer Laufbahn vor, worauf du Ehre und Ansehen erwerben sollst. Höre die Ermahnungen deiner Mutter, und vergiß nie, daß du ein Mann von Stande, ein Graf bist. Dein Betragen muß seyn, wie es einem Mann von Stande zukommt, und was du an Glücksgütern jetzt entbehrst, mußt du durch das Air ersetzen, womit du in der Welt auftrittst. In Strasburg auf der Militärschule giebt es eine große Menge junger Leute, aber wenige, die dir an Geburt gleich sind, ob sie dich gleich an Reichthum übertreffen. Mit diesen

muß

*) Ich kenne keinen deutschen Ausdruck für Boudoir, und doch ist das Boudoir in Deutschland eine so bekannte Sache.

muſt du dich durchaus nicht abgeben, wenigſtens niemals vertraulich mit ihnen umgehen, ſondern ihnen die Superiorität deiner Geburt bey jeder Gelegenheit zeigen. Nur Leute deines Standes würdige deines Umgangs; man wird deine noblen Sentiments bewundern, und dir das Lob eines jungen Herrn laſſen, der niemals vergißt, daß edles Blut des älteſten Geſchlechts im Königreich in ſeinen Adern roullt. Leide lieber Hunger, und entziehe dir insgeheim die erſten Nothwendigkeiten, ehe du zugiebſt, daß andre deines Standes Feſte halten, die du nicht mithalten kannſt, oder Kleider tragen, welche anzuſchaffen, dir deine Armuth verbietet. Dein Vater hat dir jährlich tauſend Livres ausgeſetzt: er konnte freylich nicht viel mehr thun, und meynt es ſey genug, dich anſtändig in Straßburg zu erhalten. Aber ich ſehe wohl ein, daß tauſend Livres nicht zureichen, ich werde alſo dir von Zeit zu Zeit ſchicken, was ich mir und unſerer Haushaltung abbreche.

O liebſte Mutter, fiel der Geiſt der junge Graf ins Wort, um meinetwillen darben ſie ſich ja nichts ab, ich bitte Sie um Himmels willen. Das Geld, welches mir mein Vater zu geben verſprochen hat, wird gewiß hinreichen, mir das

Nächſte zu verſchaffen; und mehr verlange ich nicht.

Gräfin. Du ſprichſt wie ein Kind ohne Erfahrung. Wenigſtens ſollſt du von mir Geld zum Spiel und zu Luſtparthieen bekommen.

J. Graf. Muß ich denn ſpielen, liebſte Mutter, und Luſtparthieen mitmachen?

Gräfin. Allerdings mußt du das. Es würde beym Himmel! hübſch laſſen, wenn der junge Graf von Vitacen in Straßburg wie ein Einſiedler lebte. Einiges Aufſehen mußt du machen, und wie kannſt du dieſes anders, als wenn du dich an allen öffentlichen Orten zeigſt, die Spieltiſche der Vornehmen beſuchſt und mit Vornehmen die Vergnügen machſt.

J. Graf. Ich verſtehe von dem Allen noch nichts.

Gräfin. Du wirſt es ſchon verſtehen lernen. Aber noch eins mein Sohn, und zwar eine Hauptſache. Du näherſt dich den Jahren, oder vielmehr du biſt ſchon wirklich in dem Alter, wo der Jüngling Neigung für unſer Geſchlecht zu fühlen pflegt.

Der junge Graf wurde bey dieſen Worten über und über roth; die Gräfin bemerkte es, und fuhr fort:

Du darfſt dich nicht ſchämen, mein Sohn, daß du vielleicht jetzt ſchon einen gewiſſen Trieb für das Frauenzimmer fühlſt: aber es kommt ſehr viel darauf an, daß du dieſen Trieb gehörig leiteſt, damit dir dein Herz keinen Poſſen ſpiele, und dich verleite Verbindungen einzugehen, welche deinem künftigen Glück ſchädlich werden können. Eine Liebſchaft nimmt man einem Mann deines Standes nicht übel. Nur aber mußt du wohl unterſcheiden, wenn ja über kurz oder lang der Fall eintreten ſollte, weſſen Standes die Perſon iſt, die dir gefällt. Mit Bürgerlichen darfſt du es ſo genau nicht nehmen: die Geſetze unſers Reichs erlauben die Ehe zwiſchen bürgerlichen und dem hohen Adel nicht, geſetzt auch, das Eheverſprechen wäre noch ſo richtig in ſeiner Form, ja wenn ſchon eine ſolche Ehe vollzogen iſt, kann ſie getrennt werden. Aber mit Perſonen von Adel mußt du klug verfahren: verlieben kannſt du dich, die Liebe geht bald vorüber, aber binden mußt du dich ja nicht. Ich werde ſchon für dich ſorgen, wenn es Zeit ſeyn wird. Ja, lieber Sohn, aus meiner Hand ſollſt du eine Frau erhalten, die dein Glück vollkommen machen wird."

Drittes Kapitel.

Wenn der Vater klug ist, richtet die Thorheit der Mutter wenig aus.

Die Gräfin sprach noch lange in diesem Ton mit ihrem Liebling, aber der junge Herr war viel zu unerfahren, und kannte die Welt viel zu wenig, als daß er sie ganz hätte verstehen können.

Der Graf, welcher bemerkt hatte, daß seine Gemalin lange Zeit mit ihrem Sohn allein gewesen war, rief diesen, nachdem er das Boudoir seiner Mutter verlassen hatte, zu sich und ging mit ihm aufs Feld.

Hier befragte er ihn über alles, was ihm seine Mutter gesagt hatte, und fand, daß der junge Mensch ein vollendeter Taugenichts werden würde, wenn er diesen Regeln nachlebte. Doch war er zu klug, als daß er die Moral der Gräfin sofort hätte widerlegen sollen; dieß sollte auf der

Reiſe, und in Strasburg geſchehen, wo er ſich einige Wochen aufzuhalten gedachte. „Wir werden ja ſehen, ſagte er bey ſich ſelbſt, wer mehr ausrichten kann, die kluge Liebe des Vaters, oder das närriſche Geſchwätz der Mutter; indeſſen bin ich doch froh, daß ich weiß, was das verblendete Weib dem Jungen vorgepredigt hat: denn nun kann ich ihm das von der richtigen Seite zeigen, was ſie ihm von der ſchiefen vorſpiegelte.“

Sie kamen aufs Gut zurück, wo die Gräfin, ohne daß es der Graf wußte, eine prächtige Maizeit veranſtaltet hatte, wozu alle vornehme Nachbarn eingeladen waren. Der Graf runzelte die Stirn, und meynte, für das Geld, welches hier [illegible] hätte ſein Louis recht gut einen Monat in Strasburg leben können, aber die Gnädige verſicherte ihm, bey der Abreiſe eines Herrn vom Stande ſey allemal ein Abſchiedsſchmaus eben ſo nöthig, als eine Abſchiedspredigt beym Abgang eines Stadt-, Dorf- oder Garniſonpredigers.

Der Graf replicirte, daß ein Abſchiedsſchmaus mit vielen Koſten verbunden ſey, daß aber eine Abſchiedspredigt nichts koſte, indem die Stadt-, Dorf- oder Garniſonprediger dergleichen Sächelchen nicht ſelten aus dem Ermel ſchüttelten.

Das iſt wahr, erwiederte die Gräfin; aber die Leute ſind auch keine Leute von Stand.

Der Graf antwortete nicht weiter, weil er ſahe, daß er beym weitern Disputiren doch nur den Kürzern ziehen würde.

Der Abend und die Nacht wurden ſehr luſtig durchlebt. Speiſe und Trank war im Ueberfluß da, ſo waren auch hübſche Mädchen und junge Fräulein — aus der adelichen Kaſſe, verſteht ſich — im Ueberfluß: man aß, trank, kraß und ſoff, wie man es für gut fand, ſchäkerte, tanzte und lief herum nach Herzensluſt, und die Frau Gräfin, welcher jeder von der Geſellſchaft wegen ihres guten Geſchmacks Eloſchen machte, vergaß vor lauter Freude, daß man den Abſchiedsſchmaus ihres Sohnes gab, und war ſo ausgelaſſen luſtig, als nur einer ihrer ausgelaſſenſten Gäſte.

Der Graf allein war ernſthaft, ſprach wenig, zog ſich, wo er nur konnte, von dem Lermen zurück, und dachte an die künftige Beſtimmung ſeines Sohnes.

In einem Winkel ſaß der junge Graf mit Fräulein Nanette, ſeiner Schweſter, und beyde, die ſich ſo geſchwiſterlich liebten, waren wirklich nieder-

blagen und im höchsten Grade traurig,
ch bald von einander trennen sollten.
ulein Nanette war damals ein Mädchen
zehn Jahren, welche mit einer jetzt eben
lühen stehenden glänzenden Schönheit,
ne Herzensgüte und mehrere ausgebil-
stestalente vereinigte.
la, Herr Autor, werden meine Leser hier
n, unter der Leitung einer solchen Mut-
die Frau Gräfin beschrieben ist, gedeiht
dchen zu einer seltnen Herzensgüte und
ihre Talente eben so wenig, ob wir gleich
daß die Tochter der allereitelsten Mut-
glänzende Schönheit werden kann.
r Geduld, meine Herren! Fräulein Na-
r von ihrem sechsten Jahr an im Kloster
n erzogen worden, und hatte da einen
t genossen, wodurch sich ihr Geist bildete,
Herz empfinden lernte.
Schwester des Grafen von Vitacon war
im Kloster St. Julien zu Dijon, wo
Töchter vornehmer Familien erzogen
Es war ehedem, das heißt vor der Re-
in ganz Frankreich Sitte, daß vornehme
e Töchter ins Kloster schickten, woraus
dann erst abzuholen gewohnt war, wann
sie

ſie verheirathet werden ſollten. Man ſollte denken, daß eine Kloſtererziehung einem jungen Frauenzimmer eben nicht vortheilhaft ſeyn könnte, und es möchte auch meiſtens der Fall ſo ſeyn, daß ſo ein Mädchen an Leib und Seele verkrüppelt würde: aber man würde ungerecht ſeyn, wenn man dieß von allen Kloſtererziehungen behaupten wollte; die Franzöſiſchen machen gewiß eine Ausnahme, indem ſie oft muſterhafte Erziehungsanſtalten für junge Damen waren; und zu den beſten gehörte das Kloſter St. Julien zu Dijon, wo die Schweſter des Grafen Aebtißin war.

Dieſe Religioſe hatte ihren Bruder mehrmals auf ſeinem Gütchen beſucht, und war von der Frau Gräfin auch oft beſucht worden. Sie ſahe den unendlichen Hang der Gräfin zur Eitelkeit, und ihren unbegränzten Ahnenſtolz, und ſchloß daher ganz richtig, daß ihre Nichte Mannette, welche ſie ſehr liebte, durchaus verdorben werden müßte, wenn ſie unter der Leitung ihrer Mutter aufwüchſe. Sie entdeckte ihre Gedanken ihrem Bruder, der zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wie wär es, Bruder, fuhr die Aebtißin fort, wenn Mannette nach Dijon zu uns geſchickt würde, und unſrer Erziehung genöſſe?“

Graf.

Graf. Ja wohl wär das gut: aber —

Aebtißin. Nun, was meynst du? (lächelt) Es koſtet ja nur 1200 Liver jährlich, ohne die Nebenpräſenter, die ſich aber doch auch auf 200 Liver belaufen mögen *).

Graf. Wo denkſt du hin, Schweſter? Wie wäre ich im Stand ſo viel Geld jährlich für das Mädchen zu geben. Du kennſt meine Einnahme und weißt meine Ausgaben.

Aebtißin. Wohl weiß ich alles. Aber höre, Bruder, Nannette iſt mein Pathchen: ich will ſie ganz umſonſt zu mir nehmen.

Graf. Schweſter, ich danke dir, du wälzeſt einen ſchweren Stein von meinem Herzen. Aber nun ſieh auch zu, daß die Frau Gräfin es zugiebt: denn wider ihren Willen mag ich ihr die Aufſicht über ihr Kind nicht entziehen.

Aebtißin. Laß dieß meine Sorge ſeyn, lieber Bruder.

Die

*) Gewöhnlich koſtete ein Fräulein in einem Kloſter in Frankreich 100 Carolin jährlich, oder 600 Rthlr. in Geld: doch zahlten bloß Reiche und Vornehme dieſe Summe und auch noch mehr; mit Armern nahm man es nicht ſo genau, und manche waren, als Geſellſchafterinnen der Vornehmern, ganz umſonſt im Inſtitut.

Die Aebtißin machte ſich nun bey der erſten Gelegenheit an die Gräfin, und erzählte dieſer, wie es jetzt Mode wäre, daß die Töchter vornehmer Familien durchaus in Klöſtern erzogen würden, und daß man einem jungen Frauenzimmer keine Lebensart zutraue, das nicht in einem ſolchen Inſtitut erzogen wäre.

Die Gräfin ſeufzte, und der Aebtiſſin war es nun ſehr leicht, ſie zu überreden, daß Nannette nach Dijon geſchickt werden müßte.

Es geſchah, und die Aebtiſſin ſuchte alle Fähigkeiten der kleinen Gräfin zu entwickeln, und da ſie ſelbſt eine vernünftige, tugendhafte und herzensgute Frau war, ſo ward aus Nannetten ein weiblicher Engel unter ihrer Leitung.

Nannette verlohr aber durch den Tod ihre Tante etwa ein Jahr vor der Abreiſe ihres Bruders nach Strasburg: die Nachfolgerin der Aebtiſſin war eine ſtolze geizige Frau, welche von Nannetten Geld haben wollte, und da der Graf keins geben konnte, ſo mußte das gute Kind wieder in ihr väterliches Haus zurückkehren, doch war ihr Verſtand und Herz ſchon ſo gebildet, daß die hohen Lehren der Frau Mutter keinen Eindruck auf ſie machen konnten.

Nan-

Nannette liebte ihren Bruder aufs zärtlichſte, und eben daher war ihr die Trennung von ihm ſo ſchmerzhaft: er tröſtete ſie, indem er ihr verſprach alle Jahre einmal nach Hauſe zu kommen, und ihr indeß immer ſchriftliche Nachricht von ſich zu geben.

Den folgenden Tag reiſte der Graf mit ſeinem Sohn nach Strasburg ab, aber ganz anders waren die Lehren beſchaffen, die er ihm auf der Reiſe und vor ſeinem Abſchied von Strasburg ertheilte, als die geweſen waren, welche Louis von ſeiner Mutter erhielt. Unter andern ſagte er: Ahnenſtolz, mein Sohn, iſt Beleidigung gegen jeden, dem der Ahnenſtelze ſich nähert; ein ſolcher trägt, gleichſam an der Stirn geſchrieben, daß er ſich für beſſer hält, und zwar von ſeinem Urſprunge an, als andre Menſchen: er ladet den Haß aller derer auf ſich, die ihr Geſchlecht nicht ſo hoch herauf rechnen können als er: der Kluge verachtet ihn, und der weniger Kluge verfolgt ihn. Wenn du aber, mein Kind, den Einfall haben ſollteſt, dir etwas auf deine Ahnen einzubilden, ſo würde deine Thorheit vollends unverzeihlich ſeyn. Du ſtammſt zwar aus einer Familie, deren Urſprung ſich im grauen Alterthume verliert, und die große Männer erzeugt hat; aber du würdeſt doch

eine

eine große Thorheit begehen, wenn du dir auch nur das geringste auf deine Vorfahren einbilden wolltest: denn — du bist arm. Ein Armer, der stolz ist, ist das lächerlichste verächtlichste Geschöpf. Wegwerfen, kriechen und dem Reichen schmeicheln sollst du zwar nicht, aber wolltest du dir auf deinen Stand, deine Geburt etwas einbilden, so würdest du nicht nur dich lächerlich machen, du würdest dir auch alle Wege versperren, die dich zum Glück leiten können. Deine Mutter hat dir zwar anders gerathen, aber die gute Frau versteht es nicht; sie glaubte dir heilsame Anschläge zu geben, und gab dir schädliche. Also, mein Sohn; folge mir und du wirst finden, daß mein Rath dich nicht irre geführt hat auf der Bahn des Glücks.

Der junge Graf versprach, seinem Vater in allen Stücken zu folgen; der alte Graf umarmte ihn und sagte ihm zu, aufs beste für ihn zu sorgen, und alle seine Kräfte aufzubieten, um sein Glück, und sein Fortkommen zu befördern.

Viertes Kapitel.

Ne ſit in arcanis mulier tibi conſcia rebus. *)

Der Graf von Vitacen und Louis wurden von dem Intendanten der Militärakademie zu Strasburg, Marki von Montbaſſon, außerordentlich gut aufgenommen; Louis bekam ſogar ſeine Wohnung in dem Hauſe des Intendanten und ſpeiſte mit ihm: denn der alte erfahrne Kriegsmann freute ſich', den Sohn eines erprobten Freundes unter ſeiner Zucht zu haben, und zu deſſen Bildung etwas beytragen zu können. Da er aber die Verführung kannte, welcher ein junger Menſch ausgeſetzt iſt, und wohl wußte, daß die Aufführung der meiſten von denen, die ſich auf der Militärakademie befanden, nichts weniger als exemplariſch

*) Heimlichkeiten muß man keinem Weibe anvertrauen.

risch war, so wollte er seinen jungen Freund nach Möglichkeit von dem Umgang mit andern entfernen, und nahm ihn daher in sein eignes Haus.

Der alte Graf blieb einige Wochen in Strasburg, machte alsdann eine Reise durch einen Theil von Schwaben und der Schweiz, wohin ihm der Prinz von Conde Aufträge gegeben hätte, und kehrte über Basel wieder nach Haus zurück.

Als er ankam liefen ihm eine Menge ganz unbekannter Gesichter entgegen, die ihn ihren gnädigen Herrn nannten; er erstaunte, aber sein Erstaunen vermehrte sich, als er in seine Wohnung trat, und alles verwandelt, alles aufs prachtvollste eingerichtet fand.

Der Graf stutzte, und wußte nicht, was er zu der Metamorphose sagen sollte. Der Saal war mit einer Menge von Herren und Damen angefüllt, die sich alle um ihn her drängten, und ihn bewillkommten. Endlich kam auch die Frau Gräfin umarmte ihn, und sagte mit einem selbstzufriednen Lächeln: nun Herr Graf, gratuliren Sie mir denn nicht?

Graf. Wozu, Madam?

Gräfin. Haben Sie denn vergessen, daß heute der erste April ist?

Graf.

Graf. Nun und der erſte April? (unwillig) Sind Sie vielleicht in den April geſchickt worden, und ſoll ich Ihnen dazu Glück wünſchen?

Gräfin. Wie Sie doch reden! Heute iſt ja mein Geburtstag.

Graf. Ah ſo — Nun ich gratulire.

Gräfin. Wie ungalant, Herr Graf! Doch Sie ſind in Deutſchland geweſen, da vergiebt man denn wohl den Mangel an Galanterie: denn die deutſche Plumpheit ſoll ja anſtecken, wie das Faulfieber. Aber nun, da Sie wieder aus dem Land der Barbarey zurück ſind, müſſen Sie auch den Ton ändern, Herr Graf,

Graf. Madam, ohne Scherz geſprochen: woher kommt denn das ganze Weſen? Unſre Umſtände ſind nicht ſo beſchaffen —

Gräfin. (einfallend) daß wir große Gaſtereyen anſtellen können, nicht wahr, Monſieur le Comte? (hämiſch) Das war nur unter Ihrer Adminiſtration ſo: aber die Geſtalt der Dinge hat ſich geändert.

Graf. (ſtark) Seit wann, Madam, wenn ich bitten darf?

Gräfin. Seitdem Nannette Braut iſt.

Graf. Nannette Braut? und mit wem?

Gräfin.

Gräfin. Mit dem Herrn von Tripon, dem Generalpachter.

Der Graf erschrak, als er diese Nachricht hörte, und schon wollte er öffentlich erklären, daß er seine Einwilligung niemals geben würde, aber seine Gemalin, welche diesen Entschluß aus der finstern Miene errieth, die der Graf bey ihrer Erklärung machte, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er dann folgende erbauliche Unfälle erfuhr, die ich erzählen will, wenn ich vorher einiges zum Verständniß derselben aus der Verfassung des Adels in Frankreich und der Generalpächterey werde angebracht haben.

Daß die königlichen Einkünfte in Frankreich zum größten Schaden des Monarchen und der Einwohner ehemals sämmtlich verpachtet waren, ist eine sehr bekannte Sache: man weiß aber auch, daß die Generalpächter vorzüglich dadurch ungeheure Summen gewannen, daß man alle inländische und ausländische Waaren zu Kontrebande gemacht hatte. Der Adel aber besaß das Privilegium, verschiedne ausländische Waaren theils ganz ohne Abgaben, theils unter sehr geringem Impost, für seinen eignen Gebrauch kommen zu lassen. Gegen diese Freyheit hatten zwar die

Pächter

Pächter mehrmals protestirt, aber nichts ausgerichtet, weil die großen Herren alle dabey intressirt waren, von des Königs Bruder an bis auf den geringsten Marki oder Wikomte. Die Herren bedienten sich dieser Freyheit oft sehr anomalisch, und überließen andern für Geld und gute Worte Kontrebandartikel; kam es aber heraus, so wurden sie nach den Gesetzen derb gestraft, und nicht selten ehrlos gemacht: nichts konnte sie in diesem Fall retten; weil das Interesse des ganzen Adels erforderte, einen oder einige aufzuopfern, um die Freyheit, welche sie alle genossen, nicht verdächtig zu machen, und den König nicht zur Kassirung eines dem Adel so nützlichen und vortheilhaften Privilegiums zu reizen.

Der Graf von Vitacen hatte sich dieser Freyheit auch immer bedient: da er aber arm war, so that er der Generalpachtung wenig Schaden, und ließ nur das Nothwendigste kommen: Als er aber seine Reise nach Strasburg anstellte, ließ er der Frau Gräfin sein Petschaft und einige leere Papiere mit seiner Unterschrift, damit sie in seiner Abwesenheit sich dieses und jenes kommen lassen könnte, ohne die enormen Preiße, welche die Kaufleute darauf gesetzt hatten, zu bezahlen.

Ein Kaufmann aus Dijon, welcher mit der Frau Gräfin in gutem Vernehmen ſtand, und ſie zum öftern beſuchte, um ſich ſeine Kourtos bezahlen zu laſſen, erfuhr dieſen Umſtand, und ſuchte Nutzen daraus zu ziehen. Er beredete die Gnädige einige Artikl z. B. einige Ballchen ſeidner Strümpfe und Tuber, einige Paketchen Spitzen u. d. g. für ihn kommen zu laſſen, und verſprach dafür ehrlich zu ſeyn. Die Gnädige verſtand nun nicht, daß die Artikl, welche der Kaufmann verlangte, gerade von der Natur waren, daß ſie der Kontrebande nicht unterworfen waren, geſchweige denn ſonſt jemand.

Zweymal gieng die Sache vortreflich: für mehr als zehn tauſend Thaler Kontrebande von den verſchiedenſten Sorten erhielt der Kaufmann, und verdiente damit mehr als funfzehn tauſend: denn in Frankreich ward der Kontrebandier gewis entweder ein Galeeren oder ein Krösus, daher auch die Generalpachter klug, und ihre dienſtbaren Geiſter gar ſtark kontrebandirten.

Aber als das dritte Mal Waaren für den Kaufmann auf dem Schloß der Frau Gräfin ankommen ſollten, wurde der Waaren von einigen Centnern anſichtig, durchſuchet, und als mir

ehande beladen, sofort in Beschlag ge-
und nach Dijon gebracht.

Fuhrmann wurde nun scharf examinirt,
er weiter nicht sagen, als daß er von
Gräfin von Vitacon mit einem Brief
Basel geschickt worden, wo ihm ein Han-
auf einen Brief von der Gräfin seine
geben habe. Da sein Paß mit sich
daß er Schweizerkäs und andere Arti-
e die Adelichen sich konnten im Ausland
en, einführte, so hatte man ihn nir-
gehalten, und wäre er nur den Strick-
ntgangen, so würden die Sachen auch
ten angekommen seyn.

Herren, welche die Untersuchung an-
ragten den erschrocknen Fuhrmann wei-
r keinen Brief von dem Kaufmann zu
die Gräfin hätte? Er bejahete es, und
Brief hin. Man öffnete ihn, und fand
iche Nachrichten in demselben. Der
n schrieb der Gräfin, die geforderten
ischen und Brabanter Spitzen, wie auch
sische Leinwand, und die Spiegel seyen
da, könnten aber nach vierzehn Tagen
geholt werden.

Nun war die Sache klar, und man schickte das darüber aufgesetzte Protokol der Gräfin zu.

Die Gräfin erschrak nicht: denn sie glaubte das Recht zu haben, fremde Waaren aller Art für sich kommen zu lassen: aber derjenige, welcher ihr das Protokoll insinuirt hatte, ein Advokat aus Dijon und großer Kenner und Vertheidiger der Rechte der Generalpachtung, machte ihr so nach seiner Art, das heißt, mit derben dürren Worten begreiflich, daß die gefundenen Artikel sowohl als die bestellten, zu jener Kontrebande gehörten, welche durchaus verboten sey. Sie möchte sich also nur gefaßt halten, die auf solchen Frevel gesetzte Strafe zu bezahlen. Ihr Stand retten Sie zwar, fuhr der Herr Advokat fort, von der Galere, allein von einer enormen Geldstrafe kann er sie nicht retten: die Strafe wird nächstens bekannt werden, und dann folgt entweder Zahlung, oder Exekution.

Die Gräfin fing nun an zu zittern, und beichtete, daß die Waaren nicht für sie, sondern für einen Kaufmann in Dijon gewesen wären.

Haben Sie dazu Beweise, gnädige Frau? fragte der Advokat.

„O ja, sehr starke."

Und welche?"

„Er

„Er iſt ja ſelbſt bey mir geweſen, und hat mir
Vorſchläge gethan.“

„Haben Sie nichts ſchriftlich?“

„Nein.“

„Je nun, ſo können Sie Zeugen anführen.
n Sie welche?“

„Nein, wir haben alles unter vier Augen
ndelt.“

„So verlohnt es der Mühe nicht, den Kauf-
vorzunehmen: er wird natürlicher Weiſe
ableugnen, und dann muß man ihn geben
, und geſetzt, er geſtünde alles ein, ſo ent-
Sie Ihrer Strafe doch nicht: denn die Kon-
nde iſt nach Ihrem Namen und auf Ihre
ellung ins Land gebracht worden.“

Der Advokat empfahl ſich, und ließ die Grä-
der größten Angſt zurück: denn nun erſt
ie an, einzuſehen, zu welchem unüberlegten
ich ſie ſich verſtanden hatte.

Fünftes Kapitel.

Arme Nanette!

In der Angſt ſetzte ſich die Frau Gräfin in ihren Wagen, und fuhr nach Dijon zu einem Profeſſor der Rechte, den ſie längſt als einen rechtſchaffenen und erfahrnen Mann kannte und der niemals keinen guten Rath verſagte, wenn man ihn darum anſprach, ein ganz andrer Mann, als ein gewiſſer Profeſſor Juris auf einer deutſchen Univerſität, der jedesmal, wenn er über Rechtsſachen befragt wird, kurz antwortet: das gehört für die Advokaten: ich lehre das Recht im Allgemeinen, einzelne Fälle gehn mich nichts an.

Nachdem die Gräfin dem Profeſſor den verdrüßlichen Vorfall gemeldet hatte, ſchüttelte dieſer gewaltig den Kopf, und verſicherte, daß auf dem Weg des Rechts nichts für ſie zu machen ſey.

„Sie

Sie haben ſich gegen die Befehle des Kö-
ergangen, gnädige Frau, fuhr er fort, und
e Befehle zum Vortheil habſüchtiger, egoi-
Menſchen gegeben ſind, ſo ſehen ſie leicht
daß dieſe nichts unterlaſſen werden, ihr
geltend zu machen. Aber ich will Ihnen
Rath geben: legen Sie ſich aufs Bitten:
von Tripon, der Generalpächter, hat in
Burgund über ſolche Sachen, wie die Ih-
, zu ſagen: was er will, muß geſchehen,
er ſtolz iſt, ſo zweifle ich nicht, daß Sie
ausrichten werden, wenn Sie ſich vor ihm
bigen.

Gräfin. Ich ſollte mich vor einem Tripon
bigen? Ich, die Gräfin von Vitacon?

Profeſſor. Das iſt ja nur eine äuſſerliche
ubigung, eine Bitte an Tripon, welche die
erzwingt.

Gräfin. Unmöglich —

Profeſſor. Keinen andern Rath kann
nen geben. Aber es dünkt mich doch, er
anzunehmen, mein Rath: Sie bitten ja
fußfällig, ſie bitten mit einer Proteſtions-
, und vergeben ſich nichts dabey.

Der Profeſſor erklärte nun der Frau Gräfin,
as hieße, mit der Protektionsmiene bitten,

und

und die Frau Gräfin entſchloß ſich das Air de Protection anzunehmen, und bey Herrn von Fripon ſupplicirend einzukommen.

Sie trat in das Haus des Generalpächters: man ſagte ihr, er ſey nicht zu Hauſe, müſſe aber in einer halben Viertelſtunde zurück kommen, die Gnädige mögte ſich nur indeſſen in den Sallon bemühen, wo Fräulein Jaquette, die Schweſter des gnädigen Herrn Generalpächters, ihrer wartete.

Alles war ſo glänzend in der Wohnung des Herrn von Fripon, daß die Frau Gräfin beynahe erblindete. So was war ihr noch nicht vorgekommen; denn ob ſie gleich bey Grafen und andern vornehmen Herren oft geweſen war, wo es auch helle genug glänzte, ſo war ſie doch noch nicht in das Haus eines Generalpächters gekommen, und hatte folglich den möglich höchſten Grad des Luſtre noch nicht betrachten können. Die Herren von der Generalpachtung lebten auf einen höhern Fuß, als manche Prinzen: ſie konnten es aber auch ausführen: denn ſie hatten mehr Einkünfte als manche Prinzen, wenigſtens mehr, als unſre Duodezfürſten in Deutſchland.

Die Frau Gräfin mußte allen ihren gräflichen Stolz aufbieten, um den Gedanken zu unter-

terdrücken, daß es beſſer wäre, die Frau oder die Tochter eines Generalpächters zu ſeyn, als eine Gräfin aus dem älteſten Geſchlecht: aber den Neid konnte ſie unmöglich unterdrücken, der ſich in ihre Seele ſchlich, wenn ſie die Einrichtung der Wohnung des Finanzmannes mit ihrer gräflichen Hofhaltung in Vergleichung ſtellte.

Endlich kam Herr von Fripon, der Generalpächter. Der war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, völlig fünf Fuß eilf Zoll hoch, ramaſſirt, von den Schultern an, bis auf die Hüften: aber Schenkel und Waden hätten etwas ſtärker ſeyn müſſen, um mit dem Bauch und den breiten Schultern in ordentlicher Harmonie zu ſtehen. Sein Geſicht war braunroth, und das Kupfer auf der Naſe bewies, daß er in ſeinem Leben wenig Waſſer getrunken hatte. Die Augen lagen tief im Kopf, der auf einem ganz kurzen Hals ruhte, und waren von den dicken Augenbraunen beynahe ganz bedeckt. Das Haar auf dem Kopfe war feuerroth von Natur, aber die Quaſte des Haarkräußlers machte es alle Tage ſchneeweis. Uebrigens war er prächtig und geſchmackvoll gekleidet, und trat mit einem Anſtand vor die Gräfin, wie ein Mann zu thun pflegt, der eine Million Liver in Vermögen hat.

„Ma-

Madam hat den Finanzmann, ihr zu vergeben, daß ſie ſeine Geſchäfte ſtöre."

Hr. v. Fripon. Was Geſchäffte, gnädige Gräfin! Geſchäffte, ich? Wenn ich die Ehre habe eine Dame von Stande bey mir zu ſehen, ſo habe ich keine Geſchäffte.

Gräfin. Monſieur ſind ſehr galant.

Herr v. Fripon. Nicht mehr, als ein Mann meines Standes und von meinem Vermögen und Einfluß es zu ſeyn ſchuldig iſt. Aber darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu reden?

Gräfin. Ich bin die Gräfin von Vitacon.

Hr. v. Fripon. Die Schweſter vielleicht der liebenswürdigen Nannette von Vitacon, welche hier à St. Julien erzogen wurde?

Gräfin. Die Mutter.

Hr. v. Fripon. Der Tauſend! Wer ſollte das glauben? Eine Dame von ſo blühendem Anſehen ſchon Mutter, und zwar Mutter eines vollendeten Engels!

Gräfin. Herr von Fripon, ſie übertreiben wirklich die Galanterie. Doch ich werde ſehen, ob ſie auch galant ſind, wenn ich bitte.

Hr. v. Fripon. Bitten? Sie, Madam, wollen bitten? Befehlen Sie und ich gehorche.

Die

Die Frau Gräfin trug nun ihr Anliegen vor; der Finanzmann ward ernſthaft, und ſeine Mienen ſchienen zu ſagen, daraus wird nichts; die Sache muß ihren Gang gehen. Als die Gräfin ausgeredet hatte, verſicherte er, daß die Sache ſchlimme Aſpekten habe, daß er dabey allein nichts thun könne, daß ſeine Herren Mitintereſſenten auch darum wiſſen müßten, daß auf dieß alles, und auf ihn ſehr wenig ankomme, daß er aber doch alle ſeine Kräfte aufbieten wolle, um den Schaden, der nothwendig aus dieſem Handel entſpringen müſſe, von der gnädigen Frau abzuwenden.

Die Dame war nicht ſehr beruhiget, aber der Finanzmann hieß ſie gutes Muths ſeyn, was ich thun kann, thue ich gewiß, ſetzte er hinzu: verlaſſen Sie ſich nur auf mein Wort. A propo, gnädige Gräfin, iſt Fräulein Nannette ſchon verheirathet?

Gräfin. Nein! Wir haben noch nicht dran gedacht.

Hr. v. Fripon. (kalt) So, ſo! (feurig) Gnädige Frau, ich hoffe, Ihnen zu dienen, und Sie nicht nur aus dieſer, ſondern aus allen Verlegenheiten ziehen zu können.

Grä-

Gräfin. Die einzige, worin ich mich befinde, ist die, welche ich Ihnen vorgestellt habe: werden Sie mich aus dieser ziehen, so soll meine Dankbarkeit gegen Sie keine Gränzen kennen.

Hr. v. Fripon. Und meine Ergebenheit gegen Sie, gnädige Frau, kennt schon längst keine Gränzen mehr: ich verehrte die Mutter der schönen jungen Gräfin von Vitacon schon ehe ich sie kannte. Doch lassen sie uns für jetzt von einer Sache schweigen, die noch Zeit bedarf, ehe sie zur Reife kommt.

Gräfin. Ich verstehe Sie wahrlich nicht, Herr von Fripon.

Hr. v. Fripon. Wenns Zeit seyn wird, will ich mich schon erklären. Indessen seyn Sie nur ruhig, und in Absicht ihres Prozesses ganz unbesorgt.

Die Gräfin dankte dem Finanzmann für seine freundschaftliche Gesinnungen, und wollte sich ihm empfehlen; aber er bat so dringend, daß die Gnädige bey ihm bleiben, und mit einer geringen Mittagssuppe verlieb nehmen mögte, daß sie nicht widerstehen konnte, und blieb.

Es war kein angestelltes Festin, keine Mahlzeit, wozu man vorher Anstalten getroffen und Gäste eingeladen hatte; es war blos ein Mittagsessen, wie es der Finanzmann täglich hatte,

und

und doch so trefflich, so geschmackvoll und delikat, daß es die Tafel manches großen Herrn beschämte.

Der Finanzmann war einer von denen, welche ihre Ehre im Aufwand und in der Pracht suchen, das heißt, welche alles aufbieten und alles anwenden, um nur für unermeßlich reich angesehen zu werden. Er gab daher nicht nur dann und wann, das heißt so oft es sich nur mit Anstand und ohne allzu auffallende Affektation thun ließ, große kostbare Feten, Bälle, Pikenicks und d. al. sondern führte auch täglich einen Tisch wie ein Sybarite wie ehedem der bekannte Freund die Helden, Philosophen, Dichter, Schmarutzer und Taugenichts zu Rom, Lucullus. An dem Tisch des Herrn von Fripon fand jedermann, der modisch gekleidet war und sich als einen Mann von Stand, oder als einen Gelehrten producirte, er mogte es übrigens seyn oder nicht, einen Platz, und ein Couvert.

Herr von Fripon affektirte nämlich ein großer Mäcen der Gelehrten zu seyn, ob er gleich kaum mehr als essen, schreiben und rechnen konnte, auch für die Gelehrten nichts mehr that, als daß er den Hungrigen und Durstigen unter ihnen zu essen und zu trinken gab. Da aber in Frankreich, ebenso wie in Deutschland, die Gelehrten besonders die, welche auf den Universitäten di

Gelehrſamkeit feil haben, ſtark hungern und dürſten, ſo hatte Herr von Fripon immer zahlreiche Geſellſchaft von ſolchen an ſeiner Tafel, welche aber ſeinem Eſſen und Trinken weit weniger Lob und Preiß ertheilten als ſeinem Wiz, ſeinen Einſichten, und beſonders ſeiner übergroßmüthigen Beförderung der Wiſſenſchaften und Unterſtüzzung der Gelehrten.

Daß Herr von Fripon ſehr oft der Gegenſtand der Bücherdedikationen war und oft, beſonders an ſeinen Geburts- und Namenstagen gar ſtattlich beſungen wurde, hab ich gar nicht nöthig zu erinnern: es ging damals in Frankreich, wie es jezt noch in Deutſchland geht, wo die Schöngeiſter, Dichterlinge, Verſifere und Bänkelſänger auch keine Gelegenheit vorbey laſſen, in der Sprache der Götter orakelmäßig zu betteln.

Vorzüglich war einer unter den Gelehrten zu Dijon, welcher täglich Gaſt im Hauſe des Herrn von Fripon war. Der ſchmuzigſte Geiz, welcher ihn regirte, machte, daß er ſeinen Stand — er war Profeſſor, — nicht achtete, und ſich zum Hofnarren des Financiers gebrauchen ließ, um zu ſchmarozen, und, ohne etwas zu verzehren, doch jeden Tag ſatt gegeſſen und mit einer Schnurre von Burgunder im Kopf ſchlafen zu gehen. Herr

von

von Tripon nahm ihn jedesmal, wenn er bey Laune war, ganz erbärmlich mit, und die übrigen Gäste ahmten ihren Mäcen nach, und stichelten auf den armen Professor, der sich aber nicht dran kehrte, mit lachte und die Salve oder die Sarkasmen noch obendrein verstärkte, die man über ihn ergoß.

Die Frau Gräfin fand an der Tafel eine ganz artige Gesellschaft, wovon sich aber jeder entschuldigte, so ganz sans façon ungebeten hergekommen zu seyn. Sie bewunderte die Liberalität des Generalpächters, vorzüglich aber die kostbar zugerichteten Speisen, und die feinen Weine, welche im Ueberfluß da waren. Sie gab ihrem Nachbar, einem ehrwürdigen Domherrn *), ihre Verwunderung zu erkennen. Ah Madam, sagte der Domherr, auf seinen dicken Wanst klopfend, das ist heute noch gar nichts. Ma foi, so schlecht hab ich hier noch nicht gegessen. Freylich ist alles gut, excellent: aber der Herr Fermier général könnts noch besser zwingen; er ist ja ein Millionär.

Die Gräfin seufzte, daß der Herr Graf, ihr Gemal, nicht auch ein Millionär war: denn für ihr Leben liebte sie Pracht und Aufwand.

End-

*) Ehemals war zu Dijon ein Bischof und ein Domkapitel.

Endlich kam die Zeit herbey, daß die Frau Gräfin nach Haus mußte; sie stand auf, und empfahl sich der Gesellschaft, wovon noch kein einziger an den Abzug dachte: denn noch standen volle Flaschen auf dem Tische, und die Bedienten schleppten noch immer frische an. Woher sollte da einem Domherrn, einem Abbé, einem Klostergeistlichen, einem Professor, einem Advokaten, einem Dichter und einem Versifer die Lust ankommen, die Gesellschaft schon zu verlassen? Und die Gesellschaft bey Hrn. von Fripon bestand aus Subjekten dieser Art.

Der Finanzier begleitete die Frau Gräfin bis an ihren Wagen: Hier, sagte er, indem er ihr ein goldnes Kreuz mit Brillanten von hohem Werth in die Hand gab, ist eine Kleinigkeit für Fräulein Nannette. Ich werde bald selbst kommen, und Ihnen die Nachricht vom glücklichen Ausgang Ihres fatalen Processes bringen.

Die Gräfin nahm das Kreuz, dankte aufs verbindlichste, ließ sich vom Generalpächter die Hand küssen, und fuhr vergnügt aus Dijon.

Arme Nannette!

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Die Eitelkeit macht die Weiber zu Furien.

Montaigne.

Der Glanz, welchen die Gräfin von Vitacen in der Wohnung des Herrn von Fripon bemerkt, begafft, bewundert, und angeſtaunt hatte, ſchwebte ihr auf dem ganzen Weg nach ihrer Wohnung vor den Augen, und ließ ihr auf keinen Augenblick Ruhe. Wie klein, wie elend kam ihr das Haus vor, das ſie bewohnte: es war ihr, als ſie an ihre Thür kam, gerade, als ſollte ſie in einen finſtern Kerker kriechen, und erſt jetzt bemerkte ſie vollkommen, wie alle ihre Möbel, alle ihre Geräthſchaften, ihre Zimmer, ihre Bedienten, ihre Speiſen und Getränke nicht mehr und nicht weniger waren, als Zeichen des größten Elends, de la plus fatale gueuſerie.

Nannette ſahe die finſtre Miene ihrer Mutter. Sie wußte die Urſache, warum ſie nach

Dijon gefahren war, und vermuthete, daß ein übel ausgeschlagenes Geschäft Schuld an den Runzeln und Falten ihrer Stirne wäre. Sie glaubte daher, es sey ihre Pflicht, die gute Mutter zu trösten, und fing wirklich an, ihr vorzustellen, daß was einmal nicht zu ändern wäre, geduldig müsse ertragen werden, daß man das Beste immer hoffen müsse, und was dergleichen leidige Trostgründe mehr sind.

„Ach! sagte Frau von Vitacon, geh mir mit deinen Tröstereien, Nannette: meine Sachen mit der Kontrebande stehen besser, als ich selbst gehofft habe, daß sie je stehen werden.

Nannette. Gott Lob und Dank! — Aber, liebe Mama, Sie sehen ja so betrübt aus: haben Sie etwa Kopfschmerzen oder Vapeurs?

Gräfin. Närrische Frage. — O ich mögte meinen Aeltern unter der Erde — doch es waren gute Leute, die es gut meinten: ich will ihnen nicht fluchen.

Nannette. Sie erschrecken mich, Mama! Sagen Sie, ums Himmels Willen, was fehlt Ihnen?

Gräfin. O ich mögte bersten, daß meine Aeltern mich deinem Vater gegeben und für reiche glänzendere Parthie gesorgt haben.

Nannette. Ach und Cher pere iſt ſo gut.

Gräfin. Gut hin, gut her: was hilfts? Dein Vater iſt gut, aber er iſt ein Bettler. —

Nannette. Ein Bettler? Die Bettler leben ja von Almoſen.

Gräfin. Von Stand ſeyn und ohne Glanz in der Welt leben, iſt eben ſo viel als gerade hin von Almoſen leben. Oh — Doch wer weiß — Sieh her Nannette. (Sie giebt ihr das Kreuz des Generalpächters.)

Nannette. O das iſt ja allerliebſt. Ach wie die Steine ſpielen!

Gräfin. Nicht wahr, Nannette, das iſt doch ein Stückchen?

Nannette. O vortreflich. Gehört es Ihnen Mama?

Gräfin. Es iſt dein, mein Töchterchen. Seit ſolchen Schmuck haſt du noch nicht gehabt?

Nannette. Gewiß nicht, liebe Mama.

Gräfin. Armes, unglückliches Mädchen!

Nannette. Aber Mama, muß man denn koſtbaren Schmuck haben, um glücklich zu ſeyn? Ich habe immer gehört und geleſen, die Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande mache das Glück des Lebens aus, und dieſe könnten wir uns ſelbſt geben, wenn wir vernünftig von den Dingen in der

Welt urtheilen wollten. So sagte der liebe Vater mehr als einmal.

Gräfin. Du und dein lieber Vater sprecht, wie ihr es versteht, das heißt, wie die Narren. — Ich bin einmal an einen Mann gekommen, der für Größe kein Gefühl hat, und nichts that, um sich aus der Dunkelheit hervorzuziehen, worin ihn seine Dürftigkeit hielt. Aber du, Nannette, sollst mir gewiß in der Welt eine Rolle, eine glanzvolle Rolle spielen, oder lieber dein Leben in einem Kloster hinbringen. — Kennst du den Herrn Generalpächter von Fripon?

Nannette. Ich erinnere mich, ihn gesehen zu haben.

Gräfin. Wie gefällt er dir?

Nannette. Mir, liebe Mama? Ich habe mich noch nicht gefragt, ob mir überhaupt ein Mann gefallen könne? Aber das weiß ich doch, daß mir der Generalpächter Fripon sehr zuwider seyn würde, wenn er in meiner Nähe wäre.

Gräfin. (hastig) Und warum, Fräulein Tochter, wenn fragen darf?

Nannette. Ach seine widrige Physionomie! Und dann hört man ja lauter Böses von ihm.

ihm. Er hat ja ſchon eine Menge Menſchen unglücklich gemacht.

Gräfin. Was geht dich das an?

Nannette. Ich kann aber einmal den Leuten nicht gut ſeyn, die andre plagen, um das Ihrige bringen und unglücklich machen.

Gräfin. Wie das Aeffchen ſchnattern kann! — Ich ſage Ihnen, meine kleine Gräfin, der Herr von Fripon iſt ein ſehr liebenswürdiger Mann: denn er iſt ein Millionär. Verſtehn Sie mich?

Nannette. Wenn vieles Geld liebenswürdig macht, ſo —

Gräfin. Schweig, Närrin, ich mag deine Moral nicht weiter hören. Herr von Fripon wird uns nächſtens beſuchen, und dann ſollſt du ihm mit vorzüglicher Achtung begegnen, das befehle ich dir. Du verſtehſt mich doch?

Nannette. Ich werde ſtets bemüht ſeyn, Ihre Befehle zu befolgen, liebe Mama.

Gräfin. Deine Schuldigkeit.

Die Frau Gräfin ſchwebte zwiſchen Furcht und Hoffnung: denn noch wußte ſie nicht gewiß, ob Fripon ſein Wort halten, und ihrem Proceß einen guten Ausgang verſchaffen werde. Ihre Erwartungen aber gingen nicht allein auf

ein

ein glückliches Ende ihrer Klagsache; sie hatte auch so ein dunkles Vorgefühl von glücklicher Veränderung ihrer, wie sie glaubte, kümmerlichen Lage; sie fing nämlich an, sich vorzustellen, wie hübsch es werden könnte, wenn ihre Tochter Nannette die Gemahlin des Herrn von Fripon würde, und daß diese Vorstellung realisirt werden könnte, hätte sie auch einige Hoffnung, die sie theils auf die Fragen des Finanzmannes nach ihrer Tochter, theils auf das Geschenk gründete, das er ihr gemacht hatte. Frauenzimmer pflegen in solchen Stücken immer heller zu sehen, und besser zu diviniren, als die Männer.

Herr von Fripon erschien seinem Versprechen gemäß, drey Tage hernach als die Frau Gräfin bey ihm gewesen war. Das ganze gräfliche Haus gerieth in Bewegung, als die brillante Equipasche und die brillante Dienerschaft des Herrn Generalpächters ankam. So was prächtiges hatte man auf dem Schlosse Vicacon noch nicht gesehen: denn der Graf gab niemals kostbare Gastereien und Bälle, und wo kein Aas ist, da sammlen sich auch keine Adler.

Die junge Gräfin sahe zum Fenster heraus, und erblickte die kostbare Equipasche und Bedienentschaft des Herrn von Fripon: sie vergaß in dem

Au-

Augenblick daß ſie eine Gräfin aus einem der beſten Häuſer war, und lief dem Finanzherrn entgegen. Eine deutſche Gräfin, oder auch nur eine Baroneſſe würde ſich ſehr in Acht genommen haben, einem neugebacknen Edelmann entgegen zu laufen, ſollte er auch noch reicher als Cröſus ſeyn. Die deutſchen Damen wiſſen eher und beſſer ihr angebohrnes Recht zu behaupten, als die Franzöſinnen, welche, wie der Verfaſſer, aus ſeiner eignen Erfahrung weiß, höflich und oft zuvorkommend höflich waren, zumal wenn man zu ihnen in ihre Wohnung kam. Aber wie geſagt, die deutſchen Damen wiſſen ihre Grandezza beſſer zu behaupten, beſonders in ihren eignen Hauſe, wo ſie durchaus groſſe Impertinenz, als das ächte Kennzeichen und den wahren Probirſtein eines alten ſtiftsmäßigen Adels, ſehen laſſen.

So war aber die Frau Gräfin von Vitacon nicht: ſie lief dem Finanzmann entgegen bis an die Hausthüre, und bewillkommte ihn auf die artigſte Manier von der Welt.

„Ach meine Gnädige, ſagte der Generalpächter, wie froh bin ich, Ihnen gute Nachricht bringen zu können.“

Grä-

Gräfin. Tausend Dank, wertheſter Herr von Fripon. Alſo iſt alles in Richtigkeit?

Hr. v. Fripon. Noch nicht ganz; aber verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, ich ſetze es durch, und ſollte es mich ſelbſt tauſend Louisd'or koſten.

Gräfin. Vortreflicher Mann! Wie ſoll ich Ihnen danken?

Indeſſen waren die Frau Gräfin und ihr Gaſt im großen Beſuchzimmer angelangt, wo Fräulein Nannette ihrer erwartete. Der Finanzmann küßte des Fräuleins Hand, und ſagte ihr mit der ämabelſten Unverſchämtheit einige Schmeicheleien, worüber das gute Kind bis an die Fingerſpitzen roth ward.

Sie ſehen, Herr von Fripon, ſagte die Gräfin, daß Nannette noch wenig in der Welt geweſen iſt. Sie wird roth, über das was Sie zu ihr ſagen.

Çaira, çaira, erwiederte der Finanzmann; Fräulein Nannettchen wird ſchon in die Welt kommen, und die Sitten der großen Welt, und den guten Ton lernen. Aber ein guter Anführer iſt dem Fräulein nöthig.

Gräfin. Wer würde dieſe Mühe über ſich nehmen? Nannettens Vater iſt der Welt ſo zu ſa-

gen

gen abgeſtorben, ihr Bruder iſt bey der Armee, und ich — ach! —

Hr. v. Fripon. O mögte ich dieſer Glückliche ſeyn!

Gräfin. Keinen Scherz, Herr von Fripon, ich könnte, oder (lachend) Nannette könnte ſie beym Wort halten, und dann bedenken Sie, was für Geld es koſtet, ein junges Frauenzimmer in der ſchönen großen Welt zu produciren.

Hr. v. Fripon. Und ſollt es mich eine Tonne Goldes, ſollt es mich auch noch einmal ſo viel koſten, ich würde mich glücklich ſchätzen.

Gräfin. Ich nehme alles, was Sie ſagen, für höflichen Scherz auf. — Aber jetzt vergeſſen Sie, Herr von Fripon, daß ich Sie auf einen Augenblick verlaſſe. Ich gehe, nur einige Beſtellungen zu machen. Nannette, ſuche Monſieur zu unterhalten.

Hr. v. Fripon machte nach dem Weggang der Gräfin der jungen Nannette eine Menge von Schmeicheleien, die oft ſehr zweideutig waren, und dem guten Kind alles Blut aus dem Leibe ins Geſicht jagten. Endlich fragte er ſie mit der größten aisance*), deren er fähig war, ob ſie Gefallen

an

*) Ich kann dieſes Wort nicht überſetzen, ob es gleich in allen Wörterbüchern überſetzt iſt. Man

an ihm fände, und sich wohl entschließen könnte, an seinen unermeßlichen Reichthümern Theil zu nehmen?

Nannette erschrack über diesen Antrag, der sie so sehr überraschte, und den sie zum ersten Mal in ihrem Leben hörte, so sehr, daß sie gar nicht zu antworten im Stande war. Fripon drang weiter in sie, und das gute Mädchen stammelte so Etwas daher, woraus Fripon schloß, daß er schon erhört sey, und mit wildem Feuer auf die Hand der schönen Nannette einen derben Kuß drückte.

Ei, Ei, rief die Gräfin, welche eben ins Zimmer trat, und schlug dem Finanzier sanft auf die Schulter, ich hätte nicht gedacht, daß Monsieur so galant wären.

Nannette entfernte sich, Hr. v. Fripon aber erklärte ganz klar und deutlich, daß er Nannetten anbete, und sich fest vorgenommen habe, um ihre Hand anzuhalten; er hoffe, die Gnädige werde ihm keinen Korb geben.

„Ihr Antrag ehrt mich, und meine Tochter, erwiederte die Gräfin: aber einige Bedenkzeit muß

versteht darunter oft die Mittelstraße zwischen Unbefangenheit und Unverschämtheit, oft bedeutet es das Intermezzo zwischen Reichthum und dem Zustand eines armen Teufels.

muß ich mir ausbitten, wenigſtens ſo lange, bis die fatale Sache mit der Kontrebande geendigt iſt."

Hr. v. Fripon. Gnädige Frau, wenn es daran liegt, ſo ſey die Sache in dieſem Augenblick geendigt. Verſprechen Sie mir die Hand Ihrer ſchönen Tochter, und ich gebe Ihnen eine ſchriftliche Verſicherung, daß Sie niemand mehr wegen der Sache behelligen ſoll.

Gräfin. Ich muß erſt meine Tochter ausforſchen: ihre Geſinnungen kommen bey dieſem wichtigen Schritte doch auch wohl in Anſchlag.

Hr. v. Fripon. Allerdings. Aber ich zweifle nicht, daß Fräulein Nannette nicht mit Freuden einen Mann annehmen ſollte, der ſehr reich, ſehr angeſehen, und im Stande iſt, die ganze Familie, welche — nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht ungnädig — ſich wegen der zerrütteten Finanzen, gar nicht ſo zeigen kann, wie ſich eine gräfliche Familie zeigen ſollte.

Dieſe letztere Vorſtellung wirkte auf die Gnädige; ſie verſprach dem Finanzier ihrer Tochter Hand, und ging ſie davon zu berichtigen, indeß der Generalpächter, ſich die Zeit zu vertreiben, in einem Buch, la donne en chemise las, welches er bey ſich hatte.

Nannette

Nannette fiel beynahe in Ohnmacht, als ihre Mutter ihr befahl, den Herrn Generalpächter von Fripon, als ihren künftigen Gatten anzusehen: sie fiel vor ihr auf die Knie, bat um aller Heiligen Willen, sie keinem Manne zu übergeben, den sie nicht lieben könne, der ihr mehr zuwider sey, als der Tod. Es half alles nichts: die Gnädige schalt sie ungehorsam, und that einen grosen Schwur, daß sie Fripons Gattin werden müßte. Führe dich heute vernünftig auf, oder die Wirkungen meines Zorns sollen dir fühlbar werden.

Unterdessen hatte man im Tafelzimmer gedeckt. Die Tischgesellschaft bestand nur aus drey Personen, dem Hr. v. Fripon, der Gräfin und Nannetten. Was von der Gräfin gegeben wurde, war nur sehr mittelmäßig, aber der Herr Generalpächter hatte sehr köstliche Weine, herrliche Konfitüren, Austern und delikates Obst mitgebracht; und so konnte man immer die Tafel splendid nennen, die sonst ein sehr frugales Ansehen gehabt haben würde.

Nannette aß fast gar nicht, desto besser ließ sichs aber der Finanzmann schmecken, dabey war er sehr aufgeräumt, trank oft Nannettens, als sei-

ner

ner ſchönen Braut, Geſundheit, und brachte Zweydeutigkeiten hervor, worüber ſelbſt die Gräfin erröthete.

Endlich befahl Hr. v. Fripon anzuſpannen, und brach auf. „Ihre etwanigen Ausgaben zu beſtreiten, Gnädige Frau, da ihr Herr Gemal abweſend iſt, bitte ich dieß einſtweilen anzunehmen," ſagte er, indem er der Gräfin eine volle Börſe überreichte.

Die Gräfin nahm nach einigen Weigerungen die Börſe, und verſprach den Erſatz davon, ſobald der Graf zurück kommen würde: aber Fripon ſchwur, daß davon kein Wort mehr erwähnt werden ſollte.

Es ging ans Abſchied nehmen: der Generalpächter küßte der Gräfin die Hand, als er aber Nannetten einen Kuß auf die ſchönen Wangen drücken wollte, ſtieß ihn dieſe mit Verachtung und den Worten, gehn Sie, Unverſchämter, weit zurück, und eilte aus dem Zimmer.

Was iſt das, fragte Fripon erſtaunt.

Gräfin. Sie haben mein Wort, Herr von Fripon: verlaſſen ſie ſich darauf. Nannette iſt die Ihrige.

Hr. v. Fripon. Das ist mir genug; gnädige Gräfin. Uebermorgen komme ich wieder.

Gräfin. Gut, recht gut! Uebermorgen soll Verlöbniß seyn.

Herr von Fripon eilte in seinen Wagen, und fuhr rasch nach Dijon zurück.

Siebentes Kapitel.

Mütterliche Moral.

Die Gräfin war fürchterlich aufgebracht, daß Nannette dem Finanzherrn so unbescheiden begegnet war, und ihre Wuth stieg noch höher, als sie den Beutel, welchen ihr Herr von Fripon gegeben hatte, näher untersuchte, und hundert Pistolen darin fand. Sie glaubte sich verpflichtet, den einem so freigebigen edelmüthigen Mann angethanen Schimpf zu bestrafen, und wollte sofort auf das Zimmer ihrer Tochter.

Nannette hatte rothgeweinte Augen, aber die Augen der gnädigen Mama glänzten vor Zorn.

Aber sag mir doch einmal, sagte diese hastig, Fräulein, bist du verrückt, oder hast du dirs vorgenommen deine Mutter zu beschimpfen, deine Fa-

Familie unglücklich zu machen, und dich selbst zu verderben? (Nannette schwieg, und seufzte.) Mit dem Seufzen ists nicht ausgemacht; sprich, warum hast du dich so unartig gegen den Herrn von Fripon betragen?

Nannette (mit Thränen). Ach liebste Mama, er war ja so unartig gegen mich.

Gräfin. Unartig? Ist das wohl unartig von einer Mannsperson, einem Frauenzimmer einen Kuß zu geben, das unsre Braut ist?

Nannette (erschrocken). Ich wäre Fripons Braut?

Gräfin. Nicht anders, Fräulein Naseweis. Ja Sie sind von heute an des Herrn Generalpächters Braut. Du kannst mir danken, daß ich dein Glück gemacht habe.

Nannette. Ich sehe kein größer Unglück, als die Verbindung mit einem Manne, den ich hasse. Ich beschwöre Sie, lassen Sie diesen Vorsatz fahren: Sie machen Ihr Kind höchst elend.

Gräfin. Ich will dich glücklich machen, das ist mein Vorsatz, und willst du nicht im Guten, so mußt du, das merke dir. Ich werde deiner Grillen wegen ein Projekt nicht aufgeben, das unserm Hause seinen gebührenden Lüster wie-

der

der geben kann, und gewiß wieder geben wird. Ich verlaſſe dich und gebe dir bis Morgen Bedenkzeit, aber bilde dir nicht ein, daß ich meinen Entſchluß ändern werde. Bey Gott ſchwöre ich dir, du biſt Fripons Braut, und ſollſt auch wieder deinen Willen die glücklichſte Gattin werden.

Nannette. Aber mein Vater —

Gräfin. Was ſoll dein Vater? Die Sorge für dich gehört mir: mag er für den Sohn ſorgen. Ich glaube wohl, wenn er hier wäre, und das Starrköpfchen machte ihm Vorſtellungen, er bemühete ſich, Hinderniſſe gegen meine Intention zu machen. Aber wäre er auch hier, er ſollte doch nichts ausrichten. Ich weiß, was ich zu thun habe. Beſinne dich bis Morgen was beſſern, aber bedenke, daß ich Gehorſam fordere.

Die Gräfin ging, und ließ Nannetten in dem troſtloſeſten Zuſtande. Das arme Mädchen weinte, konnte aber kein Mittel erdenken, ſich aus der Lage zu retten, worein ſie die Eitelkeit ihrer Mutter verſetzt hatte. Der Tag verging, und ihm folgte eine ſchlafloſe Nacht für das arme Fräulein.

Früh ließ die Gräfin ihre Tochter zum Kaffee auf ihr Zimmer holen. „Wie ſiehſt du aus, meine Tochter? ſagte ſie ganz ſanft zu ihr. Ich

glaube gar du haſt geweint, und nicht geſchlafen, ſo zerſtört ſind alle deine Züge."

Nannette. Ach liebſte Mama, nach dem was geſtern vorgegangen iſt, wie ſollt ich da nicht weinen?

Gräfin. Liebes Kind, ich ſorge ja für dein Glück. Sag, was haſt du an dem Hr. v. Fripon auszuſetzen?

Nannette. Ich kenne ihn nicht genau, aber ſein Aeußerliches iſt mir ſo widrig, daß ich ihn nicht ohne Abſcheu anſehen kann. Uebrigens erzählt man auch ſo viel ſchlechte Streiche von ihm.

Gräfin. Iſt das alles, liebes Kind? Ich will mir die Mühe geben, deine Einwürfe genau zu beantworten, um dir zu beweiſen, daß du ſehr Unrecht haſt, den Herrn von Fripon nicht nach deinem Kopf zu finden. Du ſagſt, man höre allerley ſchlechte Streiche von ihm. Aber was thut dir das? Dein künftiger Mann iſt ſehr reich, und ein reicher Mann iſt ſtets geehrt, er mag erworben haben, wie er will. Auf dich fällt wenigſtens nicht die geringſte Schuld von allem, was er gethan hat. Ich weiß auch, und du weißt es auch eben ſo gut, wie ich, daß reiche Leute ſich müſſen verwerfen laſſen, ſie beſäßen ihr Vermögen nicht mit Recht, ſie hätten allerley unedle

edle ſchlechte Streiche begangen, um ſich zu bereichern. Das iſt nun einmal ſo der neidiſchen Welt Lauf. Glaube mir, liebe Tochter, der Einwurf, den du wegen des üblen Rufs, worin Hr. von Fripon ſtehen ſoll, gegen ihn machſt, iſt zu altväteriſch und lächerlich, als daß er jemals einem Frauenzimmer von gutem Ton und Geſchmack einfallen ſollte. Nimm einmal den Herzog von Orleans: was ſagt man dem nicht alles nach, und doch bückt und neigt ſich jedermann vor ihm, da im Gegentheil die andern ſogenannten unbeſcholtenen Männer darben und ihrer Armuth wegen verachtet und verlachet werden. Die Gemalin des Herzogs iſt gewiß eine tugendhafte Dame, und die Poſſen ihres Gemals ſchaden weder ihrer Tugend, noch ihrem guten Namen. Alſo hätte ich hinlänglich gezeigt, daß alles, was man deinem Bräutigam übels nachſagt, dich gar nichts angeht, und dich von der vortheilhaften Verbindung gar nicht abhalten darf.

Nannette. Aber, liebe Mama, es wird mir doch unmöglich ſeyn, einen Mann zu lieben, den ich nicht ſchätze, den ich nicht liebenswürdig finde.

Gräfin. Wer fordert denn, daß du den Herrn von Fripon lieben ſollſt? Wenn die Liebe

allemal in Betrachtung kommen müßte, so müßten gar viele Ehen ungeschlossen bleiben. Mein liebes Kind, man sieht wohl, daß du noch gar wenig in der Welt gewesen bist, und sie gar schlecht kennst. Eine Dame nimmt einen Mann, um einen Stand zu haben, und diesem Stand gemäß zu leben. Das ist alles, und das findest du in der Verbindung mit dem Herrn von Felpon.

Nannette. Mein Herz belehrt mich aber eines ganz andern.

Gräfin. Dein Herz hat seine Ansprüche, die sehr gerecht sind, und die allerdings gehört werden müssen. Liebst du denn, meine Tochter?

Nannette. Nein, liebe Mutter! bisher sind mir alle Mannspersonen gleichgültig.

Gräfin. Sie werden es aber nicht immer bleiben, vorzüglich wenn du in größere Zirkel kömmst; du wirst dann gewiß auch einem den Vorzug geben.

Nannette. Und unglücklich seyn, daß ich meine Neigung unterdrücken muß, welche ein Weibchen ist, sobald ich meine Hand vergeben habe.

Gräfin. Deine Sittenlehre schmeckt recht nach dem Kloster, worin du erzogen bist. Liebes Kind, lege doch Vorurtheile ab, die in der

großen

groſſen Welt nicht mehr Mode ſind. Ein Frauenzimmer findet an einem andern Manne mehr Geſchmack, als an dem Ihrigen: à la bonne heure, ſie iſt klug genug ihrem Liebhaber zu zeigen, daß ſie ihn diſtinguirt, und beyde genieſſen, was Liebe, niemals aber das eheliche Band gewährt.

Nannette. Ich erſchrecke, meine Mutter! Können ſie ſo mit ihrer Tochter ſprechen?

Gräfin. Närrchen, du verſtehſt das alles noch nicht, du wirſt es aber ſchon verſtehen lernen.

Nannette. Nimmermehr! Nie werde ich den Pfad der Tugend verlaſſen.

Gräfin. (aufgebracht) So bleibe drauf: aber ich verlange Gehorſam!

Nannette. (zu ihrer Mutter Füßen) Ach Mama zwingen Sie Ihr Kind nicht, unglücklich zu ſeyn.

Gräfin. (bitter) Alſo willſt du mich ins Verderben ſtürzen, willſt deine Familie der Schande preiß geben?

Nannette. O Gott, beſte Mama, wie mögen Sie das von mir denken?

Gräfin. Der Schande, ja, der Schande und dem Verderben giebst du mich Preis, mich und deine ganze Familie.

Die Gräfin vergoß einen Strom von Thränen, welche aber mehr der Aerger über die Weigerung ihrer Tochter, als der Schmerz und die Furcht vor Unglück und Schande auspreßte. Sie stand auf, und verließ die arme Nannette in einem troſtloſen Zuſtande.

Nannette erhob ſich langſam, und folgte ihrer Mutter, fand aber ihr Zimmer verſchloſſen. Sie wagte anzuklopfen, alles blieb ſtill; ſie rief ihrer Mutter zu wiederholten malen: keine Antwort. Betrübt ſchlich Nannette zurück auf ihre Stube, und warf ſich aufs Sofa.

Es ward Mittag, ein Bedienter brachte dem Fräulein ihr Eſſen auf die Stube.

„Wo iſt meine Mutter?“ fragte ängſtlich Nannette.

„Sie macht ſich zur Reiſe bereit: um zwey Uhr will ſie wegfahren.“

„Wohin?“

„Das wiſſen wir nicht: da ſie aber viel Gepäcke mitnimmt, ſo ſcheint es, daß ſie weit wegreiſen will.“

Nan-

Nannette aß nicht, sie lief nach dem Zimmer ihrer Mutter, aber es war für sie verschlossen: sie mußte also ihre Stube wieder suchen, wo sie sich händeringend niederwarf, und trostlos weinte.

Achtes

Achtes Kapitel.

Nannettens Einwilligung.

Gegen zwey Uhr Nachmittags erhielt Nannette von ihrer Mutter folgenden Zettel:

Meine Tochter,

Dein Eigenſinn zwingt mich, meine Familie und ſelbſt mein Vaterland zu verlaſſen. Ich habe blos um meiner Kinder Willen, um dieſen einen beſſern und anſtändigern Unterhalt zu verſchaffen, mit Kontrebande gehandelt, und dadurch ein Verbrechen begangen, welches mir eine Strafe zuziehen muß, die mich und mein ganzes Geſchlecht, meinen Gemal und meine Kinder beſchimpft. Herr von Fripon verſprach nicht nur die ganze Sache niederzuſchlagen, ſondern für die Erhebung unſrer Familie zu ſorgen, und fordert weiter nichts, als deine Hand. Ich verſprach ſie ihm, weil ich kein ander Mittel ſahe, unſre Ehre

und

und unser geringes Vermögen zu retten, und weil ich dich für vernünftig genug hielt einzusehen, daß diese Verbindung uns Ehre und Vortheil bringen würde. Aber ich betrog mich; du widersetzest dich meinen Bitten, meinen Befehlen. Wolan, ich will dich nicht zwingen, ich will nachgeben, aber ein Land muß ich verlassen, wo schimpfliche Strafe auf mich wartet; denn Hr. von Frivon wird alles aufbieten, um sich zu rächen, wenn er sieht, daß er betrogen, und seine Liebe verachtet wird. Dein Vater und dein Bruder werden auch die Folgen deiner Halsstarrigkeit fühlen, und du selbst wirst dereinst bedauren, dem guten Rath deiner Mutter ungehorsam gewesen zu seyn, die es so gut mit dir meinte, wohl ich. Ich gehe nach Genf, aber ich verbiete dir, mir dahin zu folgen: dein Anblick würde mich an deinen Ungehorsam und an mein Unglück zu lebhaft erinnern. Lebe wohl.

Dieser Brief that alle Wirkung, welchen Frau von Vitacon sich davon versprach. Nannette eilte zu ihr, fiel vor ihr auf die Knie, und bat um aller Heiligen willen, sie möchte doch ihren Entschluß fahren lassen und da bleiben; zugleich versprach sie allen unbedingten Gehorsam.

„Also

„Alſo, liebe Tochter, willigſt du ein?“

Nannette. In alles, was Sie haben wollen, liebſte Mama, wenn Sie nur bleiben, wenn Sie nur ruhig und glücklich ſind.

Gräfin. Ich werde es ſeyn, liebes Kind, wenn du dem Herrn von Fripon deine Hand giebſt.

Nannette. Alles opfere ich für Sie, für Ihr Glück auf, mein Leben ſogar: warum nicht auch meine Ruhe?

Gräfin. Du wirſt glücklich werden, mein Kind. Ein glänzendes Glück erwartet dich.

Nannette. Gott gebe, daß es hier (aufs Herz deutend) ruhig wird. Alles andre will ich gern annehmen, wie es auch kommen mag.

Die Gräfin küßte ihre Tochter, und fertigte ſogleich einen Expreſſen nach Dijon ab mit einem Brief, worin ſie dem Herrn von Fripon meldete, daß ihre Tochter nun ſeine großen Verdienſte eingeſehen hätte, und bereit ſey, ſeine überglückliche Gattin zu werden; zugleich bat ſie ihn, den folgenden Tag zu kommen, und das Verlöbniß zu vollziehen.

Außer dem Expreſſen an den Hr. von Fripon, ſchickte die Gräfin noch einen Karren nach Dijon, um die nöthigen Materialien zu

einem

einem recht magnifiken Verlöbnißſchmauß herbey zu ſchaffen. Zum erſten mal in ihrem Leben war die Frau Gräfin im Stande ihre Begierde, bey Gaſtereien Pracht ſehen zu laſſen, zu befriedigen, und zwar durch die Freygebigkeit des Herrn von Fripon. Wie ſehr hatte ſich dieſer nicht bey ihr empfohlen, da er großmüthig genug war, der ſtärkſten ihrer Leidenſchaften, oder vielmehr der ſtärkſten Leidenſchaft des weiblichen Geſchlechts, der Prachtliebe, ein Opfer zu bringen.

Die Dienerſchaft der Frau Gräfin war ſehr ſchwach, und reducirte ſich auf einen Lakayen, und einen Kutſcher: aber die Dame fand Mittel, dieſen Mangel, wenigſtens für den Verlöbnißtag zu erſetzen. Sie beſtellte aus Dijon ein halbes Dutzend Lohnlayen, die ehemals in Frankreich in allen Städten haufenweiſe anzutreffen waren, und für ein ſehr geringes Geld zu dienen pflegten, wenn man mit ihnen förmlich akkordirte, hingegen nicht wußten, wie viel ſie in ihrer layiſchen Unverſchämtheit fordern ſollten, wenn man ohne Akkord ſie auf einen halben oder ganzen Tag in Beſchlag nahm — Dieſe Lohnlayen trugen zwar alle Röcke von einerley, das iſt von Flöhfarbe *), aber ihre Aufſchläge und Kragen

*) Couleur de puce.

gen waren verschieden. Die Frau Gräfin ließ in aller Eile diesen Umstand ändern, und auf alle Lakayen-Röcke gelbe Aufschläge und Kragen setzen: gelb war ihre Domestikenfarbe, nun egalisirte und harmonirte alles aufs beste.

Fräulein Nannette ging traurig und niedergeschlagen herum, indeß die Frau Mutter vor Freuden außer sich war, und vor allen Geschäften nicht wußte, wo sie anfangen sollte. Alles ging drunter und drüber.

Erst spät erinnerte sich die Frau Gräfin, daß der benachbarte Adel zum Verlöbnißfeste müßte eingeladen werden: weil sie aber nicht Zeit hatte, alle Einladungsschreiben selbst zu machen, so mußte der Pfarrer aus dem Dorfe, der Schulmeister, der Gerichtshalter, der Krämer, und ein Schuhmachermeister, dessen gute Hand der Frau Gräfin aus den Laus deo, oder aus den Schusterrechnungen bekannt war, augenblicklich herbey, und Invitationsbriefe komponiren, welche durch Bauernbursche auf Bauerpferden in der Gegend weit und breit herumgeschickt, angenommen und aufs höflichste mit Zusage des gewissen Erscheinens beantwortet wurden.

Früh, noch eh es recht hell ward, war alles im gräflichen Schlosse Vitacon munter: alle Zimmer,

mer, besonders der große Saal, der Speisesaal, und das Visitenzimmer wurden aufs herrlichste aufgeputzt, und zu diesem Behuf hatte die Gnädige von einem reichen Trödler aus Dijon die Geräthschaften einstweilen geborgt, und auf vielen Wagen ankommen lassen: denn die Möbel, welche auf dem Schlosse waren, schienen ihr nicht prächtig, nicht geschmackvoll genug.

Endlich erschienen die Gäste, und ganz zuletzt der Bräutigam: des Gratulirens wollte kein Ende werden; Herr von Fripon betrug sich dabey wie ein Mann, der eine schöne Frau für das einzige hält, was ihm noch abgeht, und Nannette war mehr, als einmal der Ohnmacht nahe.

Ein prächtiges Gastmal folgte auf die Glückwünsche, und nach dem Gastmal ging das Verlöbniß vor sich, wozu zwey Notarien die Instrumente aufgesetzt hatten. Ein Ball beschloß die Zeremonie, und erst gegen Tag verlohren sich die Gäste, aber Herr von Fripon blieb noch da, um einige Anstalten für die Zukunft zu treffen.

Ich werde der glückliche Gatte ihrer Tochter, sagte er zur Gräfin, und als solcher habe ich das Recht, zu fordern, daß meine Schwiegereltern auf einen Fuß leben, wie es Leuten zukommt,

kommt, die ſo einen Schwiegerſohn haben, wie ich bin. Hier, liebe Mama, ſind 30,000 Livet: ich bitte ſie zum Ameblement ihres Schloſſes anzuwenden. Brauchen ſie mehr, ſo laſſen Sie mich es wiſſen. Für meine Braut habe ich auch geſorgt: noch heute kommt ein Schneider und eine Putzmacherin aus Dijon, die beyde in Paris gelernt haben: ſie werden ſie ganz zum Engel umſchaffen.

Der Gräfin hüpfte vor Freuden das Herz im Leibe: Nannette bemühte ſich, freundlich zu ſeyn, und da es nun nicht anders war, den Mann, welchen ihr die Nothwendigkeit gegeben hatte, mit liebevollen Augen anzublicken; aber ihr Beſtreben war vergebens, ein unbefangener Beobachter würde an ihr nur Verachtung und Widerwillen gegen den aufgedrungenen Bräutigam erblickt haben, aber Herr von Fripon ward davon nichts gewahr, und ſchrieb ihre Kälte gegen ſeine plumpen Karesſen, und ihr Erröthen bey ſeinen oft ſehr ins Derbe fallenden Zweydeutigkeiten, welche die geſittete Welt Zoten zu ſcheelen pflegt, für Wirkungen der unerfahrnen blöden Jungfräulichkeit, und ſchwur bey ſeiner Ehre, ſeiner Treue, und ſeiner Seele, er wolle hundert tauſend Liver verwetten, daß Fräulein Nannette,

nette, ſobald ſie Frau von Fripon ſeyn würde, es an edlem Anſtand, und an liebenswürdiger Munterkeit mit jeder Pariſer Theaterprinzeſſin aufnehmen ſollte.

Von dieſem Tage an gingen gewaltige Metamorphoſen auf dem Schloß Vitacon vor. Die alten treuen Diener beyderley Geſchlechts wurden alle weggejagt, und kaum konnte Nannette es dahin bringen, daß die gute Sophie, ihr Mädchen, bleiben durfte. Die ganze Dienerſchaft war für die neue Hofhaltung zu ſteif, zu ungeſchickt, zu pöbelhaft. Die neuen Bedienten waren durch die Bank in Paris geweſen, und hatten da als Schuhputzer, Lohnlakayen, Schweizer, und Blumenmädchen die feine Welt kennen lernen, und ſo gefielen ſie der Gräfin.

Die alten Möbel des Schloſſes wurden fortgeſchaft, und neue kamen an die Stelle, durchaus nach dem beſten Geſchmack, ſo ohngefähr, wie ſie ein deutſcher Elegant nach den vortreflichen Vorſchriften des Modejournals würde einrichten laſſen. Daß neue Ekipaſche angeſchafft wurde, verſteht ſich von ſelbſt.

Vor allen Dingen aber bekam Fräulein Nannette einen Putz, womit ſie ſich am Hof zu Verſailles, in den Coterien zu Paris und auf dem

dem französischen Theater hätte mit allem Anstand zeigen können. Nannette war nicht eitel genug, um den Vorzug, prächtig gekleidet zu seyn, recht zu empfinden und zu schätzen. Ihre Mutter ärgerte sich auch nicht wenig, daß sie so gar unempfindlich war, und warf ihr vor, sie habe gar keine noble Gesinnungen, und stände in dieser Hinsicht manchem gemeinen Mädchen nach. Sie hatte auch hierin nicht unrecht; denn sogar in Deutschland, wo man doch lange so nobel nicht empfindet, als ehedem in Frankreich, zum Beyspiel in Leipzig, Berlin, und Halle, ja sogar in Merseburg und Naumburg, sucht die gnädige Frau, das Fräulein, die Madame, die Mamsell, die Jungfer Köchin und das Hausmädchen in schönen Kleidern ihren größten Vorzug, hält den Putz für die größte Ehre, und ärmlichen Anzug für die tiefste Schande.

Aber Nannette war gegen den Staat unempfindlich, und beweinte im stillen ihr Unglück;

Neuntes Kapitel.

Ein Strich durch die Rechnung.

So ſtanden die Sachen, als der Graf von Vitacon auf ſeinem Gute ankam. Die Frau Gräfin führte ihn, wie ſchon geſagt worden iſt, in ein Nebenzimmer, und erzählte ihm von dem Vorgang ſo viel als ſie für nöthig fand, machte aber die Gefahr, woraus ſie der Herr von Fripon gerettet hätte, und den Schimpf, worin ſie und die ganze Familie ohne ſeinen Beyſtand würde verſunken ſeyn, ſo groß, daß der Graf, dem die Ehre und das Glück der Seinigen über alles ging, nach einigen Exzeptionen nachgab, und das gut hieß, was die Gnädige in Abſicht ihrer Tochter gemacht hatte.

Der Graf wußte zwar beſſer, als ſeine Gattin, wer eigentlich Hr. von Fripon war: er wußte, daß er ehemals in Paris Diener bey einem Kaufmann geweſen war, welcher Bankrott machte, und den Fripon, auf den er alles hielt, und dem er alles vertraute, mit einer Summe baar Geld nach Breſt ſchickte, wo er ſich, nach gehaltner Abrechnung oder Abfindung mit ſeinen Gläubigern auch einfinden, und von da nach England übergehen wollte. Fripon aber nahm die Hälfte des Geldes, kehrte nach Paris zurück, und der Kaufmann fand bey ſeiner Ankunft in Breſt die halbirte Summe ſeines geretteten, oder vielmehr durch Bankrott erbliebten Vermögens mit folgendem Billet:

Mein Herr,

Sie haben Ihre Gläubiger um 300,000 Liver betrogen: denn Sie brauchten Geld, um zu leben. Ich habe 150,000 Liver davon genommen: denn auch ich brauche Geld, um zu leben, und der Reſt, gerade ſo viel als ich nahm, wird hinreichen, Sie vor den Sorgen der Nahrung zu ſichern. Ich hatte freylich kein Recht auf das Geld, aber doch mehr als Sie; alſo würden Sie unrecht thun, wenn Sie mich einen Dieb nennen wollten. Verklagen werden Sie mich ohnehin nicht.

nicht. Leben Sie wohl. Ihr

Fripon.

N. S. Fangen Sie doch in England wieder einen Handel an, und machen Sie noch ein Mal Bankrott: oder, wissen Sie was, gehen Sie mit Ihrem Geld nach Deutschland, etwa nach Leipzig, und fangen Sie da wieder an. Ich weiß aus sichern Nachrichten, daß es da grande mode ist, Bankrott zu spielen, und hernach reicher zu seyn, als man vorher war.

Fripon ging mit seinem Geld nach Paris, borgte auf gut jüdisch vornehmen Herren, Grafen und Prinzen, erwarb sich beträchtliche Summen, und befand sich nach sechs Jahren im Stande, Theil an der General-Pachtung zu nehmen, wobey er bald ein Millionär ward.

Dies alles wußte der Graf recht gut, aber er wußte auch, daß Geld alle Schande zudeckt, er kannte den Stolz seiner Gemalin er liebte den Hausfrieden, und hielt diesen in seinem Hause durch den neuen Glanz, welchen die Verbindung seiner Tochter mit dem Herrn von Fripon gab, für vollkommen gegründet, und so ließ er sich denn alles gefallen, was die Frau Gräfin gemacht hatte.

Fräulein Nannette war immer traurig, ihr Vater bemerkte dieß, und fragte sie um die Ursache, aber Nannette hütete sich, wegen der fürchterlichen Drohungen ihrer Mutter, und wegen des Gedankens, daß die Sache doch nun nicht mehr zu ändern sey, ihm die wahre Ursache ihrer Niedergeschlagenheit zu entdecken: Kopfweh, Vapeurs, Unbekanntschaft mit dem neuen Stand, Furcht vor dem Eintritt in die große Welt, Schmerz über die Nothwendigkeit geliebte Aeltern zu verlassen u. d. gl. waren die Ursachen, woraus Nannette und besonders die Gräfin dem Vater die auffallende Traurigkeit der Braut erklärten, und der Vater beruhigte sich bey dieser Erklärung.

Man bestimmte den Tag zur Hochzeit, welche mit aller Pracht sollte vollzogen werden, die sich für den Stand oder vielmehr für den Reichthum eines Finanzherrn in Frankreich schickte, aber ein Zufall machte einen Strich durch die Rechnung.

Der Prinz von Conty befand sich eines Tags in der Gesellschaft der Königin, welche ihn auf die Seite zog, und ihm ein Epigramm vorlas, worin sein Geiz und seine Ausschweifungen mit den plumpsten grellsten Farben geschildert waren. Der

Prinz

Prinz ſchäumte vor Wuth und ſtampfte auf den Boden mit den Füßen. Die Königin lachte aus vollem Halſe.

„Madam, ſagte der Prinz, von wem haben Sie das ſchändliche Pasquill?“

Königin. Pasquill, Prinz? Iſt es nicht eine treue Kopie von ihrem ganzen Weſen? Wollen Sie ihr eigen Porträt ein Pasquill ſchelten? Ich dächte, Sie freuten ſich, daß es Leute giebt, welche Sie ſo genau ſchildern können. (lacht noch heftiger.)

Prinz. (aufgebracht) Madam, ich bin ein Prinz von Geblüt: ich laſſe mich nicht ſo behandeln. Sagen Sie, von wem haben Sie das Ding?

Königin. Von einer Freundin.

Prinz. Und dieſe Freundin?

Königin. Iſt Madame von Lamballe.

Prinz. Ah ſo, die. Nun gut: ich werde herausbringen, wo es her iſt, und wer es gemacht hat. Ha, rächen will ich mich!

Königin. Aber, lieber Conty, iſt denn der Urheber des Epigramms ein Lügner? Ich dächte doch, er habe Wahrheit geſagt.

Prinz. Wahrheit? Und wenn er Wahrheit geſagt hat; von einem Manne meines gleichen

chen darf niemand Wahrheit sagen. Alle Wahrheit wird zum Pasquill, sobald sie einen Großen betrifft.

Königin. Wer also von den Großen reden will, muß lügen, ha, ha!

Prinz. Hm, wie Sie wollen. Wenigstens soll niemand die Wahrheit von ihnen sagen, das ist ausgemacht. Ich gehe aber, mich nach dem Verfasser des Epigramms zu erkundigen.

Der Prinz begab sich zur Frau von Lamballe, welche ihm gestand, daß Herr Barray ihr das Epigramm gegeben hatte: der Prinz ließ den Herrn Barray rufen und erfuhr, daß dieser es von Dijon mitgebracht habe. Auf des Prinzen Befehl mußte Herr Barray nach Dijon schreiben, und erhielt zur Antwort, Herr von Fripon werde als Verfasser des Epigramms angegeben, und er widerspräche gar nicht, wenn man es auf seine Rechnung setzte, da es als ein sehr witziges Ding von jedermann, der auf guten Geschmack Anspruch machte, angeführt würde.

Fripon hatte zwar an dem Epigramm nicht den geringsten Antheil: denn er war ein trübseliger Ignorant, wenn man von der Rechenkunst, die sich aber bey ihm bloß auf die vier Species einschränkte, abstrahirte. Aber er hatte als Mä-

cenas

cenas der Gelehrten, immer Dichter und Dichterlinge an seinem Tische, welche ihm stets mit Versen aufwarteten. Das Epigramm auf den Prinzen von Conty hatte so ein Dichterling verfertigt, und da Fripon den Prinzen aus Privatursachen haßte, so gefiel es ihm ausserordentlich. Der Dichterling, welchen die Schulden drückten, hatte sich vorgenommen Frankreich zu verlassen, um auf einer deutschen Universität den Sprachmeister zu machen, und den Hanswurst zu spielen, nach dem Beyspiel so vieler Franzosen, die täglich vor unsern Augen herumschleichen. Er hatte sich seinem Mäcen entdeckt, dieser gab ihm Reisegeld, und bemühete sich nach seiner Abfahrt seinen hinterlassenen Opera im Publikum rechten Kurs zu verschaffen. Wer den Ehrenmann näher kannte, wußte recht wohl, daß er sich mit fremden Federn schmückte, aber wer ihn nicht kannte, hielt ihn für den wirklichen Verfasser der poetischen Geburten, und so paßirte denn auch Herr von Fripon für den Urheber und Werkmeister des Epigramms auf den Prinzen von Conty.

Der Prinz schwur dem Generalpächter die fürchterlichste Rache, und fing damit an, daß er einen Arrestbefehl, Siegelbrief (lettre de cachet) ehedem genannt, gegen ihn auswirkte.

Das

Das Wort Siegelbrief hat keine üble Bedeutung: wenn ich an meinen Verleger schreibe, oder er an mich, so sind unsre Briefe auch Siegelbriefe, weil wir uns keine Knüpfzettel auf der Post zuschicken: aber in Frankreich war und ist noch eine Sprache, worin Wörter vorkommen und Redensarten, die ganz andere Bedeutungen haben, als der Etymolog, welcher bloß auf erste Bedeutungen Rücksicht nimmt, herausbringen würde. Man lese Voltärs Brief an die Welschen. So war denn auch ehemals ein Siegelbrief weiter nichts, als ein vom Tyrannen gegebener Machtspruch, kraft dessen jemand ohne weiters, ohne Verhör, ohne Untersuchung bloß auf ein einseitiges Angeben irgend eines Prinzen, Kammerdieners, einer Hofzofe oder Mätresse, seiner Freyheit beraubt wurde, und oft Jahre lang unschuldig im abscheulichsten Kerker schmachtete. Hätte die Revolution weiter nichts bewirket, als die Vertilgung der Macht, Siegelbriefe zu geben, so würde sie dem Freund der Menschheit mit allen Gräueln, die sie begleiteten, doch lange nicht so häßlich vorkommen, als ein Schirach, Hofmann, Reichard und andre politische Kannegießer aus Schilda, sie geschildert haben.

Auf den Siegelbrief, welchen der Prinz von Conty wider den Generalpächter Fripon ausgewirkt hatte, erhielt der Polizeylieutenant zu Dijon Befehl, ihn aufzuheben, und in Verhaft zu nehmen.

Kein Befehl konnte dem Polizeylieutenant angenehmer kommen: er haßte den Finanzherrn von ganzer Seele, weil er ihn vor einiger Zeit öffentlich wegen einer Spielschuld gemahnt hatte, die größte Schande, welche man einem Franzosen anthun kann. Arme Handwerksleute, deren Kinder zu Hause kein Brod haben, mögen kommen, und ihren Arbeitslohn fordern, das Gesinde mag immer um seinen Lohn betteln, der Kaufmann, der Fleischer, der Bäcker und andre, welche die nothwendigsten Bedürfnisse auf Kredit gegeben haben, mögen immerhin ihr Geld mit Höflichkeit oder Grobheit fordern, ein rechtlicher Mann, in Frankreich nämlich,*) wird dadurch nicht beschimpft. Laßt das Pack, heißt es, die Kerls mögen sich warm laufen: man wird schon bezahlen, wenn man Zeit haben wird u. s. w. Aber sich wegen einer Spielschuld von irgend einem Betrüger, einem chevalier à bonne fortune, einem

*) In Deutschland macht es der rechtliche Mann auch nicht beſſer.

einem gaillard à faux clés, mahnen zu laſſen, iſt eine große Beſchimpfung, und eine ſolche hatte der Herr Polizeylieutenant zu Dijon vom Generalpächter Fripon erfahren.

Als er alſo den Befehl, den gnädigen Financier zu arretiren, erhalten hatte, klingelte er, und Griffon, der Oberhäſcher, trat herein. Er befahl ihm, die Häſcher zu verſammeln, und das Hotel des Generalpächters zu beſetzen, ihn ſelbſt aber zu fangen, und aufs château zu bringen. Griffon machte große Geſichter, und that was ihm befohlen war.

Aber Herr von Fripon war nicht zu Hauſe: man ſagte ihm, er ſey auf dem Schloſſe Vitocen, und würde heute Hochzeit machen. Griffon, der Oberhäſcher, rapportirte an den Polizeylieutenant, was er gehört hatte.

Zehntes Kapitel.

O weh mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle ſchon!

Bürger.

Bravo, rief der Polizeylieutenant, und noch einmal bravo, und abermal bravo! das iſt ja exzellent! Wart, Bürſchchen, ich will dir Muſik machen zu deiner Hochzeit, daß dir die Ohren gellen ſollen! Griffon halten Sie Ihre dienſtbaren Geiſter zuſammen, wir machen eine Tour nach dem Château Vinacon.

Sehr wohl, Monſieur, erwiederte Griffon, ein wahres Ebenbild des ſeligen Bär, Häſcherhauptmanns zu Halle, oder auch des ſeligen Riedlers, Büttel oder Pedel der Univerſität zu Jena, und ging, ſeine Leute auf marſchfertigen Fuß zu ſetzen.

Der Polizeylieutenant ſetzte ſich in einen Wagen, Herr Griffon, der Häſchertommandant, ſtieg

stieg zu Pferde, und die Herren Haltunsfest zogen in verschiednen Kolonnen hinten drein.

Drey Stunden hatten sie zu machen, aber der Polizeylieutenant fand diese Mühe gering, weil er sich rächen konnte, und der Häscherkapitän mit seinen Gesellen that gern alles, weil jeder ein gutes Trinkgeld hoffte, welches bey dergleichen Fällen auch niemals ausblieb.

Als die edle Caravane an dem Schloß Vitacon ankam, ließ Herr Griffon alle Zugänge besetzen, und trat dann mit noch zwey der handfestesten Geister dem Polizeylieutenant nach.

Die Bedienten im Schlosse hielten die Ankommenden für Hochzeitgäste und fragten gar nicht, woher sie kämen, und wer sie wären? So gelangten sie dann glücklich in den großen Saal, wo die ganze Gesellschaft schon am Tische saß.

Mehr als achtzig Personen waren zur Tafel, alle ausserordentlich munter und froh, nur Fräulein Nannette allein saß traurig mit niedergesenktem Blick an der Seite ihres Bräutigams. Die andern aber machten so einen Lärmen, daß niemand von dem, was gesagt wurde, ein Wort verstehen konnte: es schien, daß jeder auf seine eigene Hand plauderte, und sich selbst unterhalten wollte.

Ende.

Endlich brachte der Bischof von Dijon, den Herr von Fripon mitgebracht hatte, die Gesundheit des Brautpaars auf, und vor dem Schlosse wurden Böller abgefeuert, indeß im Saal die rauschendste Musik, mit Pauken und Trompeten akkompagnirt, ertönte.

Als die Gesundheit mit den lautesten Glückwünschen hinein war, trat der Polizeylieutenant näher, hinter ihm Herr Grisson, und seine zwey Geister.

„Meine Damen und Herren, au nom du roi —

Wie versteinert saß nun die ganze Gesellschaft, manche hielten ihre Gabeln mit einem Stück gebratnem Aal, mit einer Ladung Gurkensallat hoch in die Höhe: andern stand das Glas Wein zwischen Tisch und Mund, noch andre sperrten das Maul auf, woraus wieder andre den Bissen halb zerkaut herausfallen ließen. Jeder fürchtete, das Ding im Namen des Königes ginge ihn an.

Au nom du roi, fuhr der Polizeylieutenant fort, und wendete sich an den Herrn von Fripon, befehle ich Ihnen, Herr Carl von Fripon, bisheriger Generalpächter, sich gutwillig als Arrestant in den Gewahrsam des Herrn Grisson, wohlbe-

stallten

ſtalten huiſſier major zu begeben, und zwar in Kraft dieſes.“ Hier zeigte er den Verhaftsbefehl vor.

Fripon war nicht im Stande, eine Silbe hervorzubringen: Nannette blickte auf, und es ſchien, als wäre ſie allein über dieſen Zufall nicht erſchrocken. Der Graf war der erſte, welcher den Polizeylieutenant fragte, warum denn Herr von Fripon verhaftet werden ſollte?

Das weiß ich nicht, erwiederte der geſtrenge Diener der Themis; das geht mich auch ganz und gar nichts an. Genug der König hat es befohlen, und ich gehorche. Griffon thun Sie ihre Pflicht.

Griffon wollte zugreifen, und den Generalpächter wegſchleppen, aber die Gräfin ſprang auf, und proteſtirte aufs feierlichſte.

„Hilft alles nichts: der Herr muß muß mich! ſagte der Polizeylieutenant.

Gräfin. Aber mein Beſter, nur Heute nicht. Laſſen Sie denn doch erſt die Trauung und das Beylager vollziehen.

Polizeyl. Nichts, nichts, gnädige Frau, das geht nicht: der Herr muß mit.

Hr. v. Fripon. Ich will Kaution ſtellen.

Polizeyl. Was? Kaution? Es iſt die Frage,

Frage, ob man Ihnen von allem dem, was Sie haben, einen Heller läßt. Ich habe ein Vögelchen pfeifen hören (lacht hämisch). Sie müssen mit.

Gräfin. Herr von Fripon ist ein ehrlicher Mann. Er wird sich selbst stellen: lassen Sie ihm seine Freyheit.

Polizeyl. Ehrlicher Mann! hm, hm, kann seyn: aber — ich thue meine Schuldigkeit. Der Herr muß mit!

Fripon. Bester Freund, beschimpfen Sie mich nicht so sehr. Sie wissen, ich war immer sehr freundschaftlich gegen Sie gesinnt.

Polizeyl. Ja, ja, wir wissens schon. Eben um mich Ihnen wegen Ihrer guten Gesinnungen gegen mich dankbar zu erzeigen, will ich, daß Sie stehendes Fußes mit fallen.

Fripon. Erlauben Sie wenigstens, daß ich mich satt esse.

Polizeyl. Nehmen Sie was zu essen und zu trinken mit. Bis nach Auronne werden Sie nicht verhungern, und dort bekommen Sie zu essen und zu trinken. Jetzt müssen sie mit. Griffen, wie lange wirds!

Griffon ließ sich nicht zweymal anreden: er und seine Geister griffen an, und zogen den Herrn Finan-

Finanzier ziemlich unſanft von ſeinem Stuhle in die Höhe, und ſchleppten ihn, trotz alles ſeines Widerſtrebens fort. Seine Bedienten waren zwar auf ſein Rufen nach Hülfe herbeygeeilt, und wollten ihren Herrn aus den Klauen der Häſcher befreyen: aber die Drohung des Polizeylieutenants, das Wort au nom du roi, ſchreckte ſie zurück, ſo wie dann kein einziger von allen Gäſten es wagte, das geringſte zur Befreyung des armen Fripon beyzutragen: alſo mußte ſich dieſer nolens volens in die Kutſche ſchleppen und nach Auxonne transportiren laſſen, wo ihm ein Quartier im Schloß angewieſen wurde, das gar ſehr gegen die Gemächer abſtach, die er bisher bewohnt hatte.

So wurde denn die luſtige Hochzeitsfeyer in ein Trauerſpiel verwandelt, und die Gäſte, welche gekommen waren ſich zu vergnügen, und keiner Tragödie beyzuwohnen, nahmen nach einander Abſchied, bedauerten den Unfall, und kondolirten alle, theils aus wirklicher Theilnahme, theils aber aus Malice, der jungen Braut wegen der Vereitlung gewiſſer Wünſche, welche dem Herzen der ſchönen Nannette ganz unbekannt waren.

Elftes Kapitel.

Fortem animum praeſtant rebus, quas turpiter audent.*)

Juvenalis.

„Es iſt zum Raſendwerden, rief die Gräfin und warf ſich aufs Sofa. Ja gewiß und wahrhaftig, Gift möchte ich nehmen! So auf einmal alle Hoffnungen, alle ſchönen Ausſichten dahin! — O weh, weh, dieſen Schlag überlebe ich nicht.“

„Nun, ſagte der Graf ganz gelaſſen, es hat nicht ſeyn ſollen, meine Liebe!

Gräfin. Was hat nicht ſeyn ſollen, Herr Graf?

Graf. Jetzunt, daß Herr von Feipon unſer Tochtermann würde. Die Vorſehung hat es anders beſtimmt.

Grä-

*) Weiber haben nie mehr Muth, als bey der Ausführung ihrer dummen Streiche.

Gräfin. Die Vorsehung! Ey sieh doch! — Herr Graf, Sie reden ja grade, wie Pater Gervasius. Haben sie denn gar keinen Entschluß mehr?

Graf. Verstehe ich Sie, Madam?

Gräfin. Ich sehe wohl, daß Sie mich nicht verstehen. So will ich Ihnen denn sagen, was zu thun ist. Sie haben einiges Ansehen beym Prinzen, er ist eben in Dijon, reisen Sie Morgen dahin, und suchen Sie durch Seine Hoheit den armen Kripon los zu machen.

Der Graf ging nicht gerne an das Geschäft, welches ihm die Frau Gemalin auftrug: aber um den lieben Hausfrieden zu erhalten, begab er sich den folgenden Tag zu dem Prinzen von Conde nach Dijon. Der Prinz war eben damals sehr freundlich, welches sonst nicht oft der Fall war; unser Graf faßte Herz, und stellte Seiner Hoheit den verdrießlichen Vorfall vor.

Der Prinz zog die Stirne fürchterlich zusammen: „was, sagte er, Herr Graf, für so einen Schurken mögen Sie sich verwenden, und das bey mir? Er hat eine Pasquille auf meinen Vetter Conty gemacht. Nun urtheilen Sie selbst, ob er Ihrer Vorbitte und meiner Gnade werth sey? Was sagen Sie? He!"

Der

Der Graf verſtummte.

„Nun, ſagte der Prinz, wollen Sie nicht weiter bitten?“

„Bey Gott, erwiederte der Graf, Ihre Königliche Hoheit, ich kann nicht.“

„Klug, Herr Graf; Sie möchten ſich ſonſt mit Ihrem protégé auf das Meer des Verderbens embarquiren. Verſtehen Sie mich?“

Traurig verließ der Graf den Prinzen, und ging in eine öffentliche Geſellſchaft, wo jeder etwas neues wußte, und wo vorzüglich die Geſchichte des Generalpächters verkam. Einige behaupteten gerade zu, er werde aufgeknüpft werden, wer aber noch etwas gelinder urtheilte, conſignirte ihn nur auf die Galeeren. Sein ganzer Lebenslauf wurde gemuſtert, und kein Verbrechen kann erdacht werden, deſſen man den Finanzmann nicht beſchuldiget hätte: beſonders hielten ſich einige Profeſſoren, die ſonſt täglich bey Herrn von Fripon zu Tiſche waren, über ihn auf, und zerfleiſchten ſeinen Namen ärger, als hungrige Hunde einen Rehbraten, den einer von ihrer Geſellſchaft aus einer Küche weggeſchnappt hat. Dies iſt der Welt Lauf einmal ſo, und nach dem gemeinen Sprüchwort, wer zu Boden liegt, auf den treten ſogar die Eſel.

Zum Glück für den Grafen kannte ihn keiner von allen den Herren, welche so unbarmherzig mit dem Finanzpächter umgingen: er hatte also nicht Ursache, wegen seines Schwiegersohns in herbis zu erröthen: aber es ward ihm doch ganz besonders zu Muthe, als das Gespräch sich auf die Heirath lenkte, welche der Ehrenmann mit Fräulein Nannette schließen wollte. Ein Professor, der, wegen seines über alles Glauben elenden Vortrags, keine Kollegien las, weil er keine Zuhörer bekommen konnte, erzählte die Sache aufs genaueste; denn der Herr Professor war, wie manche Herren Professors auch in Deutschland sind, mit allen Stadt- und Landmärchen sehr gut und besser bekannt, wie mit seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die er hätte lehren sollen.

Der Professor mischte die ärgerlichsten Erdichtungen in seine Historie: Fräulein Nannette, Tochter des Grafen von Vitacon, sey die Braut des Fripon, und an diesen verkauft worden.

„Was, verkauft? fragte einer aus der Gesellschaft. Die Tochter des Grafen von Vitacon an Fripon verkauft?"

„Nicht anders, erwiederte der Professor: Der Graf ist über und über verschuldet, Fripon sollte

ſollte die Schulden bezahlen. Und noch obendrein hatte der Graf einen Prozeß mit der Generalpachtung, woraus ihm Fripon half."

„Ich habe aber doch gehört, der Graf ſey ein Mann von Ehre."

„Ehre hin, Ehre her: wenns Feuer auf dem Nagel brennt, ſo fragt man wenig darnach, wer's löſcht, wenns nur gelöſcht wird. — Sonſt dauert mich Fräulein Nannette doch."

„Wie ſo?"

„Man ſagt, die Folgen ihres Umgangs mit Fripon würden bald ſichtbar werden, Fripon ſoll für die Freyheit bey dem ſchönen Fräulein zu pränumeriren, zehntauſend Liver dem Grafen oder der Gräfin wirklich pränumerirt haben."

Das war mehr, als der gute Graf aushalten konnte: er ſtand auf, um ſich nicht zu verrathen, und reiſte nach ſeinem Gut zurück, wo ihm gleich die Gräfin entgegen kam, und ihn fragte, was er bey dem Prinzen ausgerichtet hätte?

Der Graf erzählte ihr alles, und forderte, daß alles, was Fripon ihr und ſeiner Tochter geſchenkt habe, zurückgegeben werden müſſe, denn er wolle nicht, daß man ſagen ſollte, ſeiner Tochter Ehre ſey an einen Unwürdigen verkauft worden.

Die

Die Gräfin war in dieſem Stück ganz anderer Meynung. Meiner Tochter Ehre iſt unbeſcholten, wenn ſie auch gleich von böſen Zungen angetaſtet wird. Wer weiß was noch geſchieht, und Fripon kann noch gerettet werden. Alſo iſt das Klügſte, wir behalten, was wir von ihm haben. Die Herausgabe des Bettels würde dem armen Manne nicht einmal zu gute kommen: denn die Obrigkeit würde es eben ſo an ſich ziehen, wie ſeine übrigen Güter. Genug wir behalten was wir haben.

Der Graf beruhigte ſich bey dieſem Argumente, und ſchwieg nach Art aller geduldigen Ehemänner.

Fräulein Nanette war ein Mädchen, dem jeder Schmerz ihres Nächſten Nahe ging; ſie fühlte alſo aufrichtiges Mitleid bey dem Schickſal des Generalpächters: wenn ſie aber bedachte, daß der böſe Zufall, der ihn betroffen hatte, das verhaßte Verhältniß vernichtete, worin ſie mit ihm ſtand, ſo konnte ſie nicht anders als ſich einige Freude erlauben. Sie ward von der Zeit an wieder ſo munter als ſie vorher geweſen war, und dieſe Munterkeit vermehrte noch die Reize, womit ſie die Natur ausgeſchmückt hatte.

Indeſſen gab die Gräfin die Hoffnung, ihre Tochter als Millionärin durch die Verbindung mit Herrn von Fripon zu ſehen, beynahe auf: denn ſie fing an zu begreifen, daß die Obrigkeit die eingezogenen Güter nicht herausgeben, ſondern alles für Liquidationen aufgehen laſſen würde, und daß, wenn auch Fripon ſeine Freyheit ohne entehrende Strafen, ohne Galeere und Pranger, wieder erhalten ſollte, es doch eine ſchofele Parthie für ihre Tochter wäre. Es war nämlich ſonſt in Frankreich, und wird wohl noch ſo ſeyn, trotz des Gewäſches von Freyheit und Gleichheit, wie in Deutſchland, daß die Obrigkeit, wozu man ja die Herren Sachwalter, Juſtizkommiſſarien, Advokaten, Aſſiſtenzräthe, und andre hujus furis *) auch rechnen muß, bey den meiſten Prozeſſen und bey Injurienklagen faſt allemal den Plunder ſo lange hin und her werfen, bis wenigſtens

*) Iſt wohl verſchrieben; ſoll heißen hujus generis.

Anmerkung des Setzers.

Verſchrieben iſts: aber es ſoll nicht heißen generis, ſondern factionis. Die Herren blaſen ja alle in ein Horn.

Anmerkung des Correktors.

nigſtens die ſchwächere Parthei völlig ruinirt war.

Bey dieſer Ueberzeugung dachte nun die Frau Gräfin auf eine anderſeitige Unterbringung ihrer Tochter, welche anfing in ihr achtzehntes Jahr zu gehen. Der Herr Graf war zwar der Meynung, Nannettchen habe noch Zeit, und könne warten bis ein braver Mann um ſie werben würde; aber Madam beſtand auf die Nothwendigkeit des Unterbringens, und führte den Grund an, daß Mädchen nur eine Waare wären, die nicht lange gangbar bliebe; man müſſe froh ſeyn, wenn man ſie los wäre und untergebracht hätte, gerade ſo wie ein Verleger froh iſt, wenn er einen Artikel, der in Gefahr ſteht, Makulatur zu werden, auch wohl gegen guten Rabat, noch los wird. Es ſoll überhaupt zwiſchen einem neuen mit Vignetten und Kupfern ausſtaffirten Buch, und einem jungen hübſchen Mädchen, eben ſo wie zwiſchen Makulatur und einer nicht mehr unterzubringenden Jungfer ſich viel Aehnlichkeit finden. Wenn z. B. die Recenſenten ein Buch verſchreien, und die Gelehrten auf den Kathedern drauf losziehen, ſo geht es ſchlecht, gerade ſo kommt ein Mädchen nicht leicht unter, wenn böſe Zungen, die Recenſenten der moraliſchen

Klike,

Mike, ihren guten Namen verſchwätzt haben. Iſt ein Buch alt, je nun, ſo bleibt es Ladenhüter, wie eine alte Mamſell. Hat aber doch ein Buch wahren innern Werth, ſo mögen die Recenſenten ſogar die in den Literaturzeitungen von Jena, Halle und Erlangen, quanta nomina! ſich ihre Kehlen wund ſchreien, und ſeine Untauglichkeit, aus ihrem Dreyfuß erhärten; ſo mag es alt ſeyn, es findet dennoch vernünftige Käufer. Eben ſo kommt ein Mädchen, welches innern Werth, das heißt, brav Geld hat, immer unter, ſey es auch alt, oder nachtheilig recenſirt.

Zwölftes Kapitel.

Nannette in Paris.

Eben als die Frau Gräfin allerley Projekte in ihrem Kopf herum gehen ließ, wie sie ihre Goldtochter wohl an Mann bringen mögte, erschien eines Morgens früh Fräulein Jaquette, Schwester des Herrn von Fripon.

Fräulein Jaquette zählte damals schon vierzig Sommer, doch waren die Spuren von jenen Reizen noch auf ihrem Gesichte sichtbar, womit sie ehemals den Grafen von Ninlot gefesselt hatte. Ein Sohn, der nun schon Kriegsdienste that, war die Folge dieser Fesselung; aber das zärtliche Band mußte doch relaxirt werden, da der Graf, aus Familienverhältnissen, und aus Ehrgeiz am Hof zu figurien, und Kabalen zu schmieden, eine

Dame

Dame geheirathet hatte, die mit den ersten Familien im Königreich verwandt war. Diese Dame wußte zwar vor ihrer Verbindung schon, daß der Graf eine Liebschaft hatte, aber daran stieß sie sich nicht im geringsten: denn es war Mode unter den Großen in Frankreich, wie bey uns in Deutschland, wo gewiß kein Mädchen von Stande, wenn sie Frau wird, sich rühmen kann, die erste Liebe ihres Gatten zu seyn, und seiner ersten Umarmungen genossen zu haben: dieser unmodische Vorzug gehört nur noch für die geringere Klasse und auch da wird er äusserst rar.

Ueber diesen Punkt war also die Dame weg: aber daß der Herr Graf seine Liebschaft fortsetzen sollte, litt sie durchaus nicht, und zwang ihn durch ihr und ihrer Familie Ansehen, der Mamsell Jaquette den Abschied zu geben. Der Graf mußte sich fügen, und wies seiner alten Liebschaft ein Landgut an, welches er ohnweit Macon besaß. Alle Jahre besuchte er sie da einmal, auch zweymal, und respirirte in ihren Armen von den Qualen, womit ihn seine vornehme Ehehälfte plagte. Seinen Sohn, den ihm Fräulein Jaquette geschenkt hatte, ließ er ganz artig erziehen, und dieser nahm hernach bey der französischen Marine Dienste.

Seit

Seit mehrern Jahren war der Graf von Ninlot nicht mehr zu Mamsell Jaquette, welche nun, seitdem ihr Bruder Generalpächter worden war, Fräulein hieß, gekommen, vielleicht weil sie anfieng zu altern, vielleicht weil ihn seine Gemalin nicht mehr von sich ließ, vielleicht aber auch, weil er zu viel Geschäfte hatte: denn er war wirklich auf einem hohen Posten angestellt. Dem sey aber wie ihm wolle; der Graf schickte redlich seiner alten Geliebten ihr Jahrgeld, und begleitete jedesmal den Wechsel nur mit einem Schreiben, worinn jedoch seine ehemalige Zärtlichkeit nicht zu verkennen war.

Als Herr von Tripou, der Generalpächter, den fürchterlichen Purzelbaum machte, und nach Auxonne ins Loch wandern mußte, erwachte die schwesterliche Zärtlichkeit der Fräulein Jaquette. Sie wollte ihn retten, welches vielleicht einer andern Schwester nicht eingefallen wäre; denn Tripou hatte auf allen Fall eine große Summe Geld bey ihr in Sicherheit gebracht, wie jeder kluge Mann thun sollte, um dereinst einen Nothpfennig zu haben. Blieb er also im Gefängniß, oder mußte er gar auf den Galeeren sterben, so war das Geld ja des Fräuleins Jaquette Eigenthum. In solcher Hinsicht hätte mancher Bruder und

ſter dem gefangenen Bruder die ewige Ruhe im Gefängniß oder im Grabe gewünſcht: aber die gute Jaquette dachte nicht ſo eigennützig, und empfand als Schweſter.

Sie entſchloß ſich nach Paris zu reiſen, und dem Grafen Minlot in das Intereſſe ihres unglücklichen Bruders zu ziehen. Da ſie wußte, daß ihr Bruder im Begriff geweſen war, eine junge Gräfin von Vitacon zu heyrathen, ſo ſchloß ſie, daß dieſer Umſtand günſtig für ihn ſeyn könnte, und reiſte nach dem Wohnort des Grafen von Vitacon, um die Braut zu bewegen, mit ihr gemeinſchaftlich in Perſon zu Paris zu ſollicitiren.

Die alte Gräfin wußte anfänglich nicht gleich, was ſie zu dem Vorſchlag ſagen ſollte: denn es war ihr nicht um die Perſon des Herrn von Fripon zu thun, ſondern um ſein Geld. Geſetzt nun, er wurde frey, hatte aber ſeine Habe verlohren, was gewann ſie? Alſo ließ man ihn lieber, wo er war.

Fräulein Jaquette mochte dieſes merken; ſie zog alſo ein Regiſter heraus, worauf die Depoſiten des Generalpächters verzeichnet waren, die ſich in ihren Händen befanden. Dieſe Depoſiten machten eine unendliche Summe aus, wenigſtens in den Augen der Gräfin: denn es waren eine halbe

Million

Million Liver. Nun war die gute Dame bestimmt, gemeinschaftliche Sache mit Fräulein Jaquette zu machen, und sie in Gesellschaft ihrer Tochter Nannette nach Paris zu begleiten, und das um so lieber, da das Fräulein versprach die Reisekosten, die Miethe zu Paris und die übrigen zum Zweck nöthigen Ausgaben allein zu tragen.

Der Graf von Vitacon machte zwar viele Einwendungen wider dieses Projekt, aber er wurde abgewiesen, und mußte endlich nachgeben. Die Damen könnte er nicht begleiten, wegen des Amtes eines Oberintendanten, das er im Pallast des Prinzen von Condé zu Dijon bekleidete, und das er einer vielleicht unnöthen Reise nicht aufopfern wollte.

Die Damen kamen wohlbehalten nach Paris, bezogen ein Hotel Garni in der Vorstadt Saint Germain, und besuchten sofort alle öffentlichen Oerter und Lustbarkeiten dieser üppigen Hauptstadt. Die Gräfin war hier so recht in ihrem Element: Glanz und Vergnügen waren die Gottheiten, denen sie so gern opferte, aber wegen der res angusta domi, das heißt wegen des schwindsüchtigen Beutels ihres Eheherrn so lange nicht nach Herzenslust opfern konnte. Auf einmal sahe sie alle ihre Wünsche erfüllt, dachte gar

Acht an ein Ende dieſes delicioſen Lebens, und ſchwämm in einem Meer von Seeligkeiten.

Beynahe hätte ſie gar vergeſſen, weßwegen ſie nach Paris gekommen war, aber Fräulein Jaquette erinnerte ſie noch zeitig genug daran, und das Geſchäft mußte angefangen werden.

Der Graf von Minlot war bald gewonnen, aber da er hörte, daß die Sache eine dem Prinzen von Conty angethane Beſchimpfung beträfe, wollte er nicht ſo recht ziehen: eben ſo dachten und handelten alle andere, an die ſich unſre Damen wendeten. Man verſprach, zögerte und hielt am Ende gar nicht Wort, nach Art aller Protectoren, die viel zuſagen und am Ende nichts halten. Wer ſetzt ſich auch gerne für nichts und wieder nichts einer Gefahr aus um eines andern willen, der uns nichts angeht?

Endlich kam der Winter herbey und die Hauptſtadt ertönte vor Luſtbarkeiten aller Art. Den Damen verſtrich die Zeit ſo angenehm, daß ſie kaum mehr an den armen Fripon dachten. Jaquette ſeufzete zwar, und ſolliticirte dann und wann für ihren Bruder: aber die Gräfin überließ ſich ganz dem Vergnügen, und gab ſich alle Mühe ihre Tochter zu einer Dame von gutem Ton zu bilden. Fräulein Nannette blieb ſich aber

immer

immer gleich; denn das rauschende Ding, welches man zu Paris Vergnügen nannte, konnte ihr Herz nicht füllen. Sie fühlte eine gewisse Leere in selbigem, aber wie diese Leere voll zu machen sey, verstand sie noch nicht.

Ihre Schönheit blieb nicht unbemerkt, und aller Orten, wo sie hinkam, hieß sie la belle provinçale: die jungen Stutzer flatterten um sie herum, und bedauerten nichts mehr, als daß eine so hübsche Person ungelehrig und unempfindlich pour tout ce qui est du bon gout wäre. Nannette bemerkte nicht einmal diese Kritiken, wurde also dadurch nicht gebessert, und blieb wie sie war. Ihre Mutter war zu sehr mit sich selbst und ihren Parthien beschäfftiget, als daß sie das nach Pariser Begriffen Unanständige, Steife und Läppische in dem Betragen ihrer Tochter hätte bemerken sollen, und ließ sie machen, was sie wollte. Dann und wann fuhr ihr zwar der Gedanke durch den Kopf, wie wenn du deine Tochter hier in der Hauptstadt unterbrächtest? aber dann fiel ihr auch wieder die halbe Million Liver ein, die der Generalpächter noch in Sicherheit hatte, und jener Gedanke verschwand. Attendons, sagte sie zu sich selbst, rief dem Kutscher, und fuhr ins Schauspiel.

Dreyzehntes Kapitel.

Herr Murner.

Herr Murner, (denn dieſen Mann muß ich nun aufführen, und beſchreiben, da er eine beträchtliche Rolle in dieſer Hiſtorie in Zukunft ſpielen wird) war der einzige Sohn eines ſehr reichen deutſchen Kaufmanns. Sein Vater hatte im ſiebenjährigen Krieg den Preußen Lieferungen geleiſtet, und war durch dieſes lukrative Gewerb zu einem unermeßlichen Vermögen gelangt. Es iſt überhaupt eine herrliche Sache, im Kriege Negozen zu machen, wenn man es verſteht: denn es läßt ſich gar oft, oder vielmehr faſt beſtändig ein X für ein V ſchreiben, ohne daß es jemand merkt. Und merkt es dann auch einer oder der andere; je nun nach dem Sprichwort, es wäſcht ja eine Hand die andere. Aber man muß auch hübſch

mit dem Geld wiſſen umzugehen: die Meiſten verdienen leicht das Geld, verthun es aber auch eben ſo leicht wieder, und haben am Ende nichts. So kennt z. B. der Verfaſſer dieſer Geſchichte einen gewiſſen geweſenen Kriegskommiſſair, der ſich per fas et nefas, wie man ſagt, zu deutſch, durchs links und rechts machen ein ganz artiges Kapitälchen zuſammenſchlug, hernach aber den großen Herrn machte, Kutſche und Pferde hielt, in Saus und Braus lebte, und endlich gezwungen war, eine alte Schachtel zu heirathen, die an der Krücke ging, um nur nicht gar Hungers zu ſterben. Doch wer weiß — —

So machte es aber der alte Murner nicht; er fing Kaufmannſchaft an, und vermehrte ſein Vermögen noch beträchtlich.

Da der alte Herr Murner im Dienſte des Königs von Preußen ſeine Schätze größtentheils geſammelt hatte, ſo war er ihm auch herzlich zugethan, und beſchloß ſeinen Sohn Carl, dem Dienſte dieſes Monarchen zu weihen. Carl ſollte Soldat werden: die Mutter widerſetzte ſich zwar, aber der muntre Carl hatte Luſt zu dieſem Stande, Herr Murner trug ſelbſt ſeine Hoſen und nicht ſeine Frau, und ſo waren dann alle Kontrademonſtrationen der Madam Murner unnütz. Sie

tröſtete

tröſtete ſich auch endlich, und Carl ging ab nach Berlin, wo er im Kadettenhaus Unterricht genoß, und hernach bey der Artillerie angeſtellt werden ſollte. Denn ſeines Vaters Wunſch ging dahin, daß er Offizier würde: aber er kannte den Grundſatz, welcher bey dem meiſten Militär, bey dem Preußiſchen aber beſonders herrſchend iſt, daß nämlich niemand als ein Adelicher — ſollte es auch nur der Baſtard eines Adelichen ſeyn, der ſonſt doch als Baſtard nicht einmal ein Schuſter oder Schneider werden konnte — zu einer Offizierſtelle gelangen dürfe: er wußte aber dabey auch, daß man doch nicht ſelten Unadeliche zu Offizieren bey den Huſaren und der Artillerie machen, wahrſcheinlich, weil es bey den Huſaren und Artilleriſten mehr auf perſönliche Tapferkeit und Kenntniſſe ankommt, worin die Adlichen vor den Bürgerlichen eben nicht exzelliren ſollen.

Er hielt deswegen bey dem Könige um die Erlaubniß an, ſeinen Sohn nach Strasburg zu ſchicken, und ihm da Unterricht geben zu laſſen. Der König erlaubte es, und Carl Murner ging nach Strasburg, wo er ſich in der Kriegsſchule dergeſtalt bildete, und in allen militäriſchen Kenntniſſen ſo feſtſetzte, daß alle Vorſteher der Anſtalt es bedauerten, daß ein ſo vollkommner

junger Mann einem andern König dienen würde, als ihrem Ludwig. Der junge Murner verschwieg zwar im Anfang seinen Stand nicht, und sagte jedem, der es hören wollte, daß er von bürgerlicher Abkunft sey: aber bald merkte er, daß der Adeliche geschätzt, hingegen der bürgerliche wenig geachtet würde, er ließ es also gerne geschehen, daß man ihn nach französischer und Wiener Art Herr von Murner nannte, und ihn auf eben den Fuß, wie seine adelichen Kameraden in der Militärschule behandelte. Carl hatte so viel Geld zu verzehren, als er selbst wollte: man umschwärmte ihn also von allen Seiten, und jeder, selbst habsüchtige Vorgesetzte, schmeichelten dem reichen Deutschen, um Theil an seiner Börse zu nehmen. Aber Carl hatte Verstand genug, um einzusehen, daß man sein Geld höher achtete, als seine Person: er zog sich also von den Schnapphänen zurück, und wählte sich bloß Jünglinge und Männer zu seinem Umgang, welche ihn wegen seiner wirklichen Vorzüge ihrer Gunst und ihrer Freundschaft werth hielten.

Unter Carls Freunden war Louis von Vitacon der erste: beyde Jünglinge waren unzertrennlich, und was einer wollte, war auch der Wunsch des andern. Der Intendant der Militärschule

sahe

ſahe die zärtliche Vertraulichkeit der beyden jungen Leute mit Vergnügen, zeichnete ſie vor allen andern aus, und ſo genoſſen beyde der Achtung aller, die mit ihnen umgingen.

Indeſſen hatte Carl den Kurs ſeiner militäriſchen Studien geendigt, und bereitete ſich, nach Hauſe zu kehren, und bey der Preußiſchen Artillerie ein Pöſtchen zu ſuchen. Er eröffnete ſein Vorhaben dem Intendanten.

Sind Sie ein geborner Preuße, mein Lieber? fragte der Intendant.

Carl. Nein: Sie wiſſen ja, gnädiger Herr, daß mein Vater Kaufmann in Hamburg iſt.

Intendant. So haben Sie dann gewiß große Vorliebe für das Preußiſche Militär?

Carl. Gewiß nicht: wenigſtens auf dem Kadettenhaus hat man mir keine Vorliebe dieſer Art eingeflößt.

Intendant. Wie ſo?

Carl. Die Art, wie man da die jungen Leute behandelt, iſt nicht ſo beſchaffen, daß dieſe für den Soldatenſtand auch nur die geringſte Neigung ſchöpfen könnten.

Intendant. Sonderbar! Ich hätte geglaubt, in Preußen ſorgte man vorzüglich für Ehrgefühl,

gefühl, für Dienſtliebe und für Patriotismus. Sie ſcheinen mir aber das Gegentheil zu glauben.

Carl. Allerdings. In Preußen herrſcht der Grundſatz, das ganze Militär ſey eine Maſchine, die ſich drehen und wenden muß, wie ſich das Triebrad drehet und wendet. Dieſer Grundſatz iſt an und für ſich nicht ganz zu verwerfen; aber man dehnt ihn zu weit aus, und behandelt alle Glieder des Militärs einzeln auch als Maſchinen. Der Soldat, der Junker, der Offizier darf nie denken — Selbſtdenken iſt ganz unnütz, und ſagen was man denkt iſt verboten, heißt räſonniren, und wird ſcharf beſtraft — er ſoll nur ſehen, hören und nachmachen, damit Einförmigkeit herauskomme. Allein jede Einförmigkeit iſt Reſultat der Ueberlegung: da dieſe nun durch die Subordination in der Preußiſchen Armee aufgehoben iſt, ſo entſteht auch bey dem geringſten Abweichen von der gewöhnlichen Maſchinenregel eine totale Verwirrung, und ſelbſt große Generale müſſen ſich in Fällen dieſer Art weder zu rathen noch zu helfen. Indeſſen bleibt man dem Grundſatz, daß alles maſchinenmäßig gehen müſſe, getreu, und kümmert ſich ganz und gar nicht um Ehrgefühl, wenigſtens nicht bey der niedern Klaſſe

der

Militärperſonen. Prügel, jenes entehrende Traktament, ſtumpfen alles Gefühl für Ehre bey dem gemeinen Mann dergeſtalt ab, daß er mit Leuten ſeine Dienſte thut, welche geſtohlen und ſonſt infamirende Streiche geſpielt haben, und ſich von manchem andern kommandiren läßt, der des Meyneides überführet iſt. Das Zartgefühl für Ehre, welches ſich doch billig in hohem Grade bey den Offizieren finden ſollte, muß nothwendig verſchwielen, wenn ſich die Obern erlauben, ſie auf eine Art zu behandeln, anzuführen, und herunterzumachen, wie die Orbiliuſſe und Schulmonarchen ihre Untergebenen zu behandeln pflegen. —

Intendant. Ich habe ſchon genug gehört: aber ich ſehe nun gar nicht ein, warum Sie gerade dieſe Dienſte ſuchen.

Carl. Ich ſuche ſie nicht: mein Vater wünſcht es aber, und da muß ich mich ſchon fügen.

Intendant. Bey einem ſo delikaten Schritt, wie die Wahl einer militäriſchen Laufbahn iſt, muß man ſein Gefühl und ſeine eigne Vernunft befragen. — Was haben Sie gegen unſre Dienſte?

Carl. Ich halte ſie für ſehr vortreflich.

Inten-

Intendant. Vortreflich sind sie nun eben auch nicht, aber doch gut. Der französische Soldat findet wenigstens in seinem Dienst keinen Gegenstand, die sein Ehrgefühl, wenn er sonst welches hat, nothwendig beleidigen müsse: und unsern Offizieren muß Ehre heilig seyn, sonst sind sie auf der Stelle verlohren, und das ohne Rettung. Sie kennen schon unser Militär: wie wäre es, wenn Sie in unsre Dienste gingen?

Carl. Mit Vergnügen; aber mein Vater —

Intendant. Ihr Vater wird einwilligen, wenn Sie ihm das Ding von der rechten Seite vorstellen. Ich will selbst an ihn schreiben. Der junge Graf von Vitacon geht nächstens nach Paris, um sich dem Kriegsminister zu zeigen, und da sich noch vollends auszubilden. Machen Sie die Reise mit, ich werde Ihnen Empfehlungsschreiben an den Minister mitgeben, und bin versichert, Sie werden ganz artig angestellt werden.

Carl war nun bestimmt: voll Freuden lief er zu seinem Freund Louis, umarmte ihn, und erzählte ihm, was er mit dem Intendanten gesprochen hatte. Louis weinte vor Freuden, und nun war der einzige Wunsch der beyden Freunde, daß sie bey einem Regiment mögten angestellt werden, um auch in Zukunft ungetrennt zu leben.

Vierzehntes Kapitel.

Das geht nicht an.

Louis und Carl verließen Straßburg und traten ihre Reise nach Paris an. Unterwegs besuchte Louis seinen Vater, den er sehr mißmüthig antraf. Die Gräfin war eigentlich Schuld, daß ihr Sohn nach Paris ziehen mußte: seit ihrem Aufenthalt in dieser Stadt hatte sie nach ihren Gedanken so viel Schönes, Vortreffliches da bemerkt, daß sie fest glaubte, ihr Louis könnte kein vollkommner Mann werden, wenn er sich nicht in Paris auspolirte. Sie schrieb daher so viel und oft an den Grafen, bis er sich endlich entschloß, seinem Sohn zu erlauben, die Hauptstadt zu besuchen, sich dem Kriegsminister vorzustellen, und um eine Stelle bey der Armee anzuhalten.

In-

Indeſſen fürchtete er doch für ſeines Sohns gerade, aufrichtige Denkungsart, und für ſeine unverdorbene Sitten, welche in der wollüſtigen, durchaus verderbten Hauptſtadt nicht geringen Gefahren ausgeſetzt ſeyn würden; daher ſein Mißmuth, welcher durch die lange Abweſenheit ſeiner Gattin und Tochter noch ſtark vermehrt wurde.

Acht Tage blieb Louis bey ſeinem Vater, welcher ſich in dem Umgang mit den beyden jungen Menſchen merklich aufheiterte, und beſonders an Carl ſeine Freude hatte. Wahrlich, rief er mehrmals aus, ein gerader Deutſcher von gebildeten Sitten iſt zehnmal mehr werth, als ein phantaſtiſcher verſchrobener Franzoſe. Das glauben zwar unſre Furieſanze nicht, weil ſie ſich in ihrer Narrheit einbilden, beſſer, feiner, witziger und artiger zu ſeyn als alle andre Menſchen. Die Ausländer müſſen uns nur auslachen und verachten, da wir ihnen mit ſo vielem Stolz und Impertinenz begegnen.

Carl lehnte zwar alle Elogen, welche ihm der Graf machte, von ſich ab; belehrte ihn aber doch, daß der Stolz und die Impertinenz den Franzoſen bey Fremden, beſonders bey den Deutſchen, gar nichts ſchade. Unſre Deutſchen, fuhr er fort, haben einmal das Vorurtheil, daß alles, was

was deutsch ist, nichts tauge, daß aber alles, was etwas französisches an sich hat, vortreflich sey. Unsre Leute ahmen alles nach, was sie an Leuten ihrer Nation sehen und bemerken, nur das Gute nicht: daher sind unsre Deutschen eine wahre Karikatur, verbinden deutsche Laster, deutsche Plumpheit und deutschen Starrsinn mit französischer Alfanzerey und Frivolität, und machen sich dadurch selbst bey den Franzosen, die sie verehren und für ihre Meister erkennen, äußerst lächerlich.

Hm, hm, das müssen doch pudelnärrische Kerls seyn, die Herren in Deutschland, sagte der Graf.

Carl ward roth: denn er schämte sich, die Farben seines Volks einem Franzosen so grell erklärt zu haben, und schwieg.

Louis erhielt von seinem Vater noch vortreffliche Lehren, und reiste mit Carl nach Paris. Der Kriegsminister, dem beyde empfohlen waren, nahm sie sehr gütig auf und versprach bey der nächsten Gelegenheit für sie zu sorgen. Carl und Louis, bezogen ein Logis, und dieser eilte vor allen Dingen seine Mutter aufzusuchen, welche sich sehr freuete, daß ihm die Uniform so allerliebst stand: bald, meynte sie, würde ihr lieber Sohn der Vorwurf der Blicke aller Pariser Schönen

seyn.

seyn, nur müsse er sich etwas mehr grace im maintien und in seinen démarches anschaffen. Fräulein' Nannette empfing ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit, welche er auch brüderlich erwiederte, doch konnte er sich nicht entschließen, bey seiner Mutter zu wohnen: denn ihre ewigen Predigten von den Vorzügen der Großen, von Etikette, von graces und von intire waren ihm mehr zuwider, als irgend einem klugen Manne die abgeschmackten Predigten eines Feldeis oder eines Inspekters Abel, und des Glockenpriesters zu Möckern seyn können; er blieb also wohnen wo er sich mit Carl einlogirt hatte, und kam selten zu seiner Mutter; aber wenn er sie auch hätte öfters besuchen wollen, so würde er doch meistens vergeblich gekommen seyn: denn die Frau Gräfin saß entweder beym Spieltisch, oder war in der Komödie, auf einem Ball, bey einem Diner oder Souper, in der Assemblee, oder gab artigen Herren beym Lever ein tête-à-tête, wovon auch selbst ihr Sohn ausgeschlossen war. Es war damals so große Mode!

Carl wartete täglich auf die Antwort von seinem Vater, an welchen er um die Erlaubniß in französische Kriegsdienste zu treten, geschrieben hatte.

hatte. Endlich kam der sehnlich gehoffte Brief; Carl riß ihn auf, und las folgendes.

Mein lieber Sohn,

Daraus wird nichts. In französische Dienste wolltest du gehen? Pfuy schäme dich! Ein Deutscher in der Frenzmannsuniform? Ja das sind mir die rechten Hechte, die Franzterle. Ich bin zwar niemals Soldat gewesen, aber ärgern wollt ich mich zu Tode, wenn mein einziger Sohn so das Hasenpanier ergreifen sollte, wie die Franzmänner anno Christi 1757 bey Reßbach. Mein lieber Sohn, aus deinen Grillen wird nichts, das merke dir. Uebrigens hast du deinen freyen Willen: willst du den Preußen nicht dienen, wohlan, so bleib davon: deine Mutter und deine Schwester heulen so, wie die Unken, wenn ich ihnen so erzähle, wie die Bursche bey Reßbach, Prag, Torgau u. s. w. da gelegen haben, der eine ohne Kopf, der andre ohne Fuß, der ohne Arm, der ohne Hinterbacken und s. w., und hinzusetze, daß es dir auch so gehen könnte, wenn du Soldat wurdest, und keine Memme wärest. Also noch einmal, aus deinen französischen Diensten wird nichts; übrigens hast du deinen freyen

Willen;

Willen; ich will unſchuldig ſeyn an deinem Blut, das dir auch bey den Preußen könnte abgezapft werden, mir nichts, dir nichts. Schreib mir, was du machen willſt. Mein Vermögen iſt hinreichend, dir in jedem Stand, den du wählen wirſt, ein gutes Leben zu verſchaffen. Lebe wohl, lieber Sohn. Dein Vater

Sebaſtian Murner.

Funfzehntes Kapitel.

A la françoiſe.

Was willſt du nun machen, lieber Freund? ſagte Louis zu Carl, nachdem ihm dieſer den Brief ſeines Vaters vorgeleſen hatte.

„Meinem Vater gehorchen, antwortete Carl.

Louis. Alſo in Preußiſche Dienſte treten?

Carl. Nein: mein Vater fordert dieſes nicht, und ich habe keine Luſt dazu: aber ich mag nun auch keine franzöſiſche.

Louis. Das iſt mir wahrlich recht leid, mein Lieber. Ich hoffte, daß wir unſre Laufbahn mit Ehren zuſammen machen, und uns im Alter freuen würden, die Geſetze der Freundſchaft und der Ehre genau befolgt zu haben.

Carl.

Carl. Dies war auch mein Wunsch: aber nun kann er nicht erfüllt werden. Indessen besteht unsre Freundschaft doch, und alle Jahre wollen wir uns wenigstens einmal sehen. Aber wir müssen das gewohnen, von einander entfernt zu leben. Ich reise innerhalb acht Tagen nach Deutschland.

Louis. (erschrocken) Nach Deutschland, und so bald?

Carl. Ja; aber ich werde schon Anstalten treffen, daß mein Vater mir erlaubt, eine Reise durch die vornehmsten Länder Europas zu machen; dann komme ich zu dir zurück, und wir reisen mit einander. Dein Anstellen scheint sich ohnehin zu verzögern.

Louis ließ sich den Vorschlag gefallen, und Carl machte alles zu seiner Reise fertig.

„Lieber Carl, sagte Louis; eines Morgens zu seinem Freund, du kennst meine Mutter und meine Schwester noch nicht."

Carl. Deine Schuld, lieber Freund: warum hast du mich bey ihnen nicht vorgeführt?

Louis. Ich hätte es schon längst gerne gethan, aber meine gute Mutter hat ihre Grillen, die sie gerne auskramt; und da befürchtete ich, du

mögtest weniger Achtung für sie haben, als ich wünschte, daß du für meine Mutter hättest.

Carl. Wie du doch sprichst! Alle Französinnen, oder besser, alle Weiber haben ihre Launen, kramen gern ihre Grillen aus, und werden deswegen doch nicht weniger geachtet. Ich wenigstens werde deine Mutter immer als die Mutter meines besten Freundes ehren.

Louis. Nun gut: komm mit zu ihr.

Sie fuhren in einem Wagen nach dem Logis der Gräfin, aber man sagte ihnen, die Gnädige und ihre Tochter seyen auf das Lusthaus des Marki von Vollay gefahren. Da beyde den Marki sehr gut kannten, und ihn schon einige Mal auf seinem Lusthause besucht hätten, so entschlossen sie sich gleichfalls dahin zu fahren.

Der Marki empfing sie sehr artig, und führte sie zur Gesellschaft, wo Louis seinen Freund Carl seiner Mutter vorstellte. Die Frau Gräfin war ausserordentlich höflich und artig gegen den schönen jungen Mann, und unterhielt sich beynahe eine halbe Stunde ganz allein mit ihm.

„Sie müssen eine vortreffliche Erziehung gehabt haben, Monsieur, sagte Sie zu ihm. Sie sind gewiß ein Pariser.

Carl. Um Vergebung, Madame —

Gräfin. Und haben doch so feine Sitten sprechen mit so viel Grace.

Carl. Wenn ich ja etwas an mir habe, das Leuten von Geschmack nicht ganz mißfällt, so verdanke ich es dem Unterricht und der Lektüre.

Gräfin. Sie sind ein vollkommner junger Mann. Aber wenn ich bitten darf, aus welcher Provinz in Frankreich sind Sie?

Carl. Ich bin gar kein Franzose: ich bin ein Deutscher.

Gräfin. (macht ein langes Gesicht) Ein Deutscher!

Louis. (einfallend) Ja, gnädige Mama, mein Freund Carl ist ein Deutscher, aber er nimmt es mit jedem Franzosen an Feinheit der Sitten, an Kenntnissen und an Bravheit auf.

Gräfin. Nun das gestehe ich. Aber Sie haben sich gewiß in Frankreich gebildet.

Carl. Ja, Gnädige Frau, ich verdanke Frankreich sehr vieles, doch würde ich undankbar gegen mein Vaterland seyn, wenn ich das Wenige, was ich weiß, und meine geringe Bildung Frankreich allein verdanken sollte. Insbesondere bin ich dem Lesen deutscher Bücher viel schuldig.

Gräfin. Haben denn die Deutschen auch eine Litteratur.

Ein

Ein Gelehrter, welcher diese Frage gehört hatte, aber nicht wußte, daß Carl ein Deutscher war, nahm auf einmal das Wort, und sagte:

Gewiß, Madam, haben die Deutschen eine Literatur, die aber freylich mit der Französischen in keinen Vergleich zu stellen ist. Ich habe mich stark in der deutschen Gelehrsamkeit und in ihren Werken des Geschmackes umgesehen.

Gräfin. Verstehn Sie denn Deutsch, Herr Abbe?

Abbe. Eh mon dieu, was sollte ich nicht! Hören Sie mich nur an; das ist deutsch (sehr schnell hinter einander) Fleisch, Brodt, Käse, Wurst, Rothwürst, Knackwurst, Blutwurst, hole mich der Teufel, die Schwerenoth sollst du kriegen, Mädel mit dem rothen Mieder, gieb mir meinen Thaler wieder. Du Schelm, du Spitzbub, du Esel, du Bengel. — Sehen Sie, meine Gnädige, das ist Deutsch, und zwar von dem feinsten Deutsch, das man nur haben kann: so sprechen die schönen Geister in Deutschland.*)

*) So ganz Unrecht hatte der Abbe doch nicht. Die schönen Geister in Deutschland machen es oft so arg, wie die Hökerweiber, wenn sie sich zanken.

Gräfin. (zu Carl) Ist das gutes Deutsch, Monsieur, was der Abbe gesagt hat?

Carl. O ja, Madame, aber so redet man bey uns auf gut Deusch in den Wurstbuden und Schnappskneipen.

Gräfin. (lacht) Hören Sie, Abbe?

Der Abbe nahm eine Prise, trällerte, und führte sich ab.

Man rief nun zu Tische; die Gesellschaft ging nach dem Speisezimmer, wo Fräulein Nannette und die Tochter des Herrn von Bollay schon wären: Louis stellte Carl seiner Schwester vor, und versicherte, daß sie in seiner Person den edelsten Jüngling sähe, den je Deutschland gezeugt hätte. „Ich wünsche, liebe Schwester, fuhr er fort, daß mein Carl dir so werth seyn möge, als er meinem Herzen ist." Nannette wurde roth bey diesen Worten, und Carl sagte kein Wort.

Carl kam zwischen die Gräfin von Vitacon und einen Pariser Petitmäter zu sitzen: gegen ihm über hatte Fräulein Nannette ihren Platz. Die Gräfin und der Petitmäter ängstigten ihn unaufhörlich mit Fragen, welche Carl theils einsylbig theils schief beantwortete. Demohnerachtet merkte niemand von der Gesellschaft Carls Zerstreuung, denn jedermann war nach Franzosenart mit sich

selbst

ſelbſt zu ſehr beſchäfftiget, und hörte nur ſich: die Fragen, welche dieſe Herren und Damen aufwarfen, waren bloß witzige Exploſionen, und keine Fragen im eigentlichen Sinne: denn im eigentlichen Sinn des Wortes fragt man, um ſich zu belehren, aber braucht wohl ein witzelnder Franzos Belehrung? Er fragt um zu zeigen, daß er avec grace fragen kann, und das iſt ihm genug. Carls Zerſtreuung, ſeine Monoſyllaben, ſeine ſchiefen Antworten, und ſelbſt ſein Stillſchweigen fiel daher niemand auf, als ſeinem Freund Louis. Kaum war man aufgeſtanden, ſo zog dieſer Carln auf die Seite. Bruder, ſagte er zu ihm, was fehlt dir, biſt du krank?

Carl. Krank? Ich bin nie geſunder geweſen als jetzt. Mir iſts ſo wohl, ſo wohl, daß ichs nicht beſchreiben kann.

Louis. Hm, hm. Haſt du vielleicht — doch, was weiß ich? —

Carl. Was ſagſt du, Freund?

Louis. Nichts; es fiel mir nur ein, du könnteſt — Aber mein Carl iſt ein Mann von Ehre. —

Carl. Ich verſtehe dich nicht.

Louis. Und ich erkläre mich nicht. Komm zur Geſellſchaft.

Die Gräfin kehrte frühzeitig mit ihrer Tochter nach der Stadt zurück: denn eine Parthie L'Hombre wartete ihrer bey einer Dame vom besten Ton, das ist, bey welcher alle Woche an bestimmten Tagen drey Mal regelmäßig supirt und gespielt wurde. Carl und Louis blieben noch einige Stunden bey dem Herrn von Bollay, und fuhren erst spät nach Paris zurück.

Sechs-

Sechszehntes Kapitel.

So gehts!

Carl hatte schon, ehe er in die Bekanntschaft der Gräfin von Witasen kam, alle Anstalten zu seiner Reise nach Deutschland gemacht, und den Tag bestimmt, da er Paris verlassen wollte. Der Tag kam, und Carl reiste nicht ab: Louis freute sich zwar, daß sein Freund noch blieb, indessen fiel es ihm doch auf, daß dieser seine Abreise auch mit keiner Sylbe mehr erwähnte. Er rieth hin und her: sollte Carl eine Liebschaft haben? Sollte er vielleicht gar deine Schwester — doch das ist nicht wahrscheinlich; er spricht ja nicht von ihr, er verlangt ja nicht sie zu sehen, sonst würde er meine Mutter besuchen. Er muß sonst — Ich will ihn ausforschen.

Auf

—Auf einem Spaziergange nahm Louis seinen Freund traulich bey der Hand. Lieber Carl, sagte er zu ihm, bist du noch immer so mein Freund, wie du in Strasburg warst?

Carl. Welche Frage, lieber Louis! Hast du Ursache an mir zu zweifeln?

Louis. Ja, und recht grosse Ursache.

Carl. (hastig) Sprich, Louis; was hast du wider mich?

Louis. Ich habe nichts wider dich, gar nichts; aber verändert bist du, auch gegen mich verändert.

Carl. Bey Gott, ich begreife dich nicht. Erkläre dich deutlicher.

Louis. Du hast nach Deutschland zurück reisen wollen?

Carl. Ja.

Louis. Hast die Zeit der Reise festgesetzt; diese ist verstrichen und du bleibst noch immer.

Carl. Ich kann Paris nicht verlassen.

Louis. Was fesselt dich aber hier?

Carl. (an seinem Hals) Bruder, theurer Bruder, ich habe deine Schwester gesehen.

Louis. (erschrocken) Meine Schwester? Liebst du meine Schwester?

Carl. Mehr als mein Leben.

Louis.

Louis. O Bruder, wie kränkst du mich!

Carl. Ich weiß, was du denkst, was du denken müßt. Ich darf deine Schwester nicht lieben, ich bin ihrer nicht würdig.

Louis. Rede nicht so, mein Lieber: du bist mein Freund, und ich würde in dir mit tausend Freuden den Geliebten und den Gatten meiner Schwester sehen: aber die Verhältnisse! bedenke lieber Carl —

Carl. (einfallend) daß Fräulein Nannette die Tochter eines Grafen, und Carl Murner ein Roturier ist.

Louis. Das sind freylich Vorurtheile: aber Vorurtheile regieren die Welt, und die französische Welt ganz vorzüglich.

Carl. Leider auch die Deutsche. Aber du sollst sehen, daß ich ein Mann bin. Ich kämpfe mit meiner Leidenschaft, die sich mir wider meinen Willen aufgedrungen hat. Ich werde sie besiegen, und dein Carl soll deiner Freundschaft wieder würdig werden. Innerhalb acht Tagen verlasse ich Paris.

Louis. Wirst du meine Mutter und Schwester nicht vorher besuchen?

Carl. Nein, mein Guter: der Anblick deiner Schwester würde mich noch unglücklicher machen.

chen, als ich bin — Ich darf sie nicht mehr sehen: möge sie glücklich, und ich ruhig werden!

Carl sprach diese Worte mit der höchsten Rührung, und verließ seinen Freund, um seinem Herzen im Freien Luft zu machen. Er lief durch verschiedne Gassen, nahm endlich ein Miethspferd, und ritt zu einem Thore hinaus, ohne zu wissen, wohin eigentlich der Ritt gehen sollte. Nach einigen Stunden kam er an einen Park, welcher zu einem Lustschloß gehörte; er orientirte sich nun, und bemerkte, daß dieses Schloß dem Marki von Saudran gehörte. Er kannte den Marki; stieg also ab, band sein Pferd an einen Baum, und ging gerade auf das Schloß zu. Als er eine Strecke gegangen war, vernahm er Stimmen in der Allee, welche neben jener wo er ging, im Park angebracht war. Er horchte und vernahm Nannettens Stimme ganz deutlich, welche mit ihrer Mutter redete. Er konnte sich der Neugierde, weiter zu horchen, nicht erwehren, und vernahm folgende Worte.

Gräfin. Ja, wie gesagt, meine Tochter, ich bin vollkommen ruinirt. Das verdammte Spiel!

Nannette. Sie haben viel verlohren, liebe Mutter.

Grä-

Gräfin. Alles, alles iſt fort: und noch obendrein bin ich drey tauſend Liver ſchuldig.

Nannette. Das iſt zwar ein Unglück, aber es wird doch wieder gut zu machen ſeyn.

Gräfin. Freylich, wenn ich nur Geld hätte, wenn ich nur meine Schuld bezahlen könnte.

Nannette. Derjenige, an den Sie verlohren haben, wird Ihnen ja borgen.

Gräfin. Sprich nicht ſo, liebe Tochter. Wenn ich nicht bezahlen kann, ſo überlebe ich die Schande nicht. Ich habe an die Frau von Grimace verlohren, und zahle ich nicht, ſo bin ich Morgen der Gegenſtand aller Toilettengeſpräche. Dann heißt es: ſeht doch da die ſtolze Vitaron, die hochmüthige Gräfin aus der Provinz, die kommt nach Paris, ſpielt, und hat kein Geld! Sie hat gewiß gedacht, die Karten ſollten ihr günſtig ſeyn, ſie würde brav gewinnen, um ihre Güter ſchuldenfrey zu machen. Nun ſie aber verlohren hat, bleibt ſie ſchuldig. So geht es aber mit dem Volk aus der Provinz; ſolches Volk hat nie Geld: man ſollte nicht eher mit dem Volke ſpielen, bis ſie ihre Baarſchaft auf den Tiſch hinzählten, damit man doch vor Betrug ſicher wäre. So wird man Morgen an allen Toiletten ſagen, und mich mit Schande überhäufen. (weint.)

Nan-

Nannette. Beruhigen Sie sich, liebste Mutter. Ich habe da einen Gedanken, vielleicht kann ich Ihnen helfen.

Gräfin. (umarmt sie) Wäre es möglich, meine Herzenstochter!

Nannette. (freudig) Ich habe da mein brillantes Kreuz: wenn ich es versetzte. Der Herr von Arou, der auch bey der Gesellschaft ist, soll ja auf Pfänder leihen.

Gräfin. Herrlich, vortrefflich! — Ich laufe, dir den Herrn von Arou herzuschicken. (ab.)

Nannette war nun allein in der Allee: sie ging langsam den Gang hinab. Carl folgte ihr auf der andern Seite, und näherte sich ihr am Ausgang der Allee. Nannette erschrack, hier einen Unbekannten anzutreffen, und stand still. Carl ging auf sie zu: Sie werden mir vergeben, gnädiges Fräulein, wenn ich einen so glücklichen Zufall nütze, Sie meiner Ergebenheit zu versichern.

Nannette. (beschämt) Der Freund meines Bruders ist mir immer willkommen. Aber welcher Umstand führt sie hieher?

Carl erzählte dem Fräulein, was er für schicklich hielt, und diese war mit der Erzählung zufrieden. Endlich kam die Gräfin halb außer Athem. „Verdammtes Schicksal, rief sie, der Arou hat kein

Geld

Geld bey sich! Ich möchte in die Erde sinken, so eine Schande!" Indem ward sie Carln gewahr, aber ohne sich zu decontenanciren, fuhr sie nach einer leichten Verbeugung auf Carls tiefen Bückling fort: Arou, von dem ich rede, ist mir schuldig. Ich habe diesen Abend unglücklich gespielt, aber ich fuhr fort, weil ich auf jeden Fall auf die Summe rechnete, die mir Herr von Arou schuldig ist. So habe ich nun Spielschulden, und da ich Arou um Geld anspreche, hat er keins. Sehn Sie, Monsieur, wie unglücklich ich bin!

Carl. Es ist freylich verdrießlich, gnädige Frau, sich so wie Sie, getäuscht zu sehen. Indessen könnte ja leicht Rath werden, wenn Sie meine Dienste nicht verschmähen wollten.

Gräfin. Ihre Dienste, Herr von Murner? O reden Sie, ich beschwöre Sie.

Carl. Ich werde die Summe, welche Ihnen nöthig ist, wohl bey mir haben. Wenn ich sie Ihnen anbieten darf, so können Sie glauben, daß ich mich für sehr glücklich schätze.

Gräfin. Bester Murner, Sie reißen mich aus aller Verlegenheit. Morgen oder Uebermorgen bezahle ich Sie wieder.

Carl.

Carl. Das pressirt nicht, gnädige Frau; ich freue mich nur, Ihnen dienen zu können.

Carl zog seine Börse, mußte aber, da er nicht baar Geld genug hatte, seine Zuflucht zu seiner Schreibtafel nehmen, und der Gnädigen eine Banknote von 4000 Liver einhändigen. Nun nahm die Gnädige ihren Retter bey der Hand, und riß ihn mit sich fort ins Spielzimmer, wo sie ihn bey der Gesellschaft, als einen alten Freund ihres Hauses aufführte.

Siebzehntes Kapitel.

In tali tales capiuntur flumine pisces. *)

Madam la Comteſſe von Vitacon ſpielte von neuem, nachdem ſie der Frau von Grimace ihre Spielſchuld bezahlt hatte: aber war ſie vorher unglücklich, ſo ſchien es jetzt als wenn das Geld des Herrn Murner wahres Glückegeld wäre. Alle Karten ſchlugen ein, und gegen Tag — man ſpielte, wie man auch in Deutſchland thut, damals in Frankreich auch gewöhnlich die ganze Nacht durch — hatte ſie nicht allein alles wieder gewonnen, was ſie verlohren hatte, ſondern noch einen beträchtlichen Ueberſchuß oben drein. Ihre Mitſpieler waren ſehr mißmuthig, und Frau

*) In ſolchem Waſſer fängt man ſolche Fiſche.

von

von Crimace geberdete ſich über ihren Verluſt ganz unbändig: der ganze Saal ertönte von den Worten bonheur und malheur und dieſes bonheur und malheur wurde dem vortrefflichen dix, dem allerliebſten roi, der verträkten dame oder dem mehr als als ſchändlichen valet zugeſchrieben: viele ſchwuren hoch und theuer, daß ſie niemals wieder eine Karte angreifen wollten u. ſ. w. Die Scene, ſo lärmend und komiſch ſie auch war, machte doch auf keinen Anweſenden den geringſten Eindruck: man war dergleichen ſchon längſt gewohnt.

Während die Gräfin am Spieltiſche ſaß, und ihr die Karten, das Aß, der Bube, die Dame u. ſ. f. ſo glücklich fielen, unterhielt ſich Carl mit Fräulein Nannette. Er vergeß ſeinen Vorſatz, das herrliche Geſchöpf zu fliehen, und eine Leidenſchaft im Aufkeimen zu unterdrücken, die ihm fürchterliche Folgen drohte: er vergaß, daß Nannette eine Gräfin war, und ſah in ihr nur das Mädchen ſeines Herzens.

Nannettens Betragen war auch gar nicht ſo beſchaffen, daß es ihn hätte abſchrecken können. Das herrliche Geſchöpf war wirklich durch Carls Großmuth gegen ihre Mutter gerührt worden: ſeine

ſeine Geſtalt hatte ihr ſchon damals gefallen, als ſie ihn zum erſten Mal ſahe, und da ſie nun ſeinen geſunden Menſchenverſtand, ſein grodes Urtheil, und viel edle Züge ſeines Herzens kennen lernte, ſo ward ſie in der ſtrengſten Bedeutung die Freundin des Freundes ihres Bruders, kurz Nannette zog von dieſem Augenblicke an unſern Carl allen andern Männern in der ganzen Welt vor, das heißt mit deutlichen Worten, ſie liebte ihn von ganzer Seele.

Früh ſuchte die Gräfin ihre Tochter auf, welche mit Carl in den Park gegangen war, die Frühgeſänge der Vögel zu hören, und ſich der verjüngten Natur zu freuen. „Tauſend Dank bin ich Ihnen ſchuldig, lieber Murner," rief ſie Carl entgegen: „Ihr Geld hat ganz vortrefflich gehalten: wenn ich etwas auf eine Karte ſetzte, ſo war es wie drauf gekettet; alle Künſte des Bankiers, alle Volten waren nicht im Stande, es herunter zu holen; ja es ſchien, Ihr Geld zöge das Geld des Bankiers an ſich, wie der Magnet das Eiſen. Ich habe viel gewonnen, recht ſehr viel! Nun aber will ich meine Schuld auch abtragen, aber eher nicht, als nach dem Frühſtück, das ſie bey mir in der Stadt einnehmen ſollen."

Carl verſicherte, daß er die Kleinigkeit — ſo nannte er eine Summe von 4000 Liver freylich wider ſeine Ueberzeugung: denn er kannte den Werth des Geldes — niemals wieder annehmen werde. Eine Dame, wie die Frau Gräfin, ſich verbunden zu haben, ſey für ihn der ſchönſte Lohn, und was des Schnickſchnacks mehr war.

„Nun gut, erwiederte die Gräfin: ich will Ihr Geld einſtweilen, bis mir mein Gemal welches ſchickt, behalten, und es für Nannetten zum Putz anwenden. Mädchen und überhaupt Frauenzimmer können nie zu viel geputzt werden."

Carl. Des Fräuleins Reize bedürfen keine Erhöhung durch Putz.

Gräfin. Ey ſeht doch! Sie räſonniren ziemlich derb, lieber Murner: man ſieht es Ihnen wohl an, daß ſie ein Deutſcher ſind; die deutſchen Schönen halten wohl nicht viel aufs Putzen?

Carl. Bitte um Vergebung, gnädige Frau: unſre deutſche Damen lieben den Staat ſo ſehr, daß man wohl geſehen hat, wie gnädige Fräuleins ſich mit Pferdedecken geſchmückt haben.

Grä-

Gräfin. Mit Pferdedecken! das iſt doch drollig: Ich bitte Sie, ſagen Sie mir, wie war das?

Carl. Ein Offizier von der Preußiſchen Cavallerie beſuchte einſt ſeine Aeltern in Pommern. In ſeinem Koffer hatte er zwey neue Schabracken, die er in Berlin gekauft hatte: eine war roth mit Gold, die andre grün mit Silber. Seine beyden Schweſtern durchſtöberten ſeinen Koffer, fanden die Schabraken, und hielten ſie für Enveloppen für Frauenzimmer. Sonntags mußte der Offizier mit ſeinem Vater in die Kirche, um Acht zu geben, ob der Pfarrer auch hübſch für den gnädigen Erb-Lehn- und Gerichtsherrn betete: denn um dieſes Gebet zu hören, geht der Edelmann in Deutſchland zur Kirche. Die Schweſtern traten bald hernach in die hochadeliche Kirchenloge: ihr Bruder ſahe ſich nach ihnen um, und trauete ſeinen Augen kaum, als er bemerkte, daß die gnädigen Bäschen ſich mit ſeinen Schabraken behangen hatten.

Gräfin. Oh les bêtes, les bêtes, ha, ha, ha. Wahrlich, die Fräulein in Pommern müſſen viel Geſchmack haben. — Aber hören Sie, es iſt

Zeit, nach der Stadt zurückzukehren. Ich erwarte Sie um zwölf Uhr beym Frühstück. Adieu.

Die Gräfin lief nach ihrem Wagen, Nannette warf einen zärtlichen Blick auf Carl, und folgte ihr nach. Carl schwang sich auf sein Pferd, ritt Nebenwege, und kam erst um zehn Uhr nach Hause.

Acht-

Achtzehntes Kapitel.

Schlimme Aſpekten.

Wo biſt du denn die Nacht über geweſen, Freund? fragte Louis, als Carl in ſein Zimmer trat.

Carl rieb die Stirne, brachte eine unzuſammenhängende Erzählung vor, aber den wahren Verlauf der Sache verſchwieg er: er hätte ja müſſen von der Gräfin, von dem ihr geborgten Geld, und von Nannetten erzählen, und das wollte er durchaus nicht: denn er fing an, ſich vor ſeinem Freunde zu fürchten, und ihn als ein Hinderniß ſeiner Liebe anzuſehen.

Louis hatte nothwendig auszugehen, worüber Carl ſehr froh war: denn er ſollte ja zur

Grä-

Gräfin kommen. Er kleidete sich geschmackvoll an, und flog pünktlich um zwölf Uhr nach der Wohnung der Gnädigen. Diese empfing ihn aufs freundschaftlichste, und fragte ihn, ob er ihren Sohn schon gesprochen habe? Carl bejahete es.

„Haben Sie ihm, fuhr die Gräfin fort unser Ebentheuer auch erzählt.

Carl. Nein, gnädige Frau: dazu hatte ich von Ihnen keine Erlaubniß.

Gräfin. Sie haben das recht gemacht. Mein Louis hat gewisse steife Grundsätze, und nach diesen pflegt er alles zu beurtheilen. Wer weiß, wie er mein Betragen würde ausgelegt haben, wenn er es erfahren hätte. Aber lieber Murner, werden Sie mir verzeihen? —

Carl. Gnädige Frau, ich weiß nicht was Sie sagen wollen: was es aber auch sey, so versichre ich Sie, daß es nicht wider meinen Willen seyn kann, da Sie es thaten oder noch thun wollen.

Gräfin. Eben schickt die Vicomtesse her, und bittet mich zum Frühstück.

Carl. Ich will mich Ihnen auf der Stelle empfehlen.

Grä-

Gräfin. Nicht doch, Sie ſollen bleiben: meine Nannette wird Ihnen Geſellſchaft leiſten. Sind ſie es zufrieden?

Carl (erröthend) Gnädige Frau, ich — ich —

Gräfin. (lachend) Getrauen Sie ſich denn nicht eine Stunde mit einem jungen Mädchen hinzubringen?

Carl ward noch röther, die Gräfin lachte hoch auf, befahl ihrer Tochter, den lieben Gaſt gut zu unterhalten, und eilte in ihren Wagen.

Nun waren die jungen Leutchen allein: ihr Geſpräch war anfangs ſehr einſylbig, endlich ward es lebhafter, und endlich gar zärtlich. Ehe noch Carl Abſchied nahm — er blieb aber ſo lange, als es nur immer der Wohlſtand erlaubte — hatten beyde ſich alles zugeſchworen, was Liebende ſich gewöhnlich zuſchwören. Ich traue allen meinen Leſern und Leſerinnen zu, daß ſie mit Sachen dieſer Art bekannt ſind, und verſchone ſie daher mit der Wiederholung deſſen, was Carl und Nannette einander ſagten.

Louis bekam vom Kriegsminiſter den Befehl ſich nach Breſt zu begeben, um daſelbſt die Grundſätze der Marine zu lernen: denn der König hatte befohlen, daß in Zukunft kein Offizier mehr angeſtellt

werden

werden sollte, auch nicht bey der Landarmee, welcher in den Seewissenschaften sich nicht einiger Maaßen umgesehen hätte. Louis hatte nichts dawider; denn Paris hatte keinen Reiz für ihn, und die Frivolitäten der Pariser Herren und Damen, welche sogar in den wichtigsten neuen Staatsgeschäften so sichtbar geworden sind, waren ihm äusserst zuwider.

Er machte seinem Freund seine nahe Abreise bekannt, und bat ihn, mitzukommen: daß aber Carl nicht mitging, versteht sich von selbst. Die Freundschaft weicht der Liebe, und Nanette hatte Carls sonstige Begierde nach Kenntnissen völlig verdrängt. Louis zog also ab, und Carl blieb in Paris.

Nach Louis Abreise war Carl täglich in der Wohnung der Gräfin, und sprach täglich seine Geliebte. Niemand wußte um das Geheimniß der Liebenden, als Nannettens Mädchen, die treue Sophie, welche ihrem Fräulein zu Gefallen Bestellungen übernahm, Billets trug, und den Leutchen allen nur möglichen Vorschub that. So verlebten Carl und Nanette mehrere Monate in der allergrößten Seligkeit, und überließen nach Art aller Hochverliebten die Sorge für die Zukunft der Zukunft selbst.

Die

Die gnädige Gräfin war zu sehr mit ihren Zerstreuungen beschäftiget, als daß sie ein wachsames Auge auf ihre Tochter hätte haben können: kaum ließ sie sich dann und wann von Fräulein Jaquette bewegen, bey ihren Patronen für den Finanzpachter Fripon zu sollicitiren. Die Sollicitationen blieben aber immer ohne Erfolg: weil die Patronen theils zu flatterhaft waren, sich im Ernst eines Unglücklichen anzunehmen, theils sich scheueten, für einen Mann zu reden, der den Zorn eines Prinzen von Geblüt auf sich geladen hatte. Bey so weniger Aufsicht hatten unsre Liebende alle erwünschte Freyheit und zu ihrem Verderben fehlte weiter nichts, als mehr Zudringlichkeit von Seiten Carls, und weniger tugendhafte Grundsätze auf Seiten des Fräuleins.

Wenn aber die gnädige Gräfin von ihrer Tochter Liebe nichts merkte, so merkten andre Leute das Ding: denn Liebende sind bey aller vermeinten Vorsicht doch gewaltig unvorsichtig, und lassen sich nur zu leicht in die Karte sehen. Frau von Grimace, die vertrauteste Spielfreundin der Gräfin, war eine der ersten, welche diese wichtige Entdeckung machte; sie erzählte die Neuigkeit in allen Gesellschaften, und zuletzt auch der Gräfin.

Die

Die Gräfin erſchrack, und kam vor Zorn beynahe auſſer ſich, daß ſich ihre Tochter unterſtanden hatte, ihr Herz ohne ihre Einwilligung wegzugeben. Auf den Herrn von Frion hoffte zwar die Gräfin kaum mehr; denn ſein Prozeß verzögerte ſich gar zu lange; aber ſie hatte ſchon längſt mit Vergnügen bemerkt, daß reiche angeſehene Stutzer das Fräulein bekugelten, und umgaukelten; da dachte ſie denn, daß leicht einer von dieſen Schmetterlingen ſich fangen könnte, und war alſogleich entſchloſſen, zuzugreifen, um die Wonne zu genieſſen, ihre Tochter als Madame la duchesse, comtesse, marquise oder baronne figuriren zu ſehen.

Alle dieſe ſchönen Ausſichten verſchwanden aber, wenn Nannette den Deutſchen liebte. Carl war zwar der Günſtling der Gräfin, aber bis zur gräflichen Tochter durfte er ſeine Wünſche nicht erheben. Sie hielt ihn zwar immer für einen Herrn von Adel, und mochte auch denken und glauben, er ſey vom allerbeſten Adel in Deutſchland; aber was war ihr wohl deutſcher Adel gegen den Adel der erſten Nation, der Franzoſen?

Dieſe Betrachtungen, und noch mehrere voll dieſem Schlag, ſetzten die Gräfin von Vivaldi außer

außer aller Faſſung: Nannette mußte vor ihr erſcheinen, und ein ſtrenges Examen aushalten, wobey ſie ſich ſo ſchief benahm, daß der Gnädigen gar kein Zweifel an der Wahrheit deſſen übrig blieb, was ſie von der Frau von Grimace gehört hatte.

Sie ſchalt, ſtampfte mit den Füßen, und verbot ihrer Tochter, den deutſchen V[illegible]führer — ſo nannte ſie Carl — nicht weiter mehr zu ſehen. Nannette weinte, wollte V[illegible]ſtellungen machen, aber Mama befahl ihr, ſich zu entfernen, und die närriſchen Grillen auf der Stelle fahren zu laſſen. Sie bedachte nicht, daß es weit ſchwerer ſey, Grillen, beſonders verliebte Grillen, fahren zu laſſen, als kluge Gedanken und Vorſätze.

Neunzehntes Kapitel.

Mißgeschick und Grillereyen.

Carl kam den folgenden Tag nach diesem Auftritt mit der größten Unbefangenheit in das Logis der Gräfin, um ihr seine Aufwartung zu machen, oder vielmehr, um Nannette zu fragen, wie sie geschlafen, und wovon sie geträumt hätte? Er ging nach seiner Gewohnheit grade auf das Zimmer der Gräfin zu, aber der Schweizer hielt ihn auf, und sagte ihm, seine Gnädige habe befohlen, ihn abzuweisen; zugleich händigte er ihm ein Billet ein. Carl öfnete es, und las folgendes.

Monsieur,

Als ich Sie würdigte, mit Ihnen freundschaftlich umzugehen, und Ihnen den Zutritt zu mir zu erlauben, hielt ich Sie für einen jungen

Mann,

Mann, der eine ſolche Ehre ſchätzen, und ſich ſo gegen mich betragen würde, wie ich es zu fordern berechtiget bin. Aber Sie haben meine Güte mißbraucht, und die Welt würde mich verdammen, wenn ich fernerhin Nachſicht mit Ihrem Benehmen haben würde. Ich rathe Ihnen daher, mein Haus in Zukunft zu vermeiden: denn wollten Sie ja zudringlich ſeyn, ſo würden Sie ſich unangenehmen Begegnungen ausſetzen. Ich hoffe, Sie werden klug ſeyn, und mich nicht durch Unbeſonnenheit zu Begegnungen gegen Sie reizen, die ich Ihnen gern erſparen mögte.

Die Gräfin von Vitacen.

N. S. In kurzer Zeit werde ich im Stande ſeyn, Ihnen das mir vorgeſtreckte Geld wieder zu erſtatten: ich bitte Sie alſo, deßwegen keine Sorge zu haben.

Carl war wie verſteinert, als er dieſen Brief geleſen hatte: er konnte ſich zwar die Urſache erklären, warum die Gräfin ihm den Abſchied auf eine ſolche derbe Art gegeben hatte: allein eben dieſe Erklärung war ihm äuſſerſt ſchmerzhaft. Er ſahe ein, daß ſeine Liebe und Nannettens Neigung entdeckt worden war, daß dieſe Intrike der gnädigen Frau Mama nicht anſtändig, und daß die Fortſetzung derſelben gehindert werden ſollte.

Aber

Aber ohne Nannetten konnte er nicht leben, wenigstens glaubte er damals, wie alle Verliebte in der Fieberhitze der Liebe, daß er ohne das Mädchen seines Herzens nicht leben könnte, also mußte ein Mittel erfunden werden, sie dennoch trotz des Verbots der strengen Mutter zu sehen, um sie wenigstens noch sterbend zu versichern, daß er als ihr Vielgetreuer lebe und sterbe.

Auf ein solches Mittel sann Carl auf dem Weg nach Hause, fand aber keins, das ihm schicklich und ausführbar geschienen hätte. An Nannettens Sophie dachte er nicht eher, als bis diese ihm eine Stunde hernach einen Zettel von ihrem Fräulein brachte, worin diese zwar ihm alle Liebe und alle Treue auf ewige Zeiten zusagte, aber ihn auch zugleich bat, sie nicht zu besuchen, und keine Gelegenheit sich ihr zu nähen, auszuspähen. „Die Zeit, so schloß die Gute, kann alles gut machen: lassen Sie daher die Hoffnung nicht sinken, mein Lieber. Ich bin nur ein Mädchen, aber meine hoffende Liebe giebt mir den Muth, alles zu leiden, um Ihrer desto würdiger zu werden. Wahre Liebe muß harte Proben aushalten können: ich will mich ihnen unterwerfen. Sey auch stark, mein Carl, und wir werden dereinst noch glücklich."

Nan-

Nannettens Mädchen eilte. Er! konnte also nur wenig an seine Geliebte zur Antwort schreiben: was er aber schrieb, war gradeso, wie es aus der Feder eines sich für höchst unglücklich haltenden stürmischen Liebhabers zu fließen pflegt.

Als das Mädchen weg war, durchlas Carl Nannettens Billet mehr als hundert Mal: je mehr er aber das Ding las, deste weniger gefielen ihm die Vorschläge und das Betragen seines Mädchens. Nannette hatte ihm gerathen, sich von ihr nach Möglichkeit entfernt zu halten, und ihn bloß an die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft gewiesen. Dieß war ihm aber nicht genug, da Nannette gar versicherte, daß sie sich selbst allen Prüfungen unterwerfen wollte, fing er gar an zu zweifeln, ob ihre Liebe gegen ihn auch aufrichtig genug sey.

Es ist ja bekannt genug, wie es Liebende zu machen pflegen: sie hoffen, wo auch nicht die geringste Aussicht auf eine gute Zukunft da ist: bey dem kleinsten Schein eines eingebildeten Uebels aber gerathen sie in Furcht, werden eifersüchtig, zürnen mit der ganzen Welt, auch wohl mit sich

selbst

ſelbſt, und Pellen ſich überhaupt, wie halbe Tollhäusler. *)

Carl war in vollem Sinn des Wortes verliebt, und empfand nun zum erſten Mal die häßlichen Regungen der Eiferſucht. Nannette hatte ihn gebeten, ſie nicht aufzuſuchen, das hieß nun nach ſeiner Exegeſe, ſie hatte ihm den Abſchied gegeben. Warum aber hatte ſie dieß gethan? Was war natürlicher, als daß ſie einen andern begünſtigte? Es iſt ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß ſie ihrer Mutter den ganzen Handel ſelbſt offenbaret, und dieſe gebeten hatte, Carl das Haus zu verbieten. Genug Nannette wollte ſich mit einer guten Manier aus einer Sache helfen, die ihr nicht mehr behagte, oder nach einem gewiſſen Idiom, keinem Spaß mehr macht.

Daß Carl ſich betrog, und ſeiner Geliebten Unrecht that, weiß ich und alle meine Leſer, aber Carl wußte es nicht, und da die Eiferſucht die allerhäßlichſte und qualvollſte Leidenſchaft nach dem Neide iſt, ſo war unſer Held höchſt unglücklich. Sonſt war er gegen jedermann freundlich und artig, jetzt

*) Ich glaube, Plautus ſagt: Amica eſt anima amanti: dum abeſt nullus eſt, dum adeſt, nullus eſt; ipſus eſt miſer et carnufex.

jetzt war er mürrisch, ärgerlich, barsch und leutescheu: bey schönem Wetter saß er auf der Stube, wenns aber regnete und stürmte, ging er spatziren: sonst las er die witzigsten Werke der Deutschen und der Franzosen, jetzt erbaute er sich durch das Lesen der Schriften der beyden großen Lichter der Evangelisch-lutherischen Kirche, nämlich des Herrn D. Joh. Georg Eciler und Herrn Joh. Georg Bechtold*). Seine Freunde wurden von ihm nicht mehr freundschaftlich behandelt, selbst sein treuer Franz wollte mehr als einmal seinen Abschied fordern, weil er das brüske, störrische und auffahrende Wesen seines Herrn nicht mehr ertragen konnte. In Gesellschaften, wenn ja Carl noch dann und wann eine besuchte, widersprach er jedem, er mogte sagen was er wollte. Lobte einer den Champagner, eine angenehme Musik, oder ein schönes Mädchen, so war der Champagner, nach Carls Versicherung, nicht viel besser, als Naumburger Quasiwein, die Musik kam der Bierfideley der Quasiconcerte in den deutschen Universitätsstädten, die aber nichts destoweniger häufig besucht werden, sehr nahe, und das Mädchen

*) Damit diesen Ehrenmann niemand in Schilda suche, so merke ich hier an, daß er in Giessen hinter der Stadtkirche wohnt.

ihm glich in jeder Rückſicht einer Nymphe, nach welcher ein ehelicher Kerl nur im Finſtern greift. Verdammte jemand in der Geſellſchaft einen Betrüger; einen Meynidigen, einen Dieb, ſo ward Karl augenblicklich der Advokat und Defenſor der Betrügerey, des Meyneides, des Diebſtahls und des Betrugs, und argumentirte heftiger, als Herr Direktor Groß, der ſich rühmt, alle Spitzbuben, und ſogar Mordbrenner, vom Galgen und von der Baustrafe retten zu können.

Durch ein ſolches Betragen machte ſich nun der gute Mann bey jedem, der ſonſt gerne mit ihm umging, verhaßt, und lächerlich: er ſahe es, errieth leicht den Grund davon, und beſchloß ſich zu beſſern, aber ſeine verſtimmte Laune war keiner Beſſerung fähig.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Der Zweykampf.

Frau von Grimace wußte, daß die Gräfin unſerm Carl ihr Haus verboten hatte: ſie war ehemals wegen der äuſſerſt lächerlichen Perſonnage, die ſie ſpielte, von ihm aufgezogen worden: dieſes und die Sucht, neue Mähren auszuposaunen, die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Frauenzimmers, beſonders des franzöſiſchen, trieb ſie in allen Cirkeln und Geſellſchaften herum, wo ſie das Hiſtörchen von Carls Liebſchaft und ſeine Abfertigung ſo grell erzählte, als es einer hämiſchen Läſterzunge nur immer möglich iſt.

Herr von Donday, Vetter des Martl von Dinbon, hörte dieß auch, und, da er unſerm Helden feind war, weil er ihm einmal beym Spiel

den Credit versagt hatte, freuete sich recht, wie ein kleines Kind, das ein andres auf die Nase fallen sieht, über den Durchfall des plumpen Deutschen, wie er sich ausdrückte.

Eines Tages war Carl aus Unmuth auf das Hotel Bourgogne gegangen, und da sah ihn Herr von Donday. Nach einigen Stichelreden, welche Carl überhörte, lenkte er das Gespräch auf die Schweizer in den großen Häusern, bewies aus lauter Aberwitz, daß es gut sey, mit diesen Leuten sich zu verstehen, und forderte Carl, als mit ihm einverstanden, auf.

„Ich wüßte nicht, sagte Carl, wozu mir die Freundschaft eines Schweizers nützen sollte.

Donday. Nicht? Ich dächte, das wüßten Sie aus der Erfahrung.

Carl. Herr, ich verstehe nicht, was Sie da sagen wollen.

Donday. Hm, hm; aber den Schweizer der Gräfin von Vitaton —

Carl. (hitzig) Was soll der, wenn ich bitten darf?

Donday. (hämisch) Je nun, wenn Sie den zum Freund haben, so können Sie, trotz des Befehls der Gräfin, das Haus nicht mehr zu betreten, ihre Nanette doch besuchen.

Carl.

Carl. (hochroth vor Zorn aufſtehend) Herr, ſo ſpricht ein hämiſcher Bube mit mir.

Donday. (kleinlaut) Sie ſind ein Mann von Ehre?

Carl. Allerdings: und wer daran zweifelt, dem breche ich den Hals.

Donday. Ich werde Sie zu finden wiſſen.

Carl. Gut. Ich bin Morgen früh zu Hauſe.

Daß hier von einem Duel die Rede war, verſteht ſich von ſelbſt. Alle Anweſende hatten die gegenſeitigen Beleidigungen gehört, und da war es unmöglich, die Sache ohne Schlägerey abzumachen. In Frankreich gab es zwar ſeit Heinrich dem Großen ſcharfe Geſetze wider den Zweykampf, welche Ludwig XIV noch mehr ſchärfte. Aber alle dieſe Geſetze konnten die Raſerey, ſich mit dem Degen ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen, ſo wenig abſtellen, als die Duelmandate es auf deutſchen Univerſitäten können, wo dieſe Thorheit noch allgemein Mode iſt. Unſre Zeiten ſind zwar ſehr aufgeklärt, und ſchwerlich findet ſich noch jemand, der im Ernſt glauben ſollte, eine beleidigte Ehre könne durch einen Duel wieder hergeſtellt werden. Aber weder Vernunft, noch Geſetze noch Strafen vermögen etwas wider

eine

eine ſich auf ein närriſches Vorurtheil gründende und ſtützende Gewohnheit. So inkonſequente Leute ſind wir, daß wir das Närriſche und Ungerechte unſrer Handlungen ſehr wohl einſehen, und ſie doch ausüben, ſobald ſie das Vorurtheil auszuführen befiehlt. In Frankreich iſt die Duelſucht aber noch weit ärger, als in Deutſchland: bey uns ſchlagen ſich doch nur in der Regel die Offiziere, und die Herren Univerſitäter: aber in Frankreich ſchlägt ſich jedermann, der einen Degen führen kann, und das können beynahe alle Franzoſen. Die Duelle in Deutſchland endigen ſich ſelten mit dem Tode eines Duelliſten, beſonders die ſtudentiſchen, welche meiſtens ohne Wunden und Blut abgehen; aber in Frankreich iſt nicht ſelten der Tod oder doch ſchwere Verwundung die Folge des Zweykampfs. Man hätte glauben ſollen, daß nach der Revolution, wobey der Adel aufhörte, das Militär eine andre Form bekam, und alle Univerſitäten ihre Exiſtenz verlohren, auch die Duelle ein Ende nehmen würden, zumal da nach den neuen Geſetzen dieſe Poſſen ſchwerer Strafe unterworfen ſind: aber ſie währen noch fort, ſowohl bey den Soldaten, als bey den Bürgern. Im Jahr 1794, als der Verfaſſer ſich in Dijon aufhielt, fielen ſieben Perſo-

nen im Zweykampf, wovon zwey sich wechselsweise erstochen hätten. Der eine blieb auf dem Flecke liegen, der andre schleppte sich noch etwan 50 Schritte fort, und fiel dann todt zur Erde.

Herr Donday, Carls Gegner, war ein trauriger Wicht: er konnte zwar einen Streit anfangen, ihn aber auszuführen nach den Regeln des Gebrauchs, war seine Sache nicht. Er wußte, daß Carl ein geübter Fechter war, und fing an sich vor ihm zu fürchten. In dieser Verlegenheit ging er zu seinem Vetter, dem Herrn Marki von Dindon, welchem er die Sache entdeckte, mit der Bitte, ihm durchzuhelfen.

„Ich würde mich schlagen, sagte er, wenn mein Gegner kein Deutscher wäre. Aber bedenken Sie, Herr Vetter, wenn mich der Deutsche blessiren sollte!

Dindon. Das ist wahr. Aber, welche Ehre für Sie, wenn Sie den Deutschen zu Boden stoßen?

Donday. Das ist kaum wahrscheinlich: der Bursche führt eine gute Klinge.

Dindon. Ah so — nun mir fällt doch etwas ein, — lassen Sie mich machen.

Donday dankte dem Herrn Vetter, bat aber zu eilen, und der Herr Marki fuhr zum Minister.

Der

Der Minister war Dindons vertrauter Freund, in ihrer Jugend hatten beyde manchen lustigen Streich ausgeführt, und die Freundschaft lustiger Brüder pflegt sehr fest zu halten, wie der Verfasser selbst mehrmals erfahren hat: denn wer erinnert sich nicht gerne an die Genieſtreiche der Jugend, und liebt den nicht, der sie mit ausführen half? Der Minister hatte keine rechtmäßigen Kinder, aber doch eine natürliche Tochter, welche er sehr gern hatte, und dereinst gut unterzubringen wünschte. Herr von Denday schien ihm wegen seiner Verwandschaft mit dem Marki von Dindon eine schickliche Parthie für seine Tochter zu seyn; er schlug die Sache dem Marki vor: dieser war vor Freuden außer sich, daß seinem Neffen der Weg zu einem glänzenden Glück so geöffnet wurde, der Neffe, der freylich Fräulein Susette nicht liebte, aber ihr Geld für einen reichlichen Ersatz alles dessen hielt, was ihr sonst an körperlichen Reizen, und an Geistesbildung abging, ließ sich den Vorschlag gerne gefallen, machte dem Fräulein die Aufwartung, gefiel ihr, und ward bald ihr erklärter Liebhaber.

Der Marki, um seinen Vetter von der Nothwendigkeit, sich zu schlagen zu befreyen, ging zu Fräulein Susette.

Guten Morgen, beſter Markl, rief ihm das Fräulein entgegen! So allein? wo iſt denn votre cher neveu?

Markl. Er kann Heute nicht die Ehre haben —

Fräulein. (haſtig) Wie? Ich ſollte Heute den guten Jungen nicht ſehen? Ah que je ſerois malheureuſe!

Markl. Das iſt freylich verdrießlich: aber das Geſetz der Ehre —

Fräulein. (noch haſtiger) Was ſagen Sie — Ehre — Ich will doch nicht hoffen —

Markl. Es iſt nicht anders, mein Fräulein: ihr Donday muß ſich ſchlagen.

Fräulein. Nimmermehr, ach nimmermehr leide ich es. Wenn mein Donday verwundet würde.

Markl. Oder gar entleibet. Sein Gegner iſt der ärgſte Raufbold in ganz Europa. Er hat ohne alle Urſache mit meinem Neffen angebunden, und geſchworen, ihm den Degen durch die Bruſt zu rennen. Donday weiß es, aber demohnerachtet iſt er entſchloſſen ſich zu ſchlagen.

Fräulein. (weinerlich) Ach der böſe Menſch! will er mich tödten!

Markl. Ich wüßte nur ein Mittel. —

Fräu-

Fräulein. (freudig) O sagen Sie, bester Marki, sagen Sie, es koste was es wolle, ich will alles aufbieten, was in meinem Vermögen steht.

Marki. Die Duelle sind in den Gesetzen streng verboten: eröffnen Sie dem Minister, Sie hätten von sichrer Hand, daß Donday sich mit einem Deutschen, Namens Carl Murner schlagen wolle, daß aber der Deutsche den Handel ohne alle Ursache angefangen habe; wirken Sie einen Verhaftsbefehl gegen diesen Murner aus, und händigen mir denselben ein; dann will ich schon sorgen, daß ihr Donday ihnen nicht durch einen deutschen Glücksritter entrissen werde. Das Fräulein war kindisch froh, über diesen Vorschlag, und lief auf das Zimmer ihres Vaters, der sich eben mit der Regulirung einer Pension für die Mätresse eines Kammerdieners der Königin, und für eine Opernsängerin, die dem Herzog von Orleans einige frohe Abende gemacht hatten, beschäftiget. Geschäfte dieser Art machten dem Minister stäts großes Vergnügen, er nannte sie Pflichten der Wohlthätigkeit, und führte sie jedesmal pünktlich aus. Freylich riefen tausend Elende seine Hülfe und seinen Beystand vergeblich an, er hörte nicht auf sie, und ließ sie im Mangel schmachten: denn wer kann für jedes Grobzeug sorgen,

genug

genug wenn man nur für Personen von Etat sorgt, und solche sind, wie jedermann weis, Opernprinzessinnen, Mätressen, Kammerdiener, Plusmacher u. d. gl.?

Fräulein Susette stellte ihrem Vater die Sache vor: der Minister erkundigte sich etwas genauer nach dem Verlauf derselben, und als er hörte, Dondays Gegner sey ein Deutscher, so gab er auf der Stelle den Befehl zu seiner Verhaftung. Susette schickte den Befehl an den Marki von Din' don, und dieser machte es so klug, daß unser Carl schon nach einigen Stunden in der Bastille saß.

Ein-

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Baſtille.

Wer ehedem in der Baſtille ſaß, der ſaß ſo feſt, als irgend ein Delinquent in einer des heiligen Römiſchen Reichs freyen Stadt. Er konnte Jahre lang in den fürchterlichſten Löchern ſchmachten, vergieng beynahe im Elend und niemand kümmerte ſich um ihn. Die Franzoſen verabſcheuten zwar die kirchliche Inquiſition, und ihre ſogenannten amis de l'humanité oder Freunde der Menſchheit bewieſen das Ungerechte und Grauſame eines Gerichtshofs ſolcher Art: aber die Gefängniſſe in Frankreich, und die verſchiednen Arten, wie man die Gefangenen plagte, waren eben ſo abſcheulich, als die der Spaniſchen Inquiſition immer mögen geweſen ſeyn; und leyder iſt in dieſem Stück

auch

auch selbst nach der Zerstörung der Bastille durch die Revolution wenig verbessert worden.

Carl wurde von der fürchterlichen Lage, worin er sich nun befand, gar bald überzeugt. Man brachte ihn auf ein Zimmer, wenn anders Löcher ärger als der Carcer auf den deutschen Universitäten Zimmer heißen können, wo noch zwey andre eingesperrt waren. Der eine war ein Gelehrter, welcher ein Buch über die Kirchenzucht geschrieben, und sich über die Concubinen der französischen Bischöfe und Prälaten aufgehalten hatte. Frau von Avaux, die erklärte Geliebte seiner Eminenz des Herrn Erzbischofs von Besançon *), fand dieses Buch einst auf ihrem Abtritt, wohin es ein Geistlicher, dem es nicht behagte, geworfen hatte. **) Sie blätterte drinnen, fand die Stelle, wo

*) Man denke ja nicht, daß ich der gnädigen Frau von Avaux, und dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Besançon zu nahe trete. Es ist reine Wahrheit was ich hier schreibe.

**) Herr Professor Teck in Halle legte vor einem Jahre Platners Aphorismen auf seinen Abtritt zum zerreißen: ein Student brachte ihm das Buch, weil er glaubte, der Herr Professor habe es von ohngefehr da liegen lassen, aber der Herr Pro-

wo der Verfasser über die Mätressen der Herrn Prälaten loszog: sie glaubte, ihr Bild zu erkennen, wies dem Herrn Erzbischof das Buch, und dieser wirkte einen Verhaftsbefehl wider den Verfasser aus, und der kam dann in die Bastille.

Der andre Gefangene war ein Arzt: er kurirte einst einen vornehmen Herrn, welcher am venerischen Uebel häßlich darnieder lag. Als er Geld haben wollte, zog ihn der Herr an der Nase herum. Der Arzt verklagte den vornehmen Herrn, der vornehme Herr ward böse, daß ein Quacksalber, wie er den Arzt nannte, einen Mann seines Standes verklagte, und eben dadurch die Natur seiner gehabten Krankheit bekannt gemacht hatte: er wendete sich an Frau von Lamballe, und durch ihren Vorschub kam der naseweise Doktor in die Bastille. Warum hatte er auch nicht gelernt, daß man mit vornehmen Herren schuberlich verfahren müsse?

Beyde saßen schon mehrere Jahre, waren zerlumpt und sahen aus wie die Gespenster. Carl schauderte vor ihnen, als er sie aber näher kennen lernte,

Professor versicherte sehr ernsthaft, daß er keinen schicklichern Ort für Platners Aphorismen gewußt hätte! ! ! So äussert sich kritische Philosophie.

irrte, fand er doch in ihrem Umgang einigen Troſt. Er hoffte täglich, wenigſtens verhört zu werden: aber es verging ein Tag, eine Woche nach der andern, ohne daß er das Geringſte von Verhör, und noch weniger von Befreyung vernommen hatte. Er hatte es mit einem Niederträchtigen zu thun, und dieſer Niederträchtige wollte ſich rächen.

Was Carl noch in ſeiner traurigen Lage aufrichtete, war der Umgang mit den beyden Gefährten ſeines Elendes: die Geſpräche des Gelehrten waren ſehr vernünftig, und ſein Beyſpiel aufrichtend. Er trug ſein Unglück mit vieler Standhaftigkeit und Gleichmuth, und behauptete, daß ein wirklich unſchuldiges Mann in ſich ſelbſt Gründe der Zufriedenheit bey allem Unrecht, das ihm die Menſchen anthäten, finden müſſe. Seine Reden waren faſt immer ein Commentar über die Stelle des Horatius, welche er oft laut wiederholte:

Murus aheneus eſto
Nil conſcire ſibi, nulla pallescere culpa *).

Der Arzt war auch durch die Länge der Zeit mit ſeinem Schickſal in etwas ausgeſöhnt, und

fand

*) Eine eherne Mauer iſt ein gutes Gewiſſen frey von jedem innern Vorwurf.

fand seinen gewöhnlichen sarkastischen Witz wieder. Wenn also Carl den Philosophen eine Zeitlang ernstlich sprechen gehört hatte, so lachte er über die Einfälle, womit der Doktor die Thorheiten der Großen, der Pfaffen und der Justizbedienten geiselte, und ward nicht böse, wenn Herr Lonby — so hieß der Doktor — das abgeschmackte Wesen in Militär sarkastisch mitnahm.

Unser Held würde noch zufriedner gewesen seyn, wenn ihn der Gedanke an seine Geliebte nicht unaufhörlich gequält hätte. Bald hielt er sie für untreu, und bald überzeugte er sich wieder vom Gegentheil. Nun aber war er im Gefängniß; Nannette wußte nichts von ihm: denn wer sollte ihr sagen, daß man ihn in die Bastille geworfen habe? Mußte sie nicht denken, er habe Frankreich verlassen, sey nach Deutschland zurückgekehrt, und habe ihrer gar vergessen. Ja, sagte er zu sich selbst, so muß das herrliche Mädchen denken: aber was wird sie dann thun? Mädchen sind schwache Geschöpfe, veränderlich wie das Wetter im April, und haben ein Herz, das sich nach Liebe sehnt. Nannette ist ein Mädchen; sie wird also — o ich mag den Gedanken nicht ausdenken.

So quälte ſich unſer Held, aber wie es dann doch mit allen Dingen geht, daß die Zeit jeden Schmerz lindert, und daß die Seele, welche auf andre Gegenſtände geleitet wird, nicht mehr ſo lebhaft wie ſonſt fühlt, ſo ging es auch dem guten Carl in der Baſtille. Der Profeſſor und der Doktor hatten von ihm ſelbſt die Urſache ſeiner oft ſehr ſichtbaren Niedergeſchlagenheit erfahren, und bemüheten ſich, ihn aufzuheitern, der Profeſſor durch Gründe der Vernunft, der Doktor durch Scherz, muntere Laune und mitunter durch Satyre.

Der Neffe des Kommendanten der Baſtille, der abgefeimteſte Bube auf Gottes Erdboden, welchem ſein Onkel, der Kommendant, ein wegen ſeiner Schurkereyen würdiger Partiſan der durch die Guillotine zertrümmerten Tyranney, eine unumſchränkte Gewalt über die Gefangenen in der Baſtille anvertraut hatte, ſchien ſo recht geſchaffen zu ſeyn, Menſchen zu ängſtigen, und zu quälen. Er beſuchte die Zimmer der Gefangenen, ſagte ihnen immer die unangenehmſten Dinge, ſpottete ihrer, wenn ſie klagten, und ſchloß immer damit, daß es doch beſſer ſey, in der Baſtille zu ſitzen, als auf der Galeere, oder gar am Galgen zu hängen. Unſre drey Gefangene ließen den

rästen Menschen schwatzen, was er wollte, und lächelten zu seinem pöbelhaften französischen Witz. Darüber gerieth der Mensch in Wuth, ärger als einst Freund Culenkapper in Gießen, wenn ihm die Studenten ein percat riefen: er beschloß sich zu rächen.

Die drey Gefangenen betrugen sich aber ruhig und geduldig: von Seiten der Aufführung konnte der Bube also nicht an sie kommen; aber bald entdeckte er die Freundschaft und die Vertraulichkeit, welche unter ihnen herrschte. Dieß war ihm eine gefundene Sache: unter dem Vorwand, daß sie konspirirten, und vielleicht gar Mittel zu ihrer Befreyung finden könnten, trennte er sie. Der Professor und der Arzt nahmen von Carl beweglich und mit Thränen Abschied. Carl sank betäubt auf sein Lager, und kam erst aus seinem Schlummer wieder zu sich, als die Thüre aufgeschlossen ward, und zwey neue Kameraden eintraten.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Auch Weiber ſind muthig und klug.

Die neuen Geſellſchafter unſers Helden waren zwey Leute von ſehr heterogener Art. Der eine war ein wilder roher Kerl, ehemals Polizeylieutenant zu Paris, und ſeiner erſten Beſtimmung nach ein Pferdephiliſter. Als Pferdephiliſter war er ein armer Teufel, betrog und maſchandirte, wie er konnte, um nur nicht Hungers zu ſterben; endlich aber ſtarb eine alte Baſe von ihm, und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen. Mit Geld beſtach nun Herr Servedi den Kutſcher einer großen Dame, und der Kutſcher empfahl den bisherigen Pferdephiliſter der Dame in einem tête-à-tête, wie die Damen in Frankreich und auch in Deutſchland mit ihren Kutſchern nicht

setten zu halten pflegen. Die Dame empfahl den Pferdephilister weiter, und so kam er ganz leicht zu der Stelle eines königlichen Polizeylieutenants.

„Das müssen doch komische Kerls gewesen seyn, die Franzosen, höre ich hier manchen ausrufen: machen einen Pferdephilister zum Aufseher der Polizey!"

Freylich ist es komisch: aber doch nicht auffallend für uns in Deutschland: sah man nicht schon Leute bey uns in Deutschland, die sonst hinter der Kutsche gestanden hatten, als Kanzler auf Universitäten paradiren? hat man nicht schon bey uns in Deutschland bankrottirte Kaufleute geadelt und zu den einträglichsten Aemtern befördert; und wer weiß, was noch aus dem Pferdephilister Grospaul werden kann —!

Doch weiter. Herr Polizeylieutenant Servedi hielt gewöhnlich eine Pharobank in seinem Hause, seine Feinde gaben ihn an, und so kam er in die Bastille.

Der andre Herr hieß Deucon, war ein verliebtes Junkerchen aus der Provinz, und nach Paris auf die Universität geschickt worden. Hier sah er eines Tages die Petite Mätresse eines Duc: vor lauter Verliebtheit schrieb er ihr einen Liebesbrief, die Petite

Mätresse

Mätreſſe fand Geſchmack an dem närriſchen Gewäſch, und zeigte dem Duc den Brief aus vollem Halſe lachend. Der Duc aber nahm das Ding übel auf, und ließ den hitzigen drangvollen Mosjeh in die Baſtille ſetzen.

Servedi, der Polizeylieutenant, trat mit einem fürchterlichen sacré nom de dieu, was iſt das für ein Sauloch, ins Zimmer.

Carl fuhr auf.

„Ah, fuhr Servedi fort, da iſt ja noch ein Baſtillant: willkommen, Herr Kolleg! Mord Schwerenoth, Sie ſehn ja aus, als wenn Sie die Diarrhoe hätten. Hier (reicht ihm eine Flaſche) ziehen Sie einen Schluck, es iſt herrlicher Franzlitzer!“

Carl verſicherte, daß er keinen Appetit zum Trinken habe.

„Nun dann ärgerts mich, fuhr Herr Servedi fort, daß ich Ihnen einen Schluck geboten habe. Hole mich der Teufel, ich will lieber eine Ohrfeige haben, als daß mir jemand einen Korb geben ſoll. Heda Bürſchchen, (zum Studenten) wer ſind denn Sie?

Douçon. Ein Student vom College de Clermont.

Ser-

Servedi. Ich verſtehs, bey meiner armen Seele, was ein Student iſt: ſo was von Dintenklekſer: nicht wahr?

Doucon. Verzeihen Sie; ich ſchreibe weiter nichts als Briefchen und Billets.

Servedi. Sind Sie vielleicht gar wegen eines ſolchen Billets hier? Gewiß wegen eines falſchen Wechſels?

Doucon. Ach nein: mein Unglück iſt ein Billet Doux *).

Servedi. Nun ſo ſoll mich doch auch Sankt Georg, der Ritter, in der ganzen Welt mit der armen Seele ſeines Lindwurms herumhetzen, hab ich ſo was gehört, einen Kerl in die Baſtille ſetzen, weil er einen Zettel an ein Weibsmenſch ſchreibt. So ein Nickel iſt wohl werth —

Doucon. Ach halten Sie ein, mein Herr: die herrliche Babeton iſt ein Engel in Menſchengeſtalt.

Servedi. Und Sie, mein Herr, ſind ein Pinſel in Affengeſtalt, verſtehn Sie mich? — Das wären meine Engel, die Weibsleute, ha, ha, ha! Am Palais und an der neuen Brücke ſind alle

*) Liebesbriefchen.

alle Abend und die ganze Nacht durch, ſolche Engel für zwölf Sous feil, ha, ha, ha!

Carl ärgerte ſich über dieſes Geſpräch, aber er mußte es aushalten. Früh fing der Polizeylieutenant an zu ſaufen, zu fluchen, Zoten zu reißen, und mit andern zu zanken: er ward nicht eher ruhig, bis er wohlbenebelt auf ſein Bette ſtürzte und einſchlief.

Freund Douçon ſeufzete den ganzen Tag, nannte den Namen ſeiner Babeton tauſendmal, aber immer mit neuen Epitheten, ſchrieb ihn an die Wand, ſchnitt ihn an die Thüre, und kratzte ihn in die Fenſter, wie die Studenten in Deutſchland ihre eignen werthen Namen anſchreiben, einſchneiden und einkratzen: auſſerdem machte er Verſe auf das theure Mädchen, und ſang ſie den ganzen Tag zu einer abſcheulichtönenden Violine. Carl wußte nicht, ob er ſich mehr über die Zoten, die Flüche und das Saufen des Polizeylieutenants, oder über die Abgeſchmacktheiten des verliebten Gecken ärgern ſollte.

Tag und Nacht hatte Carl keine Ruhe: am Tage mußte zwar der Herr Student das Maul halten, weil ihn der Polizeymann immer häßlich anfuhr,

anfuhr, wenn er von seinem Mädchen zu reden oder zu singen anfing; aber dagegen machte dieser es desto ärger; alles was er sagte, war mit einem Fluch oder einer Zote begleitet, zuweilen sang er Zotenlieder, und wäre gewiß, hätte er in Gießen gelebt, ein würdiges Mitglied der ehedem daselbst blühenden Zotologischen Fakultät geworden.

Aber wenn der Polizeylieutenant betrunken und eingeschlafen war, fing der Student seine Elegien an, welche unsern Carl eben so sehr und oft noch ärger plagten als die Zotologien des des Wüstlings.

Carl konnte endlich die Lage nicht mehr ausstehen, worinne er sich befand, und entschloß sich, zu thun, was er bisher aus edlem Stolz, und wegen des Bewußtseyns, nichts Böses gethan zu haben, durchaus nicht thun wollte; nämlich sich dem Neffen des Kommendanten zu entdecken, und ihm Geld anzubieten, und so sich aus der fatalen Gesellschaft zu retten. Fest entschlossen es so zu machen, wartete er nur auf die Ankunft seines Peinigers, der sonst alle Tage gegen Abend zu kommen pflegte. Aber diesen Tag kam er nicht zur gewöhnlichen Zeit: Carl las noch in einem

nem Buche bis zehn Uhr, und wollte eben zu Bette gehen, als er die Thüre aufschließen hörte.

Er sah auf, und erblickte den Neffen des Kommendanten, der ihm sehr freundlich einen guten Abend wünschte, und ihn bat, mitzukommen. Carl wunderte sich, stand aber doch auf, und folgte seinem Führer, der ihn durch viele Gänge an der Hand leitete, dann eine Thür öffnete, ihn am Arm hineindrückte und dann schnell zuschloß. Carl sah sich um — das Zimmer war erleuchtet — und trauete seinen Augen kaum, als er seinen Freund, den Doktor erblickte: aber beynahe wäre er in Ohnmacht gesunken, als er Nannetten ansichtig ward, die auf ihn zulief, und ihn in ihre Arme schloß

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Gott, rief endlich Carl, der ſich wieder erholet hatte, iſts denn möglich? Liebt mich Nannette noch?

„Ewig, ewig, mein Carl, haſt du jemals Urſache gehabt, an meiner Liebe zu zweifeln?"

Carl. Ach der Schein betrog mich!

Nannette. Freylich betrog dich dein Wahn, aber nicht der Schein: ich handelte, wie ich glaubte, klug, daß ich dich bat, meiner zu ſchonen. und nun haſt du mich im Verdacht der Untreue. Dieſer ehrliche Mann (auf den Doktor zeigend) hat mir alles entdeckt, und ich komme bloß her, um dir deinen Irrthum zu benehmen: denn befreyen kann ich dich nicht.

Carl.

Carl. Aber Freund, wie kamen Sie denn aus der Baſtille?

Doktor. Auf die ſimpelſte Weiſe von der Welt. Der vornehme Herr, den ich einſt durch einen Schnitt vom Tode rettete, und der mich hernach aus lauter Dankgefühl in dieß Loch brachte, beleidigte den Schweizer der Frau von Lamballe, welchen er einen Eſel ſchimpfte, der Schweizer klagte den Affront dem Kammerdiener, ſeinem Saufbruder, der Kammerdiener berichtete den ſeinem Kumpan Schweizer angethanen Schimpf der Kammermamſell, und die Kammermamſell hinterbrachte die Sache der gnädigſten Dame bey einer günſtigen Gelegenheit, das heißt, als ſelbige eine große Summe im Spiel verlohren hatte, und deßwegen ſehr ärgerlich war. Die Gnädigſte erboßte über den vornehmen Herrn, der zu ſeinem Unglück wenige Augenblicke drauf bey ihr eintrat: Sie hielt ihm ſein Unrecht mit derben Worten vor, er aber vertheidigte ſich auch derb, und beleidigte die Dame noch mehr. Sie verbot ihm ihr Haus, er ging; bat weder mündlich noch ſchriftlich um Vergebung, und blieb weg. Dieß erbitterte die Gnädigſte noch mehr: ſie ſchwur ihm ewige Feindſchaft, und erinnerte ſich nun, daß ſie einſt ihm zu Gefallen einem Menſchen zu einem

Quak-

Quartier in der Baſtille verholfen hatte. Der Menſch war ich, und ſo wie das mächtige Fürwort der Frau von Lamballe mir meine Freyheit genommen hatte, ſo gab es mir dieſelbe wieder. Ich kam los, und von ohngefähr ward ich der Frau Gräfin von Vitacen bekannt: ſie bediente ſich meiner Hülfe bey einer Unpäßlichkeit, und ſo kam ich in ihr Haus, wo ich Gelegenheit hatte, mit dem Fräulein unter vier Augen zu ſprechen: Nun, beſtes Fräulein, iſt die Reihe zu erzählen an Ihnen.

Nannette. Sie können denken, mein Theuerſter, wie traurig mein Zuſtand war, als Sie auf einmal nicht mehr gefunden wurden. Meine Sophie erkundigte ſich auf meinen Befehl nach Ihnen: aber ihr Bedienter verſicherte, daß Sie ſeit drey Tagen nicht nach Hauſe gekommen wären; er wiſſe nicht, wo Sie ſich aufhielten, habe Sie an allen Orten geſucht, aber nicht gefunden, und ſey Ihrentwegen in großer Angſt.

Carl. Der arme Menſch! Aber freylich konnte er nicht wiſſen, wohin ich gekommen war: man hatte mich auf der Straße aufgerafft, und hieher geſchleppt, und zwar bey finſtrer Nacht. Aber das wundert mich, daß man dem Bedienten

keine

keine Nachricht von mir gab, ich hatte doch darum gebeten.

Doktor. Sie kennen, wie ich ſehe, die Regeln ſchlecht, welche man bey der Verhaftung ſolcher Perſonen befolgt, die man gerne aus dem Publikum entfernen will. Sie können Jahre lang in der Baſtille ſitzen, ehe noch ihre nächſten Verwandten wiſſen, wo ſie ſind. Fragen auch dieſe nach ihnen, ſo ſagt man lieber, ſie ſeyen nicht da.

Nannette. Ihr Bedienter, lieber Carl, blieb noch einige Monate in Paris, und forſchte unaufhörlich nach Ihnen: als er aber ſahe, daß alle ſeine Bemühungen vergeblich waren, verließ er Frankreich. Wohin er gegangen iſt, weiß ich nicht. Nun verbreitete ſich das Gerücht, Sie wären im Duel ermordet worden. Meine Mutter, welcher bey allen ihren Zerſtreuungen meine Schwermuth und meine fortwährende Liebe gegen Sie nicht entging, bemühete ſich, dieſes Gerücht zu unterſtützen, und ich hielt Sie, mein Theuerſter, für todt, für verlohren auf ewig. Stellen Sie ſich meine äuſſerſt traurige Lage vor: meine Sophie war noch mein einziger Troſt: mit dieſer konnte ich doch von Ihnen reden, und das gute Mädchen gab ſich alle Mühe, mir begreiflich

lich zu machen, Sie könnten noch wohl leben, und alles, was man von Ihrem Tod ausgesprengt habe, könnte falsch seyn. Indessen schrieb mein Vater von Zeit zu Zeit an meine Mutter, und bat sie, nach Haus zu kommen: aber meine Mutter befand sich zu wohl in der Hauptstadt, als daß sie hätte an ihre armselige Hütte, wie sie unsern Wohnsitz in Burgund nannte, auch nur einen Augenblick hätte denken sollen. Sie war dabey immer glücklich im Spiel. Fräulein Jaquette Fripon gab alles Geld für ihre Bedürfnisse her, täglich war sie in Gesellschaften, auf Bällen und im Schauspiel; wie hätte sie unter solchen Umständen dran denken sollen, Paris zu verlassen?

Endlich ward meinem Vater die Zeit zu lange: er kam selbst, und brachte einen alten aber sehr reichen Herrn aus der Normandie mit. Mein Vater war mit der Lebensart meiner Mutter sehr unzufrieden, aber da er den Hausfrieden über alles liebte, schwieg er still, und ließ sie machen. Sein Freund, Herr von Noix, wohnte bey uns, und begegnete meiner Mutter und mir mit ganz vorzüglicher Achtung. Sehr oft machte er mir Geschenke, welche ich ausschlug, aber auf ausdrücklichen Befehl meiner Mutter annehmen mußte. Oft stellte er Lustfahrten und andre Lustbarkeiten

ten an, wobey er kein Geld ſchente, aber wobey ich auch immer ſeyn mußte. Ich konnte mir das zärtliche Weſen des alten Normanns gegen mich nicht erklären, aber bald erklärte es ſich von ſelbſt.

Mein Vater kam eines Morgens auf meine Stube, und nachdem er mich mit väterlicher Zärtlichkeit umarmt, und mich wegen meiner Folgſamkeit gelobt hatte, erklärte er mir die Liebe des Herrn von Noir, und ſetzte hinzu, daß er ſich glücklich ſchätzen würde, wenn ich ihm meine Hand gäbe; Herr von Noir ſey ein angeſehener reicher Mann von großen Verdienſten, und von unveränderlicher Redlichkeit, und ich würde gewiß das glücklichſte Leben mit ihm führen können.

Ich erſchrack über meines Vaters Rede, bat ihn um alles in der Welt, meiner zu ſchonen, und mich nicht zu zwingen, mich mit einem Manne zu verbinden, den ich nicht lieben könnte.

Mein Vater ſchüttelte den Kopf, zog die Stirne in Falten, und ging einige Mal im Zimmer auf und ab. Endlich kam er auf mich zu, nahm meine Hand, und ſagte mit ernſter, aber gar nicht rauher Stimme: du kennſt meine Umſtände, liebe Tochter: ich kann dir durch großen Reichthum kein glänzendes Glück verſchaffen;

Herr

Herr von Noir begehrt aber kein Heyrathsgut: denn er will nur deine Perſon. Doch will ich dich nicht zwingen, überlege alles, und in vier Wochen will ich dich wieder fragen. Uebrigens ſage deiner Mutter von dieſer Sache nichts; ſie mögte dich ſonſt zwingen, einem ehrlichen Mann deine Hand zu geben, wie Sie dich ſchon gezwungen hat, ſie einen Schurken zu verſprechen."

Er verließ mich, und bald hernach kam Herr von Noir ſelbſt. Er trug mir ſeine Hand mit den ehrfurchtsvollſten Ausdrücken an, und betrug ſich durchaus ſo artig, daß ich ihn nicht unwillig abweiſen konnte. Ich benahm ihm zwar alle Hoffnung, und ſagte ihm ziemlich deutlich, daß ich ihn nie lieben könnte: aber mein nicht unfreundliches Weſen gegen ihn machte ihm Muth, ſeinen Zweck zu verfolgen und mir täglich von ſeiner Liebe lange Predigten zu halten. Endlich gingen die vier Wochen bald zu Ende: nun ſollte ich bald meinem Vater eine beſtimmte Antwort geben, und davor fürchtete ich mich. Ich ſchrieb alſo an den Herrn von Noir, geſtand ihm meine Liebe gegen Sie, und bat ihn, mich nicht unglücklich zu machen: ich rechnete auf ſeine redliche Verſchwiegenheit, und überließ mein Schickſal ſeinen Händen.

Ich

Ich ſchwebte zwiſchen Furcht und Hoffnung als ich folgenden Brief von dem rechtſchaffnen Mann erhielt:

Mein liebſtes Fräulein,

Ich habe es wohl gemerkt, daß Ihr Herz nicht mehr frey war: es wäre auch ein Wunder, wenn ein ſo vollkommnes Frauenzimmer nicht ſollte einen Gegenſtand gefunden haben, der ihrer Liebe würdig wäre. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gewißheit gegeben haben: denn nun ſehe ich doch, daß Sie ſich nicht ſowohl aus einem Haß wider meine Perſon, ſondern aus Neigung gegen einen Glücklichern unſrer Verbindung widerſetzen. Sie erzählen mir die Schickſale Ihres Carls, und ich verſpreche Ihnen, Sie völlig in Ruhe zu laſſen, bis ſich dieſelbigen werden völlig aufgeklärt haben. Sollte aber ihr Carl nicht mehr ſeyn, ſollte es wahr ſeyn, was man hier von ihm erzählt, dann, beſtes Fräulein, ach dann darf ich doch hoffen, daß Sie mich nicht verſchmähen werden? Morgen reiſe ich ab nach der Normandie: denn mein längeres Bleiben würde Ihnen und mir läſtig werden. Ich hoffe alles von der Zukunft, und bin Ihnen bis ins Grab ergeben

Noir.

„Das muß ein braver Mann seyn, unterbrach Herr Carl seine Geliebte; er hatte Hoffnung durch Ihres Vaters Einwilligung, Sie zu besitzen, und entsagt dieser Hoffnung aus Ehrfurcht für Ihre frühere Liebe. Wahrlich ein schöner Zug."

„Gewiß, fuhr Nannette fort, ist Herr von Noix ein redlicher Mann: als ein solcher hat er auch sein Wort gehalten: er sagte meinem Vater, daß ihn wichtige Geschäffte nach der Normandie riefen, daß er aber bald wieder kommen werde. Beyde hatten noch ein langes geheimes Gespräch mit einander, welches wahrscheinlich mich betraf, worauf Herr von Noix abreisete."

„So war ich nun wohl von einem mir lästigen Liebhaber befreyet, aber Ihr Bild, lieber Carl, ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich vergaß mich so weit, daß ich an ihren Vater schrieb, und mich nach Ihnen erkundigte, freylich nur im Namen meines Bruders, der jetzt wieder hier ist. Die Antwort bat ich an eine Bekannte meiner Sophie zu adressiren: sie kam, aber leyder keine Beruhigung für mich. Ihr Vater ist Ihrentwegen in Verzweiflung, und weiß nicht, was aus Ihnen geworden ist. Diese letzte fehlgeschlagne Hoffnung schlug mich ganz nieder, ich ward im Ernst krank: meine Mutter ließ diesen rechtschaffnen Mann da zu mir

holen.

holen. Er kam und fand, daß ich mehr an der Seele als am Körper litte: er suchte mein Vertrauen zu gewinnen, und nachdem ich ihm alles entdeckt hatte, entdeckte er mir auch Ihren Aufenthalt in der Bastille, und die Ursache davon. Ich beschreibe Ihnen nicht, was ich bey dieser Nachricht empfand: aber der brave Doktor rieth mir, Sie zu besuchen und zu trösten, und da er mir die höchsten Versicherungen von Ihrer Liebe und Treue gegen mich gab, willigte ich in seine Vorschläge ein, welche dahin gingen, daß der Neffe des Kommendanten der Bastille mit Geld bestochen werden sollte. Dieser Mensch ist, wie allgemein bekannt, der ärgste Bube im Königreich, und freut sich über nichts mehr, als über die Qualen und die Noth derer, welche das Unglück haben, in dieses Gefängniß zu kommen. Aber sein Geiz ist noch größer, als seine Grausamkeit: für Geld ist er sogar bereit, Gefangene entschlüpfen zu lassen. Er wurde auch von mir gewonnen, und daß wir das Glück haben, uns zu sehen, lieber Carl, verdanken wir der sordiden Leidenschaft eines Buben."

„Ja Sie haben Recht, mein Fräulein, sagte der Dokter, auch Buben sind zu etwas gut: aber bloß um Bubenstreiche andrer zu verbessern. Wäre

Donday keine Memme, Dindon kein Lügner, und der Minister kein Schurke gewesen, so säße Carl nicht hier, und des Neffen des Kommendanten Hülfe wäre Ihnen unnütz.

Aber, bester Carl, fuhr Nannette fort, wie fangen wir es an, damit Sie frey werden?

Carl. Wenn ich mich nur erst vertheidigen könnte!

Doktor. Dazu soll Rath werden. Schreiben Sie an den Grafen von Vitacon, ich habe Schreibzeug bey mir — entdecken Sie ihm Ihre Geschichte aufrichtig, nur hüten Sie sich, das Fräulein als die Gelegenheitsursache ihres Unglücks anzuführen. Der Graf, wie ich von ihm selbst gehört habe, schätzt Sie, er hat Ansehn bey Hof, gilt alles bey Condé, der jetzt eben hier ist. Er wird alles aufbieten, Sie zu retten.

Dieser Vorschlag wurde genehmiget: Carl schrieb an den Grafen, und gab dem Doktor den Brief zu bestellen; dann versprach Nannette ihrem Geliebten noch einen und den andern Besuch, so lange er noch in der Bastille seyn würde, und die Liebenden trennten sich unter tausend Umarmungen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Nach Sonnenblicken kommt gar oft Sturm und Regen.

Carl war nun schon seinen Gedanken nach in Freyheit, und von Nannettens Liebe vollkommen überzeugt, zweifelte er nicht mehr, daß er mit ihr einst das allerhöchste Erdenglück genießen würde.

Seine Lage in der Bastille wurde auch sehr erträglich: der Neffe des Kommendanten behandelte ihn so gut, als nur ein Gefangener es wünschen konnte: er gab ihm ein Zimmer allein, und befreyete ihn von der lästigen Gesellschaft des Polizeylieutnants und des pinselnden Studenten. Er erhielt auch die Erlaubniß, den Professor der, sonst bey ihm gesessen hatte, zu besuchen, aber mit ihm auf einem Zimmer sitzen wollte er selbst nicht,

weil

weil er auf Besuche von Fräulein Nannette, und ihrem Bruder hoffte.

Das edle Mädchen ließ ihren Geliebten nicht lange vergebens hoffen: schon am achten Tage kam sie wieder, und zwar in Gesellschaft ihres Bruders Louis. Carl wußte abermals nicht, wie ihm war, ob er träumte, oder wachte? Beyde Freunde weinten die heißesten Thränen, indem sie sich umarmten, und Louis ergoß sich in die fürchterlichsten Ausbrüche wider die Regierung, welche ereine unerträgliche schwachköpfige Tyranney nannte.

„Es ist eine Schande, fuhr er fort, daß ein so großes mächtiges Volk, worunter so mancher brave, beherzte, rechtschaffne Mann sich befindet, einem solchen Regiment gehorchen muß! Die elendesten Menschen haben das Staatsruder in Händen, und diese werden noch dazu von Geschöpfen regiret, die selbst bey Barbaren verachtet seyn würden. Ich zweifle ob die Russen ärgere Sklaven sind, als wir Franzosen; und doch rühmen wir uns, das erste Volk Europas zu seyn! Pfuy! — Aber es kommt die Zeit, wo das unterdrückte Volk sich an seinen Unterdrückern schrecklich rächen wird. Es wird nicht lange mehr werden, so stürzt der Despotismus und mit ihm alle, die Theil genommen

haben

haben an der Unterdrückung und Verſklavung der Nation. Indeſſen iſt der Augenblick der Befreyung noch nicht da, und du, mein Freund, ſchmachteſt im Kerker. Ich und mein Vater werden alles aufbieten, dich zu erlöſen.

Nanette. Ja mein Geliebter, ſobald der Prinz von Condé aus dem Haag zurück kommt, wird mein Vater deine Befreyung durch ihn zu bewirken ſuchen.

Carl. Ich danke Euch, meine Theuerſten, aber beſter Louis, billigſt du meine Liebe?

Louis. Ich muß ſie wohl billigen. Ich hätte zwar gerne geſehen, es wäre nicht: denn ich ſehe von Seiten meiner Mutter wenigſtens, unbezwingliche Hinderniſſe. Sie iſt, ſeit ſie in Paris lebte, mehr als jemals in ihre Nation, und in den vornehmen Adel verliebt, und ſpricht blos von Verbindungen ihrer Kinder mit hohen Häuſern. Jetzt würde ſie ihre Tochter nicht einmal dem Finanzpächter Fripon geben, wenn er auch noch in ſeiner vorigen Herrlichkeit wäre. Sie hat ſich von Auronne einen Revers von Fripon ſchikken laſſen, daß er, im Fall er frey werden würde, auf Nannette keine fernern Anſprüche machen wollte: daß aber Nannette ſich alle Anſprüche auf ſeine Hand vorbehielt.

Carl. (lächelt) Deine Mutter ist politisch.

Louis. Nur zu sehr, mein Lieber; aber vielleicht ändert sich ihr Sinn: mein Vater ist wenigstens nicht auf ihrer Seite, und wenn er gleich den Hausfrieden über alles liebt, so wird er doch nie zugeben, daß Nannette von der Mutter gezwungen werde, ihre Hand einem Manne zu geben, den sie nicht liebt. Alles müßt ihr von der Zeit hoffen, und ich denke sie soll uns noch günstig werden.

So sprach Louis seiner Schwester und seinem Freunde Muth ein, und diese wurden auch so beherzt, daß Carl sogar den Neffen des Kommendanten zu seinem Vertrauten machte, und daß Nannette ihren Geliebten fast täglich in der Bastille besuchte.

Carl ward so munter und froh, daß er sich Instrumente ins Gefängniß bringen ließ, und Verse auf sein Mädchen machte, welche Nannette mit Entzücken las, obgleich ein Unbefangener dabey gegähnt oder gelacht haben würde.

Drey Wochen gingen hin, und schon hatte Nannette vierzehn Besuche bey ihrem Carl abgestattet, als sie auf einmal ausblieb. Carl wartete drey, vier Tage vergebens, endlich redete er mit dem Neffen des Kommendanten über das lange

Wegbleiben ſeiner Geliebten. Dieſer wußte ihm keine Nachricht zu geben, verſprach aber doch, ſich zu erkundigen.

Es gingen wieder einige Tage hin: der Neffe des Kommendanten berichtete endlich, daß Nannette unſichtbar geworden ſey: man habe ſie in Geſellſchaft ihrer Mutter aus Paris fahren ſehen: die Mutter ſey ohne ſie zurückgekommen. Auch ſey der junge Vitalon mit ſeinem Vater einige Tage vor Nannettens Abzug mit ſeinem Vater nach der Normandie gereiſet.

Dieſe Nachrichten waren nun eben nicht tröſtlich für unſern armen Carl: er lamentirte ziemlich laut, und gab dadurch dem Neffen des Kommendanten ein luſtiges Schauſpiel: dieſer Verworfene ſahe nichts lieber, als Menſchen, die ſich ängſtigen. Doch hierin hat er überall ſeines Gleichen genug: denn ſo oft z. B. ein armer Soldat Spitzruthen laufen muß, kommt der vornehme und geringere Pöbel, aber doch immer Pöbel, aus der Stadt zuſammen, und begafft mit innigſtem Wohlbehagen den blutenden Rücken des Unglücklichen. Die Hallenſer — doch nicht alle Hallenſer, ſondern nur die aus der Klaſſe des Grobzeugs — beſchweren ſich über den General von Renouard, daß er ihnen das angenehme Schauſpiel

spiel des Spitzruthenlaufens entzogen hat, und niemand mehr erlaubt zuzusehen, wenn ein Soldat eine solche entehrende und barbarische Strafe leiden muß, die man ohngefähr noch bey Huronen und Irokesen, nicht aber bey kultivirten Deutschen finden sollte.

Carl lamentirte zwar, aber er tröstete sich bald wieder. Nannette, dachte er, hat gewiß einen Verbieth zu einer Reise von ihrer Mutter erhalten, und ihn nicht ablehnen können, sie würde sich sonst verrathen haben. Aber warum hat sie mir gar nichts davon gemeldet? Je nun, sie hat nicht gekonnt, das ist gewiß, sonst würde sie es gewiß gethan haben. Wer weiß, ist die Gräfin auf eine Spur gekommen, worauf ihr Nannette nicht fortbelfen durfte. Genug das herrliche Geschöpf liebt mich, und kann mir nicht untreu werden.

So suchte sich Carl aufzurichten, und war ziemlich heiter, würde es auch noch länger geblieben seyn, wenn sich seine Lage in der Bastille nicht fürchterlich verändert hätte.

Einen Morgens früh kam der Neffe des Kommendanten mit zwey andern Sklaven der Finsterniß, die man sehr unrecht Diener der Gerechtigkeit nannte, auf sein Zimmer, und befahl ihm

ihm mit schrecklicher Stimme, mitzukommen. Carl erschrack, und fragte nach der Ursache dieses Befehls.

„Hier ist nichts zu fragen, brüllte der Bube, Sie sollen folgen, sag ich Ihnen.“

Carl. Aber mein Gott, bester Herr —

Der Neffe. Aber mein Teufel, bester Narr! Nun wirds bald, gehn Sie mit, oder soll ich Ihnen Füße machen?

Carl mußte mit: man führte ihn wieder auf das Zimmer, wo der Polizeylieutenant und der Student, seine ehemaligen Kameraden, noch saßen. „Hier ihr Herren, sagte der Neffe des Kommendanten, bringe ich Ihren alten Gesellschafter wieder: bewillkommen Sie ihn. Er hat sehr nach Ihnen verlangt.“

Einige Flüche und Zoten und ein Schlag auf die Schulter war der Gruß des wüsten Polizeylieutenants: der Student aber grinzte, und sprach kein Wort. Es war so wie ehemals, als Carl bey diesen Menschen eingesperrt war, nur daß der arme Mann sein Unglück noch weit härter fand, da er nun alle Hoffnung verlohren hatte. Einige Tage ließ er hingehen: dann aber überwand er sich selbst, und bat den Neffen des Kommendanten,

ten, welcher täglich kam, um ein geheimes Gehör. Der Bube gestattete es, und Carl zeigte ihm eine Banknote von 500 Franken, welche er noch wollte mitgenommen haben.

Gierig sah der Neffe des Kommendanten nach der Banknote, und ward auf einmal höflich, so höflich, als irgend der selige Häscher Bär in Halle, wenn man ihm ein Achtgroschenstück zeigte.

„Ich gebe Ihnen diese Note, sagte Carl, wenn Sie mir Auskunft über meine veränderte Lage geben."

Neffe. Mit Freuden, mein Herr. Die Gräfin von Vitaron hat diese Veränderung bewirkt. Mein Onkel, der Kommendant, hat selbst die Befehle dazu gegeben, und ich war bloß das Instrument der Ausführung.

Carl. Wo ist aber Nannette?

Neffe. Das weiß ich nicht. Die Gräfin beobachtet über diesen Punkt ein tiefes Stillschweigen. Doch habe ich Gestern in einer Gesellschaft für gewiß gehört, daß das Fräulein nächstens nach Paris als Frau von Noix zurückkommen werde.

Diese Nachricht schlug den armen Carl vollends nieder; denn sie war ihm wahrscheinlich. Er wußte, wer Herr von Noix war, und daß er

um

um Nannetten warb: wie leicht konnte ſich dieſe entſchloſſen haben, um den Verfolgungen ihrer Familie zu entgehen, dieſem Manne ihre Hand zu geben, da ihr in Abſicht auf Carl gar keine Hoffnung übrig blieb? Sie mußte es ſchon thun, wollte ſie anders klug handeln.

Carl quälte ſich immer mit ſolchen Gedanken, verſchloß ſich in ſich ſelbſt, und ließ den Polizeylieutenant fluchen, und den Studenten winſeln. Er wollte nicht einmal ein anderes Zimmer bewohnen, wozu ihm der Neffe des Kommendanten Hoffnung gemacht hatte, um noch mehr Geld von ihm zu ziehen.

So verſtrichen ſechs Wochen, als eine ganz auſſerordentliche Begebenheit ſein Gefängniß auf einmal endigte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Revolution.

Eine der ersten Haupterpleſionen der franzöſiſchen Umwälzung der Dinge war die Zerſtörung der fürchterlichen Baſtille. Längſt ſchon ſahe man, und nicht mit Unrecht, dieſes Gefängniß als einen Beweis an, daß die Regierung deſpotiſch, und folglich ungerecht und tyranniſch ſey, nicht eben deßwegen, weil ſie ein Gefängniß hatte, wie die Baſtille war: ſondern vielmehr deßwegen, weil man bey der Einkerkerung der unglücklichen Schlachtopfer ſo ſehr anomaliſch verfuhr, und die Gefangnen ſo unmenſchlich behandelte. Es war daher kein Wunder, daß der aufgebrachte mißgeleitete Pöbel ſich über dieſes Monument der Sklaverey und der Tyranney hermachte, und es von Grund aus zerſtörte.

Man hat zwar die Zerſtörung der Baſtille als eine That ausgeſchrieen, die einem edelmüthigen Volk Ehre machte. Dieſes haben insbeſondere viele deutſche Schriftſteller gethan, ſolche nämlich, welche alles, was auſſerordentlich und auffallend iſt, gleich als groß und vortrefflich zu betrachten gewohnt ſind. Aber dem ſey wie ihm wolle, ſo konnte doch ſchon dieſe erſte mächtige Exploſion den Unbefangnen und den Aufmerkſamen belehren, daß es ſehr weit müſſe gekommen ſeyn, daß alles, auch das Schrecklichſte zu befürchten ſtehe, und daß endlich noch das ganze Gebäude des franzöſiſchen Deſpotismus zuſammen ſtürzen, und ſich in eine noch weit gefährlichere Anarchie verwandeln werde, wie denn auch — die Freunde der neuen Dinge mögen dagegen ſagen, was ſie wollen — auch wirklich geſchehen iſt.

Der Tag, an welchem man die Baſtille zerſtörte, war ein hoher Feſttag für die Pariſer, vorzüglich für den Pöbel, der ſchon aus der zerſtörten Baſtille ſeine Freyheit hervorgehen ſahe, und als ſich die Nachricht davon im ganzen Reich verbreitete, redete man in allen Städten und in allen Dörfern laut und mit Entzückung von dem Umſturz der Tyranney, die man an keinem Orte är-

ger

ger haßte, und verabscheute als in der Bastille, wo sie sich freylich am ärgsten äusserte.

Aber niemand freute sich mehr, als die nun in Freyheit gesetzten Gefangenen. Man bilde sich ja nicht ein, daß alle Gefangne der Bastille unschuldig saßen. Es gab recht arge Schurken unter ihnen, häßliche Buben, und grobe Verbrecher, die noch mehr als Gefängniß verdient hatten. Aber wenn der Pöbel einmal am Befreyen ist, so macht er alles frey: die Erlösung, welche durch den Pöbel geschieht, ist immer allgemein, so wie die Verdammung durch den Pöbel. Die argen Schurken also, die in der Bastille saßen, wurden eben so gut frey, als die, welche Orleans, Lamballe, Artois und Antoinette unschuldig hatten einkerkern lassen. Die Gefangnen wurden mit offnen Armen aufgenommen; bedauert, erquickt, mit Kleidern, mit Geld und Wohnung versehen, und jede Familie schätzte sich glücklich einen Bastillanten aufnehmen zu können.

Unser Carl ward auch frey: wie im Triumph zog man ihn aus seinem Kerker, und führte ihn unter einen Haufen Menschen, die von nichts als von Freyheit sprachen, und den Despotismus in den Höllenabgrund verdammten und verfluchten. Ein ältlicher Mann führte Carln mit sich

in sein Haus, und bat ihn, Quartier bey ihm zu nehmen, und ihm seine Geschichte zu erzählen. Er that es mit einer Aufrichtigkeit, welche den Mann bezauberte, und ihn völlig für ihn einnahm. Er mußte ihm versprechen, sein Haus nicht eher zu verlassen, bis er Paris selbst verlassen würde.

Carl durchlief, nachdem er sich von seinem langen Sitzen in der Bastille völlig erholt hatte, alle öffentliche Häuser von Paris, aber wie verändert fand er alles, wohin er kam! Die schöne Welt, die großen Herren und Damen waren verschwunden, und ganz gemeine Leute, selbst recht weggeworfnes Grobzeug fand er da, wo sonst nur sogenannte Herrschaften angetroffen wurden. Diese neuen Gäste nahmen sich alle Freyheiten, welche ihnen die Umwälzung zu sichern schien, und betrugen sich gerade so wie sich der Pöbel beträgt, der keinen Obern mehr anerkennet.

Carl erkundigte sich lange vergebens nach der Familie Vitacon: das Haus, worin die Gräfin sonst gewohnt hatte, hatte einen andern Besitzer, der ihm keine Nachricht von ihr geben konnte, oder nicht geben wollte. „Der Teufel wird sie wohl geholt haben, war die gewöhnliche Antwort auf seine Frage nach der Gräfin; dahin wird sie

wohl gezogen seyn, wohin die vornehme Canaille zu ziehen gewohnt ist, auf die Gränzen der dummen Deutschen."

Endlich traf Carl den Arzt Lonby an. Dieser Biedermann umarmte ihn recht herzlich, und bedauerte mit vieler Theilnehmung sein Schicksal. „Sie haben unglücklich geliebt, lieber Freund, sagte er zu ihm, Ihre Geliebte war Ihrer nicht würdig. Ich weiß alles. Ihr Bedienter hat Sie weit und breit herum aufgesucht, und kam endlich nach Paris zurück. Die Gräfin erfuhr es, und ließ ihn holen: da sagte denn der Mensch unter andern, Sie wären ein Kanswanhssohn aus Hamburg, zwar sehr reich, aber nicht von Adel. Ich war eben zugegen, als der Bediente dieses der Gräfin sagte. Ha! schrie sie, nun ists genug: also nicht einmal von Adel! Ich that, als verstände ich nicht, wovon die Rede war; aber die Gräfin entließ den Bedienten, und entdeckte mir dann, was ich schon wußte, ihre Tochter habe eine Intrike mit einem Deutschen, der sich für einen Edelmann ausgäbe: sie habe ihn zwar abgewiesen, und er sey auch verschwunden, ohne daß man wisse, was aus ihm geworden sey. Sie müsse aber doch sehen, daß ihre Tochter den Menschen — hier gab sie Ihnen die häßlichsten

Titel

Titel — noch nicht vergessen habe; sie hoffe aber doch, ihre Tochter werde noch Ehrgefühl besitzen, und einem Menschen nun entsagen, der ein Kaufmannssohn, und nicht einmal ein Deutscher Edelmann wäre *). Ich stellte mich, als verstände ich von dem allen nichts mehr, doch erkundigte ich mich nach dem Fräulein, und hörte, sie sey aufs Land gereiset. Einige Tage nachher ging der Graf mit seinem Sohn nach der Normandie: die Gräfin folgte ihm bald nach; und nun hat mir ein Freund, auf dessen Glaubwürdigkeit ich rechnen kann, erzählt, daß Nannette dem Herrn von Noir ihre Hand gegeben habe, und daß die Familie von Vitacon mit dem neuen Schwiegersohn nach Deutschland emigrirt sey."

„O mein Freund, rief Carl. Sie haben mir das Herz durchbort: aber ich will mich fassen, will handeln, als ein Mann, und die Ungetreue vergessen."

*) Man bemerke, daß die superfeinen Franzosen, auch selbst Bettelemigranten, den deutschen Adel noblesse roturiere zu nennen pflegen. Dieses kann freylich nur einen deutschen Edelmann verdrießen: jedem andern fallen dabey ganz andre Gedanken ein, zumal wenn er die feinen Sitten gewisser Herren von ansieht.

Louby. So iſts recht, mein Lieber: Sie ſind ein edler junger Mann, dem ſich jetzt das ſchönſte Feld öffnet, wo Ehre und Ruhm zu ärndten iſt, wo Sie helfen können, Menſchenglück zu ſtiften, kurz, wo Sie zeigen können, daß Sie ein Menſch ſind. —

Carl. Freund, Mann Gottes, wo iſt dieſes Feld?

Louby. In Frankreich, Freund, in Frankreich, Mann Gottes, iſt dieſes Feld (Er umarmt ihn) Unſre Nation hat die Feſſeln des Deſpotismus abgeworfen, abgeſchüttelt die Ketten der Tyranney, zerſtört die Tempel, wo man den falſchen Göttern opferte, die da befohlen unterthan zu ſeyn, jedem Schurken, der Gewalt über uns hat. Kommen Sie nur mit, Sie ſollen ſehen, was ein Volk vermag, das anfängt, ſeine Kräfte zu fühlen.

Carl. O Freund, werden Sie mein Führer, mein Begleiter! Ich folge Ihnen, und ſelbſt mit dem Verluſte meines Lebens werde ich mich bemühen zu beweiſen, daß ich ein Mann bin.

Louby. Bravo Freund: So ſpricht ein Franzoſe —

Carl. Ach ich bin keiner —

Lou-

Louby. Doch würdig einer zu werden. Alle rechtſchaffene Männer ſind Franzoſen; alle Sklavenſeelen ſind Deutſche *) die ſich tyranniſiren laſſen, wie ihr Amtmann will. Iſt das nicht wahr Freund?

Carl. Bey Gott, Sie haben Recht, aber Schande für die Nation. —

Louby. Schimpfen Sie die Nation nicht; jede Nation iſt gut, ſelbſt die Nation der Irokeſen — aber geleitet muß ſie werden; Grundſätze muß ſie haben, und zwar die der Freyheit, ſonſt iſt Sklaverey ihr Loos. Noch Geſtern hörte ich, daß in Deutſchland, ich weiß nicht wo, doch muß es in einem Lande ſeyn, wo man ein X für ein V machen darf, und Länder dieſer Art ſollen in Deutſchland nicht ſehr ſelten ſeyn: alſo in Deutſchland ſchlug ein gewiſſer Mosjeh Gerſtenmann — ja ſo hieß er, oder Weizenmann, oder Brezelmann — was weiß ich, wie der Schurke ſeinen ſchurkiſchen Namen ſchreibt — genug ein gewiſſer Mosjeh Gerichtsaſſeſſor in Deutſchland, ich glaube in einer Reichsſtadt, ſchlug im öffentlichen Gericht eine hoch ſchwangere Frau, daß ſie nie-

der-

*) Wörtlich aus dem Moniteur.

derstürzte, dann ließ er sie einstecken, und von seinen Helfershelfern, den Häschern mißhandeln, daß sie abortirte. Kein Zureden des Mannes der Frau, kein Rath seines in diesem Fall nicht so schurkisch denkenden Kollegen hielt ihn ab, seine Wuth an dem armen Weibe auszulassen. Die Frau beschwerte sich, aber der höhere Gerichtshof bestrafte die Frau, daß sie das Herz hatte, sich über die schreiende Tyranney eines elenden unwissenden Buben, den bloß der Titel Herr Assessor aufrecht hielt, zu beklagen.

Carl. Sollte das möglich seyn?

Louby. Möglich? Spasen Sie Freund; oder reden Sie im Ernst? — In Deutschland hat man zwar Gesetze, aber wer verwaltet diese? He? Richter und Advokaten, welche alle zusammenhängen, wie Kletten. Bedenken Sie doch, wo und wie man Recht erhalten soll, da niemand sich selbst, wie er denkt und will, vertreten lassen kann, sondern sich einem privilegirten Links- und Rechtsmacher anvertrauen, oder vielmehr auf Diskretion überlassen muß. Der Advokat treibt nun in Gesellschaft des Gegenadvokaten, seines guten Freundes, in diabolo, den Prozeß, und giebt ihm einen Ausgang, wie es das Interesse des Herrn mit sich bringt.

Carl

Carl. Privilegirte Advokaten ſind aber doch nöthig.

Louby. Und warum, wenn ich bitten darf?

Carl. Wenn man jedem erlaubte, ſeinen Prozeß ſelbſt zu führen, oder durch jeden andern führen zu laſſen, ſo würden die Richter an den Gerichtshöfen nur noch mehr geplagt werden.

Louby. Ey ſeht doch! das iſt wohl eine große Plage, wenn die Herren alle Woche zwey oder auch drey Mal zuſammenkommen, und zwey drey Stunden beyſammen bleiben, und noch dazu die Hälfte von dieſer kurzen Zeit verplaudern: das heißt arbeiten! Es geht in Deutſchland, wie ſonſt bey unſern Parlamentern, doch durfte bey unſern Parlamentern jeder auftreten, und einen Prozeß führen, welches in Deutſchland nicht geſchehen darf. — Aber ich will Ihnen Ihr Vaterland nicht beſchreiben: Sie kennen es auch, und beſſer, als ich.

Carl. Leyder iſt das wahr, was Sie ſagen. Aber ich bin zu ſchwach, mich dem Unweſen entgegen zu ſetzen.

Louby. Ich will auch nicht haben, daß Sie nach Deutſchland gehen, und daſelbſt eine Revolution anfangen ſollen. Das geht dort nicht ſo, wie bey uns. Die Verfaſſung in Deutſchland iſt

ſo

so beschaffen, daß eine schnelle Umwälzung der Dinge nicht wohl möglich ist. Nur die Zeit kann da nach und nach, das heißt, sehr langsam Gutes bewirken; aber ein so bewirktes Gute ist dann auch dauerhaft, und läßt sich nicht so leicht wieder umwerfen. Also bleiben Sie in Frankreich, und nehmen an unsern Arbeiten Theil.

Carl. Was rathen Sie mir?

Louby. Sie sind in allen Kenntnissen, welche ein Soldat nöthig hat, erfahren. Melden Sie sich bey La Fayette, welcher jetzt die Nation organisirt, und eine durch das ganze Reich bestehende Garde errichtet. Sie werden noch einst den Namen eines Vertheidigers der Freyheit mit Ehren führen.

Carl ließ sich Loubys Vorschläge gefallen, begab sich zu La Fayette, der ihn prüfte, und bey der Artillerie als Offizier anstellte.

Sechs

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Freyheit und Gleichheit.

Carl ging nach den Niederlanden zur Armee ab, und erwarb ſich durch ſein Betragen, ſeinen Muth, und ſeine Geſchicklichkeit den Beyfall aller ſeiner Vorgeſetzten, und aller Soldaten. Im Jahr 1792 ging er mit dem General Cüſtine nach Deutſchland, half Maynz mit einnehmen, und dieſen Platz hernach wider die Deutſchen in der Belagerung vertheidigen.

Carl war ein Freund der neuen Dinge: als aber die Gräuelthaten in Frankreich ſich mehrten, und als endlich ſelbſt der König ſeinen Kopf hergeben mußte, fing er an, über Revolution und Revolutionswirkungen nachzudenken, und fand, daß ſo eine Umwälzung allemal gewaltſam ſich äuſſere,

äuſſere, folglich wenig zum Glück eines Volks beytragen kann.

Er unterſuchte den Gang der Revolution in Frankreich von Anfang, und fand durchaus ſo viel Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten, daß er davor zurückſchauderte. Oft war er im Begriff, heimlich die Franzoſen zu verlaſſen, und zu den Deutſchen überzugehen, aber bald verwarf er dieſen Gedanken, weil er ganz richtig ſchloß, daß kein ehrlicher Mann ſeine Parthey verlaſſen darf, wenn er ſchon einſieht, daß ſie Unrecht hat. Will er ſie verlaſſen, ſo muß er es melden, und ſeinen Abſchied in der Ordnung fordern. „Was würde es geben, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn jeder Soldat die Gerechtigkeit der Sache, wofür er Soldat iſt, wofür er ſtreitet, ſelbſt unterſuchen, und nach dieſer Unterſuchung handeln wollte? der Soldat iſt durchaus Maſchine, und darf nicht räſonniren; iſt die Sache welche er vertheidiget, gut, ſo kommt ein Theil der Ehre, eine gute Sache zu vertheidigen, auf ihn: iſt aber der Grund, weßwegen geſtritten wird, ungerecht, je nun, ſo hat er nichts zu verantworten, weil blos derjenige oder diejenigen, welche Krieg und Händel anfangen, dafür verantwortlich ſind. Freylich ſollte jeder, der Kriegsdienſte

nimmt,

nimmt, nur in ſolchen Heeren dienen, von deren Anführern, Fürſten oder Freyſtaaten, man mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen kann, daß ſie nie anders die Waffen ergreifen werden als zur Vertheidigung der gerechten Sache: aber wenn es dann einmal nicht ſo iſt, je nun ſo bleibt er unbekümmert, thut ſeine Schuldigkeit, und ſucht mit Ehren von einer Geſellſchaft loszukommen, welche nach ungerechten Grundſätzen angeführt wird."

So dachte Carl, und blieb.

Endlich ging Mainz an die Deutſchen über, und die Franzoſen zogen nach ihrem Lande zurück. Carl wußte ſehr gut, daß das kleine in Mainz eingeſchloßne franzöſiſche Heer ſich tapfer gewehrt und die Feſtung nach Möglichkeit vertheidiget hatte: Er war ſehr oft Zeuge von dem Muth, und der unerſchrocknen Geſchicklichkeit, welche die Offiziere und Soldaten bey vielen ſehr gefahrvollen Gelegenheiten bewieſen hatten, und ärgerte ſich gar ſehr, daß dieſe Leute, als ſie nach Frankreich kamen, ſo allgemein verachtet wurden. Die Franzoſen waren mit der Lage ihrer Brüder in Mainz gar nicht bekannt, und ſahen die wahren Gründe, warum dieſe Stadt den Deutſchen überlaſſen

lassen wurde, noch viel weniger ein. Sie schrieben daher die Uebergabe der Stadt dem wenigen Muth, oder wohl gar einer ziemlich allgemeinen Bestechung der Franzosen in Mainz laut genug zu, gerade als wenn es möglich wäre, eine ganze Armee, oder auch nur die vornehmsten Offiziere einer Armee zu bestechen. Ein Obergeneral und seine nächsten Vertrauten können wohl bestochen werden, und so kann dem Feinde auch ein Platz in die Hände kommen, den man gar wohl noch hätte behaupten können, aber eine allgemeine Bestechung ist unmöglich. Daher handelten auch die Franzosen sehr unrecht, welche ihre Brüder da sie von Mainz kamen, einer schändlichen Untreue gegen ihr Vaterland so dreist beschuldigten.

Als Carl nach Frankreich zurück kam, herrschte schon das terroristische System, an dessen Spitze der berüchtigte Robispierre stund. Man sprach im ganzen Reiche von lauter Freyheit und Gleichheit, und war doch weniger frey als selbst in Liefland und in Kurland. In diesen Ländern nämlich ist doch noch Freyheit für den Adel und für die Bedienten der Obrigkeit: aber in Frankreich herrschte damals ein allgemeiner Druck worunter jeder Franzose seufzete. Keiner durfte sich unterstehen,

ſtehen, die neuen Anſtalten auch nur im geringſten zu tadeln, oder etwas an ihnen zu verbeſſern finden. That er es, ſo konnte jedermann ihn als einen Ariſtokraten verklagen, und dann war, wo nicht ſein Leben, doch wenigſtens ſeine Freyheit dahin.

Es iſt kaum zu begreifen, wie ſich die ganze Nation ſo bald dem Terrorismus unterwarf, und dabey doch wähnte, frey zu ſeyn: aber wer etwas genauer unterſuchte, woher dieſer irrige Wahn, verbunden mit einem faſt blinden Gehorſam gegen den Willen des Konvents, oder vielmehr der Oberhäupter deſſelbigen, entſtanden iſt, dem wird das Phänomen nicht mehr räthſelhaft vorkommen. In Frankreich ſind die Leute eben ſo gut in gewiſſe Puppen verliebt, wie aller Orten. Eine Hauptpuppe für das Volk iſt ohne Zweifel die Freyheit. Wer nur dem Volk einige Dinge erlaubt, die ſonſt unterſagt waren, ſcheint demſelben ein Freyheitsſtifter zu ſeyn, und wird als ein großer Volksfreund angeſehen und verehrt. Robespierre und ſeine demagogiſch-despotiſche Anhänger verſtunden dieſes Geheimniß: ſie erlaubten, was ſonſt aufs ſchärfſte verboten war, und ſchrien die alten Verordnungen, als Freyheit ab-

tend

tend aus. Ihre Neuerungen waren nicht weniger lästig, aber das Volk merkte es nicht, und wer es merkte, durfte es nicht sagen, aus Furcht ins Verderben zu fallen, und doch nichts zu bessern.

Der Kontreband war ehedem unter der königlichen Regierung eine greße Last für das ganze Land; das ist ausgemacht, und da die Anstalten wegen des Schleichhandels in Frankreich weit schärfer waren als beynahe in allen andern Ländern, so war sie auch für das Volk weit lästiger, als sonst wo. Bey der Revolution hörte zwar das Verbot, Kontrebande einzuführen völlig auf: aber war nun der Handel frey und ungehindert? Nichts weniger als dieses: denn das eingeführte Maximum, oder die allgemeine Taxe der Waaren, und Lebensmittel sowohl der inländischen als ausländischen, das Papiergeld und die Nothwendigkeit seine Waaren für Papiergeld hinzugeben, schadeten dem Handel und dem Gewerbe mehr, als die Anstalten wegen der Kontrebande: nie lag der Handel mehr in Frankreich, als zu den Zeiten des Terrorismus, und nie brachen häufigere Bankrotte aus. Manche Handlende machten ohne Noth Bankrott, um nicht

nicht gezwungen zu seyn, auf die vorgeschriebene Weise ihr Gewerbe zu treiben.

Der Landmann — ich muß doch einige auffallende Beyspiele anführen, um zu beweisen, daß die so hoch gepriesene französische Freyheit das lange nicht war, und jetzo noch lange nicht ist, was sich die Schwindelköpfe in Deutschland davon einbilden. Man findet vielleicht zwischen meinen hier aufgestellten Behauptungen und jenen welche ich in meiner Lebensbeschreibung B. 4 und 5 niedergeschrieben habe, einigen Widerspruch; aber man überlege, daß ich damals blos behauptete, es könne doch noch mit der Zeit ein gutes dauerhaftes System von Freyheit und Gleichheit entstehen, wie sich diese Vorzüge jedes kluge helldenkende Volk wünschen muß. Das war damals meine Ueberzeugung; ich sahe dem bessern System in Frankreich mit Sehnsucht entgegen, und hoffte daß selbiges auf die Nachbarn, vorzüglich auf die Deutschen einen wohlthätigen Einfluß haben würde. Bisher aber habe ich vergebens gehoffet, und mit mir mancher brave Mann in und ausserhalb Frankreich. Man scheint sogar jetzt nicht mehr an Volksfreyheit zu denken, das Gespenst von Gleichheit ist völlig ver-

verſchwunden, und ein ariſtokratiſcher Deſpotismus hat die Stelle der alten Monarchie und der drauf folgenden Anarchie eingenommen. Doch über dieſen Gegenſtand iſt hier der Ort nicht weitläuftiger zu reden: die Zeit, der eventus linitorum magiſter, wird ja auch alles dieſes aufklären, und vielleicht bald!

Alſo der Landmann in Frankreich war zur Zeit des Terrorismus nichts weniger als frey. Ich habe ſelbſt geſehen, daß die Kommiſſarien den Bauern ihr Getraide ſchon wegnahmen, ehe ſie es noch in die Scheunen führen konnten, eben ſo das Heu, die Kartoffeln und andre Lebensmittel. Bey der Eintreibung dieſer Sachen ging es immer ſehr unordentlich zu: die Kommiſſarien betrogen, und übervortheilten die Leute, forderten mehr, als ſie fordern ſollten, und bereicherten ſich auf Unkoſten des armen Landmanns. Hin und wieder redeten die Unterdrückten laut, aber man wußte ſchon Mittel für Aufſtand und Meuterey: viele wurden eingeſteckt, einige hingerichtet, und ſo ließ ſich damals der freye Franzoſe alles gefallen, was die Kommiſſarien mit ihm anfangen wollten.

Der Fall von Lyon und die Einnahme von Toulon, beförderte das Schreckensſyſtem mehr als alles

alles andre. Hatte der Anhang des neuen Systems oder des Nationalkonvents, solche große Thaten thun, und im Krieg mit beynahe ganz Europa verwickelt, doch die mächtige Lyoner Rebellion unterdrücken, und die Engländer aus Toulon, trotz ihres großen Anhangs in dieser Stadt, verjagen können; so wäre es wahrlich Tollkühnheit gewesen, sich einem System zu widersetzen, das schon im ersten Jahr seiner Entstehung so mächtig geworden war. Die Furcht thut auch Wunder; und es war gewiß kein geringes Wunder, daß die Franzosen, eine so große gewiß thätige und tapfere Nation, sich von der Furcht so einnehmen ließen, daß sie nach der Pfeife der Jakobiner tanzten, und sich von ihnen auf Discretion hudeln ließen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Surveillance.

Carl fand das neue französische System nicht ganz nach seinem Geschmack, doch traute er sich nicht öffentlich etwas daran zu tadeln, und da er sonst im Allgemeinen heftig auf Volksunterdrückung und Tyranney loszog, und die vernünftige Freyheit, nach welcher jederman thun darf, was die Gesetze erlauben, auf alle Weise und bey jeder Gelegenheit vertheidigte, so hielt man ihn für einen guten Patrioten, und ließ ihn machen was er wollte.

Er wurde einigen Generalen, als ein guter Ingenieur bekannt, diese empfahlen ihn dem Wohlfahrtsausschuß zu Paris, und nun bekam er Befehl, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um an den Einrichtungen auf dem Marsfeld Theil zu nehmen.

Die-

Dieſer Befehl war ihm nicht zuwider, denn ſchon längſt war ihm das ſchmutzige, grobe und ungeſchliffene Weſen der Ohnehoſen verhaßt und zum Ekel geworden. Es iſt wirklich auch empörend, unter Menſchen zu leben, wie die Sansculotten unter der Domination des Ropespierre waren. Eine Hyrde Zigeuner hat mehr Ordnung und hält beſſere Mannszucht, als damals die Vertheidiger des Vaterlandes, die neuen Decier, und Fabier, wie ſie die Redner in den patriotiſchen Klubs zu nennen pflegten, unter ſich eingeführt hatten. Nach dem Sturz des Terrorismus und Jakobinismus *) beſſerten ſich zwar die Ohnehoſen, wollten ſelbſt dieſe ſaubere Benennung nicht mehr leiden, und bewieſen, daß ſie artiger ſeyn könnten, wenn ſie wollten. Aber unter Robespierre gehörte Schweinerey zum guten militäriſchen Ton, und wer ſtimmt nicht gern in den guten Ton ein?

Carl kam nach Paris. Da es ſchon Abend war, kehrte er in einem Gaſthof ein, und forderte

*) Oder vielmehr nach dem Scheinſturz dieſer politiſchen Sekten: denn die Grundſätze beſtehen noch, und Bonaparte kan immer dereinſt durch Leute fallen, die ſolchen Grundſätzen anhangen.

ein Zimmer, weil er müde sey, und sich bald schlafen legen wollte. Der Wirth führte ihn mürrisch, weil er keine Abendmalzeit forderte, in ein entlegenes Zimmer, und verließ ihn. Carl legte sich zu Bette, und schlief fest ein.

Gegen Mitternacht wurde die Thüre seines Zimmers, welche er inwendig verriegelt hatte, mit Gewalt aufgesprengt, und die Surveillance, das heißt, die Häscher des Wohlfahrtsausschusses drang herein. Carl erwachte, und erschrack nicht wenig, eine Menge mit Flinten und Säbeln bewafneter Leute vor seinem Bette zu sehen.

„Was soll das Bürger, rief er? Warum stört ihr mich in meiner Ruhe?

Ein Commis. Wer bist du?

Carl. Ein Offizier.

Commis. Von welchem Corps?

Carl. Vom Maynzer Corps.

Commis. Ein sauberer Bursche magst du seyn: du bist von der Rotte der Maynzer Verräther, und ohne Zweifel selbst einer. — Aber wo hast du deinen Paß?

Carl. In meiner Schreibtafel.

Commis. Zeige her.

Carl stand auf, suchte seine Schreibtafel in seiner Rocktasche, aber fort war sie: denn einer

von

von der Patrouille hatte ſchon in die Rocktaſchen gegriffen, und die Schreibtafel weggekapert. Damals griff man in Frankreich nach den Schreibtafeln, wie an andern Orten nach den Geldbörſen, weil man Aſſignaten darin vermuthete. Unſer Mann erſchrack, da er ſeine Schreibtafel nicht fand, und beheuerte hoch und theuer, ſein Paß und einige hundert Livers Papiergeld ſey darin geweſen.

„Das ſind faule Fiſche, ſagte hierauf der Commis; der Mosjeh hat keinen Paß gehabt, er iſt zuverläſſig ein Ariſtokrat, und hieher gekommen, die Republik zu ſtürzen. Vive république! und marſch fort mit auf die Wache.

Carl mochte einwenden, was er wollte, und ſich noch ſo ſtark auf ſeine Anſtellung als Ingenieur auf dem Marsfeld berufen; alles half nichts er mußte mit nach der Wache.

Hier traf er noch eine Menge andere an, welche auch die Nacht über von der Surveillance waren angegriffen und nach ſtudendiſchen Dialekt, collé geſchleppt worden, feile Dirnen, Duelliſten, Straßendiebe und andres Geſindel, aber auch mancher ehrliche Mann, den man aus ſeiner Wohnung, und ſogar, wie unſern Carl Murner aus dem Bette geholt hatte. Die Sansculotten

lotten oder Häscher — das ist gleich viel — von der hochlöblichen Surveillance *) waren alle betrunken: denn das war so Mode, daß diese Menschen des Nachts zu jeder Zeit in die Häuser stürmten, wo sie was für ihre Kehle zu erhaschen hofften: sie hatten ja blos nöthig vorzugeben, daß sie verdächtige Personen suchten, und es mußte ihnen aufgemacht werden. Wer nun nicht alles im ganzen Hause von den wüsten Menschen wollte umstübern, und manches an seinen Möbeln verderben lassen, trug ihnen zu Trinken auf, und versicherte, daß niemand verdächtiges da sey. Dann befriedigten sich die Engel der Justiz, tranken lustig herum, brüllten aber doch durch die allerlieblichste Carmagnole die Leute im Hause, und in der ganzen Nachbarschaft aus dem Schlafe auf, und zogen wohlbezahlt wieder ab; nicht selten forderten sie auch Geld, und nahmen sonst noch mit, was ihnen anständig war.

So waren sie auch in den Gasthof gekommen, worin Carl logirte: der Wirth selbst gab ihn als verdächtig an, weil er sich ärgerte, daß er keine

*) La surveillance établie par tout l'Empire c'est (est) la plus belle et la plus sure sauvegarde du repos des Citoyens. Ami du peuple S. IV p. 27.

ne Mahlzeit verzehrt, und ohne zu eſſen und zu trinken zu Bette gegangen war. Die Geiſter griffen ihn, wie ich erzählt habe.

Früh kam ein Intendant der Surveillance, und unterſuchte die Urſache, warum jeder war geſchleppt worden. Carl erkannte bald den Polizeylieutenant Servedy, welcher einſt mit ihm in der Baſtille geſeſſen hatte, auch erkannte ihm Citoyen Servedy.

„Sacré coq de la vierge, fing Servedy an, Citoyen oder Bürger wie kommſt du hieher?

Carl. Ganz unſchuldig: man hat mich ohne alle Urſache hieher geſchleppt.

Servedy. Sacré coq de Saint Pierre, das glaube dir der Teufel. —

Ein Sansculott. Foudre radoteur de la Sorbonne was ſprichſt du da vom Teufel. Citoyen: giebt es denn einen Teufel? He?

Servedy. Sacré non de Dieu, es giebt ſo wenig einen Teufel als einen Herrgott, ces ſont des bêtiſes pour les enfans moreaux à la mammelle.

Der Sansculotte. Mätin, was redeſt du denn von ſolchem Schnickſchnack? Das heiß ich ariſtokratiſch geredet, mätin, m'entends tu? J'irai te dénoncer.

Ser-

Servedy. Sacré nez de Saint Chriſtophle, was willſt du? Feans, bois un coup. (reicht ihm eine Flaſche)

Sansculotte. A la ſanté de l'ange Raphael (trinkt) Ah das ſchmeckt (giebt die Flaſche herum)

Die übrigen Sansculotten. (trinken und ſpringen wie unſinnig herum).

Dansons la Carmagnole

Vive le ſon

Du Canon.

Servedy. Sacré cocuage de, Joſeph, ſauft mir doch nicht alles aus, Kerls!

Sansculotte. Soll ſchon mehr kommen. Die da (auf die Arreſtanten zeigend) müſſen herausrucken.

Ein Arreſtant. Ich bin bereit, ſo viel Schnapps holen zu laſſen, als Ihr trinken wollt, Citoyens! wenn ich loskomme.

Andre Arreſtanten. Wir auch, wir auch!

Servedy. Ja, wenn ich wüßte, mätin! daß Ihr unſchuldig wäret, und die Gebühren bezahlen könntet. —

Arreſtanten. Wir ſind alle ehrliche Leute.

Servedy. Mort aux Anglois, ſo legt zuſammen

In

In einigen Augenblicken hatten die Arreſtanten hundert Livers in Aſſignaten auf den Tiſch zuſammengebracht, wozu beſonders die Frauenzimmer von ihrem nächtlichen Straßenverdienſt kontribuirt hatten. Servedy nahm funfzig Livers für ſich, überließ die andern funfzig ſeinen dienſtbaren Geiſtern, gab alle Arreſtanten frey, bis auf Carl, dem er zu warten befahl.

Die Sansculotten ließen Brantwein holen. Servedy machte noch einige ſtarke Hiebe, und ging dann mit Carl weg.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Das heißt doch Patriotismus.

Servedy führte Carl nach ſeinem Logis: unterwegs mußte dieſer ſeine Hiſtorie erzählen: als er auf ſeine Schreibtafel kam, lachte Servedy aus vollem Halſe, und ſagte: „ja, ja, das iſt ein Stückchen, woran ich meine Leute erkenne. Aber iſt dir an dem Bettel vielgelegen?

Carl. Allerdings: nicht ſowohl wegen der Aſſignaten, als wegen den andern Briefſchaften, welche darin waren.

Servedy. Die Aſſignaten bekommſt du auch nicht wieder: ich ſelbſt habe ſchon einen Theil davon. Aber die Schreibtafel und die Briefſchaften ſollſt du wieder haben. Bleib nur hier ſtehen.

Servedy lief nach der Wache, und kam nach drey Minuten mit der Schreibtafel zurück.

Carl

Carl machte groſſe Augen.

„Wunderſt du dich, über dieſe Manöver, lieber Freund, fuhr Servedy fort? Schau, das geht alles wie es gehen muß: wenns Krieg iſt, nimmt jeder was er haſchen kann, und wenns vollends Revolution iſt, dann geht das Ding noch munterer. Ich habe einen guten Poſten, und wäre wohl ein Thor, wenn ich mich der Vortheile meines Poſtens nicht bediente. Ich war ſonſt Polizeylieutenant, ein lumpiger Streich brachte mich in die Baſtille: bey der Revolution ward ich frey, ſuchte mich in die Gunſt unſrer neuen Herren zu ſetzen, und befinde mich ganz wohl dabey.

Carl. Du ſprichſt von neuen Herren? Ich glaubte alle Oberherrſchaft ſey in Frankreich dahin.

Servedy. (lacht) Wie du räſonniren kannſt! Der Pöbel, der vornehme und der geringe, muß Oberherrſchafft haben, ſonſt kan der Teufel mit ihm auskommen. Sonſt herrſchte der König, jetzt regiert Robespierre, und ſein Anhang, und wer weiß, wer bald regiren wird. Es iſt gut, daß es ſtolze geiſtliche Kerls giebt, die noch das Ruder in die Hand nehmen, und unſern Pöbel regiren: aber lange kann ſo ein Deſpotismus nicht beſtehen: Die Kerls fallen von ihrer Höhe herab,

herab, um andern Platz zu machen, die sich durch ihr Beyspiel nicht abschrecken lassen, und gerne den Meister so lange spielen, als sie sich halten können.

Carl. Bey Gott, ein allerliebstes System, Es war wohl der Mühe werth, so viel Blut zu vergießen, und so viel Städte und Länder zu verderben, um die Anarchie zu stiften. Das französische Regirungssystem ist doch weiter nichts, als eine wahrhaftige Anarchie.

Servedy. Du hast Recht: aber die vorige Monarchie war auch weiter nichts. Es ist aber gleichviel, ob Mätressen, Pfaffen und Schurken regieren, oder verdorbene Advokaten und Komödianten: genug wenn wir uns nur wohl dabey befinden.

Unterdessen war Servedy und Carl Murner in dem Hause des Erstern angekommen. Hier fand man alles im Ueberfluß, und hätte glauben sollen, es sey das Logis eines Fürsten, und nicht die Wohnung eines Intendanten der Pariser Surveillancepatrouille.

„Ist dieses Haus dein eigen, fragte Carl?

„Wessen sonst, erwiederte Servedy: Ehemals gehörte es einem reichen Bankier: dieser hatte eine Mätresse, welche mir gewogner war, als ihm. Ich besuchte sie einigemal des Nachts, der Alte

ward es inne und ließ mich durch seine Leute aus dem Hause heraus karbatschen. Warte Bursche, das soll dir gedacht werden, sprach ich bey mir selbst, und sann auf Rache. Schon am folgenden Tag kam die Mätresse des Bankier zu mir, und klagte, der Kerl habe sie auch weggejagt. Ich machte mit dem Mädchen gemeinschaftliche Sache, und wir beyde traten als Ankläger wider den Burschen auf. Er mag vielleicht an dem, was wir ihm Schuld gaben, unschuldig gewesen seyn, aber an uns hatte er sich doch gröblich vergangen, und so war seine Strafe auf alle Fälle gerecht. Sein Prozeß wurde gemacht, und kurz darauf blutete er auf der Guillotine. Ich hatte einiges Geld erspart: denn ich war schon seit einigen Monaten auf meinem gegenwärtigen Posten; das Mädchen hatte dem Alten auch einiges entwendet: wir schossen zehn tausend Livres zusammen, spendirten sie, und erhielten das Haus mit allem Zubehör als Eigenthum. Ich heyrathete das Mädchen, und befinde mich ganz wohl. Willst du bey mir logiren?

Carl. Ich muß mich wegen des Postens, den ich auf dem Marsfelde begleiten soll, beym Ausschuß melden.

Ser-

Servedy. Das iſt auch wahr — Haſt du Geld?

Carl. Ich habe keinen Heller: deine Leute haben mir ja alles genommen.

Servedy. Ich will dir etwas vorſtrecken. Du kannſt, wenn du ſonſt willſt, bald zu Geld kommen: denn in Frankreich war nie ein Aemtchen ſo gering, das nicht ſeinen Mann ernährte. Jetzt iſt das Ding noch viel beſſer.

Carl. Ich möchte aber vielleicht die Kunſt nicht lernen können, die man hier nöthig hat, um reich zu werden.

Servedy. Dann biſt du ein Narr, mein Freund, verſtehſt du mich? — Hier haſt du hundert Livres; die reichen für heut und morgen. Wenn du mehr brauchſt, ſo komm nur zu mir, ich werde dir immer helfen. Du haſt mir in der Baſtille mit deiner philoſophiſchen Larve manchen Spas gemacht: Jetzt hab ich Geſchäfte. Komm, andiamo.

Carl gieng auf der Straße von ſeinem Begleiter ab, und gerade auf die Comte du Salut public, oder auf den Ausſchuß des öffentlichen Wohls, wo das Verderben ſo manches braven Mannes eingeleitet und beſchloſſen wurde. Carl bekam eine ſehr hohe Idee von dieſer Geſellſchaft,

über den diesem Gerichtshof; jeder der Beysitzer empfing ihn, sobald er meldete, wer er sey, mit dem Bruderkuß, und Robespierre selbst, der zugegen war, setzte ihm die Grundsätze der Freyheit und Gleichheit, und ihre seligen Folgen zur Beglückung der Menschheit so bundig auseinander, und sprach so stark und mit einem Pathos, daß alle Zuhörer, unser Held aber vor allen andern ganz entzückt wurde. Sein ganzer ehemaliger Republikanismus erwachte wieder, und alle Gewaltthätigkeiten, Bedrückungen, Thorheiten, Grausamkeiten, Mordthaten und alles abscheuliche Wesen, wovon er theils selbst Augenzeuge gewesen war, theils von glaubwürdigen Leuten erfahren hatte, schrieb er nun mehr auf Rechnung des Revolutionssystemes, als auf das System selbsten; und da er von Natur ein gutes Herz hatte, so wünschte und hoffte er auch das Beste, und überzeugte sich durch das Lesen der demagogischen Schriften, daß nie Menschenglück begründet werden könne, es müsse denn eine Hauptrevolution vorhergegangen seyn.

Robespierre fand vielen Gefallen an der Person unsers Helden: er prüfte seine Kenntnisse, und da er selbst, wie seine Feinde auch nicht Gelegenheit haben, wenn ich etwan einen Richard

in Chetta oder einen Schirach, und noch ein Paar andre Engel der indämonischen Finsterniß ausnehme, Kenner war, so wußte er sie zu würdigen, und gab ihm öffentlich im Konvent das Zeugniß, daß er dem Vaterland viel Gutes leisten könnte.

Von dem Tage an erhielt Carl seine Besoldung als Lehrer der Ingenieurkunst auf dem Marsfelde, und zwar einen Monat zum voraus bezahlt. Hierdurch war er im Stande, seinem sogenannten guten Freunde, dem Intendant Servedy, die hundert Livres wieder zuzustellen, welche dieser ihm vorgestreckt hatte. Als er zu diesem kam, — es war Nachmittags um drey Uhr — fand er ihn in einer bacchantischen Gesellschaft von Männern und Weibern, welche alle die Wirkungen des Champagners — zu spüren schienen.

Ah bravo, schrie ihm Servedy entgegen, bravo, daß du kommst! Setz dich, mon frère, und trink. Eh bien, stoß an: vive la guillotine!

Carl. Wie? Ich sollte auf die Gesundheit der Guillotine trinken?

Servedy. Freilich, mon frère: die Guillotine ist die Hauptstütze der Republik: la république

oblique

blique ſans la guillotine ſeroit fontue: fontue ſeroit-elle pour te le dire en bon françois.

Carl mußte nachgeben, und trank unter einigen Mentalreſervationen auf die Geſundheit der Guillotine, wie die Schindersknechte in Deutſchland auf die Geſundheit der Galgen und Räder trinken, und die Geiſtlichen in einer gewiſſen deutſchen Seeſtadt auf die Geſundheit der Schiffbrüche bey dem Begräbniß eines Burgermeiſters getrunken haben ſollen *).

Das Bacchanal währte bis ſpät in die Nacht: Carl wollte zwar ſchon zeitig fort, allein die grobe Freundſchaft des Intendanten nöthigte ihn bis nach

*) Künftige Michaelismeſſe werde ich den erſten Theil meines Anekdotenbuchs herausgeben, worin aber keine blos zum Scherz erdichtete, Hiſtörchen, ſondern ſolche Poſſen und Schnurren vorkommen ſollen, die ſich in der wirklichen Welt, und zwar quod probe notandum, bey Menſchengedenken und nicht vor Olims Zeiten zugetragen haben. Ich hoffe damit manchem Leſer eine luſtige, aber auch manchem eine gar unluſtige Stunde zu machen. Ich werde zwar niemand mit Namen nennen; allein

Conſcia mens ut cuique ſua eſt, ita concipit intra
Pectora pro factis ſpemque metumque ſuis.

nach Mitternacht zu bleiben. Der Intendant wollte ihn zwar nicht verlassen, aber Murner hatte sich bey dem Doctor Luther Quartier gemacht, und eilte dahin, sobald ihm erlaubt war, das Haus des ausschweifenden Vergnügens zu verlassen.

Er durchlief mehrere Straßen der großen Hauptstadt, verirrte sich endlich, und kam auf einen einsamen Platz, wo er Degengeklirr wahrnahm, und jemand ängstlich um Hulfe rufen hörte.

Er eilte hinzu, und fand einen Menschen, der sich gegen drey andre mühsam vertheidigte. Dieß war ihm genug: er zog seinen Säbel — Säbel trugen damals alle bewaffnete Franzosen, und tragen sie noch — und stellte sich neben den Bedrängten. Durch Murners — so mag nun Carl Ferran heißen — also durch Murners Beystand wurden die Angreifer in die Flucht getrieben, und der Bürger Saferen gerettet.

Saferen war verwundet, und hatte sich so stark verblutet, daß Murner ihn nach Hause führen mußte, wo ein Chirurgus seine Wunden verband.

band, welche alle nicht gefährlich waren, und ihn nicht hinderten, seinen Retter aufs lebhafteste zu danken. Murner nahm aber die Geschenke, welche er ihm anbot, nicht an, und entfernte sich, sobald Sateron, der sehr entkräftet war, in einen tiefen Schlaf sank. Er hatte nicht einmal seinen Namen und Wohnung angezeigt, ob ihn gleich Saterons Gattin sehr darum bat.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ulula cum lupis cum auibus esse cupit *)

Zwey Tage nach diesem Zufall las man in allen Pariser öffentlichen Blättern folgendes:

Ich bin den siebenten Florial in der Nacht um ein Uhr auf dem place viala von Banditen, deren es leyder in unserer Stadt eine große Anzahl giebt, angefallen worden. Ich konnte bald merken, daß es auf mein Leben angesehn war, und wäre ihrer Mordsucht gewiß erlegen, wenn mich nicht ein rechtschaffner junger Mann errettet hätte. Ich kenne aber diesen Redlichen und Braven nicht: denn er wollte meinen Leuten — ich vergaß ihn zu fragen aus Entkräftung — seinen Namen

*) Wer bey Wölfen ist, muß mit ihnen heulen.

men nicht offenbaren, und entfernte ſich, ehe ich aus dem Schlafe, worin mich die Verblutung geworfen hatte, wieder zu mir kam. Ich bitte ihn alſo öffentlich, mir anzuzeigen wer er iſt, oder ſollten andre wiſſen, wer dieſer Rechtſchaffne war, ſo bitte ich auch dieſe mir ihn zu nennen: denn ich ſehne mich den Nahmen und den Stand meines Retters zu wiſſen, um ihm zu beweiſen daß ich nicht undankbar bin. Paris den 20ten Floreal im zweyten Jahr der Republik. Sateren.

Ich wohne in der Straße Fraternité Nummer 688.

Murner las zwar dieſe Anzeige, aber ſeine Grundſätze hinderten ihn, dem Aufruf Gehör zu geben. Denn ſein Grundſatz war, man müſſe ſich nie rühmen, etwas gutes gethan zu haben: ſich ſelbſt aber für den Stifter von etwas Guten auszugeben, ſchien ihm Selbſtruhm zu ſeyn. Auſerdem glaubte er auch bloß ſeine Schuldigkeit erfüllt zu haben, da er einem Menſchen beyſtand, welcher von mehrern banditenmäßig angegriffen wurde. Er ſchwieg alſo.

Wenige Tage hernach trat er ſein Lehramt auf dem Marsfeld an, und freute ſich ſchon zum voraus über das viele Gute, welches er durch Unterricht der Jugend dem Vaterland, oder der Republik

publik die er als Kosmopolit für sein Vaterland hielt, würde leisten können. Mit dem besten Vorsatz erschien er, allein bald sah er ein, daß es nicht genug ist gute Vorsätze zu haben, man muß auch gute Gelegenheiten antreffen.

Die Zöglinge der Kriegskunst welche auf dem Marsfeld unterrichtet werden sollten, waren lauter rohe wüste junge Leute, die bloß das trieben, was ihnen gefiel, und als ächte Republikaner sich schlechterdings nichts vorschreiben ließen. Man hatte ihnen zwar Ehrfurcht gegen ihre Lehrer empfohlen, sie aber auch zugleich versichert, daß kein Lehrer das Recht habe, ihnen grob zu begegnen, und sollte dieß ja geschehen, so sollten sie nicht allein gehört werden, sondern auch hinlängliche Genugthuung erhalten.

Bey einer Einrichtung dieser Art, kann man leicht denken, kommt nie was gutes heraus: denn junge Leute dürfen nur wissen, daß sie um Genugthuung anhalten können, und allemal gehört haben, wenn ein Lehrer dem unzeitigen Knaben eine vermeintliche Beleidigung zugefüget hat, so ist alles Ansehen des Lehrers verlohren, und aller Nutzen dahin. In Deutschland geht es auch so. Wer sollte es wohl glauben, daß in W... an einem berühmten Gymnasium der Direk-

Direktor G... die Lehrer in Beyseyn der Schüler heruntermachte, oder nach seinem eignen Ausdruck, herumrüffelte und beschimpfte, wenn diese eine Klage gegen sie bey dem Herrn Direktor angebracht hatten. Wahrlich alles Gute, was er immer durch seine Lesebücher hat stiften können, ersetzt bey weiten den Schaden nicht, welchen er dem Gymnasium durch sein eignes Beyspiel anthat.

Auf dem Marsfelde zu Paris waren zwar gute Anstalten getroffen, aber die Ausführung und Realisirung derselben war unmöglich. Der Oberaufseher war ein heimlicher Royalist, welcher es gerne sahe, daß alles drunter und drüber ging. Einige Lehrer waren zwar geschickt genug, und patriotisch gesinnt: aber sie sahen, daß nichts mit der rohen jungen Menschheit anzufangen war: sie zogen also ihre gute Besoldung, machten sich gute Tage, und ließen alles gehen, wie es ging. Die übrigen Lehrer meistens Aristokratische Taugenichts, konnten und wollten nichts leisten; diesen war es eben recht, daß die Eleven ihren Unterricht nicht suchten, und so wurde dann auch gar nichts geleistet.

Die Sitten der Zöglinge auf dem Marsfeld waren nicht republikanisch — in dem Sinn nämlich,

lich, daß Republik und Anarchie einerley ist — das heißt ausschweifend, wild und liederlich. Ihren Republikanismus bewiesen sie durch Schreyen, durch Schimpfen auf alle Ordnung und Gesetze, durch eine ganz neue Elevensprache, welche von der derben Burschensprache unsrer deutschen Universitäter nur darin verschieden war, daß jene mehr französisch klang, sonst aber konnte sie ein Franzose so wenig verstehen, als ein Deutscher im Stand ist zu begreiffen, was ihm ein des Komments kündiger Student vorsagt, und endlich durch das stäte Hinbrüllen der Carmagnole und des Il faut que la guillotine marche.

Daß es übrigens den Eleven sowohl, als den meisten Lehrern nicht an Zeitvertreib mit Mamsellen lustiger Art fehlte, daß sie die Karte fleißig exerzirten, daß sie täglich in den Weinhäusern herum lagen, und alle mögliche Excesse trieben, braucht kaum angemekkt zu werden.

Murner bemerkte bald diese Unordnungen, und entdekte ihre Quellen. Nun ward sein Patriotismus erst völlig rege; er setzte sich hin, schrieb eine Abhandlung über die Verbesserung des Instituts auf dem Marsfeld, und händigte sie dem Ober-

Oberaufseher ein. Dieser sah sie flüchtig durch, warf sie hin, und sagte indem er ein Schnippchen schlug: He bien, nous verrons, welches auf gut Deutsch so viel heißt als: laßt mir doch das dumme Zeug vom Leibe.

Aus der Miene des Aufsehers erklärte sich Murner den Sinn seines nous verrons, und beschloß seinen Vorschlägen auf eine andere Art Wirkung zu verschaffen. Er trug also seine Abhandlung auf dem Wohlfahrtsausschuß, und präsentirte sie dem Protektor der französischen Republik, dem Bürger Robespierre selbst.

Robespierre sah hinein, lobte Murners Vaterlandsliebe, und dieser hoffte nun das Allerbeste. Es vergingen acht Tage, bis man ihn auf den Ausschuß rief. Wie pochte ihm das Herz vor Freuden, als er hinging, und alle seine Verschläge schon im Geist realisirt sahe! Aber wie erschrack er auch, als ihm Bürger Couthon d'Herbois erklärte, der Ausschuß habe sein Gewäsche (verbiage) durchaelesen, und keinen einzigen klugen anwendbaren Gedanken darin gefunden, man habe daher beschlossen, ihm seine Stelle wieder abzunehmen, da er sowohl durch sein bisheriges Betragen, als durch die

die vorliegende Schrift hinlänglich bewiesen habe, daß er sich zum Lehrer auf dem Marsfeld gar nicht schicke!

Da stand Murner, wie aus den Wolken gefallen, und würde noch lange so gestanden haben, wenn ihm nicht einer von den gegenwärtigen Citoyens in einem ächt republikanischen, daß heißt in einem groben Matrosenton befohlen hätte, sich seiner Wege zu scheren.

Dreyßigſtes Kapitel.

Tribunal der Revolution.

Murner lief gerade zu ſeinem Freund Louby, und erzählte ihm ſein ganzes Unglück. Dieſer ſchüttelte den Kopf, und ermahnte ihn, in Zukunft vernünftiger zu ſeyn.

„Hier, fuhr Louby fort, darf man zwar ſehen und hören, aber man darf ſich es nicht merken laſſen, daß man ſehe und höre, noch weniger darf man ſprechen. Glaubſt du denn, mein Freund, unſre Leute ſahen die Mißbräuche nicht ſelbſt ein? Aber ſie haben ihren Vortheil dabey, deßwegen laſſen ſie es auch ſo lange dabey bewenden, als ihr Vortheil währt. Du biſt mit deinen Vorſchlägen durchgefallen, und haſt dein Amt verlohren. Was willſt du nun anfangen?

Murner. Ich weiß es ſelbſt nicht: ich habe kein Geld.

Lou-

Louby. Und ich nur weniges, sonst wollte ich dich nach allem Vermögen unterstützen.

Murner. Ich danke dir, mein Guter: aber ich habe doch noch so viel Geld, als ich brauche, um auf die deutsche Gränze zu kommen.

Louby. Du willst Frankreich verlassen?

Murner. Nicht anders.

Louby (lacht) Armer Schelm, du dauerst mich. Wie willst du fortkommen? Alle Wege im ganzen Reiche hat Robespierre mit seinen Kreaturen besetzt, alle Ausgänge aus dem Lande werden aufs schärfste bewacht. Wer als Flüchtling erhascht wird, blutet auf der Guillotine. Dein Gedanke also aus Frankreich zu laufen, ist mit deiner Erlaubniß ein närrischer Gedanke, und suchst du ihn auszuführen, so machst du, wie ihr Deutsche sagt, einen rechten Schwabenstreich. Aber halt, mir fält etwas ein: du schreibst eine hübsche Hand *) das soll dir schon zu einem guten Brodt helfen. Es fehlt ein Sekretär auf dem Revolu-

*) Gewiß schrieb er schöner und leserlicher, als der Verfasser dieses Buchs, dessen Buchstaben aussehen, als wären sie mit einem Schwefelholz oder einem Besenreiß hingekratzt.

Anmerkung des Setzers.

Revolutionstribunal, komm mit, wir gehen zum Bürger Fouquier Finville. Marner ließ mit sich machen, was sein Freund wollte, und ging mit zu dem fürchterlichen öffentlichen Ankläger Finville, dessen Namen Europa noch lange mit Schrecken und Abscheu nennen wird, und der an Blutdurst und Grausamkeit selbst einen Alba übertraf.

Dieser Mann umarmte den Dokter, und fragte ihn, was er brächte, ob er etwa einen Aristokraten ausgewittert hätte?

Loyby erröthete, verneinte die Frage, und eröffnete ihm sein Begehren, und noch ehe es Abend ward, hatte Marner eine Sekretärsstelle auf dem Revolutionstribunal zu Paris.

Meine Leser erwarten nicht, daß ich ihnen eine Beschreibung dieses abscheulichen Gerichtshofes mittheile: die genauere Darstellung desselben verspare ich auf meine Geschichte der politischen Ketzereyen in Frankreich während der jetzigen Revolution, welche zu seiner Zeit gewiß erscheinen soll — Marner, wie man leicht denken kann, fand gewaltig viel an den Procedturen des Tribunals auszusetzen: ein Verdacht galt da wie der stärkste Beweis, jeder auch der unzulässigste Zeuge, jeder Schurke, jeder rasende Jakobiner war teu-

lis omni exceptione major, und gegen keinen Zeugen konnte proteſtirt werden: ſelbſt der klärſte Beweis, daß ſo ein Bube ſchon ehedem falſche Eide geſchworen hatte, brachte ihn doch nicht um ſeine Glaubwürdigkeit. Die Spaniſche Inquiſition war beynahe nicht ſo gräulich und ungerecht, als das Revolutionstribunal zu Paris, welches das Muſter aller Revolutionstribunale im ganzen Reiche ſeyn ſollte, und wollte. Und bey Prozeſſen, welche ſo betrieben wurden, mußte Murner die Feder führen.

Oft ging er zu ſeinem Freund, dem Doktor Loubb, und verweinte ſeinen Kummer in den Armen dieſes rechtſchaffnen Mannes. Wenn eine Gräuelſcene vorgefallen war — und faſt täglich fielen mehrere vor — ſo klagte Murner es dem Himmel und ſeinem Freund: dieſer verwieß ihn zur Geduld, und rieth ihm behutſam und klug zu handeln, ſeine Gedanken für ſich zu behalten, und immer ſo zu reden, wie es Finville gerne hörte. Dieß hieß ſelaſich viel von einem ehrlichen Mann gefordert: allein Murner ſahe doch ſehr wohl ein, daß er ſich durch ein unvorſichtiges Betragen nur unglücklich machen würde, ohne das geringſte Gute zu bewirken. Denn war Murner auch nicht Sekretär des Tribunals, ſo war es ein an-

drer,

drer, ein giftiger Jakobiner vielleicht, der zu noch mehrern Abscheulichkeiten den willigsten Vorschub that: also schwieg Murner, seufzete im Stillen, schrieb was man ihm diktirte, zog seine schwere Besoldung, und blieb.

Finville, der öffentliche Ankläger, und alle Beysitzer des Revolutionstribunals fanden an Murner einen Mann, der ihnen durchaus gefiel: er war verschwiegen, eine Tugend die an den französischen Tribunalen so selten ist, als sie billig an allen Tribunalen in der Welt seyn sollte: aber die Herren fordern sie doch: denn sie wandern im Finstern mit der Blutlaterne, und können es nicht leiden, daß man ihnen auf die Spur komme. Weil Murner nun den Choses du tribunal révolutionnaire so behagte, so trugen sie ihm allerley Geschäfte auf, die man sonst so leicht keinem Sekretär aufträgt, sogar ließ man Inquisiten durch ihn verhören.

Das erste Verhör, und das darüber geführte Protocoll ist, bekanntlich von großem Einfluß: von einem solchen Protokoll hängt oft der ganze Ausgang der Rechtssache ab, und doch trägt man in manchen deutschen Gerichtshöfen die ersten Verhöre der Partheyen, auch wohl von sehr wichtiger Art, unwissenden Auscultatoren, oder Referendarien

darien auf. Diese Menschenkinder, welche ihre Namen *) mit vollem Recht führen, werden wie sie von der Universität kommen, wo sie meistens nichts gelernt haben, und kaum mit Hulfe ihres allgemeinen Reitpferds, ich meyne Höpfners Commentar, durch ein äusserst leidl h praenumerando bezahltes Examen gekommen sind, sofort als Auscultatoren und Referendarien angestellt, und man übergibt ihnen die Instruktion der schwersten Rechtssachen, welche sie oft nicht einmal dem Namen nach kennen. Diese Herren sind grösstentheils arm, wie Kirchenratten; denn sie haben ihr Geld verstudiert, das heißt, beym Spiel, in den Dorfkomödien, Kneipen, Kommersen, beym Pferdephilister und bey feilen Mamsellen verliederlicht. Als Auscultatoren und Referendarien müssen sie umsonst dienen, und würden verhungern, wenn sie sich nicht etwas zu verdienen suchten, und diesen Verdienst suchen sie durch ihre Instruktionen zu erwerben, indem sie diejenige Parthey in ihren Protokollen begünstigen, welche ihnen Geld anbietet.

Wenn

*) Auscultator, Zuhercher, oder Maulaffe: Referendarius Aktenschleppr, Aufräumer in der Gerichtsstube u. s. w.

Wenn aber manche Schreiber an den Gerichtshöfen Unheil ſtiften, ſo ſtiftete hingegen Murner in dem Seinigen manches Gute. Er war beym Führen der Protokolle äuſſerſt gewiſſenhaft, milderte die Ausſagen, ſo viel es möglich war und hatte er ſelbſt ein Verhör zu halten, ſo rettete er faſt immer die Angeklagten. Finville ſuchte ihm zwar die Nothwendigkeit des Satzes begreiflich zu machen, daß es beſſer ſey, zehn Unſchuldige hinzuopfern, als einen Schuldigen frey zu laſſen: er blieb bey dem Gegenſatz, den die Juriſten, beſonders die in Deutſchland immer im Munde führen, aber nur nach Belieben, d. i. wenn es ihr Vortheil erheiſcht, in Ausübung bringen.

In dem groſſen Gefängniß, wo die Revolutionsgefangne ſaſen, ſah man den Sekretär Murner als einen Engel Gottes an, und wenn er in dieſen Aufenthalt des Elends und der Verzweiflung trat, verbreitete ſich Fröhlichkeit und Jubel unter allen Gefangnen, daß man hätte glauben ſollen, ſie bewohnten ein Elyſium, und nicht den entſetzlichen Kerker, woraus der Weg ſelten anders wohin, als nach der Guillotine führte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Da ist sie ja wieder.

Finville hatte sich einst bey einer Schmauserey den Magen mit Austern und den Kopf mit Champagner dergestalt verdorben, daß er einige Tage das Bett hüten mußte. Es war viel zu thun, und Murner mußte Tag und Nacht arbeiten: er that es gerne: denn er konnte so manchen retten, der sonst verlohren war.

Eines Morgens ließ ihn Finville holen. Höre Citoyen, sagte er zu ihm, gestern sind Emigranten hier eingebracht worden: es sind Adeliche oder gar Pfaffen: du mußt sie scharf inquiziren: denn sie dürfen nicht durchkommen, verstehst du mich? Gehe und raportire hernach dem Tribunal.

Murner ging nach dem Gefängniß des Tribunals, und wunderte sich, den sonstigen Oberaufseher nicht mehr zu finden. Man berichtete ihm, daß Bürger Fugnet, so hieß er, mit den Effekten und dem Gelde der Gefangnen auf und davon gegangen sey, und daß jetzt ein neuer angestellt wäre. Vorfälle dieser Art waren nichts neues, also fielen sie nicht mehr auf.

Der

Der neue Intendant bat ihn, in sein Zimmer zu treten, wo ihn seine Gattin besonders sehr genau und scharf ins Auge faßte, als wenn sie in ihm einen alten Bekannten suchte. Murner sagte dazu nichts: denn er dachte es geschähe aus Weiberneugierde.

Nach einigen Gesprächen ging er auf das Examinationszimmer, und befahl die Gefangnen vorzuführen. Die Thüre ging auf und Murner erblickte seine angebetete Nannette, mit ihrem Vater.

Weder der Graf noch seine Tochter, noch Murner vermochten auch nur ein Wort zu sprechen. Da standen sie wie drey Bildsäulen welche von dem Meisel eines Praxildes oder Phidias gearbeitet, zu leben schienen, aber doch nur todter Stein sind.

Lange, sehr lange, währte das Stillschweigen der Gruppe, bis endlich der Graf von Vitacon die Sprache fand.

„Sind Sie Carl Murner, fragte er?

Murner. Bey Gott, ja! Sie sind der Graf von Vitacon.

Graf. Der gewesene. Jetzt bin ich ein Elender, der vielleicht bald bluten wird. Aber gerne wollte ich mein Leben dem Schwindel hinopfern, wenn nur diese Unschuldige könnte gerettet werden. Aber ach, auch sie wird bluten müssen.

Murner. Nannette, du bluten (er schließt sie in seine Arme) Nein bey meiner Seligkeit

schwöre ich, ehe will ich tausend Mal den Tod leiden, ehe man dich, du Herrliche, beleidigen soll.

Mannette. Ach mein Carl, mein Geliebter, Einziger, ich bin höchst elend, du kannst mich nicht retten.

Murner. Sollte ich mein Leben drüber verlieren, so rette ich dich und deinen Vater. Wo ist deine Mutter?

Mannette. In Deutschland. Ach wären auch wir da!

Graf. Lieber Freund, Mannettens Tugend verträgt diese Umarmungen nicht.

Murner. (erschrocken) Mannettens Tugend?

Graf. Ja ihre Tugend, lieber Murner, welche ihr theurer seyn muß, als ihr Leben selbst. Auch dann wenn Sie meine Tochter retten könnten, dürfen Sie nicht auf ihre Hand rechnen.

Murner. (ängstlich) Bist du Weib meine Theure?

Mannette. Nein, mein Geliebter — aber frage nicht.

Graf. (trennt beyde) So. Nun will ich Ihnen sagen Murner, Mannette ist nicht Weib: aber warum Sie nicht fragen sollen, wie das zusammen hängt, kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.

Murner. Also bist du doch für mich verlohren (er wirft sich auf einen Sessel)

Mannette. Liebst du mich noch, mein Carl?

Murner. Kannst du so fragen, meine Liebe?

Liebe? Gott im Himmel, dein Bild nur erfüllt meine ganze Seele, ich lebe nur für dich.

Nannette. Ich hoffe mein Carl, hoffe nur, ich will auch hoffen; aber rette meinen Vater.

Murner. (aufspringend und seine Geliebte umarmend) Bey Gott schwöre ichs, ich will euch retten, oder selbst die Guillotine mit meinem Blute färben. Hier ist meine Hand.

Graf. (Sieht sich bedenklich nach dem Intendanten der Gefängnisse um) Sie reden viel zu viel lieber Murner.

Der Intendant. (tritt näher) Fürchtet nichts, Citoyens: Vor mir könnt ihr reden was ihr wollt. (zu Murner) Kennst du mich Citoyen.

Murner: Ich sah dich heute zum ersten Mal.

Intend. (lächelt) Ja wohl bey Tage. Aber du sahst mich schon eher.

Murner. Ich wüßte doch nicht.

Intend. Du hast mir bey einer Gelegenheit das Leben gerettet Meine Frau kennt dich recht gut, edler großer Mann (an seinem Halse weinend) empfange den Dank für deine Hülfe, für deine Rettung, Jetzt fordre du auch von mir, was es auch sey, ich werde es thun, und sollte ich mich ins Verderben stürzen.

Murner. Kannst du zur Rettung dieser beytragen.

Intend. Zu ihrer Flucht, auch wohl zu ihrer sichern Flucht mit deinem Beystande.

Mur-

Murner. Tausend Dank, mein liebster Freund: jetzt athme ich wieder freyer. Nun meine Nannette wirst du und dein Vater bald außer Gefahr seyn. Darf ich aber hoffen.

Nannette. Alles, mein Geliebter, alles! Nannette ist dein, auf ewig dein.

Graf. Tochter, Tochter, was sagst du. Bedenke. —

Nannette. Lassen Sie mich mein Vater, ich bin Ihre gute Ihre tugendhafte Tochter; aber Carl hat mein Herz, meine Liebe, und niemand soll meine Hand besitzen als er.

Graf. Ich verstehe dich nicht: laß aber die Freude im Taumel der Leidenschaft nicht über Ehre und Tugend siegen.

Nannette. Nimmermehr mein Vater.

Murner. (zum Intendant) Wo ist der Graf hergekommen?

Intend. Das Tribunal von Strasburg hat ihn hergeschickt. Hier sind die Papiere.

Murner las die Papiere durch, schüttelte den Kopf und sagte kalt: Sie sind verlohren Graf, und auch du meine Herrliche, wenn diese Papiere vor unser Tribunal kommen. Es ist kein ander Mittel zur Rettung als schleunige Flucht: noch Heute müßt Ihr fort.

Intend. Heute geht es auch am besten: doch darüber wollen wir noch sprechen, ich komme gegen zwey Uhr zu dir.

Der Intendant sahe nun nach seiner Uhr, und erinnerte den Sekretär daß es hohe Zeit sey, auf das Tribunal zu gehen, damit die Citoyens daselbst ja keinen Verdacht schöpfen mögten. Murner und Nannette trennten sich unter Thränen und Umarmungen. Der Graf und seine Tochter wurden zurück ins Gefängniß geführt, und Murner ging nach dem Tribunal révolutionnaire welches

ihm

ihm niemals so schrecklich vorgekommen war, als damals: denn er sollte ja über das richten, was ihm am liebsten theuersten auf der Welt war, über seine Nannette.

Die Citoyens fragten, wie das Examen mit den Aristokraten abgelaufen wäre? Murner antwortete, ob sie denn glaubten, daß eine Untersuchung von so wichtiger Art, wie die mit Emigranten sey, die nicht wollten für Emigranten gehalten werden, in einer Stunde zu Ende seyn könnte?

„Ey was schrie Couthan d'Herbes, mit solchen Kerls muß man kurzen Prozeß machen: man geht nach der Wahrscheinlichkeit: wer als Emigrant angegeben wird, ist es auch wahrscheinlich, und dann qu'il soit foulu, vive la république.

„Du hast Unrecht, fiel Robespierre ein, Citoyen Murner ist nur Sekretär, und so thut er wohl, daß er behutsam zu Werke geht. Ich lobe ihn deßwegen., Finville ist freylich nicht so skrupulös. Murner, Morgen untersuchst du weiter."

Nachmittags um zwey Uhr kam Sateron der Intendant zu Murner, um sich mit ihm über die Befreyung des Grafen von Vitacon und seiner Tochter zu besprechen.

Vor allen Dingen mußte Murner einen guten Paß für sie schreiben, und mit dem Insiegel des Revolutionstribunals, welches er in seiner Gewalt hatte, bekräftigen. Dies war das erste falsche Papier, welches Murner in seinem Leben schrieb, und ob es gleich für die Befreyung seiner lieben Nannette nöthig war, so fühlte er doch große Unruhe, indem er es ausfertigte, wie jeder ehrliche Kerl, welcher zuerst einen Lumpenstreich begeht.

Der Paß lautete nach Basel: der Graf war darin für einen Schweizer ausgegeben, welcher eine Zeitlang in Paris gewohnt, und daselbst Handel getrieben hatte, nun aber wieder nach seinem Land zurück gehn wollte. Als

Als der Paß fertig war, begab sich Murner nach dem Gefängniß, ließ Nannette und ihren Vater holen, und brachte einige festige Stunden in ihrer Gesellschaft zu. Ein Bedienter des Gefängnisses, Cartier, ließ sich von Sazeron bereden, den Grafen und seine Tochter zu begleiten. Sazeron gab ihm tausend Livres und Murner zwey tausend: Dieses Geld stach dem Menschen in die Augen, und da er ohnehin ein Deutscher war, und gerne einmal nach Haus gewesen wäre, so nahm er den Vorschlag an den Grafen zu begleiten, und sich hernach die Schuld der Entwechslung der Gefangenen aufbürden zu lassen, welche ihm aber nicht mehr schaden konnte wenn er weit weg war.

Um zwölf Uhr hatte Murner einen Wagen bestellt, welcher in einiger Entfernung vom Gefängniß halten mußte. Er selbst nahm eine Maske vor, und führte seine Geliebte und ihren Vater in den Wagen: Der Bediente stellte sich hinten auf. Nannette und Murner schwuren sich nochmals ewige Treue und Liebe, der alte Graf drückte seinen Erretter mit Dankgefühl die Hände, und nun fuhr der Wagen fort. Murner sah traurig nach, und als er das Rollen desselben nicht mehr hören konnte, ging er nach seiner Wohnung zurück.

Ende des ersten Bandes.

Die

Emigranten

oder

Geſchichte der Familie des Grafen von Vitacon

von

Friedrich Chriſtian Laukhard.

.....

Zweyter Band.

Pegau und Leipzig, 1802.
in der Carl Güntherſchen Buchhandlung.

Die Emigranten

oder

Geſchichte

der

Familie Vitacon.

Erstes Kapitel.

Es lebe die Freyheit!

Der Graf und Manette waren schon weit von Paris entfernt, so daß sie die Thürme dieser Stadt nicht mehr sehen konnten, und noch hatte keins ein Wort zu dem andern gesagt. Beyde saßen da im Wagen, im tiefen Nachdenken gleichsam begraben.

Der Graf fühlte, wie bitter die Nothwendigkeit sey, ein Vaterland zu verlassen, in dessen Diensten seine Vorfahren und er selbst ehedem Ruhm und Ehre erwarben, worin er einige Güter besaß, die seiner Familie seit undenklichen Zeiten angehört und seinen Namen geführt hatten, und die er seinen Kindern einst zu hinterlassen hoffte. Der Graf war ein Mann von Einsicht, er bildete sich also nicht ein, nach Art der fabelhaften Emigranten, daß alles wieder und zwar bald, in den alten Gang kommen

würde, und schloß aus dem, was er selbst schon erfahren hatte, daß die einmal ausgebrochene Umwälzung, noch schrecklichere Folgen haben würde, welche gewiß alle Wiederherstellung auf den vorigen Fus unmöglich machen müßten. Er verließ also sein Vaterland, beynahe ohne Hoffnung, es jemals wieder zu sehen, und dieser Gedanke preßte ihm von einer Minute zur andern tiefe Seufzer aus.

Manette seufzete auch, aber aus ganz verschiedenen Ursachen. Ihr Vaterland lag ihr nicht so sehr am Herzen, sie kannte die Verhältnisse desselben nicht genug: aber desto mehr bedauerte sie es, daß sie ihren Geliebten, ihren Carl, in Frankreich zurücklassen mußte: man stelle sich den Zustand der armen Manette und ihres Vaters vor, und gewiß, man wird beyde bedauern.

Willi, der ihnen statt Kutschers diente, erhob von Zeit zu Zeit seine Stimme, und fragte bald dieß, bald das: weil er aber keine Antwort erhielt, schwieg er endlich, und ärgerte sich, wie jeder Franzos, der nichts mehr haßt, als das Stillschweigen.

Endlich

Endlich kamen sie einem Dorf nahe, woraus eben ein großer Schwarm Ohnehosen gezogen kam. Die Leute lärmten abscheulich, und brüllten die Carmagnole, daß die ganze Gegend davon ertönte. Gilli sowohl als der Graf, hatten dergleichen Carmagnolengesindel schon mehr gesehen, welches zu jener Zeit in Frankreich herumzog, ohne einen bestimmten Ort seines Aufenthalts zu haben, und doch für ächte Republikaner und Vertheidiger des Vaterlandes gehalten seyn wollte. Der Verfaſſer dieſer Schrift hat ſehr oft Haufen von Ohnehoſen geſehen, welche zu keiner Armee gehörten, und bloß im Lande herumliefen. Er erkundigte ſich bey einſichtigen Männern, wie doch die Regierung zugeben könne, daß Leute dieſer Art, die dem ärgſten Lumpengeſindel ähnlicher wären, als Republikanern, ſo ganz ohne allen Nutzen und ohne Beſtimmung hin und her ſtreiften, und Bürger und Landleute ausſogen? Man antwortete, dieſe Landſtreicher ſeyen, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Trabanten der Jakobiner und ächte Familiarer des Treoverismus, man dulde ſie nicht nur, und ſähe allen ihren Ausſchweifungen nach, ſondern

unterstütze sie auch noch dazu auf alle Weise, um gleich einen Haufen gewaffneter Kerls bey der Hand zu haben, wenn ja ein oder der andere Distrikt, mit den Maaßregeln des Systems, wobey so viele Schurken ihren Nutzen fanden, mißvergnügt werden sollte.

Der Graf und Gilli kannten diese Leute, und suchten ihnen auf einem Nebenwege auszuweichen. Die Bursche wurden es gewahr und einer davon schrie ihnen nach: „Im Namen der Republik, haltet still!

Gilli that, als hörte er nicht, und fuhr weiter.

„Im Namen der Republik, ertönte die Stimme noch fürchterlicher, haltet still, oder wir geben Feuer auf euch.“

Gilli hielt. Er wußte wohl, daß hier nicht zu spaßen war, und daß man gehorchen mußte, wenn jemand im Namen der Republik etwas befahl. Dieser an sich ehrwürdige Name ward in Frankreich zu Robespierres Zeiten, und wird noch jetzt, wie der Verfasser aus sichern Nachrichten weiß, eben so schändlich gemißbraucht, als der Name manches deutschen Fürsten, von den

aus

aus väterlicher Fürsorge über die Unterthanen gesetzten Blutsaugern: jeder Sansculotte verübte in Frankreich Bübereyen im Namen der Republik, und in Deutschland treibt mancher dummer oder egoistischer Assessor, Amtmann, Regierungskommissar u. s. w. den ärgsten Unfug, weil er glaubt, im Namen Seiner Durchlaucht ein Schurke seyn zu dürfen.

Gilli hielt, und die Ohnehosen eilten herbey.

„Wer seyd Ihr, fragte einer von der saubern Rotte?

Graf. Ehrliche Leute.

Sansculotte. Dumm gesprochen, fuerèchien; ich frage, wie Ihr heißt?

Graf. Lunay.

Sans c. Lunatique pènt-etre? Mondsüchtig. Ha, ha, ha! Man sieht es Euch wohl an, daß Ihr nicht recht bey Troste seyd. Habt Ihr Pässe?

Graf. O ja, recht gute.

Sans c. Her damit.

Graf. Ich zeige bloß meine Pässe denen, die ein Recht haben, darnach zu fragen.

Sans c.

Sanſc. So? — Bon, allons au diſtrict. Steigt aus, geſchwinde (will ihn aus dem Wagen reiſen.)

Der andere Sanſculotte. Vive la liberte! Danſons la carmagnole; vive le ſou du canon. Vive la république!

Graf. (erſchrocken) Ich bitte —

Sanſc. Wärt Ihr ein Republikaner, ſo bätet Ihr nicht, fouttre: Ihr ſeyd ein Ariſtokrat, müßt mit auf den Diſtrikt.

Graf. Hier ſind meine Päſſe.

Sanſc (giebt ſie zurück, ohne ſie zu leſen, wahrſcheinlich weil er, wie die meiſten Franzoſen vom gemeinen Schlag, nicht leſen konnte) Die Päſſe ſind richtig.

Graf. Können wir nun weiter fahren?

Sanſc. Giebſt Du uns nichts zum Saufen?

Graf. (giebt ihm ein Aſſignat von funfzig Liver) Hier mein Freund.

Sanſc. Biſt'n braver Kerl, Citoyen. Glückliche Reiſe.

Die Ohnehoſen entfernten ſich unter lautem Gebrüll ihrer Carmagnole, und Gilli fuhr nach dem Dorfe.

„Warum

„Warum gaben Sie denn dieſen Unverſchämten noch Geld, lieber Vater? fragte Fräulein Manette.“

„Weil ich nicht wollte ausgeplündert werden. Dieſen Leuten iſt alles erlaubt, und wäre es auch nicht, wo wollte man ſie verklagen? Ein Wort eines ſolchen Verworfenen gilt mehr, als das einſtimmige Zeugniß von hundert glaubwürdigen Männern, gerade wie in Deutſchland, wo, wie ich gehört habe, ein Stadtgerichtsaſſeſſor bloß deswegen, weil er Stadtgerichtsaſſeſſor iſt, die klarſte reinſte Wahrheit durch ſein Zeugniß zur Lügen machen kann. Wehe den Ländern, wo die Rechte, der Willkühr ſolcher Buben überlaſſen ſind!“

Gilli hörte auf ſeinem Bock, was der Graf ſagte. Ja, bey meiner armen Seele, ſagte er, da haben Sie recht. Ich war auch einmal in Deutſchland mit einem Herrn, welcher in einer gewiſſen Stadt krank ward. Wir mußten vier Wochen da bleiben, und da trug ſich folgende Geſchichte zu.' Ein Stadtgerichtsaſſeſſor prügelte in der Gerichtsſtube eine Müllersfrau, wohl gemerkt, daß der Aſſeſſor betrunken, und noch

eben-

obendrein früh von einem Tischler wegen einiger Thaler gemahnt worden war. Daher seine üble Laune. Die Frau suchte sich einen Advokaten, aber die Advokaten in Deutschland haben es einmal so unter einander ausgemacht, daß keiner gegen einen Gerichtsmann dienen darf. Sie wurde also aller Orten abgewiesen. Endlich klagte sie doch, aber alle ihre Zeugen wurden verworfen, und der obere Gerichtshof sprach bloß nach dem Bericht des Assessors. In Deutschland gilt das Zeugniß einer Gerichtsperson, gesetzt auch, die Gerichtsperson sey anerkannter Schurke und Bube."

„Es geht in Frankreich auch nicht besser, versetzte der Graf: ja es geht noch schlimmer, als in Deutschland."

Gilli. Wie denn so? Ich dächte; es könnte nirgends ärger zugehen, als auf dem Stadtgerichte, wovon ich gesprochen habe.

Graf. Hast Unrecht. In Deutschland wird zwar die Gerechtigkeit wie Handwerkszeug angesehen, wodurch die Rechtshandwerker sich Nahrung und Kleider und Güter erwerben. Die Administratoren kommen allemal gut weg, aber

die

die Administoraten desto schlimmer; indessen darf doch der Deutsche, dem die Gesetze an die Kehle greifen, aufstehen, und seinem Herzen Luft machen.

Gilli. Das ist wahr: Die Leute räsonniren in Deutschland auf ihre Obrigkeiten, was das heilige Zeug hält. Ich weiß nicht, warum dieses Räsonniren nicht gestraft wird.

Graf. Weil die Obrigkeit in Deutschland klug ist. Laß sie räsonniren, denken die Herren, wenn sie nur hergeben, was sie haben. In Deutschland lassen sich es die Herren gern gefallen, daß ihre Schande gedruckt wird. Solch Zeug, denken sie, liest man und vergißt es bald: denn die Deutschen haben so viele Bücher, daß es ihnen unmöglich wird, eins zweymal zu lesen. Was schadet es dem Doktor Brunck, daß ein rüstiger deutscher Schriftsteller ihm öffentlich und zu wiederholten Malen vorgeworfen hat, er habe dem Betrüger Grossing ein falsches Zeugniß ausgestellt und gerichtlich konfirmirt, damit der Schurke die Welt anführen konnte? Der Doktor Brunck bleibt immer Dokter: seine Vorgesetzten kennen seine Schurkereyen, die er noch täglich treibt, und strafen ihn doch nicht. Jedermann

dermann ſpricht über den Buben, und der Bube lache in ſeine Fauſt. In Frankreich aber muß man Unrecht leiden, und noch dazu ſtille ſchweigen.

Still! Ja, ja, das iſt gewiß. Stille ſchweigen muß man! Denn nichts darf man laut rufen, als: es lebe die Republik!

Unter dieſen Geſprächen waren unſere Reiſenden in einem Dorfe angekommen, und ſtiegen an einer Schenke ab.

Zweytes Kapitel.

Pflichten gegen das Vaterland.

.....

In der Schenke trafen ſie eine Menge fremde Republikaner an, welche von verſchiedenen Orten herkamen, und nach Paris zogen. Der Graf, welcher befürchtete, es mögte ihn einer von dieſen Leuten kennen, hat den Wirth, ihm eine Mahlzeit für drey Perſonen im Garten zu beſorgen, und den Pferden Futter zu geben. Der Wirth verſprach es, und der Graf gieng mit Nanetten in den Garten. Das Eſſen kam bald, und als die ziemlich frugale Mahlzeit eingenommen war, gieng Gilli, die Pferde anzuſpannen, weil der Graf durchaus noch weiter wollte, indem er es für gefährlich hielt, an einem Orte zu übernachten, welcher von Fremden wimmelte.

Eehe

Sehr lange wartete der Graf auf seinen Gilli, aber dieser kam nicht; endlich fieng es gar an, finster zu werden, und Gilli kam noch nicht. Dem Graf kam das seltsam vor, er fragte also den Wirth, wo Gilli sey? Aber der Wirth konnte ihm keine Nachricht geben. Endlich berichtete ihm ein Mädchen, welches zur Aufwartung in der Schenke war, Gilli habe, wie sie selbst gesehen, eine Anzahl kranker Sansculotten wegefahren, wohin aber, wisse sie nicht.

Der Graf erstaunte, und fragte, welchen Weg denn Gilli die Kranken gefahren habe? Nach Paris zu, erwiederte das Mädchen. Der Graf schüttelte den Kopf, hütete sich aber, ein Wort weiter zu sagen: denn er stellte sich vor, hier müsse so was republikanisches zum Grunde liegen, worüber ein Räsonnement wohl sehr unzeitig seyn möchte.

Er schwieg also, und da es sehr dunkel ward, beschloß er zu bleiben, wo er war. Der Wirth konnte ihm weder Bette geben, noch ein besonderes Zimmer einräumen, er und Fräulein Nanette übernachteten also in der Kneipenstube selbst.

Der

Der Lärmen der Sanculotten währte bis nach Mitternacht, wo die Schwärmer ruhig wurden, und einschliefen. Auch der Graf und Nanette konnten hinter einer Spanischen Wand, welche der Wirth aus Gefälligkeit aufgestellt hatte, einige Stunden auf einer Bank schlafen.

Früh kam Gilli.

„Tausend Sackerment, fluchte er, als er ins Zimmer trat, ist der Citoyen noch hier, der Gestern mit mir kam?"

„Allerdings, rief der Graf hinter der Spanischen Wand. Wo kommst Du her, lieber Gilli?"

Gilli. Das weiß eigentlich der Teufel: ich bin in der Gegend wenig bekannt. Ich habe müssen Kranke fahren.

Graf. Wer hat Dich dazu gezwungen?

Gilli. Was das für eine komische Frage ist? Wer? Je nun die Sanculotten.

Graf. Ha, ich verstehs: Du wirst Dich an den Leuten vergangen haben.

Gilli. Der Satan hat sich an den Kerlen vergangen, aber ich nicht. Mord Schwerenoth, Gestern spannte ich meine Pferde an. Da

kam

kam so ein Bougre zu mir, und fragte, wen ich fahren wollte?

Graf. Und Du sagtest —?

Gilli. Je nun, ich sagte, daß ich einen Bürger und ein Mädchen, seine Tochter, nach Dijon fahren müsse. Da fragte der Kerl nach Ihrer Gesundheit.

Graf. Was gabst Du zur Antwort?

Gilli. Schwernoth, was sollt ich anders sagen, als Sie und Ihre Tochter wären gesund. Ich werde doch nicht sagen, Sie hätten das Podagra, und Ihre Tochter die galante Krankheit?

Graf. Nun, wie wars da?

Gilli. Kaum hörte der Sanculotte, Sie und Ihre Tochter würden nicht als Kranke gefahren, als er mir befahl, sechs kranke Sansculotten aufzuladen und zu transportiren. Ich widersetzte mich allerdings, aber aller Widerstand war vergebens. „Deine Gaillards sind gesund, sagte er, die mögen hier bleiben, oder zu Fuße gehen, wenns ihnen hier nicht gefällt: unsre Leute sind krank, die müssen ins Lazareth, und hier ist jetzt niemand, der sie fortbringt: Du mußt fahren.“ Dieser Befehl des Sansculotten, der wohl

so

ſo ein Stück von Sergeant ſeyn mogte, wurde von einem Haufen anderer ſo kräftig unterſtützt, daß ich wohl ſahe, ich müſſe gehorchen. Ich bat nur um die Erlaubniß, Ihnen von dieſem Vorfall Nachricht zu geben; aber auch das wurde abgeſchlagen. „Dein Signor mit ſeiner Marcebille mag warten, oder hinlaufen: ſagte der Sansculotte; der Weg iſt nicht weit, und Morgen früh kannſt Du bey guter Zeit wieder hier ſeyn, und weiter fahren.“

Graf. Nun das iſt doch noch gut. Unſer Fuhrwerk iſt gerettet?

Gilli. Gerettet? Ha, ha, ha. Doch laſſen Sie mich nur weiter erzählen. Ich wurde von einigen Sansculotten begleitet, weil man mir nicht traute, und ich den Weg nicht wußte. Unterwegs ward meine Laſt leichter: denn es ſtarb einer von den Kranken.

Graf. Der wurde in einem Dorfe abgelegt?

Gilli. Warum nicht gar? Er wurde mitten in den Weg geſchmiſſen, und ich bin verſichert, daß ihn die Fuhren bald zermalmen werden.

Graf. Das ist abscheulich.

Gilli. Ohne Zweifel. Aber es geht bey andern ja auch so zu, zum Beyspiel bey den Preußen, den Engländern, den Oesterreichern.

Graf. Weiter.

Gilli. Endlich gegen zwölf Uhr kamen wir auf eine Mühle, wo ein Lazareth angelegt war. Der Müller war wegen seiner aristokratischen Reden guillotinirt worden. Er hat zwar eine schwangere Frau, und sechs unerzogene Kinder hinterlassen; auf diese nahm man aber keine Rücksicht, jagte sie fort, und konfiszirte die Mühle mit allem Zubehör zum Besten der Republik.

Graf. Oder vielmehr zum Besten derer, welche ihr Glück auf die Trümmern ihres Vaterlandes gründen wollen. Fahre fort.

Gilli. Ich dachte nun, daß man mir erlauben würde, zurück zu fahren, aber das Lied klang hier anders. Das Wägelchen, meynten die Aufseher des Lazareths, sey für ihre Fuhren recht bequem, auch seyen die Pferde noch brauchbar. Sie behielten also beydes, Pferde und Wagen, und schickten mich zu Fuß zurück.

Graf. So ganz mir nichts dir nichts?

Gilli. (bitter lächelnd) O nein, so ungerecht sind Republikaner nicht. Sie liessen erst die Pferde und den Wagen taxiren: beydes sollte vier tausend Liver werth seyn, und darüber stellten sie mir diesen Revers da aus, den ich auf dem Departement zu Dijon vorweisen sollte, wo das Geld ausgezahlt werden würde.

Der Graf würdigte kaum das Papier des Ansehens, und steckte es mit Verachtung in die Tasche. Das ist zu arg, rief er aus, und gieng in den Garten, wohin ihm Nanette folgte.

Was ist nun zu machen, liebster Vater, fragte das treffliche Mädchen?

Graf. Was ist zu machen? Wir haben unser Fuhrwerk verlohren, also müssen wir schon zu Fuße gehen.

Nanette. Werden Sie es aushalten können, mein theuerster Vater?

Graf. Warum nicht? Ich fühle mich stark genug, auf den Knieen aus einem Lande zu entfliehen, oder an Krücken aus einem Lande zu hinken, wo die Ungerechtigkeit das Ruder

führt, und jeder Schuft ein Werkzeug dieser abscheulichen Regierung ist.

Unter diesen Gesprächen kamen sie an eine Laube, wo sie ihr Frühstück einnehmen wollten. Hier fanden sie einen Mann, der sehr aufmerksam eine Broschüre las. Der Graf und seine Tochter wollten zurücktreten, aber der Mann hatte sie bemerkt, und nöthigte sie sehr höflich, in die Laube zu kommen. Sie thaten es, und ihr Frühstück wurde gebracht, welches auch Gilli mit einnahm.

Während desselben fragte der Mann, ob der Graf den Volksfreund, eine Flugschrift noch nicht gelesen hätte? Der Graf verneinte es. Nun ergoß sich der Mann über das Lob dieser Schrift, und fieng bald an, der neuen Constitution einen Panegyrikus zu halten, wie ihn die besten Schwätzer in den Volks-Versammlungen zu halten pflegten. Als er aber sahe, daß ihm der Graf mit gleichgültiger Kälte, Gilli aber mit Unwillen zuhörte, so ward er stutzig, und fragte mit festem Ton: „Bürger, habt Ihr etwas an der Republik zu tadeln?“

Graf. Ich nicht das Geringste.

Still. (einfallend) Aber desto mehr ich.

Der Fremde. Und was, wenn ich fragen darf? He, was kannst Du, Citoyen, an einer Verfassung tadeln, die auch die ersten Grundsätze der Vernunft, der Gerechtigkeit, und der Billigkeit mit sich führt, die das erste Meisterstück des menschlichen Geistes ist?

Still. Ob die Verfassung ein Meisterstück ist, oder nicht, kann ich nicht sagen: denn ich bin nicht vom Handwerk. Aber daß es einem doch recht hundsföttisch geht, trotz des Meisterstücks, das weiß ich. (Hier erzählte er die Geschichte mit dem Wagen.)

Fremder. (im diktatorischen Ton) Freund, Bürger, Dein Einwurf wider unsere Anstalten, scheint zwar etwas zu sagen, aber er sagt nichts. Der Staat braucht Opfer, freywillige Opfer, und Du brachtest ihm eins.

Still. Beym Teufel auch. Ich habe die Pferde und den Wagen nicht freywillig hergegeben.

Fremder. Desto schlimmer, aber bloß für Dich, nicht für den Staat.

Gilli. Das glaub ich. Der Staat, oder vielmehr die Staatskerls, die Sansculotten, haben meine Pferde, und ich habe nichts.

Fremder. Das Opfer, welches Du brachtest, wird doch als ein freywilliges Opfer angesehen, und gewiß zu seiner Zeit vergelten. Jeder Bürger ist verbunden, Blut und Leben, und alles, was er hat, für sein Vaterland aufzuopfern, und froh und stolz zu seyn, daß er Kräfte hat, sich ein Verdienst um sein Vaterland zu erwerben.

Der Graf hatte nicht Lust, die Deklamation des Fremden über die Opfer, welche man dem Vaterlande schuldig ist, weiter anzuhören, er stand also auf, sagte dem Fremden Lebewohl, und gieng mit Nannette und Gilli fort.

Drittes Kapitel.

Der Jude.

Der Graf und Nannette waren schlechte Fußgänger, daher ward ihnen der Weg bis Dijon herzlich sauer. Ehe sie zu dieser Stadt kamen, näherten sie sich dem Gute Vitaion, und der Graf sowohl, als Nannette hatten großes Verlangen, ihr gewesenes väterliches, seit mehreren Jahrhunderten ihrer Familie angehöriges Landgut noch einmal zu sehen. Gilli, der um die Geheimnisse des Grafen wußte, widerrieth dieses sehr, aber der Graf konnte durchaus nicht von sich erhalten, Frankreich auf immer zu verlassen, ohne vorher sein Erbgut zu sehen. Er und Nannette von Gilli begleitet, giengen also dahin.

Aber wie erschrack der Graf, als er sein Wohnhaus ganz zerstöhrt fand! Er bemerkte zwar,

zwar, daß es eine Zerstöhrung durchs Feuer wär, aber warum man das Gut abgebrannt hatte, war ihm unerklärlich. Er stand still, und Mannette weinte.

„Was thun wir, Kinder, sagte der Graf endlich: gehen wir hin, und besehen die armseligen Reste unsers Geburtsortes näher? Ich dächte, wir thäten es: kommt.“

Sie giengen weiter, und traten in den Schloßhof, wo Nesseln und alle Arten von Unkraut aufs beste florirten. Ins Gebäude selbst zu gehen, trauten sie sich nicht, weil sie befürchteten, Wände und Decken mögten einstürzen und sie vergraben. Auf dem Rückfeld, wo ehemals der gräflichen Gärten gewesen war, fanden sie auch nicht die geringste Spur mehr von einem Garten. Alles war vernichtet, und da, wo sonst die schönsten, seltensten Gewächse zu sehen waren, hatte man Möhren und Kartoffeln hingepflanzt. Mannette weinte laut über die Verwüstung, doch freute sie sich, daß sie noch eine Allee fand, worin sie als Kind gespielt, und hertzlich oft mit ihrer Mutter und ihren Freundinnen spatzieren gegangen war. Sie ließ diesen

Ganz

Gang wohl zehnmal auf und ab, indeß der Graf schweigend da stand, und über den Wechsel der Dinge philosophirte, wie einst der römische Held über die Unsterblichkeit der Seelen, nachdem er die entscheidende Schlacht verlohren hatte, seine Glossen machte. Gilli suchte an den wenigen Bäumen herum, ob er etwas von Früchten antreffen könnte.

Mannette vergaß in der ihr so lieben Allee beynahe ihr Unglück, und war seit langer Zeit zum erstenmal wieder im Stande, ein Liedchen anzustimmen, welches sie tausendmal an diesem Orte gesungen hatte, als auf einmal ein Mann vor ihr stand, sie traulich bey der Hand nahm, und freundlich grüßte.

„Ach Peter, seyd Ihrs?“ schrie Mannette.

Peter. Ja wohl bin ichs, Fräulein Mannettchen. Aber um Gottes Willen, was führt Sie hierher?

Mannette. Das Schicksal: mein Vater ist auch hier.

Peter. Der Herr Graf? Ja wahrhaftig. (läuft auf den Grafen zu) Willkommen theurer Gebieter auf Ihrem ehemaligen Erbgute!

Graf.

Graf. Willkommen, lieber Peter: lebt Ihr denn auch noch?

Peter. Kein Wunder wäre es, man ſtürbe vor Aerger über die Wirthſchaft, die jetzt in Frankreich getrieben wird, oder ſchöſſe ſich eine Kugel vorm Kopf. Aber ich lebe noch, und bin noch, was ich bey Ihnen war.

Graf. Ihr wäret noch Verwalter!

Peter. Ja freylich. Der neue Guts-Beſitzer hat mir die Aufſicht über das Gut gelaſſen, weil er von der Landwirthſchaft nicht ſo viel verſteht, als da mein Pudel.

Graf. Wer iſt denn der jetzige Beſitzer des Guts?

Peter. Ein Schacherjude aus Dijon. Sie kennen doch den Schacherer Wolf.

Graf. O ja; er trieb ſonſt Wechſelgeſchäfte.

Peter. Recht. Aber wenn ein Jude Wechſelgeſchäfte treibt, ſo ſind ſeine Geſchäfte immer Spitzbubengeſchäfte: denn jeder Wechſeljude iſt ein Schurke, und der Galgen iſt für ſo einen Kerl noch immer eine ſehr gelinde Strafe.

Graf. Ihr übertreibt Peter!

Peter. Ich rede wie ichs denke. Doch Sie wollen ja die Geſchichte Ihres Rittergutes wiſſen, die muß ich Ihnen erzählen. Zu Dijon hieß es, Sie wären fort, wären ausgewandert, und da wurde Ihr Vermögen ſogleich angeſchlagen. Weil aber vorher alle Gebäude darauf verbrannt waren —

Graf. Wer hat denn das gethan?

Peter. Die Bauern aus Vitaien ſelbſt. Es war ein Donnerſchlag im Jahre 1792 durchs ganze Land, ich denk, es war im September. Da brachen alle Bauern los, und verbrannten die Häuſer der Adelichen, die ſie als ihre ärgſten Feinde anſahen.

Graf. Ich habe doch meinen Bauern nie etwas zu Leide gethan.

Peter. Das weiß ich wohl: aber Sie waren einmal Graf und Gutsherr. War das nicht Urſache genug, Sie zu verfolgen, und Ihr Haus zu zerſtöhren? Und dann hat die gnädige Frau Gräfin —

Graf. Schweigt, lieber Peter; ich verſtehe, was Ihr ſagen wollt.

Peter. Nun kamen die Bauern, jagten uns alle aus dem Hause, plünderten alles rein aus, und steckten hernach die Gebäude in Brand. Was daraus geworden ist, sehen Sie selbst.

Graf. Leider, leider!

Peter. Ihr Gut wurde taxirt, angeschlagen, und an den Juden Wolf verkauft.

Graf. Weißt Du nicht wie theuer?

Peter. Für ein Spottgeld, für 20,000 Liver in Assignaten.

Graf. Das ist doch entsetzlich.

Peter. Ihnen kann es gleichviel seyn, ob es für so viel, oder für einen Pfifferling hingegangen ist. Daß es aber so wohlfeil weggieng, kam daher, weil sich kein andrer Käufer fand. Es werden jetzt gar zu viele Güter feil gebotens wer soll sie alle kaufen?

Graf. Wie giengs weiter?

Peter. Der Jude kam, besah das Gut, und überließ mir die Bestellung desselben, weil er Willens ist, es durch mich in erträglichen Stand zu setzen, und dann bald mit Profit zu verkaufen.

Graf. Das sieht einem Juden ähnlich.

Peter. Ey ein Gast thut ohne Profit nichts, für Geld aber schent er sich nicht, einen falschen Eid zu schwören, und sich zum Hörnern krüger machen zu lassen.

Graf. Muß nicht so im allgemeinen sprechen, guter Peter. Es giebt auch ehrliche Juden.

Peter. Das kann seyn. Aber wer ein ehrlichen Juden gesehen hat, hat mehr gesehen, als ich. Ich habe viele, recht sehr viele Juden gekannt, aber alle die waren Schurken. Doch, es sey darum. Wenigstens ist Wolf ein Erzbösewicht: er ist heimlicher Spion der Sansvillaner zu Dijon, der schon manchen braven Kerl ins Gefängniß und auf die Guillotine befördert hat. Er bekommt allemal was Ansehnliches, wenn er einen heimlichen Aristokraten auswittert, und denunzirt.

Graf. Man muß sich also vor ihm in Acht nehmen.

Peter. Freylich. Wenn er wüßte, daß Sie hier wären, —

Graf. Ich habe gute Pässe.

Peter.

Peter. Päſſe hin, Päſſe her. Hier verſteht man ſich aufs Drehen und aufs Deuteln.

Der Graf theilte dem ehrlichen Peter, auf deſſen Verſchwiegenheit er rechnen konnte, ſeine und ſeiner Familie Geſchichte mit: Peter ſchüttelte den Kopf, als aber der Graf die Anweiſung an das Departement zu Dijon erwähnte, fuhr er in die Höhe, und ſchrie: Halt, lieber Herr, da iſt was zu machen. Geben Sie mir die Anweiſung, ich will ſie dem Juden Wolf zeigen, der eben im Dorfe da unten iſt. Geben Sie her.

Der Graf gab Petern das Papier, und dieſer rannte, ſo ſchnell es ſeine alten Beine erlaubten, hinab ins Dorf. Er kam bald zurück: „Wollen Sie zwey tauſend Liver haben, Herr?“

Graf. Wer will zwey tauſend Liver für dieſes Papier geben?

Peter. Wer ſonſt, als der Jude Wolf. Ich habe ihm die Aſſignation gewieſen, er ſah ſie durch, und ſagte endlich, er gebe zwey tauſend Liver für'n Quark, aber gleich; in einer halben Stunde gebe er nicht fünf hundert mehr.

Graf.

Graf. A la bonne heure, er mag das Ding behalten, und zusehen, daß er keinen Schaden leide.

Peter. Ein Jude und Schaden leiden. Herr, der Jude Wolf erhält Morgen seine vier tausend Liver richtig, ohne ein Sou Abzug. Er profitirt ein namentliches.

Graf. Ich gönne es ihm.

Peter. Ich nicht. Ein Viertheil Profit ist immer jüdisch genug: aber gar die Hälfte!

Graf. Geh nur Peter, und hole das Geld: Du hast genug wider die Juden peroirt und deklamirt.

Peter gieng, und kam bald mit zwey tausend Liver in Assignaten zurück. Freylich waren einige darunter, welche ihm verdächtig vorkamen; aber er ließ das Ding gut seyn, und zerriß die verdächtigen Assignaten. Er wußte, daß der Jude hierin es eben so machte, wie seine Brüder in Deutschland, welche so gern das schlechte Geld einwechseln, und es hernach für gutes und vollwichtiges ausgeben.

Gerührt nahm der Graf und Nannette von Petern Abschied, und mit noch größerer Rührung blickte

blickte er zum letzten Mal nach dem Wohnsitz seiner Väter. Peter hatte gerathen, die Stadt zu umgehen, um nicht erkannt zu werden, und so nahmen unsre Reisenden, oder vielmehr unsre Flüchtlinge, ihren Weg von Vitaion grade nach Auxone.

Es begegnete ihnen auch weiter nichts merkwürdiges bis auf die Gränzen Frankreichs: man nahm aller Orten ihre Päſſe für gültig an, und so erreichten sie nach einer langen, sehr beschwerlichen Fußreise die Stadt Basel.

Viertes Kapitel.

Heldenmüthiger Entſchluß.

Liebe Tochter, ſagte der Graf von Vitalon zu Nannetten, wir ſind nun außer unſerm Vaterland, in einem Lande, wo man ſehr verſchieden von uns urtheilet. Die klügern Menſchen denken nicht ſo, wie die unklügern. Dieſe halten zwar viel auf den Franzoſen, und wiſſen ſich viel damit, wenn ein Emigrant ſie nur ſeines Umgangs würdigt. Dies ſehen und merken die Emigranten, und ſind ſo dumm, daß ſie die Affterey einiger deutſchen Pinſel, für das Urtheil der ganzen Nation halten, und dieſer elenden Vorausſetzung auch gemäß handeln. Die klugen Deutſchen ſehen unſere Emigranten für das an, was ſie in der That ſind. Nicht

eben

eben gerade für Verbrecher! denn das ſind die meiſten Emigranten richtig, die ſind aus Frankreich gelaufen, ohne zu wiſſen warum: Viele wußten nicht, in welcher Lage unſer Land war, und hatten gar keinen Begriff von Revolution. Aber die Deutſchen, welche klug ſind, ſehen uns für Menſchen an, welche ohne den geringſten innern Werth, ohne den geringſten Verdienſt, doch übertrieben ſtolz und anſpruchsreich ſind. Ich möchte nicht gerne ſehen, daß wir, ich und du, in dieſe Klaſſe geſetzt werden. Was meinſt Du?

Nannette. Vor allen Dingen müſſen wir doch zu der lieben Mutter.

Graf. Das denke ich nicht. Die liebe Mutter iſt an dem Hofe des Grafen von Dachhof.

Nannette. Welcher ſie ſo herrlich aufgenommen, ihr ſo viel Gutes erwieſen hat.

Graf. Ich weiß es wohl. Den Grafen von Dachhof kennt ganz Deutſchland. Er iſt ein Wollüſtling der erſten Größe, und dann ein unſinniger Anbeter von allem, was nicht deutſch iſt. Daher rührt auch ſeine Vorliebe für die

Fran-

Franzoſen. An den Hof dieſes Menſchen ſollſt Du nicht.

Nannette. Aber die liebe Mutter?

Graf. Ich werde der lieben Mutter ſchreiben; und ſie bitten, zu mir zu kommen. Wahrſcheinlich wird ſie es nicht thun: denn die Lebensart, die ich zu führen gedenke, wird ihr nicht gefallen.

Nannette. Und welche Lebensart haben Sie gewählt, lieber Vater?

Graf. Diejenige, welche der rechtliche Mann wählt: die Arbeitſamkeit.

Nannette. Sie wollen arbeiten?

Graf. Warum nicht? Schimpft etwan die Arbeit?

Nannette. Aber ein Mann Ihres Standes! —

Graf. Hat ſo wenig Recht, ſich auf Unkoſten andrer zu nähren, als der Faulenzer aus der niedrigſten Klaſſe. Ein Graf, welcher auf andre loszieht, iſt eben ſo ein elender Kerl, als ein Schuhknecht oder ein Maurergeſell, der in der Welt fechten herumläuft.

Nannette. Aber was wollen Sie betreiben?

Graf. Ich habe mich ehedem aus Liebhaberey auf die Chymie gelegt, und verstehe allerley Spiritus, Wasser, und dergleichen zu bereiten.

Nannette. Sie wollen doch nicht gar medicinische Praxis suchen?

Graf. Davor bewahre mich der Himmel! Ich bin kein Quacksalber, und will auch keiner werden. Solche Künste überlasse ich gerne Schurken, welche sich mit Giftmischen abgeben.

Nannette. Aber mein Gott, lieber Vater! sind denn alle Quacksalber Giftmischer? Hier im Gasthofe logirt der Professor Kisoan, der ist auch ein Quacksalber, aber gewiß kein Giftmischer.

Graf. Freylich ist er ein Giftmischer, und zwar von der schlimmsten Art. Professor hast du den Buben genannt, und so nennt er sich selbst: mir scheint es aber, daß er sonst zu Venedig, seiner Vaterstadt, mag Bandit gewesen seyn. Alle Abend ist er betrunken, und dann

dann verkauft er seine Brechpulver, sein Laudanum, sogar reines Opium. Sachen, welche kein Apotheker in Basel, und in keiner Stadt, wo noch Ordnung herrscht, ohne medicinische Verordnung verkaufen darf, trägt Risan öffentlich feil.

Mannette. Deswegen haben ihn auch gestern die Bürger vom Keller geworfen?

Graf. Nicht doch: der Kerl, wie ich gehört, war betrunken — er soll sogleich für einen Thaler Schnapps zu sich nehmen — und in der Besoffenheit stieß er Schmähworte aus, und erklärte die Bürger für Diebe. Da warfen sie ihn dann natürlich zur Thüre heraus. Das nämliche Traktament hat er schon einigemal erfahren: wo er hinkommt, erhält er Rippenstöße, Ohrfeigen und Nasenstüber, und wird am Ende zur Thür heraus geworfen. Ich würde mir eher das Leben nehmen, als mich einem solchen Elenden gleich machen. Ich werde für das wenige, was ich noch gerettet habe, Materialien kaufen, und anfangen zu laboriren.

Nannette. Und ich, bester Vater! werde suchen, mit Frauenzimmerarbeiten noch etwas zu verdienen, wenigstens so viel, als ich brauche, mich zu kleiden und zu nähren.

Graf. (küßt sie) Du bist eine gute Tochter, meine Nannette! — Ich habe beschlossen, nach Eichenstadt *) zu ziehen: dies Städtchen ist mir auf meinen Reisen durch Deutschland bekannt worden: es liegt nicht weit von einer berühmten Reichsstadt, wo ich meine Pretiosaten leicht werde verkaufen können.

Viele meiner Leser werden hier lachen, daß ich einen französischen Emigranten, und sogar einen gewesenen Grafen, als einen Mann beschreibe, der sich durch Arbeit nähren will. Aber diese kann ich versichern, daß ich selbst einige kenne, welche sich nicht schämen, etwas zu

*) Man suche ja nicht die Namen der deutschen Oerter, die ich von nun an nenne, in einer Geographie.

zu thun, und zwar mit ihren Händen zu thun, um Brod zu verdienen. Der Hunger thut wehe; indessen giebt es doch viele Emigranten, die lieber diesen fatalen Gast leiden, als das Geringste arbeiten wollen. Als Sprachmeister lassen sie sich noch gebrauchen: denn es ist gar leicht, eine oder mehr Stunden zu verplaudern, und ein Franzos, vornehmlich ein Emigrant, plaudert gerne. Die guten Leute verstehen aber meistens ihre eigne Sprache nicht: Deutsch haben sie aus Stolz und Trägheit nicht gelernt, und werden es nie lernen; sie werden folglich immer elende Sprachmeister seyn und bleiben: denn man muß durchaus die Sprache desjenigen verstehen, und recht gründlich verstehen, welchem man eine fremde beybringen will. Wie sollen ihm sonst die Schwierigkeiten können erklärt werden, welche in der grammatischen Verschiedenheit der fremden Sprache, von der schon bekannten liegen, oder wie soll er das Feine und das Plumpe der fremden Sprache unterscheiden lernen?

Man vergebe mir diese kurze Digression.

Der Graf von Vitalen zog also mit seiner Tochter nach Eichenstadt, ließ sich von Leipzig Materialien kommen, und fieng an zu laboriren.

Fünftes Kapitel.

Der dicke Journaliſt.

Ohngefähr vier Meilen von Eichenſtadt liegt eine ihres guten Weins, welcher daſelbſt im Ueberfluß wächſt, aber auch im Ueberfluß getrunken wird, weit und breit berühmte Reichsſtadt, genannt Schetterſtett. Jeder, welcher dieſer Stadt nahe kömmt, und ſie kennt, beſucht ſie gewiß, nicht eben gerade um des guten Weins allein, den man da trinkt, und dem die Nachbarn den Namen Schetter gegeben haben, ſondern wegen der humanen Aufnahme, welche da jeder genießt, der ſich human beträgt.

Der Graf von Vitalon, welcher Debit für ſeine Waaren ſuchte, kam auch in dieſe ihm nahe Stadt, ward gleich am erſten Tage bekannt, und da er ein Mann ohne allen Stolz und Präſumtion war, ſo gut behandelt, als wäre

er ein Bruder des Bürgermeisters, und der Vetter aller Senatoren gewesen. Die Emigranten waren zwar sonst in Schetterstett eben nicht im besten Ansehen, und das aus dem ganz guten Grunde, weil sie sich auch da betragen hatten nach ihrer und ihrer Altväter Weise. Da man aber sah, daß der Graf — der sich aber hütete, seinen Stand zu offenbaren — ein Mann von feiner Lebensart und munterm lustigen Wesen war, so war er beliebt, und viele Schetterstetter gaben sich Mühe, ihm zu dienen.

Sie verschafften ihm Absatz für seine Waare, und da er eben keine großen Quantitäten verfertigte, weil er allein ohne Gehülfen arbeitete, so konnte er in Schetterstett alles unterbringen, was er aus seinem Laboratorium dahin brachte. Er nahm seine Tochter mehrmals mit, und Nannette, welche inzwischen etwas Deutsch gelernt hatte, freute sich allemal herzlich, wenn ihr Vater nach Schetterstett reiste: so vieles Wohlbehagen hatte sie an diesem Orte gefunden.

In Schetterſtett wohnte ein Mann, der ſich für einen großen Gelehrten, für einen klaſſiſchen Schriftſteller, und pour comble de Colliſe, für einen witzigen feinen Satiriker hielt. Er hieß Wallroß, und hatte in ſeiner Jugend die Rechte ſtudiert. Dieß Fach ward ihm aber bald zu fade: er fieng daher an, etwas anders zu treiben, lernte die edle Fechtkunſt, und zog als Fechtmeiſter an den Hof eines deutſchen Fürſten, wo er die jungen Edelleute fechten lehrte. Man ſagt, Reiten, Fechten und Jagen ſeyen die eigentlichen adlichen Künſte; und man hat Recht; die Herren müſſen ſich doch durch etwas vom lieben Vieh unterſcheiden, und wer hat wohl geſehen, daß ein Eſel auf dem andern geritten, (die Beſchälzeit ausgenommen), daß ein Schwein ein Rappier geführt, oder daß ein Muhkalb Haſen geſchoſſen hätte?

Bald erſcholl es weit und breit herum, daß in Colchis — ſo hieß die Reſidenz des Fürſten — ein gewaltiger Fechtmeiſter ſich aufhalte, welcher die noble Paukkunſt einem ſo beyzubringen verſtünde, daß man ſich mit einem Jenaiſchen Studenten senior meſſen könne,

ne, ohne Furcht, verwundet, oder nach Studentenausdruck, angeschissen zu werden. Da kamen dann Leute von weit und breit auch her, um von der Kunst des Wundermanns zu profitiren, und Freund Wallroß ward so sehr berühmt, daß sogar Seine Durchlaucht, der Fürst, allergnädigst geruheten, Notiz von ihm zu nehmen, und ihn vor sich kommen zu lassen.

Der Fürst war ein Freund von Scherz und Munterkeit, aber munter hieß bey ihm, was die Studenten fidel und schnurrig nennen; Scherz bedeutete so viel, als Zoten. Freund Wallroß war nun auf Universitäten der fidelste Bruder gewesen: denn man muß wissen, daß er einst Mosellaner Senior in Jena war, und diesem wichtigen Amte Ehre gemacht hatte, und das Zotenreisen verstand er trotz einem Schwäbischen Korporal *). Dabey war er ein Meister im Saufen, und übertraf sich hierinn oft selbst.

Der

*) Was sagt hier der Verfasser? Ich bin auch ein Schwabe: er soll mir das nicht umsonst geschrieben haben. Doch er war ja auch selbst Schwäbischer Korporal!

Anm. des Setzers.

Der Fürſt freute ſich mächtig über die luſtigen Einfälle des Fechtmeiſters, ließ ſich von ihm ſeine Geſchichte erzählen, worüber er pferdemäßig, ohne Aufhören lachte, und befahl endlich, daß Wallroß ſich mit dem Kammerpräſidenten, dem größten Säufer in der ganzen Reſidenz, meſſen ſollte. Der Spaß gieng vor ſich, und der Kammerpräſident lag nach einer halben Stunde, wie ein Stück ſchlafendes Rindvieh, unter dem Tiſch: man würde ihn für einen todten Leichnam gehalten haben, wenn er nicht von Zeit zu Zeit durch Aktionen, welche Kayſer Claudius, oder wie er ſonſt heißt, über Tiſch zu üben erlaubte, Zeugniß vom Gegentheil abgelegt hätte.

„Bravo!“ ſchrie der Fürſt, „bravo! Das haben Sie gut gemacht, Freund Fechtmeiſter, Sie ſind mein Mann! Alle Tage ſollen Sie bey mir ſeyn, und mir Spaß machen. Ich befehl's.“

Von nun an war Herr Wallroß täglich bey Seiner Durchlaucht, und machte ihm Spaß. Die Zotologie, die theoretiſche ſo wie die praktiſche, die verbale und die reale, wurde bald

in nuce, bald in extenso durchgegangen, und das Messen mit dem Kammerpräsidenten öfters vorgenommen. Der Kammerpräsident präparirte sich dazu durch bittere Mandeln, durch ganze Gläser voll Baumöhl und andere Antimethodica, aber es half alles nichts, er mußte stets unter den Tisch, stets war Herr Wallroß, der Fechtmeister, sein Meister und Besieger.

Seine Durchlaucht fanden so großen Gefallen an dem Herrn Fechtmeister, daß Sie ihn zu Allerhöchstdero Hundekommissair ernannten: denn da Höchstdieselben ein außerordentlicher Liebhaber der Jagd waren, und eine noble Hundepassion besaßen, so denkt man leicht, daß die Stelle eines Hundekommissairs eine hohe Stelle an Dero Hof war.

Täglich mußte der Herr Hundekommissair Rapport abstatten, von allem, was im Hundestall vorgefallen war. Man fand nach dem Tode des Fürsten eine große Menge davon in dessen geheimen Archiv, wovon ich einige zur Erbauung der Hundeliebhaber hersetzen will.

Colchis, im Hundebureau,
den 18ten May 17 —

Der Drako laborirt an der Diarrhoe, die er ſich durchs viele Fleiſchfreſſen zugezogen hat. Ich habe ihm, auf Anrathen des Hundemedicus, Diät auferlegt. Der Arzt hat ihm ein Brechpulver ordinirt.

Wallroß,
Commiſſarius caninus.

Colchis, im Hundebureau,
den 7ten Jul. 17 —

Die Diana iſt mit ſehr wohlgeſtalteten Jungen niedergekommen. Ich bitte um Allerhöchſten und Allergnädigſten Befehl und Anordnung, was dieſen hoffnungsvollen Jungen für eine Education gegeben werden ſoll.

Wallroß,
Commiſſarius caninus.

Suppliken, Nachrichten von Angelegenheit des Landes und der Regierung, las der Fürſt niemals, ſteckte ſie in den Sack, und bediente ſich ihrer auf dem heimlichen Gemach, aber die

Huns

Hunderapporte durchgieng er mit der größten Aufmerksamkeit, und hob sie sorgfältig auf. Ob er wohl in diesem Stück wirklich, wie gewisse kritliche Leute wollen, unter Europas Regenten noch Nachfolger haben mag?

Aber wie alle menschliche Dinge veränderlich und vergänglich sind: Denn

Die, ubi Tullius clarus eloquio?
Vel Aristoteles summus ingenio?

und Cecidorunt in profundum
Summus Aristoteles
Plato et Euripides:

so gieng auch die Herrlichkeit des guten Hundes kommissairs Wallroß bald zu Ende, und welkte dahin, wie eine Gänseblume. Einst hatte Drako, des Fürsten Leib- und Magenhund, wie Höchstdieselben zu sagen beliebten, ein Mädchen, mit dem Herr Wallroß auf freundschaftlichen Fuß stand, in die Waden gebissen, und Wallroß gerbte dafür dem Drako das Fell rein aus. Der Fürst erfuhr den Vorgang, hunzte den Hundekommissair dafür auch derb aus, und machte einen Lärmen, daß alles Hofgesinde zusammen lief. Beym Weggehen sagte der Hundekommissair für sich,

ſich', aber doch ſo laut, daß es einer von den Pagen hören konnte, „es ſey doch dumm, wegen eines hunzſöttiſchen Hundes ein ſolches Aufheben zu machen.“ Der Page hinterbrachte dieſe Worte Seiner Durchlaucht, und dieſe ließen ſo fort den Hundekommiſſarius aus dem Schloß durch Hunde hetzen, und befehlen, daß er ſich innerhalb vier und zwanzig Stunden aus Dero Staaten packen und ſcheeren ſollte. Eine ſo lange Friſt wäre zwar nicht nöthig geweſen: Denn von der Reſidenz bis auf die Gränze war gerade eine halbe Stunde für einen lahmen Fußgänger.

Sechstes Kapitel.

Das Wochenblatt.

.....

Herr Wallroß begab ſich endlich, nachdem er nach dem erzählten Abentheuer noch gar viele andre beſtanden hatte, nach Schetterſtett, wo indeſſen ſein Vater geſtorben war, und fieng an, deſſen Profeſſion zu treiben, ob er ſie gleich nicht verſtand. Es gelang ihm aber nichts von allem, was er anfieng, deswegen faßte er den edlen Entſchluß, die Handarbeiten niederzulegen, und als privatiſirender Gelehrter ſich und den Muſen zu leben. Die Leute zu Schetterſtett nannten ihn ſchlechtweg Meiſter Wallroß, oder auch wohl Herr Wallroß: ſo eine Titulatur gefiel ihm aber nicht, er kaufte ſich alſo an einem Hofe, wo dergleichen feil iſt, den Titel eines Grubenkommiſſairs, und hieß nun Herr Grubenkommiſſarius.

rius. Nachdem es aber in Schetterſtett bekannt ward, daß er Hundekommiſſair in Colchis geweſen war, ſo ſagte man nach Belieben, wie's einem zuerſt ins Maul kam, Herr Grubenkommiſſair, oder Herr Hundekommiſſair.

Das ganze Weſen des Kommiſſairs, und beſonders ſein Leichnam, hatte ſo viel Auffallendes, daß die Schetterſtetter allemal lachten, wenn ſie ihn ſahen, oder von ihm redeten. Natürlich verdroß dieß den Ehrenmann, und um ſich zu rächen, gab er eine Wochenſchrift heraus, welche er den Magelaniſchen Rapporteur nannte, nach dem Namen der Grafſchaft Magelanien, welche an das Schetterſtetter Gebiet gränzte. In dieſem Wochending, welches eins der erſten Wochendinger, die je ſind fabricirt worden, in Rückſicht der elenden Schreibart und des faden Innhalts war, fiel er nun ſchrecklich über die guten Schetterſtetter her, und beſpasquillirte alles, vom Kleinſten bis zum Größten. Wenn eine Kindtaufe oder eine Hochzeit ausgerichtet wurde, wenn Jemand ein Gaſtmal gab, oder wenn ſonſt etwas vorfiel, ſo folgte gleich ein Pasquill nach. Bey dieſer edlen

Bemühung, dem Publikum Zeitvertreib zu verſchaffen, unterſtützte ihn der Dorfſchulmeiſter, welcher auch ſtudiert, und ehemals über die Kunſt eum tatione zu intaniren, in öffentlichen Wirthshäuſern Vorleſungen, die Portion à 4 Pfennige, gehalten hatte. Beyde Kumpane machten aber ihre Sachen ſo arg und grob, daß ſie mehrmals Naſenſtüber bekamen, und zuletzt alle öffentliche Oerter meiden mußten. Der Magiſtrat nahm auch dann und wann Notiz von dieſem literariſchen Unfug, aber dabey blieb's auch, und das Paequilliren gieng ſeinen Gang fort.

Der Gaudenkommiſſär und ſein ſauberer Kumpan, griffen aber nicht allein die Einwohner von Schetterſtett an, ſondern fielen auch über alle Fremden her, die dahin kamen. So mußte denn auch der Graf von Vitzcen und ſeine gute Tochter herhalten. Den Grafen beſchrieb er als einen Giftmiſcher, und ob er gleich keine Arzneyen machte, noch weniger verkaufte, ſo ſchalten ſie ihn doch einen Salbader, Quackſalber, Wurmdoctor, Charlatan und verlauffenen Rattenpulvermacher. Mit Nannetten gieng

das

das par nobile fratrum, zu deutſch: die ſaubere Brüderſchaft, noch fürchterlicher um. Die wurde als eine feile Mamſell beſchrieben, welche die Schetterſtett beſuchte, um etwas da zu verdienen. Die Bürger zu Schetterſtett empörten ſich ſehr über die grobe Impertinenz, womit der Dorfſchulmeiſter und der Grubenkommiſär fremden Perſonen begegneten, welche zuweilen in ihre Stadt kamen; aber ſie ſchwiegen, und ſo erfuhr dann der Graf und ſeine Tochter lange nicht, daß ſie von Schetterſtetter Skriblern und Sudlern herumgeholt worden.

Auf einer Rückreiſe von Leipzig mußte der Graf von Vitacon in einem Gaſthofe, oder in einer Dorfkneipe übernachten, und folgendes als leztliebſtes Geſpräch mit anhören:

Förſter. Aber Herr Paſtor, Mord Sakkerment, iſts denn wahr, daß Sie müſſen zwanzig Thaler Strafe bezahlen?

Paſtor. Ja wohl, bey meiner armen Seele muß ich das. Aber der Kerl ſoll auch dafür die Schwerenoth kriegen!

Förſter. Wie ſo? Wollen Sie apelliren?

Pastor. Appelliren? Ich? Denken Sie denn Freund, daß ich ein Narr bin?

Förster. Nun seht doch! Appellation steht jedem frey. Sie haben ja bloß in der ersten Instanz verlohren.

Pastor. Und würde auch in der letzten verlieren. Alle Appellanten, nota bene, in unserm Land — sind nicht recht klug. Alle Instanzen, alle Justizräthe vom untersten Auscultator an, bis auf den obersten Präsidenten, sind durchaus mit einander einverstanden. Da ist nur ein Teufel, der die Leute holt.

Förster. Schock Schwerenoth! Appelliren wollen Sie nicht, und doch den Burschen herumholen? Ich versteh das nicht.

Pastor. Ja gewiß, beym heiligen Abrahmelef, herumholen will ich den Fixlefanz, den verfluchten Brezelmann, daß er Blut schwitzen soll.

Förster. Und —?

Pastor. In Schetterstett will ich meinen Advokaten und Richter suchen.

Förster. Heiduckenschwerenoth, seit wenn stehn denn Sie und der Assessor Brezelmann

unter

unter dem Magiſtrat zu Schetterſtett? Rappelts im Kopf, Herr Paſtor?

Paſtor. Donnerwetter Freund, Sie reden ja wie ein b — s Kind. Kennen Sie den Grubenkommiſſair Wallroß?

Förſter. Wer ſollte den Dickwanſt nicht kennen. Er iſt mein Dutzbruder und guter Freund in diabolo.

Paſtor. Nun eben dieſer Ihr Freund in diabolo, ſoll mir Satisfaction ſchaffen, der ſoll mir den Brezelmann herumholen, daß es eine Art hat. Sackerment, wie ſoll der Brezelmann beſchrieben werden, in ſeinem Wochenblatt.

Förſter. Ja bey meiner Seele, Herr Paſtor, da haben Sie Recht. Herr Wirth, noch einen großen Schnapps, aber Nordhäuſer Kümmel; verſtehen Sie mich, Herr Verwirrt! Den ſauf ich auf die Geſundheit Ihres guten Einfalls, Herr Paſtor. Aber, Türkenſchwerenoth, es koſtet Geld!

Paſtor. Freylich koſtet es Geld. Wallroß will ja auch leben, und ſeinen Leichnam beſorgen. Ich ſchick ihm zwey Species Thaler.

Förſter. Zwey Species! Damit iſt Wallroß zufrieden?

Paſtor. Nun ſind zwey Species nicht genug. Zu Schetterſtett iſt das Herumholen ſo theuer nicht. Der Grubenkommiſſair hat ſchon Leute für acht Groſchen Honorar herumgeholt, daß es nur ſo eine Freude war. Oft thut er es ohne alles Honorar, bloß um ſein Blatt zu füllen, und ſeiner Galle Luft zu machen. Erſt neulich hat er einen Franzoſen, der in Eichenſtadt allerhand Spiritus und Waſſer laborirt, und oft nach Schetterſtett kommt, dermaßen herumtergehunzt, daß der Kerl Blut ſchwitzen muß, wenn er das Ding lieſt: beſonders hat er der Mamſell Vitacon gottlos mitgeſpielt.

Förſter. Das Ding mögt' ich doch leſen.

Der Wirth. Ich kann damit aufwarten, Herr Förſter: ich halte ſelbſt das närriſche Zeug.

Das Blatt wurde gebracht, und öffentlich vorgeleſen. Der Paſtor, der Förſter und einige Jägerburſche lachten, pferdemäßig wiehernd, über die plumpen Einfälle und den groben Witz des Schetterſtetter Rapporteurs; der Graf war

wie

wie versteinert, über die ihm und seiner guten Tochter gemachten Vorwürfe. Früh bat er den Wirth um das Pasquill, bezahlte vier Groschen dafür, ob es gleich an dem Orte seiner Entstehung nur zier Pfenninge kostete, und begab sich nach Hause.

Hier gieng er zu einem Advokaten, zeigte ihm den Wisch, und bat sich seinen Rath aus. Der Advokat, ein ehrlicher Mann, also eine Ausnahme von der gewöhnlichen Regel dieser Herren, schüttelte den Kopf; „Freund, sagte er zum Grafen, dessen wahrer Stand ihm nicht bekannt war, hier können Sie weiter nichts anfangen, als einen Injurienproceß. Aber dazu mag ich nicht rathen; solche Processe sind allemal höchst unangenehm, und gehen ins Weite: denn wie leicht ist es einem boshaften Verläumder, Lügen aufzustellen, und falsche Angaben wider uns zu beweisen. Ueberdieß kenne ich den Kommissair Wallroß: verklagen Sie ihn, so bezahlt er eine Kleinigkeit auf seinem Rathhause, und damit ist die Sache abgethan. Er giebt Ihnen wohl auch eine Ehrenerklärung, und bepasquillirt Sie gleich wieder in seinem nächsten

Blatt.

Blatt. Also dächte ich, Sie ließen die ganze Sache ruhen. Ein schlechter Mensch kann ohnes hin dem rechtlichen Mann seine Ehre nicht nehs men "

Der Graf fand diese Gründe vernünftig, dankte den Advokaten, gieng nach Haus, und vergaß bald die angethane Beleidigung.

Siebentes Kapitel.

Etwas vom Fauſtrecht.

Ruhig lebte der Graf mit ſeiner Nannette in Eichenſtadt: beyde arbeiteten fleißig, und verdienten ſo viel, als ſie brauchten, der Vater mit Spiritusmachen, und die Tochter mit ihrer Nadel: er ſeufzete bisweilen über das Elend ſeines Vaterlands und Nannette über die Abweſenheit ihres Geliebten, doch tröſteten ſich beyde mit dem Gedanken, daß es beſſer werden würde.

Es iſt doch ſeltſam, ſagte einſt Nannette zu ihrem Vater, daß Leute von unſerm Stande ſich nicht zu nennen getrauen.

Graf. Wie denn ſo? Ich habe ja meinen Namen nicht verändert.

Nannette. Den Namen eben nicht, aber Sie ſagen doch Niemand, von welchem Stande Sie ſind.

Graf.

Graf. Nun, liebe Tochter, dieſer Stand?

Nannette. (lächelt) Sind Sie nicht ein Graf?

Graf. Geweſen, willſt Du ſagen. Alle Titel und alle Rechte, welche wir als Staatsbürger genießen, hangen vom Staate ab, den wir bewohnen. Wir ſind Franzoſen, und können als ſolche nicht mehr von Adel ſeyn, da die Nation allen Adel aufgehoben hat. Der Adel gilt nur, wie alle andere Vorrechte, ſo lange ihn die Nation, welche den Adel ertheilt, oder bisher geduldet hat, dafür erkennt: hört aber das Volk auf, Adel zu erkennen, ſo müſſen wir ihn ablegen.

Nannette. Aber welches Recht hatte denn die Nation, einigen Familien, Vorrechte zu nehmen, die ihnen ſchon ſeit undenklichen Zeiten zukamen?

Graf. Das geht uns jetzt nichts an: ich will unſre Nation nicht vertheidigen, ſonſt könnte ich Dir ſagen, daß der Erbadel eine Uſurpation und eine Anmaßung iſt, welche in die trüben Zeiten der Barbarey, des Deſpotismus und der Anarchie fällt. Genug, es iſt lächerlich, ſich in fremden

fremden Ländern, wohin man geflüchtet iſt, Titel geben zu wollen, die man zu Hauſe nicht führen darf.

Nannette. Man hat uns aber vertrieben.

Graf. Das hat nicht die Nation gethan, ſondern die unwürdige Rotte, welche am Ruder ſitzt. Die Zeit wird kommen, da es uns erlaubt ſeyn wird, nach Haus zu kehren. Aber ich zweifle ſehr, daß es wieder Adel in Frankreich geben wird: ich wenigſtens thue auf den gräflichen Titel auf immer Verzicht.

Indeſſen trug ſich in Schetterſtett eine Begebenheit zu, welche den Grafen von Eichenſtadt wegtrieb. Der Schreiber des Advokaten, bey welchem der Graf ſich wegen des Schetterſtetter Pasquills um Rath befragt hatte, war nebſt einem andern Mosjeh Scribax, ein großer Freund von einem guten Glas Schnappe. Da nun der Graf welchen von ganz vorzüglicher Güte bereitete, ſo beſuchten beyde Herren ſeine Butike oft, und machten ſich bey einem Glas Likör, nach Art aller Zechbrüder luſtig. Eines Tages fieng des Advokaten Schreiber von dem Pasquill an, welches

der

der Grubenkommissair Wallroß auf den Grafen gemacht hatte, schimpfte fürchterlich auf ihn, und versprach dem Grafen Genugthuung. Dieser, welcher von der ärgerlichen Geschichte nichts mehr hören mogte, bat ihn, davon zu schweigen. Der Schreiber that es, nachdem er nochmals hoch geschworen hatte, daß der Graf Satisfaction erhalten sollte.

Beyde Schreiber hatten Bekanntschaft in Schetterstett, welche sie mehrmals besuchten. Bey einem solchen Besuch, trafen sie den Grubenkommissair auf einer Kneipe, nebst seinem saubern Spiesgesellen, dem Dorfschulmeister, und beyde Schreiber hatten ihre Köpfe heroisch gesoffen, und wenn die Köpfe erst heroisch sind, so werden es andere Gliedmaaßen auch bald. Erst schimpften sie einander, wie die Hökerweiber zu Sachsenhausen, dann wurden sie handgemein, und der Grubenkommissair und sein Kumpan Schulmeister, bekamen so viel Rippenstöße und Püffe, daß sie acht Tage lang nicht ausgehen konnten. Alle Bürger zu Schetterstett haßten den Grubenkommissair, daher kam kein einziger ihm zu Hülfe, und nachdem die rüstigen Federhelden, den Herrn

Autor

Autor und seinen Gehülfen, zur Thüre hinaus geworfen hatten, lobten die übrigen ihre That, und erzählten noch allerley Geschichten, beyde Herren betreffend.

„Die Hiebe haben die Kerle verdient, sagte einer der Schreiber: er hat sich an unsern Franzosen Vitacon versündiget, deswegen hat er seine Prostkiemalzeit abgekriegt.“

Die Sache kam in der ganzen Stadt herum, jedermann sprach von Wallroß Prügelsuppe, und jedermann wußte, daß er die Prügel wegen dem Pasquill auf Vitacon erhalten hatte. Nun war ein Advokat in Schetterstett, Wallroß fideler Saufbruder: dieser übernahm seine Sache, und verklagte den Graf von Vitacon bey dem Magistrat zu Eichenstadt, als einen Burschen, welcher einige lustige Gesellen nach Schetterstett geschickt, und da einige angesehene Männer hätte durchhauen lassen.

Der gräfliche Hofrath zu Eichenstadt, Herr von Fix, hatte Nannetten längst gesehen, ihre Schönheit bewundert, und ihr Anträge gemacht, welche sie aber mit Verachtung abgewiesen. Herr von Fix war verheirathet. Nannette hatte sogar

ihrem

ihrem Vater von des Hofraths Anſinnungen Nachricht gegeben, und dieſer hatte ſich deshalben gegen den Verführer derb erklärt. Von nun an warf der Hofrath einen tödtlichen Haß auf den Grafen, und ſchwur ihm Rache bey der erſten Gelegenheit.

Dieſe zeigte ſich bey der Anklage des Grubenkommiſſairs, und war dem Hofrath ſehr erwünſcht. Es wurde ein förmlicher Proceß, in cauſa injuriarum realium et quidem atrociarum, nicht gegen die Thäter ſelbſt — denn die hatten ſich ſkiſſirt — ſondern gegen den Anſtifter angefangen, und mit aller Hitze betrieben. Der Graf betheuerte ſeine Unſchuld, allein da half alles nichts: eine Sentenz wurde gefällt, und nach derſelben ſollte, wie es darin hieß, der Seifenſpiritusmacher Vitacon, ein franzöſiſcher Landläufer, auf vierzehn Tage einkriechen, und alle Unkoſten bezahlen, welche ſich auf 43 Rthlr. 17 Gr. 3½ Pf. beliefen.

Das war mehr, als der Graf ertragen konnte: er entſchloß ſich daher, nach Walddorf zu reiſen, um dem Reichsgrafen, welchem Eichenſtadt zugehörte, ſeine Sache ſelbſt vorzutragen.

Der

Der Reichsgraf von Walddorf war kayserlicher Obriſt, damals aber gerade mit einigen Offizieren von der kayserlichen Armee zu Hauſe. Dieß wußte der Graf von Vitacon, und eilte daher zu ihm. Der Graf von Walddorf war mit ſeiner Geſellſchaft gerade beyſammen, als Vitacon ſich melden ließ. Er befahl, ihn vorzulaſſen, und unſer Mann trat unerſchrocken, aber mit Beſcheidenheit vor ſeine Excellenz.

„Was will Er? fragte der Graf.“

Vitacon. Hülfe von Ihrer Excellenz gegen die Bedrückungen des Hofraths Fix in Eichenſtadt.

Gr. v. Walddorf. So? Er klagt gegen den Hofrath Fix? Der iſt ein ehrlicher Mann.

Gr. v. Vitacon. An mir hat er wenigſtens nicht ehrlich gehandelt.

Gr. v. Walddorf. Nicht geſchimpft, Herr. Jetzt kann Er gehen, und Seine Klage ſchriftlich eingeben. Ich werde ſie leſen, wenn ich Zeit habe. Wie heißt Er denn, und wer iſt Er?

Gr. v. Vitacon. Ich heiße Vitacon, bin ein französischer Emigrant, und nähre mich mit allerhand chymischen Operationen.

Gr. v. Walddorf. Versteht Er dann die Chymie?

Gr. v. Vitacon. Ich habe mich ehemals damit abgegeben, und verdanke es ihr, daß ich mich jetzt nähren kann.

Gr. v. Walddorf. Ich verstehe von der Quacksalberey nichts, aber ich werde jemand rufen lassen, der das Zeug aus dem Effeff versteht, und der soll Ihn examiniren. He da, Pikard, rufe mir doch einmal den Alten herunter.

Achtes Kapitel.

Der Alchymiſt.

. . . . . .

Es währte nicht lange, ſo trat der Baron Raphael herein: Vitacon und er ſahen ſich einen Augenblick an, dann ſtürzten ſie einander in die Arme, und bewillkommten ſich, wie ſich Freunde bewillkommen, welche einander lange nicht geſehen haben.

Das iſt ja ſchnurrig, ſagte der Graf von Walddorf. Raphael, kennſt Du den Menſchen?

Raphael. O ſehr gut. Ich lernte ihn in Paris kennen, wir wurden Freunde, und reiſeten hernach weit und breit mit einander herum. Kennſt Du ihn nicht, Graf?

Gr. v. Walddorf. Er iſt ſeit einer halben Viertelſtunde erſt hier, und hat ſich für einen Chymiſten ausgegeben. Ich ließ Dich rufen,

und dachte, Du solltest mit ihm von der Goldmacherey reden.

Raphael. Närrischer Mensch, der ist kein Chymist, und wenn er es ist, so ist er's vielleicht aus Noth, wie ich aus Liebhaberey. Er ist ein Graf.

Gr. v. Walddorf. Wie? Graf ist der Herr?

Raphael. Wie ich Dir sage, der Herr da ist ein Graf, so gut wie Du.

Graf v. Walddorf. Nun, Herr Graf, Sie müssen mir schon vergeben, daß ich Sie vorhin etwas barsch anredete, und Er zu Ihnen sagte. *) Es ist nicht gern geschehen. Ich wußte

*) Das arabe, unanständige Wort Er, dessen sich noch einige sogenannte Leute vom Stande, auch von bloß bürgerlichem, z. B. Justizräthe, Pastoren, Kaufleute u. d. gl. gegen andere geringere, als sie sind, denen sie aber nichts zu befehlen haben, bedienen, beweiset die ungebildeten Sitten, den Stolz und die Impertinenz dieser Menschenkinder. Der Professor Schaumberg in Jena sagte ehedem auch zu jedem Er, über den ihn sein tiefer juristischer Dunkel erhob, soll aber doch höflicher geworden seyn, nachdem ihm die Wahrheit derb und öffentlich gesagt worden ist. Ich glaub's aber noch nicht: denn ich kenne den Herrn.

wuste nicht, daß Sie ein Mann meines Standes waren

Der Graf von Vitacen versicherte, daß er gar nicht böse sey, und auf seinen Adel längst Verzicht gethan habe: aber das wurde nicht angenommen, er mußte wieder Graf seyn, und wurde als solcher an dem ganzen hochgräflichen Hofe bekannt gemacht.

Nun ließ sich der Graf von Waldorf das Verfahren des Hofraths von Fix erzählen, und machte gewaltige Gesichter dazu.

„Wart Bursche, rief er endlich, nachdem er die Beschwerden seines Gasts aufmerksam angehört hatte, wart Bursche, du sollst mir vom Dienst, so wahr ich Hanns Michel heiße.“

Der Graf von Vitacen bat für den verführerischen Verbrecher.

„Ey was da, was da! sagte Waldorf, der Kerl hat mein Vertrauen gemißbraucht, und wer das thut, ist mein Freund gewesen. Der Kerl muß mir fort, und kann noch froh seyn, daß ich ihn nicht auf vier Wochen bey Wasser und Brod einkriechen lasse.“

Dabey blieb es denn auch, und der Hofrath Fix verlohr seine Stelle. Der Grubenkommissair hatte sich schon auf die eklatante Strafe gefreut, welche seinem Feinde widerfahren sollte, hatte auch davon in seinem Wochenblatt vorläufige Nachricht gegeben, und sein Freund, der Dorfschulmeister hatte allerliebste Verse auf diese frohe Begebenheit verfertiget; nun aber waren beyde durchgefallen, und mußten ihre Prügel dahin nehmen, worüber denn die Einwohner zu Schetterstett sich baß freueten.

Fräulein Nannette war auch an den gräflichen Hof geholt worden, so sehr sich ihr Vater dagegen setzte. Die Gemalin des Grafen, so wie die Baronesse, fanden unendliches Vergnügen in dem Umgang mit der sanften Französin, welche so ganz anders sprach und handelte, als ihre Landsmännimnen, und beynahe hätten sich beyde Damen, des Fräuleins wegen, mit einander überworfen: denn jede wollte das Fräulein bey sich haben. Endlich siegte die Gräfin, indem sie vorstellte, daß ihr Gemal, der Graf, bald wieder zur Armee abgehen würde, und sie alsdann ganz allein bleiben müßte. Da gab denn Frau

von

von Raphael nach, und ließ es sich gefallen, daß ihre Freundin das kostbare Kleinod — so nannte sie das Fräulein — behielte, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Nännette sie öfters besuchen würde, welches auch leicht war, da das Rittergut des Barons von Raphael, nur sechs Meilen von Waldorf abgelegen war.

Der Graf Villacon sollte mit dem Baron auf seine Güter gehen: gern hätte er seine gute Tochter dahin mitgenommen, noch lieber wäre er nach Eichenstadt zurückgekehrt, und hätte da sein Laboriren fortgesetzt; da er aber gerne nachgab, wo er nachgeben konnte, und seine Tochter in guten Händen wußte, so ließ er geschehen, was man verlangte, und gieng, nachdem der Graf von Waldorf zu seinem Regimente abgezogen war, mit seinem alten Freund Raphael nach dessen Gütern.

Der Baron Raphael war ein kreuzbraver redlicher Mann, ein fränkischer Adlicher, der in seiner Jugend einem Fürsten als Officier gedient hatte, nachher aber des Soldatenstandes überdrüssig ward, welches unter einem großen Monarchen schon über alles Glauben beschwerlich,

unter

unter einem kleinen Monarchen vollends unerträglich ist. Er nahm seinen Abschied, und zog auf seine Güter. Seine Ehe blieb kinderlos, um also doch etwas zu thun zu haben, legte er sich auf das Studium der Natur, und fiel nach und nach auf die Scheidekunst, oder die Chymie. Er baute sich ein Laboratorium, und fand außer dem Umgang mit seiner Gattin und seinen Freunden, sein größtes Vergnügen in chymischen Untersuchungen. Der Ruf, daß der Baron Raphael ein Chymiker seq, verbreitete sich bald, und da er sehr reich war, so hieße es, er mache Gold, und verstünde diese Kunst meisterhaft.

Der Fürst jenes Landes, wo der Baron lebte, litte an einem gewissen Aber, woran viele Fürsten leiden sollen, das heißt, er hatte kein Geld. Als er nun vernahm, daß der Baron Raphael Geld machen könnte, überhäufte er ihn mit Ehrenbezeugungen, schenkte ihm den fürstlichen * * Orden fürs Verdienst *) und ernannte

*) Armes Verdienst, wie sehr würdigte dich doch die Ordres pour le mérite herab! Billig sollten sie der Maaßstab der Verdienste seyn, und bestimmen oft das Nichtverdienst!

nannte ihn zu seinem Kammerherrn. Der Baron wußte nicht, warum ihn der Fürst so sehr auszeichnete, aber bald offenbarten sich Seine Durchl selbst, indem Sie ihn nach Hof kommen ließen, und ihn in einem freundschaftlichen Gespräch baten, Hochdenenselben doch das große Geheimniß, genannt magisterium bey den Adepten, zu offenbaren, nämlich die hohe Kunst der Goldkocherey.

Der Baron entschuldigte sich, und versicherte, daß er ein solches Geheimniß nicht besitze, daß er vielmehr überzeugt sey, niemand habe je in der Welt diese Kunst verstanden, und alle die, welche so was von sich gerühmt hätten, seyen Betrüger oder Dummköpfe gewesen. Aber der Fürst blieb dabey, und fieng an, den Baron zu hassen, weil er ihm sein Geheimniß vorenthielt. Der Baron, um den Folgen der Hochfürstlichen Ungnade zuvorzukommen, sah sich genöthigt, der Hochfürstlichen Kammer die Summe von zehntausend Gulden vorzustrecken, welche er aber sicher, wie ich gehört habe, ad calendas graecas, das heißt, auf den ersten Nimmermehrstag wieder erhalten soll.

Neuntes

Neuntes Kapitel.

Der Graf von Vitacon erzählt seine Geschichte.

.....

„Aber lieber Freund, sagte eines Tages der Baron zu dem Grafen, Sie müssen mir Ihre Historie erzählen. Ich weiß ja wahrlich noch nicht einmal, wie sie nach Deutschland gekommen sind.“

Der Graf war dazu bereit, und berichtete dem Baron alles, was ihn und seine Familie betraff. Da wir aber diese Historie schon bis dahin wissen, wo Fräulein Nannette mit ihrer Mutter aus Paris verschwand, so lassen wir ihn auch nur von da an erzählen.

„Es schien jedem einsichtigen vernünftigen Mann, fuhr der Graf fort, eine ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß die angefangene Revolu-

tion

tion in Frankreich, noch schrecklichere Folgen haben würde: und eben deswegen fanden viele Vornehme für gut, auszuwandern, um Theil an einer Contrarevolution zu nehmen, wozu man am Rhein Anstalten machte. Unsre Prinzen waren schon fort, und forderten heimlich und öffentlich, daß jeder rechtschaffene Franzos, wenigstens jeder Adliche, sich zu ihnen halten, und sie unterstützen sollte."

„Ich für mein Theil hasse alle bürgerliche Unruhen, und werde für keinen Preis wider mein Vaterland den Degen ziehen: also beschloß ich in Frankreich zu bleiben, und ruhig den Ausgang der Begebenheiten abzuwarten. Aber es sollte einmal nicht seyn. Meine Frau hielt sich damals in Paris auf, ich reiste zu ihr mit einem alten Bekannten, dem Herrn von Noir aus der Normandie. Noir sah meine Tochter, liebte sie und bat um ihre Hand: aber das Mädchen schlug ihn aus. Er kehrte nach der Normandie zurück, und ich begab mich wieder nach Bourgogne. Eines Abends kommt meine Frau, meine Tochter und Noir in mein

Zimmer

Zimmer gestürzt, halb außer sich. Ich erschrecke, und frage nach der Ursache ihrer Bestürzung.

„Alles ist verlohren, rief Noix, wir sind selbst verlohren, wenn wir nicht eilen, Frankreich zu verlassen. Der rasende Pöbel ermordet alle Adeliche, alle Priester und alles was vornehm ist: eilen wir nicht, uns zu retten, so wird bald, jedes Mittel zur Rettung vergebens seyn.“

Meine Frau und meine Nannette bestürmten mich gleichfalls, meine Gründe, die ich ihnen entgegen setzen konnte, waren nur schwach, und wurden leicht widerlegt, ich mußte nachgeben, und mich zur Flucht aus Frankreich anschicken. Wir packten also unsre Kostbarkeiten und was sonst fortzubringen war, zusammen, und reiseten mit schwerem Herzen ab. Ich hatte kein Geld, der edle Noix theilte seine Börse mit mir: ich wollte nichts annehmen: aber meine Frau drang darauf, indem sie mir sagte, daß der Schwiegervater vom Schwiegersohn sich ja wohl könnte Geld vorstrecken lassen.

Ich erstaunte: denn ob ich gleich wußte, daß Noix Nannetten liebte, so sahe ich doch nicht ein, wie meine Tochter die Braut eines Man-

nes

nes ſollte geworden ſeyn, den ſie nicht lieben konnte, wie ſie mir ſelbſt geſtanden hatte. und zwar bey ſolchen Umſtänden, wie die unſern jetzt waren. Meine Frau erklärte mir das Räthſel.

Auf dem Dorfe, wo wir zuerſt auf unſrer Flucht übernachten mußten, nahm ſie mich auf die Seite, und erzählte mir, daß ſie Nannettens Liebe zu einem gewiſſen deutſchen Nichtedelmann, *) der damals in der Baſtille ſaß, Namens Carl Murner, entdeckt habe, daß ſie ſogleich alles habe anwenden müſſen, um dieſe unwürdige Liebe zu ſtören. Zu mir habe ſie nicht kommen mögen, weil ſie mich kenne, und wiſſe, daß ich auch nicht die nobelſten Begriffe von Konvenienz hätte.

„In Paris, fuhr meine Frau fort, mogte ich auch nicht bleiben: denn erſtlich ſpöttelte man ſchon in allen Geſellſchaften über die Paſſion meiner Tochter, und nannte mich beynahe öffentlich die Schwiegermutter eines deutſchen unadelichen Menſchen, den ſogar meine Tochter im Gefängniß beſuchte. Daß Nannette eine

Manns

*) Koturier.

Mannsperson in der Bastille besuchte, sollte mich eben nicht so sehr verdrossen haben: denn das haben ja die größten Damen, die Lamballe sogar gethan, aber daß dieser Begünstigte ein Deutscher war, und noch obendrein ein unadlicher Deutscher, verdroß mich zum Erkranken, und Paris ward mir verhaßt, da ich sah, daß man in dieser Stadt die Geschichte der Intriken meiner Tochter wußte, und öffentlich davon sprach. Dazu kam noch ein anderer Umstand, welcher mich auf den Gedanken brachte, daß es gut sey, wenn ich den Herrn von Noir besuchte, und meine Nannette mitnähme."

„Und dieser Umstand, Madam, fragte ich meine Frau?"

„War eine Entdeckung, antwortete sie, die ich Nannettens Mädchen entlockte. Diese gestand mir, daß Herr von Noir um Nannettens Hand bey Ihnen angehalten habe: ich fand auch in Ihrem Pulte noch einen Brief an Sie vom Herrn von Noir, den er erst nach seiner Abreise nach der Normandie, an Sie geschrieben hat, und worin er Ihnen sagt, daß er noch hoffe, Ihr Schwiegersohn zu werden, wenn Nannet-

tens

tens Widerwillen gegen ihn würde besiegt seyn. Aha, dachte ich, ists weiter nichts, als der Widerwille des Töchterchens? Da soll schon Rath werden. Das liebe Kind muß."

„Madam, fiel ich meiner Frau ins Wort, man darf kein Kind zwingen, einen Schritt zu thun, den es ewig bereuen kann."

„Ey seht doch, antwortete sie mir. Lieber hätte ich vielleicht zugeben sollen, Nannette wäre die Frau des deutschen Landläufers geworden. Das sollte aber durchaus nicht geschehen. Ich zog also mit ihr ab, nach der Normandie. Herr von Noix empfing uns außerordentlich freundlich, und bewies mir und Nannetten alle nur mögliche Achtung und Aufmerksamkeit. Ich gab vor, daß mir die Luft in Paris nicht zuträglich sey, und daß mir die Aerzte gerathen hätten, eine etwas weite Reise zu thun, und mich einige Zeit auf dem Lande aufzuhalten: dabey bat ich den Herrn von Noix nur auf seinem Gute ein Logis auf zwey oder drey Wochen aus. Die Augen des guten Mannes funkelten vor Freude, und ich konnte es ihm so recht ansehen, wie gern er uns in seiner Wohnung hatte.

Täglich

Täglich machte er uns alles Vergnügen, so viel man auf dem Lande und in den benachbarten Städten finden konnte, aber so sehr ich auch immer das Gespräch darauf zu leiten suchte, erklärte er sich doch niemals. Endlich brach ich selbst das Stillschweigen.“ —

„Wie Madam, rief ich, Sie wären selbst verwegen oder leichtsinnig genug gewesen, Ihre Tochter gar einem Manne anzubieten!“

Ha, ha, ha, lachte sie hoch auf, was Sie doch für ein Mann sind, Herr Graf! Sie kennen den Ton der großen Welt noch nicht! In der großen Welt sieht eine Mutter ihre Tochter wie eine Waare an, die sie gern losschlagen mögte, und trägt daher kein Bedenken, den Willen zum Losschlagen Leuten bekannt zu machen, die Waaren solcher Art gebrauchen können. Genug, ich brach das Stillschweigen, und redete zuerst. Herr von Noir seufzete, bekannte mir aber, daß er kein größeres Glück kenne, als die Verbindung mit Nannette, aber, setzte er hinzu, er sey noch nicht so glücklich gewesen, ihr Herz zu rühren. Ich stellte ihm vor, Nannette sey ein unerfahrnes Mädchen, er möge nur immer

seine

ſeine Bewerbungen bey ihr fortſetzen, und dürfe an dem glücklichen Erfolg derſelben nicht verzweifeln. Er antwortete mir nicht, aber ſeine Mienen gaben mir zu verſtehen, daß er gar manchen Zweifel in meine Verſicherungen ſetze.

Nach dieſer Unterredung machte ich mich an Nannetten, und fing an, ihr über ihr Betragen gegen den Herrn von Noir Verweiſe zu geben: denn ich glaubte, daß der Burſche aus Deutſchland ihr noch den Kopf verwirrte. Aber zu meiner innigſten Freude fand ich, daß eine Vitacon ihrer Ahnen würdig iſt. Nannette war gar nicht abgeneigt, die Bemerkungen des Herrn von Noir anzunehmen. Ich offenbarte ihm noch am nämlichen Tage ſein Glück, aber er ſchien mir gleichgültig dabey zu ſeyn, doch dankte er mir, und verſprach mit dem Fräulein zu reden, und von ihr ſelbſt zu hören, ob er hoffen könne oder nicht?

Ich wunderte mich ſehr, als ich früh beym Aufſtehen erfuhr, Herr von Noir ſey nach Rouen verreiſt, und würde erſt in einigen Tagen zurück kommen. Ich hatte lange geſchlafen, bis gegen zwölf Uhr: denn ich hatte bis gegen Tag mit

einis

einigen Damen aus der Nachbarschaft Whist gespielt. Herr von Roix hatte befohlen, mich nicht aufzuwecken, und war, ohne von mir Abschied zu nehmen, abgereist: mit Nannetten aber hatte er früh gesprochen.

Den andern Tag gegen Abend kam er zurück, küßte mir und Nannetten die Hand, war aber sehr niedergeschlagen, und sprach einsylbige Worte. „Was fehlt Ihnen, Herr von Roix, sagte ich zu ihm? Sind Sie krank?“

Ach, gnädige Frau, erwiederte er, ich könnte der glücklichste Mensch von der Welt seyn, Ihre liebenswürdige Tochter hat meine heißesten Wünsche erhört: aber —

Nun, fiel ich ein, aber? Was bedeutet dieses Aber? Meine Tochter liebt Sie, und dieses ist ja hinlänglich, wie Sie mich selbst versichert haben, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Was hindert Sie denn, glücklich zu seyn?

Ach, gnädige Frau, antwortete er, Sie halten mich für sehr reich! Es ist wahr, ich habe einiges Vermögen, aber ich hange gewissers maßen von einer Tante ab, welche mich zum Universalerben eingesetzt hat. Dieser darf ich

nicht

nicht vor den Kopf ſtoßen, und muß ſie bey meiner Verheirathung um Rath fragen; ſie wird zwar mit Freuden in meine Verbindung mit der liebenswürdigen Nannette willigen, aber ſie iſt nach England gereiſt, und ich muß durchaus ihre Rückkunft abwarten, ehe ich zu meinem Glück gelangen kann. Sie wird gewiß innerhalb vier Monaten wiederkommen.

Was wollte ich machen? Ich hätte zwar gerne geſehen, daß Herr von Noir nicht hätte warten müſſen; allein ſeinen Gründen mußte ich nachgeben, denn die Tante konnte böſe werden, wenn er den wichtigen Schritt ohne ihre Einwilligung that, und konnte ihn gar enterben. Ich war es alſo zufrieden, daß wir die Rückkunft der alten Tante abwarteten.

Herr von Noir betrug ſich äußerſt artig, nur ſchien er mir in Nannettens Gegenwart zu beſcheiden und ſchüchtern für einen Liebhaber zu ſeyn. Das ſchrieb ich aber ſeinem ſchon etwas überreifen Alter zu: denn Leute, die zu gewiſſen Jahren gekommen ſind, pflegen nicht mehr ſo raſch zu ſeyn, als Jünglinge, welche eine lie-

benswürdige Unverschämtheit *) so sehr bey uns Weibern empfiehlt.

Die vier Monate, während deneſt die Tante des Herrn von Noix zurückkommen sollte, waren noch lange nicht verflossen, als die fürchterliche Revolution in der Normandie losbrach. Alles flüchtete, und Herr von Noix schickte sich auch an zu emigriren. Wir wollten mit einander, Herr von Noix, ich und Nannette, Frankreich verlassen, und hätten einen nähern Weg treffen können, aber Herr von Noix und Nannette bestanden darauf, daß man Sie mitnehmen müsse, und so haben wir denn den Weg durch Bourgogne genommen. Sobald wir aber auf deutschen Boden sind, geht die Vermählung meiner Tochter mit dem Herrn von Noix vor sich: sie soll als Frau von Noix nach Frankreich zurückkehren.

Zehntes

*) Aimable impudence, des sottises agréables, médicence charmante, und mehr dergleichen Floskeln, schweben stets auf der Zunge der Franzosen und besonders der Emigranten.

Zehntes Kapitel.

Fortſetzung.

So weit, fuhr der Graf von Vitacon fort, erzählte mir meine Frau ihre und meiner Tochter Geſchichte. Ich wurde durch manche Umſtände eben nicht ſehr erbaut, aber im Ganzen gefiel es mir doch, daß meine Nannette ſich entſchloſſen hatte, dem braven Noir ihre Hand zu geben.

Wir reiſeten weiter, und kamen endlich in den Elſaß: denn wir waren willens, in das Land des Kurfürſten von Maynz zu fliehen, wo damals die Emigranten ſehr willkommen geweſen ſeyn ſollen: überhaupt ſind dieſe Flüchtlinge in den Staaten der geiſtlichen Fürſten beſſer aufgenommen worden, als in den Ländern der weltlichen Herren. Woher das doch wohl kommen mag?

Das ist keine schwere Frage, lieber Freund, versetzte der Baron Raphael. Die Aufnahme der Emigranten machte Aufsehen: wo man Emigranten aufnahm, da gab man sich ein gewisses air de protection, ein gewisses Ansehen, als wenn man, wer weiß wie mächtig wäre, und mächtigen Schutz könne angedeihen lassen. So was schmeichelt den geistlichen Herren, und wer hat es nicht gerne, wenn ihm Etwas schmeichelt, sey es auch das geringste Ding, ein Ding sogar, welches vielleicht dem klugen Manne Eckel erregen würde. Sonst ist es auch noch wahr, daß niemand mehr Ehre begehrt, als einer, der am wenigsten Ehre verdient; und da er die Ehre auf dem rechten Wege nicht erlangen kann, so sucht er sie auf Schleifwegen. Doch bitte ich Sie, fortzufahren.

Wir gelangten, sagte der Graf, glücklich durch Strasburg, obgleich alle Posten stark besetzt waren, um die Auswanderungen zu verhindern. Meine Gesundheit war dahin, und in einem Dorfe ohnweit Hagenau, mußte ich durchaus Ruhe in einem Gasthofe suchen, weil

ich

ich vor allzuheftigen Schmerzen nicht weiter fahren konnte.

Meine Frau drang darauf, daß ich gleich den folgenden Morgen wieder einsitzen, und weiter mitfahren ſollte; allein mein Zuſtand hatte ſich dermaßen verſchlimmert, und meine Schmerzen hatten ſo zugenommen, daß es mir ohnmöglich war, mich auf dem Lager zu bewegen, geſchweige denn abzureiſen. Der Chirurgus verſicherte, daß ich Gefahr laufen würde, unterwegs zu ſterben, wenn ich es wagen wollte, mich der Kälte auszuſetzen, welche damals ſehr ſtrenge war.

Die Gräfin ſtampfte mit den Füßen und gerieth in den heftigſten Zorn, daß ſie durch eine Kleinigkeit, wie ſie meinen Zuſtand nannte, von der Fortſetzung ihrer Reiſe ſollte abgehalten werden. Kaum konnte ſie ſich entſchlieſſen, einen Tag zu harren; als ihr aber der Chirurgus verſicherte, daß ich wenigſtens noch acht Tage harren müßte, ſo erklärte ſie, daß ſie nun auch keinen Augenblick mehr bleiben würde, und befahl dem Kutſcher anzuſpannen.

Der Pfarrer des Dorfs hatte mich besucht, da der Wirth ihm mich als einen Todtkranken beschrieben hatte, welcher geistlicher Hülfe bedürftig wäre. Der rechtschaffene Mann sahe wohl, daß ich fast gar keine Bequemlichkeit genoß, und bot mir sein Haus an, wo ich besser verpflegt werden könnte, als in der unruhvollen Schenke. Ich nahm sein Anerbieten an, und ließ mich hinbringen. Meine Frau hätte ganz bequem bey mir bleiben können: denn im Pfarrhause waren mehrere Zimmer, aber sie schlug es ab, und wünschte nichts sehnlicher, als über die Gränze zu kommen. Ich kannte den Leichtsinn meiner Frau, und wunderte mich nicht über dieses unanständige Betragen, noch weniger wurde ich darüber böse.

Aber sie hatte nicht genug daran, daß sie ohne mich weiter reisete; sie verlangte auch, daß Nannette sie begleiten sollte; aber dieses gute Mädchen erklärte, daß nichts in der Welt sie von mir trennen könnte. Auch Herr von Nolz wollte bey mir zurück bleiben, aber ich bat ihn selbst, mit meiner Frau zu reisen, und ihr Beschützer zu seyn. Er fand meine Gründe wichtig

tig genug, um ſich dazu zu entſchließen. Als endlich der Wagen kam, ward das Geſicht meiner Frau auf einmal heiter. Da iſt der Wagen, rief ſie, geſchwinde Herr von Noix! Adjeu, lieber Graf! adjeu Nannette! Gute Beſſerung. Kommt bald nach, zu Worms oder Maynz findet Ihr mich. Herr von Noix, kommen Sie?

Mit dieſen Worten rannte ſie zur Thüre hinaus, ſprang in den Wagen, und befahl dem Kutſcher, ja recht raſch zuzufahren. Nannette ſeufzte über die eitle Thorheit ihrer Mutter, ich aber mußte, bey allen meinen körperlichen Schmerzen, darüber lachen. Der ehrwürdige Geiſtliche ſchüttelte den Kopf, und ſeine Frau meinte, in Frankreich müßten ſich die Eheleute nicht ſo lieb haben, als in Deutſchland: denn eine deutſche Frau würde ſichs zur Schande rechnen, ihren kranken Mann in einem fremden Lande zu verlaſſen.

Ganzer zwey Monate brachte ich krank in dem Hauſe des rechtſchaffenen Paſtors zu, der ſo ganz das Gegentheil von dem war, was Leute ſeines Standes ſonſt zu ſeyn pflegen. Ich

habe

habe die Bemerkung mehrmals gemacht, daß uns ein Mann, der zu einer Classe gehört, von welcher sich niemand etwas Gutes verspricht, der aber unerwartete Tugenden zeigt, uns um so viel ehrwürdiger vorkomme. Die Forderungen der Religion sind erhaben und schwer zu erfüllen, deßwegen sollten die Lehrer der Religion an ihrem Beyspiel zeigen, wie man diese schwere Praxis zu üben habe: aber sie zeigen meistens theils das Gegentheil, und ihr Beyspiel ist gar nicht erbaulich. Wenn der Pöbel handelte, wie seine Pfaffen handeln, sagt der berühmte Schaftesbury, so würden sich die Nationen bald in Haufen von Ungeheuern umwandeln. Er hat wohl nicht ganz Unrecht. Aber ich versichre Sie, Freund, wenn lauter solche Geistliche wären, wie der Pastor Sonnemann zu Steinhofen, und die Andern folgten ihrem Beyspiel, die Erde würde bald ein Himmel seyn.

Meine Nannette kam fast gar nicht von meinem Lager weg, und schlief in dem Zimmer, worin ich lag. „ Inzwischen waren in Paris gräuliche Dinge vorgefallen; der König hatte den Kopf verlohren, und die schärfsten Befehle

waren

waren wider alle Emigranten gegeben worden. Den Tod verdiente der, welcher eine Miene machte, Frankreich zu verlaſſen, und wer auf der Flucht ertappt wurde, dem war die Guillotine ſo ſicher, als einem Straßenmörder der Galgen, und noch viel ſicherer. Der gute Paſtor erzählte mir den Innhalt der neuen ſcharfen Geſetze, und rieth mir, ſo bald es nur möglich ſey, den Elſaß zu verlaſſen, es ſey nicht gar weit meht auf die Gränze. Ich dankte dem redlichen Mann für ſeinen Rath, und der folgende Tag ſchon wurde zu meiner Abreiſe beſtimmt, ich ſollte als pfälziſcher Förſter, und meine Tochter, als ein gemeines Mädchen verkleidet, abziehen. Der Paſtor hatte hierzu alle Anſtalten getroffen, und verſprach, mich ſelbſt durch wenig frequente Wege auf die Gränze zu bringen.

Aber wie ward mir, als den Abend vorher, da wir traulich beyſammen am Tiſche ſaßen, einige Commiſſarien des Tribunals zu Strasburg bey uns eintraten, und uns ankündigten, daß wir Arreſtanten wären!

Lange saßen wir wie Bildsäulen da, und konnten kein Wort hervorbringen. Endlich sagte der Pastor: meine Herren, Sie irren sich wohl!

Ein Commiss. Wir irren uns nicht. Bist Du nicht der Pastor Sonnemann zu Steinhofen?

Pastor. Der bin ich, mein Herr!

Commiss. Unsinniger Aristokrat, was soll das seyn? Mein Herr, mein Herr! Sprich lieber, mein Narr, mein Narr! Doch wir werden ja sehen. Du bist also Sonnemann, der Böswicht. —

Pastor. Ich habe niemand beleidigt.

Commiss Du hast die Republik beleidigt, du hast Emigranten beherbergt.

Pastor Nimmermehr.

Commiss Was Bursche? Hier stehen sie ja, der Graf von Vitacon sitzt ja da mit seiner Tochter. Die beyden sind auch Arrestanten.

Pastor. Woher wissen Sie, daß dieser Mann der Graf von Vitacon ist?

Commiſſ. Meinſt Du dann, daß wir nichts erfahren? Die Frau Gräfin von Vitas con ſitzt in Darmſtadt, und erzählt jedem, der ſie nur anhören will, daß ihr Gemahl, der Herr Graf, ſich wegen einer Unpäßlichkeit bey dem Herrn Paſtor Sonnemann zu Steinshofen aufhalte, daß ihre Fräulein Tochter, ein ganz vollkommenes Frauenzimmer, bey ihm ſey, daß aber beyde ſich über den Rhein begeben würden, ſobald es des Herrn Grafen Geſundheitsumſtände erlaubten. Einer unſrer Kundſchafter hat uns dieſe Nachricht gegeben. Wie ſiehts nun aus, Herr Paſtor? he?

Der Paſtor verſtummte, aber die Commiſſaire des Tribunals ergriffen und ſchleppten uns vor die Thür, wo ein Wagen auf uns wartete. Wir mußten aufſteigen, und kamen den andern Tag gegen Abend in Strasburg an.

Ich würde Sie beleidigen, Freund, wenn ich Ihnen das Betragen dieſer republikaniſchen Unmenſchen gegen uns, während dieſer Reiſe erzählen wollte. Sie erlaubten ſich nicht nur

die

die gröbſten Schimpfnamen auf den Adel und die Geiſtlichkeit überhaupt, und auf meine und des Paſtors Perſon insbeſondere, ſondern riſſen auch die unverſchämteſten Zoten, um meine Tochter zu kränken, welche einen zudringlichen Commiſſär mit ſeinen Liebeleien etwas unſanft abgewieſen hatte.

Elftes Kapitel.

Schilderungen aus der wirklichen Welt.

.....

In Strasburg wurden wir in ein Gefängniß gebracht, worin ſchon einige zwanzig Perſonen ſaßen, welche ſich nichts anders verſprachen, als den Tod auf der Guillotine. Es waren Revolutionsverbrecher, oder ſollten es wenigſtens ſeyn, und ſolche Leute kamen ſo leicht nicht in die Freyheit: man fürchtete ſie, und wen man fürchtet, ſucht man aus dem Wege zu räumen. Der Kerker, worin wir eingeſperrt waren, war ein Loch, ehedem eingerichtet für die ärgſten Miſſethäter; elendes halb faules Stroh war unſer Lager, und unſre Speiſe Waſſer und Brod. Wer aber Geld hatte, und drey bis viermal ſo viel geben wollte, als die Sache koſtete, und noch obendrein den Herbeyholer belohnen wollte,

konnte

konnte sonst allerhand haben. Die meisten Gefangnen waren Leute von Stand und Vermögen, und zehrten lieber auf eigne Kosten, als daß sie auf Kosten der Republik hätten hungern sollen.

Unter den Gefangnen befand sich ein Geistlicher aus Strasburg, Namens Lobstein, ehemals Professor zu Gießen; dieser sonderbare Kerl predigte täglich zweymal im Gefängniß. Ich wunderte mich darüber, daß er den Gefängnißprediger machte, er aber antwortete mir stolz und trotzig: Herr, ich folge hierin dem erhabnen Beyspiel meines Erlösers, welcher nach seinem Tode, aber noch vor seiner Auferstehung den verdammten Seelen und den Teufeln im Gefängniß geprediget hat, nach dem klaren Ausspruch der heiligen Schrift, in der ersten Epistel Sankt Petri capite 1. versu 18. 19. 20. Zwar ists ein Unterschied: denn jene Geister waren auf ewig verdammt, unsre Verdammniß ist nur zeitlich, jene Geister waren verdammt vom gerechten Richter alles Fleisches, wir sind verdammt von Tyrannen, von Atheisten, von Hallunken. Doch wir sind verdammt im Gefängniß, jene sind verdammt gleichfalls im Gefängniß, Chris-

ſtus predigte dieſen, ich predige jenen, alſo thue ich gewißermaßen, was Chriſtus that, und bin daher ſein Nachahmer. Punktum.

Aus dieſem Geſchwätz können ſie ſchon auf den Inhalt ſeiner Predigten ſchließen. Er prophezeihete auch mitunter, nämlich daß das jüngſte Gericht auf dem Wege ſey, und nächſtens eintreffen werde, und bewies unumſtößlich aus der Apokalypſe, daß nicht der Pabſt, ſondern Robespierre der Antichriſt, daß nicht die römiſche Kirche, ſondern die franzöſiſche Republik die große Hure zu Babylon ſey, und daß beyde, der Antichriſt Robespierre, und die Hure Republik bald geſtürzt, und in den Abgrund geworfen werden würden.

Auf einen andern Geiſtlichen zu Strasburg, Herrenſchneider, war er nicht gut zu ſprechen: dieſer, ſagte er, iſt ein Mammeluk, hängt den Mantel nach dem Winde, predigt Jacobinerey und Deiſterey im Klub, und ſchämt ſich, das Kreuz Chriſti auf ſich zu nehmen, und ihm nachzufolgen. Aber er wird es ſchon bereuen, denn ſein Lohn wird ſeyn ein Pful, der mit Pech

und Schwefel brennt, welches ist der andere Tod. *)

Die andern Gefangnen waren von sehr heterogener Art. Einige waren Leute von Kopf und guten Sitten, andere waren Brauseköpfe und Windbeutel. Einige betrugen sich still und ruhig, andre soffen sich voll, spielten, zankten und rauften sich, und haselirten eins mit den mitgefangnen Frauenzimmern. Was wir in dieser

*) Was ich hier Lobsteinern in den Mund lege, habe ich, als wirklich geschehen, erzählt, im vierten Band meiner Lebensgeschichte. Herr Herrenschneider, der Sohn des Herrn Johanns, fing darüber einen Lärmen in der allgemeinen Literaturzeitung an, warf mir vor, Unwahrheiten geschrieben zu haben, und behauptete, sein Vater sey stets ein guter Christ gewesen, und habe zur Zeit des Terrorismus eben deswegen einkriechen müssen. Ich schrieb nach Strasburg an einen glaubwürdigen Mann, und bat ihn, dieses Umstands wegen Erkundigung einzuziehen. Dieser Mann antwortete mir, alles sey wahr, was in meinem Buche von Hrn. Joh. Herrenschneider, dem Prediger, vorkomme, er sey nie im Gefängniß wegen des Christenthums gewesen — war er also doch darin, so muß die Sache ein anderes Nota Bene haben — und habe sich damals als ein ächter Jakobiner betragen. Hr. Prof. Herrenschneider kann den Brief, worin dieses berichtet wird, im Original bekommen, wenn er ihn fordert, und das Postgeld bezahlt.

dieſer Geſellſchaft ausſtanden, ich und am meiſten Nannette, können Sie leicht ſelbſt denken.

Acht Tage ſaßen wir, ehe jemand nach uns fragte: dann aber kam Wache und brachte uns vor den berüchtigten Eulogius Schneider, damals öffentlichen Ankläger des Tribunals zu Strasburg.

Ich hatte von dieſem Manne gehört, und wußte, daß er ein Gelehrter und ein Dichter war, deſſen Geſänge von Freundſchaft und Menſchenliebe ſtrotzen. Das iſt ja herrlich, dachte ich bey mir ſelbſt, ein Freund der Menſchheit, ein liebenswürdiger Dichter iſt hier öffentlicher Ankläger; bey dem haben wir nichts zu fürchten, er wird meine Unſchuld erkennen, oder doch mein Vorhaben, Frankreich zu verlaſſen, aus den Umſtänden entſchuldigen. Nannette wird wenigſtens nichts zu fürchten haben.

Aber ach! Freund, in meinem Leben habe ich mich nicht mehr geirrt, als damals. Wir kamen vor den berühmten Dichter, welcher uns mit folgenden Worten empfing:

„Adeliches Lumpengeſindel, ſagte er, Ihr habt auch entweichen wollen. Nicht wahr?“

Ich. Ich kann es nicht leugnen; aber die Umstände —

Schneider. Umstände hin, Umstände her. Emigrant ist Emigrant, das heißt ein Verräther seines Vaterlandes, ein Bösewicht —

Ich. Herr treten Sie meiner Ehre nicht zu nahe, sonst —

Schneider. Ha, ha, ha! Der Mensch will auch noch Ehre haben! Ehre hat bloß der Republikaner: der Aristokrat, der Fürstenknecht hat keine, und der Emigrant steckt vollends in der Schande bis über die Ohren. Aber ich habe nicht Zeit mich lange aufzuhalten. Ihr habt also emigriren wollen?

Ich. Wenn emigriren so viel heißt, als ein Land verlassen, worin eine wahre Anarchie herrscht, und wo man seines Lebens nicht sicher ist, wo unsre Ehre und unsre Güter jedem Buben zur Beeinträchtigung offen stehen, kurz, wo kein Rechtlicher im Stande ist, seine Existenz zu behaupten, so habe ich emigriren wollen.

Schneider. Schon gut! Sekretair, schreib auf, was Seine Excellenz der Herr Graf (er lachte mir bey diesen Worten ins Gesicht)

da ausgesagt haben. Wir sprechen uns bald wieder vorm Tribunal. Für heute wags gut seyn.

Wir wurden zurück in unser altes Quartier geführt, und unser voriges Leiden ging wieder an. Nachmittags kam der Anklager Schneider selbst, besahe das Gefängniß, unterhielt sich besonders mit mir und meiner Tochter, aber bloß über gleichgültige Dinge. Endlich befahl er, uns beyde in ein erträglicheres Gefängniß zu bringen. Ich dankte ihm herzlich: denn ich war froh aus einem Loche zu kommen, wo die Luft verpestet war, und worin vom Antichrist Robespierre und der großen Hure, sonst französische Republik genannt, gepredigt wurde. Da ich sahe, daß Schneider so sehr gut zu sprechen war, so bat ich, daß uns der redliche Pfarrer Sonnemann auf unser neues Logis begleiten dürfte. Er wollte nicht so recht dran, endlich aber als Nannette ihre Bitten mit den meinigen vereinigte, sagte er endlich seine Einwilligung, drückte mir und Nannetten traulich die Hand, sagte, daß wir gutes Muths seyn sollten, und gieng fort. Noch selbigen Tag wurden wir, ich, Nannette und

der redliche Paſtor Sonnemann aus unſerm bis, herigen Arreſt, in ein ganz erträgliches und für Gefangne wirklich artiges Zimmer gebracht, und der Wärter fieng an, uns mit einer gewiſſen Achtung zu begegnen: wir erhielten nicht mehr bloßes Brod und Waſſer, ſondern ganz gutes Eſſen und guten Wein, hatten alſo nicht nöthig, für unſer Geld uns unſern Unterhalt zu verſchaffen.

Zwölftes Kapitel.

Exiget ab dignas ultrix Rhamnusia poenas.

.....

Der öffentliche Ankläger Schneider kam faſt täglich, und manchen Tag gar zweymal zu uns. Er war immer ſehr aufgeräumt, ſprach ſehr gut, und wir waren allemal froh, wenn wir hörten, daß er käme. Er ſprach das Franzöſiſche nur mittelmäßig, und gab die Begierde, die er hätte, unſre Sprache vollkommen zu erlernen, für die Urſache ſeiner häufigen Beſuche aus: denn er verſicherte, daß er noch wenig Franzoſen gefunden habe, welche ſo gut, als wir, geſprochen hätten. Beſonders gab ſich Schneider mit meiner Tochter ab, welche ihn beſonders zu intereſſiren ſchien. Ich wußte, daß Schneider ein Poet war, und daß die Poeten meiſtens groſſe Verehrer der Schönen ſind, folglich hatte ich nichts

nichts wider die Schmeicheleien, welche Schneider Nannetten sagte, da ich noch dazu wohl sahe, daß solchige nicht den geringsten Eindruck auf sie machten.

Ich fragte ihn von Zeit zu Zeit, wie unsre Sachen stünden, ob wir bald würden verhört werden? Aber Schneider wich allen Fragen aus, und sagte blos im Allgemeinen, wir sollten hoffen, es würde noch alles gut werden.

Diese schwankenden Antworten gefielen mir nur halb, und ich konnte mich durchaus nicht dabey beruhigen, doch schwieg ich, um den allzudringenden Anklager nicht böse zu machen, und suchte meine Tochter zu trösten, welche stets schwermüthig und niedergeschlagen war.

Eines Morgens kam ein ältlicher Mann, Schneiders Gehülfe bey seinen Bubenstreichen, wie ich nachher erfahren habe, und begehrte, daß meine Tochter ihn begleiten sollte.

Wohin soll sie? fragte ich.

Er. Das mag sie Ihnen selbst sagen, wenn sie wiederkommt.

Ich. Sie werden mir doch sagen können, wohin sie geht?

Er.

Er. Das könnte ich wohl, aber ich habe keinen Befehl, es zu thun. Ich versichre Sie übrigens, daß es Ihnen selbst nützen wird, wenn Ihre Tochter mit mir geht.

Ich machte noch allerhand Einwendungen, und fragte dieß und das, aber ich erfuhr nicht, was ich wissen wollte. Nannette weigerte sich mitzugehen, der Mann aber erklärte, daß im Fall sie nicht gutwillig folgte, er Befehl habe, sie mit Gewalt wegzubringen.

Ich wußte wohl, daß jeder der Art Gewalt brauchen konnte, rieth selbst meiner Tochter, zu thun, was der Mann haben wollte, und das gute Mädchen gehorchte, nahm aber auf eine Art Abschied von mir, als wenn sie mich nimmermehr wieder sehen sekte. Der Mann versicherte, sie würde bald wieder kommen.

Vergebens wartete ich auf sie mit dem Mittagsbrode, sie kam nicht; es ward Abend, und sie kam noch nicht. Der Gefängnißwärter kam, und fragte mich; ob ich nichts verlangte? Ich fragte: wo meine Tochter wäre? „Ich weiß es nicht", war die Antwort. Ich fragte ängstlicher, und der Wärter lachte hämisch, und sagte:

te: „je nun, sie wird schon an einem guten Orte seyn, wo es ihr an Zeitvertreib nicht fehlt.“

Ich erschrack über diese Rede des Wärters, und bat ihn um Gotteswillen, sich näher zu erklären, und mir das grausame Räthsel zu lösen, aber er blieb dabey, daß er nichts sagen dürfe, daß aber meine Tochter an einem recht guten Orte sey.

Unglücklicher war ich in meinem Leben nicht gewesen, und eine trostlosere Nacht hatte ich niemals überlebt als die war, welche nach der Entfernung meiner theuern Nannette folgte. Der folgende Tag gieng eben so hin, und noch drey Tage auf die nämliche Art. Ich sah meine Tochter nicht wieder kommen.

Der Pastor Sonnemann gab sich alle Mühe, mir Trost einzusprechen, aber vergebens: denn Linderung des Schmerzes gewährt bloß Hoffnung in der Zeit: Hoffnung aber hatte ich nicht, und die Zeit konnte meinen Schmerz noch nicht lindern; meine Wunde war noch zu frisch.

Der Ankläger Schneider besuchte uns auch diese Zeit über nicht. Dies fiel mir sehr auf.

Ich

Ich fragte den Wärter über dieſen mir bedenklichen Umſtand; der antwortete ganz kurz; Bürger Schneider werde zu viel zu thun haben.

Am vierten Tage kam der Wärter in mein Gefängniß, und ſchrie auſſer ſich vor Freuden: „Viktoria! nun hat ihn der Teufel geholt, wenigſtens wird er ihn bald holen. Darüber freue ich mich mehr, als hätte mir der Großmogul tauſend Dukaten geſchenkt.

Ich. Weßwegen ſind Sie denn ſo fröhlich?

Er. Weßwegen? Wiſſen Sie's denn noch nicht?

Ich. Was ſollte ich wiſſen? Wer ſollte mir etwas ſagen?

Er. Ja meiner Seele, das iſt auch wahr, Sie ſind hier eingeſperrt. Ich wills Ihnen aber ſagen. Er iſt eingeſperrt, und kommt ſo gewiß auf die Guillotine, als es jetzt Tag iſt.

Ich. Von wem reden Sie?

Er. Je nun von wem? von dem verfluchten Schneider, dem öffentlichen Ankläger beym hieſigen Revolutionstribunal.

Ich. Was hat denn der Mann begangen?

Er. Der Bube, wollten Sie sagen, der Schurke, der verlauffene Mönch, der Erzspitzbube; der hat mehr begangen, mehr Bosheiten verübt, als die Spitzbuben einer ganzen Bande, zusammen. Verstehn Sie mich? Der hat mehr als tausend Menschen um Leben, Ehre, Habe und Gut gebracht, der hat Eheweiber verführt, Töchter geschändet, der hat Gott gelästert, und ist ein Erzketzer. Aber man ist ihm hinter die Stückchen gekommen, alles ist verrathen, und auf Befehl der Pariser, ist er arretirt worden. Garaus wird ihm gemacht, das ist so sicher, als zwey mal zwey vier ist.

Der Mann würde noch länger geredet und über Schneiders Gottlosigkeiten deklamirt haben. Aber es pochte stark an der Thüre: er öffnete, und meine Tochter, begleitet von einem Municipalitätsgliede, stürzte herein, und sank mir in die Arme.

„Was ist aus dir geworden, liebe Tochter?“ fragte ich in der höchsten Bewegung.“

Sie. Ich bin Ihrer Liebe und Ihrer Achtung noch würdig, liebster, theuerster Vater. Ach! ich stand am Rande des Verderbens.

Weiter konnte sie kein Wort hervorbringen, und sank auf einen Stuhl, aber ihr Begleiter erklärte mir deutlich, was ich nur von ferne und dunkel zu errathen anfieng.

Der gewesene Accusateur public, Freund Eulogius Schneider, ein aus seinem Kloster und aus Deutschland entlaufener Pfaffe, ist ein ausgemachter Hurenjäger. Er hat zwar alle seine Tugenden: er säuft, wie ein Dürstenbinder, ist stolz, wie ein Monarch auf einer lateinischen Schule, grob, wie ein Stadtviertelsknecht, impertinent, wie ein neugebackner Advokat, rechthaberig, wie ein Magister von vorgestern, eigennützig, wie ein Bücherantiquar, rachgierig, wie mancher Gerichtsassessor, und kann fluchen, schwören und Zoten reißen, trotz einem besoffenen Korporal und einem Hökerweibe zu Sachsenhausen. Unter seinen Tugenden aber steht die Geilheit oben an. Zu einem Bordellinspektor hätte er sich trefflich geschickt. Wie viele

le Weiber und Mädchen hat dieser Mensch nicht verführet! doch war er eben nicht eckel, und nahm in Ermangelung eines bessern, auch mit etwas geringern, mit einer Nymphe von der Gallerie *) vorlieb. Er sah Ihre Tochter, nahm sie von Ihnen weg, und brachte sie zu einer Frau, bey welcher er oft einkehrte, weil er da immer feile Waare fand, die ihm behagte. Alle Künste wurden angewendet, um Ihre Tochter zu verführen; allein Nannette widersetzte sich standhaft. Der Ankläger bot ihr Ihre beyderseitige Freyheit an, versprach Sie beyde sicher auf die deutsche Gränze über den Rhein bringen zu lassen, forderte aber zur Belohnung seiner Dienste, das Opfer von Nannettens Ehre. Nannette hielt fest, und erklärte, daß sie eher sterben, als einen so schändlichen Vorschlag genehmigen würde. Schon wollte Schneider Befehl geben, Sie beyde in den abscheulichsten Kerker zu stecken, aber sein Maaß war voll; seine

Bös-

*) Gallerie, ein bekanter Ort in Strasburg, wo stets liederliches Frauenzimmer zu finden ist, sogar am hellen Tage.

Bösereyen wurden entdeckt, und selbst von Paris war der Befehl gekommen, ihn beym Kopf zu nehmen, und nach Paris zu schicken, wo er gewiß den Lohn für seine Schandthaten erhalten wird.

Ich erstaunte über die Bosheit des Exprieſters und Poeten, und prieß die Vorsehung, die meine Tochter mit ihrer Unschuld wieder in meine Arme geführet hatte.

Gleich am folgenden Tage mußten wir vor das fürchterliche Tribunal. Man fragte mich nach meinem Namen und ehemaligen Aemtern. Ich sagte, daß ich sonst Intendant des Prinzen von Conde gewesen sey.

„Des Prinzen von Conde, rief der Präsident des Tribunals! Ha, das ist was anders. Du wirst noch manches Geheime von diesem Exprinzen wissen, Du mußt also nach Paris, und dort wirst Du verhört werden.“

Wir wurden abgeführet, und einige Tage darauf auf einen Wagen gebracht, um unsre betrübte Reise nach Paris anzutreten.

Wir mußten neben dem Mordinstrument, der Strasburger Guillotine, vorbey. Man brachte

brachte eben einige Schlachtopfer, und unſere Führer hielten ſtille, um Köpfe fallen zu ſehen, und um das tragikomiſche „es lebe die Republik“ mit dem raſenden Pöbel zu brüllen.

Ich erkannte unter den Unglücklichen meinen Freund, den rechtſchaffenen Paſtor Sennemann von Steinhefen, welchen man Tags zuvor von uns getrennt hatte. Ach, wie ward mir, als der Kopf des Redlichen fiel, als ich die Unſchuld, Kraft eines Richterſpruchs, hinmorden ſah! In meinem Leben hatte ich keine ähnliche Empfindung gehabt. Der arme Mann mußte ſterben, weil er ein Menſchenfreund war, weil er ſich meiner in meiner Krankheit angenommen hatte, kurz, weil er tugendhaft war. Aber was achtet ein raſender Jakobiner auf Rechtſchaffenheit und Tugend? Der Freyheitsſchwindel verwandelt die Menſchen in Tiger, und Löwenwuth tritt an die Stelle der menſchlichen Gefühle. Ich habe das nie ſo ganz glauben können, was uns die Geſchichtsſchreiber von den Gräuelſcenen älterer Zeiten erzählen, aber nun glaube ich alles: denn

denn die Gräuel, die in meinem Vaterlande seit einigen Jahren vorgefallen sind, übertreffen alle Gräuel aller Jahrhunderte zusammen genommen.

„Da mögten Sie doch wohl Unrecht haben, fiel Herr von Raphael unserm Grafen ins Wort: die Gräuel der Kreuzzüge, die Skandale der Religionskriege, und die Mordthaten des römisch-geistlichen Hofes sind viel ärger, viel abscheulicher, als die Revolutionsgräuel in Frankreich, obgleich auch diese über alle Vorstellung abscheulich sind. Doch fahren Sie nur fort.“

Ich mag Sie nicht aufhalten, sagte der Graf, mit der Beschreibung unsrer Reise nach Paris: wir erfuhren aller Orten, wohin wir kamen, daß wir in einem Lande waren, wo der Schwindelgeist herrschte, und da wir als Emigranten geführt wurden, that uns der Pöbel alle nur mögliche Schande an. In Paris rettete uns ein edler Deutscher, ein Freund unsrer Familie, aus dem Gefängniß. Der Vorgang war folgender.

Wir wiſſen aber ſchon, was nun der Graf erzählen wird, und ſchenken ihm daher die Fortſetzung ſeiner Geſchichte.

Dreyzehntes Kapitel.

Einige Briefe, sonderbaren Inhalts.

.....

Als der Graf von Vitacen seine Geschichte zu Ende gebracht hatte, sagte Raphael: „Ja bey Gott! Freund, Sie haben seltsame Schicksale erlebt! Sie sind sehr unglücklich gewesen, aber doch gerettet worden, also verzagen Sie nicht. So lange ich noch einen Bissen Brod habe, sollen Sie nicht hungern, und ich hoffe, daß ich genug habe für uns beyde.“

Dankbar ergriff der Graf seines Freundes Hand, und versicherte ihm, daß er völlig ruhig sey, und daß ihm nichts am Herzen läge, als das Schicksal seiner Familie.

„Nu, nu, was Ihre Tochter anbetrifft, die wird schon versorgt werden. Es ist ja, bey meiner armen Seele! ein Mädel, wie man in

einem ganzen Lande von hundert Quadratmeilen, keins antrifft."

Graf. Nannette ist gut, und wäre es in Frankreich ruhig geblieben, so wäre sie schon versorgt. Herr von Noir hat um ihre Hand angehalten.

Raphael. Noir? Lebt denn der alte Schwede auch noch? Wo ist er denn?

Graf. Er ist ausgewandert.

Raphael. Ah, ich erinnre mich. Er ist bey Ihrer Frau. Schreiben Sie ihm doch, daß er hieher kömmt, und Ihre Tochter heirathet. Sapperment, da will ich mich gaudiren.

Graf. Ich habe meine Ursachen, es nicht zu thun.

Raphael. (nach einer Pause) Ah, ich verstehe. Nu, nu, werden ja sehen.

Raphael fiel auf den Gedanken, der Graf wolle deswegen nicht, daß Noir kommen, und das Verlöbniß mit seiner Tochter realisiren sollte. Da entschloß er sich rasch, den Leutchen, die er sich als Liebesleutchen vorstellte, zu ihrer Verbindung behülflich zu seyn, ihnen die Hochzeit zu halten, und eine Aussteuer zu geben. So

ein

ein Gedanke freute den guten Raphael unendlich, und er beſchloß ihn je eher je lieber auszuführen.

In dieſer Abſicht fragte er den Grafen, ſo gleichſam von ohngefähr, wie denn die Frau Gräfin in Hinſicht auf dieſe Heirath geſinnt ſey? Vitacon, der nicht einſah, was ſein Freund beabſichtigte, antwortete ihm ganz offenherzig, daß ſeine Gattin nichts lieber ſähe, als dieſe Verbindung, daß er aber Bedenken trüge, ſie zu befördern.

Nun hatte Raphael genug: ſchon den andern Tag ſchrieb er folgenden Brief an die Gräfin von Vitacon nach Dachhof, wo ſie ſich bey dem Grafen aufhielt:

Gnädige Frau Gräfin!

Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich ſo geradezu an Sie ſchreibe. Ich bin ein alter Deutſcher, und haſſe alle Umſchweife: alſo zur Sache. Ich weiß, daß mein Freund Noir Ihre Tochter Nannette liebt, und daß Sie, meine liebe Frau Gräfin, es gerne ſehen, wenn dieſe Heirath zu Stand käme. Ich will ſie aber zu Stand bringen, und das Geld dazu hergeben;

verſtehn Sie mich? Sie brauchen für gar nichts zu ſorgen. Ihre Tochter iſt bey der Gräfin von Walddorf, meiner guten Freundin, da iſt ſie recht wohl aufgehoben, aber ſie wird es noch beſſer ſeyn, wenn ſie einen Mann hat. Ich habe auch an dem alten Schweden, dem Noir geſchrieben, und ihm gemeldet, daß ich ihn binnen vier Wochen auf meinem Gute erwarte. Auch Sie erwarte ich, liebe Frau Gräfin. Sollten Sie etwa kein Reiſegeld haben, ſo zeigen Sie nur dieſe Zeilen aus meinem Briefe, dem Forſtmeiſter Wauwau zu Dachhof, der wird Ihnen auf meinen Namen vorſtrecken, was Sie verlangen. Ich erwarte Ihre baldige Antwort.

Ihr

Raſſelsburg,
den 7ten April
179*

Freund und Diener
Ludolph v. Raphael.

An

An Hrn. von Noiz ſchrieb er, wie folget:

Guter, alter, lieber Freund!

Bey Gott, ich freue mich unendlich, daß ich im Stande bin, Ihnen einige Hauptdienſte zu erweiſen. Der erſte Hauptdienſt beſteht darin, daß ich Ihnen melden kann, wo Ihr Mädel, Ihre Nannette iſt: fragen Sie nur Ihre Schwiegermutter, die Gräfin. Der zweyte Hauptdienſt ſoll Beyſtand zu Ihrer Verheirathung mit dem ſüßen Geſchöpfe ſeyn. Kommen Sie nur bald, ſehr bald zu mir, ſpäteſtens innerhalb vier Wochen, ſo ſind Sie in fünf Wochen Nannettens Mann. Ha, das wird ſo was für Sie ſeyn, lieber Freund! Kommen Sie ja bald zu

Ihrem

Raffelsburg
den 7ten April
179*

alten Freund
Ludolph v. Raphael.

Raphael harrte ſehnlich auf Antwort, endlich kam welche von der Gräfin ſowohl, als von

Hrn.

Hrn. von Noix. Raphael nahm die Briefe, und lief zu seinem Freund Vitacon. „Herre, rief er, kennen Sie da die Fäuste, indem er ihm die Briefe hinzeigte?“

Graf. Mein Gott was ist das? Ein Brief von meiner Frau, und von meinem Freund Noix!

Raphael. Richtig, von Ihrer Frau und von Ihrem Freund Noix. Aber lassen Sie mich lesen. (liest.)

Monsieur le Baron,

Wenn ein Franzose so in dem Tone, wie Sie gethan haben, an mich geschrieben hätte, so würde ich nicht allein den Brief nicht beantwortet haben, sondern ich würde ihm mündlich haben sagen lassen, er verstünde keine Lebensart.

„Kreuz Bataillon, ich verstehe zwar die Alfanzereyen nicht, aber ich meyne es mit jedem gut, und das ist doch, dünkt mich, auch Lebensart. Doch ich will weiter lesen.“ (liest.)

An eine Dame von meinem Stande, bedient man sich keines so traulichen Tons, und der Ihrige wird sogar zudringlich. Doch ich will Ihnen

nen antworten, damit Sie ſehen, daß ich Ihr Zutrauen erkenne, und nicht undankbar bin.

„Das iſt doch noch was. Nu, nu, es wird ja noch gut kommen. Freylich hätte ich etwas höflicher und gezierter ſeyn können, ſo nach ſeiner Franzoſen Art.“ (lieſt.)

Ich hätte es gerne geſehen, daß Herr von Noix meine Tochter zur Gemalin genommen hätte; aber der Mann iſt meiner Tochter nicht würdig. Seitdem er in Deutſchland iſt, hat er ſich ganz umgeändert. Ich glaube, das finſtre barbariſche Deutſchland hat ihn angeſteckt.

„Ey ſeht doch mal, das finſtere barbariſche Deutſchland. Die Madam mag wohl viel von Deutſchland wiſſen! So von unſerm lieben Vaterland zu reden, wo es ſo viel brave ehrliche Leute giebt! Pfui Teufel!“ (lieſt.)

Da iſt eine gewiſſe Hofräthin Brille, die hat ihn ganz an ſich gezogen, und man ſagt, er wolle das Thier gar heirathen. Sie iſt freylich eine ſchlechte Kreatur, die niemand, am wenigſten einem kultivirten Franzoſen gefallen kann, aber ſie hat einiges Geld, und nach Geld ſcheint Herr von Noix zu angeln. Hier redet man öffents

sentlich davon, und Noir sowohl, als seine Dul' zinee leugnen es nicht, wenn sie damit aufgezo gen werden. Also, Noir ist für meine Tochter verlohren, und ich bedaure, daß Sie sich umsonst entschlossen haben, schenerös zu seyn.

Die Ihrige

Schloß Dachhof
den 14ten April
179*

die Gräfin
von Vitacon.

N. S. Sie hatten die Güte, mir Geld zur Reise nach Ihrem Gute zu bestimmen; ob nun gleich aus dieser Reise nichts werden kann, so habe ich das Geld mir von Hrn. Forstmeister Wauwau doch geben lassen, um die Kosten zu einer Lustreise nach Leipzig, wo, wie man mir sagte, besserer Ton herrschen soll, als in den übrigen deutschen Städten, welche von Steifheit und elender Etikette strotzen, damit zu bestreiten. Ich habe nur 200 Thaler haben wollen, aber Herr Wauwau hat mir 400 aufgedrungen. Dieses zur Nachricht,

richt, wenn etwan Herr Wauwau sein Geld von Ihnen fordert. Ich danke übrigens.

Der Graf von Vitacon schüttelte gewaltig den Kopf über diesen Brief, sagte aber kein Wort. Raphael machte einige derbe Bemerkungen darüber, und las nun auch den Brief des Hrn. von Noir.

Bester Herzensfreund!

Ich freue mich unendlich, daß Sie noch leben und wohl und munter sind: denn davon überzeugt mich Ihr munterer Briefstiel. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir den Aufenthalt meiner Freundin zu wissen Gelegenheit gegeben haben. Ich werde die Gräfin von Vitacon darum befragen lassen, und dann an das edle Mädchen selbst schreiben. Von Ihrem gütigen Anerbieten aber kann ich keinen Gebrauch machen, auch nicht den geringsten. Fräulein Nannette ist nicht für mich, ob ich mich gleich um ihre Hand bemüht und ob ich sie gleich geliebt habe, und ach! noch liebe. Aber, wie gesagt, Nannette ist nicht für mich. Ein Würdigerer liebt sie, und sie ihn; dieser soll auch, wenn es

mög-

möglich ist, der Glücklichere werden. Fragen Sie nicht, wie dieß zusammenhängt. Die Zeit wird alles aufklären. Uebrigens muß ich Ihnen melden, daß ich mich bald mit einer braven Frau, der Wittwe des Hofraths Brille, verbinden werde. — Wenn Sie meine Braut kennen sollten, so würden Sie mir Glück wünschen. Ich bin mit aller freundschaftlichen Hochachtung

Ihr

Dachhof
den 15ten April
179*

Franz Leonor
v. Noix.

Das ist doch bey meiner armen Seele kurios, rief der Baron Raphael, was da der alte Schwede, der Noix herräsonnirt! Er liebt Fräulein Nannette, und nimmt doch eine andre, vielleicht gar eine alte Schachtel. Wenn der Bursche das ums Geldchen thut, so ist er mein Freund gewesen, und damit Punktum.

Dem

Dem Grafen aber war durch das Schreiben des Hrn. von Noix ein Licht aufgegangen: er fieng an, über das nachzudenken, was er in Paris gesehen hatte, er hielt das Betragen seiner Tochter gegen seinen Retter Carl Murner zusammen, und da schien es ihm, als wenn Nannette und Noix sich mit einander beredet hätten. Er theilte seine Gedanken seinem Freunde mit, dieser machte große Augen, und sagte: Freund, Ihr könntet wohl recht haben. Junge Mädchen haben nicht selten den Teufel im Leibe. Ja, bey meiner Seele, lieber will ich einen Salzsack voll Flöhe hüten, als ein Mädchen, besonders ein verliebtes Mädchen, das sind vollends Vokatiousse!

Vierzehntes Kapitel.

Der Freund vom Hause.

Nicht weit von Walddorf, wo Nannette sich aufhielt, liegt die Residenz Lappel, wo der Herr Fürst von Lappel Hof hielt. Der Herr Erbprinz des Ländchens Lappel, eins der kleinsten Duodezländchen in ganz Deutschland, kam zuweilen auch nach Walddorf, um mit des Grafen Jäger auf die Jagd zu gehen: denn für die Jagd hatte er eine noble Passion, wie viele seines Gleichen.

Der Graf von Walddorf sah es immer gerne, wenn der Prinz zu ihm kam: denn auch er liebte die Jagd und ein lustiges, so in die Zotologie einschlagendes Gespräch, worauf sich Seine Durchlaucht ungemein gut verstanden. Man muß zwar unsern deutschen Fürsten zum Ruhme nachsagen, daß Nüchternheit, Anstand im Reden und Handeln, und artiges Benehmen gegen

Hohe

Hohe und Niedre, zu ihren Tugenden gehört. In dieſer Hinſicht ſind ſie ganz anders, als die Fürſten älterer Zeiten, deren grobes und maſſives Betragen oft abgeſchmackt und lächerlich herauskommt. Wenn z. B ein Markgraf von Brandenburg, einem Pfalzgrafen öffentlich Ohrfeigen austheilt, wenn ein Kurfürſt von der Pfalz dem zu Maynz einen lumpigen Pfaffen öffentlich ſchimpft, und wenn der Kurfürſt zu Maynz dem Pfälzer erklärt, daß er, wäre er kein Fürſt, ſich ſchwerlich zum Schweinhirten ſchicken würde, wenn Otto von Wittelsbach den päbſtlichen Legaten, im Beyſeyn des Kayſers und vieler Fürſten, erſt wie einen Hundejungen herumtermacht, und ihm dann den Kopf abhauen will, giebt dieſes und hundert andre Vorfälle dieſer Art, eben nicht die beſte Vorſtellung von den feinen Sitten unſrer alten Fürſten.

Zu unſern Zeiten aber hat ſich dieß ſehr verändert, und der Verfaſſer dieſes Buchs kennt ſelbſt mehrere Fürſten, welche durch ihr humanes Betragen alle Achtung und Nachahmung verdienen. Aber es giebt doch Ausnahmen, und zu dieſen Ausnahmen gehörte der Erbprinz von Lap-

pel

pel, welcher, wie gesagt, dem Grafen stets willkommen kam, der Gräfin aber gar nicht gefiel, weil ihr der Ton und das freie Benehmen des jungen Herrn durchaus zuwider war.

Der Prinz kam daher sehr selten, wenn der Graf nicht daheim hauste: allein gerade zu der Zeit von Nannettens Gegenwart zu Walddorf, besuchte er das gräfliche Schloß fast jede Woche, und blieb jedesmal über Nacht.

War er da, so machte er sich mit Nannetten so viel zu schaffen, als er konnte. Es schien sogar, als legte er ihrentwegen den massiven Ton ab, nachdem sie ihm hatte zu verstehen gegeben, daß sie an den zotologischen Unterhaltungen keinen Gefallen habe.

Der Gräfin fiel es auf, daß der Prinz so viel Aufmerksamkeit für ihre Freundin hatte: ungern hätte sie es gesehen, wenn Nannette gegen ihn nicht gleichgültig gewesen wäre, aber sie sahe deutlich, daß das herrliche Mädchen jedesmal verlegen war, wenn ihr der Prinz Fleuretten vorsagte, oder sich mit ihr, so nach seiner Art, unterhielt; sie wußte überdieß Nannettens Verhältnisse, und ihre Liebe für Carl Murner, folglich

lich war sie ruhig, und ließ den Herrn Prinzen immer kommen, aber niemals bat sie ihn, es zu thun, nie schickte sie ihm eine Einladung.

Der Prinz war verheirathet, aber verheirathete Prinzen scheniren sich so wenig, als nicht verheirathete, und oft noch viel weniger. Das ist von je und je bey großen Herren so Mode gewesen, und fängt schon an bey sehr kleinen Herren auch Grandmode zu werden.

Eines Tages kam der Prinz nach Walddorf, und war ausserordentlich lustig. Ich komme, sagte er, vom Grafen von Affenheim, wo ich einen Hauptspaß erlebt habe. Der Graf hält sich eine Mätresse, und die Gräfin ist darüber eifersüchtig. Ist das nicht dumm, meine Damen?

Gräfin. Ich weiß nicht, mein Prinz, ob die Gräfin Unrecht hat. Jeder ehrliche Mann muß sein Versprechen halten, und hat ihr der Herr Gemal nicht Treue versprochen?

Prinz. So ein Versprechen bindet nicht: das ist eine Convenienzzusage, gerade als wenn ich einem sage, daß ich ihm gewogen sey, daß ich für ihn sorgen wolle. Ha, ha, wer wird

solche

solche Versprechen halten, wenn sie anfangen lästig zu werden.

Gräfin. Gesetzt auch, es gäbe Zusagen aus Convenienz — welches ich aber nie zugeben werde — so denke ich doch, daß das Versprechen, auf welchem das eheliche Glück, und die Ruhe einer ganzen Familie beruht, mehr sey, als so ein Convenienzversprechen, und daß es folglich auch streng gehalten werden müsse.

Prinz. Die Ehe ist weiter nichts, als ein Convenienzkontrakt, der wenigstens den Mann nicht bindet.

Gräfin. Ich bitte Sie, Prinz, deräsonniren Sie nicht.

Prinz. Ich deräsonnire nicht; ich spreche aus voller Ueberzeugung.

Gräfin. Dann habe ich nicht die Ehre, Sie zu verstehen.

Prinz. Je nun, so muß ich mich Ihnen verständlich machen, Madam. Es versteht sich von selbst, daß ich bloß von Standespersonen rede: denn der Pöbel, die Bürgerkasaille, mag ihre Moral für sich behalten. Ein Mann von Stande, nimmt sich eine Frau: weßwegen?

wegen? weil es Mode iſt, oder weil ſie Geld hat, oder weil er einen Erben haben will. Das iſt ſein Zweck, und hat er den erlangt, je nun, ſo wäre er ein Thor, wenn er ſich weiter ſcheniren wollte. Eine Frau von Stande hat zwar nicht die Freyheit, welche der Mann ſich mit Recht anmaßet, aber ſie kann doch —

Gräfin. Ich bitte Sie, Prinz, halten Sie ein. Ihre Moral ſchickt ſich nicht zu meiner Art zu denken und zu handeln.

Prinz. Ha, ha, ha, meine Gräfin, wie wär es, wenn den Damen, die Lukrezien ſeyn wollen, alles an der Stirn geſchrieben wäre, was ſie thaten? Ha, ha, ha!

Gräfin. Sie werden beleidigend, Prinz! Ich darf Sie nicht länger anhören, noch weniger darf ich mit Ihnen diſputiren.

Die Gräfin ſtand auf und entfernte ſich. Nannette war ſchon vorher weggegangen: denn das gute Kind ärgerte ſich über die abgeſchmackten Aeußerungen des beſtirnten Faſelers

Der Prinz faßte ſich kurz, denn große Herren wiſſen ſich in ſolchen Fällen leicht zu helfen. Er lief zur Thüre hinaus, um ſeine ſchönen

Flüchtlinge aufzusuchen, und ihnen zu beweisen, daß sich ein Mann von Stande nicht so, mir nichts, dir nichts, dekontenanſiren lasse.

Der Weg des Prinzen gieng nach dem Garten, wo er Nannetten antraf, die in Sophiens Reisen las, die ihr freylich besser behagen mogten, als das prinzliche Gespräch.

„Wie, so allein, schönes Kind,“ rief der Prinz, und nahm sie bey der Hand, „ziehen Sie das Lesen eines pädantischen abgeschmackten Buchs, witzigen Gesprächen und Unterhaltungen vor?

Nannette. Nein, gnädiger Herr, aber dieses Buch ist weder pädantisch noch abgeschmackt.

Prinz. Lassen Sie sehen. (nimmt es) Ach, Sophiens Reisen. Je nun, wie Sie meynen. Aber die Moral des Buches ist mönchisch-finster und trübselig.

Nannette. Im Gegentheil, mein Prinz, ich glaube, ein Mensch, der so lebt, wie es die Moral dieser Schrift fordert, wird nie finster.

Prinz. Lesen Sie die Schriften Ihrer Nation nicht?

Nannette. O ja, aber seitdem ich in Deutschland bin, lese ich mehr deutsche Bücher, um die freylich sehr schwere, aber auch sehr reichhaltige, kernhafte deutsche Sprache zu lernen. Und ich muß Ihnen frey gestehen, die deutschen Schriften gefallen mir beynahe besser, als die meiner eigenen Nation. Die Franzosen haben keine Messiade, keinen Frühling, wie Kleists Frühling, keine naiven Gedichte, wie die eines Bürgers oder Blumauers, keine Dramen, wie Schillers Trauerspiele und Lessings Minna.

Prinz. Schönes Kind, Sie wollen mir gewiß ein Compliment machen, weil ich ein Deutscher bin. Sie irren sich; ich liebe nur die französische Literatur; wo hat der Deutsche einen Dom Bougre, einen Parnasse libertin, ein Buch wie Les amours de couvent und dergleichen aufzuweisen? *)

*) Der Prinz irrt sich. Wir Deutsche haben an schlüpfrigen Schriften, welche nicht selten ins Grob-

Nannette. Bücher dieser Art lese ich nicht, mein Prinz.

Prinz. Sie sollten Sie aber lesen, um Ihren Geschmack noch besser zu bilden. — Doch die Zeit ist kostbar. Ich habe Ihnen schon lange ein Geständniß thun wollen, aber es war immer keine Gelegenheit dazu.

Nannette. Lassen Sie mich, gnädiger Herr. Die Gräfin wartet auf mich. (will sich los machen)

Prinz (holt sie zurück) Sie sollen und müssen mich erst anhören. Hier haben Sie mein Geständniß; Ich liebe Sie über alles, süßes Mädchen!

Nannette. (erröthend) Und das sagen Sie mir, Prinz? Erinnern Sie sich, daß Sie eine Gemalin haben.

Prinz. Hierüber habe ich gerade solche Gedanken, wie sie ein Mann von meinem Stande haben muß. Aber, wie gesagt, die Zeit

Grobzotologische geben, gar keinen Mangel. Die Gedichte im Geschmack des Grecourt, die Lindamire, die Kantharyden u. a. sind ja leider bekannt genug.

Zeit iſt koſtbar, es könnte uns Jemand ſtören. Alſo vernehmen Sie meinen Vorſchlag.

Nannette. Ich mag Ihren Vorſchlag nicht hören, Prinz. Laſſen Sie mich, ich muß zur Gräfin. (will ſich durchaus losmachen)

Prinz. Hören Sie mich erſt. Ihre Lage, mein ſchönes Mädchen, iſt wirklich nicht ſo, wie die Lage eines ſo vollkommenen Kindes ſeyn ſollte. Sie leben hier von der Gnade der Gräfin. Wie lange noch? So lange die Frau Gräfin Ihrer nicht müde wird. Wird ſie das einmal, je nun, ſo werden Sie geſchaßt. Und wo dann hin? He! dann müſſen Sie Noth leiden, oder gar liederliche Wirthſchaft anfangen, wie ſchon manche Emigrantin hat anfangen müſſen. Aber wenn Sie mir folgen wollen, ſo ſollen Sie von aller Abhängigkeit und allem künftigen Mangel ſicher ſeyn Ich beſitze ein Luſtſchloß, einige Meilen von der Reſidenz: das räume ich Ihnen ein, gebe Ihnen jährlich zwey tauſend Gulden Gehalt; ſie leben wie eine große Dame, Jedermann verehrt Sie, als die Geliebte eines Reichsfürſten, pardiſh! Und ſollten ja Kinder kommen —

Nannette. (reißt sich endlich mit Gewalt los) Ungeheuer! So was sagen Sie mir, und wollen ein Reichsfürst seyn? Ein Unwürdiger, ein Verworfener sind Sie. Nie sehe ich Sie wieder.

Sie lief fort, und verschloß sich in ihrem Zimmer, wo sie ihren Thränen freyen Lauf ließ, die sie häufig vergoß; denn solche Unverschämtheiten hatte sie noch nie gehört, auch sogar von den Ohnehosen in Frankreich nicht. Unser Prinz von Lappel war unverschämter und ausgelassener, als ein französischer Sansculotte, das kommt aber daher, weil Menschen seiner Gattung, Gesetze und Ordnung noch weniger ästimiren, als ein Sansculotte.

Der Prinz ärgerte sich, daß ihm ein Mädchen Wahrheiten gesagt hatte, welche er nicht gewohnt war, zu hören. Aber er tröstete sich bald wieder, und beschloß, seinen Zweck zu verfolgen, es koste auch, was es welle. Er zweifelte ganz und gar nicht am glücklichen Erfolge. Denn er hatte den Grundsatz, der sich auch durch die leidige Erfahrung bestätiget, daß ein Mädchen, einem Mann von Stande, der Geld

hat,

hat, nicht ewig widerſtehen könne. Er gieng daher ganz unbefangen ins Schloß, wo er die Gräfin traf, welche aber von dem, was zwiſchen ihm und dem Fräulein vorgefallen war noch nichts wußte. Er nahm bald hernach Abſchied, ſetzte ſich zu Pferde, und ritt auf ſein Luſtſchloß, um ſich in den Armen eines Müllermädchens, das er daſelbſt unterhielt, für Nannettens Sprödigkeit ſchadlos zu halten.

Funfzehentes Kapitel.

Durchgefallen.

Gleich nach dem Abzug des Prinzen kam Nannette zu der Gräfin, umarmte sie mit Thränen, und erzählte ihr den schimpflichen Antrag des durchlauchtigen Verführers.

Die Gräfin machte große Augen und schüttelte den Kopf gewaltig. „Das hätte ich doch nicht vermuthet“, sagte sie, „daß die Unverschämtheit des Prinzen so weit gehen würde. Sogar in meinem Gebiete greift er die Unschuld an; aber ich hoffe, daß nach dem, was Sie ihm gesagt haben, er sich nicht mehr unterstehen werde, mein Haus zu betreten: thut er es aber dennoch, so weiß ich gewiß, daß er seinen Antrag der Schande, nicht wiederholen wird.

Nannette

Nannette versicherte, daß sie das Unzehen nicht mehr sehen wolle.

Es vergiengen nicht drey Tage, so war der Herr Prinz wieder da, und zwar so unbefangen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Mit der größten Selbstgenügsamkeit, welche Leuten der höhern Stände, auch bey dem nagendsten Gram im Innern, so sehr geläufig ist, trat er ins Zimmer der Gräfin, welche sich eben von Nannetten etwas aus den Horen vorlesen ließ. Nannette stand auf, und entfernte sich, ohne den Prinzen anzusehen. Die Gräfin empfieng ihn mit der äussersten Kälte.

Warum gieng Ihre Freundin so schnell weg, meine Gnädige, fragte der Prinz.

Gräfin. Es wird ihr nicht wohl seyn.

Prinz. Sie fürchtet sich doch nicht vor mir?

Gräfin. In meiner Wohnung wäre eine Furcht dieser Art sehr überflüssig.

Prinz. (pikirt) Hm, hm. — Es ist heute stürmisch Wetter,

Gräfin. O ja. — Drum muß man im Herbst zu Hause bleiben.

Prinz. Das hätte ich auch thun ſollen nicht wahr, meine Gräfin?

Gräfin. Sie hätten ſich wenigſtens der Gefahr, den Schnupfen zu holen, nicht ausgeſetzt.

Prinz. Die Begierde, Ihnen mein Kompliment zu machen, trieb mich hieher.

Gräfin. Gar zu höflich. Ich hätte Ihnen den Mangel an Aufmerkſamkeit gerne vergeben.

Prinz. Sie werden anzüglich, meine Gräfin.

Gräfin. Es iſt meine Art, zu reden, wie ich denke. Anzüglich rede ich niemals.

Prinz. Aufrichtigkeit iſt alſo eine Ihrer liebenswürdigen Tugenden?

Gräfin. Aufrichtig zu ſeyn, halte ich für Pflicht.

Prinz. Nun wohlan denn! auch ich will aufrichtig ſeyn, meine Gräfin. Wollen Sie mich anhören?

Gräfin. Reden Sie.

Prinz. Sie können ſich unendlich verpflicht um mich machen.

Gräfin.

Gräfin. Mit Vergnügen.

Prinz. Sie kennen meine Familie.

Gräfin. Und verehre ſie als ein Fürſtenhaus, das in den ältern Zeiten brave Männer gegeben hat.

Prinz. Sie wiſſen, daß ein Antrag, der von Leuten unſers Gleichen kommt, allemal ehrenvoll iſt.

Gräfin. Nun?

Prinz. Hören Sie! Ich liebe Ihre Freundin Nannette, bis zum Raſendwerden. Wenn mich das herrliche Mädchen verachtet, oder wenigſtens nicht wieder liebt, ſo bin ich der Unglücklichſte unter allen Sterblichen. (hält ein)

Gräfin. (nach einer Pauſe) Iſt's Ihnen nicht gefällig fortzufahren.

Prinz. (küßt ihr die Hand) O beſte Gräfin, haben Sie Mitleid mit mir, reden Sie mit dem ſchönen Kind, aber reden Sie zu meinem Beſten.

Gräfin. (lacht bitter) Was wollen Sie denn mit Nannetten machen, Prinz?

Prinz. Je nun, was ein Mann meines Standes mit einem Frauenzimmer macht,

das

das er liebt, und doch nicht heirathen kann.

Gräfin. (zornig) Pfuy, Prinz, mir so was anzutragen! Schämen sollten Sie sich, der edlen Nannette so unedle Dinge schon neulich im Garten gesagt zu haben. Aber Sie wissen nicht, was Ehre oder Schande ist. Von nun an verbiete ich Ihnen, meine Wohnung ferner zu betreten; und sollten Sie es dennoch thun, so haben Sie sich die unangenehme Begegnung selbst zuzuschreiben, welche Sie gewiß erfahren werden. Leben Sie wohl!

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin, und ließ den Prinzen allein. Dieser fluchte fürchterlich, und verließ das Schloß, indem er sehr laut sagte: bey meiner hohen Ehre, so wahr ich Ludolph Friedrich, Prinz von Lappel heiße, zum Ziel muß ich kommen, oder ich brenne das Nest da ab.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier bey dem Wort: auf Ehre, eine Anmerkung machen, die vielleicht manchen Brauskopf beleidigt, aber dem Mann von rechtartiger Ehre nicht mißfallen kann.

Ein englischer Schriftsteller, der bekannte Graf von Rochester, sagt: billig sollte eine Hypothek auf die Ehre eines Mannes, die sicherste aller Hypotheken seyn *). Der Graf Rochester hat Recht, denn die Ehre ist das höchste Gut eines Mannes; wer also seine Ehre verpfändet, ist schuldig, sie wieder einzulösen, das heißt, er muß das, was er auf Ehre versprochen, oder behauptet hat, auch halten, oder beweisen. Daß es ein Widerspruch sey, auf Ehre etwas Schändliches zu versprechen, versteht sich von sich selbst. Wenn z. B. der Herr Fähndrich, oder der Herr Lieutenant sagt: daß er auf Ehre den Soldaten, der ihm seine Schwester nicht hat auf die Stube bringen wollen, bey der ersten Gelegenheit durchhauen wolle, daß ihm der Seelensack wackeln sollte, so weiß der Hr. Fähndrich oder der Hr. Lieutenant wahrscheinlich nicht,

*) Lettres du Comte de Rochester, traduites de l'Anglois. Tom. II. p. 17. à Amsterdam 1748.

nicht, was Ehre iſt, ſonſt würde er nicht ſo dumm und ſo abgeſchmackt reden. Unter Soldaten und Studenten ſind die Verſprechen auf Ehre mehr Mode, als unter andern Ständen, ob ich gleich mehrmals Handwerksburſche, auf Studentiſch: Guoten genannt, nicht nur bey ihrer höchſten See, le ſchwören, ſondern auch auf Ehre verſichern und verſprechen gehört habe. Die Verſicherungen auf Ehre, ſind aber die allerunſicherſten. Man bedenke, wie viele Bürger auf Ehre ſind betrogen worden, wie mancher Schuſter und Schneider jetzt darbt, weil er auf Ehre geborgt hat, wie manches Mädchen jetzt im Elende ſitzt, und ihren Verführer verflucht und verwünſcht, weil es ſich auf Ehre hat allerley vorlügen laſſen! Daher iſt auch das Ehrenwort bey klugen Leuten, welche der Welt Lauf kennen, zum Geſpötte geworden. Gerade die, welche ſo ſehr auf ihre Ehre pochen, die Militärperſonen und die Studenten, nebſt den, wegen des Ehrenſchwurs hieher gehörigen, haben durchaus den wenigſten Kredit. Die Herren

ſollten

ſollten billig, um ihren Kredit wieder herzuſtellen, künftighin beſſer Treue und Glauben halten, aber ja nichts mehr auf Ehre verſprechen, weil dieſes Wort zu ſehr berüchtigt iſt, als daß es nicht bey jedem, der es hört, Mißtrauen gegen das Verſprechen erzeugen ſollte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Die Gräfin und Nannette glaubten nun, der Prinz würde seine schändliche Absichten aufgeben, und sich ruhig verhalten: aber sie irrten sich. Der Prinz kam wieder. Die Gräfin sowohl, als Nannette waren für ihn unsichtbar, man sagte ihm, sie wären beyde nicht zu Hause.

Fluchend ritt er fort, und kam nach einigen Tagen wieder. Der Haushofmeister meldete ihm nun, daß er Befehl habe, ihm den Eintritt ins Schloß zu versagen. Die Gräfin habe es ausdrücklich so befohlen, würde er aber mit Gewalt eindringen wollen, so müsse er ihn gleichfalls mit Gewalt abweisen. Der Prinz zog ab.

Die Gräfin hatte in der Nähe eine Freundin, welche sie öfters besuchte; der Prinz von

Lap

Lappel wußte dieß, und als einſt die Gräfin mit Nannetten bey der Frau von Schieſſer, ſo hieß die Dame, zum Beſuch war, drängte er ſich zu, und ſtellte ſich, als wäre gar nichts vorgefallen.

Dieſe Zudringlichkeit brachte die Gräfin ſehr auf. Sie ſchrieb alſo an den regierenden Fürſten von Lappel, und ſtellte ihm das unſchickliche Betragen des Prinzen, mit den lebhafteſten Farben vor, und bat ihn, dem jungen Herrn zu befehlen, ſie und ihre Freundin für die Zukunft ungenekt zu laſſen.

Der regierende Herr Fürſt antwortete, wie folget:

Meine liebe Frau Gräfin!

Es wundert mich ſehr, daß eine Frau von Ihrem Stande, wegen einer Sache ein Aufheben macht, die doch im Grunde eine Bagatelle iſt. Der Prinz von Lappel, mein Sohn, iſt ein junger feuriger Mann, und Ihre Nannette, wie ich gehört habe, ein junges hübſches Mädchen. Da war es denn leicht möglich, daß ſie dem Prinzen gefiel, und wenn ein Mädchen erſt einem Prinzen gefällt, ſo geht dieſer gern einen

Schritt weiter. Ich kann so was meinem Sohne nicht übel nehmen: haben Sie es aber übel genommen, a la bonne heure, so kann ich es nicht hindern, ob ich es gleich mißbillige. Ich habe ja selbst, wie jedermann weiß, einen natürlichen Sohn, welcher schon Obrist ist, und seine Mutter, meine gewesene Mätresse, ist Oberforstmeisterin. So hoch mögte wohl Ihre Nannette nicht steigen. Doch will ich meinen Sohn, den Prinzen Ludolph, ermahnen, Sie und Ihr Idol, die goldne Nannette, nicht ferner mehr zu beunruhigen, da Sie den ehrenvollen Besuch eines Prinzen, für eine Beunruhigung ansehen. Leben Sie recht wohl, meine Gräfin, mit Ihrer goldnen Nannette, dem züchtigen Täubchen.

Lappel den 9ten Julii
179*

Der regierende Fürst
zu Lappel.

Mit Verachtung warf die Gräfin den Brief des Fürsten von Lappel auf die Erde. „Wehe dem Volk, rief sie, welches von Menschen regiert wird, die solche Grundsätze haben!“ Wenn die

die Herren in Frankreich auch so dachten und handelten, wie dieser Fürst und sein Sohn, so kann ich es beynahe den Franzosen nicht verdenken, daß sie das unerträgliche Joch abschüttelten: denn ein unvernünftiger Regent, ist die größte Plage des menschlichen Geschlechts.

Der Brief der Gräfin hatte indeß doch so viel bewirkt, daß der Prinz nicht wieder kam, und die Frauenzimmer auch nicht mehr außer ihrer Wohnung aufsuchte. Die Gräfin hoffte, er würde nun seine fabelhaften Ideen aufgeben, und glaubte dieses um so eher, da bekannt wurde, der Prinz habe sich vor kurzem an ein Obstmädchen gehängt, und lebe mit demselben auf einen sehr traulichen Fuß. Sie hatte daher, nach ihrem Gedanken, nichts mehr von ihm zu befürchten. Die vorige Ruhe war also im Schlosse Waldorf wiederhergestellt.

Indessen schrieb der Graf Vitacon an seine Tochter, Frau von Raphael sey unpäßlich, und verlange sehr nach ihr.

„Sie müssen hin reisen, sagte die Gräfin, die brave Frau verdient Ihre Freundschaft. Aber ich werde Sie begleiten, und Sie wieder zurück

in mein Haus bringen, denn ohne Sie kann ich nicht leben.“

Die Damen reiſten wirklich ab, und kamen zu Raffelsburg an, wo ſie mit aller Herzlichkeit empfangen wurden.

Der Graf von Vitacon zeigte ſeiner Tochter das Schreiben des Herrn von Noix, an ſeinen Freund Raphael. Nannette erröthete.

„Warum wirſt Du ſo roth, meine Tochter? ſagte der Graf.“

Nannette. Ach beſter Vater, erſparen Sie mir das Geſtändniß.

Graf. Da ich ſchon alles weiß? Habe ich nicht ſelbſt mit meinen Ohren gehört, daß Du unſern Retter, den braven Carl Murner liebſt?

Nannette. (ergreift ſeine Hand.) Vergeben Sie mir.

Graf. Ich vergebe Dir nicht allein, ich billige ſogar Deine Liebe. Aber ſage mir, was haſt Du mit dem Hrn. von Noix verabredet?

Nannette fieng nun an zu beichten, und der Graf ſahe deutlich ein, daß Noix zwar ſeine Tochter liebe, daß er ihrer Ruhe aber ſeine Liebe aufopfere. Er bewunderte die Großmuth ſeines

Freun-

Freundes, und wünschte, daß Nannettens und Warners Liebe mögte glücklich seyn.

„Sie sind auf einmal so stille, mein Vater, sagte das holde Mädchen.“

Graf. Ich stelle mir im Geist das Vergnügen vor, welches ich genießen würde, wenn ich Deine und Deines Carls Hände zusammenfügen könnte.

Nannette. Ach, mein Vater, ich hoffe noch immer.

Graf. Das mußt Du auch meine Tochter, die Hoffnung in der Liebe erhält die Treue, und treu mußt Du dem redlichen Carl bleiben: er verdient es. Aber — (hält ein.)

Nannette. Was bedeutet dieses ängstliche Aber —

Graf. Mein Kind, du mußt Dich auf alles, auch auf das Schlimmste gefaßt halten. Dein Carl ist in Frankreich zurückgeblieben, bedenke, in welchem barbarischen Lande er blieb, in einem Lande, wo man das Leben eines Menschen so viel achtete, wie das Leben eines Insekts, wo Rechtschaffenheit Verbrechen ist. Bedenke, welchen Gefahren ihn sein gerader Sinn, seine Menschen-

ſchenliebe, und ſeine Aufrichtigkeit nicht aus-ſetzen muß! Ich wills zwar nicht hoffen; aber wie, wenn er unglücklich wäre, wenn er ein Opfer der franzöſiſchen Freyheitswuth und Volks-tyranney würde.

Nannette fiel bey dieſer Vorſtellung ihres Vaters beynahe in Ohnmacht, und der Graf hatte alle ſeine Beredſamkeit nöthig, dem empfindſamen Mädchen Troſt und Muth einzuſprechen.

Siebenzehntes Kapitel.

Numne operae sunt principe dignae? *)

Claudianus.

- - - - - - -

Drey Wochen waren seit der Ankunft Mannettens und der Gräfin auf dem Landgute Rafflesburg verflossen, als letztere einen Brief von ihrem Gemal erhielt, worin er ihr meldete, daß er verwundet zu Waldorf angekommen sey; zugleich bat er sie gar sehr, doch so bald es möglich wäre, zu ihm zu kommen.

Die Gräfin, welche ihren Gatten zärtlich liebte, machte sogleich Anstalten zu ihrer Abreise, und wollte durchaus Mannetten mit haben. Aber die Frau von Raphael, welche noch immer kränkelte, bat so sehr, diese liebe Freundin noch bey ihr

*) Heißt das nicht fürstlich gehandelt?

ihr zu laſſen, daß ſie ihr endlich erlaubte, noch einen Monat, aber ja nicht länger, auf Raſſelsburg zu bleiben.

Beyden Freundinnen war es beym Abſchiede, als nähmen ſie ihn auf ewig von einander. Dieß könnte ein Philoſoph, welcher der Seele ein Ahndungsvermögen zuſchreibt, wohl aus eben dieſem Vermögen erklären. Die Gräfin und Manuette wußten damals nicht, und ſtellten ſich nichts weniger vor, daß ſie der ſeltſamſte Zufall von der Welt trennen ſollte, und bis jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſind ſie noch nicht wieder zuſammen gekommen. Sie leben beyde noch, und leben glücklich, aber immer weit von einander, und ich zweifle, daß ſie ſobald möchten zuſammen kommen, allein, andre glückliche Umſtände machen ihnen die Trennung erträglicher, als damals, als ſie ſich in Raſſelsburg trennten.

Der Graf von Vitacon war recht froh, daß ſeine Tochter noch einige Zeit bey ihm blieb: denn ſie war die einzige Perſon von ſeiner ganzen Familie, welche ihm noch Vergnügen und Freude gewährte. An ſeinen Sohn dachte er nur mit Kummer und Seelenſchmerz: denn er

wußte

wußte nicht, wo er sich aufhielt, ob er noch in Frankreich war, und wie es ihm da gieng, oder ob er ausgewandert war und sich vielleicht gar bey dem Kor von Conde aufhielt. Der letztere Gedanke war ihm unerträglich, denn er hatte so viel unkluges, schlechtes und entehrendes von diesem Kor gehört, daß er lieber gewollt hätte, sein Sohn diente bey den Türken und sey Janitschar, als daß er beym Corps de Condé Generals-Rang hätte. Die Gräfin von Vitascon konnte ihrem Gatten auch nicht viel Vergnügen gewähren, sie lebte ohnehin entfernt von ihm, und würdigte ihn sehr selten einiger Zeilen, die noch obendrein mit Bitterkeiten und emigrantischen Faseleien angespickt waren.

So blieb denn Nannette allein noch die Freude seines Herzens, und der Gedanke, daß das gute Kind doch bald zur Gräfin von Waldorf zurückkehren würde, machte ihm großen Kummer. Aber anders konnte es ja nicht seyn, wie er dachte: er und Nannette hatten gegen die Gräfin zu große Verbindlichkeit.

Die Zeit, welche die Gräfin für Nannettens Aufenthalt auf Rasselburg festgesetzt hatte,

gieng

gieng zu Ende. Sie schrieb, daß sie nächstens einen Wagen schicken, und ihre Herzensfreundin dringend bitten lassen.

Annette hatte ihrem Vater kein Wort von dem Einfall des Prinzen von Carpi gesagt: denn sonst würde er niemals zugegeben haben, daß sie an einen Ort zurückkehrte, wo ein fürstlicher Verführer in der Nähe war. Dieß hatte die kluge Gräfin von Waldorf wohl überlegt, und hatte daher, aus Furcht, ihre Freundin zu verlieren, Ursachen gefunden, den ganzen Vorfall zu verheimlichen. Ob dieß aber sehr klug war, mögen meine Leser aus dem Verfolg der Geschichte selbst entscheiden: mich dünkt es aber doch, daß Eltern, zumal Mädchen, sehr unrecht handeln, wenn sie ihren Aeltern die Gefahren verschweigen, worein sie gerathen sind. Mädchen müssen auf sich und auf ihr Glück sich nicht zu viel verlassen.

Endlich kam der Wagen, der Annetten abholen sollte, und mit dem Wagen ein alter Diener der Gräfin von Waldorf, dem man für unverbrüchlich treu hielt, weil er dem Grafen schon lange gedient hatte, und ein alter Kerl war.

war. Gerade als wenn ein alter Kerl kein Schurke werden könnte! Der Advokat Schlaf iſt auch ein alter Kerl, und doch ein abgeſeimter Schurke, wie alle ſeine Klienten und die, gegen welche er gedient hat, einhellig bezeugen, und wie die Stadtgerichte zu Sauſloch und das Amt zu Nuclach ſchriftlich von ſich geben könnten, wenn es das Intereſſe der Herren zu Sauſloch und zu Nuslech nicht erforderte, daß Leute ihres Gleichen, das heißt auf gut Deutſch, Schurken, die Prozeſſe führten. Wo würden auch die Leute hinkommen, wenn es lauter ehrliche Advokaten gäbe?!!

Alſo der alte Kerl, Gebhard genannt, kam mir, und brachte einen Brief von der Frau Gräfin an Fräulein Nannette, worin ſie gebeten wurde, ſogleich mit dem Wagen zurückzufahren. Nannette gab den Brief ihrem Vater, dieſer ſeufzte und gab ihn der Frau von Raphael: Frau von Raphael weinte, und gab den Brief ihrem Gatten. Dieſer fluchte, und ſagte: je nun, was iſt da zu machen? Das Fräulein fährt nach Waldorf, und nach zwey Monaten laß ich ſie von dort hieher holen.

Dabey blieb's denn auch: Nannette nahm von ihrem Vater und ihrer Freundin den zärtlichſten Abſchied, und reiſte den andern Tag früh ab.

Unterwegs wollten ſie in einem Städtchen einkehren, und bey einer Dame übernachten, welche Nannette von Walddorf aus kannte. Der Weg war ſehr gut, und ſie hätten auch das Städtchen gar wohl erreichen können. Der Kutſcher aber, der ſich mit dem alten Gebhard verſtand, fuhr an allen Schenken an, und ließ ſich Schnapps geben; alle Augenblicke war dieſes oder jenes am Wagen zerbrochen, und es mußte ſtille gehalten werden; gegen Abend fuhr ſich der beſoffene Bube gar irre.

Nannette fieng an, ſich zu fürchten, aber der alte Gebhard redete ihr Muth ein, und ſprach ſo treuherzig, daß ſich das gute Mädchen in ihr Schickſal ergab, und ſich, in der Hoffnung, bald nach Kreuznach — ſo hieß der Wohnort von ihrer Freundin — zu kommen, immer weiter fahren ließ.

Mord Sackerment, fluchte endlich der Kutſcher, wir ſind ganz irre: auf der erſten beſten Schenke übernachte ich.

Gebhard. Er muß uns noch nach Kreuz nach fahren, oder der Teufel soll Ihn holen.

Kutscher. Nach Kreuznach? Herr sind Sie klug? Wir haben noch vier Meilen bis dahin.

Gebhard. Und wenn auch; wir müssen nach Kreuznach.

Kutscher. Dann spannen Sie sich selbst vor den Wagen. Die Gäule gehen keinen Schritt mehr, die armen Thiere! Wie gesagt, in der ersten Schenke kehre ich ein. Wollen Sie weiter, in Gottes Namen, gehn Sie immer zu Fuß.

Der Kerl hielt Wort: in einem Wirthshause, das an der Straße lag, hielt er stille; alle Vorstellungen und Bitten des Fräuleins, die gewiß ernstlich waren, und alle verstellten Zureden Gebhards waren umsonst. Der Kutscher bestand einmal darauf, seine Gäule — denn so nennt man in jener Gegend die Pferde — könnten nicht weiter, er dürfe die armen Schindmähren nicht zu Tode fahren.

Gebhard bat nun das Fräulein selbst, der Nothwendigkeit, in der Schenke zu übernachten, nachzugeben, und machte seine Vorstellung so gut, daß die unbefangene Nannette zufrieden war.

Der Wirth und seine Frau, vorher schon gestempelt, waren gegen das Fräulein und ihren Begleiter Gebhard, außerordentlich höflich, und leisteten ihnen alle Dienste, die sie mit Worten, oder auch nur mit Mienen forderten, nach der Art aller habsüchtigen Gastwirthe, welche einen guten Beutel bey ihren Gästen vermuthen.

Da ich denken kann, daß manche meiner lieben Leser, auch dann und wann zu Bier, Schnapps oder Wein gehen, so will ich ihnen, als ein alter Praktikus, hier eine Regel mittheilen, die ihnen dann und wann sehr nützlich seyn kann. Die Regel aber ist folgende:

Meine Herren, kommen Sie in ein Wein- Bier- oder Schnappshaus, so klimpern Sie gleich beym Eintritt mit Ihrem Gelde, daß es der Herr Wirth oder die Frau Wirthin hört, und

und betheuern Sie, daß großer Durſt Sie antreibe, einzukehren. Das wirkt. Sie haben nicht nur gute Aufwartung, ſondern auch das beſte Getränk, das der Wirth im Keller hat. Uebrigens ſteht es Ihnen frey, zu bleiben, ſo lange ſie wollen, oder wegzugehen, wenn Sie wollen. Probatum eſt.

Die Herren Recenſenten, beſonders die unter allen Superklugen Superunterklugen in der Jenaiſchen und Erlangiſchen Literaturzeitung, werden ganz gewiß über dieſen Rath, den ich meinen Leſern mittheile, herfallen, und ihn ſo nach ihrer Art würdigen. Aber den Herren muß ich ſagen, daß ich in dieſem Stück kompetenter Rathgeber bin, ſo gut, wie ein angeſtellter Juſtizkommiſſär in Venedien es nur ad causas ſeyn kann, ſo, wie hier auch ſogar Doctores utriusque juris, die ſonſt Collegien laſen, oder doch leſen wollten, aber ihrer groſſen Untauglichkeit wegen keine Zuhörer bekamen, ſich bey Stadtgerichten und Aemtern als Auscultatoren anſtellen laſſen. Es war auch wirklich ein ſeltſamer Gedanke, daß ſo ein Medjöh, der

das

das A. B. C. der Geschichte nicht weiß, und das Edictum perpetuum dem Kayser Friedrich mit dem rothen Bart zuschreibt, doch die Reichsgeschichte lehren wollte! Der Mensch hätte noch gewaltig studiren müssen. Aber bey der jetzigen Lage der Handwerksgelehrsamkeit, kann es einmal nicht anders seyn, ein Doctor ist ja Meister, und jeder Meister — man sehe die Handwerksstatuten — hat das Recht, Jungen zu lehren, und Gesellen — Fiskale, Famulusse — zu halten!!

Würden die Herren Recensionsfabrikanten anders kompetente Männer anstellen, so würde es auch bald anders mit der Gelehrsamkeit und der Art, sie zu betreiben, aussehen. Aber so recensiren meist unwissende Menschenkinder, oder fatale Priester, die sich gern an den Aesten der gemordeten Ehre anderer nahen. Bitter genug hat Herr Danz zu Tübingen, in der Vorrede zum sechsten Band seines, im Grunde schätzbaren, obgleich nicht fehlerfreyen, Commentars, eine gewisse Literaturzeitung abgefertigt: aber was hilfts? Die Literaturzeitungsmänner behalten ihr

ihren alten Ton bey, und geſtehen doch ſelbſt in traulichen Geſprächen, daß ihre Recenſionen mit den famöſen Libellen ſo harmoniſch ſind, wie der Sohn mit dem Vater. Meine lieben Leſer verzeihen mir gewiß dieſe Ausſchweifung!

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung der saubern Geschichte.

.....

In dem Wirthshaus, wo Nannette hatte einkehren müssen, wurde dem herrlichen Mädchen und ihrem Begleiter eine Mahlzeit aufgetischt, worüber sie sich wunderte. Sie äusserte ihre Verwunderung gegen ein Aufwartemädchen, und diese sagte ihr ganz unbefangen, daß alles schon wäre bestellt gewesen.

Bestellt? sagte Nannette.

Mädchen. Allerdings, mein Fräulein Nannette!

Nannette. Du weißt meinen Namen?

Mädchen. Hi, hi, hi, freylich. Warum denn das nicht?

Nannette. Sag mir, liebes Kind, wer hat denn hier die Bestellungen gemacht?

Mäd

Mädchen. Wie Sie doch fragen können! Sie wissen ja alles besser.

Nannette. (sich besinnend) Je nun, Mädchen, hier hast du was, (zieht ihr Geld)

Mädchen. (schnarrend, so nach der Art der Aufwartemädchen) Hören Sie, liebes Fröleichen, vorgestern kommt da der Mosjöh Zacharis — Sie kennen ihn doch? Es ist der Zacharis, der da unten im Dorf, 's ist eine halbe Stunde von hier, wer recht zugeht; aber ich brauche immer Dreyviertelstund: je nun Herrjemineh, da kommt aber auch immer der Michel, den sollten Sie kennen, liebes Fröhlen, das ist ein flinker Bursche. Dem seine Mutter will nicht haben, daß ich mit ihrem Sohn — hi, hi, hi!

Nannette. (ängstlich) Du antwortest ja nicht, liebes Mädchen, auf meine Frage?

Mädchen. Ach, um Gotteswillen, gnädige Frölen, ich will ja und wahrhaftig. Sehen Sie, der Zacharis kam hieher, und bestellte alles. Sie sind ja doch des Prinzen von Lappel seine Liebste?

Nannette. Ich? (außer sich) Gott!!

Mädchen, (ſchäkernd) Nun, was iſt denn das auch? So ein hübſches Mädchen, wie Sie ſind, muß doch wohl was hübſches zum Liebſten haben.

Nannette hatte nun genug. Sie verbot dem Mädchen, etwas von der Unterredung zu ſagen, und eilte in die Wirthsſtube.

„Wir müſſen fort“, ſagte ſie zu dem Begleiter Gebhard.

Gebhard. Fort, meine Gnädige, und ſo ſpät?

Nannette. Fort, ſag ich, und zwar im Augenblick.

Gebhard. (verlegen) Warum denn? Haben wir nicht gutes Quartier?

Nannette. Wenn Sie nicht anſpannen laſſen, ſo gehe ich allein.

Gebhard. Wer wird Sie denn gehen laſſen?

Nannette. Ich gehe. (will fort. Der Wirth hält ſie zurück)

Wirth. Meine gnädige Fröhlen, Sie ſollen keinen Fuß aus meiner Stube ſetzen.

Herr

Herr Zachuris würde das Ding verflucht spitz nehmen.

Mannette. Zacharis? Was hat der mir zu befehlen?

Wirth. Zacharis freylich nicht, aber der allergnädigste Prinz doch?

Mannette verstummte.

Der Wirth holte ihr Rosoli, wie ers nannte, und ermahnte sie zu trinken. Sein Rosoli, meynte er, wäre vortrefflich für Frauenzimmer, welche Anfälle von Mutterbeschwerden hätten. Mannette schlug das Glas Schnapps, welches der Wirth, nach Art einiger seiner Herren Amtsbrüder, ihr eintrichtern wollte, dem Menschen aus der Hand, und der Mensch schwur hoch und theuer, lieber müsse man ein Glas des besten Schampagner verschütten, als den kapitalen Rosoli.

Ein Schlag auf die Thürklinke, und der Prinz von Lappel trat ein.

Eintreten und Mannetten umarmen war eins.

In dem Augenblick, wo der Prinz von Lappel eintrat, und Mannetten anfaßte, war auch

die

die Stube leer. Der Wirth, seine Frau, und Gebhard stürzten zur Thüre hinaus, und so war denn das herrliche Geschöpf verloren! Wer wird nun sagen können, durch meine Hülfe — ich rettete sie!

Excussa est avidi dentibus agna lupi.

Ich würde die Delikatesse mancher meiner Leser und Leserinnen beleidigen, und andern, die in dergleichen Schulen schon gewesen sind, nur lange Weile machen, wenn ich hier weitläuftig erzählen wollte, was der Prinz zu Nannetten sagte, und was er that. Aber das muß ich sagen, daß Nannette ihrer Tugend und ihren Grundsätzen getreu, alle Angriffe des Prinzen abschlug, und ihm auch nicht die geringste Freyheit zugestand.

Der Prinz ward endlich aufgebracht und rief seinem Spießgesellen Pikard, der ihm schon mehrmals in ähnlichen Verlegenheiten beygestanden hatte. Pikard erschien, und beyde Buben, der Herr Prinz und der Herr Kammerdiener Pikard, waren eben im Begriff, ein gewisses Manöver zu machen, das man sonst auf franzö-

sisch

äſiſch la volte hieß, als auf einmal gewaltig am Fenſterladen angeklopſt wurde.

Wer iſt denn da, rief die in der Nebenkammer ſteckende Frau Wirthin.

Literatur, war die Antwort von auſſen.

Wirthin. Wir können nicht aufmachen.

Drauſſen. Was? Nicht aufmachen? Der Literatur nicht aufmachen? So ſollen ja alle hölliſche Grenadierbataillons herkommen. Ritſch Biſchewitt, wollt Ihr aufmachen, Ihr verfluchten Neſtorianer?

Wirthin. Wir können nicht; reiten Sie doch in Gottesnamen eine Stunde weiter, da iſt ja das Dorf.

Draußen. Pipſak, verfluchter Knochen, ſprich, machſt Du auf oder machſt Du nicht auf? Sprich, verhunztes Katzengeſicht.

Wirthin. Nein, aufgemacht wird nicht.

Draußen. Dann machen wir ſelbſt auf. Wir ſind hier in ſtatu naturali. Allons, Brüder, ans Werk.

Dictum factum: die Thüre ſprang auf, und zehen Studenten von Sauſlingen traten in die Stube, wo die ſchöne Nannette bald das

verlohren

verlohren hätte, das jedes Mädchen höher als alles halten ſollte, und doch ſo gerne hingiebt.

Die Studenten waren dieſen Tag auf einer Dorfkirmeſſe geweſen: denn zu Sauſlingen gieng es eben ſo her, wie zu Halle, Leipzig, Göttingen und andern deutſchen Univerſitäten. *) Die Stu-

*) Der Verfaſſer hat Gießen deswegen nicht genannt, weil es ſich ſchon von ſelbſt verſteht, daß alle luſtige und alle liederliche Univerſitätsſtreiche da groß Mode ſind. Die Geſetze der Gießer Studenten waren im Jahr 1782 noch auf folgenden Grundſatz gebaut:

Wer ſich alle Tage beſäuft, lebt nach einer gewiſſen Regel. (Scilicet nach der Regel: beſaufe dich alle Tage.

Wer nach einer gewiſſen Regel lebt, lebt regelmäßig. (per definitionem.)

Wer regelmäßig lebt, lebt vernünftig. (axioma.)

Wer vernünftig lebt, beobachtet das Geſetz der Natur. (per definitionem.)

Wer das Geſetz der Natur beobachtet, beobachtet das Geſetz Gottes. (Lemma vide tamen Hollmanni Phil. Mor. 8. 21. B.

Wer das Geſetz Gottes beobachtet, lebt gottgefällig oder gottſelig. (per definitionem.)

Wer gottſelig lebt, wird ewig glücklich. (Lemma vid. Doederleinii Theol. Dogm. p. II. p. 123.) Ergo

Wer ſich alle Tage beſäuft, wird ewig glücklich. Z. E. D. W. Z. B.

Studenten liefen auf die Dörfer, ließen ſich von den Dorfſchenken prellen, was das Zeug hielt, und ſoffen das elende Bier, und den elenden Kaffee hinein, als wäre es Schampagner Wein, oder Extrakt aus den Bohnen von Mokka.

Der Student iſt überhaupt eine kuriöſe Kreatur. An dem Orte, wo er iſt, und ſeiner Beſtimmung nach ſeyn ſoll, gefällt ihm nichts; alles, was ihm gefallen ſoll, muß fremd und ausländiſch ſeyn. Wahrſcheinlich ſchreibt ſich dieſer ſtudentiſche Geſchmack für das Ausländiſche, aus den Wiſſenſchaften her, welche er lernen muß, und die doch alle aus dem Ausland hergeholt ſind. Er kennt die Hiſtorie der Griechen und der Römer, kann die alten Cäſare auf dem Nagel herſagen, aber die Abſtammung des Fürſtenhauſes, das ſein Land beherrſcht, weiß er nicht, oftmals ſogar weiß er nicht, wie ſein Großvater geheißen hat, und wer er war. Dann lernt er die Rechte der Römer de patria poteſtate, de Lege Fuſia Caninia, de officio Praetorio u. ſ. w. aber ſein eignes Landrecht kennt er nicht. Er lieſt den Homer, den Pindarus und den Horatius, aber Klopſtocks, Bürgers und Wielands

lands Gedichte sind ihm Böhmische Dörfer. Da nun bloß ausländisch Zeug auf den Kathedern vorgetragen, und hernach im Examen nachgekauet wird, so kann man es dem Studenten auch wahrlich nicht verdenken, wenn er auch für seinen Schnabel Ausländereyen sucht, und alles verachtet, was einheimisch ist, sogar die — Mädchen.

In Saufingen hatten die Studenten auch Grundsätze dieser Art, und eben deswegen fiel weit und breit keine Dorfkirmesse oder sonst etwas der Art vor, wobey sich nicht ganze Cohorten von Studenten eingefunden hätten. Sie wurden zwar bey Gelagen von dieser Gattung nicht selten insultirt, nachdem sie im studentischen Heroismus, vorher andre insultirt hatten, und dann regnete es Prügel pro patria, wie die Herren selbst das Traktament nannten. Aber alles dieses hielt sie nicht ab, weder die Prellereyen und die Grobheiten der Gastwirthe auf den Dörfern, noch die Prügel, welche sie bey jeder Gelegenheit reichlich erhielten, konnten ihnen den Geschmack am Landorfesteigen vertreiben. Sie waren in diesem Stück den Herren zu * *

sehr

ſehr ähnlich, welche ſich von ihrem Zacharis preſſen und herunter machen laſſen, was das Zeug hält, und dennoch tagtäglich ihm ihr Geld zuſchleppen. Doch wir müſſen weiter erzählen.

Sture, ein Studioſus der Rechte, in ganz Sauſlingen ſeiner muntern, mitunter ſchnurrigen Einfälle wegen hoch bekannt, trat vorauf in die Stube, wo der Prinz eben mit Nannetten das genannte Manöver vornehmen wollte.

Gott im Himmel, rief Nannette, meine Herren, retten Sie mich.

Sture. Retten? Wer Sackerment thut Ihnen denn was? Ich ſehe wohl, Sie haben da ſo was von Liebeley vor.

Nannette. Ach helfen Sie mir fort von hier, oder ſtehn Sie mir bey.

Sture. Aha, jetzt verſteh ichs. (zum Prinzen) Herr, was hat Er dem Mädchen gethan?

Prinz. Herr, kennen Sie mich?

Sture. Hab ich denn nöthig, jeden Bengel zu kennen? Da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle Eſel wollte kennen lernen. Genug, ich ſage Ihm, rührt Er das Mädel da noch mit

einem

einem Finger an, ſo ſoll ihn der Satan ſtrikaſ-
ſiren.

Prinz. So was mir? Wiſſen Sie, wer ich bin?

Sture. Ich habs Ihm ja ſchon geſagt, Freundus, daß ich nicht alle Eſel kenne, und auch nicht kennen mag.

Prinz. Ich bin der Prinz von Lappel, mein Herr, daß Sie es nur wiſſen.

Sture. Und ich bin der Student Sture von Sauſlingen, daß Sie es nur wiſſen.

Prinz. Herr, haben Sie Reſpekt für mich!

Sture. Reſpekt? Herr, haben Sie mir etwas zu befehlen?

Prinz. Herr, ich bin ein Fürſtenſohn.

Sture. Und ich bin ein Muſenſohn, alſo ein ganz anderer Kerl, wie der Herr. Ich bin ein Sohn der Muſen, Herr! Kennen Sie die? Das ſind Töchter des Jupiters, ſonſt genannt Zevs, auch Kranion, den Virgilius nennt, deorum pater atque hominum rex. Natürlich ſind alſo die Madamen Muſen gleicher Natur, id eſt, ſie ſind Göttinnen. Wer hat dieſen

zu befehlen? he? Und wer hat ihren Söhnen, deren einer ich bin, zu befehlen? Gegen wem soll ein Muſenſohn Reſpekt haben? Ha, ha, ha! (ſchlägt dem Prinzen ein Schnippchen unter die Naſe.)

Prinz. Mesjeh, ich verbitte mir alle Impertinenz.

Sture. Impertinenz? Ich wäre impertinent! Ei ſo ſoll ja der Herr die Piſtilorum kriegen. (faßt den Prinzen, und wirft ihn zur Thüre hinaus.)

Pikard wollte ſich ſeines Herrn thätlich annehmen, hatte aber noch ein ſchlimmeres Schickſal, indem er erſt rein ausgegerbt, und dann zum Fenſter hinaus transportirt würde.

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Nun, mein schönes Kind, sagte Sture, sind Sie frey von Ihrem Verfolger. Aber sagen Sie mir doch, wie fielen Sie dem Ungeheuer in die Klauen?

Nannette erzählte ihre Geschichte und Sture spuckte dabey sehr oft aus: denn der brave Mann hatte Gefühl für Ehre und Schande, welches aller studentische Dünkel nicht verdrängen kann.

Als Nannette fertig war, sagte Sture: „Wir müssen Verhör halten. Der Schurke Gebhard muß vorkommen.“

Gebhard hatte sich indessen oben ins Bette gelegt, und schlief seinen Rausch aus, den er sich auf Unkosten Seiner Durchlaucht des Prinzen angesoffen hatte. Allein er mußte vorkommen, und gab folgende Lügen ad protocollum:

Der

Der Prinz ſey mit der Gräfin von Waldorf einverſtanden, und habe ihr eine anſehnliche Summe verſprochen, wenn durch ihre Anſtalten das Fräulein Nannette in ſeine Gewalt kommen könnte. Er, Moſjöh Gebhard, habe alles gemacht, wie es ihm ſeine Herrſchaft aufgetragen habe, folglich ſey er unſchuldig, und bitte um Vergebung.

Wäre Sture mehr mit der Welt bekannt und Nannette kein Frauenzimmer, folglich mistrauiſch auch gegen die beſten Freunde geweſen, ſo hätten ſie leicht das Lügengewebe durchſchauen, und Gebhards Ausſagen würdigen können. Aber der Bube fand Glauben, und die Sentenz fiel einhellig dahin aus, daß Nannette nicht zur Gräfin zurückkehren ſollte. Weil aber der Wirth auch an der Büberey Theil genommen hatte, und weil man befürchtete, der Prinz von Lappel, welcher nach ſeiner Tranſportirung aus der Stube ſich zu Pferde geſetzt hatte, und weggallopirt war, mögte mit einem Heere Vaſallen zurückkommen, und ſeinen Skandal mit gewafneter Fauſt fortſetzen, ſo wurde beſchloſſen, noch

in der Nacht abzuziehen, und nach dem nächsten Dorfe zu fahren.

Einige Studenten, welche sich auf Pferde verstunden, welches bey Studenten eben kein seltner Fall ist: denn diese Herren verstehn sich oft besser auf Pferde, als auf ihre Bücher: es scheint sogar zum Wesen der Studenten zu gehören, daß sie viel mit Pferden abgeben, warum hielte man sonst auf allen Universitäten die Universitätsreitknechte? Das Wort Pferdemeister scheint mir schicklicher, als Bereiter oder Stallmeister: denn ein Pferdemeister ist doch im Grunde mehr, als Stallmeister, und Bereiter ist jeder, der reitet, gleicht er reite auf einem Bock, wie der leidige † † Satanas oder die Hexenmeister in den Niederlanden, genannt Bockreiter.

Also einige Studenten spannten die Pferde der Gräfin an den Wagen: einer von ihnen fuhr, und Sture setzte sich mit Nannette in den Wagen. Die Reise gieng vor sich, und in einer Stunde war die ganze Caravane in dem Dorfe Laude. Weil aber Sture mit dem Cantor des Dorfes bekannt war, so beschloß er, diesen

szuklopfen, damit man in der großen
e könnte Concilium halten, und über
s künftige Bestimmung eine Resolu-
.

Cantor Lebeschön — so hieß er —
ausgeklopft, aber seine Frau versicherte,
immermehr würde aufgemacht haben,
gewußt hätte, daß Herr Sture bey
schaft wäre.

m denn das, Du allerschönste Hallo-
e, sagte Sture?

Frau Cantorin erzählte nun Sturens
ichte, so weit sie ihr bekannt war,
te vorzüglich als Gravamen vor, er
heiß, welches sie daher bewies, daß
vom Beichtpfenning nicht sehr vortheil-
t und des Pastors Predigten über die
der den heiligen Geist, Salbadereyen
hatte. Sture lachte, und Hallorens
irte endlich auf, um Koffe zu kochen.
t denn der Kalaber hin, sagte Sture
r, der bey Euch logirt hat?

er. Der Kalaber? Er war ja nicht
rien, welches in der Türkey liegt, tau-

ſend Meilen hinter Zeilo der Hauptſtadt in Aegypten. Er war ja ein Deutſcher.

Sture. Ihr ſeyd doch immer ein verrückter Kerl, mein lieber Cantor. Meinetwegen mag Kalabrien bey Conſtantinopel oder zehn Meilen hinterm Mond liegen. Wo iſt der Burſche hin, frage ich Euch?

Cantor. Er iſt weggereiſt.

Sture. Natur iſt er weggereiſt, ſonſt wär er noch hier. Das hat mir ſchon Eure Frau, die Hallorenkathrine, vorgeſtern in Sanftlingen geſagt. Ich will wiſſen, wo er hin iſt.

Cantor. Er iſt zu ſeiner Muhme gereiſt, und will dann nach Hamburg, wo er zu Hauſe iſt.

Sture. Von Hamburg iſt der Kalaber? Warum hat er denn das nicht geſagt? Es ärgert mich doch, daß ich den Burſchen nicht nach meinem Vetter gefragt habe; der iſt auch in Frankreich, woher der Kalaber kam. Vielleicht hätte mir der Nachricht von dem alten Schweden geben können. Aber wo wohnt denn die Muhme, zu welcher der Burſche gezogen iſt?

Cantor. Zu Frankfurt.

Sture.

Sture. Und heiſt?

Cantor. Madam Dachſuhl.

Sture. Madam Dachſuhl? Das iſt ja meiner Mutter Schweſter.

Cantor. So? Es kann ſeyn. Sie iſt des Herrn, der bey mir logirt hat, Vatersſchweſter. Der Vater iſt der Barbier Murner in Hamburg.

Sture. Wehrenſchwereneth! So war alſo der Fremde mein Vetter?

Cantor. Er heißt Carl Murner, hat in Frankreich allerhand Skandal gehabt, und iſt endlich glücklich herausgekommen. Er hat uns noch den Abend vor ſeiner Abreiſe ſeine ganze Hiſtorie erzählt. Da kommen Schnurren drin vor.

Sture. Hört Cantor, wenn Euch Eure Naſe lieb iſt, ſo erzählt meines Vetters Hiſtorie nicht in den Schenken.

Cantor. Meynt Ihr denn, Freundo, daß ich ein Waſchweib bin? Ich weiß, wo ich reden und wo ich ſchweigen ſoll.

Sture. Ja wohl, ſo lange Ihr nüchtern ſeyd. Aber wenn Euch der Spiritus Rectus

ins Oberstübchen kommt, da räsonnirt Ihr ins Gelag hinein, und solltet Ihr von Euch selbst und Eurer eignen Schande erzählen, so müßt Ihr doch räsonniren. Aber sagt mir Cantor, warum hat denn der Bursche seinen Namen verläugnet, und sich die ganze Zeit über Schlosser genannt?

Cantor. Das weiß ich nicht. Er hätte dazu seine Ursachen gehabt, sagte er: wer weiß auch, welche Ursachen? Vielleicht ist er gar vom Kondeischen Ker weggelaufen: denn so lange dieses Ker hier in der Gegend sein Wesen trieb, hielt er sich verborgen.

Sture. Sein Unwesen trieb, müßt Ihr sagen, mein guter Cantor. Die Kondeischen haben nur Unwesen, oder sind vielmehr selbst sammt und sonders lauter Unwesen. — Warum ist also nach Frankfurt zur Frau Dachstuhl?

Cantor. Ja, ja, wie gesagt. Er will sich von da aus nach seinem Mädchen erkundigen, das emigrirt seyn soll, und in das er ganz gewaltig verschossen ist.

Sture. Wißt Ihr nicht, wie sie heißt? Hat er sie Euch nicht näher beschrieben?

Can-

Cantor. Bewahre. Ich habe auch nicht darnach gefragt.

Sture. Das sieht Euch ähnlich. Wenn Ihr Euren Schnapps habt, so vergeßt Ihr sogar Eure eigne Hallorenkathrine.

Bey diesen Worten drehte sich Sture herum und fand Nannetten todtenblas. Er fragte sie, was ihr fehle, sie konnte aber kaum so viel herausbringen, daß es ihr auf einmal schlimm geworden sey. Nun mußte die Frau Cantorin hülfreiche Hand leisten, und Nannette in ihr eignes Bett bringen, welches in der Kammer stand.

„Aber Schwerenoth, sagte Sture zu seiner Kameradschaft, wir müssen auch nach dem Wagen visitiren.“ Sie sahen darnach, aber er war eben abgefahren, so schnell als man nur fahren kann. Der Kutscher der Gräfin von Waldorf, war auf Befehl des alten Pikards nachgelaufen, hatte den Wagen auf der Straße angetroffen, denselben umgelenkt, und war nach jener Schenke zurückgeeilt, wo Pikard einzukehrt war.

„Das ist lumpig, sagte Sture, wir hätten den Wagen mit nach Saulingen genommen, mit samme

sammt den Pferden, und hätten das Ding für eine gute Prise erklärt: aber es ist einmal nicht anders. Allons Messieurs, wir wollen aufbrechen, es ist Tag. Cantor, Ihr sorgt Heute ordentlich für das junge Frauenzimmer, und Morgen laßt mir hineinsagen, wohin sie will; ich werde sie hinbringen: denn sie ist einmal unter dem Schutz der Literatur zu Sauflingen, und das ist viel gesagt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Paſtor Braun und Carl Murner.

. . . . . .

Die Bekanntſchaft des Studenten Sture mit dem Cantor Lebeſchön, ſchrieb ſich eigentlich vom Herrn Braun her, welcher in demſelben Dorfe Paſtor war. Dieſer Paſtor war Stures Oheim, von Seiten der Mutter, und der Bruder der Madam Dachſtuhl zu Frankfurth, folglich auch der Bruder der Madam Murner zu Hamburg. Da er ſo nahe bey Sauſingen wohnte, wo Sture ſtudierte, ſo trug ihm deſſen Vater ſo eine Quaſiinſpektion über den lockeren Zeiſig auf; und Paſtor Braun, ſeinem Auftrag getreu, erkundigte ſich fleißig nach Stures Betragen, welches nichts weniger als regelmäßig war. Sture verübte zwar keine groben Exceſſe, aber Kleinigkeiten, z. B. einen honetten Rauſch, bey einem fidelen

Kom-

Kommers erworben, einen Gang zu einer luſtigen Nymphe, auch mitunter eine Händelbeylegung vermittelſt des Degens, ein den Philiſtern, Gueten und Häſchern geſchrienes Pereat, eine Fenſterkanonade und eine Hetzkarbatſchirung, nahm er ſich nicht übel, war auch wohl gar im Stande, ſich ſolcher Dinge zu rühmen, da er ſie nicht für ſchimpflich, ſondern in gewiſſen Fällen, für ehrbar und anſtändig hielt.

Paſtor Braun war nicht immer mit Sture über Dinge dieſer Art einig, und wenn er innewarb, daß Herr Sture ſich etwas dieſer Art hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo wartete er ſeines Amts, und las dem Herrn Neffen den Text, wie ſichs gebührte.

Die natürlichſte Folge des Textleſens war nun, daß Sture ſelten zu ihm gieng, und ſo oft er vermuthete, daß Paſtor Braun nach der Stadt kam, ſich einſchloß, oder nicht nach Hauſe kam, weil Braun nie ermangelte, auf ſeine Stube zu kommen, und da ein Kapitel de officiis mit ihm durchzugehen.

Aber ein gewiſſer Umſtand zwang indeſſen doch den Herrn Sture, bisweilen ſeinen Onkel

Braun

Braun zu besuchen, und dieser Umstand war immer der Geldmangel, denn Braun zahlte ihm seinen Wechsel aus, und hatte die Erlaubniß vom Vater, ihm welches bey dringenden Bedürfnissen vorzuschießen.

Bey seinem Onkel also lernte Sture den Cantor kennen; dieser behagte ihm wegen seiner oft gefunden, noch öfter aber läppischen Einfälle, und weil er sich alles gefallen ließ, was man mit ihm vornahm, so war er Sture's Mann. Kam also dieser zum Pastor Braun, und hatte sein Geld in der Tasche, und seine Strafpredigt im Leibe, so eilte er zum Cantor; und kam der Cantor nach Sauflingen, so konnte er nie umhin, den Herrn Sture zu besuchen.

Carl Murner hatte längst gewußt, daß sein Onkel in Laude Pastor war, und da ihn sein Geschick, wie er bald selbst erzählen wird, in diese Gegend führte, so stellte er sich ihm vor.

Es war an einem Abend, als Carl in Brauns Hause ankam. Dieser empfieng ihn höflich, ohne ihn zu kennen, aber Carl bat ihn, mit ihm allein zu kommen. In Brauns Stu-

hierstübchen offenbarte sich Carl; Braun war außer sich vor Freude, umarmte seinen Neffen mit unendlicher Zärtlichkeit, und führte ihn zu seiner Gattin und seinen Töchtern.

Nach vielen Komplimenten, Bewillkommungen, Freudenbezeugungen, über das gute Wohlseyn, Fragen und Antworten, setzte man sich endlich an den Tisch.

Carl war herzlich müde: denn er hatte einen starken Weg diesen Tag gemacht, indessen wünschte doch die Frau Tante, und die beyden Mühmchen, Jettchen und Lieschen, daß der Herr Vetter seine Historie erzählen mögte, und baten ihn sehr darum.

„Heute erzählt der Vetter nichts. Närrische Mädel, seht Ihr denn nicht, daß der arme Mensch müde und schachmatt ist? Morgen will's Gott, oder Uebermorgen wird uns der liebe Vetter schon seine Geschichte mittheilen.“

Kaum hatte der Pastor so gesprochen, als der Cantor Lebeschön herein kam, einen schönen guten Abend und gesegnete Mahlzeit wünschte, und dann pflichtschuldigst rapportirte, daß er

den

den folgenden Tag nach Sauflingen zum Herrn Inſpektor Sinapi citirt ſey.

„Was haben Sie denn wieder gemacht Herr Cantor, fragte der Paſtor?“

Cantor. Je mein Gott, nichts, gar nichts.

Paſtor. Gar nichts? Um nichts läßt Sie der Inſpektor Sinapi nicht fordern.

Cantor. Je nun, es iſt nur eine Kleinigkeit, es iſt wegen Butterkarls gottloſen Jungen.

Paſtor. Wegen dieſen Jungen haben Sie ſchon einmal Spektakel gehabt, da Sie ihn ſo unvernünftig durchhauten. Aber was iſt denn jetzt wieder?

Cantor. Gar nichts, Herr Paſtor, es iſt kaum der Mühe werth, den Quark zu erzählen. Vorgeſtern kam der Junge den ganzen Tag nicht in die Schule: da er nun Geſtern kommt, ſo ſchnauze ich ihn, wie billig, an, und frage ihn, wo er geblieben ſey, warum ihn das Gewitter nicht in die Schule geſchlagen habe? Da ſpricht der gottloſe Racker, ſein Vater habe ihm befohlen, daraus zu bleiben, weil er hatte

in Abwesenheit der Aeltern auf die kleinen Kinder müssen Achtung geben. Da fährt mir die Laus über die Leber: dein Vater ist ein Esel, sage ich zum Jungen, ein abgefeimter Bengel, und wenn du in deines Vaters Fußstapfen tritst, so wirst du eben so ein Taugenichts werden, so ein Galgenstrick, wie dein Vater ist. Dabey gab ich dem Jungen ein Paar rechtschaffne Ohrfeigen. Der Junge läuft nach Haus, und erzählt alles seinem Vater, und der alte Esel geht zum Herrn Inspektor Sinapi, und der läßt mich citiren. Ist das nicht unrecht, Herr Pastor?

Pastor. Aber sagen Sie mir doch, Cantor, wenn werden Sie einmal klug werden? So ein unvernünftiges Verfahren getrauen Sie sich noch für eine Kleinigkeit auszugeben? Sie sollten sich doch in Ihr Herz hineinschämen. — Doch ich will an den Inspektor schreiben, daß er es bey einem recht derben Wischer bewenden läßt.

Cantor. Danke recht schön, Herr Pastor, Einen Wischer kann man ja leicht einstecken.

Pastor. Freylich, wer so denkt, und empfindet, wie Sie, steckt leicht einen Wischer ein.

ein. Kommen Sie nur Morgen früh zu mir, und holen ſich den Brief an den Inſpektor Sinapi ab. — Apropos, Herr Cantor, Sie haben eine Stube in Ihrem Hauſe, wo der Emigrant gewohnt hat. Iſt die noch leer?

Cantor. O ja, lieber Herr Paſtor. Wiſſen Sie mir vielleicht einen Miethsmann?

Paſtor. Ja: hier iſt ein fremder Herr, der ſich einige Zeit hier aufhalten wird, wenn dieſer bey Ihnen logiren kann, ſo wird mir es lieb ſeyn. Ich habe kein Zimmer leer, und nicht einmal eine Kammer, ſonſt behielt ich ihn ſelbſt bey mir.

Cantor. Mit Vergnügen, Herr Paſtor. Wenn der Herr abgeſpeiſt haben, ſo können Sie gleich mit kommen. Auf der beſagten Stube iſt alles in der beſten Ordnung.

Paſtor. Ich werde den Herrn ſelbſt zu Ihnen bringen.

Der Cantor gieng mit Bücklingen ab, und nun erklärte der Paſtor ſeinem Neffen die Unmöglichkeit, ihn in ſeinem Hauſe zu beherbergen: bey dem Cantor aber würde er ſehr gut aufgehoben ſeyn. Carl ließ ſich den Vorſchlag gerne gefal-

gefallen, der Pastor aber hatte noch eine Ursache, die ihn mehr anlag, als die Unmöglichkeit, seinen Vetter zu logiren, warum er gern haben wollte, daß er in einem andern Hause wohnen sollte.

In Lande nämlich, und in der ganzen Gegend, vorzüglich in der nahen Universitätsstadt Sauflingen, gabs gewaltig böse Zungen, welche nichts lieber thaten, als andern die Ehre abschneiden, und ihnen einen bösen Leumund zu machen. Der Pastor fürchtete daher mit Recht, daß seine Töchter arg würden beräsonnirt werden, wenn ein junger hübscher Mann bey ihm, mehrere Wochen im Hause zubrächten. Zudem kannte er auch seine Töchter selbst, und traute ihnen und seinem Vetter eben nicht durchaus, und dann hatte ihn der Vetter noch vor Tische gebeten, seinen Namen und Stand verborgen zu halten, er habe seine Ursachen, warum er in der Gegend sich Schlosser genannt, und für einen Elsasser ausgegeben hätte. Also durfte ihn der Pastor nicht einmal als Vetter produciren, es war daher immer besser, der Vetter wohnte

beym

beym Cantor, deſſen Haus ſich dicht neben der Pfarrwohnung befand.

Noch ſelbigen Abend zog alſo unſer Freund Carl, beym Cantor Lekeſchen ein, und erwachte nicht eher, bis der Paſtor Braun kam, und ihn zum Kaffee abrief.

Ein

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

.....

Die Frau Paſtorin und ihre Mamſellen waren dieſen Tag eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich, aufgeſtanden, um die Hiſtorie des Herrn Vetters bey guter Zeit zu hören: denn die Neugierde hatte ſie die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen.

Meine Leſer denken vielleicht, daß auf Seiten der jungen Frauenzimmer, ſich noch ein anderer Grund des frühern Aufſtehens, mit der Neugierde verbunden hätte: aber Sie irren ſich, meine lieben Leſer, und meine ſchönen Leſerinnen; die Paſtorstöchter waren recht gute, ehrliche Kinder, und gerade zur Zeit Bräute: Jettchen war dem ehrlichen Forſtmeiſter Müller, und

Lieſ-

Lieſchen dem Kaufmann Dachſtuhl in Frankfurt am Mayn verſprochen; beyde liebten ihre Verlobten herzlich, und ſo war es kaum möglich, daß ſich etwas mehr, als Freundſchaft gegen ihren Vetter hätte bey ihnen einſchleichen ſollen.

Der gute Herr Vetter mußte nun erzählen, wurde aber durch ſo viele Herr Jeh! ach daß Gott! Iſts möglich! Denkt doch! Ach du himmliſches Vaterchen! und dergleichen unterbrochen, auch machte der Paſtor, beſonders aber die Frauenzimmer, ſo viele Gloſſen über ſeine Begebenheiten, daß die Erzählung noch nicht zur Hälfte gediehen war, als der Schweinehirt ausließ.

Was iſt das? ſagte der Paſtor; ſchon um eins? (ſieht nach der Uhr) Richtig, ein Uhr. (zu ſeiner Frau) Fränzel, was haſt Du gemacht?

Paſtorin. Ach du lieber Himmel, wir haben das Mittagsbrod verplaudert! Was iſt nun zu machen, du lieber Gott!

Paſtor. Siehſt Du, was die Neugierde thut. Ihr habt den Vetter mit Gewalt zum

Erzählen gezwungen, und nun muß der liebe Vetter hungern.

Carl. Verzeihen Sie, Herr Onkel, ich habe in der That keine Eßluſt.

Paſtor. Ey was! Ich weiß auch, was ſich gezürnt. Geſchwinde macht was.

Paſtorin. Ich will in aller Eile den Kälberbraten zurechte machen.

Paſtor. Warum nicht gar? Das würde bis um vier Uhr währen. Nein, macht eine Breyhansmärde mit Thomaszucker, es iſt ohnehin heute ziemlich warm, und bringt eine Knakwurſt. So mag es für heute gut ſeyn. Aber daß ſo ein Späßchen nicht wieder kommt.

Es vergieng keine Viertelſtunde, und die Breyhansmärde mit Thomaszucker ſtand auf dem Tiſch.

Sogar während des Eſſens wurde Carl mit Fragen geplagt: bald mußte er die Guillotine näher beſchreiben, bald den Friedensrichter, bald die wahre Geſtalt eines ächten Ohnehoſen, welches letztere die Frauenzimmer vorzüglich zu intereſſiren ſchien. Der Paſtor ermahnte zwar, den Herrn Vetter doch nicht beym Eſſen zu in-

kommodiren, aber es half alles nichts; der Herr Vetter mußte der Frau Muhme, und den Mamsellen Mühmchen, Rede ſtehen, und that es auch gerne, da er ſahe, daß ſie Vergnügen daran fanden.

Erſt ſpät gegen Abend war endlich Carl mit ſeiner Erzählung fertig, würde es aber gewiß noch lange nicht geweſen ſeyn, wenn er nicht hie und da einige Krajen gemacht, und verſchiednes ausgelaſſen hätte. So ſagte er zum Beyſpiel von ſeiner Bekanntſchaft mit Nannetten und ſeiner Liebe nicht ein Wort. Der Frau Paſtorin fiel es auf, daß in der Hiſtorie eines hübſchen jungen Menſchen, auch kein ſtummes Wörtchen von Liebeshiſtörchen vorkäme, aber Carl gab ihr zur Antwort, daß man in einem Lande, wie jetzo Frankreich ſey, wo alles ſo drunter und drüber gienge, an keine Liebeleyen denken könne.

„Was iſt denn eigentlich Ihr Entſchluß, Herr Neffe; in Abſicht Ihrer künftigen Lebensart?“ ſagte der Paſtor einige Tage hernach zu unſerm Carl; „was wollen Sie in Zukunft angeben?“

Carl. Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Bisher bin ich in verſchiednen Lagen geweſen. Vor allen Dingen aber will ich zu meinem Vater reiſen, ſobald ich Antwort von Frankfurt haben werde.

Paſtor. Haben Sie nach Frankfurt geſchrieben?

Carl. Erſt Vorgeſtern. Der Cantor hat den Brief in Sauflingen auf die Poſt gegeben.

Paſtor. Gewiß an die Tante Dachſtuhl?

Carl. Eben an die. Ich habe ſie gebeten, mir eine Summe von dreyhundert Thalern Reiſegeld zu ſchicken.

Paſtor. Das war unartig von Ihnen, Herr Neffe, recht unartig, wie ich Ihnen ſage. Daß Sie an Ihre Tante ſchrieben, und ihr meldeten, wo Sie ſind, war ſehr wohl gethan; aber daß Sie wollen Reiſegeld von ihr haben, iſt unartig.

Carl. Die Tante wird mir dieſen Gefallen gewiß nicht verſagen. Sie iſt ja eine reiche Frau, und hat mich immer lieb gehabt. Ich werde ihr auch das Geld gleich bey meiner Ankunft in Hamburg erſetzen.

Paſtor Ey mein Gott, wer ſpricht denn davon? die Tante wird Ihnen das Geld gewiß ſchicken, daran iſt gar kein Zweifel. Aber daß Sie mich übergehen, iſt unartig. Ich bin zwar nicht reich, aber dreyhundert Thaler hätte ich Ihnen auch vorſtrecken können. Doch es mag drum ſeyn: ich wünſche nur, daß das Reiſegeld ſein lange ausbleibe, damit wir Ihrer deſto länger genießen können.

Carl verſicherte, daß er nur das Geld erwarte, um alsdann ſogleich abzureiſen; der Paſtor betheuerte, daß er ihm nun nichts vorſchießen könne, weil er ſeinen lieben Herrn Neffen, gern ſo lange behalten wollte, als es nur immer möglich ſeyn könnte.

Carl verlebte ſo ganzer drey Wochen bey ſeinem Onkel und dem Cantor Lebeſchön, welcher ihn alle Abend mit Stadtneuigkeiten und Dorfhiſtörchen regalirte. Denn früh, noch ehe die Schule angieng, flog der Herr Cantor in die Dorfſchenke zu Schnapps, und unterhielt ſich mit den Bauern: Nachmittags, wenn die Schule aus war, lief er nach Sauſlingen auf den Rathskeller zu Bier, räſonnirte da mit dem

superklugen Altreiß Schläfer über politische Angelegenheiten, und weil der Altreiß Schläfer nicht arbeitete, sondern von früh an, bis in die späte Nacht in allen Stadtkneipen herumlief, so war er im Stande, dem Cantor alle skandalöse Stadtneuigkeiten des Tages mitzutheilen, welche dann dieser jeden Abend zur Erholung wieder auftischte.

Carl mußte immer lachen, wenn ihm der Cantor seinen Freund Schläfer, den Altreiß zu Saulingen, beschrieb. „Ja, sagte er, das ist ein komischer Patron. Der Kerl arbeitet das ganze Jahr nicht, und säuft doch alle Tage. Sonst hielt er noch Gesellen, weil er ihnen aber keinen Lohn gab, so ließen sie ihn sitzen. Die Jungens sind ihm auch weggelaufen, weil er ihnen nichts zu freßen machte. Da er nun nie Geld hat, und immer Durst, so geht er bald in diese, bald in jene Kneipe, bramarbasirt da eins her, daß er ein eigen Haus habe, daß ihm die Leute, wer weiß wie viel, schuldig wären, und so weiter: das glauben nun die Wirthe, die nicht wissen, wie seine Sachen stehn, und pumpen ihm Schnapps und Bier.

Aber

Aber nur eine Zeitlang geht er an einen Ort: denn ſobald ihn der Wirth anfängt zu mahnen, ſo kommt er nicht wieder. Oft verſpricht er in der Verlegenheit der Frau Wirthin, oder der Jungfer Tochter, ein Paar recht nette Schuhe zu machen, wozu er aber kein Leder hat: denn die Gerber kennen ihn, und ſind ſo keine Leichtglaublinge, daß ſie ihm borgen ſollten. Neulich hat ihn gar einer auspfänden laſſen, da hätten Sie das Spektakel hören ſollen; da hat er geflucht, und auf ſeine Miethleute geſchimpft, die ihm noch einige Thaler ſchuldig waren.

„Alſo hat der Patron doch ein eigen Haus?“ fiel Carl ein.

„Freylich hat er eins, das hat er vom Erbtheil gekauft, aber nicht ganz bezahlt, und ſchon ſo viel darauf geborgt, daß kein Ziegel auf dem Dache mehr ſein eigen iſt. Ich glaube, noch dieſes Jahr wirds angeſchlagen, und ihm überm Kopf weg verkauft. Lügen kann der Burſche, daß es nur ſo eine Freude iſt. Fluchen, Schimpfen und Zotenreißen ſind ſeine beſten Künſte: denn von ſeiner Profeſſion verſteht er verflucht wenig, und wo er einen

derb

derb hinters Licht führen kann, da ist er gar nicht faul dazu. Sein eigner Bruder, ein berühmter Branteweinschenk in Saustingen, borgt ihm keinen Heller mehr, und giebt ihm kein einziges Glas Schnapps auf Pump: denn er weiß, er bekommt mein Tage nichts wieder. Mich selbst hat er um einige Thaler beluchst.

„Und doch, sagte Carl, nennen Sie einen unwürdigen, elenden Menschen Ihren Freund?“

„Je nun, erwiederte der Cantor, ich gehe bloß in den Wirthshäusern mit ihm um, und zwar deßwegen, weil ich gern etwas Neues höre. Ich weiß zwar recht gut, daß aus Schläfers Munde kein wahres Wort geht, aber das thut nichts, es ist doch immer was Neues, und verkürzt die Zeit, und wenn er vollends von seiner Frau und seinen Miethsleuten zu erzählen anfängt, und von dieser insbesondere Lügen auftischt, so ist es gar zum Todlachen schnurrig. Noch eins muß ich Ihnen sagen, daß er nicht eigentlich Schläfer heißt: sein Name hat nicht so viele Buchstaben: aber die Leute haben ihn so getauft, weil er Tag täglich bis zehn Uhr

im

im Bette liegt, und den Rausch vom vorigen Tage ausschläft."

„Ein feiner Bursche, sagte immer Carl, wenn er so eine Tirade aus der Charakteristik Schläfers gehört hatte, wahrlich, dessen Leben verdiente genau beschrieben zu werden, damit sich andre Leute, die Handwerke betreiben, dran spiegeln könnten, um nicht so, wie Ihr Freund Schläfer, für Betrüger, Faulwänste, Säufer, Lügner und Verläumder von der menschlichen Gesellschaft angesehen zu werden. Aber leider giebt es hie und da einige, die Ihrem Schläfer in manchen Stücken ähnlich sind, ob ich gleich zur Ehre der Menschheit gerne glauben will, daß solche erzschlechte Kerls, wie er ist, sich doch sehr selten finden."

Von dieser Art waren die Gespräche Carls mit seinem Wirth, dem Cantor; manchesmal machten sie ihm lange Weile, oft aber auch Spaß, und so vermied er die Unterhaltung mit dem Cantor nicht, suchte sie aber auch nicht.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

.....

Endlich kam ein Brief von Carls Tante, der Madam Dachſtuhl. Die gute Frau ſchickte ihm hundert Luidor, ob er gleich nur um hundert Dukaten geſchrieben hatte.

„Carl hatte kaum dieſes Geld in Händen, als er ſeinen Onkel nach einem ſichern Mann fragte, dem er hundert funfzig Thaler anvertrauen könnte, um ſie nach Boksberg, zum Obriſt Ladelle vom Kondeiſchen Kor zu tragen.

Paſtor. Einen ſichern Mann will ich Ihnen wohl ſchaffen, es iſt ja ohnehin nur acht Meilen von hier dahin. Aber wie kamen Sie denn dazu, daß Sie Schulden beym Kondeiſchen Kor gemacht haben?

Carl. Ich habe zwar da keine Schulden gemacht, bin aber doch auf eine seltsame Art dem Obrist Ladelle fünf und siebenzig Thaler schuldig geworden.

Pastor. Das begreife ich noch nicht.

Carl. Ich will es Ihnen erzählen, muß aber gleich im voraus um Vergebung bitten, daß ich Ihnen diese Begebenheit verschwiegen habe, als ich meine Geschichte erzählte. Es schien mir damals nicht wohl gethan, Sachen dieser Art vor Frauenzimmern auszukramen.

Pastor. Da haben Sie auch Recht: Weiber müssen nicht alles erfahren, was wir auf dem Herzen haben, sonst wären wir verlohren. Doch erzählen Sie mir.

Carl. Als ich Frankreich verließ, verleitete mich theils der Geldmangel, theils noch eine andre Ursache, deren nähere Bestimmung Sie mir erlassen werden, bey dem Kor von Konde Dienste zu nehmen.

Pastor. (erstaunt, schlägt die Hände zusammen) Sie haben bey dem garstigen Kor von Konde gedient, bey dem unwürdigen Gesindel, welches vom Rauben und Stehlen lebt!!

Carl.

Carl. Ich kannte damals die Truppen von Konde noch nicht, und glaubte, sie wären jenen alten französischen Soldaten ähnlich, die man Linientruppen nannte. Ich habe mich freylich geirrt, doch aber manchen braven Mann, mitten unter den in Deutschland und anderwärts so verschrieenen Kondeern angetroffen. Ich war aber einmal bey ihnen, und wollte das Wort, das ich ihnen gegeben hatte, nicht ohne die höchst wichtigsten Ursachen brechen.

Pastor. Da haben Sie recht gethan, Herr Neffe. Ein ehrlicher Mann bricht sein Wort nicht, gesetzt, er habe es auch einem Schurken gegeben.

Carl. Ich betrug mich, wie mir es zukam, und der Obrist Ladelle, dem ich einen Theil meiner Begebenheiten mittheilte, ward mein Freund, und zeichnete mich bey jeder Gelegenheit aus, so wenig ich mich auch in seine Gunst einzuschmeicheln suchte. Ich ward bald zum Serschant, und nicht lange hernach zum Leutnant befördert. Dieß machte den Neid der übrigen rege, sie sahen mich als einen Menschen an, der ihnen bey ihrer Beförderung im Wege

stünde,

stünde, und hetzten den Liebhaber der Fräulein von Ladelle, der Schwester des Obristen, wider mich auf, indem sie ihm weißmachten, ich habe mich um ihre Gunst beworben, sie wirklich erhalten, und wir beyde hätten den Obrist mit unserm Geheimniß bekannt gemacht, welcher auch aus Liebe zu seiner Schwester, alles mögliche anwenden würde, um mir einen hohen Posten in der französischen Armee — denn so nennt sich das armselige Kor von Kondé noch immer — zu verschaffen, um mich alsdann mit Ehren zu seinem Schwager machen zu können.

Der Hauptmann de Pimprenelle setzte mich erst schriftlich, dann mündlich zur Rede: ich lachte ihm ins Angesicht, und versicherte, daß ich noch nie eine solche Thorheit gedacht hätte. Er schien beruhigt, und schrieb nun an das Fräulein selbst. Diese hatte bisher den Hasenfus geduldet, weil er Offizier bey ihres Bruders Bataillon war: jetzt aber sahe sie, als ein kluges Mädchen, daß ihr guter Name einen Flecken bekommen könnte, wenn sie sich nicht hin-

hinlänglich erklärte. Sie antwortete daher dem Herrn von Pimpreneſte folgendes:

Mein Herr Hauptmann,

Ich ſoll Ihnen antworten, wen ich von Ihnen beyden liebe, Sie oder den Leutnant Murner. Gut, ich will es thun. Ich liebe keinen von Ihnen beyden: verlaſſen Sie ſich darauf; aber den Leutnant ſchätze ich ſehr hoch, weil ers verdient: Sie aber, mein Herr Hauptmann, kann ich nicht einmal ſchätzen, weil Sie nicht Achtung; ſondern, beſonders Ihres letztern Benehmens gegen mich wegen, vielmehr Verachtung verdienen. Sehen Sie, mein Herr, ſo ſtehen meine Geſinnungen. Wollen Sie aber ja Ihren Fehler bey mir wieder gut machen, ſo melden Sie jeden Ort, wo Sie vermuthen können die Gegenwart

Ihrer

Dienerin,

Pomone de Ladelle.

Bokkberg,

den 9ten Jul. 179—

Dieſes

Dieſes Billet ſetzte den Hauptmann in Feuer und Flammen: er betrank ſich in einer Schenke, und als ich auch dahin kam, ſo überhäufte er mich mit Schimpfwörtern, und forderte mich auf die Klinge. Was wollte ich machen? Ich mußte erſcheinen.

Paſtor. Bey Leibe nicht, Herr Neffe! Ein Duell iſt etwas unerlaubtes, und wenn man zehnmal gefordert wird, darf man nicht einmal erſcheinen. Duelle ſind gegen die Vernunft, gegen die weltlichen und göttlichen Geſetze, und doch ſind Sie erſchienen?

Carl. Wie geſagt, was ſollte ich machen? Ich gab dem Vorurtheil nach, und ſchlug mich. Ich hatte bald das Unglück, meinen Gegner zu verwunden: kaum fiel er, ſo war auch ſchon Wache da, die mich arretiren mußte. Alles war ſchon von meinen Feinden vorher beſtellt geweſen. Im Verhör traten Zeugen gegen mich auf, die mich als den Urheber des Handels angaben: und ich würde mich einer öffentlichen Beſchimpfung ausgeſetzt geſehen haben, nämlich man würde mir öffentlich den Degen zerbrochen und vor die Füße geworfen, hernach

nach noch einige Monate bey Wasser und Brod eingesperrt, und sodann fortgejagt haben, wenn der brave Obrist mich nicht gerettet hätte.

Pastor. Sind denn die Duellgesetze bey dem Kondeischen Kor so scharf?

Carl. O ja, aber sie werden nie anders angewandt, als gegen einen Verhaßten. Alle andre läßt man hübsch durchschlüpfen.

Pastor. Das ist nicht fein: aber leider geht es aller Orten so zu. — Nun sagen Sie mir doch, wie rettete Sie der Obrist?

Carl. Auf eine sehr einfache Art. Er sprach mit dem Prinzen von Rohan, unserm General, zu meinem Vortheil. Der Prinz ließ mich durch eine Wache abholen; in seiner und des Obersten Gegenwart mußte ich mich so umkleiden, wie ich zu ihnen kam. Die Kleider hatte der Obrist verschafft. Als ich nun travestirt war, so sagte mir der Obrist, ich sollte ihm folgen. Wir setzten uns in einen Wagen, und fuhren eine Stunde weiter, wo er mich entließ. Beym Abschied bat er mich, meinen wahren Namen in Gegenden nicht zu nennen, wo das edle Kor etwan

kanto-

kantonirte. Sie ſehen jetzt auch ein, warum ich bisher vor dem Cantor und andern Leuten nicht Murner heißen wollte: denn es iſt noch gar nicht lange, daß Koudeer im nahen Saufslingen ſich aufhielten. Eben daher mag ich mich auch meinem Vetter Sture nicht entdecken, ſein Leichtſinn könnte mir und dem Obriſt, ſogar dem Prinzen von Rohan, Unannehmlichkeiten verurſachen. Doch werde ich ja unſern Freund Sture bald in Frankfurt ſehen, da er nach höchſtens ſechs Wochen dahin abgehen wird.

Paſtor. Das muß ein ehrlicher Mann ſeyn, der Obriſt Ladelle! Aber noch ſehe ich nicht ein, wie Sie ihm ſind fünf und ſiebenzig Thaler ſchuldig geworden.

Carl. Hören Sie, lieber Onkel, wie das iſt. Ich habe beym Kor von Konde funfzig Thaler Handgeld erhalten: bin ich nicht ſchuldig, dieſe zurückzugeben, da ich nicht ausdiene?

Paſtor. Allerdings, Neffe, allerdings: man muß ſich nicht ungeleiſtete Dienſte bezahlen laſſen.

Carl. Und dann rechne ich die Kleider zu fünf und zwanzig Thalern. Sehn Sie den Ursprung meiner Schuld!

Pastor. Sie sind ein braver Mann, Neffe Bleiben Sie diesen Grundsätzen treu, und Sie werden in der Welt ruhig und glücklich leben. Aber Sie haben ja hundert und funfzig Thaler eingesiegelt. Ist der Ueberschuß vielleicht ein Präsent für den Obristen?

Carl. Nein, Herr Onkel; mein ehemaliger Bedienter Franz dient auch da, wo ich weggekommen bin. Dieses Geld soll für seinen Abschied. Ich weiß, der Obrist giebt ihn dafür los, und so hat mein Franz nicht nöthig, auf und davon zu laufen.

Pastor. Kommen Sie, Neffchen, umarmen Sie mich, Sie sind ein würdiger junger Mann, und ich bin stolz darauf, daß ich einen solchen Neffen habe. Wie wird sich Ihr Vater und Ihre Mutter freuen!

Der Bote wurde abgeschickt, und kam nach einigen Tagen wieder. Franz kam mit, und brachte Carln das verbindlichste Schreiben vom Obrist Ladelle. Auch Fräulein Pomone hatte

an

an ihn geſchrieben, und man konnte es dem Briefe anmerken, daß Carl der ſchönen Emigrantin nicht gleichgültig war.

Der brave Obriſt hatte bloß fünf und ſiebenzig Thaler für ſein Regiment genommen, und die andern fünf und ſiebenzig, dem ehrlichen Franz zur Reiſe geſchenkt.

Nun machte ſich auch Carl reiſefertig; die ganze Familie ſeines Onkels zerfloß in Thränen, die er ſelbſt nicht im Stande war, zurückzuhalten.

Sein Onkel, der Paſtor, begleitete ihn noch eine Meile, und unterwegs entdeckte er ihm ſein ganzes Herz, und ſagte ihm, daß er vorzüglich deßwegen nach Frankfurt reiſen wollte, um einige Nachrichten von ſeiner theuern Nannette einzuziehen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Armer Cantor, dauerſt mich!
Um ein bischen Geld zu haſchen,
Läßt du dir den Buckel waſchen!
Geh mir weg und ſchäme dich!
Armer Cantor, dauerſt mich!

. . . . . .

Ich habe einen Theil von unſers Carls beſondern Begebenheiten deswegen hier eingeſchaltet, um mich nun bis ans Ende dieſer Geſchichte, mit Nannetten und ihrem Geliebten beſchäftigen zu können: ich hoffe, die bisher erzählten Schnurren ſollen derjenigen Klaſſe von Leſern, für welche ich ſchreibe, keine lange Weile gemacht haben, und denn mögen die Recenſenten zu Jena und Erlangen ſelbige immer abſcheulich finden: von dieſen Herren habe ich ohnehin oben ſchon mein Glaubensbekenntniß abgelegt. Aber wir müſſen weiter!

Nan-

Nannette war also beym Cantor zu Laude einquartiert, und befand sich den ganzen Tag über so schwach, daß sie nicht aus der Stube gehen konnte. Der Cantor konsulirte ihrentwegen den Dorfdoktor Herrn Quirl, und dieser Bastardsohn des Aeskulap versicherte, es habe nichts zu sagen, doch wolle er eins von seinen Magisteriis verschreiben, welches gewiß die Genesung beschleunigen würde. Dießmal war das ganze Magisterium aus Cremor-Tartari und Wasser komponirt.

Der Cantor gieng früh in die Schenke, die war ganz leer, und da dachte er so bey einem Glas Schnapps über Nannettens Schicksal nach. Auf einmal trat der obgedachte Altreiß Schläfer von Saufklingen in die Schenkenstube.

„Prost Gevatter, rief ihm dieser zu, so in Gedanken?“

Cantor. Ja wohl, es ist was Neues vorgefallen.

Schläfer. Bey mir ist auch was Neues vorgefallen: ich habe Heute Nacht da drüben zu Dorfsichel alle mein Geld verspielt, fünf Thaler achtzehn Groschen, Gott straf mich!

Wirth. Sag' mir doch, Kerl, wenn kommſt Du und fünf Thaler zuſammen? Und in Dorfſichel willſt Du geweſen ſeyn? Armer Schelm. Geſtern war ich da, und da wurde auch von Dir geredet, wie denn in allen Kneipen weit und breit Dein Name berühmt iſt. Ja, ſagte der Wirth, mir ſoll er noch einmal kommen, ſo ſchmeiß ich ihn zur Thüre hinaus: der Hallunke hat mich um drey Thaler geprellt, ich krieg mein Tage keinen Spieß.

Schläfer. So ſchlimm iſts nicht. Gemma, ich war da, das kann ich beſchwören. Schenk mir ein Glas Schnapps ein.

Wirth. Haſt Geld?

Schläfer. Morgen bezahl ich auf Ehre.

Wirth. Kriegſt keinen Schnapps. Bezahl erſt die alte Schuld.

Schläfer. Ich laß Dir mein Tuch zum Pfand (macht ſein Halstuch los.)

Wirth. Das laß ich mir gefallen. (ſchenkt ihm ein.)

Schläfer. (trinkt) Pah, das ſchmeckt. Jetzt, Cantor, erzähle Deine Geſchichte.

Mit gewaltiger Anstrengung der Lunge, und unglaublicher Volubilität seiner Zunge, erzählte nun der Cantor alles aufs genauste, was er von Nannetten wußte. Daß des Prinzen von Lappel auch oft gedacht wurde, versteht sich von selbst. Als er fertig war, legte Schläfer den Finger auf die Nase, und brummte einige Hm, Hm's in den Bart.

Cantor. Ist das nicht ein komischer Vorfall?

Schläfer. Ein erzkomischer. Aber wenn Du klug wärst —

Cantor. Nun?

Schläfer. Da könntest Du einen Fang machen. Schau an, wenn Du dem Prinzen von Lappel Nachricht gäbst, daß das Mädchen in Deinem Hause ist, und der Prinz käme die Nacht und holte sie: glaubst Du denn, daß das ohne ein halb Dutzend Goldfüchse für Dich abgehn würde?

Cantor. Hohls der Teufel, daran hab ich noch nicht gedacht.

Schläfer. Weil Du ein dummer Kerl bist. Höre, schreib gleich einen Brief an den

Prinzen, und berichte ihm alles. Ich will den Boten machen: ſein Luſtſchloß iſt ja nur vier Meilen von hier. Gegen fünf Uhr bin ich dort.

Dictum, factum; der Cantor ſchrieb den Brief gleich in der Schenke, und Schläfer lief damit fort, in der gewiſſen Zuverſicht, einen guten Botenlohn zu verdienen.

Nannette war verlohren, wenn das hölliſche Projekt, welches der Cantor und ſein Gaufbruder Schläfer ausgedacht hatten, zur Ausführung kam: denn man würde gewiß ſichre Maasregeln getroffen haben, ſie in des Prinzen unumſchränkte Gewalt zu bringen.

Aber es ſollte nicht ſeyn. Denn als Schläfer bey der ſogenannten neuen Schenke vorbey gieng, hörte er Studenten drin jubeln: er guckte zum Fenſter hinein und erblickte den ſidelen Sture. Ah, dachte er bey ſich ſelbſt, da muſt Du einkehren: da giebts was. Sture hatte nämlich ſo nach ſeiner Art, ſeinen Jux mit dem Altreiß, welcher ſich gerne für ein Paar Gläſer Schnapps zum Narren machen ließ.

Wo kommſt Du her, Kalaber, rief ihm Sture entgegen? Komm her, trink einmal!

(Schläfer

(Schläfer ſtürzt das ganze groſſe Glas auf einmal aus.) Nun, Du haſt noch eine gute Gurgel, das muß wahr ſeyn. — Aber, ſprich, wo Du hinwillſt? Oder läuffſt Du ſo nach Deiner Gewohnheit herum?

Schläfer. Heute nicht, Herr Sture. Ich gehe botiſch.

Sture. Botiſch? Alſo, ſo weit iſts mit Deiner Philoſophey gekommen? Ein Kerl, wie Du, der ſonſt alle Welt freſſen wollte, geht botiſch! Ha, ha, ha.

Schläfer. Herr Sture, Sie ſelbſt giengen ja botiſch, wenn Sie ſo viel verdienen könnten, als ich Heute zu verdienen gedenke. Ich hoffe noch dieſen Abend meine fünf blanke Thaler, und wohl noch mehr, in der Taſche zu haben.

Sture. Ah, denn wird geſchnappt werden. Aber um Vergebung, Herr Tabellarius, wo geht denn die Reiſe hin?

Schläfer. (heimlich.) Zum Prinzen von Lappei.

Sture. So? Und in welchen Geſchäften?

Schläfer. Ein groſſer Herr, der auf dem Löwen in Saulingen logiert, ſchickt mich

zu ihm. Er wollte sich keinem andern anvertrauen. Sehn Sie hier ist der Brief.

Sture nahm den Brief, und erkannte sofort des Cantors Hand. Das fiel ihm fürchterlich auf, und er muthmaßte auf der Stelle, daß so ein Stückchen von Büberey hier verborgen liegen müsse. Schnell stand er auf, trat ans Fenster, und erbrach den Brief.

Schläfer eilte hinzu, und wollte ihm den Brief aus der Hand reißen, aber Sture stieß ihn mit Gewalt zurück, und sagte zu den Bauern, die in der Schenke saßen: „Haltet mir da den Kerl fest, daß er nicht zum Teufel laufe. Auf meine Gefahr, haltet ihn fest!“ Die Bauern griffen zu, und der Altreiß Schläfer war, trotz seines Widerstrebens, im Augenblick Arrestant.

Nun las Sture den Brief, welchen der Cantor stilisirt hatte, wie folget:

Allergnädigster Herr Prinz von Lappel,
Allerdurchlauchtigster Herr Prinz von Lappel,

Ew. Gnädigsten Durchlauchten habe die allerhöchste Gnade zu melden in aller Unterthänig-

thänigkeit, geſtalten das junge Frauenzimmer, welches die gottloſen Studenten von Caufungen Ew. Höchſten Durchlauchtigkeit abgenommen haben, durch welche Frevelthat ſich dieſelbigen des crimina laeſus majeſtatus und ſogar des noch weit ſchwerern crimina perduellionem ſchuldig gemacht haben, ſich bey mir befindet. Wenn Ew. Excellenz Durchlauchten gedachte Junafer Frauenzimmer wieder haben wollen, ſo belieben Sie Heute Nacht einen Wagen zu ſchicken, und einige handfeſte Burſche dazu: der Wagen muß aber erſt um Mitternacht kommen. Meine Mühwaltung überlaſſe ich Ew. Gnaden Durchlaucht zur Höchſten Einſicht, und verharre mit aller Unterthänigkeit und allerhöchſten Devotion

Allerhöchſtdero
freundſchuldigſter Diener
Lebeſchön,
Cantor zu Laude und Ludimagiſter.

Laude
in der Schenke den —
179 —

Kaum

Kaum hatte Sture dieſes Gewäſche geleſen, welches doch die abgefeimteſten Ränke enthielt, ſo fiel er über den Altreiß her, und prügelte ihn mit ſeiner Hetzpeitſche ſo rein durch, daß dieſer auch nicht ein Fleckchen am Leibe behielt, welches nicht markirt geweſen wäre.

„Schurke, ſagte er, ſo was haſt Du thun wollen, um einige Thaler zu verdienen? Einſperren ließ ich Dich, und aufs Zuchthaus ſetzen, aber ich mag an Dich, Buben, kein Geld wenden. Allons, marſch, packe Dich.“

Der Altreiß Schläfer zog ſo ſchnell, als es ihm ſein zerklopfter Leichnam erlaubte, ab; Sture zahlte ſeine Zeche, ſetzte ſich auf ſein Pferd, und galoppirte nach Laude.

„Iſt der Cantor zu Hauſe, rief er an des Cantors Fenſter?“

„Er iſt in der Schenke, antwortete ſeine Frau.“

Sture ſprengte nach der Schenke, und traf den Cantor beym Schnapsglas an:

Willkommen lieber Freund Sture, wo kommen Sie her? Proſt! (reicht ihm das Glas.)

Sture. Ich trinke nicht. (nimmt den Brief aus der Tasche) Herr, ist Er der Schreiber dieses verfluchten Wisches? (der Cantor erblaßt) Sprich Bube, verdammter Schulsünder, verfluchter Ambassadeur des leidigen Satans, sprich, hast Du den Wisch da geschrieben? (packt ihn bey der Kehle. Der Cantor schweigt) Bube sprich, (hebt die Hetzpeitsche in die Höhe) oder ich haue Dich da herum, Baumöhl sollst Du von Dir geben! Sprich, oder — (will zuhauen.)

Cantor. Ach Gnade lieber Herr Sture, Gnade, ich will ja alles bekennen.

Sture. Nun so sag: hast Du den Brief geschrieben?

Cantor. Ach ja, bester Herr Sture.

Sture. Sprich Hund, warum hast Du ihn geschrieben?

Cantor. Ach lieber Gott, es sind schlechte Zeiten.

Sture. Was haben die schlechten Zeiten mit dem Wisch da zu schaffen? Rede deutlich!

Cantor. Ach lieber Himmel, ich wollte mir etwas verdienen: ich hoffte eine Belohnung.

Sture. So? Gerade wie die Straßenräuber, die wollen ſich auch etwas verdienen: aber ich will Dir die Belohnung gleich geben, Du vertrakter durchteufelter Bänkelſänger, Du Bierfiedler, Du —

Sture ſchwang ſeine Hetzpeitſche, und gerbte ihm das Fell ſo rein durch, wie kurz vorher dem Altreiß Schläfer. Die Bauern, welche dabey ſaßen, blieben ganz ruhig: denn ſie haßten den Cantor, und gönnten ihm das Traktament von ganzer Seele.

Als Sture ſich ſatt geprügelt hatte, nahm er den Cantor beym Arm, und ſagte: „nun marſch mit mir nach Deiner Mördergrube, ich muß ſehen, wies mit dem jungen Mädchen ſteht, die ich in Deine verrätheriſchen Hände geliefert habe. (ſchlägt ſich vor die Stirn) Ich dummer Junge! habe da recht den Bock zum Gärtner gemacht! Ich hätte wiſſen ſollen, daß ein verſoffener Schulmonarch zu allem fähig iſt.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Nannette wird umquartiert.

.....

Nannette erblickte ihren Erretter von weitem, und ſo ſchwach ſie war, wankte ſie ihm doch entgegen, und dankte ihm herzlich für ſeine Großmuth.

„Hat ſich hier nichts zu danken, meine liebe Mamſell: ſetzen Sie ſich nur nieder, Sie ſind noch ſchwach.“

Nannette. Ich befinde mich wirklich nicht recht wohl.

Sture. Und hätten ſich, ehe vier und zwanzig Stunden ins Land gegangen wären, noch weit ſchlimmer befunden, wenn es da dem (auf den Cantor zeigend) nachgegangen wäre.

Nannette. Ach, dieſen guten Leuten bin ich unendlichen Dank ſchuldig.

Sture.

Sture. Das meynen Sie nur so, liebes Kind. Der Bursche da hat Sie aber an den Prinzen von Lappel ausliefern wollen. (Nannette erblaßt) Er hat gedacht, sich was zum Saufen zu akquiriren, aber ich habe ihm die Akquisition auf den Buckel gegeben. Wüßte ich, daß die Hallorenkathrine um das Stückchen gewußt hätte, ich klopfte ihr das Mieder auch aus.

Sture erklärte nun Nannetten den ganzen Hergang, und das vortrefliche Mädchen drückte dem fidelen Sture, der sie zweymal vom Untergang gerettet hatte, mit herzlichstem Dankgefühl die Hände, und der sonst so rauhe burschikose Sture, ließ Thränen aus den Augen fallen.

Inzwischen war die Neuigkeit von den Prügeln, welche der Cantor Lebeschön vom Studenten Sture in der Schenke bekommen hatte, durchs ganze Dorf verbreitet worden. Jedermann in ganz Laude kannte den Herrn Sture, jedermann wußte, daß er des Herrn Pastors Neffe war; es war also natürlich, daß ein dienstbarer Geist, dem Herrn Pastor auf der Stelle gebührende Nachricht ertheilt.

Der

Der Paſtor kannte ſeinen Neffen, wußte, daß er ein Hitzkopf war, und dachte nun, er und der Cantor würden ſich beym Trunk entzweyt haben: aber der Auftritt ſelbſt war ihm äußerſt unangenehm, und um den üblen Folgen deſſelben möglichſt vorzubeugen, eilte er in das Haus des Cantors.

Hier fand er den Cantor dahin gepflanzt, wie ein armer Sünder, der ausgepeitſcht werden ſoll: Sture ſtand mit der Hetzpeitſche drohend vor ihm, ſchalt ihn einen Schurken und prinzlichen Hurenſpediteur über den andern, und hielt ihm beſtändig die Hetzpeitſche unter die Naſe.

„Was machen Sie denn da Neffe? Schämen Sie ſich doch, ſo einen Spektakel zu machen, ſagte der Paſtor.“

Ah bon, daß Sie da ſind Herr Onkel, erwiederte Sture. Ich hab Ihnen ſchöne Dinge zu erzählen. Der Inſpektor wird ſich gaudiren, wenn ich ſie ihm noch Heute zum Nachtbrodt, oder Morgenfrüh zum Kaffee auftiſche.

Nun erfolgte eine bündige Erzählung des ganzen Vorfalls, und bey jeder Behauptung fuhr Sture auf den Cantor los, und ſchrie: iſt das

nicht so wahr, Hundekerl? Bestie, verhält sich das nicht so? Und der Cantor erwiederte keine Sylbe.

Der Pastor schüttelte gewaltig mit dem Kopfe. Hier ist der Ort nicht, wo die Sache untersucht und ausgemacht werden könnte, also wollen wir für jetzt davon stille seyn. (zu Nannetten) Mamsell, darf ich Ihnen meine Wohnung anbieten? Dort sind Sie sicher, meine Frau und Töchter werden sich bemühen, Ihnen alle hier auf dem Dorfe mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen.

„Ja, Mamsell, das thun Sie. Mein Herr Onkel ist ein braver Mann, in seinem Hause werden Sie gewiß gut aufgehoben seyn. Kommen Sie, Sie sind noch schwach, ich werde Sie führen.“

Sture nahm Nannetten am Arme, und sie ließ es sich gefallen; denn sie fürchtete den Cantor nun ärger, als die kleinen Kinder den Knechts Ruprecht, oder die Wendelsheimer Bauern den Schlappohr und das Muhkalb. *)

Der

*) Zwey berühmte Gespenster in der Pfalz, welche die Franzosen aber vielleicht verjagt und ausgetrieben habe.

Der Paſtor erzählte ſeiner Familie kürzlich, warum er einen weiblichen Gaſt mitbrächte, und die Frau Paſtorin und die Mamſellen waren den Augenblick um Nannetten her, und boten ihr alle nur erſinnliche Dienſte an. Das holde Mädchen ward ordentlich verlegen wegen der Antworten, die ſie den dienſtfertigen Menſchen geben ſollte.

Jetzt wollte Sture fort. „Bleiben Sie doch bey uns, Neffe, ſagte der Paſtor zu ihm. Sie haben ſchön und brav gehandelt, und bewieſen, daß auch ein luſtiger Menſch, trotz ſeiner Unbeſonnenheiten, doch edel empfinden und edle Thaten thun kann.

Sture. Das dank mir der Henker, daß ich Gutes thue, wenn ich Gelegenheit dazu habe. Aber bey Ihnen kann ich nicht bleiben. Dieſen Abend wird auf der neuen Schenke ein Pabſt gemacht. *) Das mögte ich nicht um zehn Thaler verſäumen.

*) Wie man einen Pabſt mache, habe ich beſchrieben in meinen Annalen von Schilda. B. 1.

Pastor. Nun gut: reiten Sie immer dahin, aber auf Ihrem Rückweg —?

Sture. Ja, Morgen will ich bey Ihnen zu Mittag essen.

Pastor. Morgen wollen Sie erst wieder kommen? Die neue Schenke ist ja kaum ein Stündchen von hier.

Sture. Schon recht. Aber wie kann ich denn Heute zurück? Bedenken Sie, der Pabst geht um sieben Uhr an, und währt gewiß bis zehn. Nun wird Kaffee getrunken, und dann geschnappst bis um Mitternacht. Heute ists also nicht möglich; und Morgen bleibe ich bis neun Uhr wenigstens im Bette liegen. Aber um eilf Uhr bin ich zuverlässig bey Ihnen.

Pastor. Ich lasse mir alles gefallen. Aber apropos Neffe, brauchen Sie Geld?

Sture. Heute nicht. Morgen werd ich einige Spieße von Ihnen annehmen. Leben Sie wohl.

„Diesem edlen Mann verdanke ich meine Ehre, und folglich auch mein Leben; ich würde gewiß meine Schande nicht überlebt haben. Aber da Sie mich so gütig aufgenommen haben, mein

Her

Herr Paſtor, ſo werden Sie mir eine Gefälligkeit nicht verſagen.

Paſtor. Gewiß nicht, Mamſell. Sagen Sie, was ich für Sie thun ſoll.

Nannette. Mir einen Boten verſchaffen, den ich nach Raſſelsburg ſchicken kann.

Paſtor. An den Herrn von Raphael? Den kenne ich recht gut.

Nannette. Verzeihen Sie, an meinen Vater, den ehemaligen franzöſiſchen Grafen von Vitacon.

Paſtor. (erſtaunt) Graf von Vitacon Ihr Vater?

Nannette. Gewiß Herr Paſtor.

Paſtor. Sie wären alſo Fräulein Nannette?

Nannette. (fährt zuſammen) Wer hat Ihnen meinen Namen geſagt, Herr Paſtor?

Paſtor. Das ſollen Sie erfahren. Jetzt gehe ich, den Boten zu beſtellen: denn ich ſehe ein, wie nöthig es iſt, daß Ihr Vater hieher komme.

Noch am ſelbigen Tage wurde ein Bote abgefertigt, mit einem Brief von Nannetten, worin ſie ihren Vater bat, ſogleich nach Laude zu kommen, und ſie abzuholen.

Fünf

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Das Examen.

.....

Die Nacht brachte Nannette in der Kammer zu, wo die Paſtormamſellen ſchliefen. Die guten Kinder hatten ihre neue Freundin ſchon ſo lieb, daß ſie ihr ſelbſt durch ihre übertriebene Aufmerkſamkeit läſtig wurden, und die alte Frau Paſtorin, welche ſonſt ihre eignen Töchter für die ſchönſten und artigſten Mädchen auf dem Erdball hielt, mußte es ſich, obgleich ungerne, geſtehen, daß Nannette hübſcher und artiger ſey, als ihr Jettchen und ihr Lieschen.

Früh nach dem Kaffee bat der Paſtor das Fräulein, mit ihm in den Garten zu gehen; ſeine Töchter wollten auch mit, aber er blinkte ihnen, und ſie blieben zurücke.

Mein Fräulein, ſagte der Paſtor, als ſich beyde in die Laube niedergeſetzt hatten, Sie ha-

ben

ben mich schon einigemal gefragt, woher ich Ihren Namen wisse?

Nannette. Vergeben Sie, meine Neugierde, Herr Pastor.

Pastor. Und ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mir erst einige Fragen werden beantwortet haben.

Nannette. Fragen Sie doch, was Sie wollen, ich will Ihnen antworten, was ich weiß.

Pastor. Haben Sie nicht in Frankreich einen jungen Deutschen kennen lernen?

Nannette. (erröthend) O ja, er war der vertrauteste Freund meines Bruders, und der Retter meines Lebens und des Lebens meines Vaters.

Pastor. Und dieser junge Deutsche, hieß der nicht Carl Murner?

Nannette. (hochroth und zitternd) Gott, Gott, wer sagte Ihnen dieses?

Pastor. Er selbst: er sagte mir auch Ihren Namen.

Mannette. Heilige im Himmel, Herr Paſtor, beſter liebſter Herr Paſtor, (faßt haſtig ſeine Hand) wo iſt er, wo iſt mein Carl?

Paſtor. Ihr Carl? Was geht Carl Murner das Fräulein von Vitacon an.

Mannette. ! (verbirgt ihr Geſicht) Vergeſſen Sie, lieber Mann, was ich ſagte. Im Sturm der Empfindungen hab ich mein Geheimniß verrathen.

Paſtor. Sie haben ſich nicht verrathen, liebſtes Fräulein, Sie haben mich nur überzeugt, daß Sie Ihren Carl noch lieben, und ich muß Ihnen zuſchwören, daß der gute Junge Sie mehr liebt, als ſein Leben.

Nun erfolgte von Mannettens Seite ein vollſtändiges Geſtändniß ihrer Leidenſchaft für Carln, welches einem Mädchen, auch dem allertugendhafteſten, nicht ſchwer wird, ſobald der erſte Schritt gethan iſt: denn alles theilt der Menſch gerne mit, auch die Geheimniſſe ſeines Herzens. — Von Seiten des Paſtors aber kam nun auch die Beſchreibung von Carls jetziger Lage zum Vorſchein, welche Mannette aufmerkſas

ter äußerte, als wenn ihr der Priester die Absolution ertheilt hätte.

Der Pastor, welcher Nannetten herzlich, wie Vater liebte, und sie seinem Neffen von ganzer Seele gönnte, äußerte aber doch manche Bedenklichkeiten in Absicht der väterlichen Einwilligung, und der Verschiedenheit des Standes.

Er machte eine lange Predigt, aber Nannette fiel ihm ins Wort, und versicherte ihn, daß sie die völlige Einwilligung ihres Vaters habe, daß dieser ihren Carl schätze und liebe, ganz von Dankgefühl gegen ihn durchdrungen sey, und sich gewiß ihrer Verbindung nicht widersetzen werde, und dann erklärte sie ihm, wie ihr Vater und sie selbst über die Verschiedenheit der Stände dächten.

„Das ist brav," sagte der Pastor, „dann werde ich noch die schönste liebenswürdigste Nichte im ganz Europa besitzen."

Nannette. Wie meynen Sie das, Herr Pastor?

Pastor.

Pastor. Je nun, Ihr Carl ist mein Neffe, seine Mutter, die Madam Murner in Hamburg, ist meine Schwester.

Mannette konnte sich nicht genug wundern, wie doch alles in der Welt so wunderlich zugienge, als Lieschen kam, und rapportirte, daß das Essen auf dem Tisch stünde. Mannette und der Pastor giengen nach dem Haus zurück.

„Wir hätten noch ein wenig warten sollen,“ sagte der Pastor, „Vetter Sture will ja zum Essen kommen, und zudem ists ja noch nicht einmal um eilf Uhr. Mannette bat auch, daß man auf ihren Herrn Sture warten möchte, und die Suppe wurde wieder abgetragen.“

Auf einmal ertönte es vor der Thür: machet die Pforten weit, und die Thore hoch!

Da ist ja der schnakische Bursche, sagte der Pastor, der kann doch nicht unterlassen, seinen Kohl allewile anzubringen. Jettchen, geh mache die Thür auf; und siehe da, Herr Sture führte den Grafen von Vitacon ins Zimmer.

„Finde

„Finde ich Dich wieder, meine Tochter, rief der Graf, und schloß Nannetten in seine Arme. Gott sey gedankt, daß ich Dich wieder habe. (zu Sture) Das verdanke ich Ihnen, mein bester Freund.

Sture. Nur keine Komplimente, Herr Graf, oder ich geh gleich fort, haue den Cantor nochmals durch, und reite nach Sauflingen zurück.

Pastor. Sie sind also der Vater dieses vortrefflichen Frauenzimmers?

Pastor. Dieses Mädchen ist meine Tochter.

Graf. Gestern Abend kam ein Jäger nach Rasselsburg geritten, und berichtete mir den Vorfall, der sich mit dir und dem Prinzen von Lappel zugetragen hat, und den Sie alle wissen werden: aber wohin Dich die Studenten von Sauflingen gebracht hatten, konnte er mir nicht sagen. Du kannst denken, wie mir da zu Muthe war; ich bat meinen Freund, den Baron Raphael, um einen Wagen, um dich aufs zusuchen. Er war dazu gleich bereit, und in der Angst hätte ich beynahe vergessen, dem ehrlichen

lichen Jäger ſeine Mühe zu belohnen, wenn er mich nicht ſelbſt daran erinnert hätte. Ich fuhr ab, ſobald der Mond aufgieng, und kam auf jene Schenke, wo Deine Ehre hatte ſollen zerſtört werden. Das Hausmädchen — denn die Wirthsleute ſelbſt wollten von gar nichts wiſſen, aber man las ihre Verlegenheit auf ihren Geſichtern. — Das Hausmädchen alſo berichtete mir, daß ich in Sauflingen bey Herrn Sture, dem Studioſus Juris, Nachricht erhalten könnte. Ich fuhr ſchleunig dahin, aber ein andrer Studente ſagte mir, er ſey auf der neuen Schenke. Den Augenblick nahm ich Extrapoſt: denn meine Pferde konnten nicht' mehr fort, und fuhr den Weg nach der neuen Schenke. Hier am Dorfe begegnete mir Herr Sture, den ich aber nicht kannte, und gewiß nicht bemerkt haben würde, wenn ihm nicht der Poſtillon zugerufen hätte: guten Morgen, Herr Sture! wiſſen Sie auch was Neues, lieber Herr Sture? Heute Nacht haben die Studenten der Leubin die Fenſter eingeſchlagen, und haben ſie erbärmlich perlirt.

Bey dem Namen Sture stürzte ich zum Wagen heraus, und rief ihm zu, daß er halten möchte. Er hielt: ich fragte, ob er wirklich der Retter meiner Tochter sey? Er bejahete es. Nun sagte ich ihm, ich sey des Mädchens Vater, welches er gerettet habe. Wohlan, sagte Herr Sture, kommen Sie mit mir, ich will Sie zu Ihrer Tochter bringen, aber erst müssen wir in die Schenke, damit ich Ihnen den ganzen Hergang erzählen, und den Ort zeigen kann, wo ich den Schweinepelz von Cantor, Ihrer Tochter wegen durchgehauen habe. Wir kehrten in der Schenke ein, Herr Sture erzählte mir alles, und ich danke nochmals der Vorsehung, daß die hölliſchen Anſchläge ſo brav ſind vereitelt worden.

Nun wurde das Eſſen aufgetragen, aber man aß wenig: denn die ganze Geſellſchaft nahm zu vielen Antheil an den Begebenheiten Nannettens. Der einzige Sture aß derb, und trank noch derber: endlich ſtand er auf: Meine Zeit iſt um, meine

Herren

Herren und meine Damen: ich bin diesen Nachmittag zu einer Condition *) gebeten, und muß fort.“ Der Pastor, der Graf und Nannette vereinigten ihre Bitten, ihn zurückzuhalten, aber vergebens. Er gieng fort, nachdem er sich vom Pastor hatte Geld geben lassen, und ritt aus der Schenke, wo sein Pferd stand, nach Sauflingen zu seiner Condition.

Der Graf gab zu verstehen, daß er seine Tochter mit nach Rasseleburg nehmen wolle, aber der Pastor bat ihn, nur einige Tage bey ihm zu bleiben, weil er einiges mit ihm zur Aufklärung bringen müsse. Der Graf gab seinen Willen dazu. Daher wurde denn nach Sauflingen geschickt, und dem Kutscher des Barons Raphael befohlen, wieder nach Rasselsburg

*) Condition geben, heißt Jemand auf Kaffee, Bier und Taback, auch wohl auf ein Abendbrod zu sich bitten. Es ist klar, daß dieses Wort in dieser Bedeutung in einem Purschenlexikon aufgesucht werden muß.

felsburg zu kehren, und seinem Herrn zu sagen, der Herr Graf und seine Tochter würden bald nachkommen. Da der Pastor für den Grafen keinen Plaz hatte, so wurde er beym Richter einquartirt, Nanette aber blieb in der Pfarrwohnung bey den Mamsellen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Deſſen Inhalt man zum Theil erra: then kann.

.....

Da meine Leſer nun die Lage des Grafen von Vitacon, ſeiner Tochter und Carls kennen, ſo brauche ich ihnen nur zu ſagen, daß alles, was der Paſtor und Nannette wußten, dem Grafen treulich berichtet wurde, um ſie in den Stand zu ſetzen, das ſchon im voraus zu erra: then, was in ihrem geheimen Conſeil, woran aber doch auch die Frau Paſtorin und endlich gar die Mamſellen Theil nahmen, beſchloſſen wurde.

Man beſchloß aber — zum Ueberfluß will ichs kurz angeben — daß eine Reiſe nach Frank: furt gemacht werden ſollte, und zwar binnen vierzehn Tagen: denn zu dieſer Zeit mußte die

jüngſte Tochter des Paſtors dahin reiſen, um ihre Verlobung mit dem Kaufmann Dachſtuhl zu vollziehen. Dieſe ſollte Nannette und der Graf begleiten, auch Herr Sture wollte um dieſe Zeit abgehen, und die Karavane decken, wenn etwa der Prinz von Lappel, oder ein andrer Geiſt ſeiner Art, ein Lüſtchen haben ſollte, ihnen Steine in den Weg zu werfen.

Der Graf prieß ſich glücklich, wenn Carl Murner ſein Schwiegerſohn würde, und Nannette war immer außer ſich, wenn ihr der Paſtor Braun etwas aus ſeiner Geſchichte erzählte.

Der Cantor Lebeſchön, welchen der Paſtor durchaus beym Inſpektor angeben, und auf ſeine Abſetzung bringen wollte, ſteckte ſich endlich hinter Nannetten, fiel vor ihr auf die Knie, und bat ſie um Moſis und um aller Heiligen willen, ſich doch ſeiner anzunehmen, und ein gutes Wort für ihn beym Herrn Paſtor einzulegen, Sture habe ihn ja genug abgeſtraft, ſein ganzer Buckel, ſein Hinterſter und ſeine Schinken ſeyen noch blitzblau, er wolle alles dem gnädigen Fräulein zeigen, und ſich vor ihr nackend ausziehen.

Nannette erließ ihm die Oculardemonſtration, und verſprach, ſich für ihn zu verwenden.

Es koſtete aber dem guten Kinde ſehr viele Mühe, den Paſtor in dieſer Hinſicht auf andre Gedanken zu bringen. Er wollte durchaus, daß der Cantor beſtraft und abgeſetzt werden müſſe, ſo ein Aergerniß dürfe nicht in einer Gemeinde geduldet werden. Doch endlich gab er nach, da die Sache bey einer Unterſuchung nur noch mehr Aufſehen gemacht haben würde. Er krigte daher den Cantor coram, hielt ihm ſeine Sünden und Skandale lebhaft vor, und verbot ihm einmal für allemal den Beſuch der Dorfſchenke, indem er ihm drohte, ihn ſofort beym Inſpector Sinapi zu verklagen, wenn er einmal wieder in der Schenke ſich antreffen lieſſe, und dann ſollte ihm die Caſſation gewiß ſeyn.

Der Cantor verſprach es, und hat es auch, wie der Verfaſſer aus ſichern Nachrichten weiß, bisher gehalten. Nachmittags läuft er zwar noch immer nach Sauflingen, und frequentirt daſelbſt die Keller und die Kneipen, aber früh trinkt er ſeinen Schnapps in ſeinem Hauſe.

Weil er aber sehr gesellig ist, so kommen alle Morgen fünf und mehr Bauern ins Schulhaus, und schnapsen mit dem Cantor: auf diese Art ist denn auch das Schulhaus zu Lande in eine Kneipe verwandelt worden. Der Pastor Braun weiß zwar um das Unwesen, aber da alles stille und ohne Skandal zugeht, so sagt er nichts dazu.

Endlich kam der Tag zur Abreise. Ein Fuhrmann aus Sauflingen fuhr den Grafen, seine Tochter und die Mamsell Braut in einem großen Vierspänner, der gewaltig bepackt war: denn obgleich der Kaufmann Dachstuhl sich alle Mitgabe verbeten hatte, so hatte doch die Frau Pastorin nicht umhin gekonnt, ihrer Tochter eine reichliche Aussteuer zu schenken. Sie sey auch nicht nacket zu ihrem Manne gekommen, ihre Tochter sollte auch dem ihrigen etwas mitbringen.

Herr Sture ritt auf Herrn Gottschalks grossem Fuchs, hatte Pistolen und Hieber, und schwur hoch und theuer, der Teufel solle jeden frikassiren, der sich unterstünde, seinen Protegés das geringste Leid zuzufügen.

Vom Abſchied ſage ich kein Wort: wie es dabey hergieng, kann ſich jeder ſelbſt vorſtellen.

Der Weg gieng über Raſſelsburg, wo ſie einkehrten, und ſehr gut empfangen wurden. Frau von Raphael war unterdeſſen bey ihrer Freundin, der Gräfin von Walddorf, geweſen, und war nun im Stande, Nannetten allen Verdacht zu benehmen, als ob dieſe treue Freundin, an dem verrätheriſchen Verfahren ihrer Bedienten Antheil gehabt hätte.

Der Baron Raphael war im Ganzen, mit dem Entſchluß des Grafen, ſeine Tochter ihrem Geliebten zu überliefern, und ſein übriges Leben bey ihm zuzubringen, ſehr zufrieden, allein es war ihm doch leid, daß er einen Freund verlohr, der ihm ſo viel angenehme Tage gemacht hatte, ohne je Hoffnung zu haben, ihn wieder zu ſehen. Am Ende kam man darin überein, daß man wider das Schickſal nicht kämpfen könne.

Drey Tage blieb die Geſellſchaft beym Baron, und würde noch länger geblieben ſeyn, wenn Sture nicht auf die Abreiſe gedrungen hätte.

hätte. Der Herr Graf, sagte er, befindet sich hier recht wohl, aber die beyden Frauenzimmer wollen erst das Wohlbefinden in den Armen ihrer Liebhaber suchen, und haben das Herz nicht, es zu sagen. Darum sage ich, daß es Zeit ist, abzusocken. Punktum. Der Graf und selbst der Baron sahen ein, daß Herr Sture recht hatte, und man zog ab.

Auf dem Wege von Rasseleburg hatte die Gesellschaft kein Abentheuer, nur daß Sture hier und da sich selbst eins machte, welches aber jedesmal einen guten Ausgang gewann. Ein einziges aber wäre doch beynahe unglücklich abgelaufen. Die Karavane kam nämlich an einem Sonntag fruhe in ein Dorf, und mußte, weil etwas am Wagen zerbrochen war, einkehren. Man läutete in die Kirche, und Sture gieng hinein.

Ein Lied, o Ewigkeit, du Donnerwort, wurde hergeleiert, dann stieg ein Dickwanst von Pfaffen auf die Kanzel, und fieng seine heilige Rede mit folgenden Reimen an:

Wer mag ermeſſen den Geſtank
Der dorten wird gefunden.
Der loſe Duft kann machen krank
Urplötzlich die Geſunden.
Ach Höllenſtank, wie ſtinkeſt du!
Mir wird ganz ſchlimm, Brr, hu, hu, hu!
Gebt mir ein Prieschen Taback.

Darauf kam die erbauliche Predigt über den abſcheulichen Geſtank in der Hölle. Im erſten Theil der Predigt zeigte der Dickwanſt, wie es eigentlich in der Hölle ſtinke, und im zweyten bewies er, daß der Höllenſtank weit ärger ſtinke, als jeder andre Geſtank.

Die Bauern hörten ſehr aufmerkſam zu, Sture aber ſtellte ſich dem Orator gerade gegenüber, und ſchnitt ihm Geſichter, bald zog er den Mund rechts, bald links, bald verdrehte er die Augen, bald ſtreckte er die Zunge heraus u. ſ. w. Der Pfaffe auf der Kanzel, ganz mit ſeinem Thema vom Höllenſtank beſchäftiget, bemerkte lange nichts; endlich aber ſahe er, wie ſpöttiſch ihm da ein Fremder zuhörte, und apoſtrophirte ihn folgendermaßen:

„Menſch,

„Mensch, was unterstehst du dich im Hause des Herrn Fratzengesichter zu machen? Was denkst du, daß du in Gottes Tempel die Gottheit selbst beleidigest? Meinst du, du spottest eines menschlichen Worts? eines Fürstenbefehls vielleicht, oder einer gelehrten Rede? Nein, es ist Gottes Wort, dessen du spottest; meine Rede ist Christi Rede, mein Mund ist Christi Mund. Glaubst du endlich, ich sey ein Mensch, wie andere Menschen? Bösewicht, höre, wer ich bin! Ich bin ein Gesandter Gottes, bin sein Ambassadeur hier im Dorfe, bin sein Stellvertreter bey den Bauern dieses Dorfes. (Sture lachte hier überlaut) Christen, Christen, (mit starker Stimme) rettet die Ehre des Herrn! (brüllend) Werft den Ketzer, den Freygeist, den Socinianer, den Atheisten, den Herrnhuther, den Gotteslästerer hinaus, schlagt ihn krumm und lahm, aber alles thut im Namen des Herrn.“

Nun sahen die Bauern erst, daß Sture lachte, und dem Prediger Gesichter schnitt. Wie Furien fielen sie über ihn her, Männer, Weiber und Kinder; zum Glück aber waren diese

Leute

Leute alle unbewafnet, und Sture hatte einen derben Ziegenhainer in der Hand. Er zog ſich zurück, und wehrte ſich ſo kräftig, daß rechts und links, Männer und Weiber über einander ſtürzten. Ohne allen Schaden war er bis in die Thüre gekommen, aber da warf ihn eine von des Paſtors dicken Töchtern einen Engel, den ſie vom Taufſtein heruntergeriſſen hatte, an den Kopf, wovon er eine Beule bekam.

Sture war kaum aus der Kirche, als er anfieng zu laufen, weil er dachte, die Bauern würden ihn verfolgen: allein das geſchah nicht; denn indeſſen war ein neues Skandal in der Kirche entſtanden. Der Paſtor hatte nämlich ſeine Bibel und die Agende von der Kanzel, nach dem verſtockten Ketzer Sture geworfen, aber ſo unglücklich, daß die Bibel dem Richter auf die Naſe fiel, und ſein ganzes Geſicht unter Blut ſetzte; die Agende aber traf den hohen Leib der Frau Gerichtshalterin, daß ſie niederſtürzte, und zu kreißen ſchien.

Darüber ward nun die ganze Gemeinde ärger aufgebracht, als über Stures Fratzengeſichter: die Bauern wollten den Paſtor herunter-

ſchmeißen,

ſchmeißen, und ihm ſeinen Frevel auf der Stelle vergelten; ſie beſtürmten alſo die Kanzel, aber der Paſtor nahm das große Kruzifix, welches neben der Kanzel hieng, und ſchlug den Sturm fünfmal glücklich ab. Die Stürmer bekamen ſo viel Kopfnüße von dem ramaſſirten Paſtor, daß es keiner mehr wagte, ihn auf ſeiner heiligen Stätte anzugreifen.

Endlich legte ſich der Gerichtshalter drein, und ſuchte den Frieden herzuſtellen, welcher dann auch auf die Bedingung geſchloſſen wurde, daß der Herr Paſtor der Gemeinde, wegen gegebnen Aergerniſſes, auf den Nachmittag acht Kannen Schnapps und eine halbe Tonne Bier bezahlen ſollte, dagegen ſollte die Gemeinde dem Paſtor eine neue Bibel aus der gemeinen Kaſſe anſchaffen, indem ſeine von der Kanzel auf des Richters Naſe geworfene Bibel, im Tumult gänzlich verwüſtet und unbrauchbar gemacht worden war.

Alles war ſtille, der Richter wiſchte das Blut aus dem Geſicht, die Frau Gerichtshalterin

terin verlohr ihre Geburtsschmerzen, und nun beschloß man, den gottlosen Ketzer und Spötter zu verfolgen, der das Haus des Herrn so abscheulich geschändet hatte. Ein Haufe rüstiger Bauern zogen nach der Schenke, denn einige hatten den Ketzer daselbst absteigen sehen; als sie aber dahin kamen, war Sture mit seiner Gesellschaft schon längst über alle Berge. Der Pastor war den Bauern nachgekommen, um zu sehen, wie sie seine beleidigte Ehre an dem schändlichen Ketzer rächen würden, da aber dieser längst fort, der Herr Pastor aber gegenwärtig war, so wurde eins hellig beschlossen, die Friedensartikel, welche in der Kirche waren gemacht worden, sofort zu exequiren. Schnaps und Bier wurde herbeygeschafft, und der Pastor und die Bauern ließen sich ihr Mittagsessen in die Schenke bringen. Schon um zwölf Uhr war das ganze Dorf betrunken, und der Pastor hatte auf seiner Seite die Bedingungen, welche er eingegangen war, völlig erfüllt.

Aber die Gemeinde erfüllte auch die ihrigen. Steffel, der Sohn des Wirths, hatte den Tag zuvor eine neue Bibel in der Stadt gekauft, welche er seiner Braut schenken wollte *). Diese Bibel bezahlte ihm der Richter aus der gemeinen Kasse, und so war denn alles richtig, und hatte weiter keine üblen Folgen, als daß mehrere Bauern beym Nachhausegehen, ihr Gesicht so zurichteten, wie der Bibelwurf das Gesicht des Richters zugerichtet hatte, und daß der Herr Pastor seinen Hut und Perrücke verlohr, auch etwas in die Hosen gehen ließ, welches ihm zur Er-

*) Es ist in dem protestantischen, so wie im katholischen Deutschland hin und wieder gebräuchlich, daß der Bräutigam seiner Braut ein Erbauungsbuch, z. B. den Cubach, Starks Gebetbuch, Pater Kochems Legendenbuch und dergl. schenkt. Zu Nordhausen hat man sogar die schnurrige Gewohnheit, daß die Pathen den Wickelkindchen, welche sie aus der Taufe heben, so ein Buch schenken, gerade als wenn das Wickelzüpfchen Gebrauch davon machen könnte. Vernünftige Nordhäuser — und gewiß sind sehr viel helle Köpfe in dieser Reichsstadt — mukiren sich über diese äußerst läppische Gewohnheit, machen sie aber doch selbst mit!

Erläuterung ſeines Themas über den Höllenſtank, trefflich hätte dienen können.

Unſre Reiſenden kamen glücklich zu Frankfurt an, und nahmen ihr Logis im römiſchen Kayſer.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Was zu Frankfurt geſchah.

Kaum waren unſre Reiſende in Frankfurt angekommen, ſo mußte gleich ein Lohnläufer, der Madam Dachſtuhl und ihrem Herrn Sohn, dem Bräutigam melden, Mamſell Lieschen Braun, und Herr Kandidat Sture ſeyen eben angekommen, und ließen gehorſamſt fragen, wenn ſie die Ehre haben könnten, der Frau Muhme und dem Herrn Vetter aufzuwarten? Sie hätten freylich gleich können bey Madam Dachſtuhl vorfahren, allein das wäre wider die Etikette geweſen, welche zu Frankfurt unter der Nobleſſe, wozu ſich die vornehme Kaufmannsſchaft auch zählt, einmal recipirt iſt.

Der

Der Bote war noch nicht zurück, als der junge Ludwig Dachſtuhl, Lieschens Bräutigam, herein ſtürzte, ſeine Braut umarmte, und dann dem Vetter Sture die Hände drückte.

„Den Augenblick müſſen Sie mit, ſagte Dachſtuhl, ich habe ſchon einen Fiaker beſtellt.“

Sture. Das geht ſo nicht: erſt werden meine Stiefeln geputzt, und unterdeſſen trinke ich eine Bouteille Wein, und Mamſell Kuſine zieht ſich anders an, da im Nebenzimmer.

Dachſtuhl. Sie ſind ja ganz gut angezogen, meine ſchöne Braut, und Sie auch, Herr Vetter.

Sture. Ja für Sie wohl, aber für die Tante nicht, und noch weniger für die Herren Frankfurter, welche bloß nach dem Aeußerlichen urtheilen.

Lieschen. Es ſoll keine halbe Stunde dauern, lieber Ludwig, und ich bin fertig.

Sture. Nun, denn hab ich Zeit genug, nicht eine, ſondern ein halbes Dutzend Flaſchen zu leeren. Aber apropos, Freund, wie gehen denn die Kommerzien hier in Frankfurt?

Dachſtuhl. Die gehn ſchlecht, das macht der Krieg.

Sture. Schäfer, redet aufrichtig, wir ſind ja allein. (der Graf und Nannette waren in einem andern Zimmer) Man hat mich verſichert, daß Ihr Herren zu Frankfurt mehr Nutzen vom Krieg habt, als Schaden.

Dachſtuhl. Unter uns, lieber Vetter: man hat nicht Unrecht. Wir Kaufleute haben allerdings mehr Nutzen als Schaden vom Krieg. Aber wie wir es anfangen, daß wir vom allgemeinen Elende Vortheile ziehen, kann ich Euch nicht erklären. Ihr habt die Rechte ſtudiert, und verſteht vom Handel nichts.

Sture. Schon recht, ſo wenig als Ihr von den Advokatenkniffen. Je nun, mundus vult decipi, das heißt auf deutſch, die Herren wollen bedient ſeyn. — Aber hört, ſagt mir, Vetter, iſt Vetter Murner noch hier?

Dachſtuhl. O ja; er iſt erſt Geſtern wieder von ſeiner Fahrt zurückgekommen, und will Morgen wieder eine neue Fahrt à la Don-Quichote antreten.

Sture. Eine Fahrt à la Donquichote? Das Ding gefällt mir, ich begleite den Vetter.

Dachſtuhl. Das wird ihm lieb ſeyn: Du kannſt ihm ſuchen helfen.

Sture. Was ſucht er denn. Doch wohl nicht den Stein der Weiſen?

Dachſtuhl. Ein Mädchen ſucht er, eine Franzöſin, in die er ſich in Paris verliebt hat.

Indem trat Mamſell Lieschen und Fräulein Nannette in das Zimmer, welche erſtere ihrem Bräutigam, als ihre beſte Freundin vorſtellte.

Aber Freund Vetter, wie heißt denn das Mädchen, das unſer Carl ſucht?

Dachſtuhl. Nannette von Vitacon. (Nannette erblaßt.)

Sture. Ein ſchnurriger Name: Vit-à-con, das kann man artig exegeſiren. (Nannette wird feuerroth) Aber wo ſucht denn der Vetter das Mädchen?

Dachſtuhl. Weit und breit herum. Sie iſt, wie er weiß, glücklich nach Deutſchland gekommen, aber wohin ſie ſich gewendet hat, iſt ihm nicht bekannt. Er hat ſchon aller Orten

nachgespürt, und nachspüren lassen, aber ohne Erfolg. Nun hat er gar eine Aufforderung in die Zeitungen eingerückt. (Nannette sinkt auf einen Stuhl.)

Sture. In die Zeitungen? Das wäre ja possirlich, sich in den Zeitungen nach einem Mädel zu erkundigen. Ich mögt die Aufforderung lesen.

Dachstuhl. Hier habe ich die Zeitung bey mir. (giebt ihm das Blatt.)

Sture. (liest) Demjenigen, welcher von dem Aufenthalt des Fräuleins Nannette von Vitacon, Tochter des Grafen von Vitacon welcher vor ohngefähr achtzehn Monaten aus Frankreich nach Deutschland gekommen ist, Nachricht geben, und dieselbe nach Frankfurt am Mayn in das Handelscontoir des Herrn Dachstuhl einliefern wird, verspricht Unterzeichneter die Summe von 75 Dukaten, sofort in gedachtem Contoir auszuzahlen, und alle Unkosten zu ersetzen.

Carl Werner
aus Hamburg.

„Ah

„Ah bravo, Viktoria! — Da kann ich meine Finanzen wieder in Ordnung bringen.“

Dachſtuhl. Was ſagt Ihr da Vetter?

Sture. Daß ich da fünf und ſiebenzig Dukaten verdienen will. Die ſollen mir gut ſchmecken, pardiſh!

Dachſtuhl. Wißt Ihr vielleicht, wo das Mädchen iſt?

Sture. Ritſchbiſchewit, freylich.

Dachſtuhl. O ſagts, lieber Vetter.

Sture. Ja Piepſack. Gelt Ihr wollt den Verdienſt ſelbſt ziehen. Daraus wird nichts.

Dachſtuhl. Je nun, ſo kommt mit, und ſagt es ihm ſelbſt.

Sture. Ich komme gegen Abend hin: aber ſchickt mir den Vetter hierher, ich muß ihn hier ſprechen.

Dachſtuhl. Kommt doch mit Vetterchen.

Sture. Daraus wird nichts. Hier muß ich den Vetter Carl ſprechen, ſonſt komme ich gar nicht zu Euch ins Haus.

Dachſtuhl. Ihr ſeyd noch immer der alte närriſche Kerl. Aber ich will den Vetter zu

Euch ſchicken. Kommen Sie jetzt, liebſtes Liesschen. (geht mit Liesschen ab.)

Sture. (ihnen nachrufend) Hütet Euch Leutchen, daß Ihr Euch im Fiaker nicht zu tief verſteigt.

Sture gieng nun in das Zimmer des Grafen, und meldete, daß Carl bald da ſeyn würde. Nannette zitterte am ganzen Leibe.

Sture. Sie zittern ja, Fräulein: wirds Ihnen bange?

Nannette. O nein, ich wünſche nichts ſehnlicher, als meinen Carl wieder zu ſehen, deſſen Liebe mir nun wieder von neuem bewieſen iſt, durch das, was er meinetwegen gethan hat. Aber ich wünſchte doch, daß der Augenblick des Wiederſehens noch um einiges entfernter wäre.

Sture. Das iſt wunderbar von Ihnen. Wenn ich bey Zacharis Schmid eine Kanone *) kommandirte, ſo war ich allemal ärgerlich, wenn er nicht fix auftiſchte; und ich denke doch, man verlangt mehr nach dem geliebten Gegenſtand, als

*) Große Bierbutelle.

als nach einer Kanone Greyhan. Aber wiſſen Sie was: Carl iſt gewiß bald da, und Sie haben die ſchönſte Gelegenheit, ſich von ſeinen Geſinnungen zu überzeugen. Kommen Sie mit, und auch Sie, Herr Graf, auf mein Zimmer: da ſteht eine ſpaniſche Wand, hinter dieſer verbergen Sie ſich, und hören unſer Geſpräch an. Ich will ſchon ſo reden, daß Carl ſein ganzes Herz ausſchütten muß.

Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt, der Graf klopfte dem fidelen Sture auf die Schulter, und Nannette drückte ihm freundlich die Hand. „Sachte Fräulein, ſagte Sture, Carl mögte dazu kommen, und Wunder denken, wie vertraut wir wären. Aber bono loco res eſt, er hat von mir nichts zu befürchten, ich habe mein Theil ſchon.

Graf. Wirklich?

Sture. Ja, meines Aufwärters Tochter in Sauſlingen.

Nannette. Und Sie konnten Ihre Geliebte verlaſſen?

Sture. Warum denn nicht? Ich hoffe in einem Jahe im Stande zu ſeyn, nach Sauſ-

lingen zu reiſen, und mein Hauskreuz aufzula-
den. Bis dahin bin ich ruhig: denn ſo ver-
ſchoſſen — doch kommen Sie, Carl wird ſchon
auf dem Wege ſeyn.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Sie ſehen ſich wieder.

.....

Kaum hatte der Graf und Nannette hinter der ſpaniſchen Wand Platz genommen, als es an der Thür anpochte. Sture rief herein! und Carl Murner trat in die Stube.

„Ich habe hier die Ehre, meinen Vetter zu treffen, den Herrn Sture?

Sture. Zu dienen. Aber Herr Vetter ſagen Sie mir, warum entdeckten Sie ſich denn nicht in Laude beym Cantor, wo wir uns einmal ſprachen? Warum hießen Sie damals Schloſſer?

Murner. Ich hatte damals meine Urſachen. Doch laſſen Sie uns von etwas nothwendigerm reden. Vetter Dachſtuhl ſagte mir, Sie hätten einige Nachricht von meiner Nannette.

Sture.

Sture. (kalt) Ja wohl hab ich die.'

Murner. (feurig O liebſter Vetter, wo iſt ſie, wo iſt das herrliche Geſchöpf? Geſchwind, geſchwind!

Sture. Nicht ſo hitzig Vetterchen. Wißt Ihr denn auch, was Ihr für dieſe Nachricht in der Zeitung verſprochen habt?

Murner. Wohl weiß ich das: hier, (legt eine Rolle auf den Tiſch) hier iſt das Geld: nur geſchwind ſagt mir, wo iſt meine Nannette?

Sture. Seyd kein Narre Vetter, ich verlange Euer Geld nicht. Das war nur ſo mein Spaß. Ihr wißt ja, in unſrer Familie, ich meyne in der Stureiſchen, herrſcht der Geiz nicht: (pathetiſch) denn wie der Geiz, nach dem klaren Ausſpruch der heiligen Schrift, oder des unfehlbaren Wortes Gottes, die Wurzel alles Uebels iſt, ein guter Chriſt aber —

Murner. (ungeduldig einfallend) Um alles in der Welt! hört auf zu predigen, und ſagt mir, wo meine Nannette iſt?

Sture. Morgen ſollt Ihr ſie ſehen.

Murner. Grauſamer Vetter, warum denn erſt Morgen?

Sture. Weils für Heute zu ſpät iſt, und weil ich Heute müde bin.

Murner. Sagt mir nur, wo ſie iſt, ich eile allein hin zu ihr.

Sture. Das geht nicht: ich muß dabey ſeyn. Morgen Vormittag ſollt Ihr Eure Nannette ſehen.

Muner. Die Herrliche iſt doch wohl?

Sture. O ja, ſie iſt munter und luſtig: denn an dem Orte, wo ſie iſt, giebts hübſche junge Burſche, und da ſind die Mädchen immer munter und fidel.

Murner. Vetter, läſtert nicht. Ich baue Schlöſſer auf Nannettens Treue.

Sture. Ich baue auf die Treue eines Mädchens kein Kartenhaus, geſchweige denn ein Schloß.

Murner. Denn kennt Ihr Nannetten nicht, die iſt wenigſtens eine Ausnahme.

Sture. Ich ſollte Eure Nannette nicht kennen? Wohl kenne ich ſie; ſie hat blaue Augen, rothe Bäckchen, blondes Seidenhaar, einen ſchlanken Wuchs, niedliche Füßchen und noch niedlichere Händchen, und obendrein Verſtand

ſtand und Witz, wie ein Kobold. Aber ich dächte doch Vetter, Ihr nähmt Euch ein deutſches Mädchen, und ließt die Franzöſin, wo ſie iſt.

Murner. Nimmermehr Vetter, ohne meine Nannette iſt das Leben mir eine Quaal und der Beſitz aller Reichthümer der Erde, alles andre Glück iſt ohne ſie mir eine Hölle. Meine Liebe zu Nannetten iſt noch das Einzige, was mir das Leben erträglich macht. Verſchwindet aber die Hoffnung, ſie zu beſitzen, ſo verſchwinde auch ich.

Nun konnte ſich Nannette nicht mehr halten; ſie verließ ihren Schlupfwinkel, und ſank ihrem Carl in die Arme.

Dieſe Scene beſchreibe ich nicht: die Leſer mögen ſich ſelbige denken.

Lange währte es, bis beyde Liebenden wieder ihre Sprache finden konnten; was ſie ſich aber ſagten, iſt auch unnöthig anzuführen. Es waren Betheurungen von ewiger Liebe und weiter nichts. Der Graf ſtand da, und freuete ſich innig, daß ſeine Nannette nun dem Ziel ihrer geheimſten Wünſche nahe war, und Herr

Sture ſtopfte ſich eine Pfeife, und ließ ſich eine Flaſche Doppelbier bringen.

Unſre Liebesleutchen hatten ſich einander tauſenderley zu fragen, kaum aber war die Antwort von einer Seite heraus, ſo war von der andern Seite wieder eine neue Frage da. Sie erinnerten ſich kaum, daß noch mehr Menſchen in der Stube waren, als ſie. Man weiß ja, wie es in Fällen dieſer Art zu gehen pflegt.

Endlich nahm Sture das Wort; Leutchen, ſagte er, es iſt Zeit, daß wir zur Muhme Dachſtuhl gehen: eben erhalte ich einen Zettel vom Vetter: er und ſeine Mutter erwarten uns zum Abendbrod. Alſo wollen wir abſocken.

Der Graf machte einige Einwendungen, welche aber Sture und Murner hinlänglich widerlegten. Es wurde alſo ein Wagen beſtellt, oder vielmehr Herr Krug, der Kayſerwirth *) gab

*) Der Verfaſſer weiß nicht, ob zu der Zeit, nämlich 1796, wo dieſe Geſchichte ſich zugetragen hat, Herr Krug noch am Leben war. Sollte er nicht mehr ſeyn, ſo wünſcht der Verfaſſer, daß ſein Nachfolger, ein eben ſo braver, rechtſchaffner Mann ſeyn möge, als Herr Krug geweſen iſt.

gab einen her, und der Graf, Nannette, Murner und Sture begaben sich zur Madam Dachstuhl, welche sie sehr artig und herzlich empfieng, und sich unendlich freute, daß ihr lieber Neffe Murner, eine so vollendete Gattin haben sollte, als Nannette war: denn, daß Nannette und Carl Murner ein Paar werden sollten, war so gut als ausgemacht richtig.

Der Graf und Nannette mußten, alles Remonstrirens ohnerachtet, bey Madam Dachstuhl wohnen, welche ein sehr geräumiges Haus besaß, und bey welcher es, nach Art der Frankfurter reichen Kaufleute, auf einen sehr hohen Fuß zugieng.

Den folgenden Tag besuchte Carl Murner den Grafen von Vitacon auf seinem Zimmer, und war außer sich vor Freude, als der Graf ihm traulich die Hand reichte, und zu ihm sagte: guten Morgen, lieber Sohn, wie haben Sie geschlafen?

Murner. Darf ich Sie denn Vater nennen, bester Mann?

Graf. Sind Sie nicht der Geliebte meiner Tochter? Kann ich mich einer Verbindung wider-

wi derſetzen, die ſich auf die reinſte Liebe grün-
det, und welche die Tugend ſelbſt begünſtigt?
Mit Freuden gebe ich meine Einwilligung.

Murner. (an ſeinem Hals) Sie machen mich unausſprechlich glücklich, beſter Vater. Ich werde es auch das höchſte Geſchäft meines Lebens ſeyn laſſen, meine theure Nannette ſo glücklich zu machen, als es mir möglich iſt.

Graf. Thun Sie das, mein Sohn: Nannette verdient es. Sie ſehen, wie das Mädchen Sie liebt, entziehen Sie dem guten Kinde niemals Ihre Liebe, und ſie wird vollkommen glücklich ſeyn. Aber wie ſteht es mit der Einwilligung Ihres Vaters? Sind Sie dieſer gewiß?

Murner. Leſen Sie (giebt ihm einen Brief.)

Graf. (lieſt)

Lieber Sohn,

Ich habe Deinen Brief vom 18ten hujus richtig erhalten. Ich freue mich, daß Du endlich wieder auf deutſchem Boden lebſt, und den Krallen der franzöſiſchen Raubvögel entgangen

gangen bist. Danke Gott, daß Du nicht auf der Guillotine den Kopf verlohren hast. Es soll gar ein häßliches Ding seyn, die Guillotine. Es thut mir leid, daß Du Dein Mädchen, die Nannette, noch nicht gefunden hast: wenn Du sie nur noch finden könntest, ehe ich nach Frankfurt komme, welches binnen hier und sechs Wochen sicher geschehen wird. Meine Einwilligung, um welche Du bittest, hast Du: denn ich setze zum voraus, daß Du nichts Schlechtes wirst gewählt haben. Aber das sage ich Dir, Deine Nannette muß als meine Schwiegertochter keine Gräfin seyn wollen. Wir würden ja ausgelacht, ärger wie der Buchhändler in Berlin, der sich vom Kayser hat adeln lassen. Der König hat mein Seele recht gethan, daß er dem Mosjöh verboten hat, von vor seinen Namen zu setzen. Also noch einmal, Du hast meine Einwilligung: denn ich zwinge meine Kinder nicht zum Heyrathen, oder zum Nichtheyrathen, das thun nur närrische Aeltern, und von mir soll es nicht heißen: seht da, der alte Murner ist auf seine alten Tas

ge noch ein Narr geworden. Deine Schweſter hat auch einen hübſchen Freyer vor kurzem gehabt: der Burſche gefiel mir und Deiner Mutter, aber Deine Schweſter Luiſe hat ihn nicht haben wollen. Gut damit! Ich ließ den Burſchen kommen: Herr, ſagte ich zu ihm, gern hätte ich Sie zum Schwiegerſohn gehabt, aber ich heyrathe Sie nicht, und meine Tochter mag Sie nicht, alſo iſt nichts zu machen. So ſagte ich: denn ſo denke ich. Mache alſo lieber Sohn Carl, daß Du Dein Mädchen bald findeſt, und erwarte mich, wie geſagt, ſpäteſtens in ſechs Wochen, in Frankfurt, wo ich Dich ſicher zu treffen hoffe. Hiebey ſchicke ich Dir einige gute Wechſel, die Du beziehen kannſt, wo Du willſt: Du wirſt doch unter Deinen Umſtänden viel Geld brauchen. Lebe wohl, lieber Carl. Ich bin Dein Vater

Marner.

Hamburg den
179 —

Nun

Nun das ist ja recht gut, fuhr der Graf fort: Ihr Vater gefällt mir, sein Ton ist so naiv, und seine Gedanken so richtig.

Murner. Wäre ich nur auch so der Einwilligung der Frau Gräfin von Vitacon gewiß.

Graf. Die ist unnöthig. Meine Frau scheint überhaupt Grundsätze zu haben, welche mit denen eines vernünftigen Mannes nicht übereinstimmen. Ahnenstolz ist Ihr Fehler, und so ein Fehler, wie der Ahnenstolz ist, zieht tausend andre lächerliche Fehler, und sogar Ungerechtigkeiten nach sich. Wenn meine Frau vernünftig ist, so wird sie wohl einwilligen: ich werde ihr schreiben.

Murner. Wissen Sie, wo sich die Gräfin aufhält?

Graf. Ja, sie ist beym Grafen von Dachhof: die Haushaltung dieses Herrn ist mir nicht sehr vortheilhaft geschildert worden, welches ich gern glaube, da meine Frau so viel Behagen daselbst findet. — Aber wollen Sie nicht Ihrer Braut guten Morgen sagen?

Carl flog in Nannettens Zimmer: nach den ersten Umarmungen erzählte er ihr alles, was

zwischen

zwiſchen ihm und dem Grafen vorgefallen war, und das gute Kind war, wie Carl, vor Freuden außer ſich.

Bey Tiſche fragte Madam Dachſtuhl ihren Neffen, wie es ihm bisher gegangen habe? Er mußte verſprechen, ſeine Geſchichte zu erzählen, weil ſie aber, wie er verſicherte, ſehr weitläuftig war, ſo wurde beſchloſſen, ſie in gewiſſe Perioden abzutheilen. Einige davon wiſſen wir aus dem Vorhergehenden, alſo fahren wir nur da fort, wo Nannette und Carl ſich in Paris trennten.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Carl Murner erzählt seine Geschichte.

.....

Sie können sich vorstellen, theuerste Nannette, mit welchen Empfindungen ich nach meinem Logis zurück gieng, nachdem Sie vor meinen Augen verschwunden waren. Die Furcht vergällte mir mein Daseyn: denn ich dachte mir die sehr leichte Möglichkeit, daß Sie und Ihr Vater zurück gebracht würden, und dann waren Sie, der Graf, ich, Saterton, und noch mehr andre unwiederruflich verlohren. Doch, die Vorsehung hatte Ihre Rettung beschlossen, und nach einiger Zeit hörte ich aus dem Munde eines Franzosen, welcher aus der Schweiz kam, daß er den Graf von Vitacon und seine Tochter in Basel gesehen hätte, und nun war ich Ihrentwegen beruhigt.

Ihre

Ihre Entweichung verurſachte einige Unruhen, aber weder mir noch dem Bürger Saterron, wurde Ihre Flucht zur Laſt gelegt; der mit entwichene Gefängnißwärter Gilli mußte alles gethan haben. Man vergaß das ganze Ding bald: denn das Tribunal hatte ſo genug Köpfe fallen zu laſſen, ein halbes Dutzend mehr oder weniger, darauf kam nichts an.

Fouquier Tinville wurde bald wieder hergeſtellt, und nun giengen die Abſcheulichkeiten des Tribunals, welche jedoch niemals waren ganz unterbrochen worden, wieder den lebhaften Gang. Ganze Schaaren unſchuldiger Menſchen wurden hingerichtet, und ich ſchauderte allemal, wenn ich zu ſolchen hölliſchen Urtheilen meine Feder leihen mußte; doch that ich, was ich vermogte, Menſchen vom Verderben zu erretten, oder wenigſtens ihr Schickſal zu erleichtern. Ich kann mich rühmen, daß ich manchen ſeine Freyheit verſchaft habe, welcher ohne meinen Beyſtand zu Grunde gegangen wäre.

Da Fouquier Tinville mir ſehr wohl wollte, und da ich ſein Vertrauen in einem hohen Gra-

de besaß, so bemühete ich mich, ihn auf sanftere Gedanken, in Rücksicht der Revolutionsverbrechen zu bringen, aber umsonst; der Teufel in Menschengestalt war keiner sanften Empfindung fähig.

Eines Tages frühe, kam ein gewisser Gounard zu Fouquier, und fragte ihn, wie es mit dem Aristokraten Landry stünde, „Ich weiß es nicht, sagte Fouquier: da frage meinen Sekretär, der hat in der Untersuchung seiner Sache gearbeitet.“

Gounard *) wandte sich mit derselben Frage an mich. Ich antwortete ihm: Bürger Landry würde wohl nächstens in Freyheit gesetzt werden, da man nichts verdammliches an ihm gefunden hätte, er müsse wohl nur aus Mißverständniß oder Neid angeklagt worden seyn.

„Was,

*) Gounard ist kein erdichteter Name. Dieser Mensch, welcher im Winter 1795 zu Paris auf der Guillotine starb, war ein getreuer Spion und Spießgeselle des Scheusals Fouquier Tinville.

„Was, ſchrie Gounard; Landry ſoll in Freyheit geſetzt werden? Teufel und Hölle, das ſoll er nicht. Auf meinen Betrieb wurde er feſtgeſetzt, und jetzt ſoll er auch ſterben. Ich fordre es.

Ich. Aber, mein Himmel, wenn man ihn nun keines Verbrechens überführen kann?

Gounard. Genug, er iſt ein Ariſtokrat, und alle Ariſtokraten müſſen auf die Guillotine, sacre martin.

Ich. Und deine Beweiſe?

Gounard. Beweiſe? Iſts nicht Beweiß genug, daß er geſagt hat, unter Heinrich dem Vierten wäre Frankreich glücklicher geweſen, als es jetzt iſt? Beweißt dieſes nicht genug?

Ich. In der That ein ſeltſamer Grund, Jemand zum Ariſtokraten zu machen, weil er einen König gelobt hatte, dem Frankreich viel von ſeinem Wohlſtand und Anſehen verdankt.

Gounard. Ich glaube, du redeſt dem Tyrannen auch das Wort. Alle Könige ſind Tyrannen, ſie mögen heißen oder geheißen haben, wie ſie wollen, das gilt gleichviel, und wer einen Tyrannen lobt, iſt ein Ariſtokrat;

Landry hat einen Tyrannen gelobt; ergo iſt er ein Ariſtokrat. — Und kurz und gut, Landry muß auf die Guillotine, nicht wahr, Freund Fouquier?

Fouquier. Ich werde ja ſehen, wenns gehn will.

Bounard. Wenns gehn will! Sacre cude Sainte Martin de Tours, es muß gehen Narre, kann ich denn den Garten bey Anieres behalten, wenn er davon kommt?

Fouquier. Ja ſo, daran dachte ich nicht. Es iſt wahr, du haſt eins von ſeinen beſten Grundſtücken; es iſt richtig, er muß fort, und ſollt er gar nichts geſagt, und nichts gethan haben. (zu mir) Bürger, du wirſt das Verhör mit Landry noch einmal von vorn anfangen.

Ich. Warum denn das? Das Verhör iſt geſchloſſen, Landry iſt unſchuldig.

Fouquier. Er ſoll aber nicht unſchuldig ſeyn. Du muſt die Sache ſo einkleiden, daß einige Schuld auf ihn fällt, damit ich ihn anklagen, und aus der Welt ſchaffen laſſen kann.

Ich. Nimmermehr werde ich meine Hände zu einem Bubenſtück bieten.

Fouquier. Wenn du nicht thun willſt, was ich dir auftrage, ſo kannſt du nicht bey mir bleiben: denn ich und mein Sekretär müſſen gemeinſchaftlich agiren.

Ich. In allen erlaubten Dingen, aber nur nicht in ſchändlichen.

Fouquier. (aufgebracht) Entferne dich — deine Bezahlung ſchick ich dir in einer Stunde in dein Logis. Bleibe aber zu Hauſe.

Ich gieng fort, und freute mich, die Dienſte eines Menſchen zu verlaſſen, deſſen ſchwarzen Charakter ich von ganzen Herzen verabſcheute. Ich gieng nach Haus, und fand da den Verbalprozeß des Landry auf meinem Tiſche liegen: ich legte ihn auf die Seite, um einmal Gebrauch davon zu machen.

Eine Stunde hernach kam Gounard, den ich am wenigſten erwartet hatte, und brachte mir das Geld, welches ich bey Fouquier verdient hatte. Es war eine ganz beträchtliche Summe.

„Hier, ſagte er, ſchickt dir Fouquier dein Verdientes.“

Ich.

Ich. Ich danke Fouquier und dir für deine Mühe. Aber warum schickt er denn dich, und nicht seinen Kerl. *)

Gounard. Ich soll dich fragen, ob du wieder zu ihm willst?

Ich. Sobald er verspricht, nichts von mir zu fordern, was meine Ehre und mein Gewissen nicht verträgt. Sein heutiger Antrag war eine Schurkerey, wozu ich nicht behülflich seyn kann.

Gounard. Ist das dein völliger Ernst?

Ich Mein völliger.

Gounard. Nun so seyd Ihr geschiedne Leute, du und der öffentliche Ankläger.

Ich. In Gottes Namen, ich freue mich drüber.

Gounard verließ mich, und ich war nicht böse darüber. Einige Tage nachher erfuhr ich, daß man von neuem wider Laudry inquiriere,

*) Ich weiß das Ton sien nicht anders zu übersetzen. Damals waren die Wörter Laquai, valet, Suisse u. dergl. verbannt, und mit Anathema belegt. Man sagte Monsien, ton sien, son sien, ma sienne, la sienne u. s. w. Diese sprachwidrige läppische Neuerung hatte aber keinen Bestand. Schon 1794 und 95 sagte man schon wieder valet u. s. w.

re, und daß sein Tod so gut, als gewiß sey. Nun dachte ich, es sey Zeit, von dem Verbalprozeß Gebrauch zu machen, den ich in Händen hatte. Ich brachte auch meine Papiere selbst vor das Tribunal, und überreichte sie dem Präsidenten. Dieser legte sie, nachdem er die Aufschrift gelesen hatte, auf die Seite. Ich bat, daß man sie gleich untersuchen möchte, aber die Antwort auf meine Vorstellung war, daß es geschehen sollte, wenn Zeit dazu da seyn würde: man habe mehr zu thun, als jeden Wisch zu lesen. So spielte man mit dem Leben der Menschen!

Drey Tage nachher hörte ich, daß der unschuldige Landry war hingerichtet worden.

Nun konnte ich mich nicht mehr halten: ich setzte mich hin, entwarf eine Demonstration von Landrys Unschuld, und hatte Muth genug, selbige vor dem Tribunal öffentlich vorzulesen. In dieser Demonstration schonte ich weder den Fouquier, noch den Gounard, und klagte sie als Mörder und Räuber an. Das Tribunal erstaunte über meine Dreistigkeit, hörte mir aber doch mit Aufmerksamkeit zu Als ich fertig war, bat sich der Präsident des Tribunals meinen Aufsatz aus, den ich ihm auch willig hingab, und drauf fort gieng.

Meine Rede hatte Eindruck gemacht, und einige Dekaden über suspendirte das Tribunal seine

seine Verurtheilungen *) und Exekutionen, und ich freute mich von ganzer Seele, etwas zum Trost der Menschheit gethan zu haben.

Aber meine Freude war von kurzer Dauer: denn ohngefähr um Pfingsten 1794, als ich eines Tages in meinem Zimmer saß, und einige Briefe schreiben wollte, kam auf einmal ein Commis von der Surveillante, mit einiger Mannschaft, und führte mich ins Gefängniß. Man erlaubte mir, alle meine Sachen mitzunehmen, und entwendete mir nicht das Geringste, wie es sonst Mode war. Aber man sagte mir auch nicht, warum man mich ins Gefängniß schleppte: überhaupt sagte mir der Commissair des Tribunals, ich sey des Aristokratismus verdächtig, die specielleren Punkte wollte oder konnte er mir nicht angeben. Wahrscheinlich war Fouquier Tinville an der ganzen Sache Schuld.

Am 9ten dieses Jahres stürzte der tyrannische Robespierre, dieser Auswurf der Hölle, und sein Fall zog den Fall vieler andern Buben nach sich, welche mit ihm einverstanden waren, und unter seinem allmächtigen Schutz Frankreich despotisirten, und die Menschheit entehrten. Es wundert mich, daß man bisher noch keine Lebensbeschreibung dieses Mannes hat, welche

*) Etwas ähnliches fiel vor im Frühling 1795.

weiche gewiß für Regenten und Völker nützlich seyn könnte. *)

Mit dem Falle des Tyrannen änderte sich auch die Staatsregierung, und die Tribunale wurden sanfter und menschlicher. Man setzte freylich noch immer die Untersuchungen wider die Revolutionsverbrecher fort, aber mit sehr geringer Schärfe, und die Guillotine hatte beynahe gar nichts mehr zu thun. Die Franzosen wähnten nun, recht frey zu seyn, waren es aber noch lange nicht, und sind es noch nicht, und werden es nie seyn: denn der Weg, den diese Nation einschlug, um zur Freyheit zu gelangen, ist gerade der allerverkehrteste, und führt zur abscheulichsten Sklaverey. Die Franzosen werden noch einmal froh seyn, wenn Jemand es der Mühe werth hält, ihr Herr zu seyn, und über sie zu dominiren.

Genug, auf mich hatte Robespierres Sturz so viel Einfluß, daß ich auch wieder auf freyen Fuß, d. i. aus dem Gefängniß kam, und meine alte Wohnung wieder beziehen konnte.

Nun dachte ich in vollem Ernst darauf, Frankreich zu verlassen; aber es war mir nicht unbekannt, daß alle Durchgänge an den Gränzen

zu

*) Vielleicht liefert der Verfaßer dieser Schrift bald eine; an zuverläßigen Nachrichten fehlt es ihm nicht.

zen ſtarkt bewacht würden, und daß alle die, welche ſich unterſiengen, einen Ausgang zu wagen, auf eine gewiſſe Zeit eingeſperrt wurden. Ich mogte mich keiner unangenehmen Auftritte dieſer Art ausſetzen, und blieb in Paris.

Vergeben Sie mir, liebſte Nannette, daß ich nicht ſogleich nach Deutſchland lief, als ich Sie daſelbſt wußte. Es war zur Zeit der Tyranney des Robespierre beynahe unmöglich, aus Frankreich zu kommen, und ſelbſt nach ſeinem Sturz war es äußerſt ſchwer, weil alle Gränzen beſetzt blieben, und jeder, der aufgegriffen wurde, ſehr ſchlimme Folgen ſeines Ausreißens empfinden mußte. War er nämlich ein Franzoſe, ſo ſperrte man ihn jusqu' à la fin de la guerre, das heißt, auf eine von ſeinen Richtern zu beſtimmende Zeit ein, weil fin de la guerre für Frankreich vielleicht in hundert Jahren noch nicht zu hoffen iſt. Man muß die Lage von Europa wenig kennen, und in der Geſchichte ein Ergiguorant ſeyn, um ſich zu überreden, daß der franzöſiſch republikaniſche Koloß jemals ohne heftige Erſchütterungen ſeyn könnte, bis es ihm endlich geht, wie dem zu Rhodus, das heißt, bis er zuſammenſtürzt. War aber ſo ein Ausreißer kein Franzos, ſo wurde er auf eine beſtimmte Zeit, auf vier Wochen aufs längſte eingeſteckt, hernach aber auch lief ins

Land

Land geführt, und ſo gut bewacht, daß es ihm beynahe unmöglich war, nach einem ſolchen Schritt zu entweichen.

Aber gegen den Frühling 1795 fieng man an, die Entweichung der in Frankreich ſich aufhaltenden Ausländer, gar nicht mehr genau zu nehmen, und ließ gehen, wer gehen wollte. Da liefen denn Kriegsgefangene und Ausreißer in Menge fort, und viele Fremde, welche theils Neugierde, theils Hoffnung beſſerer Dinge ins Land gezogen hatte, giengen über die Gränze, ohne daß man ſie zurückgehalten hätte.

Ich ließ mir in Paris einen Paß geben, um nach Beſancon zu reiſen, und verließ dieſe Stadt der Ehrenel und Abſcheulichkeiten. Ehe ich aber von Paris auf ewig Abſchied nahm, ſahe ich noch den öffentlichen Ankläger Fouquier Tinville die Guillotine beſteigen. Das Maaß der Bosheiten dieſes fürchterlichen Menſchen war endlich voll, und ſogar ſeine eignen Spießgeſellen — denn Freunde hat ſo ein Teufel nicht — wurden ſeine Ankläger. Tauſend Schandthaten, von welchen jede den Tod verdient hatte, wurden entdeckt. Die Kommiſſarien wurden endlich der Unterſuchung müde, und endigten den Prozeß, und das Tribunal ſprach das gerechteſte Todesurtheil über dieſen abſcheulichen

Men-

Menſchen, welcher Tauſende auf die ungerechteſte Weiſe hatte hinrichten laſſen. Ein allgemeiner Jubel folgte nach der Hinrichtung dieſes Rouquier Tinville, und ſein Todestag war ein wahrer Feſttag für die Pariſer. Auf dieſe Art zerſtörte ſich das Schreckensſyſtem ſelbſt, und machte einem andern Syſtem Platz, welches aber nicht minder ungerecht, nicht minder freyheitswidrig war.

Dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

.....

Ich verließ die Hauptſtadt, und eilte zu Fuß nach der Gränze. Ich hatte meine Urſachen, warum ich den Weg nahm, den Sie ſelbſt eingeſchlagen hatten, meine Mannette, und durchzog alſo Champagne, Bourgogne, de Franche Comte, und den obern Elſaß. Wo ich hinkam, fand ich ſtatt Wohlleyn, Jammer und Elend. Die Städte, auch die ſchönſten, waren ſchlecht bevölkert, und litten, den Wein ausgenommen, an allem Mangel: alles, beſonders die Lebensmittel, waren auſſerordentlich theuer, und manches von denen Dingen, welche unter Robespierre de la prémiere néceſſité genannt wurden, war nicht einmal für Geld zu haben.

Da der Terrorismus aufgehört hatte, fiengen die Franzoſen nun an, über die Lage der Dinge zu urtheilen, und ihre Meinungen frey heraus zu ſagen. Die Urtheile, welche ich beynahe

nahe durchaus gehört habe, fielen alle dahin aus, daß der jetzige Zustand ein verdorbener, garstiger Zustand sey, welcher durchaus geändert werden müßte, wenn nicht von neuem eine Revolution ausbrechen sollte. Manche versicherten mich, daß diese Revolution schon wieder ausgebrochen seyn würde, wenn der doch für sein Vaterland immer gut gesinnte Franzose nicht befürchtete, die Feinde des Staats, welche Frankreich damals rundum umgaben, möchten Vortheile erhalten, und vielleicht gar ins Innere eindringen: so unterhielt also die Furcht vor einem größern Uebel von außen, das freylich in dieser Hinsicht geringere innere Uebel, ich meyne die Bedrückung der Nation

In Dijon, wo ich mich einige Tage aufhielt, fand ich eine Menge Ausländer, welche da gefangen saßen, unter andern auch mehrere Offiziere von Hannover, Preußen, Oesterreich und andere. Diese Leute wurden, wie sie mich selbst versichert haben, sehr gut gehalten, und hatten wenigstens alle Ursache, ruhig zu seyn, und sich nicht selbst das Leben zu verbittern. Aber was thut der Geist der Zwietracht nicht, welcher allemal zwischen Militärpersonen verschiedner Mächte sich einfindet, gesetzt auch, die verschiednen Mächte waren verbündet. Die Herren fiengen Händel an, schimpften sich, und schritten sogar zu Thätlichkeiten, weil sie aber

keine

keine Degen hatten, so machten sie unter sich aus, daß sie sich schlagen wollten, wenn sie auf der deutschen Gränze seyn würden. Ob sie sich geschlagen haben oder nicht, kann ich nicht sagen.

„Ja Pierjack!“ fiel hier Sture seinem Vetter in die Rede, „das haben sie wohl bleiben lassen. Ich habe von dem Skandal gehört, aber ich kann Euch versichern, Vetter, daß aus der ganzen Sache nichts geworden ist. Die eine Parthey hat sich zwar stellen wollen, hatte auch schon einen sichern Ort bestimmt, wo sich die Herren nach Herzenslust hätten können die Hälse brechen, aber die andere Parthey schlug die Balgerey aus, und zwar aus folgenden Gründen, welche zwar an sich selbst richtig und wahr seyn mögen, doch aber beym Militär unmöglich durchgehen können. In der Gefangenschaft, sagen sie, kann man weder beleidigen, noch beleidigt werden, nämlich an der militärischen Ehre: denn zu dieser Zeit hat man keine militärische Ehre, man hat aufgehört, Offizier, und überhaupt Soldat zu seyn, und hat seine Existenz als solcher verlohren, folglich ist Niemand verbunden, das in der Freyheit auszumachen, was er in der Gefangenschaft angefangen hat. Das Ding läßt sich hören; aber mich dünkt doch, die Herren mit den — Röcken würden

sich beſſer markirt haben, wenn ſie den Degen zur Hand genommen hätten.“

Das gehe uns weiter nichts an, fuhr Carl fort, mögen ſie doch ihre Sachen ausgemacht haben, wie ſie wollen. — Ich kam endlich auf die Gränze, und in Baſel hatte ich das Glück gehabt, in demſelben Gaſthof zu logiren, wo Sie logirt hatten. Nun wollte ich weiter, aber Niemand wollte mir einen Paß geben. In Freyburg, wo ich mich aufhalten mußte, fand ich einen Officier von Conde, welcher Ihren Bruder, und Ihre ganze Familie, recht gut kannte. Dieſer Mann rieth mir, einſtweilen bey dem Cor von Conde Dienſte zu nehmen, und mich dann da nach Ihnen zu erkundigen: denn ich hatte ihm geſagt, daß mir ſehr viel daran gelegen wäre, zu wiſſen, wo ſich der Graf von Altacen und ſeine Tochter aufhielten. Ich fand mir ſeinen Vorſchlag gefallen, und nahm Dienſte, aber alle meine Erkundigungen nach Ihnen waren vergebens, bis endlich mir ein Blatt in die Hände fiel, welches in Schetterſtett gedruckt wird, und worauf ich den Namen Altacen und Nannette fand, aber freylich in einem ſehr unartigen Zuſammenhange. Ich erkundigte mich nach der Stadt Schetterſtett, und mein Wirth in Ettenheim, wo wir im Quartier lagen, welcher ehedem ſich in Schetterſtett aufgehalten hatte, verſicherte mich, daß mir der

Advokat

Advokat Redlich gewiß Nachricht geben würde, wenn ich an ihn schreiben wolte

Ich that es, und bat Herrn Redlich, mir von dem Grafen von Vitacon und seiner Tochter Nachricht zu geben. Bald nachher erhielt ich folgendes Schreiben:

Mein Herr!

Herr Vitacon, nach welchem Sie sich erkundigen, hat sich mit seiner Tochter Marionette eine Zeitlang in Eichenthal aufgehalten, ist aber von da weggegangen, wahrscheinlich, um den pasquillantischen Verfolgungen des Grubenkommissars Wallrok zu entgehen, welcher ihn und seine unschuldige Tochter in seinem Wochenblatt, Erzähler genannt, auf die entehrendste Weise mitgenommen hat. Alle brave Scheuerstetter haben sich über die Impertinenz des Kerls geärgert, und sich gefreut, daß ihm, und seinem Spießgesellen, das Fell derb ausgegerbt worden ist. Wo Vitacon hingezogen ist, kann ich Ihnen nicht melden, doch will ich mich erkundigen, und erfahre ich etwas, so will ich es Ihnen auf der Stelle schreiben.

Ihr

Freund

Redlich.

Nun wußte ich doch Etwas, und hoffte von Schetterſtett aus noch mehr zu erfahren, aber ich hoffte vergebens, und entſchloß mich daher, meinen Abſchied zu nehmen, und ſelbſt in Deutſchland herumzuziehen, um Sie, meine Theuerſte, aufzuſuchen. Ich hatte ſchon einen Brief an meine liebe Tante Dachſtuhl fertig, worin ich ſie um einiges Geld bat, als mir ein Streich geſpielt wurde, der meine auf dieſe Art getroffenen Maaßregeln vereitelte.

Murner erzählte nun, was er dem Paſtor Braun erzählt hatte: wir wiſſen es ſchon, alſo wiederholen wir es hier nicht noch einmal; nach der Weiſe jener Herren, welche gleich Anfangs ihrer Leſebücher ihre ganze Weisheit auskramen, und dann hernach — doch exempla ſunt odioſa.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Die Geſchichte nähert ſich, zum Troſte der Leſer, ihrem Ende.

. . . . . .

Einige Wochen vergiengen, und unſre Leutchen merkten kaum, daß ſie in der Zeit lebten, nämlich in der allgemeinen Ordnung der aufeinander folgenden Dinge, ſecundum Leibnitzium, oder in der Idee, welche der Seele normal iſt, ſecundum Kantium. Carl und Nannette, Lieschen und Ludwig waren freylich die glücklichſten: dieſe glaubten nämlich, außer ihnen gäbe es in der weitern Welt nichts mehr.

Freund Sture, dem doch gewiß alle meine Leſer, die Erlangiſchen und Jenaiſchen Recenſenten ausgenommen, gut ſind, hatte manchen Auftritt mit den Frankfurter Philiſtern, wie er ſie nannte: allein das Ding ward ihm in der Länge zu fade.

„Einen verliebten Umgang da anzuſchauen, ihr lieben Leutchen,“ ſagte er eines Tages, „iſt mir

mir gerade, als wenn ich des Cantors Lebeschke zu Laade Gezänk mit seiner Hallorenkatherine anhören müßte. Das Ding mag für Euch recht hübsch seyn, und ich weiß es selbst an mir, daß es einen bis auf die große Zehe hin kitzelt, wenn man so beym Liebchen sitzt: das hab ich bey meines Aufwärters Tochter in Saulingen erfahren: aber für einen Fremden, der bey dem Fressen keine Zeche hat, ist so was gewaltig abgeschmackt. Ich will also mir auch Zeitvertreib suchen und ein Bißel extravagiren.

Murner. Wohin willst Du denn, Vetter?

Sture. Nach Dachdorf zu dem fidelen Stoßer, der sonst in Saulingen studierte, jetzt aber Hofrath oder geheimer Rath des Grafen von Dachdorf ist.

Graf v. Vitacon. Hofrath oder geheimerRath eines Grafen?

Sture. I warum denn nicht? Die Duodezmonarchen in Deutschland machen alles nach, wie die Affen: was sie an großen Höfen sehen, das muß bey ihnen, versteht sich in nuce, nachgeäffet werden. Ich kenne kleine Duodez- oder beiser Sedezhöfe, wo sie eine Regierung und geheime Räthe finden: und was das allerschnurrigste ist, geheime Räthe von solcher Creation, vindiciren sich den Titel Excellenz, welchen doch

Nie-

Niemand einem preußischen oder dänischen geheimen Rath giebt.

Gr. v. Vitacon. Werden Sie den Grafen von Dochhof besuchen?

Sture. Bewahre! Glauben Sie denn, daß Litteratur so einem Mittelding zwischen — nachlaufe? Nimmermehr.

Sture reiste ab, und erst, nachdem er fort war, reute es den Grafen von Vitacon, daß er ihm keinen Brief an die Gräfin mitgegeben hatte, er entschloß sich daher, gleich selbst an seine Frau zu schreiben, und ihr zu melden, daß Nannette nächstens Frau Murner werden würde, aber ohne sie um ihre Einwilligung zu bitten, indem er fest überzeugt war, daß die Frau Gräfin niemals ihre Einwilligung zu einer solchen Mißheirath geben würde.

Eines Tages waren unsre Leutchen eben mit dem Anziehen beschäftigt, um eine kleine Spazierfahrt zu machen, als der alte Herr Murner von Hamburg bey ihnen mit seiner Tochter Luise eintrat.

„Ha, nun sehe ich sie! Nicht wahr, das ist sie, Deine Braut?“ rief der Alte, auf Nannetten zeigend. „Bey meiner Seele, lieber Sohn, Du hast nicht gewählt, wie ein Schaafskopf!“

So naiv das Kompliment des alten Murners war, so mißfiel es doch nicht, und die

grüßte

gröſte Herzlichkeit war in dem Augenblick unter der ganzen Geſellſchaft.

Nur Mamſell Luiſe war niedergeſchlagen, und ſchien wenig Antheil an der gemeinſchaftlichen Freude zu nehmen.

Ihr Bruder bemerkte dieſes, und fragte ſie nach Tiſche — denn die Spazierfahrt war vergeſſen — was ihr fehle?

„Nichts", erwiederte das ſchöne Mädchen.

Der alte Murner. Nichts? Ich weiß wohl, was es iſt; aber ſo geht das Ding nicht, der Kerl hätte wenigſtens ſagen ſollen, wer er iſt.

Carl. Ich verſtehe Sie nicht, beſter Vater: von welchem Kerl reden Sie denn?

Der a. Murner. Je nun, von dem Ladenſchwengel, meinem Diener. Der Burſche hat lange bey mir konditionirt, und ich muß ſagen, er hat als ein redlicher Kerl ſeine Sachen gemacht. Endlich merkte ich Unrath, und mir kam es vor, als wenn da die Jungfer Tochter den Burſchen gerne ſähe. Ich hatte nichts dawider: denn das iſt ſo mein Grundſatz, daß man die Kinder nicht hindern müſſe, wenn ſie heirathen wollen, es ſey denn, wohl gemerkt! daß ſie ſichtbarlich ins Verderben rennen. Ich nahm alſo meinen Herrn Urian vor, und examinirte ihn: da waren alle ſeine Antworten ſo beſchaffen, daß ich wohl ſahe, er ſey ein Vagabund.

bund. Nun nahm ich meine Luiſe auch ad coram, und verbot ihr, mit dem Burſchen ferner umzugehen, und dem Moſjöh verbot ich gleichfalls, meiner Tochter Hübſchigkeiten zu ſagen. Einige Wochen lang hielten ſie Wort, und erſt heute: denn den Burſchen hab ich mitgebracht, weil er hier bey Herrn Leonhardi in Kondizion kommen ſoll, da ich nicht haben will, daß er in Hamburg exiſtirt — alſo erſt heute merke ich, daß die Menſchenkinder noch lange nicht da ſind, wo ich ſie gern haben mögte. Da ſaßen ſie traulich beyſammen, heulten, herzten, und küßten ſich: ich aber nicht faul, fahre zu, und werfe meinen Moſjöh Kramer — ſo nennt er ſich — zur Thüre hinaus, ſetze mich mit meiner Tochter ein, und fahre hieher. Das iſt die ganze Urſache ihrer Traurigkeit.

Carl. Wo haben Sie denn den Menſchen von ſich geſtoßen, liebſter Vater?

Der a. Murner. In Friedberg, ſechs Stunden von hier.

Carl. Ob er hieher kommen wird?

Der a. Murner. Das muß er wohl, wenn er Kondizion haben will.

Der alte Murner war ein grundehrlicher, braver, obgleich etwas roher Mann, der jeden für ſich gleich einnahm, und den der Graf bald als Freund liebte, Nannette aber als Vater verehrte. Der alte Mann fand auch ſo viel Wonne

ne in dem Umgang mit seiner neuen Tochter, wie er sagte, daß ihr Geliebter gewiß würde auf ihn eifersüchtig geworden seyn, wäre er nicht sein Vater gewesen.

Da der alte Murner sich nur drey Wochen in Frankfurt aufhalten konnte, so wurden alle Anstalten zu der zwiefachen Hochzeit gemacht: denn noch vor des ehrlichen Alten Abreise sollte Carl mit Nannetten, und der junge Dachstuhl mit Lieschen verbunden werden.

Eines Tages fuhr die ganze Gesellschaft nach Höchst, und da sie gerade bey dem Haus des Hrn. Leonhardi vorbey mußten, rief der alte Murner dem Kutscher zu, daß er anhalten sollte, weil er seinem Freund einen guten Morgen sagen müßte. Er stieg aus, die andern aber blieben sitzen: weil sie glaubten, Herr Murner werde gleich wieder kommen: aber Leonhardi kam selbst, und bat sie, auf einen Augenblick bey ihm einzukehren. Sie stiegen aus, und giengen in Leonhardis Laden.

Der Ladendiener, eben der, welchem der alte Murner den Umgang mit seiner Tochter verboten hatte, stand da, als die Gesellschaft eintrat, und schenkte dem alten Murner und seinem Principal Malaga ein. Als er aufblickte, ließ er die Bouteille fallen.

Leonhardt. Was iſt das? Iſt Er klug?

Graf von Vitacon. Louis, mein Sohn?

Nannette. Ach, mein Bruder!

Louiſe. Ach, Louis!

} alle zugleich.

Der a. Murner. Was iſt das für eine Mummerey? Sagen Sie mir, (zum Grafen) kennen Sie den Burſchen?

Graf. Wie ſollt ich ihn nicht kennen? Er iſt ja mein Sohn.

Der a. Murner. Iſt das wahr? Und der Sapperluft hat mir nicht das Geringſte davon geſagt.

Louis Vitacon. (fällt ihm zu Füßen) Vergeben Sie, beſter Mann, was ich that; verzeihen Sie Ihrer Tochter und mir. Ich will Ihre Ruhe nicht mehr ſtören, gewiß nicht. Ich bin jetzt gefaßt, und entſage dem herrlichſten Mädchen, ob ich gleich vor einigen Tagen noch nicht glaubte, ohne dieſes Mädchen einen Tag leben zu können.

Der a. Murner. Närriſcher Kerl, das ſollſt Du aber nicht, Du ſollſt meiner Tochter nicht entſagen, verſtehſt Du mich? He da, Louiſe, wie ſiehts aus? Willſt Du den da?

Louis

Louiſe. (beſchämt) Mein Vater!

Der a. Murner. Ja ſo! Kommt her: Hier Mosjöh hat Er ſein Theil, und da, Louiſe, haſt Du das Deinige. (lacht) S'iſt doch ſchnurrig, mein Seele, Bruder und Schweſter kriegen Schweſter und Bruder. Schnakiſch, mein Seele!

Louis Vitacon — denn Graf und Herr von wurden verbannt — erzählte nun ſeine Hiſtorie, die aber eine gewöhnliche Emigrantenhiſtorie war, womit ich alſo meine Leſer nicht aufhalten mag. Er hatte unter Conde gedient, und hernach dieſes Kor verlaſſen. Weil er ſehr gut ſchreiben und rechnen konnte, auch der deutſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache erfahren war, ſo kam er in Hamburg in ein Komptoir, deſſen Beſitzer ihn dem alten Murner empfahl. Er hatte vorgegeben, er ſey ein emigrirter Deutſchlothringer, und heiße Schloſſer. Hätte er ſich gleich mit ſeinem verliebten Anliegen an den alten Murner gewendet, ſo wäre er nicht in die Verlegenheit gekommen, von ihm weggejagt zu werden: aber der alte Murner konnte nichts weniger leiden, als Schleifwege.

Nun war es denn auf allen Seiten richtig, und die Tripelallianz ſollte künftigen Donnerſtag abgeſchloſſen werden. Jeder bedauerte, daß Vetter Sture nicht da ſey, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen, und die Geſellſchaft mit ſeinen fidelen Einfällen zu erbauen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Meinetwegen!

Sture war zu Dachhof angekommen, und hatte da seinen Freund Faber in gutem Wohlseyn getroffen: einige Tage hatten die Leute ganz fidel zugebracht, als Faber ihm eines Morgens berichtete, daß ihn ein sehr verdrüßliches Geschäft nöthige, auf zwey Tage zu verreisen: er möge sich indessen die Zeit nicht lange werden lassen.

Sture. Was ist denn das für ein verdrüßliches Geschäft?

Faber. Ich soll eine Dame, eine Französin, bis auf die Gränzen des westphälischen Kreißes begleiten: mein Graf will sie relegiren, weil nun gerade nur zweyhundert Schritte bis auf die Gränzen unsrer Staaten sind, so relegirt er sie über die Gränzen des ganzen Kreißes.

Sture. Warum nicht lieber gar über die Gränzen des heiligem Römischen Reichs? Parbleu.

dies, was es doch für Narrhänse in der Welt giebt! aber was hat denn die Dame gemacht, daß Seine Excellenz, der Herr Graf, so barsch mit ihr umgehen?

Faber. Diese Dame, welche bisher den Ton an unserm Hofe angegeben hat, unterstand sich gestern, öffentlich zu behaupten, ein Reichsgraf sey eigentlich kein rechter Graf, die französischen Grafen führten allein den Grafentitel mit Recht: darüber wurde unser Herr Graf aufgebracht, und gab auf der Stelle Befehl, die Gräfin aus dem westphälischen Kreiß zu bringen. Dieses Geschäft ist mir nun aufgetragen worden.

Sture. Die Dame und Euer Graf scheinen beyde nicht recht klug zu seyn. Aber wenn Du es erlauben willst, so begleite ich Dich, ich mögte doch die Dame von Angesicht kennen lernen.

Faber war es herzlich gerne zufrieden, daß Sture die Reise mit machte: sie fuhren also des andern Tages früh ab, nachdem sie die Dame in den Wagen, ihre wenigen Effekten aber hinten drauf gepackt hatten.

Die Dame räsonnirte gewaltig über den Grafen von Dachhof, und seinen Mangel an Lebensart, mitunter kamen auch viele Tiraden vor, welche der deutschen Nation keine Ehre gemacht haben würden, wenn sie gegründet gewesen,

sen, und nicht aus dem Munde einer plauderhaften Französin gekommen wären. Sture aber trumpfte jedesmal die Frau Gräfin ab, wenn sie einen antideutschen Kernausdruck ausspielte.

„Aber, Frau Gräfin, sagte endlich Sture, Sie gedachten schon einigemal Ihres Gemahls und Ihrer Tochter. Wissen Sie denn, wo diese sich aufhalten?“

Gräfin. Der Graf, mein Gemal, hielt sich vor ohngefähr acht Monaten in Franken auf, bey einem gewissen Baron von Raphael, und das Fräulein, meine Tochter, befindet sich noch, wie ich glaube, in dem Hause der Gräfin von Walldorf.

Sture. Sie scheinen keine starke Korrespondenz mit Ihrer Familie zu führen.

Gräfin. Wie sollte ich auch, man hat so viel zu thun. —

Sture. (einfallend) Daß man vor lauter Müssiggehen nicht an die Geschäfte denken kann. Aber nun werden Sie doch zu Ihrem Gemal reisen?

Gräfin. Schreiben will ich ihm wenigstens, und mich erkundigen, auf welchen Fuß ich bey ihm werde leben können. Eine Gräfin von Vitacon muß ihrem Hause auch im Ausland Ehre machen.

Sture. Gräfin von Vitacon!

Gräfin. Ja wohl, mein Herr, fällt Ihnen dieser Name auf?

Sture. Der Name fällt mir nicht auf, aber das fällt mir auf, daß Sie Nannettens Mutter sind.

Gräfin. Wie, Herr Sture, Sie kennen meine Familie?

Sture. O ja, ich kenne den rechtschaffenen Grafen von Vitacon, und seine liebenswürdige Tochter Nannette, welche aber bald die Gattin eines braven jungen Mannes seyn wird.

Gräfin. Was? Meine Tochter eine Braut, und ich wüßte nichts darum. Unmöglich!

Sture. Und doch wirklich. Sie kennen auch Ihren künftigen Schwiegersohn, Carl Murner von Hamburg. Ich hoffe, bey meiner Zurückkunft nach Frankfurt, wo Ihre Familie jetzt ist, alles zur Hochzeit bereit zu finden.

Die Gräfin war vor Zorn außer sich — sie stampfte und machte Grimassen, wie eine Rasende. Sture hatte seinen wahren Spaß mit ihr, und suchte ihr, so nach seiner Art, begreiflich zu machen, daß eine französische Emigrantengräfin, die nichts im Vermögen habe, es nicht übel nehmen müsse, wenn ein reicher Nichtgraf, wäre er auch ein Deutscher, um ihre Tochter freyet.

Lange Zeit predigte Sture tauben Ohren: die Gräfin räsonnirte von nichts, als von Mesalliance, von Encanaillement, und andern dergleichen Ungeheuern, welche der adeliche Aberwitz erfunden hat. Als aber endlich Sture auf das Kapitel von Murners Reichthum kam, und ihr den hohen Fuß beschrieb, auf welchem ein Bankier zu Hamburg zu leben gewohnt ist, ward sie aufmerksamer, und meynte, Reichthum ersetzte doch auch bisweilen die Mängel der Geburt.

„Ja, Frau Gräfin,“ fuhr Sture fort, „Sie selbst würden das herrlichste Leben führen, wenn Sie in Zukunft bey dem Grafen leben wollten. Ich weiß, der Graf erhält von seinem Schwiegersohn sein gutes Auskommen, und Ihnen kann es auch an einem schicklichen Jahrgeld nicht fehlen.“

Gräfin. Wie meynen Sie? Ein Jahrgeld sollte ich haben?

Sture. Ohne Zweifel, und gewiß ein hinlängliches.

Gräfin. Worüber ich disponiren könnte à mon gré?

Sture. Wie Ihnen gefällig ist: Ihr Schwiegersohn wird sich um die Anwendung Ihres Gehalts gar nicht bekümmern.

Gräfin. Wahrlich, die Sache verdient Ueberlegung, und ich kenne den Herrn Carl Murner, er ist scheuerös.

Die

Die Gräfin fiel in tiefes Nachdenken, aber kaum hatte Sture Zeit gehabt, während dieser Meditation seine Pfeiffe zu stopfen und anzuzünden, denn die Gräfin fuhr auf einmal in die Höhe: „Ja, ja," sagte sie, „ich konsentire in die Verbindung des Fräuleins, meiner Tochter, mit Herrn Carl Murner, aber auf gewisse Bedingungen, die ich ihm vorlegen werde. Wollen Sie mich nach Frankfurt begleiten, Herr Sture? Sie scheinen da bekannt zu seyn.

Sture. Mehr als zu viel, ich kenne alle Kneipen da, sogar den letzten Heller, und die haarigen Ranzen: aber ich kenne auch die Familie, in welche Fräulein Nannette heyrathet, und werde Sie introduciren.

Auf der Gränze von Westphalen kehrte Faber nach Dachhof zurück, und Sture reiste mit der Gräfin nach Frankfurt.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Kapitulation.

.....

In Frankfurt kehrte die Gräfin im rothen Hauſe ein, und Sture konnte es gar nicht dahin bringen, daß ſie ihn in das Haus der Madam Dachſtuhl begleitete. Sie ſey eine Gräfin: ihr Gemal, der Graf, müſſe ihr zuerſt ſein Kompliment machen, Herr Sture mögte hingehen, und dem Grafen ihre Ankunft melden.

Sture that dieſes, und der Graf war recht froh, ſo wie auch Nannette, daß die Gräfin dem Glück ihrer Tochter weiter keine Hinderniſſe in den Weg legen wollte.

„Ja," ſagte Sture, "die Frau Gräfin erklärt ſich nur ſo im Allgemeinen, aber ſie will Bedingungen vorſchlagen, einer von den Präliminarartikeln iſt, daß ſie ein Jahrgeld bekommt."

„Das ſoll ſie auch," antwortete der alte Murner, „und zwar ein ſolches, womit ſie zufries

ſrieden ſeyn kann. Aber wir müſſen doch zu ihr, und ſehen, auf welche Bedingungen ſie mit uns kapituliren will. Kommen Sie, Herr Graf, und Du auch, mein Sohn "

Die Frau Gräfin empfieng die Geſellſchaft mit allem Anſtand, und betrug ſich gegen ihren Gatten, als wäre er ein Weltfremder. Der alte Murner ſchüttelte den Kopf, der junge Murner aber kannte die groſſe Welt beſſer, und fand in dem Benehmen der Gräfin gar nichts auffallendes.

Frau Gräfin, ſagte endlich der alte Murner, wir kommen zu Ihnen, Sie um Ihre Einwilligung zur Verbindung Ihrer Tochter Nannette, mit meinem Sohn Carl zu erſuchen, und Sie dann zu bitten, daß Sie Ihrem Sohn Louis erlauben, meine Tochter zu nehmen.

Gräfin. Was, auch mein Sohn?

Der a. Murner. Ja, auch Ihr Sohn. (erzählt ihr die ganze Geſchichte: die Gräfin hört ihn zerſtreut an.)

Gräfin Ich ſehe wohl, alles iſt wider mich: Gemal, Sohn, Tochter, alles, alles iſt wider mich - (lacht) Ich muß wohl kapituliren.

Der a. Murner. Laſſen Sie hören, nur müſſen Sie die Saiten nicht gar zu hoch ſpannen.

Gräfin. Nein, gewiß nicht. Was alſo das erſte Pärchen, meine Tochter und Carl anbetrifft,

anbetrifft, so verlange ich erstlich, daß Herr Carl sich nobilitiren lasse.

Der a. Murner. Abgeschlagen, daraus wird nichts, ein neugebackner Edelmann wird ausgelacht, und das mit Recht, ich will aber nicht daß meine Familie der Gegenstand des gerechtesten Spottes sey, also bitte ich Sie, reden Sie vom Nobilitiren kein Wort mehr: denn daraus wird nichts.

Gräfin. Dann verlange ich, daß meiner Tochter ein hinlänglicher Wittwengehalt ausgesetzt werde.

Der a. Murner. Denken Sie denn, daß mein Sohn so bald sterben werde? Er fängt ja erst recht an zu leben! Aber für diesen Punkt habe ich gesorgt. Wenn meine liebe Schwiegertochter Kinder bekommt, und mein Sohn stirbt, so geben ihr die Gesetze ihren Antheil an dem Vermögen meines Sohnes: stirbt aber mein Sohn ohne Kinder, so sind Ihrer Tochter dreyßigtausend Thaler zugesichert. Sind Sie damit zufrieden, Frau Gräfin?

Gräfin. Vollkommen. Mit Nannettens Sache wären wir also aufs Reine; aber meines Sohnes Braut muß doch geadelt werden?

Der a. Murner. Nein, Madam, daraus wird auch nichts. Ihr Sohn hört auf, Graf zu seyn, und wird ein ehrlicher Kaufmann. Ich will ihm meinen Handel überlassen:

er hat Luſt zu dieſem Geſchäfft, und verſteht es ſchon ſo paſſabel: er wird gewiß ſein Glück machen und mein Haus noch mehr heben. Der Handel entehrt nicht, er iſt vielmehr eine der Hauptſtützen des Staats. Sind Sie es zufrieden, Madam?

Gräfin. (nach langer Pauſe) Was will ich denn machen? Ja, ich gehe alles ein.

Graf. (umarmt ſie) Ich freue mich, liebe Babeton, Dich ſo vernünftig zu finden.

Gräfin. Pfuy, Graf, wer wird denn Du ſagen?

Graf. Laß es immer ſo gut ſeyn, liebes Kind: wir ſind in Deutſchland, und da dutzen ſich die Eheleute: wir müſſen jetzt deutſche Moden mitmachen.

Gräfin. Ich ſehe es wohl, ich werde mit der Zeit noch ganz germaniſirt werden. Ah!

Der a. Murner. Nun, Frau Gräfin, was fordern Sie denn für ſich? Der Herr Graf will bey ſeinen Kindern leben, bald bey der Tochter, bald bey dem Sohn, was wollen Sie thun?

Gräfin. (mit Stolz) Ich werde mich nie ſo weit erniedrigen, daß ich von der Gnade meiner Kinder leben ſollte.

Der a. Murner. Das ſollen Sie auch nicht. Es ſoll Ihnen ein Jahrgeld von viertauſend Livre oder von tauſend Thalern ausgeſetzt

gesetzt werden, welches Sie verzehren können, wo Sie wollen.

Gräfin. Sie sind sehr scheneröß, Herr Murner; nun, ich bin alles zufrieden, aber noch eine Bedingung muß ich hinzusetzen.

D. a. Murner. Und diese ist?

Gräfin. Wenn der Adel in Frankreich wieder hergestellt seyn wird, und die Güter von Vitacon uns wieder zufallen: so muß meinem Sohne erlaubt seyn, nach Frankreich zurück zu gehen, seine Gemalin und etwaige Kinder mit zu nehmen, und den Namen eines Grafen von Vitacon zu führen.

D. a. Murner. Zugestanden. Wenn dieß geschieht, Frau Gräfin; so will ich selbst das Geld zur Confisicirung meiner Tochter hergeben, und sie zu Wien in den Grafenstand erheben lassen, darauf verlassen Sie sich.

Nun war weiter kein Hinderniß mehr zu heben, und die Frau Gräfin von Vitacon fuhr mit ihrem Gatten und den übrigen nach dem Hause der Madam Dachstuhl. Der Wohlstand, welcher hier herrschte, zwang ihr, wider ihren Willen, das Geständniß ab, daß es doch besser sey, ohne adeliche Titel, alles vollauf zu haben, und sich nach Herzenslust pflegen zu können, als bey allen Titeln, und Würden, und Ahnentafeln zu darben, und ohne Credit zu seyn.

Einige

Einige Tage nachher wurde Carl und Nannette, Louis und Louise, und Ludwig und Liesschen getraut. Madam Dachstuhl gab dabey eine fête, so recht à la Francfort, das heißt, wobey so viel verschwendet wurde, als nur immer verschwendet werden konnte. Die ganze Stadt redete davon. Daß unsre jungen Leutchen nun glücklich waren, versteht sich von selbst: denn sie liebten sich ja, und die Verbindung mit dem geliebten Gegenstand, ist allemal wonnevoll, so lange nämlich die Liebe währet: wir wollen aber unsern Leutchen wünschen, daß ihre Liebe, folglich auch ihr Glück, so lange dauern möge, als sie leben.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Ist das Lezte.

.....

Vier Wochen nach der völligen Abschließung der oben beschriebenen Tripelallianz, drang der alte Herr Murner auf die Abreise, und man mußte sich fügen Carl und Louis zogen mit Ihren Gattinnen nach Hamburg, wo Louis sogleich die Handelsgeschäfte, in Gesellschaft seines Schwiegervaters übernahm, Carl hingegen in einem gemietheten Hause mit seinen Schwiegerältern wohnte.

Nicht lange hernach hörte Carl, daß ein Landgut in der Nähe zu verkaufen sey: er kaufte es an sich, und verlebt jetzt die schöne Jahrszeit mit seiner Gattin auf dem Lande, den Winter aber brinat er in der Stadt zu. Die schöne Nannette hat ihm schon zwey Kinder gebohren, die sein und ihr ganzes Leben sind.

Der alte Graf von Vitacon lebt mehr bey seiner Tochter, als bey seinem Sohn: denn bey jener ist nicht so viel Geräusch, als bey diesem, und der Graf liebt die Ruhe.

Die Gräfin ist meistens in der Stadt, wo sie hundert Bekanntschaften gemacht hat, und wo sie in allen vornehmen Häusern, als eine Dame vom besten Ton sehr willkommen ist, und verehret

ret wird. Da die Hamburger Nobleſſe meiſtens aus Kaufleuten beſteht, ſo fängt die Frau Gräfin jetzt an, mit der Verbindung ihrer Kinder, mit einem der beſten Häuſer in Hamburg, ſehr zufrieden zu ſeyn; vielleicht bekehrt ſie ſich noch dereinſt völlig: denn jetzt wird ihr doch der Gedanke vergangen ſeyn, daß der Adel jemals in Frankreich wieder ſo hergeſtellt werden könne, wie er zur Zeit der Allerchriſtlichſten Könige geweſen iſt.

Sie will Carls kleine Tochter, die auch, wie die Mutter, Nannette heißt, in die Lehre nehmen, ſobald das Kind lehrfähig ſeyn wird. Carl fürchtet ſich vor dem Unterrichte, welchen ſeine Schwiegermutter ſeinem Töchterchen ertheilen würde, aber ſeine Gattin tröſtet ihn damit, daß die Frau Großmama niemals ein Geſchäft zwey Wochen hintereinander betrieben hätte, ſo etwas ennigirte ſie zu arg, er dürfe ſich alſo nicht fürchten, daß ſeine Tochter durch den eitlen flatterhaften Unterricht der Großmutter verderbt werde.

Louis Vitacon hat das Graf von ganz weggeſtrichen, und iſt ganz Kaufmann: ſeine Geſchäfte gehen ſehr gut, und ſein Schwiegervater freuet ſich, daß aus einem, wie er ſagt, zum Müßiggang gebohrnen Menſchenkind, doch ein thätiger Mann geworden iſt.

Unſer Freund Sture iſt in ſeinem Vaterlande als Marſchkommiſſär angeſtellt worden, und

hat sein Malchen zu Sauflingen geholt. Da sie die Tochter eines Studenaufwärters ist, so hat doch Herr Sture Jemand bey sich, womit er sich über Burschensachen und Burschenkommang unterhalten kann. Sture liebt seine Frau herzlich, und das vorzüglich, weil sie eine Sauflingerin ist: denn der Gedanke an Sauflingen ist Herrn Sture eben so theuer, als dem Verfasser dieser Schrift der Gedanke an Gießen, den ehemals einzigen Ort *). Da Stures Geschäfte ihm Zeit genug lassen, andere Dinge vorzunehmen, so arbeitet er gegenwärtig an einem gewissen Hauptwerk, nämlich an einer akademischen Encyclopädie, oder allgemeinem Realwörterbuch der ganzen Universitäterey. Von Herrn Sture läßt sich etwas erwarten: denn dieses Fach versteht er vollkommen.

So ist die gegenwärtige Lage der Personen beschaffen, welche bisher sind beschrieben worden. Wie es ihnen in Zukunft gehen wird, ist mir unbekannt, doch hoffe ich, sie sollen nie unglücklich werden, und werde recht froh seyn, wenn diese Erzählung meinen lieben Lesern und Leserinnen keine lange Weile verursacht hat.

*) Wie Hr. Magister Dornenfleeg gewiß nicht in Abrede seyn wird.

Ende des zweyten und letzten Theils.